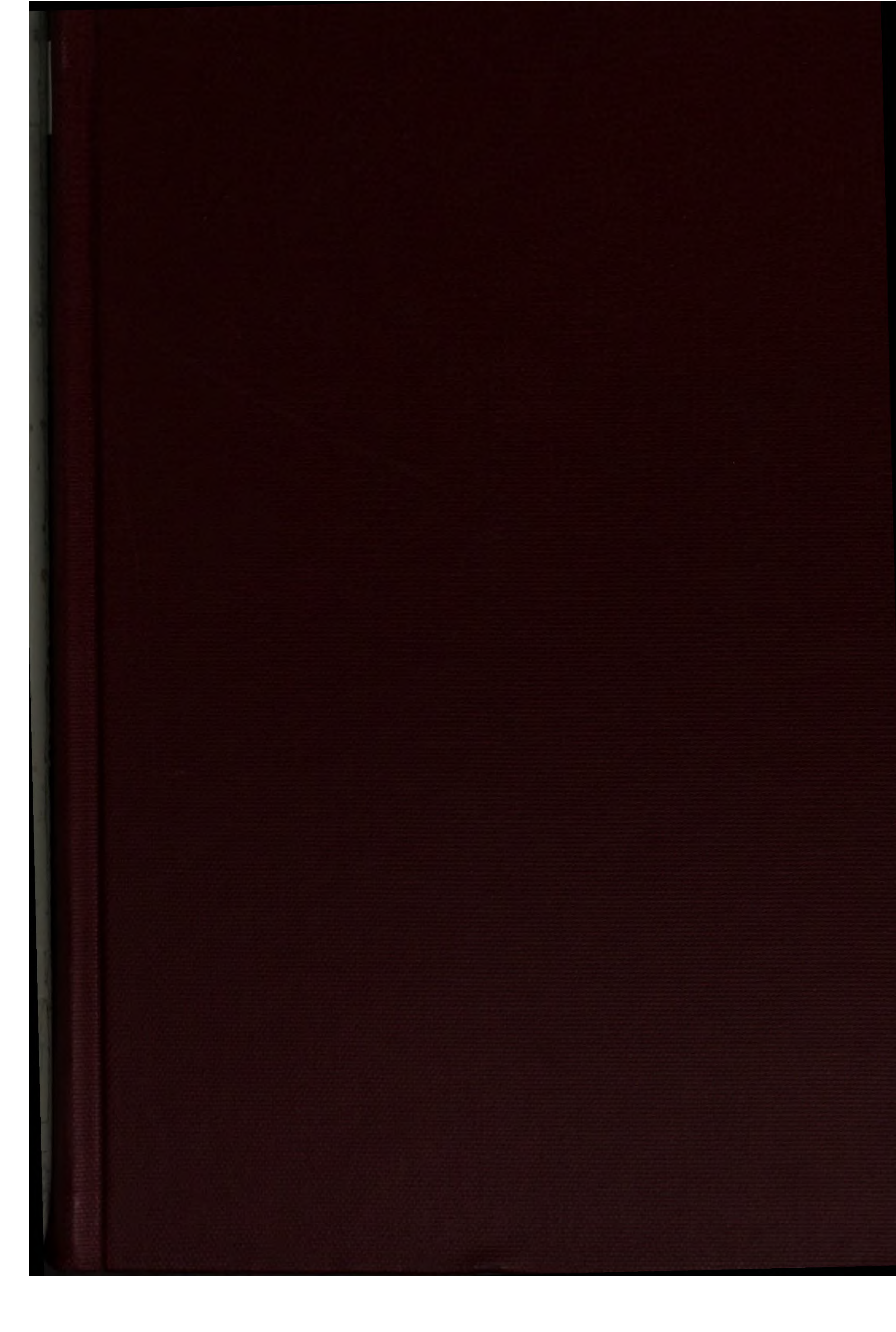
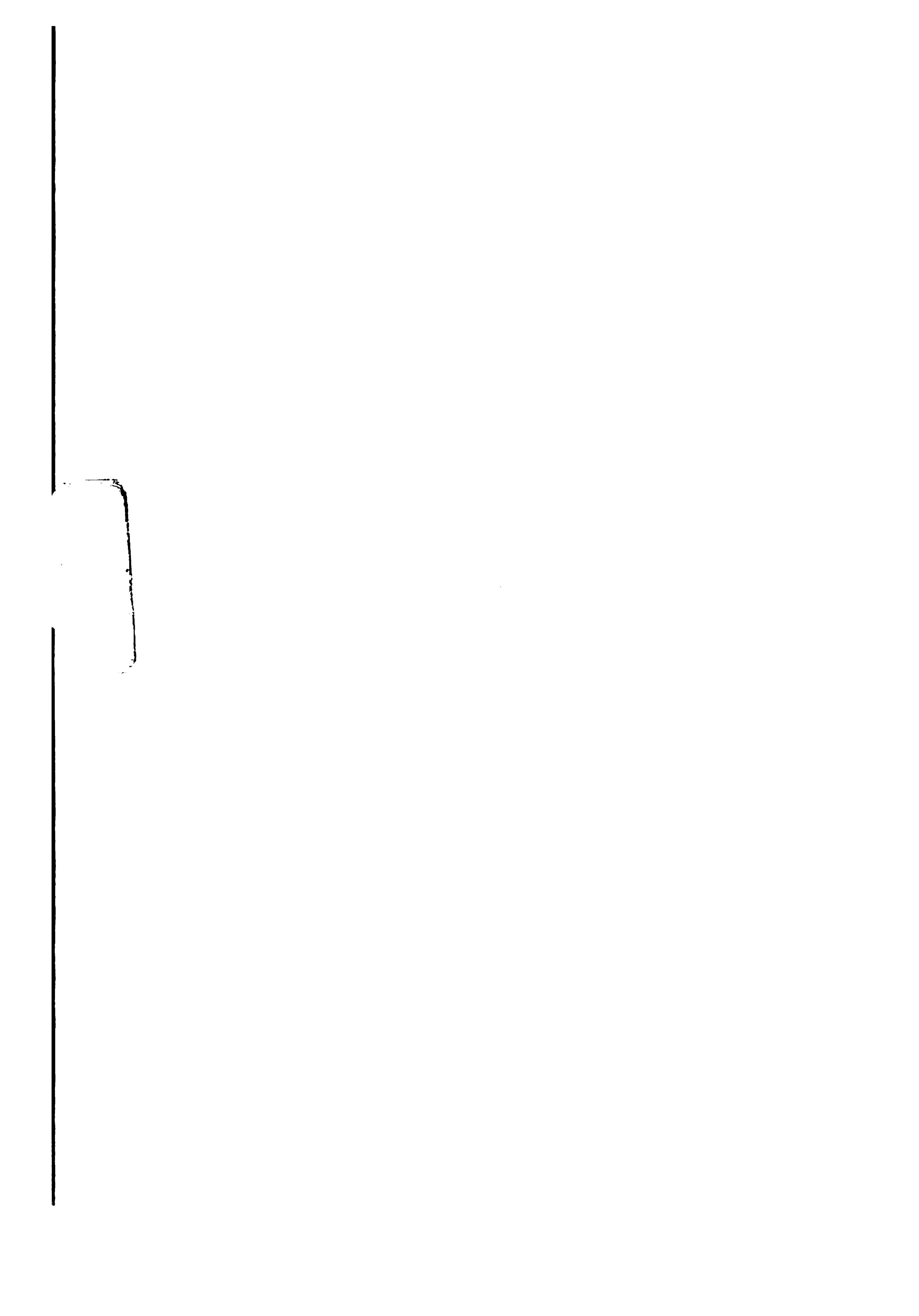
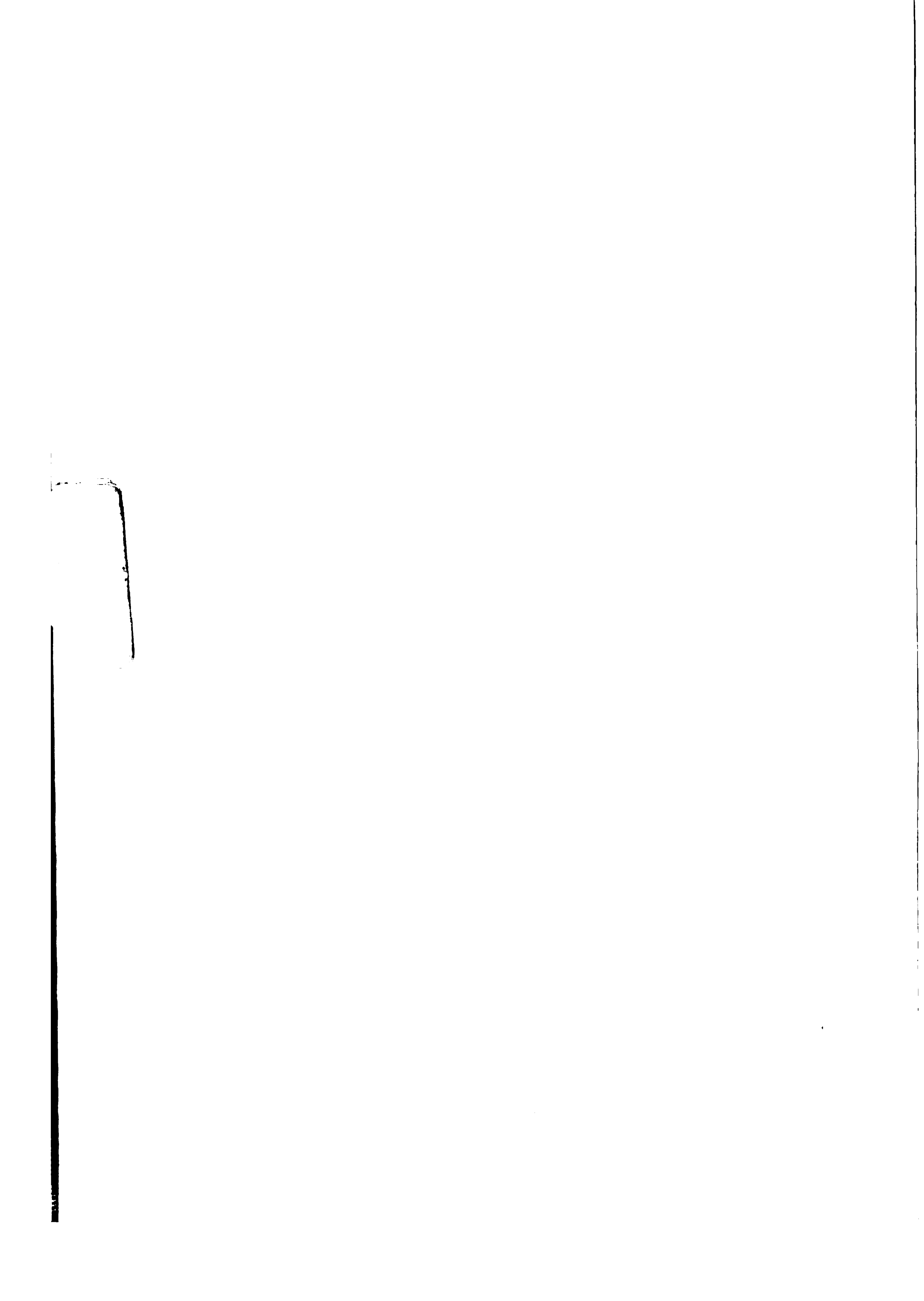
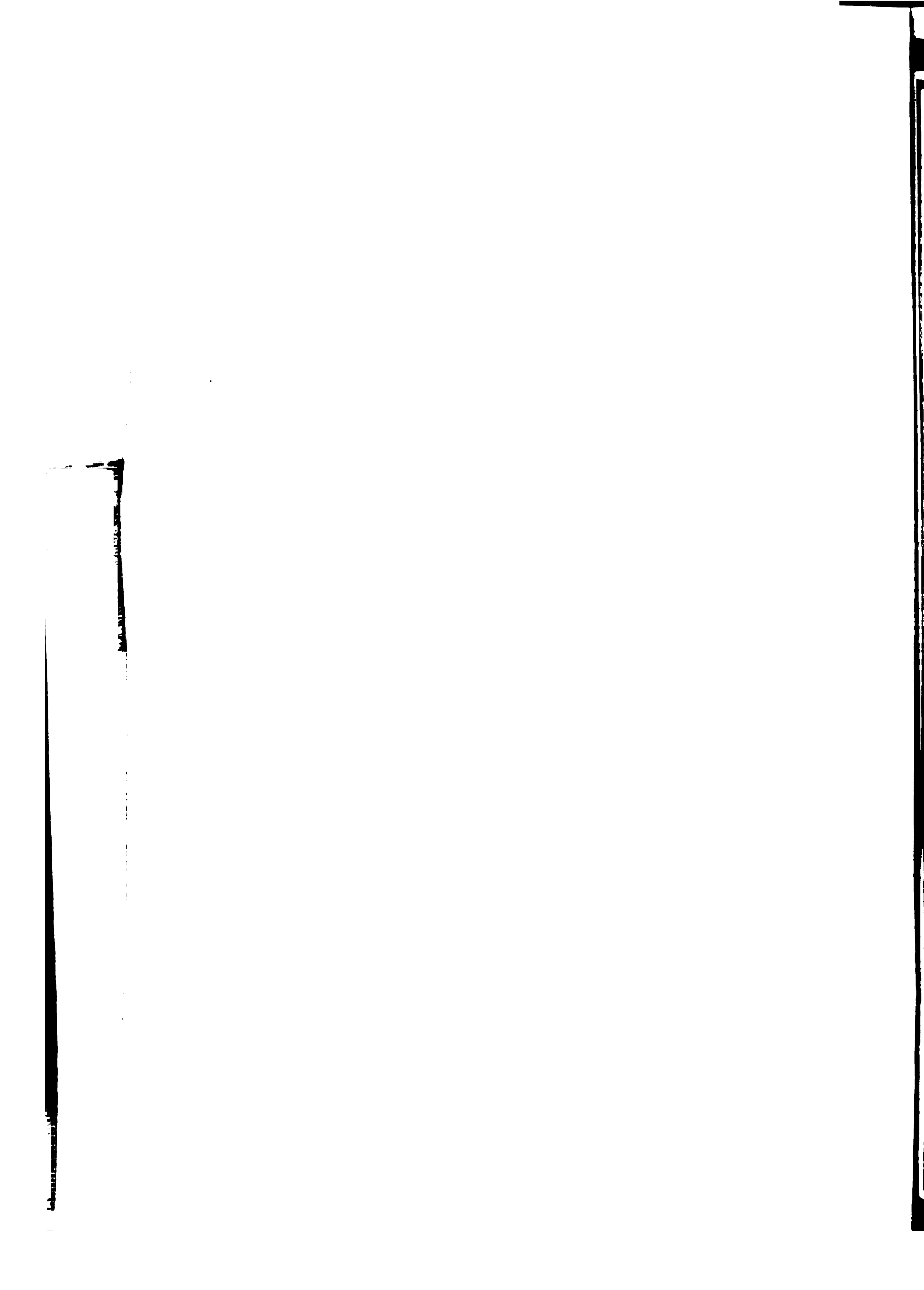






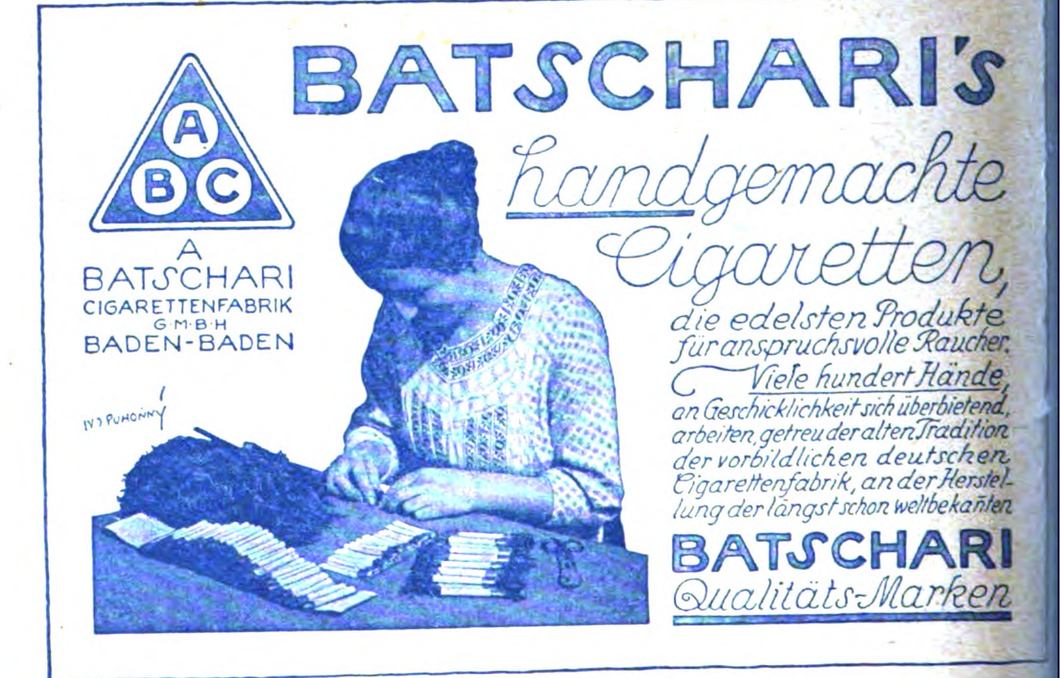




37. Jahrg. September 1922 / 1. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



BATSCHARI's
handgemachte Cigaretten,
die edelsten Produkte für anspruchsvolle Raucher.
Viele hundert Hände, an Geschicklichkeit sich überbietend, arbeiten, getreu der alten Tradition der vorbildlichen deutschen Cigarettenfabrik, an der Herstellung der längst schon weltbekannten
BATSCHARI
Qualitäts-Marken
A
B C
A
BATSCHARI
CIGARETTENFABRIK
G·M·B·H
BADEN-BADEN





Am Wannsee. Gemälde von Prof. Max Slevogt

(Mit Erlaubnis des Verlages von Bruno Cassirer, Berlin)



Wagnesrott

Roman von Ottomar Enking

„Hei-jupp!" sagten die vier Knechte, die den Sarg auf den Leiterwagen schoben; das hörte sich gar nicht anders an, als wenn sie sonst irgendeine schwere Last zu heben hatten. Die Tannenzweige, womit der Wagen ausgelegt war, wurden von dem Sarge beiseite geschurrt, — der alte Jinns aber hatte in die Speichen eines der Vorderräder gegriffen und stemmte gegen. Die beiden Braunen waren heute sowieso merkwürdig unruhig; vielleicht kam das von dem Flor, der ihnen auf den Kopf gebunden war. Geriet der Wagen ins Rollen, so wurden sie am Ende ganz wild.

Nun war alles in Ordnung. Die Kränze bedeckten das schwarze Holz fast überall. Der alte Jinns kletterte auf den Sitz; er hatte auch in dieser Stunde seine kurze Tabakspfeife im Mund, — ja, gerade jetzt wäre er nicht ohne sie ausgekommen. Das Rauchen besänftigte doch, was in ihm arbeitete, und die selige Frau da hinter ihm nahm es ihm gewiß nicht übel, daß er bei seiner Gewohnheit blieb. Sie hatte ihm den Tabak noch selber geschenkt, sie war immer so gut und wußte, was der Mensch braucht.

Der alte Jinns saß mit erhobener Peitsche, zur Fahrt bereit. Kerstine, die Mamsell, hatte ihm um seine ehemals blaue Artilleristenmütze auch einen Flor gebunden. Ein bißchen wunderlich, wie eine hohe, spitze Tüte, war dieser Trauerschmuck ausgefallen, aber er war wohlgemeint.

Nun drängte der kleine, bucklige Lehrer Jaspersen die Singeschule aus dem Schatten der Scheune vor den Wagen. War eins der Kinder nicht flink genug, so stupfte er es mit dem Regenschirm, dessen graugrünes Zeug nie gewickelt, sondern nur oben zusammengebunden wurde. Das alte Wickeln strapaziert solches Erbstück bloß.

Aus der Tür des Herrenhauses war das Gefolge getreten. Voran Pastor Rivesel im ziemlich abgeschabten Talar, die Heilige Schrift, unser aller Trost, treufest gegen die Brust drückend. Ihm zur Seite ein breitschulteriger Mann, der Herr des Hofes, Thorfin Yndebroe, er, der jetzt seinem Weibe, das zwanzig Jahre mit ihm auf Wagnesrott geschafft hatte, das letzte Geleite gab.

Er behielt den rauhhaarigen Zylinder in der Hand. Ein leiser Wind spielte in seinen hellbraunen Haaren, die schlicht über den Schädel zurückgestrichen waren. Sein bartloses Antlitz war rötlich und trotz der Vollwangigkeit markig; die Nase sprang stark vor; unter den dichten Brauen starrten seine Augen auf den Sarg. In diesem Blick lag ein Grauen.

An die beiden schlossen sich Männer und Frauen an, alle in schwerer, schwarzer Gewandung. Der Sonnenschein prallte so heiß herunter, daß sie sich gleich den Schweiß von den Backen wischen mußten.

Den Beschluß machte das Gesinde. Die Deerns weinten in die Schürzen hinein, waren aber doch neugierig, wer alles mitging, und schielten deshalb manchmal über die Hände hinweg, um dann freilich gleich desto geflissentlicher weiter zu weinen.

Der alte Jinns wendete den Kopf und nickte seinem Herrn zu: „Nun kann es wohl

losgehen, nicht?" — Er wippte mit dem Zügel: „Hüh!" — Die ungeduldigen Tiere zogen eifriger an, als es sich für Leichenwagenpferde schickt. Nun, Jinns hatte sie in Zucht. Sie mußten sich zu langsamem Schritt bequemen.

Lehrer Jaspersen schwang den Regenschirm, daß die Messingkrücke blitzte, und die Singeschule hub grell an:

„Den Leib, den wir von Gott empfingen,
Der Erde müssen wir ihn bringen.
Die Seele aber schwebt empor
Und schreitet durch das Himmelstor.
Zum Leiden und zum Sterben bist
Du in der Welt, ach, lieber Christ,
Doch auch ein Hoffnungsstrahl ist dein:
Einst sollst du ewig selig sein!

Immer heftiger schluchzten die Mägde. Die Tauben flogen erschrocken auf. Die Hühner schüchterten sich in die Ecke beim Misthaufen zusammen. Der angekettete Zottelhund stellte sich ducknackig hin und winselte.

Über den weiten Hofplatz ging es, zwischen den granitenen Torpfosten hindurch und die Kastanienallee entlang, bis zur Dorfstraße. Da standen Haufen von kleinen Kindern und ließen den Zug mit großen Augen an sich vorüber.

„Dat's min Mudder — de dore!" — „Min Vadder hett hüüt orntli sin Sünndagsstebeln antrocken, kiek mal!"

Der Pastor wollte dann und wann ein Bibelwort bei dem Witwer anbringen, aber Thorsin Yndebroe schien nicht darauf zu hören. Er sagte nichts; nicht einmal das übliche: „Jawohl, jawohl, Herr Pastor!"— wie es sich auf geistlichen Zuspruch geziemt, kam über seine Lippen. Da ließ Pastor Rivesel von seiner Mühe ab und murmelte nur die Sterbe- und Begräbnislieder mit, die vorn unermüdlich gesungen wurden.

Die Bauern unterhielten sich, je länger sie unterwegs waren, um so freier. Nur noch acht Tage solches Wetter, dann war das Korn geborgen. Und Claus Duus hatte seine Kuh kuriert — oha! Immer soff sie die Milch aus. Was tat Claus Duus? Eines Abends stellte er ihr einen Eimer voll hin, der war glühend heiß gekocht. Da verbrannte sie sich das Maul. Wenn die jetzt bloß einen Milcheimer zu sehen kriegte, da nahm sie schon Reißaus. — Und das mußte wahr sein: Regine Yndebroe — das war eine tüchtige Frau gewesen. Ohne sie stände Thorsin lange nicht so breit da.

Wieder bog Lehrer Jaspersen, der vorderste von allen, in einen anderen Weg ein. Jetzt schob man sich zwischen Strohdächern den schmalen Steig zur Kirche hinauf. Wie hell hier die Glocken zu hören waren, die schon die ganze Zeit über gerührt wurden. So laute Turmglocken und dann der Gesang, der immer greller wurde — das hielten die gutmütigen Deerns gar nicht aus; sie heulten herzbrechend.

Am Kirchhofstor. Lehrer Jaspersen drehte sich um, streckte beide Arme in die Höhe: „Halt!" Der Chor schwieg. Nur die Glockentöne fielen hart auf die Trauergemeinde nieder.

Die vier Knechte traten wieder hinzu und hoben ihre tote Herrin vom Wagen, um sie zur Gruft zu bringen. Als der Sarg an ihm vorbei kam, salutierte Jinns an seiner Flortüte. Er hatte die Peitsche stramm an der linken Schulter und paffte gewaltig.

So gab die alte, brave Artilleristenseele der seligen Frau noch ein paar Salven mit auf den Weg. —

Das letzte war mit Regine Yndebroe geschehen, der letzte Segen war über ihr gesprochen worden. Singeschule und Glocken hatten ihre Pflicht getan. Jinns war mit seinem Wagen schon halb wieder heim. Das Gefolge verließ in Gruppen den Kirchhof. Pastor Rivesel drückte Thorsin und etlichen Verwandten der Dahingeschiedenen die Hand und eilte den kleinen Fußpfad auf der anderen Seite der Kirche abwärts, seinem Hause zu. Er hatte nicht das Gefühl, daß es ihm durch seine Rede gelungen sei, die freudige Gewißheit eines Wiedersehens mit der Gestorbenen in dem Witwer erweckt zu haben. Thorsins Gesicht war aller Aufrichtung zuwider verschlossen geblieben.

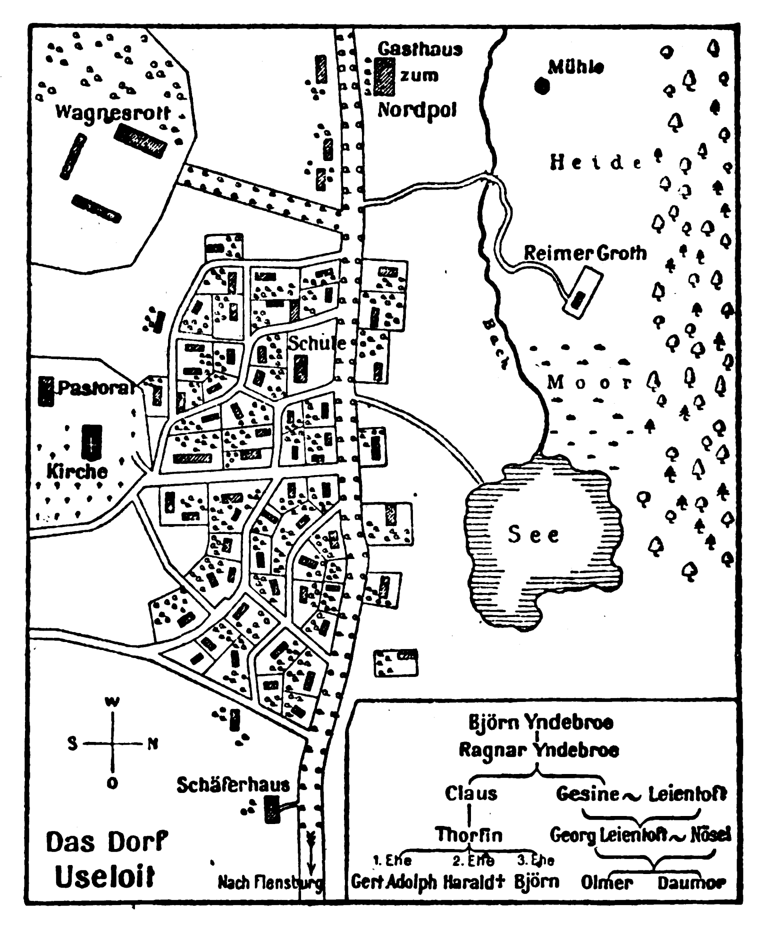
Ja, ja, die Yndebroes! Sie waren seit alters her als alles mögliche bekannt, bloß nicht als Glaubenshelden.

Thorsin Yndebroe machte sich recht schroff von einigen Weibern los, die ihn umringten und auf Kraft daran arbeiteten, daß ihnen der Tränen- und Klagestrom nicht versiegte. Er winkte einem etwas entfernt stehenden jungen Menschen zu sich: „Du! Olmer!" — „Ja, Onkel?" erwiderte der und kam eilfertig näher. Sie gingen für sich zwischen den übrigen Leidtragenden bis zur Straße. Da sagte Thorsin: „Wenn heute abend die ganze Gesellschaft Gott sei Dank vom Hof ist, dann kannst du noch mal auf eine Stunde zu mir kommen." — „Gerne, Onkel."

Sie trennten sich. Thorsin schritt erst, das Haupt gesenkt, eine Strecke allein, bald aber gesellten sich ein paar Bauern zu ihm, und der Witwer selbst fing vom Ländlichen an. Nur nicht dies gezwungene Sprechen über den Trauerfall!

Olmer blieb am Straßenrande stehen und wartete, bis vom Kirchhofe her eine ältere,

bewegliche Frau und ein großes, ernst vor sich schauendes Mädchen zu ihm kamen. — „Bist du endlich soweit, Mutter?“ rief er. „Wir müssen nach Hause.“ — „Ich sput’ mich all, was ich kann, mein Junge,“ entgegnete die Frau, „aber man muß schließlich ein Wort mit den Leuten schnacken. Sonst halten sei einen noch für stolz.“ — „Na,“ meinte Olmer, „sollte das wirklich einer von dir denken?“ — Er maß seine Mutter, die kleine, mückerige Gestalt, mit zweifelndem Blick.



„Es stäubt,“ bemerkte die Frau. „Das schöne schwarze Kleid!“ damit nahm sie ihren Rock hoch und warf ihn wie ein Umschlagetuch über die Schulter. Ihr rot- und grünkarierter Unterrock machte die ganze Dorfstraße bunt.

Und nun grüßte sie noch hinter sich: „Na, denn fahr wohl, Ma’am Olsen — fahr wohl, kleine, süße Tine! Laß dich bald mal bei mir sehen, Tante Klüüs, hörst du?“ — Und es scholl zurück: „Fahr wohl, Ma’am Leientoft, fahr wohl, alte Nösel, auf Wiedersehen!“

„So, damit sind wir nun fertig, jetzt kommt, Kinder, flink!“ Frau Leientoft tat, als hätte sie schon immer gedrängt, daß man heimkam. Aber Zeit, um allerhand zu bemerken, hatte sie gleichwohl noch. — „Daumor, laß doch die alten, ekligen Blumen stehen!“

Das also ermahnte, junge Mädchen heftete sich gleichmütig einen Zweig Bienensaug an die Brust und ging, ohne ein Wort zu entgegnen, hinter ihrer Mutter und ihrem Bruder Olmer her.

Nösel Leientoft war mit dem Begräbnis nicht recht zufrieden. — „Pastor Rivesel hat lange nicht lange genug gepredigt, und dann hätte er auch viel mehr Gesangbuchverse einflicken müssen. Ich konnte bloß an zwei Stellen weinen. So wenig — das passiert mir sonst nie. Aber das ist wahr, viel Zweck hätte es nicht gehabt — Thorfin glaubt ja doch an nichts, höchstens an den Deubel. Was soll so ein armer Pastor da vorbringen? Bloß das nehm’ ich ihm ein bißchen übel, daß er nicht einmal davon gesprochen hat, wie treu ich Regine alle die Wochen gepflegt habe. Ja, ja. Na, man tut es ja auch nicht für Lob und Preis und Dank, aber ein paar Sätze hätten am Ende nichts geschadet.“ — Sie schwieg eine Weile und begann dann von neuem: „Ich fand, mit den Kränzen waren sie auch man sparsam. Unsere Regine hätte es reichlicher verdient. Und dann denkt euch! Die Deerns hatten zwei Portweinflaschen versteckt, natürlich für ihre Kerls — hinterm Bett. Aber ich fand sie. Sonst wäre da viel zu wenig zu trinken gewesen. Ich glaube, ich muß auf Wagnesrott überhaupt sehr nach dem Rechten sehen. Das bin ich Regine schuldig.

und wen hat Thorfin außer uns? So gut wie keine lebendige Seele." — „Ja, Tante Regine wird Onkel Thorfin sehr fehlen und uns auch. Der haben wir viel zu danken," sagte Olmer bedächtig. Sein Gang war schwerfällig. Er war blaß und mager und gebeugt. Seine Stirn hatte Sorgenfalten. Der spärliche, blonde Bart sah zerzaust aus. Die Kleider hingen unordentlich um ihn — waren sie überhaupt für ihn gemacht?

„Meinst du, daß Yndebroe was von den zweihundert Talern weiß?" fragte Nösel. — „Das kann ich nicht ahnen, Mutter," antwortete Olmer, „wenn er es aber nicht weiß, so muß ich es ihm doch wohl mitteilen, daß Tante Regine sie uns geliehen hat." — „Geliehen?" Mutter Leientoft blieb entrüstet stehen. „Geliehen? Ach du bist ja nicht bei Trost! Was heißt geliehen? Die hat sie uns geschenkt! Die gehen keinen etwas an!" — „Das ist mir doch nicht gewiß. Ich hätte sie ihr jedenfalls wiedergebracht, wenn —" Olmer seufzte — „ja, wenn es mir nur möglich gewesen wäre." — Madame Leientoft blieb bei ihrer felsenfesten Überzeugung: „Daumor! Sag' du! Die zweihundert Taler —" — „Ich bin nicht dabei gewesen, als Olmer sie bekam," versetzte das junge Mädchen, „aber ich finde, es ist anständig, wenn er zu Onkel davon spricht." — „Ach, ihr!" rief Nösel und setzte sich plötzlich wieder in Trab. „Und wenn er sie dann gleich zurückhaben will? Wo willst du sie hernehmen? Dann kannst du das ganze Schäferhaus auf Auktion bringen, und dann können wir betteln." — „Er wird mir wohl Zeit lassen." — „Kennst du deinen Onkel? Wenn es um Geld geht, ist er nicht besser als alle Bauern. Nein, wo einer nichts von weiß, da soll man ihm auch nichts von sagen. Das ist mein Rat, und der ist gut, darauf kannst du dich verlassen, mein Junge. Ich bin so Gott 'ne alte Frau und hab' mein' Philosophie binnen!"

⌘ ⌘ ⌘

Ob das Schäferhaus wohl eigentlich je neu gewesen war? Das konnte sich niemand vorstellen — jedenfalls sah es nicht danach aus, oder es mußte urlange her sein, seitdem sie ihm den Richtekranz aufgesetzt hatten. Alles an dem Bau war so rummelig — eine lotrechte oder überhaupt nach irgendeiner Richtung hin gerade Linie war da nicht zu finden.

Man mußte fast denken, daß das Haus der Mann von Nösel Leientoft war. Ja, wirklich, die beiden ähnelten einander wie ein altes, verrunzeltes Ehepaar. Nun soll es bald goldene Hochzeit feiern, und dann kommt die schwere Frage, ob man für das Fest wohl mal aufräumen, fegen, scheuern und lüften will, oder ob man auch für diesen Tag den gewohnten und geliebten Dreck liegen läßt. — Ach ja, man läßt ihn lieber liegen. Wenn man erst anfängt, zu kramen und rein zu machen, dann nimmt das gar kein Ende. Und irgendwo in der Welt soll der Schmutz ja doch man sein: warum also erst damit herumflütten?

Ja, wie das Haus den Giebel vorstreckte — so schräg über die Schulter des Daches weg, das war genau, wie es der Mann tut, wenn er nach seiner Frau ungeduldig ausschaut. — „Gott, nee! Wo bleibt die heute wieder? Die hat sich wohl unterwegs anderswo verheiratet!"

Nur Erdgeschoß hatte das Haus, aber es wirkte doch groß, denn es lag allein, im Osten vom Dorf an der breiten Landstraße, die nach Flensburg führt. Rund herum war Heide, und in der Ferne ragte die Hölzung auf. Die Balken des Fachwerks waren grau und rissig, und ob an den Mauern je Mörtel gesessen hatte, da hätten die Altertumsforscher ihr lebelang darüber streiten können.

Die Planke, die das Gehöft hinter dem Hause einzäunte, wollte nicht besser sein als das Gebäude selbst. Sie bog sich ein- und auswärts, und wenn der Wind kam, wußte er nicht, nach welcher Seite er sie umschmeißen sollte. Er probierte an ihr herum, faßte hier, verfing sich da, ließ sie schließlich kopfschüttelnd stehen und fuhr weiter, um sich fürs Niederwerfen Wände und andere Dinge auszusuchen, bei denen sich doch reell berechnen ließ, wie sie hinfielen.

Die Leientofts traten auf die Diele. Daumor begab sich gleich die Treppe hinauf, Olmer hatte auf dem Hof zu tun, Nösel aber ging ins Gastzimmer rechter Hand. Das war die Stube für die gewöhnlichen Einkehrer. An der Tür links befand sich ein Schild: Privatzimmer. Da kamen nur die besseren Leute hinein — Städter, die sich mal herverirrten. Nösel, die feine Menschenkennerin, sah den Leuten die Würdigkeit für die gute Stube am Siegelring und an dem Petschaft an, das gegen die goldene Uhrkette klirrte. Und wenn diese als vornehm Eingeschätzten auf dem Ripssofa saßen, hätten sie sich geniert, was anderes als Rotwein zu trinken. Ach, und dieser Rotwein! Der war echt. Das mußte Nösel wissen; denn sie machte ihn selbst, und mancher Schweißtropfen fiel hinein, denn es war nicht so einfach, den Sirup, die Bickbeeren, den Schnaps und das warme Wasser so zu mischen, daß man von jedem nicht zu viel und nicht zu wenig nahm. Und schöne Etiketten mit goldenen Weintrauben hatte sie

sich gekauft, die klebte sie auf die Flaschen, und so konnte einer bei ihr haben, was er nur wollte: St. Julien und St. Emilion und Margaux und Bordeaux. Nösel Leinetofts Weinkeller gab alles her.

Gut war es für den Wein, wenn man ihn vor dem Gebrauch stark schüttelte. Die Bickbeeren und der Sirup setzten sich leicht am Boden fest. Aber war das etwa ein übles Zeichen für das Nöselsche Gebräu? Beileibe nicht! Muß man nicht auch manche Medizin erst schütteln? Und es ist eine bekannte Tatsache: die Medizinen, bei denen sich was Dickes absenkt, sind immer die wirksamsten.

Nösel ging nach rechts. Liebe Zeit, was da auf den Bänken hockte, dafür hätte sie sich auch weiter nicht zu beeilen brauchen. Das konnte sich auch vom Mädchen bedienen lassen. Die drei Tagelöhner — was verzehrten sie? Ihren Kaffeepunsch zu anderthalb Schilling. Da kriegten sie ihren Kopp mit Kaffee, und dann setzte man ihnen die volle Köhmflasche hin. Sie tranken ab und schenkten aus dem Buddel immer wieder zu. Das Getränk wurde bald so durchsichtig wie Wasser, und dazu verschmierten sie den ganzen Tisch mit Speckschwarten, Wurstpellen, Käserinden und Schmalz, das hatten sie sich alles zu ihrem Brot mitgebracht, und je besser man den Boden von der Kaffeekumme sehen konnte, desto kühniger wurden sie.

„Na, klein Nösel?“ rief der eine, „habt ihr die gute Gine nun glücklich unter der Erde? Da kann er sich denn ja wohl mal wieder einen steifen Grog gönnen.“ — „Ja, ja,“ meinte der andere, „die paßte höllisch auf!“ — „Ich sag' euch,“ fiel der dritte ein, „jetzt wird es ein fideles Leben auf Wagnesrott!“

„Ist das wohl eine Manier von euch, so zu sprechen, wo ihr wißt, daß ich Thorsin Yndebroes Küsine bin?“ — Damit pflanzte sich Nösel vor den Tisch der drei Tagelöhner auf. „Seh' ich vielleicht nicht danach aus, daß ich Trauer hab'? Beguckt euch mal mein Taschentuch!“ Sie holte ein Stück Leinen von sehr zweifelhafter Farbe hervor. „Fühlt mal: durch naß! Und denn sitzt ihr hier und führt Reden ohne alles Gemüt! Schämt euch.“

Die Strafpredigt fruchtete nicht. Die Gäste nahmen sich jeder noch einen Schubbs Köhm. — „Im Schäferhaus kochen sie den Kaffee immer so stark, daß man ihn verdünnen muß,“ meinte einer. Alle lachten und fingen an zu grölen:

Mein Vater,
Da hat er
Drei scheckige Griese*),
Eins graublau,
Eins blaugrau
Und das dritte wie diese.
Dieser Sang, der ist ja gar nicht lang,
Darum singen wir noch mal den Sang:
Mein Vater,
Da hat er
Drei scheckige Griese ...

Das fand kein Ende.

Nösel setzte sich verachtungsvoll an der Schenke hin und las durch die große Hornbrille in einem alten Buch, worin neben schönen Gedichten und geheimen Wissenschaften allerhand erprobte Mittel gegen alle möglichen Süchte, schlimme Finger, offene Beine und Mißwachs zu finden waren.

⌘ ⌘ ⌘

Jetzt wurde es Abend. Auf dem Walde lastete eine mächtige Glutwulst, als ob die untergehende Sonne alle Bäume angezündet hätte. Um so schwärzer erschien der Waldesrand. Die Heide aber war ein rotes Meer. Mitten auf ihr blitzte es stahlblau zum Himmel empor: der Spiegel des kleinen Sees. An seinem Ufer tränkte sich Weidengebüsch. Still war es. Wenn ein Wagen auf der Landstraße fuhr, so blieb der Staub lange hinter ihm in der Luft hangen. Der Sand war wie Mehl.

Olmer ging nach Wagnesrott, allein vorher zog es ihn noch zum Kirchhof. An Regines Grab war natürlich noch nichts weiter getan. Bloß daß sie es zugeschüttet hatten. Der Hügel war noch nicht geschaufelt. Die Bretter fürs Sargniederlassen lagen kreuz und quer herum. Olmer hob sie auf und schichtete sie übereinander. Tante Regine mochte es nie haben, wenn nicht alles in Reih und Glied war. Olmer legte auch die Kränze einen bei dem andern an den Grabesrand. Er ebnete den Sand etwas.

So, Tante Gine, nun sieht es schon besser bei dir aus, nicht wahr? Und wenn du nun erst deinen Stein hast, — der beiseite gerückte rote Findling war vorn spiegelblank poliert, und mit Goldbuchstaben stand schon darauf zu lesen: Hier ruht unser lieber Sohn Harald, geb. den 24. März 1826, gest. den 5. Juli 1841, — Tante Gine, nun bist du bei deinem Jungen. Wie war er immer fröhlich und munter und gut. Ja, auch gut, bis auf die Wildheit und den Jähzorn, die hatte er vom Vater. Tante Gine, vier Jahre bloß hat er warten müssen. Nun seid ihr wieder zusammen. Du hieltest es auch nicht ohne ihn aus, nicht wahr? Ohne deinen Sonnenharald. Du tatest deine Pflicht weiter, als du ihn hierher gebracht hattest, aber das war nur mechanisch. Auf dem Hofe warst du

*) Ferkel.

nur mit dem Körper, die Seele saß immer hier an diesem Stein. Du hast nie davon gesprochen, wie sehr du trauertest, die meisten haben es auch gar nicht von dir gedacht, daß du dich so nach deinem Sohne sehntest, aber einen gab's doch wenigstens, der wußte mit dir Bescheid, Tante Gine, und der steht nun an deiner Grube und kann dir endlich mal Tränen nachweinen. Jetzt erst begräbt er dich, — vorhin bei den vielen Leuten, was störte ihn da nicht alles in seinen Gedanken an dich, du Liebe, die von den Menschen oft für kalt und streng gehalten wurde und die doch nur zu scheu war, um ihr Inneres zu zeigen, und die auch bei Thorsin Yndebroe nicht das Glück gefunden hatte, dessen Schein so heimlich hell aus den Frauenaugen strahlt.

Nein, Tante Gine, du hattest es nicht leicht mit Onkel Thorsin. Er dankt dir vielleicht auch nicht ganz so innig ins Grab hinein, wie er dir danken müßte für alle deine Treue und dein Aufpassen und dein Sparen, aber verlaß dich darauf: im Sommer und im Winter — eine Blume oder etwas Grünes sollen dir nie fehlen.

Und die zweihundert Taler? Du hattest ja dein Eigenes, worüber du deinem Manne keine Rechenschaft schuldig warst. Du hast dir auch keinen Schuldschein geben lassen, doch du warst so genau — angeschrieben hast du sie sicher in deinem Buch.

Und wenn Onkel Thorsin das nun liest —

Es ist doch besser, er erfährt es vorher. Oder soll man es nach Mutters Lebensweisheit darauf ankommen lassen?

Ach, die alte quälende Denkerei ans Geld, — selbst jetzt, selbst hier! — Ja, wenn Vater nicht ein unredliches Leben geführt hätte, daß sie ihn zuletzt lange einsperrten, und als er dann frei kam, da dachte er gar nicht daran, mit tüchtiger Arbeit das gutzumachen, was er gefehlt und worum er andere betrogen hatte. O nein! Auf und davon! Das war ja auch das einfachste. Kein Mensch ahnte, wo er geblieben war, — ob er noch lebte ...

Und die verlassene Familie konnte zusehen, wie sie die Schulden deckte und durchkam!

Eines Unehrlichen Sohn, der sich der Schande seines Vaters schämt, ist immer alt, und wenn ihm der Pastor auch eben erst den Einsegnungsspruch ins Gesangbuch geschrieben hat.

Die Jahre schleppen sich über seine Seele dahin wie schwarze Wolken über Ödland. Sie durchnässen den Boden. Aber Frucht bringt er doch nicht. Das Leben hat die Saat der Freude nicht darein gesät.

Olmer stand mit gefalteten Händen am Grab. Es drängte ihn zu beten. Er wußte nur nicht recht, was. Er besann sich, er suchte in seinem Gedächtnis. Er hatte aus seiner Schulzeit kein Gebet ganz behalten und später keines zugelernt. Und was paßte hier denn auch her? Es bedrückte ihn, daß er so gar nichts fand, womit er seinem Fühlen Luft machen konnte.

Hilf mir doch, Tante Gine! Was soll ich beten? Was ist dir lieb?

Und sieh! Da wurde ihm auf einmal klarer zumute, und er sprach ein Vaterunser. Zu welcher Stunde, an welchem Orte paßte das wohl nicht?

Er hatte bei aller wahren Inbrunst des Betens eine Angst, stecken zu bleiben, allein es ging glatt. Er wunderte sich, daß er es so geläufig konnte, er war ordentlich stolz darauf, und die Brust dehnte sich nach dem Amen befreit.

Dann ging er nach Wagnesrott.

⁂

Die Luft im Herrenhause war noch durchsprenkelt von dem eigentümlich faden Geruch, der sich überall da bemerklich macht, wo der Tod eingekehrt ist und wo die Leute gekommen sind, um jemand die letzte Ehre zu erweisen. Der Flur war aufgeräumt. Die Fliesen zeigten hier und da nasse Flecken. Da hatten Kränze gelegen.

Olmer fand Thorsin in der Wohnstube, wo es freilich noch nicht ordentlich aussah. Gläser und Teller standen herum.

Yndebroe hatte schon sein graues, flauschiges Alltagszeug an. In schweren Stiefeln schritt er auf und nieder. Die Dielenbretter knackten unter ihm. Er rauchte aus gewaltigem Meerschaumkopf. Eine lange blaue Dampffahne wehte hinter ihm her. Er begrüßte Olmer.

„Das ist nett, daß du kommst, mein Junge. Nimm Platz und schenk' dir ein.“ — Er wies auf die Bierflaschen. Olmer lehnte es ab zu trinken. — „Wie du willst,“ meinte Thorsin, „ich muß heute was haben.“ — Er tat große Schlucke und füllte sich immer gleich wieder nach. Dann fuhr er fort: „Regines Verwandtschaft ist schon abgefahren. Sie wollten erst die Nacht hier bleiben, aber mir ist es lieber so. Ich habe mir mit den Menschen gar nichts zu erzählen. Sie haben alle ihr Andenken an Gine mitgekriegt, und ich habe sie auch sonst gleich heute nachmittag reichlich von Gines Eingebrachtem erben lassen.“ — Olmer duckte sich. ‚Nun kommt das von den zweihundert Talern‘, dachte er, aber er irrte sich. Thorsin sprach weiter: „Sie sind ein für allemal abgefunden, und ich bin die Gesellschaft los. Ich mag sie nicht. Es sind Raffkater, und Gine selbst hat ja nichts von ihnen gehalten. Nun bin ich denn also allein.“

Bei diesen Worten warf er sich in einen Stuhl, daß es krachte, stützte die Arme auf die Lehnen und schaute im Zimmer umher, als sei ihm das eine fremde Welt. Dann legte er die Pfeife beiseite, ließ den Kopf sinken und starrte düster vor sich hin.

„Ich habe kein Glück mit den Frauen, lieber Junge," sagte er, „die erste hat nicht geruht, bis sie wieder von mir frei kam. Das war ein kurzes Vergnügen, wenn ich es überhaupt so nennen kann. Aber sie hatte recht, wir paßten nicht zusammen, und ich bin auch nicht sauber mit ihr verfahren. Und die zweite" — er stand wieder auf und ging von neuem auf und ab — „ach, Junge, die hätte bei mir bleiben müssen. Was tu' ich nun? Ich bin noch zu jung, um bloß so als Witmann einzutrocknen, und ich bin doch schon zu alt, um noch an ein gutes Schicksal zu glauben. Schicksal! Das ist was ganz Verdammtes, das bringt einen herunter. Selber kann man gar nichts. Regine war die Richtige. Die hielt mich. Jetzt hab' ich Angst vor mir selbst. Sei du man öfters hier, hörst du? Zu dir kann ich mich aussprechen." — „Ich komme gern, Onkel, und wo ich dir nur dienen und nützen kann — du weißt —" — „Ja, du bist eine Seele von Mensch. Das sagte Regine auch immer. Du sollst mein Freund sein, nicht wahr?" — Er streckte Olmer die Hand hin. Der schlug ein: „Das ist gewiß, Onkel, — ich bin es längst."

„Wie steht es denn jetzt bei euch im Schäferhaus?" fragte Thorfin. — „Wir leiden gerade keine Not," war die Antwort, „aber zu was bringen kann ich es auch nicht. Ich ruhe nicht eher, als bis ich den letzten Schilling von dem, was Vater schuldig geblieben ist, abgetragen habe." — „Ist das denn noch viel?" — „Es genügt, daß ich noch jahrelang dafür zu arbeiten habe," entgegnete Olmer. Ob er nun nicht von den zweihundert Talern anfing und bat, Yndebroe möchte ihn nicht drängen? Vielleicht erließ ihm sein Onkel auch das Ganze. Aber Olmer kam nicht dazu, von diesem Darlehen zu sprechen. Thorfin begann von was anderem. Er hatte sich die letzten zehn Tage, als Regine mit einem Male so krank wurde und dann rasch starb, gar nicht um die Wirtschaft gekümmert. Da wollte er allerhand erfahren, wie es auf den Feldern stand. Damit verlief der Abend.

Thorfin hatte viel getrunken und wurde müde. Er lag mehr, als er saß, in dem Lehnstuhl, und seine Rede wurde allmählich verworren. Manchmal war er weinerlich, dann wieder brach über irgendeine geringfügige Sache eine Gehässigkeit bei ihm durch.

Olmer war so klug, dem Reizbaren in allem, worauf er schimpfte, durchaus recht zu geben und ihn auf die Art zugleich milder zu stimmen. Das behagte Thorfin, und immer wieder versicherte er Olmer, daß der sein einziger Freund sein und bleiben solle, und wenn's mal nicht langte mit dem Geld im Schäferhaus, nun, er wisse ja, wo er sich was holen könne.

Zuletzt wagte Olmer es, seinen Onkel daran zu erinnern, daß es wohl Zeit für ihn sei, das Bett aufzusuchen. Da fuhr Thorfin in die Höhe, die beiden Lichter auf dem Tisch flackerten jählings: „Ich kann da nicht hineingehen! Das andere Bett, das leere — ich kann das nicht sehen. Ich bleibe auf!" — Und gleich danach sank er gähnend zurück.

Was tat Olmer? Er erhob sich sachte, holte Bettzeug aus der Schlafstube und breitete es auf dem Sofa aus. — „Komm nun, lieber Onkel," bat er, „hier liegst du gut." — Er zog dem Schlaftrunkenen die Stiefel aus und half ihm auch sonst. Thorfin ließ sich alles gefallen und streckte sich tief stöhnend in die Kissen. Olmer deckte ihn zu. — „Du bist ein braver Junge," murmelte Thorfin. Nun hatte er die Augen nur noch halb offen. „Ich will dir nicht vergessen, was du an mir tust. Nicht vergessen. Nicht verg . . ."

Da war er schon weggesunken.

Olmer löschte die Lichter aus, gab der Mamsell, die noch in der Küche wirtschaftete, Bescheid, daß der Herr diese Nacht über in der Wohnstube schlafen wollte, und verließ den Hof.

⁂

Ja, ja. Diese Angst vor sich selbst. Was ist das? Im Grunde genommen wühlen da in einer Brust die am Leben gebliebenen und vererbten Gewissensbisse der Vorfahren über ihre wilden Taten. Sie selber haben in Rausch und Wüstenei die Reue unterdrückt, aber im Nachkommen wacht sie auf und stürzt ihn, weil er sich nicht immer peinigen lassen mag, nur zu oft in die sündhafte Art der Väter. Die Angst vor sich selbst — o dies Blutbrausen, dies heiße, ungestüme Begehren nach Dingen, von denen der Mensch weiß, daß sie gegen sein Heil — das körperliche und das seelische — wüten, und er kommt doch nicht los von dem Verlangen, von der Sucht nach Selbstzerstörung, von der eigensinnigen Lust daran, sein Eigenstes, Innerstes, Heiligstes zu vernichten!

Ja, wie sollte Thorfin wohl keine Angst vor sich selber haben? Die Yndebroes — sie hatten früher in Norwegen gehaust. Die Sage ging, daß einer von ihnen zu den ersten Besiedlern Islands gehört hatte. Es war ihnen damals ein Spaß, dem gefangenen

Feinde die Fersen zu durchstechen — sie zogen einen Strick durch die Löcher und hingen den Mann an den Beinen auf, bis ihm die Kopfadern platzten, und sie saßen dabei und ließen sich das Bier und den Bärenschinkensaft in den Bart träufeln.

Die Yndebroes — als die Zeiten dann zu ihrem Leidwesen so wurden, daß man die Totschlägerei und das Rauben nicht mehr für die ehrenvollste und des Mannes einzig würdige Beschäftigung ansah, da hatten sie sich zähneknirschend nach und nach und mit vielen Rückfällen in die alten Gewohnheiten unter die neuen Gesetze gebeugt.

Einer von ihnen hatte eine schlimme Geschichte mit der Tochter seines Gutsnachbarn. Er drängte dem Mädchen, das von dergleichen Liebe nichts wissen wollte, seine Zärtlichkeit in etwas zu leidenschaftlicher Weise auf. Das arme Kind starb an der Entehrung. Ihr Vater kam mit der Hacke, um dem Schänder den Schädel zu Grus und Mus zu schlagen, aber der war schon auf und davon. So konnte der Rächer seiner Tochter nur das Haus anzünden, wo der stürmische Liebhaber gewohnt hatte.

Björn Yndebroe wurde aus einem Landmann ein Seefahrer. Die Flagge, die an seinem Koggen flatterte, war pechkohlrabenschwarz, und die finsteren Gesellen, unter denen er da übers Meer kreuzte, hatten ihre einfache, bewährte, indessen nicht immer ungefährliche Art, um sich ein Vermögen zu machen, womit sie sich dann später ein ehrsames Dasein gründen konnten: kam irgendein Schiff, — welches Hoheitszeichen es auch führte, — in Sicht, so wurde es gekentert und ausgeplündert. Die Mannschaft mußte versaufen, und zum Schluß erhielt der besiegte Kahn sein Gnadenleck, daß er versank.

Ein paarmal war Björn von seinen eigenen Genossen seines wohlerworbenen Anteils an der Beute beraubt worden. Das hatte ziemlich blutige Aussprachen zwischen ihm und den unbrüderlichen Brüdern zur Folge, und als dann eines Tages sein Kasten wieder mal schön voll vom roten Golde glänzte und der Koggen gerade in einem Schlupfhafen an der jütischen Küste, im Horsens-Fjord, ankerte, da zog der viel Umhergetriebene es vor, wieder zu seinem alten Beruf zurückzukehren. Damit ihm und den Kameraden nicht erst das Herz vom Abschiednehmen weich wurde, stieg er nachts — er hatte die Wache — über Bord und ruderte gemütlich an Land.

Nun war er am Ufer, da ertönte auf dem Wasser ein mächtiger Knall. Eine Flamme schoß empor. In der Lohe flogen Balken und Beine umher. Björn Yndebroe war zufrieden. Er hatte die brennende Lunte so an die Pulverfässer des Schiffes gelegt, daß der ganze Kram erst dann hoch gehen konnte, wenn er selber sich schön in Sicherheit befand. Das war ein nettes Feuerwerk zur Feier, daß er sein Seemannsleben abschloß.

Er wanderte südwärts, prüfte überall den Acker, — davon verstand er was, — und weil Wagnesrott just zum Verkauf war und ihm gefiel, wurde er Herr des Hofes.

Es ging ihm gut. Nach seiner Vergangenheit wurde nicht weiter geforscht. Er genoß Achtung, weil er tüchtig arbeitete. Er freite ein reiches Weib und zeugte mit ihr einen Sohn, der hieß Ragnar, und wurde ein so hübscher Mensch, daß ihm keine Deern widerstehen konnte und manche Frau auch nicht. Wer richtig zusah, der fand zu Ragnars bester Zeit auf den Dörfern um und bei Flensburg merkwürdig viele kleine kernige Jungens und Mädchen mit der kräftig vorspringenden Nase, wie sie den Yndebroes von jeher gegeben war. Nun, ein bißchen fremdes Blut frischt einen Volksstamm auf.

So zahlreiche Ragnars und Ragnas aber auch in der Gegend herumlaufen mochten, die wohl ihres Vaters Nase, aber nicht seinen Namen trugen — zwei Kinder hatte der Sohn Björns doch, die als Yndebroes in das Kirchenbuch von Useloit, dem Dorfe bei Wagnesrott, eingeschrieben standen. Die schenkte ihm Dagmar, die schöne Frau aus Fredericia, und sie hießen Claus und Gesine.

In Claus kam das Yndebroer Blut mal zur Ruhe, er war vernünftig, und keiner hat ihn betrunken gesehen oder hinterm Knick mit einer Liebsten aufgestöbert. Von ihm stammte Thorfin.

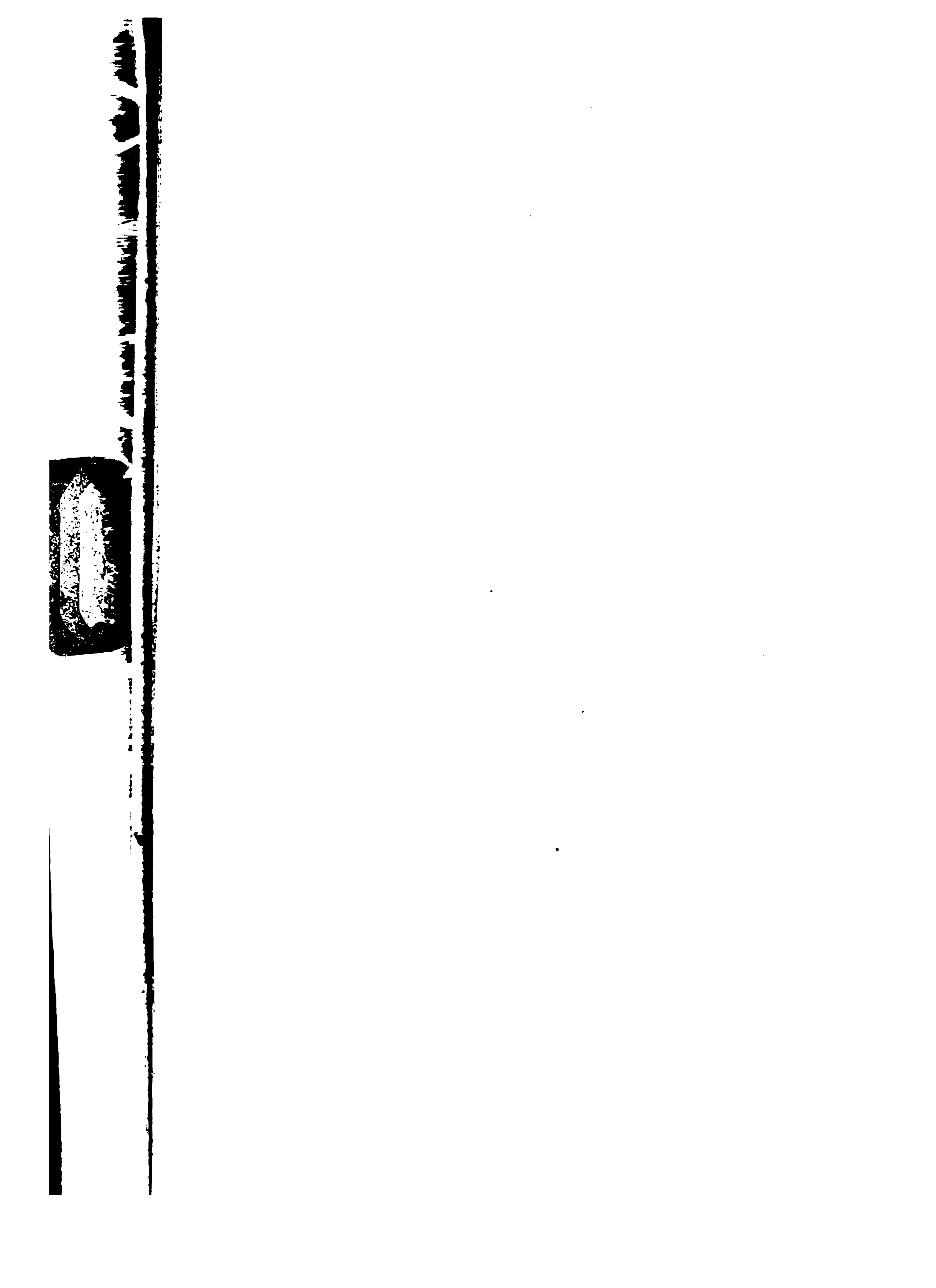
Gesine aber heiratete einen Leientoft. Das war keine rechte Partie, bloß so dieser alte Krug, der Schäferhaus genannt wurde, und das wenige Land dabei, doch wenn zwei Menschen einander lieb haben, nicht wahr? was will man dann dagegen tun? Ihr Sprößling war Georg, von Jugend her flau und verlogen, und die Frau, die er sich nahm, Nösel Petersen von dem Schuster aus der Töpferstraße in Flensburg — die war auch nicht dazu geschaffen, etwas Solides aus ihm zu machen.

Es kam denn ja auch das Schreckliche mit Georg: Gericht und Zuchthaus. Beinahe wäre Nösel als Mitschuldige eingesperrt worden, aber sie entfaltete vor dem Richter eine derartige Beredsamkeit über ihre Unschuld, daß dem Herrn schwindelig wurde, und er sagte: „Mach', daß du wegkommst!" — Nösel ließ ihren Angetrauten ohne große Gemütsbewegungen in den Fingern der Ge-



Bildnis einer jungen Frau. Gemälde — Von Prof. Harold Bengen

(Akademie-Ausstellung Berlin 1922)



rechtigkeit, trottete heim und wirtschaftete für sich und ihre beiden Kinder immer so eben los, von der Hand in den Mund. Was sie nicht selber hatte, das mauste sie sich in aller Freundschaft zusammen, mal ein Ei, wenn ihre eigenen Hühner noch nicht recht legbar waren, oder einen Armvoll Feuerholz, wenn sie gerade noch nichts klein gemacht hatte. Das war bekannt im Dorf, und man duldete es, denn sie war auch wieder sehr gefällig und dienstwillig, pflegte Wöchnerinnen, hütete kleine Kinder und half bei der Heuernte. Sie wußte auch trefflichen Rat in manchen Dingen, namentlich für die Dorfmädchen bei ihren Liebesangelegenheiten, und überhaupt: was sie sagte, das hatte meist viel Wahres und Praktisches in sich. Schade nur, daß sie ihre Weisheit zuviel in Reden ausstreute und nicht bei sich anwandte, sonst hätte aus dem Schäferhaus noch etwas werden können. Nun, der Mensch kann nicht alles zusammen; der eine muß das Sprechen besorgen und der andere muß danach tun.

Wenn sie aber zur Erhöhung ihres Ansehens damit prunkte, daß der reiche Thorsin Yndebroe ihr Vetter sei, so sieht man: mit der Verwandtschaft hatte es doch immerhin einigermaßen weite Umwege.

⌘ ⌘ ⌘

Thorsin Yndebroe hatte seine zweite Frau lieb gehabt.

Die erste — er wußte gar nicht, wie er an sie herangekommen war. Diese kleine feine Schleswiger Regierungsbeamtentochter — nun ja, für das Vornehme hatte Thorsin immer etwas übrig gehabt, so ungeschlacht er selbst war. Das stammte von seiner Mutter, die auch eine Städtische gewesen war. Und er, der stattliche, kraftvolle, dabei gescheite junge Mann, konnte gewiß das Herz eines anschmiegebedürftigen Mädchens höher schlagen machen. Aber trotzdem: wie es möglich war, daß er die zierliche Emmeline gewonnen hatte — er begriff es nicht. Sie versagte als Landfrau in allem und jedem, und als sie das Kind kriegte, da war sie so schwach, daß man aller Augenblicke glauben mußte, jetzt sei es mit ihr vorbei. So was konnte Thorsin Yndebroe auf Wagnesrott nicht gebrauchen. Dies Untüchtige bei seiner Frau ließ ihn oft wild werden. Seine Eltern lebten ja damals noch. Die Mutter redete zum Guten, der Vater hatte von vornherein von dieser Schwiegertochter nichts wissen wollen. Das gab Krach über Krach auf dem Hof. Thorsin mußte etwas in den Armen haben. Emmeline war weich, wie ihr Name. Die fiel in Ohnmacht, wenn er ihr nahe und nun gar zu nahe kam.

Zuletzt holte der Herr Regierungsrat seine Tochter wieder ab, und Thorsin hatte nichts dagegen, daß sie ihren Knaben mitnahm; an dem hing sie nämlich mit schwärmerischer Liebe, obgleich er doch von diesem für sie rohen Manne stammte. Dann wurde die Ehe geschieden. Die Schuld war nach Ansicht der Richter ganz auf Thorsins Seite. Daß eine unbändige Natur ihre Rechte auf Lebensfreude, auf Gesundheit hat, davon ahnten die vertrockneten Aktenbündel hinter dem grünen Tisch nichts. Die gingen nach dem Tatbestand.

Emmelines Familie verzichtete auf jegliches Geld, das Yndebroe eigentlich an seine Frau zahlen sollte — der alte Herr ließ sich pensionieren und zog nach Deutschland. Dort sollte Emmeline später noch wieder geheiratet haben. — „Viel Vergnügen!" sagte Thorsin, als er die Nachricht erhielt. Von da an war sie verschollen, und Thorsin dachte kaum noch an sie und an das Kind. Das zimperliche Bißchen da in der Wiege war ihm gar nicht als seines Wesens Abkömmling erschienen.

Schon anderthalb Jahre, nachdem er wieder mit den Stiefeln auf den Fußboden trampfen konnte, ohne daß eine auf dem Sofa lag und sich die Ohren zuhielt, weil sie von dem Lärm Kopfschmerzen kriegte, ja, schon anderthalb Jahre später warb Thorsin um Regine Ring. Deren Vater war am Scheersberg in Angeln, in der Geltinger Gegend ansässig. Yndebroe witterte: Regine war was für ihn. Und er hatte sich nicht getäuscht. Sie gab ihm, was sein Blut verlangte, aber er mußte sie doch immer so achten, daß er ihr für eine gewisse Zurückhaltung nicht zürnen konnte. Sie ließ ihm Freiheiten, bestimmte aber doch stark über sein Leben. Der Hof glänzte unter ihren Händen. Es war Frieden im Hause, denn Regine ließ sich nie zum Streiten herab. Thorsins Jähzorn kam manchmal wie ein Gießbach angebraust, Regine räumte sacht, schnell und geschickt aus dem Wege, was die wilde Flut hätte zerbrechen können. Da floß das aufgeregte Wasser denn bald von selber wieder ruhig. Was nützte ihm alles Wüten, wenn nichts da war, woran es sich auszutoben vermochte?

Und der Junge, den ihm Regine schenkte, ah, das war Yndebroeer Fleisch! Sein Harald! Der ritt schon, als er erst vier Jahre alt war, und Streiche machte der Bengel — das ganze Dorf Uselott einschließlich der Hunde und Hühner hatte Bange vor ihm. Thorsin lachte, wenn man ihm voller Entrüstung berichtete, was sein Sproß wieder mal angestellt hatte. Er bezahlte den

Schaden gern und reichlich. In Harald, da lebten die alten Yndebroeer auf. Ja, ganz recht, aber — sie gingen auch früh in Harald wieder schlafen.

Der Tod auf Wagnesrott — aller paar Jahre kehrte er ein. Erst der Vater, dann die Mutter, und dann — Herr Gott, wie war es möglich? — dieser kräftige Junge. Aber die Vollsaftigen reißt es am ersten hin, wenn sie es im Hals bekommen. An der Leiche seines Knaben hatte Thorsin Yndebroe aus tiefstem Seelengrunde gestöhnt.

Und dann war Regine ihrem Sohne nachgefolgt...

Ja, Thorsin hatte sie geliebt. Er wußte, was es wert war, wenn sie ihn lenkte, ihn dämpfte.

In ihrem linden und doch sicheren Zügel ging das Tier in ihm hübsch Schritt vor Schritt. Und das war gut und nützlich, denn sonst sprang es los und verirrte sich über die Heide und versank schließlich im Moor. Gut und nützlich war es, wenn auch nicht allemal bequem. Das Tier bäumte sich oft auf und schlug aus, aber aus Selbsterhaltungstrieb, also auch aus Eigenliebe, gehorchte es dann doch.

Und jetzt, wo der Herrin die Zügel für immer aus der Hand gesunken waren?

Ein merkwürdiges Durcheinander von Gefühlen. Es war Thorsin, als ob er ins Leere trat, er vermißte den gewohnten Halt, dies ihm die Besinnung wahrende Unterdrücken seines ins Schrankenlose schweifenden Lebensdranges, und doch: er konnte nicht anders, ihn dünkte es für Augenblicke, er komme aus einer ehrenvollen und milde gehandhabten Haft und tue vor dem Mauertore den ersten freien Atemzug.

Ja, Regines Vernünftigkeit — er hatte sich doch häufig über ihre gleichmäßige, nicht aus der Gelassenheit zu bringende Art und Weise geärgert — die hemmte ihn nun nicht mehr. Das heißt: er sah seine Frau ja noch überall, er hörte auch ihre Ermahnungen und Warnungen, aber in Wirklichkeit war sie doch weg und hatte ihm nichts mehr zu sagen. Er konnte mit sich anfangen, was er Lust hatte, und das war doch eigentlich das einzig Menschenwürdige.

Allein die große Frage tauchte auf: wozu sollte er denn seine Freiheit — die manchmal ersehnte und zugleich heimlich gefürchtete — benutzen?

Einstweilen waren die Dinge, wodurch sich Thorsin Yndebroe über die Kluft in seinem Dasein hinweghalf und seine Ungelandenheit auskostete, ziemlich einfach. Sie hießen: Arrak und Jamaika-Rum.

❀ ❀ ❀

Ins Schäferhaus kam Thorsin selten. Vor dem nüchternen Olmer schämte er sich doch seines Pichelns, und die Gesellschaft seiner überberedten Kusine Nösel war ihm auch weiter nicht begehrenswert. Um so lieber saß er denn in dem andern Gasthause von Useloit — es hieß der ‚Nordpol' und wurde von den besseren Bauern besucht. Da kam es dem Wagnesrotter nicht darauf an: er gab eine Runde nach der andern aus, und alle fanden, jetzt sei er erst ein echter Kerl. Seine Frau habe ihm nichts gegönnt und ihn bloß zum Duckmäuser gemacht.

Einmal in der Woche, gewöhnlich Sonnabends, bekam Jinns Befehl anzuspannen. Dann fuhr Yndebroe nach Flensburg, und er hatte es gern, wenn sein Wagen den Friesischen Berg so recht rasch hinunterrasselte.

Bei Juhls Gasthof am Nordermarkt stieg er ab, und dann ging er die Marienstraße hinauf und bog links in den kleinen Gang ein, der zum Graben führt. Da wohnte sein Freund, Hans Andreas Klewing, der Stein- und Bildhauer, ihm ähnlich an Gesinnung und Lebensweise.

Es war ein gastliches Haus, das Klewingsche. Die kleine Frau Dorothea kam nicht aus dem Kochen, Backen und Braten heraus, so viele fanden sich immer zu Tische ein, sei es mittags, sei es abends, und die geleerten Flaschen wurden immer gleich durch neue ersetzt. Sechs hübsche, junge Töchter zierten das Haus: Georgine, Marie, Dora, Andrea, Johanna und Frederikke. Im ganzen freilich hatten die Klewings fünfzehn Kinder gehabt. Als sie heirateten, war Hans Andreas siebzehn Jahre alt und seine Braut noch ein halbes Jahr jünger gewesen. Der Hof hinter dem Hause lag voll von Granit- und Marmorblöcken. Da wurde gesägt, geschliffen, da wurden Namen gepickt und vergoldet, feine Verzierungen wurden ausgehauen — es war ein reger Betrieb, und das Geld lag lose im Kasten. Wer von der Familie etwas nötig hatte, der holte sich ein paar Taler heraus. Fürs Anschreiben hatte man bei Klewings nichts übrig. Man nahm fort — es kam ja wieder was ein, denn es starben ja immer Leute, und daß der Grabstein von Klewing sein mußte, verstand sich von selbst. Hans Andreas hatte keine Zeit, sich viel ums Geschäft zu kümmern. Er mußte politisieren. Darin war er schon etliche Jahre ein Hauptsahn.

Die Zeit, wo Friede im Lande herrschte, war längst vorüber. Einst hatten alle in großer Unschuld gelebt, was die Politik anlangte, aber dann fing das Itzehoer Wochenblatt davon an, Uwe Jens Lornsen trat

auf, um Alarm zu machen. Auch die Flensburger Bürger lasen das Blatt und fragten sich gegenseitig, was eigentlich Politik sei. Sie erfuhren es bald. Im Umsehen standen sich in der Stadt zwei Parteien gegenüber, und die Schleswig-Holsteiner sprachen laut davon, daß sie von Dänemark um viele Millionen betrogen seien. Und das müsse anders werden.

Hans Andreas Klewing legte sich aufs Lauern, besprach sich mit seinen Mitbürgern, und sie wurden sich einig, daß das mit Schleswig-Holstein Schwindel war.

Die Dänen waren in der Überzahl, und wenn die Schleswig-Holsteiner nun zusammenkamen, da wurden sie gestört. Immerhin lief es zuerst doch noch ohne Handgreiflichkeiten ab, aber dann gab Frederik VI. die Zusage zu einer Eisenbahnkonzession von Flensburg nach Tönning. Das beschlossen die Dänen im Bürgerverein zu feiern, und da kam es denn zur ersten heftigeren Reibung. Die Deutschen — Advokat Bremer und seine Freunde Winning, Bojsen, Lorenzen und andere waren ihre Führer — erschienen auch und fingen an, Reden zu halten. Die Dänen erhoben durch Agent Jensen Einsprache, der konnte aber vor dem Spektakel der Schleswig-Holsteiner nicht zu Worte kommen. Da traten Hans Andreas Klewing und Thorfin Yndebroe vor die Tribüne und verlangten, Bremer solle augenblicklich heruntersteigen und den Saal mit allen Verrätern verlassen. Sonst würden sie zu Fenstern und Türen hinausgeworfen, ohne Ansehen der Person.

Die Schleswig-Holsteiner erkannten, daß es Ernst war, und machten gute Miene zum bösen Spiel. Die Dänen aber, die Sieger, setzten sich zu Tisch, und ließen es sich gut schmecken, und beim Braten wurden die Toaste lebendig. Agent Jensen sollte auf Frederik VI. sprechen, da kam ihm Bremer zuvor und wollte den Herzog von Schleswig-Holstein als rechten Landesherrn hochleben lassen. Da sagte Hans Andreas Klewing zu seinem Freunde Thorfin: „Nee, min Jong, nu wart dat doch bald en bet to dull.“ Die beiden standen auf, nahmen Bremer am Kragen und warfen ihn und einige seiner Genossen die Treppen hinunter. Dann setzten sie draußen Wache hin, daß die nicht wieder in den Saal kämen.

Alle Schleswig-Holsteiner drückten sich. Die Dänen aßen und tranken und waren guten Mutes.

Das war die erste Gelegenheit zu zeigen, wer königlich und wer schleswig-holsteinisch dachte. — „Nun haben wir unsere Pappenheimer kennen gelernt, mein Junge,“ meinte Hans Andreas und stieß mit Thorfin Yndebroe an.

Frederik VI. starb, und aus der Konzession der Flensburg-Tönninger Eisenbahn wurde nichts.

Eine Weile war es ruhiger in der Stadt, nach und nach jedoch wuchs die Erbitterung. Die Krawalle nahmen kein Ende. Wenn die einen anstimmten: „Schleswig-Holstein stammverwandt, wanke nicht, mein Vaterland!“ — so fielen die anderen ein: „Jütland, Fünen, stammverwandt, jag' de Dützen ut dat Land!“

Da gab's blutige Nasen.

Regine war keine Freundin von Hans Andreas Klewing gewesen. Sie hatte es nicht gern gesehen, daß Thorfin viel mit ihm verkehrte, und ihr Einfluß war ja auch stark genug, um ihren Mann davor zu behüten, daß er mit diesem fanatischen Politiker ein Herz und eine Seele wurde, aber nach ihrem Tode gab es auch da kein Hindernis mehr: der Wagnesrotter wurde mit ein Rufer im Streit, und er tat daheim sein mögliches, die Useloiter Bauern von der Verworfenheit der Schleswig-Holsteiner zu überzeugen. Das kostete manchen Trunk, und so geriet Thorfin Yndebroe in große Wüstheit hinein.

Daß er dabei kein Glück empfand, war natürlich. Er war wohl überhaupt kein Mensch danach, um glücklich zu sein. Sich ungefesselt zu dehnen, das sollte doch eigentlich eine Freude bedeuten, nicht wahr? Ja, wäre nur diese liebevolle Fessel nicht so wohltätig gewesen! Manchmal, wenn er im dunstigen Kreise seiner Zechgesellen saß, drückte ihn etwas im Nacken. Das war genau so, als wenn ihm Regine früher ernst und sorgend nachgeblickt hatte. Sie war doch gewissermaßen immer noch bei ihm.

Statt aber dem guten Geiste seines Weibes zu gehorchen und in die Stille zu gehen, um sich zu finden, da floh er vor Regine und vor sich selbst, floh immer ins Laute und immer Lautere, das dann schließlich in Dumpfheit und Betäubung überging.

Weit, weit weg floh Thorfin Yndebroe, allein der gute Geist seines Weibes wußte ihn trotzdem zu geleiten und ließ nicht nach mit Mahnen und Warnen.

⌘ ⌘ ⌘

Das war so schlimm: im Schäferhaus gab's nicht nur Unordnung, sondern auch Zank und Streit. Oder wenn man es recht nehmen wollte: die Unordnung kam von dem Unfrieden her. Daumor konnte sich nicht mit ihrer Mutter vertragen. Das mochte kein schlechtes Zeichen für das junge Mädchen sein, nur: die Wirtschaft litt darunter. Olmer wollte immer vermitteln —

auch das kostete Zeit und Kraft, die besser zu verwenden gewesen wären. Gott ja, Nösel hatte ihre Fehler, aber sie war doch nun einmal seine und Daumors Mutter, und es tat Olmer weh, wenn Daumor ihr ganz untöchterlich und unverhohlen ihre Mißachtung bewies. Er hing an beiden, und eine tiefe Sehnsucht war in ihm, daß sie alle drei einig mitsammen leben möchten. Dann wäre Glück ins Haus gekommen, Glück und Licht — endlich einmal. Dann wäre die Erinnerung an den Vater versunken. Jetzt lag sie überall wie schwarzer Schatten. Dann wäre es ihm auch am Ende gelungen, seine Arbeit fruchtbar zu machen. Jetzt war sie ungesegnet.

Aber Daumor blieb starr vor der Mutter und war unerbittlich gegen die Schwächen der alten Frau, und die wehrte sich mit Keifen. Kein Tag, wo sie nicht aufeinander prallten. Da konnte Olmer nicht fröhlich die Hände regen, sie wurden ihm sogar auf seinem eigenen Grund und Boden schlaff und schlaffer.

Desto lieber, weil er doch an sich ein fleißiger Mensch war, half er seinem Onkel Thorsin auf Wagnesrott. Dort tat Hilfe auch wahrhaftig not. Schließt die Frau die Augen und hat der Herr die Augen anderwärts als auf seinem Gute, so tut das Gesinde, was ihm beliebt, und dabei kommt nicht viel Gedeihliches heraus. Der alte Jinns — Regine hatte ihn bei ihrer Hochzeit vom elterlichen Hofe mitgebracht — versuchte zwar, Zucht zwischen den Leuten aufrecht zu halten, jedoch sein guter Wille stieß auf Widerstand bei der Mamsell, die sich jetzt als die Oberste betrachtete. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Yndebroe herum zu kriegen, damit er sie zur Nachfolgerin der seligen Frau erhöbe, sie war eine staatsche Person, setzte ihre Vorzüge, besonders die leiblichen, vor Thorsin allemal in das beste Licht, lächelte ihn mit großer Liebreichigkeit an und gab ihm viel Gelegenheit, sie allein zu sprechen. Auch sorgte sie mit der lebhaftesten Hingebung für all seine Wünsche und Gewohnheiten und war klug genug, das Hauswesen und die Küche in Regines Sinne weiter zu führen. Sie bereitete dieselben Gerichte für den Tisch und fügte nur irgend etwas, kaum Merkbares und doch Vorhandenes von sich aus hinzu. Sie hängte um das Bild der Verstorbenen einen Heidekranz. So ehrte sie Regines Andenken und drängte sich zugleich in die Gedanken des Herrn ein.

Allein so nett sie sich herausputzte, so viel sie die hübschen Augen winken und locken ließ, sie hatte sich verrechnet. Für Thorsin Yndebroe gehörte sie, obgleich sie kein ungebildetes Frauenzimmer war und sogar auf dem Klavizimbel zu spielen verstand, zu den Dienstboten, und damit gab er sich nicht ab. Das war überhaupt merkwürdig. Es liefen über den Wagnesrotter ja haufenweise betrunkene Geschichten herum, und Pastor Rivesel seufzte erbärmlich über das tolle Getriebe; nur von Weibersachen, die mit Thorsin Yndebroe zusammenhingen, hörte man nichts. Man konnte ihn mal im Freien finden, daß er seinen Rausch auf einem Strohbündel ausschlief, aber sich an irgendeine wegzuwerfen, dazu hielt er viel zu viel von sich selbst. Dazu wirkte Regines reines Wesen auch immer noch zu sehr in ihm fort.

Die Mamsell war für ein rasches Weiterschreiten der Handlung. Eines Abends wurde sie deutlich. Sie sprach davon, daß der Herr doch gewiß sehr einsam sei, sie könne ihn ja so begreifen, und er sähe ja, was sie alles tue, um ihn einigermaßen über seinen betrübten Witwerstand zu trösten. Sie täte auch gern noch viel mehr für ihn, wenn er . . .

Dabei lehnte sie sich an ihn, gar nicht viel, nur so, daß er fühlen mußte, wie ihr angenehm gerundeter Busen zu ihm hinstrebte. Und da holte sie sich die große Niederlage. — „Sett di man keen Fleegen inne Kopp, min Gude," sagte Thorsin und schob das, was sie ihm zärtlich hinhielt, rauh beiseite.

Ihre Hoffnungen, Frau auf Wagnesrott zu werden, waren nun also vernichtet, kein Wunder, wenn die Mamsell fortan alles gerade nicht mehr so machte, wie Yndebroe es wünschte und gewohnt war, kein Wunder, wenn sie überhaupt gegen ihn und den alten Jinns, seinen getreuen Kutscher, Knecht, Nachtwächter und was es sonst zu tun gab, mit den übrigen Mägden und Knechten eine Partei bildete, die ihren Zweck darin sah, dem Gebieter, der sie so schnöde verschmäht hatte, durch Faulheit, Unbotmäßigkeit und Stehlerei nach Möglichkeit Abbruch zu tun.

So oft Thorsin entdeckte, oder wenn Jinns es ihm meldete, daß er an seinem Eigentum geschädigt worden war oder daß seine Befehle nicht ausgeführt wurden, brach er ins Toben aus. Er scheute sich nicht, die Leute zu schlagen, zahlte die Brüche dafür, schmiß diesen oder jenen Ungehorsamen und Ungetreuen zum Tor hinaus, aber was nützte das alles? Es fehlte dem Hofe die tüchtige Hand, das aufmerksame Auge, es fehlte ihm die Seele, die ihn regierte und von der er sich auch gern regieren ließ.

Olmer sah, soviel er konnte, nach dem

Rechten, namentlich wenn Yndebroe in Flensburg war und seinem lieben Hans Andreas Klewing beistand, die bösen Schleswig-Holsteiner zu verhauen.

Noch immer wußte Olmer nicht, ob Onkel Thorsin wirklich von den zweihundert Talern, womit Regine die Leientofts vor etlichen Jahren aus schlimmer Verlegenheit löste, keine Kenntnis hatte, oder ob er nur absichtlich darüber schwieg und die Sache erledigt sein ließ.

Wie dem auch war: Olmer wollte die Schuld ebenso abtragen, wie die übrigen Schulden, die auf dem Schäferhause lasteten. Durch Geld wäre ihm das sehr schwer gefallen, also tat er es nach Kräften durch Arbeit für seinen Oheim. So führte er die Bücher auf Wagnesrott. Regine war darin musterhaft gewesen, aber die erste Zeit nach ihrem Tode waren die Blätter ganz leer geblieben. Er kaufte Saat, verkaufte Vieh für den Hof und stützte Jinns in seinen Bemühungen, daß keine völlige Lotterwirtschaft einriß.

Der Alte schüttelte zwar manchmal den Kopf über die Art, wie der Herr Tage und Nächte hinbrachte, aber er war von seiner Soldatenzeit her an Subordination gewöhnt — nie hätte er sich auch nur ein Wort der Mißbilligung über Yndebroes Leben erlaubt. Und Olmer vermied auch jegliches, selbst das leiseste Tadeln. Die beiden arbeiteten nur unermüdlich miteinander, um den Kram zusammenzuhalten.

Gerade aber, weil Thorsin ihnen durchaus vertraute und seinen Hof in guter Hut wußte, ließ er sich um so mehr gehen.

Das Yndebroeer Blut bekam einigermaßen sein Recht.

⌘ ⌘ ⌘

Dick und dicker wurde die Luft über dem meerumschlungenen Lande. Was Algreen-Ussing, der heißblütige Bürgermeister von Kopenhagen, verlangt hatte, dazu ließ sich König Christian VIII. auch richtig drängen: er kam mit seinem offenen Briefe zutage. Die Herzogtümer — vor allem auf Schleswig war es abgesehen — sollten unter das dänische Königsgesetz gebeugt werden; erlosch der Mannesstamm auf dem Throne Dietrichs von Oldenburg, so könne also auch eine Frau des königlichen Hauses sich mit der herzoglichen Krone schmücken.

Davon stand aber in den Privilegien derer, die sich die blauweißrote Fahne zu ihrem Wahrzeichen erkoren hatten, keineswegs etwas zu lesen. Sie beharrten dabei, daß sie als freie Männer auf freiem Boden wohnen wollten: nur einem König waren sie bereit, den Eid der Treue zu schwören, ihr Wahlspruch diesseits und jenseits der Eider hieß: „Up ewig ungedeelt!"

In mächtiger Bewegung, die ganz von innen herauskam, erhoben sich die, denen sonst alles langsam und schwerfällig von der Hand geht, immer begeisterter klang das Schleswig-Holstein-Lied von ihren Lippen, prachtvolle, mutige Männer erstanden unter ihnen und feuerten sie immer mehr an: Schleswigs Recht war vergewaltigt, Holsteins Recht bedroht, — das konnte keiner ertragen, der sich seiner buchenüberwaldeten Heimat wert nennen und erzeigen mochte.

Vom Herzog Christian August bis zum letzten Tagelöhner waren sich alle, die vaterländisch fühlten, darin einig: sie halten die heilige Pflicht, sich wider solche Knechtung zu wehren.

König Christian sah wohl ein, daß er mit einem Schlage die Herzen seiner deutschredenden Untertanen verloren hatte. Er wollte sie wieder gewinnen, indem er eigenhändig Gunst und Gnaden austeilte. Und als er mit seiner Gemahlin im Flensburger Hafen von der Hekla ans Land stieg, da sorgten Hans Andreas Klewing, Thorsin Yndebroe und ihre Schar dafür, daß Hochrufe um ihn ertönten, aber das konnte er sich auf seiner Reise durch die südliche Halbinsel nicht verhehlen: er fand ein verwandeltes Volk vor. Eisigkalt war's um ihn, wohin er immer kam.

Sein Statthalter, der Prinz von Noer, entsagte lieber seines Amtes, als daß er, wie der König es forderte, den offenen Brief anerkannte. Andere Herren in hoher Stellung folgten seinem Beispiel, und den Amtmann von Scheel, der nun an die Spitze der Schleswiger Regierung gerufen wurde, haßten die Schleswig-Holsteiner ingrimmig.

Eine Weile atmete Christian VIII. auf Föhr die stärkende Nordseeluft. Dann fuhr er nach Schleswig, — kein Mensch ließ sich bei seinem Einzug auf den Straßen der Stadt sehen. Er kam nach Plön, — von der Ritterschaft erschien nicht einer im Schlosse, um ihm Ehrerbietung zu bezeugen. In Lockstedt, wo er seine Truppen an sich vorbeimarschieren ließ, sangen ihm die blauäugigen Jungen mit „Schleswig-Holstein meerumschlungen" die Ohren voll.

Ärgerlich begab er sich endlich in Neustadt wieder aufs Schiff und kehrte nach Kopenhagen zurück. Da wurde er denn für die ausgestandene Kühle entschädigt; wo er nur gesehen ward, feierte ihn sein Volk als weisen, Großdänemark begründenden Monarchen. —

Unzufrieden und heftig gegeneinander aufgereizt waren die Gemüter.

Unbedingt herrschen wollte der Däne, denn er fühlte sich in seiner Macht, und mit am



übermütigsten war er in der Stadt, von der es heißt, daß Ritter Fleno ihr einst seinen Namen gegeben hat.

Klewing konnte sich gar nicht genug darin tun, die stark nach der anderen Seite hinneigende Obrigkeit in die Enge zu bringen. Anlaß zum Kleinkrieg fand sich allemal, und er wurde stets begierig aufgegriffen.

Da saß an einem schönen Sonntagnachmittag, — es war gerade Ständedeputierten-Wahl gewesen, — der Bildhauer mit Frau und Kindern vor der kleinen Schenke in der Marienhölzung. Auf einmal kamen mit der Zunge aus dem Hals Boten von der Stadt hergelaufen: „Du, Klewing! Die Angeliter Bauern wollen Rennekamp auf Cluus ein Ständchen bringen!" — „Die soll doch der Deubel! Ich komm' gleich!"

Klewing in die Stadt, — in den Bürgerverein, da war schon große Versammlung. Die Meinungen wogten hin und her. Endlich wurde beschlossen: „Wenn die Verräter ihre Deputierten ehren, so kriegen unsere Abgeordneten wahrhaftig heute auch ihr Hoch!"

Da öffnete sich die Tür, Polizeimeister Niemann trat herein, er stieg auf einen Stuhl: „Im Namen des Königs verbiete ich die Versammlung und das Ständchen."

Klewing pflanzte sich vor ihm auf: „Sag' mal, wer sind Sie denn eigentlich?"

„Sie kennen mich alle, meine Herren. Ich bin der Polizeimeister."

„Keine Seele kennt Sie. Wenn Sie als Polizeimeister was zu sagen haben, dann kommen Sie gefälligst in Uniform, sonst kann hier sich jeder breit machen und behaupten, er wäre Polizeimeister."

Der Unglücksbeamte lief nach Haus, zog in aller Eile seinen bunten Rock an und schnallte sich den Degen an die Seite, dann kam er wieder in den Saal und verkündete: „Kraft meines Amtes verbiete ich jeden Auflauf!"

Himmelhoch lachten ihn alle aus: „Er ist wohl verrückt; wir wollen keinen Auflauf, unsere Vertreter sollen ja bloß ein Ständchen haben. Wenn du das nicht willst, dann sorg' dafür, daß auch die Gegenpartei zu Hause bleibt und wenigstens nicht in Prozession durch die Stadt fahren darf." Der Polizeimeister wollte noch allerhand reden, aber Klewing rief: „Laßt ihn stehen, Leute, und kommt mit mir!"

Musikdirektor Demut schwitzte vor Angst, aber es half ihm nichts, er mußte gegen das Verbot des Polizeigewaltigen seine Bande ausrücken lassen. — „Oder du kannst dir was besehen, Demut!"

Nun kamen die schleswig-holsteinisch gesinnten Bauern auf einer langen Reihe von Wagen durch die Straßen angefahren. Etliche Hitzköpfe von Klewings Mannen wollten die Wagen umwerfen, aber ihr Führer hielt sie mit kräftiger Stimme zurück und gab den Bauern nur die Weisung, daß sie auf ihrem Rückweg die Stadt meiden sollten. — „Ja, ja!" riefen die Eingeschüchterten, „wenn wi man erst glücklich dörch sünd, wi geern achter om to Huus fahren wüllen."

Die Dänen huldigten ihren Erkorenen, vor allem dem Agenten Jensen, dann ging jeder ruhig heim.

Aber nach etlichen Wochen mußten sie aufs Rathaus, und die Rädelsführer wurden wegen Ungehorsams gegen die Polizei und wegen Teilnahme an dem Hoch für Agent Jensen in über hundert Taler Kurant Geldbuße genommen. Die anderen kamen billiger davon. Im ganzen gab es die ansehnliche Brüche von 1592 Talern Kurant. — „Das ist ein schön Fressen for Mubs, min Beste," sagte Hans Andreas zu seinem Freunde Thorsin, der auch unter den Vorgeforderten war.

Nichts nützte die Berufung gegen das Urteil, selbst daß sich die Gemaßregelten an den König wandten, hatte fast keinen Erfolg. Denn Seine Majestät ließ ihnen mitteilen, es täte ihm sehr leid, daß seine getreuen Bürger so behandelt worden seien, aber er könne, was die Magistratsbrüche anginge, nichts tun; doch die vierzig vom Hundert, die der Krone zufielen, würden ihnen in Gnaden erlassen. Da bezahlten denn die Übeltäter, was sie schuldig waren; der Spaß war ihnen das Geld schon wert.

Agent Jensen aber, für den sie doch eigentlich bluteten, setzte sich in ein schlechtes Licht bei seinen Mitbürgern, die ihn vordem auf Händen getragen hatten; denn er säckelte in seiner Eigenschaft als Senator den ihm zukommenden Anteil von der Buße ein, statt ihn an eine milde Stiftung zu geben.

Von da an setzten sich Männer wie Klewing, wenn sie in den Ratskeller kamen, um ihre Austern zu frühstücken, nicht mehr an denselben Tisch mit ihrem Ständedeputierten.

⌘ ⌘ ⌘

Außer bei seinem Onkel Thorfin und beim alten Jinns war Olmer auf Wagnesrott nichts weniger als beliebt. Schleicher, Herumschnüffler, Zuträger, — das waren die Ehrennamen, womit die Mamsell und nach ihrem Beispiel das übrige Gesinde ihn belegten. Die abgewiesene Heiratslustige stemmte oft, wenn er kam, die drallen Arme in die Hüften: „Wir können hier ganz gut allein fertig werden, Herr Leientoft, mir scheint, Sie sollten sich lieber um das Schäferhaus bekümmern, daß Sie da nicht im Dreck verkommen."

Olmer war kein Mensch, der sich streiten konnte; fuhr ihn einer an, so fehlten ihm die Widerworte, überdies gehörte er zu denen, die ihren Angreifern leicht recht geben, und wenn die Mamsell in minderachtiger Weise vom Schäferhaus sprach, so stieg ihm freilich die Scham auf. Dort müßte es in der Tat anders aussehen! Gleichwohl war er zähe genug, um sich nicht vom Hofe verscheuchen zu lassen.

Deshalb entgegnete er der Frauensperson, die so richtig stämmig in Zankbereitschaft vor ihm stand, in aller Freundlichkeit: „Ich will Sie in keiner Weise stören, liebe Mamsell, sondern bloß das tun, worum mich mein Onkel gebeten hat. Die Rechnungen müssen durchgesehen werden." — Damit ging er seines Weges ins Haus, Mamsell Kerstine aber rief ihm höhnisch nach: „Dann verrechnen Sie sich man nicht zu Ihren Gunsten, hören Sie?"

Solche hämische Verdächtigung war zu dumm, als daß sie Olmer traf und beleidigte, der alte Jinns aber murmelte: „Auf dem Maulwerk da kann man Sensen schleifen."

Thorfin war oft tagelang abwesend, und es blieb daher nicht aus: Olmer kümmerte sich auch um das Vieh, das keine gehörige Pflege bekam, er blickte auch auf dem Acker nach, wo es gar nicht besonders vorwärts wollte. Das Jahr war sowieso schlecht. Korn und Kartoffeln hatten einen schlimmen Mißwuchs erlitten, und auf Wagnesrotter Flur war für den Boden nicht das geschehen, was er nötig hatte. Da ragten die Halme spärlich und mit hohlen Köpfen empor, und alles Kraut war niedrig und gelb. Es war ein Jammer, wie wenig das für gewöhnlich fruchtbare Gut dies Jahr hergab.

Was die schlechte Ernte anging, war Olmer ja machtlos, aber überall, wo er sonst etwas zu bessern vermochte, tat er es mit Eifer. Er hatte eben viel mehr Freude daran, hier zu arbeiten, als bei sich daheim. Zu Hause — ach! — da war doch alles verfahren, das mußte sich hinschleppen. Auf Wagnesrott indessen hieß es den Verfall aufhalten. Und darum mühte sich Olmer dort ab, aus Dankbarkeit an seine verstorbene Wohltäterin und auch in einer schier kindlichen Anhänglichkeit an seinen Onkel, dessen starkes, immer nach dem eigenen Willen handelndes Wesen ihm Achtung abzwang, wie leid es ihm tat, daß die Kraft dieses Mannes unnütz ausgegeben wurde.

Thorfin Yndebroe hatte befohlen, Olmer habe zu jeder Stunde auf Wagnesrott Zutritt, und es dürfe ihm kein Raum vom Heuboden bis in den Keller verschlossen bleiben. Also war Mamsell Kerstine zur Ohnmacht verurteilt, und desto wütender wurde sie auf den Eindringling. Als Olmer eines Tages in die Milchkammer hinein wollte, fuhr sie mit Fäusten auf ihn los und wäre tätlich gegen ihn geworden, wenn nicht Jinns, der immer noch tüchtige Sehnen hatte, ihre Handgelenke umklammerte und die Arme herunterbog, daß es knackte. Sie heulte laut, riß sich los und rannte davon. Dann hetzte sie die anderen auf. Dräuend rückten die Knechte mit Knütteln an. Die Mägde hatten allerhand unsaubere Dinge aufgerafft, um damit zu werfen. Hinten aber stand die rachedürftige Mamsell und freute sich, daß es ihrem Feinde an den Kragen gehen sollte. In der Tat — Olmer war in Gefahr, die Schar drang gegen ihn vor, der alte Jinns aber richtete sich in strammer Soldatenstellung auf und rief: „Bewahrt man eure Knüppel ja bis heute abend auf, damit der Herr gleich welche zur Hand hat, wenn er sich euch vornimmt."

Die Erinnerung an den Herrn ernüchterte die Aufgeregten. Sie kannten seine eigenmächtige Gerichtsbarkeit. Wer nicht gut tat, mußte entweder Knall und Fall sein Bündel schnüren oder sich eine Tracht Prügel gefallen lassen, die ihm für etliche Nächte das Liegen auf dem Rücken sehr unbehaglich machte.

Sie ließen die erhobenen Waffen sinken, und die Deerns entledigten sich ihrer Wurfgeschosse. Eine Weile wurde noch auf den Spion geschimpft, dann zog Mamsells Heereskolonne murrend ab.

Es war nicht ohne Grund, daß die Hausverweserin niemand einen Einblick in ihre Milch-, Butter- und Käsewirtschaft gönnte. Der alte Artillerist hatte längst Lunte gerochen und teilte jetzt Olmer seine Beobachtungen über diesen Betrieb mit, und als sie dann eine von den Mägden in die Klemme brachten, kam es heraus: von dem Tag an, wo Regine hier nicht mehr schaltete und waltete, hatte sich die Mamsell die eigene Tasche gefüllt. Olmer, der um alles in der Welt keinen Menschen ohne bewiesene und eingestandene Schuld bezichtigen wollte, forschte sorgsam weiter nach. Ja, es war so, der Ertrag dessen, was die Wagnesrotter Molkerei einbrachte, war gegen früher so klein, daß selbst das höchst ungünstige Jahr nicht allein die Ursache für den Ausfall sein konnte. Olmer versuchte, mit der Mamsell über die Angelegenheit zu sprechen. Das lag ja nun einmal in seiner aus Furcht gern manches verheimlichenden Art — er liebte es, den Bruch zu meiden, vielleicht ließ es sich auch in diesem Falle so wenden, daß der Schaden ersetzt wurde und Onkel Thorfin weiter nicht viel von der Geschichte zu erfahren brauchte.

Sobald er aber nur sein leisestes Befremden darüber äußerte, daß aus diesem Teile der Wirtschaft so wenig Geld flösse, schoß dem Frauenzimmer das Blut zu Kopf. Sie schrie ihn an: „Das ist meine Sache. Sie wollen mich bloß verleumden, und ich geh' vor Gericht. Das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Gerade Sie sollten sich doch man ja nicht aufspielen. Was man von Ihrem Vater weiß —" — „Ja, ja, ich möchte auch jeden bösen Verdacht von vornherein beseitigen. Deshalb rede ich mit Ihnen, Mamsell. Erklären Sie mir nur alles." — Sie war nicht zu beruhigen. „Da ist nichts zu erklären. Wenn nur alle Hände so rein wären wie meine, dann könnten die Leute froh sein!"

Es war nichts bei ihr zu erreichen, und so tat Olmer zuletzt seine Pflicht und berichtete seinem Onkel, was er entdeckt zu haben glaubte.

Thorfin Yndebroe griff zu, und eine Stunde später lag die Mamsell Kerstine wimmernd vor ihm auf den Knien und flehte um Gnade. Der Herr soll doch bloß und bloß nicht den Gendarm kommen lassen.

Am andern Morgen wurden ihre Kommode und ihr Koffer auf einen Wagen geladen, und der alte Jinns brachte sie nach Flensburg. Von da konnte sie selber sehen, wo sie abblieb.

Olmer aber stand bei seinem Onkel nun erst recht in Gunst.

⁂ ⁂ ⁂

Auch Nösel bewies großen Eifer, sich auf Wagnesrott nützlich zu machen. Daß Thorfin viel im Wirtshaus und in Flensburg war, nahm sie ihm nicht übel. — „Das muß ein Witmann haben," sagte sie, „er erholt sich ein bißchen von seiner Frau."

Olmer sah es nun zwar nicht gern, wenn seine Mutter auf den Hof ging, sie fand nämlich dort, wie das ja überhaupt ihre Begabung war, immer allerhand, was sie Abfall nannte und in ihre unergründliche Rocktasche verschwinden ließ. Diese Abfälle waren manchmal noch recht dazu geeignet, Menschen und Tieren als Nahrung dienen, oft aber waren es auch Dinge, die wirklich zu gar nichts mehr gebraucht werden konnten. Nösel Leientoft mochte nichts umkommen lassen; in einem Winkel ihres Hauses hatte sie eine ganze Sammlung: da lagen Hufeisenstücke, zerbrochene Kruken, Holzwerk, verrostete Schrauben und Messer ohne Klingen, alte Hüte und lecke Stiefel durcheinander. Olmers Gewissen war peinlich fein, er nahm bisweilen noch so wertlose und sicher nie vermißte Sachen, die Nösel von Wagnesrott mitgeschleppt hatte, und trug sie wieder auf den Hof. Daß er seiner Mutter Vorstellungen über den Unterschied von Mein und Dein machte, hatte keinen Zweck. Das wußte er. Nösels Redeschwall erstickte seine Worte. So handelte er stillschweigend, auf daß in sein Haus, soweit er es verhindern konnte, nicht unrecht Gut hineinkam.

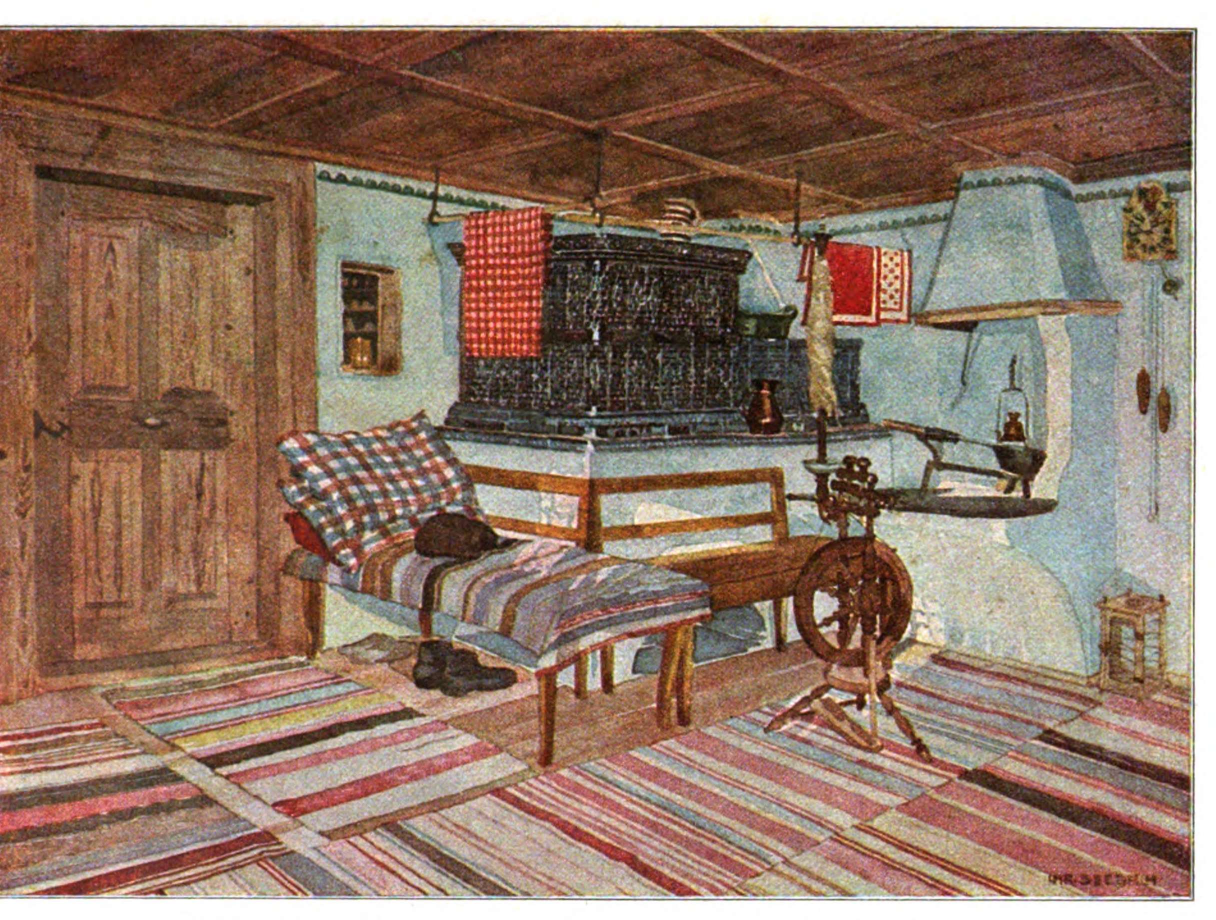
Jetzt, nachdem die Mamsell als übertrieben eigennützige Person entlarvt worden war, fühlte sich Nösel vollends unentbehrlich für ihren Vetter, der — so stellte sie es dem Dorfe dar — von allen Seiten belogen und bestohlen wurde. Ja, wenn er seine gute treue Kusine Nösel nicht hätte, die die Augen für ihn offen hielt! Nösel war auch von ihrer Wichtigkeit fest überzeugt, in Wahrheit aber stand es anders: das Ereignis mit der Mamsell hatte zur Folge, daß Thorfin Yndebroe sich wieder selbst mehr um sein Eigentum kümmerte.

Denn so verschwenderisch er in den Kneipen mit dem Geld umging, es saß doch der bäuerische Geiz in ihm. Betrogen zu werden, das wurmte ihn. Er mißtraute nun allen, die ihm dienten, und er hatte das wilde Leben auch schon etwas satt. Er sah mit Schrecken, — Olmer deutete in aller Bescheidenheit darauf hin, — welche Unsummen ihm seit Regines Tod aus den Händen geronnen waren. Da sagte er: „Stopp!" — Sein Wille war stark genug. Was er bis dahin an Kraft im Lärm des Wirtshauses vertan hatte, das wandte er jetzt für seinen Besitz an. Die Portweinflasche wurde vom Frühstückstisch verbannt, er war unterwegs von einem Acker zum anderen, er griff selber mit zu, wo jemand für eine Arbeit fehlte, der Stall wurde wieder sauberer, denn der Knecht wußte, daß der Herr ein Donnerwetter losließ, wenn da Schmutzhaufen herumlagen.

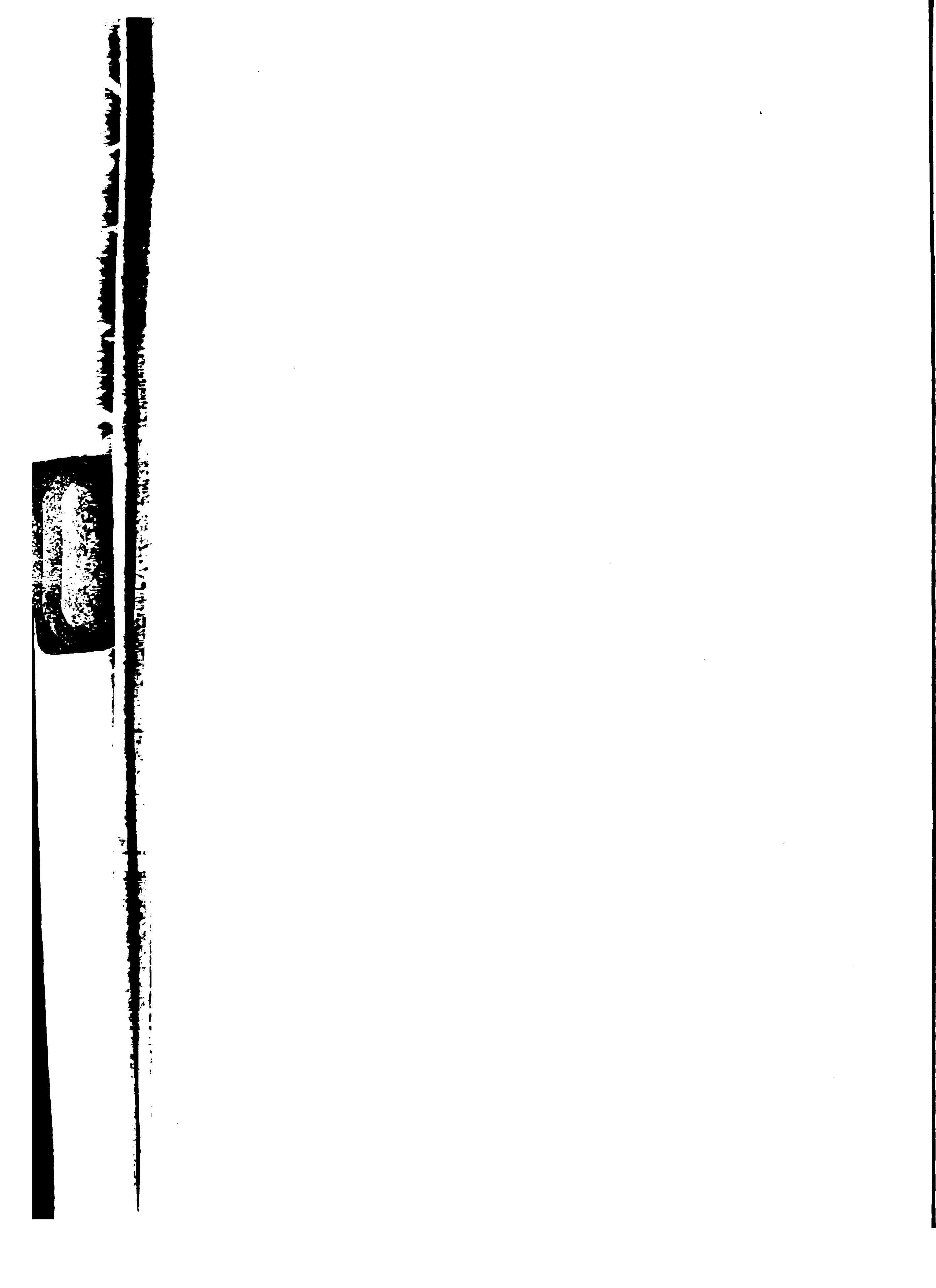
Nur des Abends leistete sich Yndebroe nach wie vor seinen Trunk, und der schmeckte ihm besser als ehedem, — ihm war, als hätte er ihn sich verdient, als wäre Regine auch damit einverstanden, daß er sich nach fleißigem Schaffen erquickte. Er wurde fröhlicher, die Dumpfheit der letzten Zeit wich von ihm, sein Blick erhellte sich, er bekam Lust zum Tun.

Olmer war und blieb sein Vertrauter, im übrigen aber wurde er selbst der Mann auf seiner Scholle.

Aber nun war in der Wirtschaft doch eine Lücke. Eine neue Haushälterin mußte angestellt werden. Die Wahl war nicht leicht, denn es sollte natürlich eine tüchtige und zuverlässige Person sein, und was sich meldete, das sah alles so firlefanzig aus. Der gute treue Mamsellenschlag aus der alten Zeit, — der war ja lange ausgestorben. Olmer besprach den Fall mit seiner Mutter und meinte



Allgäuer Bauernstube in Pfronten-Oesch. Aquarell von Christian Seebach.



zaghaft: „Ja, ich kann es nicht leugnen, ich habe dabei an unsere Daumor gedacht, aber wir dürfen uns Onkel Thorfin nicht aufdrängen.“

Da muß man es nun von Nösel Leientoft als etwas Besonderes und ihr ganzes Leben lang nicht wieder Vorgekommenes vermelden, daß sie einen ganzen Nachmittag und einen Abend still für sich und ohne zu reden herumgegangen ist. Und in der darauffolgenden Nacht hat sie nicht einmal im Traum gesprochen, was sie doch sonst, um keine Zeit zu verlieren, nie unterließ.

Frühzeitig stapfte sie am anderen Morgen nach Wagnesrott. Zum Zeichen, daß etwas Feierliches im Werke war, hatte sie ihre schwarze Kirchgangshaube mit den vielen Rüschen auf.

Thorfin Yndebroe saß gerade über der Zeitung, und Nösel leitete das Gespräch schlau damit ein, daß sie den Schleswig-Holsteinern gehörig ihr Fett gab. Damit wärmte sie ihrem Vetter den Magen ebensogut, als wenn sie ihm einen Schnaps gereicht hätte. Mit warmem Magen aber ist der Mensch gemütlich und für das, was seine Mitmenschen von ihm wollen, empfänglich. Als sie nun die Verräter in Grund und Boden verdammt hatte, da kam sie auf die schlechte Ernte, an der nach ihrer festen Ansicht auch bloß die Schleswig-Holsteiner auf irgendeine Art und Weise schuld waren, und dann wies sie darauf hin, daß ein Gutsbesitzer gerade in so bedrängten Zeiten Leute nötig habe, auf die er sich unbedingt verlassen könne. Wie leid tat es ihr doch, daß ihr lieber Thorfin es nun so schwer hatte, für die hinausgeworfene Person — sie hatte dieser Kerstine ja nie über den Weg getraut! — einen passenden Ersatz zu finden.

Solch überströmendes Mitleid aber war auch wieder wie ein angenehmer kleiner Schnaps. Thorfin wurde immer wärmer, und Nösel, die er sonst nicht allzuhoch einschätzte, schien ihm doch ein ganz verständiges Frauenzimmer zu sein. War er bis dahin noch ziemlich verschlossen gewesen und hatte ihr nur mit: „Hm“ und „Ja“ geantwortet, so taute er jetzt auf und fragte: „Du redest und redest, Altsche — weißt du denn keine, die ich hier einsetzen kann?“ — „Ja, mein, guter Thorfin, das wüßte ich wohl, und eine, wo du wärst aufgehoben wie im Himmel. Das kann ich als Mutter ruhig bekannt sein lassen und sagen.“ — „Als Mutter? Daumor, denkst du?“ — „Ja, das tu' ich so Gott,“ erwiderte Nösel, und nickte ihm zu. „Geht dir nun ein Licht auf, min söte Jung? So ist es, wie sie es immer in der Bibel schreiben: manchmal sieht einer den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ganz sicher: Daumor!“

Ein großer Mann hat mal gesagt: Tadle den Freund insgeheim und lobe ihn öffentlich. Nach dieser Lehre richtete sich Nösel Leientoft. Sie konnte ja mit Daumor nicht eine halbe Stunde allein sein, ohne daß zwischen ihnen Kampf ausbrach, und Nösel versäumte dann nicht, der Tochter eindringlich ihre Fehler und schlechten Eigenschaften vorzuhalten, aber im Dorf und anderswo hatte noch niemand gehört, daß sie das junge Mädchen herabsetzte, und jetzt hier, vor Thorfin Yndebroe, pries sie ihr Kind als ein wahres Mustergeschöpf. Sie wurde ob ihrer eigenen Lobrede so gerührt, daß ihr die Tränen an der spitzen Nase herabtropften.

Thorfin hörte sie ruhig an und hatte nach seiner Gewohnheit, wenn er sich etwas vortragen ließ und überlegte, die Hände auf dem Leib gefaltet, die Unterlippe vorgeschoben und die linke Braue hochgezogen.

Und Nösel Leientoft empfahl ihm Daumor in immer höheren Tönen, ihr Vogelkopf ging dabei auf dem verrunzelten Halse lebhaft hin und her, sie fügte häufig ein: „Man soll ja sein eigen Fleisch und Blut nicht rühmen, nicht wahr? aber das muß ich denn doch sagen —“ und immer neue Tugenden, mit denen ihre Tochter geziert war, stellte sie ihrem Vetter vor. Eine bessere Wirtschafterin fände er nicht, und wenn er mit der Laterne von Kopenhagen bis Altona danach herumsuchte.

Schließlich unterbrach Thorfin sie: „Hat Daumor denn aber auch Lust, bei mir zu sein?“ — „Was sollte sie wohl nicht? Bei ihrem lieben, guten Onkel Thorfin? Wo sie wohl lieber wäre — das möchte ich wissen!“ — „Ihr habt sie schon gefragt?“ — „Ach,“ wich Nösel aus, „das bringen wir ihr leicht bei.“ — „Mir wäre es recht,“ schloß Yndebroe die Unterredung, „ich kann ja mein Heil mit ihr versuchen.“ — „Das soll dir wahrhaftig nicht leid tun, mein Junge!“

Nösel zog vergnügt vom Hofe. Aber dann bekam sie es wieder mit der Rührung. Was für eine goldene Mutter war sie doch, daß sie so für ihre Tochter sorgte, die sich lange nicht kindlich genug gegen sie benahm. Es tropfte ihr wieder von der Nasenspitze. — Davon, daß sie diesen Gang doch auch getan hatte, weil sie Daumor ganz gern aus dem Hause los war, wollte sie bei sich nichts wissen. Nösel kannte Daumors Wesen. Machte sie ihr selber den Vorschlag, nach Wagnesrott zu ziehen, so gab es sicherlich Widerspruch. Darum überließ sie Olmer alles Weitere, und es verlief glatt. Als Olmer seine Schwester fragte: „Was hältst du da-

von? Onkel Thorfin würde dich gern als Wirtschafterin haben" — da tat das Mädchen einen tiefen Atemzug: „Ja, Olmer, wenn du dir ohne mich helfen kannst — herausgesehnt habe ich mich hier längst!" — „Denk' nicht an mich, ich freue mich ja, wenn du in bessere Verhältnisse kommst, liebe Daumor, und auf Wagnesrott, da kann ich dich ja auch immer sehen. Wenn ich das nicht hätte, so würde ich freilich traurig sein."

Und so kam Daumor Leientoft nach Wagnesrott.

❧ ❧ ❧

Daumor war nach ihrer innersten Natur gar keine Leientoft, Daumor war eine Yndebroe. Sie ähnelte ihrem Onkel sehr. Sie hatte dieselbe kräftige Gestalt wie er. Ihr Gesicht war ebenso geschnitten wie das seine. Die dichten Brauen, die vorspringende Nase, das willensstarke Kinn — all das, was man an Thorfin Yndebroe sah, fand sich auch bei ihr. Ihr Haar war ebenfalls voll und braun. Nur im Blick waren sie voneinander verschieden. Thorfin sah jedes Ding und jeden Menschen fest und bestimmt, man möchte sagen: angriffslustig und herausfordernd an. Daumors Augen hingegen hatten etwas Unbestimmtes. Wenn sie mit jemand sprach, schaute sie gern an ihm vorbei, ins Weite. Man konnte ihren Blick nicht recht fassen. Eigentlich träumerisch oder verlegen oder gar unaufrichtig aber sah sie deshalb nicht aus, nur mehr so, als ob sie ihre Gedanken für sich behalten, keinen daran teilnehmen lassen und fremde Gedanken nicht in sich aufnehmen wollte.

Umgänglich war sie nie gewesen — im Dorf, vor allem bei den anderen Mädchen, war sie von jeher wenig beliebt. Man nannte sie hochmütig und meinte, sie hätte doch bei den trostlosen Verhältnissen im Schäferhause zu allerletzt Grund, sich etwas einzubilden. Man warf ihr auch vor, sie wolle immer was Großartiges vorstellen, denn sie stach von der übrigen weiblichen Jugend ab. Wodurch? Das ließ sich schwer erklären. Fein waren ihre Kleider lange nicht. Im Gegenteil, so manche Bauerntochter tat es ihr darin zuvor, und daß sie etwa die Städterinnen nachgeahmt hätte, konnte niemand von ihr behaupten. Trotzdem: die Art, wie sie ihre Ärmlichkeit trug, hob sie über die anderen hinaus, das wurde empfunden und ihr übelgenommen.

Hätte sie sich nach dem Brauch der Landbewohnerinnen grell geputzt, so wäre sie nicht aufgefallen, aber gerade ihre Schlichtheit wirkte aufreizend auf die Gemüter. Und außerdem: sie stand nicht zu klatschen, sie schloß keine jener übertriebenen Mädchenfreundschaften, die dann aus irgendeiner geringfügigen Ursache, etwa aus Eifersucht, entzweigehen und in Giftigkeit umschlagen, sie trieb sich nicht mit den Burschen herum, sie kam nicht zum Tanz in den Nordpol — das genügte doch wohl, damit sie es verdiente, ordentlich durchgehechelt zu werden.

Mit Nösel ließ sich ein Wort schnacken, Olmer war gegen jedermann höflich, vermied es, von seinen Sachen zu sprechen, und erkundigte sich immer nach allem, was seine Nachbarn anging, Daumor aber hielt den Kopf im Nacken, und wenn im Schäferhaus einer, der sich dem Kaffeepunsch hingegeben hatte, den Versuch machte, ihr durch zweideutige Reden oder gar durch Handgreiflichkeiten sein Vertrauen zu erweisen, so war sie auch schon aus der Schankstube.

Nösel fand das ja nicht richtig. Ihrer Meinung nach hatte eine Wirtstochter die Pflicht, sich allerhand gefallen zu lassen. Das gehörte mit zu den Geschäftsunkosten und hob den Betrieb. Aber mit der Deern war nun einmal nichts anzufangen, und Nösel tat das ihre, um den Schaden, den das Schäferhaus durch Daumors abstoßendes Benehmen erlitt, wieder gutzumachen. Sie zeigte das innigste Verständnis für die nichts weniger als zarten Witze ihrer Gäste und kicherte immer vergnügter, je kräftiger diese Kost wurde. So sorgte die alte Frau dafür, daß sich die Leute bei ihr wohlfühlten.

Nun lief's im Zickzack durchs Dorf: dieser Olmer Leientoft! Ja, ja, so nett er tat, was Schleierhaftes hatte er ja immer an sich gehabt. Also darauf lief es hinaus, daß er sich in Wagnesrott eingenistet und schließlich noch gewissermaßen als Retter aufgespielt hatte! Die arme Mamsell Kerstine mußte für die paar Schmuhschillinge — welche Mamsell machte die nicht? — vom Hofe gejagt werden, damit diese Daumor, die doch weiß Gott nicht viel von solcher großen Wirtschaft verstand, den Platz bekommen konnte. Die Leientofts! Die wußten ihren Onkel einzuwickeln! Das war die purste Erbschleicherei.

Mit nachbarlicher Schärfe und Unerbittlichkeit wurde man sich über den Fall klar, und Nösel bekam genug Anspielung zu hören, wie man in Uselott und auf Wagnesrott über sie und ihre Kinder dachte.

Olmer wurde durch diese Meinung sehr betrübt, Daumor zuckte nur die Achsel darüber, und als das Gerücht mit seiner alles durchdringenden Sickerkraft schließlich auch zu Thorfin Yndebroe kam, da sagte der nur: „Laß sie reden, bis ihnen die Luft ausgeht. Die haben ja alle zusammen 'nen Fimmel."

Thorfin Yndebroe war mit seiner neuen

Wirtschafterin sehr zufrieden. Er achtete die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und ihr und zählte sie nicht zum Gesinde. Sie hatte ihre Stube oben im Haupthause und saß mit an des Herrn Tisch. Und er mußte manchmal lächeln: sowie man ein weibliches Wesen ins Haus nahm, und war es auch nur so, daß man es jederzeit wieder wegschicken konnte, gleich war es doch mit der vollen Mannesfreiheit zu Ende. Das ist für den Mann etwas Unbequemes: nimmt er Rücksichten auf die Frauensperson, so schämt er sich, weil er sich letzten Grundes was vergibt, und nimmt er keine Rücksichten — nun, so schämt er sich auch und kommt sich wie ein Urwaldwilder vor. Ein Weib ist immer eine Macht.

Nun, es ging ja noch an! Wenn er seine Natur denn auch ein bißchen in Schranken hielt, der Gebieter blieb er doch, und Daumor fügte sich ihm ohne weiteres. Sie tat mit wenig Worten ihre Pflicht, und sehr bald war es zu merken, daß auf Wagnesrott wieder eine Frauenhand wirkte.

Das Herrenhaus war ein einstöckiger, weißgestrichener Bau mit rotem Ziegel-Walmdach. Es lag quer zurück zwischen den beiden zu Seiten des Hofes stehenden Scheunen. Was es an Möbeln barg, das war zusammengewürfelt; schon wurmstichige, einst vom Dorftischler gefertigte Stücke mischten sich mit städtischem Hausrat. Nirgend war ein Raum, der so richtig traulich anmutete. Regine war nur für Ordnung und Sauberkeit gewesen. Vom Sofa und von den Stühlen in der besten Stube wurden die Überzüge kaum je entfernt, für eigentliche Gemütlichkeit hatte sie nie Sinn besessen. Thorfin war von ihr dazu erzogen worden, die Tabaksasche in den Napf beim Ofen und nicht auf den Fußboden auszuschütten, er durfte auch nicht mit seinen Ackerstiefeln eintreten, ohne daß er sie draußen reingekratzt hatte, und seine Frau hatte es ihm abgewöhnt, die regennasse Jacke — Thorfin ging daheim stets in Hemdsärmeln — irgendwohin zu werfen. Im übrigen konnte er sich gehen lassen und tat das auch. Diese Lebensregeln, die er nach Regines Tode mit einer gewissen Erlöstheit beiseite gesetzt hatte, führte er jetzt von selber wieder ein.

Ja, er milderte auch sonst manches in seinem Benehmen und gestattete sich sogar etliches nicht mehr, was ihm vor seiner Frau noch selbstverständlich gewesen war. Denn obgleich auch in Daumor das Blut Björn Yndebroes rollte und obgleich Thorfin diese ihre Zugehörigkeit zu ihm wohl anerkannte, so war sie doch für ihn eine Fremde, von der er geachtet werden wollte. Achtung aber erringt man sich ja nun einmal nur dadurch, daß man am eignen Leibe Zucht übt. Und so legte er sich vor seiner neuen Haushälterin immerhin einigen Zwang auf, zu dem er sich bei Regine — die war ja bloß seine Frau! — nicht genötigt hatte.

Mit dem Trinken wurde er ja überhaupt nach dem Auskosten seines ersten Freiheitsrausches maßvoller. Es kam nicht vor, daß Daumor ihn in unwürdigem Zustande gesehen hätte. War es im Nordpol mal zu einer schweren Sitzung gekommen, so raffte er sich daheim mit aller Gewalt zusammen, damit das Mädchen ihm nichts anmerkte. So gut hatte es Regine nicht gehabt. Thorfin Yndebroe fluchte wohl zuweilen bei sich darüber, daß er sich wegen dieses jungen Weibsbildes in acht nahm, aber er beugte sich den ungeschriebenen Gesetzen, wonach die Frauen den Männern Gesittung beibringen. Heimlich gestand er sich ein, er hatte ja Vorteil davon, daß er aus dem Wüsten heraustauchte. Und vor Daumor als Person mußte man wirklich die Mütze ziehen. Sie trat nicht so auf, daß die Mägde und die Knechte sagen konnten: „Aha! Nun pocht sie auf die hohe Verwandtschaft und protzt damit!" — sie stellte sich Thorfin aber auch nicht als die arme Nichte gegenüber, die heilfroh sein mußte, weil sie hier einen Unterschlupf fand. Nein, sie empfing seine Befehle in aller Ruhe und sorgte ebenso ruhig und entschieden dafür, daß sie ausgeführt wurden. Sie benutzte die gemeinsame Abstammung nicht, um sich das Recht des Widerspruches gegen ihn herauszunehmen, und es fiel ihr auch gar nicht ein, ihm zu schmeicheln. Sie war glücklich, nicht mehr in stickiger Gaststube die Bedienerin plumper Gesellen sein zu müssen, glücklich, daß sie nicht mehr die Philosophie ihrer Mutter anzuhören brauchte. So praktisch sie sein mochte, sie lief doch immer darauf hinaus, der Mensch konnte gern mal lügen, trügen und schwindeln, wenn er nur seinen Nutzen dafür einheimste. Ach, wie hatte sie unter dieser gemeinen Lehre gelitten!

Ihren Bruder, der so innig an ihr hing, verlor sie ja nicht. Sie sah ihn zwar lange nicht täglich, denn jetzt fühlte er sich auf dem Hofe nicht mehr so nötig und arbeitete desto angestrengter für sich selbst, wenn er aber nach Wagnesrott kam, so war das wie ein Besuch, wie etwas Festliches. Sie wußte nichts mehr von all den erbärmlichen Kleinigkeiten, die ihr das Leben im Vaterhause immer schwer machten, und Olmer berichtete ihr auch nichts davon — er wollte nur wissen, was sie tat, ob es ihr gut ging, ob sie zufrieden sei, ob sie mit Thorfin auskam.

Sein weiches Gesicht strahlte, wenn sie ihm eifrig erzählte, wie sie ihre Zeit einteilte und was sie schaffte — daß Onkel Yndebroe auch immer freundlicher gegen sie wurde. Wenn dann gar der alte Jinns zu ihm sagte: „De döcht wat, min leewe Jong, de is vun den Herrn sin eegen Ort, 'n Betere kunnen wi uns hier gor nich wünschen" — so war Olmer dem Geschick dankbar, weil es seine Schwester an einen Platz geführt hatte, wo sie hingehörte.

In der Tat: das junge Mädchen richtete sich auf Wagnesrott ein, als wäre sie für diesen Fleck Erde geboren. Es sproßten in ihr Eigenschaften auf, die sie im Schäferhause nie hätte gebrauchen können. Sie hatte Freude am Wahrheitsprechen, Freude am Wirtschaften aus dem vollen heraus, Freude in der Gewißheit, daß sie etwas vor sich brachte.

Die von den Yndebroes ererbte Herrennatur erwachte in Daumor, und sie war wirklich eine echte Herrin. Denn sie wußte auch zu gehorchen.

⁂ ⁂ ⁂

Thorfin Yndebroe saß mit seinen Freunden im Nordpol.

„Gott verdammich!" rief er und haute neben dem Grog auf den Tisch, daß der Löffel im Glase klirrte. „Nun haltet aber mal die Schnut! Ich kann nicht die Nasenspitze zum Hause raus strecken, dann geht es mit der Schnackerei los. Ich hab' es gut so. Warum soll ich wieder heiraten? Das ist mir zweimal schief gegangen. Ich hab' genug davon. Wer jetzt noch wieder damit anfängt, der kann sich auf was gefaßt machen!"

Wenn der Wagnesrotter in diesem Tone sprach und die breiten Pratzen auf den Tisch legte, dann wußte man Bescheid: es war Zeit, von was anderem zu reden. Aber Yndebroe war einmal verstimmt, trank aus und verließ die Schenke. Er ärgerte sich und gab einem armen Dorfköter mit dem Eichenstock einen übers Kreuz, daß ein jammervolles Aufheulen durch ganz Useloit erscholl. Und was ihm sonst noch im Wege war — ein Stück Baumast oder ein Topfscherben — das flog vor seinem Tritt in hohem Bogen in die Lüfte, als hätte es Flügel gekriegt.

Kam aber Thorfin wirklich nur deshalb so in Wut, weil es ihm alle Bekannten immer wieder vorstellten, er dürfe nicht in ewigem Witwertum versauern? Wohl kaum! Es wurmte ihn vielmehr, daß diese Unverschämten an etwas herumstachelten, was jetzt von selbst in ihm lebendig und lebendiger wurde. Er vermochte es nicht zu leugnen und nicht zu unterdrücken: gerade sein jetziges solideres Leben hatte die Wirkung, ihn ein frauliches Wesen an seiner Seite vermissen zu lassen, und zwar eines, das ihm gehörte. Mit seiner ersten Frau war er ja nie eins geworden, und Regine hatte ihn doch überall geleitet und gelenkt — er gedachte ihrer keineswegs mehr ganz so dankbar und wehmütig wie vorher, er konnte sogar bisweilen einen gewissen Groll gegen sie fühlen — wie mußte es schön sein, sich einmal als schrankenlosen Herrn über ein Weib zu fühlen, ein Geschöpf zu besitzen, das einem alles schenkte, das sich magdlich jedem Mannesverlangen beugte und sein Glück darin fand, völlig hingenommen zu werden! Ja, eine im Arm haben, die nichts ersehnte, als ganz sein Eigentum zu sein! Eine junge, eine Anschmiegsame, eine Zärtliche, eine Heiße! Aber natürlich kein bloßes Girreweibchen, sondern bei aller Glut doch eine tüchtige Haustreue.

Ob es so etwas überhaupt gab? Warum nicht? Er war schon danach geartet, um sich als Gebieter durchzusetzen, er sollte nur die finden, die ihn verstand. Dann brach endlich einmal s e i n e Zeit an!

Thorfin Yndebroe hatte viele schlaflose Stunden auf seinem einsamen Lager. Seine Träume spiegelten ihm vor, was er bisher alles entbehren mußte. Nun, da war es seine Pflicht, das Versäumte nachzuholen und sich das Glück und die Freuden zu verschaffen, die ihm bisher nicht waren gegönnt worden.

Wenn er, der mit seinen 49 Jahren noch im vollen Safte dastand, nicht das Recht darauf besaß — wer dann?

Deshalb die Augen auf! Herumschauen, wo die war, die er brauchte. Aber aus Eigenem wollte er seine Schritte tun. Die Grogbrüder sollten sich nicht rühmen, ihn geschoben zu haben.

⁂ ⁂ ⁂

Das wußte Thorfin: er durfte sich bei mancher Familie — auf dem Lande und in der Stadt — als Freier sehen lassen, die Eltern würden ihn eifrig willkommen heißen.

Wenn Herr Gutsbesitzer Yndebroe zum Mittagessen oder zum Abendbrot erwartet wurde, mußte Tine, Line, Mine oder wie das Töchterchen sonst hieß, ihr Tanzstundenkleid mit der Zickzackborte anziehen, das oben so schön eng saß. Aber Tine, Fine, Line, Stine, Mine, Gine, Pine — die allerseits Wohlgerundeten, oder die Schmachtschmalen — die mit dem Häkelfaden, der nie zu Ende ging, oder die mit Heines Buch der Lieder — die mit den keusch und züchtig verhangenen Augen oder die, bei denen es manchmal im Blick so eigentümlich aufflimmerte — die, deren Mitgiftsäckel fast von

Talern platzte, und die weniger mit Gütern für Rost und Motten als mit Fleiß und Verstand gesegneten — sie alle ließen den Herrn Gutsbesitzer Yndebroe kalt. Er sah sie gar nicht richtig, — kaum, daß er sie voneinander unterscheiden konnte. Das war Kruppzeug, was sollte er damit? Er hatte eine nötig — ja, malen ließ sie sich nicht. Sie mußte einfach da sein.

Hans Andreas Klewings Älteste, die dunkelblonde Georgine, die hatte sicher ihre Besonderheit. Sie war schwärmerisch, spazierte leidenschaftlich gern im Mondschein und spielte hinschmelzende Weisen auf dem Klavier. Also ziemlich sentimental. Aber Thorfin glaubte, Frauenkenner genug zu sein, um das beurteilen zu können: das waren Mädchenkrankheiten. Hatte die erst einen Mann, dann setzte sich ihre Liebe zu den Mondesstrahlen in Vergnügen an greifbareren Dingen um. Ihr mal genauer auf den Zahn fühlen? Warum nicht?

Wenn er jetzt in der Steinhauerei am Kleinen Weg einkehrte, so merkte man deutlich, es geschah weniger, um mit Hans Andreas auf die Verräter zu schelten, als um Mamsell Georgine eine Aufmerksamkeit zu bringen, so etwa ein Glas mit auserlesen klarem Honig vom eigenen Bienenstand oder ein Gänseei von solcher Größe, daß sich schier eine Straußenmutter des stattlichen Erzeugnisses nicht zu schämen nötig gehabt hätte. An ihrem Geburtstage — man denke! — kam er sogar mit einem Blumentopf zutage, worin ein Gummibaum wuchs. Auf der Straße hatte er ihn sorgsam verhüllt gehabt, und als er dem Fräulein das sinnige Angebinde überreichte, da machte er ein so verlegenes Gesicht wie ein kleines Mädchen, das zu einer feierlichen Gelegenheit ein Gedicht aufsagen soll und schon beim zweiten Verse steckenbleibt.

Nun war es ja denn offenbar: Thorfin Yndebroe wollte bei Klewing Schwiegersohn werden. Hans Andreas hatte nichts dagegen einzuwenden und braute zum Zeichen seines Wohlwollens den Grog für seinen lieben Freund um noch ein paar Grad nördlicher — soweit das möglich war. Aber aus Georgine wurde man nicht recht klug. Sie nahm die Huldigungen an und verzehrte den Honig und das Gänseei ganz allein, sie ertrug auch die üblichen Anspielungen und Neckereien ihrer Schwestern und Freundinnen, ohne sich dagegen zu wehren, und als Thorfin Geburtstag hatte, schickte sie ihm zur Gegengabe eine Konsole mit selbstgefertigter Perlenstickerei — wie aber dann Thorfin Yndebroe ihr versicherte, daß der Mond bei ihm draußen auf Wagnesrott noch mal so milde und romantisch schiene als hier in der dunstigen Stadt, da war sie doch nicht recht hellhörig.

Aus der geplanten und stillschweigend für bestimmt angenommenen Schwiegersohnschaft wurde schließlich nichts, denn Georgine überraschte ihre Eltern dadurch, daß sie ihre Hand anderweitig vergab. Es kam nämlich Bankier Ebers aus Kopenhagen nach Flensburg. Den kannte Georgine von früher, und die beiden waren sich heimlich einig geworden. Ebers mochte furchtbar gern Geld verdienen, und dabei war er sehr fromm und fand es immer so rührend und herzergreifend, wie arm und elend unser lieber Herr Jesus durch die Welt gegangen war. Wenn nur die Menschen seinem erhabenen Beispiel folgen und bescheidener nach irdischen Schätzen streben wollten, meinte er immer, dann sähe es besser auf der Erde aus. Überdies hätte er dann ja auch alle einträglichen Geschäfte allein machen können, aber das sagte er nicht laut.

Kurzum: Georgine wurde Bankier Ebers' Braut.

„Lat se reisen!" sprach Thorfin Yndebroe zu seiner Seele, „sie hätte auch nicht zu mir gepaßt." — Aber sein Selbstgefühl war doch gekränkt. Was sich diese Jungfer einbildete! Sie hätte mit ihrer Verlobung gefälligst warten sollen, bis er sich dahin entschied, daß sie nicht die geeignete Frau für ihn sei.

Es kam — wie das so geht — wegen dieses Falles sogar zu einer gewissen Entfremdung zwischen dem Herrn auf Wagnesrott und dem Flensburger Bildhauer, obgleich den doch wahrlich keine Schuld an der Handlungsweise seiner Tochter traf.

Also anderswo zusehen! Da war dies Fräulein Amanda Henriette Gottholdine von Gyldenfeldt — adlig bis in die Fingerspitzen, schon nicht mehr in der ersten, sondern bereits stark in der zweiten Blüte, mit jenem etwas müden, überlegen welterfahrenen Lächeln, das auf Männer seinen Reiz ausübt. Sie stammte aus dem Holsteinischen, lebte aber schon viele Jahre in Flensburg und hatte an der Angelburger Straße, dicht an der Ecke beim Südermarkt, ihr eigenes kleines Haus. Reich sollte sie nicht gerade sein, aber allerhand mußte sie doch einzubrocken haben, das merkte man an ihrem ganzen Stil zu leben.

Genau wie einst bei Emmeline, so wurde Thorfin jetzt bei diesem Fräulein durch die Feinheit gefesselt, und der kleine Stich von Fäulnis, den er in ihrem Wesen spürte, schien ihm ganz verheißungsvoll. Er machte ihr eine Zeit über den Hof, kleidete sich mit niegekannter Sorgfalt, kehrte überhaupt den

Ritter heraus und erzählte ihr die Geschichte seiner Vorfahren. Waren die vielleicht nicht adlig? Ihr Tun war es wenigstens.

Fräulein von Gyldenfeldt, in der allerhand Sehnsucht lebte, wurde von der strotzenden Kraft des älteren Mannes angezogen. Man sah die beiden oft zusammen. Thorsin holte sie mit dem Wagen ab und fuhr sie nach Kollund oder Mürwiek oder sonst an einen schönen Punkt der Föhrde. Da bewirtete er sie mit allem, was ihr Herz begehrte. Das hatte er noch nie getan; die Galanterie machte ihm aber Spaß. Das Fräulein erschien auch auf Wagnesrott und musterte dort alles — besonders die neue Haushälterin — sehr genau durch die Lorgnette. Da ihr Vater ein Rittergut gehabt hatte, verstand sie sich auf Landwirtschaft, und der Hof gefiel ihr wohl.

Es ging ein paar Monate so lebhaft zwischen ihnen hin und her, daß die Flensburger jetzt ganz sicher waren: Yndebroe schritt auf seine dritte Bewerbung zu. Aber dann wurde es doch wieder einmal nichts; die leidige Politik brachte ihn und das Fräulein auseinander. Amanda von Gyldenfeldt war durchaus deutsch gesonnen und bat ihren Verehrer, er möge in seinen Ausdrücken über die Schleswig-Holsteiner vor ihr ein bißchen zurückhaltend sein. Das wollte er erst auch — was tut nicht ein Anbeter für seine Schöne! — aber es glückte auf die Dauer nicht. Sein Zorn, sein Haß brachen immer wieder los. Da bat das Fräulein nicht mehr, sondern sie verbat sich die groben Worte, womit Herr Yndebroe die andere Partei belegte. Amandas Stimme wurde scharf. Das Aristokratische an ihr ging in Hochmut über. Sie wies darauf hin, daß es bei einem Manne von Mangel an Gebildetheit zeuge, wenn er sich vor Damen nicht einer maßvollen Sprache bediente. Es sei plebejisch ....

Da war, wie der Bauer sagt, dem Kalb das Auge ausgeschlagen. Thorsin wußte selber: mit dem, was man so Bildung nennt, war es bei ihm ja nicht weit her. Aber sich das von einem Frauenzimmer unter die Nase reiben lassen? Fiel ihm gar nicht ein! Das gnädige Fräulein konnte sich einen andern aussuchen, der sie herumkutschierte und ihr Schokolade, Mandeltorte und süßen Ingwerlikör auffahren ließ! Er hatte ja wahrhaftig in Gefahr geschwebt, selbst ein Verräter zu werden, wenn er sich diese Holsteinerin auf den Hof setzte. Fertig damit!

Flensburg blieb in der kommenden Zeit für Thorsin Yndebroe in Acht und Bann. Er kam da gar nicht. Olmer und Jinns mußten ihm die Besorgungen machen, und er beschloß, sich eine Frau, wenn er denn eine haben wollte, auf dem Lande auszuwählen. Die Städterinnen, dies unberechenbare, anspruchsvolle Volk, hatte er dick.

⌘ ⌘ ⌘

Wundervoll immer zum Ausgleich strebt die Natur! War das vergangene Jahr ungesegnet gewesen — elend verschmachtet lagen die Weiden, das Vieh fand nicht Nahrung noch Labung an dem dürrbraunen Grase — von den Bäumen sanken die Blätter welk herab, bevor sie sich noch recht hatten entfalten können — nun, das Seufzen alles Erschaffenen unter dem Mangel sollte gestillt werden: es kam auf die bittere Zeit ein köstlicher Vorfrühling, und um Ostern herum war schon alles im Sprießen. Die Knospen an den Apfel- und Birn-, Pflaumen- und Kirschbäumen saßen in üppigen Büscheln zum Aufspringen bereit.

Und nun brach das Auferstehungsfest an, ein lieber, schöner Ostersonntag war es.

Freilich, Pastor Riesel, der immer leicht mißtrauisch war — er hatte nicht die rechte Fühlung mit den Uselottern und wäre lieber ein Stadtgeistlicher gewesen — der zweifelte ja sehr daran, ob es ihm von der Kanzel herab geglückt sei, der Gemeinde das Eigentliche dieses Festes, die wirkliche Heilstatsache, näher zu bringen. Er war auf das günstige Wetter im Grunde gar nicht gut zu sprechen. Die Leute nahmen allermeist den Sonnenschein und das Blühen an solchem Tage für die Hauptsache und versäumten darüber, ihr Nachdenken auf das Wichtige zu richten. Sie suchten viel zu viel Tanzvergnügen und sonst allerhand weltliche Lust auf, als daß sie Zeit gehabt hätten, seine Predigt im Herzen zu bewegen.

Sauber lag Wagnesrott da. Die welligen Äcker rundum voll prächtig aufgekeimter Wintersaat, die Dornen- und Haselbuschhecken zwischen den einzelnen Feldern schon geschäftig, sich das dunkelgrüne Kleid anzuziehen. Die Wiesen versprachen goldgelbe, duftende Maibutter in Hülle und Fülle. In dem Rohr, womit die Scheunen und Ställe gedeckt waren, konnte man, ein paar Marderlöcher abgerechnet, nicht den geringsten Schaden sehen — die Januar- und Februarstürme hatten nichts zerzausen können. Nun ja, der alte Jinns hatte ja auch im Herbst überall nachgeschaut und neue Bedachung mit festem Draht eingezogen, wo die Halme sich lockerten und vermorschten.

Lauter Ordnung herrschte auf dem Hofe. Die Jauchetonnen standen in Reih und Glied. Auch dafür sorgte der alte Jinns. Er betrachtete sie gewissermaßen als seine Geschütze

und richtete sie immer aus, wie wenn der Herr General zur Besichtigung kommen sollte. Daß auf dem schieren Sande nichts anderes zu sehen war als die Besenstriche, verstand sich jetzt, wo in Wagnesrott wieder jeder zu seiner Pflicht angehalten wurde, von selbst.

Der Herr war schon heute früh über Land geritten. Er wollte die Festtage bei seinem Freunde Ketelsen in Harrislee verleben. Der hatte von seinem Schwager Schmitz am Rhein ein nettes Faß roten Weins geschickt gekriegt und sich drei oder vier Nachbarn eingeladen, um es auszunippen. Wenn man recht viel fetten Holländer Käse mit Butter dazu aß, konnte man eine ganze Menge vertragen. Und dann und wann ein kleiner Rum dazwischen half, daß man sich den Magen bei dem immerhin kalten Trunke warm hielt.

Das Gesinde hatte zu Mittag Kalbs- und Schweinebraten mit gestovten Pflaumen und dunklem Bier bekommen. Nun war es ausgeflogen — in den Krug oder zu Freunden.

Nur der alte Jinns war daheim geblieben. Er saß schmauchend auf der Bank beim Stall, und der Kettenhund war dankbar, daß er ein bißchen Gesellschaft hatte; er schmiegte das zottige Haupt auf das Knie des Knechtes und ließ sich gern krauen. Dabei las der alte Jinns in der „Geschichte aller Kriege und aller Völker von Zeiten des Königs Nabukudurrusur von Babylon bis auf diesen Tag" — das war ein großer Lederschmöker, den der Magister Niels Peter Christian Elaborius zu Odensee verfaßt und herausgegeben hatte, anno domini 1741.

Er vertiefte sich in seiner Freizeit immer aufs neue in die Schilderungen der mannigfachen Kämpfe, womit sich die törichte Menschheit von jeher zerfleischt hat, aber oftmals mußte er als gewesener Artillerist den Kopf schütteln: Ja, so ein Magister! Weiß nicht mal, wie Pulverdampf riecht, und schreibt die Geschichte aller Kriege! — Jinns lachte nicht ohne Hohn, und der Kettenhund ließ bei geschlossener Schnauze ein Murren hören — er stimmte ganz mit Jinns überein.

Jetzt trat Daumor aus dem Hause.

Schmuck war sie. Die schwarze Sammetbluse saß ihr gut, der braune Rock umgab sie stattlich, der Kiepenhut ließ das schlicht gescheitelte und zu beiden Seiten über die Stirn nach dem Ohr zu gestrichene Haar frei. Seine Bänder bedeckten ihren Hals, bisweilen blinkte unter ihnen die silberne Brosche hervor.

„Nu seh' bloß einer an, was sie sich hat fein gemacht!" staunte Jinns, als Daumor mit freundlichem Gruß an ihm vorüberging. „Wo soll's denn hingehen, klein Deern? 'n bißchen zu Mutter?" — „Nein," erwiderte das Mädchen, „ich will mich mal um Frau Groth kümmern." — „Ja, ja, die liegt so hin, gnad' uns Gott, wenn wir uns erst nicht mehr rühren können. Lieber tot. Ja, so grüß' die stakkels Frau von mir, hörst du?" — „Gerne."

Ein schmaler, gewundener Feldweg war es, auf dem Daumor entlang schritt. Er führte auf eine Kate zu. Die sah ärmlich aus. Ein von Büschen eingefriedigter Garten erstreckte sich neben ihr. Das kleine Gewese lag mitten in der Heide, recht hoch, wenn auch nicht so frei wie die Mühle in seiner Nähe.

Über einen engen Hof ging Daumor ins Haus. Der weißgetünchte Flur war schmal und überdies von einem massigen Eichenschrank eingenommen, daß nur ein kaum menschenbreiter Gang zur Küche lief.

Daumor pochte an die Tür gleich zur rechten Hand. Eine freundliche Stimme bot Herein. Niedrig war die Stube, und viel Raum war auch nicht in ihr. Der Webstuhl am Fenster füllte sie fast zur Hälfte aus. Dann kam ein Tisch mit ein paar Stühlen, und weiter hinten, nie vom Sonnenschein erreicht, war der Alkoven eingebaut. Dorthin begab sich das Mädchen und drückte der in der Bettstatt liegenden Frau die Hand: „Ich bin so lange nicht hier gewesen. Aber wir haben es hild. Wie geht es?" — „Danke, mein Herz. Es wird Frühling, und der Doktor war hier und versprach mir, daß ich dies Jahr bestimmt wieder aufkomme. Ich weiß ja, er sagt das jedes Frühjahr, ich weiß ja, es wird nichts. Aber wenn ich so liege, dann träume ich davon, und diese Träume sind beinahe so schön, als wenn sie die Wahrheit selbst wären." — „Vielleicht kommen Sie aber doch wirklich bald soweit," meinte Daumor.

Das feine, blasse, von der Haube umrahmte Gesicht der Frau wurde wehmutvoll. Sie seufzte, aber dann hub sie an: „Wollen von was anderem reden, Kind. Von gesunden Menschen! Was macht ihr denn? Bist du zufrieden? Ist Yndebroe gut gegen dich?" — „Ja," erwiderte Daumor, „ich wünsche mir nichts Besseres. Es geht alles glatt. Onkel Thorfin läßt mich auch schon oft ganz allein machen, was ich will." — „Wie freu' ich mich, daß du es so getroffen hast." — „Ja, und mit Mutter steh' ich mich jetzt, wo wir uns selten sehen, auch ganz freundlich. Wäre Olmer nur nicht immer so gedrückt! Er sollte das von früher endlich abschütteln. Er hat ja doch keine Schuld. Aber es ist auch rein, als wenn er vom Unglück verfolgt wird. Letzten Herbst verlor

er das Pferd, und vorgestern ist ihm die eine Kuh tot geblieben. Unser Knecht hat nicht aufgepaßt." — „Ihm fehlt die Frau." — „Emma Karstens aus Havetoft hat er lieb gehabt, und die wollte ihn auch erst heiraten. Aber nachher nahm sie doch lieber den dicken Thillerup von Husbyries. Seitdem will er von keiner mehr was wissen." — „Darüber müßte ein Mann sich wegsetzen, dünkt mich." — „Er trägt an allem viel zu schwer." — „Sieh! Da kommt Reimer. Nett, daß du ihn auch noch zu sehen kriegst."

Ein hellblonder, blauäugiger junger Mensch erschien in der Stube, beinahe stieß er an die Deckenbalken. Die Wände hätten sich weiten müssen, damit er gut Platz hatte.

„Ach, Daumor!" rief er freudig. „Dann hab' ich doch die richtige Ahnung gehabt. Ich war im Holz, und auf einmal bekam ich es mit der Unruhe. Mir war bestimmt so, als ob ich dich heute noch sprechen sollte."

Daumor war aufgestanden, blickte ihn lächelnd an, und ihre Hand ruhte eine Weile in der seinen.

„Danke vielmals," fuhr er fort, „daß du Mutter besuchst. Und nun wollen wir zu deinen Ehren eine große Kaffeegesellschaft geben. Wat sick hört, dat hört sick. Bleib man hier. Ich kann!"

Er ging in die Küche, und da vernahm man bald das Knistern des Feuers. Es dauerte gar nicht lange, so trat er mit der braunen Kanne wieder ein.

„Tassen und Brot und das andere mußt du selber holen," sagte er zu dem Mädchen, „du bist hier ja hausgewohnt."

Frau Groth wurde in den Kissen aufgesetzt; den Tisch rückten sie nahe ans Bett, es schmeckte ihnen trefflich, und es war ein gemütliches Plaudern zwischen den dreien, bis die Pendeluhr mit blechernem Tone sechs schlug.

„Nun ist es höchste Zeit für mich. Ich muß Jinns beim Füttern helfen," sagte Daumor und machte sich zum Gehen fertig, „auf Wiedersehen, Frau Groth, und gute Besserung." — „Vielen Dank, meine Süße, sieh nur mal wieder vor."

„Ist es dir recht, wenn ich noch ein Ende mit dir gehe?" fragte Reimer.

Und die beiden jungen Menschen wandelten miteinander durch die Felder, langsamer, als Daumor um ihrer häuslichen Pflicht willen hätte gehen müssen. Drängte sie voran, so hielt er sie einfach dadurch zurück, daß er seinen Schritt nicht beschleunigte. — „Du kommst noch leicht zurecht," meinte er, und das Sorglose seines Wesens teilte sich Daumor allmählich mit. Alles, was er sprach, war mit Frohsinn und Zufriedenheit getränkt. Wohl flog ein Schatten über sein rotwangiges Antlitz, wenn er seiner Mutter gedachte. Auch er glaubte nicht an ihre Genesung. — „Aber siehst du," und er reckte sich, indem er zum Himmel aufschaute, „wenn ich ihretwegen den Kopf hängen ließe, was hätte sie davon? Nein, ich sing' ihr was vor, und wenn es erst wärmer wird, bring' ich sie in den Garten und pflück' ihr die Blumen. Da macht sie die Buketts daraus, die mir die Stadtdamen so gerne abnehmen. Sie sagen immer, hübschere wären auf dem ganzen Markt nicht zu haben. Das erzähl' ich Mutter — dann ist sie ordentlich stolz. So hat sie ihre kleinen Freuden, und wir sind vergnügt. Was hilft das alles, Daumor? In sein Schicksal muß sich der Mensch eben finden." — „Nur für dich selbst... Wenn das nun noch lange dauert..." — „Was sollte mir wohl fehlen?" — „Ich meine, du bist hier so gebunden. Du möchtest doch gewiß mal anderswohin." — „Kann ich nicht behaupten. Ich bin hier mein eigener Herr und tu' und lasse, was ich Lust hab'. Anderswo? Ja, was sollte ich anderswo anfangen, ohne daß ich meine Freiheit aufgebe? Nein, ich wünsche mir nichts, als was ich jetzt habe. Und wenn es auch nur wenig ist, das Beste von alledem hier" — er machte eine große Rundbewegung mit dem Arm — „das gehört einem doch mit, Daumor, man braucht nur die Augen aufzumachen. Da ist immer was zu sehen, das ganze Jahr, man soll es nur verstehen und liebhaben."

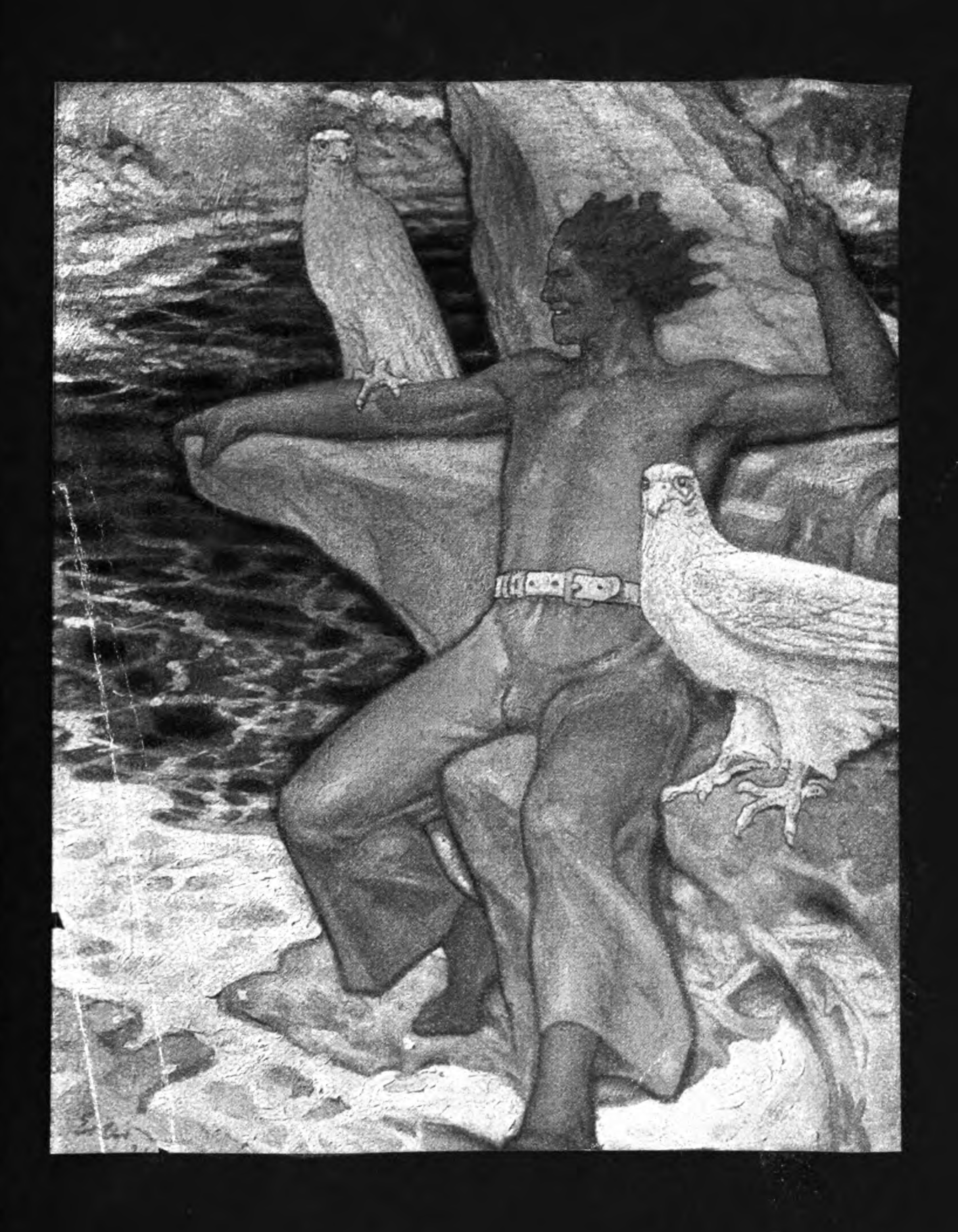
Reimer Groth war so anders als die Bauern und überhaupt alle, mit denen Daumor sonst zu tun hatte. Er sprach nicht von seinem Vieh, nicht vom Essen und Trinken, auch nicht vom Geld. Er hatte keine Furcht vor den Nachtfrösten und schimpfte nicht aufs Amt, weil das wieder, wie so oft, eine Verordnung erlassen hatte, woran die Landwirtschaft unweigerlich zugrunde gehen mußte.

Nein, Reimer Groth freute sich kindlich an Gras und Blüte, an der frühen Eidechse, die zierlich zwischen den jungen Kräutern hindurchschlüpfte, am plätschernden Wasserlauf, über den der Steg aus Ästen führte — eine kleine Mühle hatte er in den Bach hineingebaut, wie lustig sie die Flügel drehte — Reimer Groth freute sich an den Wolken, die bedächtig vor der blassen Mondesscheibe vorüberzogen.

Und Daumor ließ sich die Augen von ihm öffnen, und obgleich sich der Tag schon neigte, wurde es für sie ringsum nun doch lichter und farbiger denn zuvor.

An der Dorfstraße nahmen sie Abschied. Er hielt ihre Hand und sah sie freundlich an.

„Ich sehnte mich schon die ganzen Tage



Sturmlied. Gemälde von Prof. Fritz Erler



danach, dich wiederzusehen, und heute morgen nach der Kirche hätte ich dich am liebsten angesprochen, aber wenn andere dabei sind — so lass' ich dich lieber. Du bist eine, mit der muß ich allein sein. Dann habe ich etwas von dir. Wie schön, Daumor, daß wir heute zusammen gewesen sind!"

„Auf Wiedersehen, Reimer. Dank, daß du mich begleitet hast."

❈ ❈ ❈

Kam einmal — ach, das war nun schon leicht über dreißig Jahre her — ein ranker Webergeselle aus Holstein durch das Schleswigsche gewandert, denn er wollte nach Jütland, ob er da vielleicht sein Glück machte. Ehler Groth hieß er. Und als er in Useloit bei Weber Lafrentz das Handwerk grüßte, da reichte ihm die niedliche Marie, des Meisters Töchterlein, einen Teller Suppe, darin lagen drei große Fleischklöße.

‚Hm, hier muß es gut sein,' dachte Ehler Groth, da brauchte er ja eigentlich gar nicht weiter zu suchen. Und er war sich nicht klar darüber, ob nun das hübsche Mädchen oder die Fleischklöße daran schuld seien, daß ihm so plötzlich der Wunsch aufstieg, seine Wanderschaft schon zu beenden.

Er fragte an, ob Lafrentz vielleicht einen Gehilfen nötig hätte. Nein, solchen Großbetrieb gab es in Useloit nicht. Da mußte Ehler Groth seinen Knotenstock doch weiter in die staubige Landstraße stemmen. Und je mehr er nach Norden kam, desto sicherer wurde es ihm: nicht die Speise, so begierig sein hungriger Walzbrudermagen sie aufgenommen hatte, sondern die Spenderin war es gewesen, um derentwillen er gern in dem Dorfe hangen geblieben wäre.

Jahre gingen hin. Ehler Groth mußte erkennen, daß das Glück auch in Jütland nicht zu Hause ist, und weil überdies die jütischen Dickschädel ihre politischen Ansichten damit ausdrückten, daß sie den Holsteiner: „Tydske Hund!" nannten und ihm ein Bein stellten, wo sie nur konnten, so schnürte er sein Felleisen und pilgerte in die Heimat zurück, nicht ohne wieder über Useloit zu gehen.

Da war inzwischen allerhand anders geworden. Vater Lafrentz hatte das Schiffchen für immer aus der Hand gelegt und war, wie auf dem Leichensteine zu lesen stand, seiner lieben Frau Claudine in die Ewigkeit nachgefolgt. Marie lebte für sich allein, und, nun — da blieb der Geselle doch noch im Dorf und wurde Maries Mann und Lafrentzens Nachfolger am Webstuhl.

Jetzt hatte er ein Haus, einen Garten, ein Stück Kartoffelland und einen kleinen Acker — was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein?

Er genoß sein Glück und freute sich mit seiner Frau an dem kleinen Reimer, ihrem Sohn, dem frischfröhlichen Jungen — er freute sich, bis der liebe Gott fand, daß er sich genug gefreut hatte...

Reimer war seine siebzehn Jahre, als ihm der Vater genommen wurde. Von der Weberei wollte er nichts wissen. Das ewige Sitzen vor dem alten Stuhl behagte ihm nicht. Er überließ es seiner Mutter. Aber er verdiente auch selbst etwas, denn er besaß eine natürliche Begabung für die Holzschnitzerei. Ein betagter Kätner nahm ihn in die Lehre — Löffel, Quirle und sonstiges Küchengerät gingen säuberlich aus des Jünglings Hand hervor. Auch das Pantoffelmachen erlernte er, und da er sich gern im Moor herumtrieb, so schnitt er Besenreiser.

Jeden Sonnabend morgen fuhr er mit seinem Handwagen voll Ware nach Flensburg zum Wochenmarkt. Er hatte seinen Stand links, wenn man vom Friesischen Berg nach dem Südermarkt kommt, und die Madames und Mamsells kauften mit Vorliebe bei dem immer freundlichen jungen Menschen.

Unters Militär steckte man ihn nicht — wer hätte denn seine Mutter ernähren sollen, die nun anfing, sich zu legen?

Nicht nach gemeiner Burschenlust stand Reimer Groth der Sinn, und die Deerns, die für diesen strammen Jungkerl gern einmal den Riegel ihrer Kammertür zurückschieben wollten, waren ihm lange nicht wohl gesinnt, weil er eben nie bei ihnen anpochte. Seine männlichen Altersgenossen aber verachteten ihn. Was war mit einem Menschen anzufangen, der nicht trank, keine Karten spielte und bei gewissen Witzen mürrisch den Kopf wegwandte, statt sich vor Lachen auszuschütten?

Reimer Groth las viel. Pastors und Lehrers Bibliothek kannte er gut und kaufte sich auch, wenn er etwas verdient hatte, dann und wann ein Buch bei Althändler Thiessen in der Johannesstraße. Er mußte dem Trankrüsel des Abends öfters Nahrung spenden, solange saß er in seiner Kammer auf.

❈ ❈ ❈

Blickte Daumor aus ihrem Stubenfenster auf Wagnesrott zwischen Stall und Scheune hindurch, dann traf ihr Auge gerade auf Reimer Groths Häuschen. Sie waren ja zusammen zur Schule gegangen und hatten miteinander gespielt, und es war mit ihnen immer anders gewesen, als sonst gemeiniglich mit Kindern. Zank gab's nicht. Daumor war für Reimer so ziemlich das einzige

Mädchen, mit dem er zu tun haben mochte, und in ihr lebte von früh an ein Gefühl, das ihn über die andern setzte.

Obgleich sie sich gegenseitig gut waren, sprachen sie sich nach ihrer Schulzeit nicht oft. Wenn sie nicht kam, um sich nach seiner Mutter Befinden zu erkundigen, so kriegte sie Reimer kaum jemals zu sehen. Sein Haus lag ja sehr abseits, und er brauchte keine Menschen zur Gesellschaft.

In den letzten Monaten aber, seitdem Daumor auf dem Hofe bei ihrem Onkel wohnte, wurde es dann auf einmal herzlicher zwischen ihnen.

Daumor genoß die Befreiung aus ihrem Vaterhause, sie kam sich in reinlicher Umgebung selber von mancherlei Häßlichem gereinigt vor, sie war auch ganz zufrieden damit, daß sie das immer sorgenvolle Gesicht ihres Bruders nicht mehr zu jeder Stunde vor sich hatte, ihre Seele war entlastet von den unerquicklichen Dingen, worunter sie bisher gelitten hatte, und nun war darin für etwas Besseres Platz: sie hatte eine Sehnsucht nach dem Gesunden. So etwas, das fühlte sie, fand sie bei ihrem Jugendfreunde, und deshalb geschah es, daß das Mädchen jetzt häufiger, wenn sie daheim alles besorgt hatte, in der Kate jenseits des Baches zu Besuch war.

⁂

Daumor wurde wegen ihres abweisenden Wesens nicht freundlich im Dorfe angesehen, aber achten mußte man sie. Nicht einmal Klatsch ließ sich über sie aufbringen, und Pastor Rivesel, der nur zu oft einer Braut untersagen mußte, mit dem Kranz auf dem Haupte vor den Altar zu treten, wies im Jungfrauenverein auf Daumor Leientoft als auf ein Muster von gottwohlgefälliger Ehrbarkeit hin.

Jetzt zum ersten Male wußte man was von ihr herumzutragen und war natürlich heilfroh darüber!

Oh, die Useloiter waren nicht auf den Kopf gefallen. Gewiß! Frau Groth lag krank, und Kranken die Zeit zu verkürzen, ihnen Mut und Hoffnung einzusprechen und eine Kumme mit Speise zu bringen, das war sicherlich ein verdienstvolles Werk. Aber, aber! und sie machten ein pfiffiges Gesicht. Da wohnte außer der siechen Frau doch noch jemand in der Kate. Ein schierer Kerl. Ob Thorsin Yndebroes Wirtschafterin dem vielleicht auch Barmherzigkeit antat? Sie stießen sich an und kicherten. Ja, ja, das schien so! Jede erlebt ihr Schicksal, und die Rührmichnichtans packt es zuletzt am schlimmsten, so daß sie nichts mehr sehen und nichts mehr hören vor lauter Liebe.

Pastor Rivesel wurde sehr stutzig, da man es ihm hämisch zustellte, sein Tugendspiegel, der vielgelobte, habe jedenfalls einen kleinen Knacks bekommen. — „Es ist ja gar nicht möglich, daß unsere Daumor vom Pfade der Sittlichkeit abirren sollte," meinte er. Und er hatte recht, der besorgte Gemeindehirte: ein Liebespaar, wie es die Useloiter verstanden, und wie es der Pastor von seiner Studierstube aus häufig sogar hinter dem Knick des Pfarrackers verschwinden sehen mußte — das waren und wurden die beiden nicht.

Daumor, die ja sonst die Männer nur abstieß und nie lockte, war der hinstrebende, willige, um Freundeshand werbende Teil von ihnen, sie hatte das Verlangen, Reimer recht viel von sich zu erzählen, sie wußte es auch wohl mal so abzupassen, daß sie ihn im Dorfe traf, beim Höker, beim Bäcker, sie zeigte es sogar ungescheut vor den Leuten, daß sie sich gut mit Reimer stand — er jedoch, der im übrigen unbefangen nahm, was ihm das Leben zufallen ließ, blieb immer ein bißchen zurückhaltend vor dem Mädchen. Ganz widerstehen konnte er ja dem nicht, was ihn zu Daumor hinzog, und bisweilen gab er dieser Macht nach, und wenn er von seiner Kate aus nach Wagnesrott hinüberblickte, so suchte er die Freundin — die Entfernung war allerdings zu weit, als daß er sie richtig hätte erkennen können, aber das wünschende Auge hat eine besondere Kraft. Es gleicht dem Fernrohr, das unsichtbare Sterne in die Erdenwelt des Sichtbaren heranzieht.

Er forschte oft über die Wiesen, ob sie käme, ihm ward warm und wohl, wenn er im Walde neben ihr schritt und ihr Kleid berührte ihn, er brach auch scherzenden Streit vom Zaun, um sie bei der Hand fassen zu können, als müsse sie zur Strafe für irgendeine Unart gefesselt werden. Beider Wangen erhitzten sich im Ringen — sie sahen einander an, als warte einer darauf, daß der andere nun das täte, was sie doch gewissermaßen fürchteten. Ja, dann und wann, freilich ganz selten, kam es vor: er umfaßte ihre Schulter und gab ihr einen Kuß, aber das geschah scheu und flüchtig; wie vor einer Gefahr wich Reimer nach Augenblicken, wo er sich Daumor genähert hatte, von dem Mädchen zurück. Auf ihrer Stirn lag dann ein Unmut, sie senkte enttäuscht den Kopf und nahm bald Abschied, dankte auch wohl für seine Begleitung über die Bachbrücke.

Er merkte solche Verstimmung recht gut, er kam sich nachher auch recht dumm vor, daß er dies Wesen — er hatte es ja doch lieb — nicht einfach an sich nahm, Daumor hätte sich ihm sicherlich nicht versagt. Aber

es gab da Hemmnisse, über die er sich nicht genaue Rechenschaft abzulegen vermochte. Hemmnisse seiner innersten Natur und auch äußerliche. Ihm graute vor allem Gebundenwerden, und außerdem —

Daumor hatte eines Nachmittags wieder an Frau Groths Bette gesessen, Reimer war aus der Werkstelle hereingekommen. Er und das Mädchen blieben aus irgendeiner Ursache einsilbig voreinander.

Als Daumor fahrwohl gesagt hatte, erhob sich Marie Groth mühsam in den Kissen und blickte am Webstuhl vorbei der Jungfrau nach, die über den Hof ging. Dann ließ sie sich zurücksinken und fragte ihren Sohn leise: „Ist das nun meine Schwiegertochter?"

Reimer fuhr ärgerlich auf: „Wie kommst du auf solchen Schnack, Mutter?"

Darauf antwortete Frau Groth lange nichts; sie blieb eine Weile still liegen, bis sie dann meinte: „Du hättest ihr ja auch nicht recht etwas zu bieten, mein Junge. Mir tut es leid, daß du nicht mehr gelernt hast und nicht mehr geworden bist. Da haben wir, dein Vater und ich, eine große Schuld auf uns geladen."

Reimer machte ein Gesicht, als sei er in der Ehre gekränkt worden, als müsse er sich schämen, und schritt auf die Tür zu. Dabei ließ er die Worte fallen: „Nicht mehr? Ich bin genug und weiß genug — für mich, und gehungert haben wir beide noch nicht und werden es auch nicht, verlaß dich drauf. Und mehr Leute, als wir zwei sind, brauchen sich unter diesem Dach nicht satt zu essen. Und so was will ich nicht wieder hören."

Die Tür schlug hart hinter ihm ins Schloß.

⌘ ⌘ ⌘

Im Nordpol war ein schöner Tanzsaal mit einer Bühne. Die Hinterwand und die Kulissen zeigten ein Zimmer von einer Pracht an Rot und Blau und Bronze, wie der König sie in seinem Schloß nicht besser haben konnte. Ofen, Spiegel, Sofa, Uhr — all das hatte Kloke Timm, der wackere Dorfmaler, fein darauf gemalt. Ja, sogar ein Bord mit Büchern war da zu sehen.

„Jaha, min leewe Jong," sagte Kloke Timm immer wieder zum Nordpolwirt, wenn er sich sein Glanzstück betrachtete — „das ist ordentlich mit Perspektive gemalt — das können sie sonst bloß auf der Kopenhagener Akademie. Du denkst, so ein Buch ist ein viereckiges Ding und an allen Seiten gerade abgeschnitten? Hast du eine Ahnung! Leg' es mal hin, was siehst du nun? Da läuft es auf einmal hinten spitz zu, nicht wahr? Und diese Spitzigkeit, das mußt du dir merken, die nennt man Perspektive. Die will studiert sein, min leewe Jong, aber ich darf behaupten, mir ist sie famos geglückt. Man muß immer so malen, wie es in Wirklichkeit gar nicht ist, dann wird es richtig."

Und in der Tat, wenn der Useloiter Gesangverein Ydun unter Lehrer Jespersens Leitung — er taktierte auch hier unentwegt mit seinem Regenschirm — auf der Bühne stand und den versammelten Dorfleuten seine Lieder zum besten gab, so konnte man sich für ihn keinen herrlicheren Rahmen denken als Kloke Timms Prachtzimmer.

Jetzt aber wurden die Zeiten immer rauher. Da schwiegen meist die sanften Musen, und von der Bühne herab wurden Vaterlandsreden gehalten, und wenn Thorsin Yndebroe von den aufsässigen Schleswig-Holsteinern als elenden Verrätern sprach, tönten von unten durch Tabaksqualm und Bierdunst Bravorufe zu ihm herauf. Die Öllampen an der Balkendecke zitterten bei dem Füßestampfen, bei dem Stühlerücken und bei dem ganzen Lärm, wenn der Herr von Wagnesrott seine Rede damit schloß, daß er die ganze undänische Gesellschaft zur Hölle wünschte, und die anwesenden Patrioten aufforderte, mit ihm einzustimmen in ein dreifaches Hoch auf den heißgeliebten, rechtmäßigen Herrscher der Eiderherzogtümer, König Christian VIII.

Widerspruch gegen die Hetze, die Thorsin Yndebroe betrieb, erhob sich nicht. Alle anderen Redner hauten in seine Kerbe. — vergebens bemühte sich Pastor Rivesel, dahin zu wirken, daß bei allem dänischen Fühlen doch auch den Schleswig-Holsteinern gegenüber die Grundsätze des Christentums gelten dürften. Haß, Haß, das war's, was Thorsin Yndebroe predigte. Hoch reckte er sich auf, seine Arme windmühlten, und wütend schlug er auf den Tisch: „Die gottverdammten Verräter sollen das Maul halten mit ihrer Schwindelei und mit ihren Lügen. Das Königsgesetz hat hier zu sagen, und weiter gibt es nichts. Und wenn dieser Prinz Friedrich von Augustenburg und dieser Herzog Karl von Glücksburg und was da noch für Brüder in der Ritterschaft sitzen, nicht mehr kommandieren und nicht mehr Gesandte sein und überhaupt unserm König nicht mehr dienen wollen, dann sollen sie sich gefälligst zum Deubel scheren, und die neun verdrehten Klugscheißer von Kieler Professoren mit ihren lächerlichen Bedenken soll der Kuckuck holen. Raus mit der Bande, über die Grenze, laß sie nach Deutschland gehen, da gehören sie hin und nicht zu uns, wo es bloß ehrliche Dänen geben darf. Gott sei Dank, daß Seine Majestät den rebellischen Landtag nach Hause geschickt hat. Unser

Graf Moltke und unser Herr Amtmann von Scheele — die werden den verfluchten stammverwandten Aufrührern wohl die Kneifzange ins dicke Fleisch setzen, daß der Saft nur so spritzt. Hier gammel Danmark und sonst nichts!"

Und es grölte: „Hoch! Skaal! Skaal, Yndebroe!"

Mit heißem Kopf kam der Wagnesrotter in den Saal herab, er war unbedingter Gebieter über diese Seelen, alle jubelten ihm zu: „Ja, Yndebroe, du kannst es ihnen geben!" — und die Grogs und die Tee- und Kaffeepunsche dunsteten massenweise zur Decke hinauf.

Aus jedem Hause waren an solchen Versammlungsabenden die Männer da. Wehe, wenn einer fehlte. Es gab keinen Grund, diese vaterländischen Stärkungen zu versäumen; wenn einer auch im Todeskampf lag, das Sterben konnte er bis nachher verschieben, erst mußte er noch einmal in den Nordpol kommen! Thorfin Yndebroe hatte adlerscharfe Augen, er merkte gleich, wenn in dem Haufen seiner Getreuen eine Lücke war. Er roch es sogar: wenn welche fehlten, hatte der Qualm von den verschiedenen Tabaksarten nicht die gewohnte Mischung.

Ja, Thorfin Yndebroe hielt das Dorf straff in Zucht. Er war so etwas wie ein König über Useloit, und es tat ihm nur leid, daß sein Reich so enge Grenzen hatte, deshalb griff er auch auf andere Dörfer über, ritt hin, hielt auch dort Brandreden, machte sich die Gemüter untertan, befahl sie in den Useloiter Nordpol — immer weiter wurde sein Reich, die ganze Landschaft hatte gut von ihm: keine Gnade mit den Schleswig-Holsteinern! Das war sein Satz, auf dem bestand er — wer war es, der sein Königtum nicht anerkannte? Keiner.

Doch! Einer.

Einer kam und kam nicht zu den Versammlungen: Reimer Groth.

Und die Wölfe waren ihm böse, weil er nicht mit ihnen heulte.

Weil sein Vater aus dem Süden stammte, fühlte sich der Sohn wohl als zu den Verrätern gehörig? Das sollte er büßen! Und es begann die Treibjagd gegen den Unbotmäßigen. Der Höker hatte keine Waren für ihn, der Schuster konnte seine Stiefel nicht besohlen, die Bauern wollten ihm kein Korn verkaufen, der Müller ihm sein eigenes nicht mahlen. Steine flogen durchs Fenster in seine Werkstatt. Die Mädchen, die ihn sowieso als Nichtkavalier auf dem Kieker hatten, gifteten ihn an, wo er sich sehen ließ. Tydske Hund! Das vielerprobte, den Dänen so geläufige Schimpfwort, bekam er täglich zu hören.

Einer von denen, die es sich vorgenommen hatten, den Unwillen ihres Herrn und Meisters über den Katenbewohner jenseit des Baches in die Tat umzusetzen, bereute freilich bald, daß er sich an Reimer vergriff. Dieser ging ahnungslos seine Straße, da wurde, als er an einem Busch vorbeikam, der ihm den heimtückischen Angreifer verbarg, eine große, dicke Eisenstange gegen ihn geschleudert. Sein Kopf brummte von dem Prall, aber er faßte sich: hinter dem ausreißenden Helden her, ihn auf den Boden geworfen, mit Fäusten bearbeitet und zur Abkühlung seiner Vaterlandsliebe mit einer Wucht in den nassen Graben gerollt, daß die Frösche mit entsetzten Schinken das Weite suchten.

Die Folge dieser Geschichte war natürlich ein wüstes Toben gegen Reimer. Am liebsten hätten sie ihm sein Haus angesteckt; weil sie das nicht wagten, so zerstörten sie ihm wenigstens nachts das Ackergerät, lauerten ihm zu zehn, zwölfen auf und rächten ihren Kameraden blutig. Seiner Mutter hielt Reimer selbst nach Möglichkeit die Kunde von diesen Vorgängen fern, aber sie erfuhr davon durch die Frauen, die sie besuchten, und sie erfuhr eigentlich noch mehr dadurch, daß die Frauen nach und nach wegblieben. Sie mußte manche kleine Wohltat, die ihr früher zuteil geworden war, entbehren. Selber war sie ja weder Dänin noch Schleswig-Holsteinerin, die Politik war das, worum sie sich im Leben am allerwenigsten gekümmert hatte, und ihr Mann war auch kein Mensch gewesen, der Andersdenkende verdammte. Sie verstand ja, daß ihr Sohn nicht dänisch dachte; als sie ihn aber mit verbundener Stirn und geschundenen Händen sah, da meinte sie doch: „Sieh nur zu, mein Junge, daß sie nicht allzuböse auf dich werden. Gib lieber mal nach. Was du sonst noch auszustehen hast!" — „Ich tu' nicht so, als ob ich mich fürchte," erwiderte Reimer. „Wenn ihnen der ganze Patriotismus bloß in den Knüppeln sitzt, kann mir der dänische König leid tun."

Wider alles Ungemach, das ihm daraus erwuchs, daß er kein Yndebroemann wurde, stemmte der junge Mensch unverzagt seinen Trotz. Daumor lebte wohl in den Ansichten ihres Onkels, aber des Weibes Liebe ist auch seine Meinung: bei ihrem Hinneigen zu Reimer vermochte sie es ihm nicht übel zu nehmen, daß er dem mächtigen Häuptling die Gefolgschaft weigerte. Es kam nie ein gehässiges Wort über die Dänen von seinem Munde, so verletzte er Daumors

Fühlen nicht. Wer durfte ihn zu etwas zwingen? Sie stellte sich offen auf seine Seite.

Eines Tages aber sagte Thorfin zu ihr: „Was hast du immer in der Verräterkate zu suchen? Und mit dem Kerl treibst du dich sogar draußen herum? Hast du gar keine Scham und kein Ehrgefühl im Leibe? Weißt du nicht, zu wem du gehörst? Du bleibst da weg, verstanden? Oder du scherst dich vom Hof."

⁂

Eine Stunde, nachdem Thorfin sie also zur Rede gesetzt hatte, kam Daumor mit ihrem Bündel in die Stube: „Ich geh' denn."

Er, noch nichts ahnend, kaum von der Zeitung aufblickend, fragte, indem er weiter rauchte, nur so nebenher: „Wohin?"

„Nach Haus." — „Denn grüß' da. Olmer soll morgen mal vorsprechen. Und wenn du wieder da bist, will ich dir noch —" — „Ich komm' nicht wieder, Onkel," unterbrach sie ihn.

Nun blickte er hoch: „Was?" Sein Mund blieb offen. Die Pfeifenspitze ragte in die Luft.

„Nein," wiederholte sie ruhig, „ich komm' nicht wieder. Du hast mir ja selbst die Tür gewiesen."

Er stand auf: „Deern! Bist du ganz verdreht?" — „Mit wem ich umgehe und mit wem nicht, das ist meine Angelegenheit, um die sich niemand zu kümmern hat." — „So? Nun, ich meine doch, ich als dein Onkel kann mir am Ende erlauben —" — „Nein, auch du nicht. Ich bin erwachsen."

„Na!" Er ging etwas in die Stube zurück und warf ihr über die Achsel einen wenig achtungsvollen, schier höhnischen Blick zu, „denn ist das also richtig, was man von dir erzählt. Du bist die Liebste von diesem Verräter."

„Das ist nicht wahr, Onkel Thorfin," entgegnete Daumor sehr einfach, „Reimer Groth und ich sind nichts als gute Freunde." — „Ach Herrjeh, Freunde! Kennimus, sagt der Lateiner." — „Glaubst du mir nicht mehr als den Klatschweibern, so bin ich hier erst recht überflüssig." Sie wandte ihm den Rücken zu und legte die Hand an den Türgriff. Er kam schnell zu ihr hin, drehte ihr die Finger herunter und nahm ihr das Bündel weg: „Du bleibst hier!" — „Nein! Gib mir meine Sachen wieder!" — „Du bleibst, oder —" — „Was denn?"

Er schleuderte das Bündel in die Stube. Sie wollte danach greifen. Da hielt er sie am Arm fest und drückte sie, daß sie ächzte und sich wand, um loszukommen. Aber seine Klammer war zäh wie Hanfseil.

Jetzt sprühte es in ihren Augen auf, sie warf den Kopf hintenüber, ein Ruck mit aller Kraft, deren sie fähig war — sie war frei, aber ihr Kleid war zerrissen. Die nackte Schulter leuchtete hervor.

So gut es ging, verhüllte sie ihre Blöße. Yndebroe kam zur Besinnung.

„Das tut mir ja nun leid, Daumor," sagte er gedämpft und wies auf den Riß. „Aber wenn du einen so aufbringst!" Sein Ton gewann etwas Bittendes. „Du sollst nicht fort, hörst du?"

„Deine Gefangene bin ich nicht." — „Ach was, Gefangene!" rief er ärgerlich und warf sich wieder in den Stuhl. „Denk' denn meinetwegen, was du willst, und hab' soviel Freundschaften, als du Lust hast. Ich kann dich hier nicht mehr entbehren. Das weißt du ja selber recht gut."

Sie nickte gnädig: „Wenn du mir meine Freiheit lassen willst, so will ich gern weiter bei dir dienen, Onkel Thorfin."

⁂

In keiner Sache wird soviel gelogen, wie gerade in Liebesdingen. Jedes liebende Paar — solch ein umeinander kreisendes Doppelgestirn — bildet eine Welt für sich, niemand soll daran teilhaben, und wer sich eindrängt, wird als Feind betrachtet. Dem Feinde gegenüber aber gilt jede Kriegslist.

Dies war Thorfin Yndebroe wohl bekannt, und deshalb, so sehr er im übrigen seiner Nichte trauen konnte — da ging nicht ein Pfennig durch die Wirtschaft, und die Kühe gaben nicht einen Tropfen Milch, worüber sie nicht redlichste Rechenschaft ablegte — die Geschichte mit ihr und Reimer, ob die sich wirklich so verhielt, wie sie sagte? Bloß Freundschaft? Und dann im Wald so Hand in Hand, wie man es ihm hinterbracht hatte?

„Hal mi de Dübel," säd de Dübel, „ick kann dat so Gott nich glöbn, dat de Preester nich schall an de Wurstkamer denken, wenn he snackt von des himmlischen Paradieses Herrlichkeit!"

Verbot Thorfin seiner Nichte auch nicht mehr den Verkehr mit den Groths — lieb war es ihm wahrhaftig nie, wenn er das Mädchen durchs Hoftor gehen sah. Er wußte, nur selten betrat Daumor das Schäferhaus, im Dorfe herumzureden, war ihre Sitte nicht, also konnte er fast jedesmal annehmen, daß sie ihren Gang nach der Kate jenseit des Baches richtete. Das wurmte den Herrn von Wagnesrott, nicht nur, weil er sich über den Trotz seiner Nichte ärgerte, auch nicht allein, weil er in ihrem Zusammenkommen mit dem Verräter so etwas wie einen Verrat an der dänischen Sache von ihr selber sah, sondern vor allem, weil jetzt, gerade nach dem heftigen Auftritt, etwas

in ihm groß wurde, was er vordem kaum spürte.

Wie sie da vor ihm gestanden hatte — diese blanken, krallen Augen, das runde Kinn mit der Grube, die stramme Brust und — nun ja! Das waren alles Dinge, womit sich einer viel Spaß machen konnte, notabene, wenn sie so gut wäre, es ihm zu erlauben.

Und das erlaubte sie vielleicht trotz allem Ableugnen dem Menschen unter dem jämmerlichen Strohdach! Und angenommen auch, sie hielt sich wirklich so, daß sie dem deutschen Hund nichts gestattete: er ging doch drauf aus, sie herumzukriegen. Es gab ja gar keinen Mann, der das nicht tat, sobald er mit einem solchen Mädchen zusammen war.

Thorsin Yndebroe war ein eifersüchtiger Herr. Jetzt lernte er die Eifersucht auf ihrem eigentlichsten Gebiete kennen, und da war sie verdammt bohrend. Das Mädchen sollte mit keinem anderen Manne etwas zu tun haben!

Er lud sie abends ein, bei ihm zu sitzen, sie willfahrte ihm und plauderte unbefangen und munter, bog freilich immer von ihm ab, wenn er von der Besprechung des Wirtschaftlichen auf anderes übergehen wollte. Nicht wahr? Das Gespräch stockt dann erst, und dann fängt der Mann an, mit einer leisen Verhaltenheit im Tone daran zu rühren, daß er doch einsam sei, daß ihm das Leben nicht viel biete, daß er sich alt fühle und dabei jung sein möchte. Dies Entbehren eben ... dies ...

„Denk dir!“ fiel ihm Daumor dann wohl lachend ins Wort, „Jinns läßt die Knechte mit Forken Gewehrgriffe üben, und sie müssen exerzieren, damit sie was können, wenn der Krieg mit den Schleswig-Holsteinern losgeht. Und aus dem alten Eisenrohr, das auf dem Hof liegt, hat er sich eine Kanone zurechtgebaut.“

Für gewöhnlich fand Thorsin Yndebroe die militärischen Anstalten seines Faktotums auch ergötzlich, wurde er aber so absichtlich unterbrochen, gerade wo er von allerhand ihn beengenden Gefühlen zu erzählen begann, dann lief ihm die Galle ins Blut. Seine Stirn krauste sich tief, er rauchte stark, das Glas war in einem Zuge leer getrunken, er blieb für den Rest des Abends stumm und mürrisch. —

Daumor merkte natürlich genau, woher der Wind wehte. Sie hatte sich von ihrem Onkel nichts gefallen lassen; dadurch war sie bei ihm höher hinaufgerückt, nun, und daß er sich über die gottgebotenen verwandtschaftlichen Empfindungen hinaus ein bißchen in sie verliebte, das nahm ihre Weiblichkeit ihm durchaus nicht übel. Es reizte sie sogar, hin und wieder ein Irrlichtlein Koketterie aufspielen zu lassen. Sie war gegen ihn von jener Zutraulichkeit, die junge Mädchen gern gegen ältere Herren haben. Gefährlich können die ihnen ja nicht werden, also darf man sie ruhig mal streicheln und ihnen auch kleine Streicheleien gestatten. Was hat's für Not? Es ist damit ja sofort aus, wenn das Mädchen die strenge Miene aufsetzt und fragt, ob es morgen wohl wieder regnen wird.

Das ist dann, als ob es schon naß herniedergeht.

Thorsin Yndebroe erlebte Neues. Eifersucht wegen eines weiblichen Geschöpfes, dieser Neid, dieses Mißvergnügen, weil ein anderer ihm wahrscheinlich vorgezogen wurde, dieser Unmut über die Gunst — wie groß oder gering sie immer war, einerlei! die ein anderer von dem Wesen genoß, das mehr und mehr begehrenswert für ihn wurde — derlei war ihm noch nicht vorgekommen.

Um Regines willen hatte er niemals jene Beklemmnisse erfahren, die sah keinen Mann außer ihm an, und seine erste kleine Frau hatte ihm in der Beziehung auch keinen Kummer bereitet. Jetzt auf einmal, wo er an die fünfzig heranging und dastand, daß sich die ganze Gegend nach ihm richtete, mußte er so was durchmachen!

Er stampfte mit dem Fuß auf — der Kronleuchter klirrte über ihm.

Er verfiel ins Barsche, wenn er Daumor etwas anbefahl. Er suchte Gründe zum Tadeln und nutzte gefundene oder eingebildete weiblich aus, um ihr Unangenehmes zu sagen. Er schränkte plötzlich ohne jede Ursache ihre Befugnisse ein und stellte sich mißtrauisch, als müsse er die Kasse sehr überprüfen. Daumor indessen blieb immer dieselbe, ja, je ungerechter er wurde, desto sanfter begegnete sie ihm. Ein kleines Lächeln saß um ihren Mund, und sie zog, wenn er so recht den rauhen Unzufriedenen spielte, leicht die Brauen hoch und schaute ihn etwas von der Seite an, — das war so etwas Überlegenes, Spöttisches, darüber konnte er sich dann erst recht innerlich erbosen. Aber in seiner Hilf- und Machtlosigkeit schwang ihm die Stimmung dann jäh wieder um. Er gab ihr geflissentlich ganz freie Hand und erkannte lebhaft alles, was sie tat, als vortrefflich an, — Daumor blieb auch unter der Gnadensonne gelassen, das Lächeln saß ständig um ihren Mund, ob er nun tobte oder lobte.

⁂ ⁂ ⁂

Es war um die Weihnachtszeit. Stieg nicht der vielsäulige Rauch von der Stätte auf, wo Uselott lag, dann hätte man das Dorf

für verschwunden halten können, so hoher Schnee war gefallen. Die paar Wagen, die nach und von Flensburg fuhren, hatten Müh' und Not, sich einen Weg zu bahnen und gerieten überdies leicht in den Graben, der durch die weiße Decke eins mit der Landstraße war. Daß sich einer die Krempstiefel anzog und zu Fuß nach der Stadt zu waten versuchte, war ausgeschlossen.

Vor den Haustüren schnitt man Gänge in die weiße Masse, der Hof wurde vom Schnee geräumt, damit man zum Viehstall und zur Holzkammer gelangen konnte, zwischen den Häusern wurde einigermaßen die Verbindung hergestellt, und der breiteste Weg führte zum Nordpol, während das Schäferhaus vergessen dalag.

Im ganzen machten sich die Uselviter nicht viel Bewegung, sondern widmeten sich der Pflege des Leibes. Grünkohl war genug gepflückt, und der Schweinskopf hing in erreichbarer Nähe. Das Gericht schmausten sie nach alter Sitte treulich Mittag um Mittag. Man muß aber zwei, drei Kopenhagener Kümmel darauf gießen, sonst staut sich das im Magen, und man kann nachmittags nicht recht viel Förtchen verzehren.

Ja, ja, hat alles seine Wissenschaft!

Das ganze Dorf war in den Brodem des Wohlbehagens gehüllt und hielt seinen Winterschlaf. Die gelegentlichen Prügeleien im Nordpol bildeten dabei nur die Träume, die aus dem gar zu gut gefüllten Magen stiegen. Krankheit und Tod waren um diese Zeit einfach verboten und wagten sich auch nicht heran. Die Gesichter glänzten wie Speckschwarten, und die Frauen trugen soviel Röcke und Umschlagetücher, daß der Schnee ins Schmelzen geriet, wo sie nur längs gingen.

Auch auf Wagnesrott herrschte die Trägheit, worin sich der Landmann für das kommende Frühlingswerk neue Kräfte sammelt. Man sah lauter vergnügte Mienen, und selbst das Brüllen der Kühe klang so richtig zufrieden.

Ja, das verstand Thorfin Yndebroe, er war zwar sonst sehr auf den Schilling bedacht, und der Lohn, den er seinen Leuten zahlte, war man knapp — dafür hatten sie dann allerdings gut zu essen — aber um Weihnachten, da ließ er was springen. Zur Festzeit wollte er als freigebig gepriesen werden. So manchen Knuff und Puff, die er an seine Untertanen ausgeteilt hatte, heilte er endgültig mit einer reichlichen Weihnachtsgabe. Alle wurden so bedacht, daß auch die schärfste Dienstbotenkritik über das Maß der Geschenke verstummen mußte. Es kam am Julfest bei ihm das Stück Heidentum zum Vorschein, das immer in ihm saß. Einst durften sich bei dieser Feier Knechte und Sklaven als Herren gebärden. So hatte es auch Thorfin gern, wenn seine Dienstèn nach Herzenslust tollten und taten, als wäre der ganze Hof ihr Eigentum. Bloß, daß er ihnen selbst die Methörner gefüllt und kniend überreicht hätte, wie es bei seinen Vorfahren Sitte war — soweit ging sein Heidnisches nun doch nicht. Im übrigen aber, je ausgelassener sich die Burschen und Deerns benahmen, desto lieber war es ihm; Speisekammer und Bierkeller standen ihnen offen.

Waren die zwölf Nächte vorbei, dann hatte er Kraft genug, um die Zügel wieder straff anzuziehen. Weh einem, der dann nicht auf Stund' Order parierte!

Daumor kam von allen auf dem Hofe am besten weg. Auf ihrem Platze unter dem Tannenbaum, der in der besten Stube des Herrenhauses angezündet war, lagen soviel nützliche Dinge, daß ihr das Blut in den Kopf schoß. Befangen reichte sie ihrem Onkel die Hand: „Wie kann ich das alles annehmen?" — Aber da mischte sich Nösel ein, die mit Olmer auch zur Bescherung eingeladen war und ebenfalls nett eingeheimst hatte: „Wenn einer will gut sein, so muß man ihm das ruhig lassen und braucht sich nicht zu genieren und nehmen was von ihm an. Das ist der richtige Dank, wie unser lieber Thorfin ihn haben will. Also freu' dich und red' nicht lange."

Hatte die Mutter unrecht mit ihrer Philosophie? Das konnte Daumor nicht behaupten.

Auch Olmer fühlte sich durch die Mildtätigkeit seines Onkels bedrückt, aber, liebe Zeit, er hatte es schon nötig, mal wieder ordentlich in Zeug zu kommen. Sein bester Anzug war bereits geflickt, da kann man sich denken, wie die Alltagsjacken aussahen.

In der Tat, es war eine gemütliche Weihnachtsfeier und überhaupt eine behagliche Festzeit auf Wagnesrott.

So hin gegen sieben kam Thorfin vom Nordpol nach Haus. Es war ganz angenehm, wenn man in der heißen Kneipe gesessen hatte, in die frische, kaltklare Luft hinaus zu treten — dieser Gegensatz regte die Lebensgeister an. Nun, und dann aß er tüchtig zu Abend, wie sich das für seinen Tisch gehörte, so drei, vier Sorten Wurst, verschiedene Käse, dann auch das kalte Schweinefleisch von Mittag, die triefenden Bratkartoffeln, die Spiegeleier und der geräucherte Speck, — da kommt ein Mann zur Not damit aus.

Hatte die Magd abgeräumt, so kam der milde Rotwein. Immer bloß Grog, das wird langweilig. Man muß der Zunge

auch mal was anderes bieten, sonst wird sie einseitig im Schmecken.

Daumor saß neben ihm auf dem Sofa, strickte, ließ aber öfters den Strumpf liegen und knackte Nüsse, von deren Kernen sie ihrem Onkel am meisten hinschob. Er nahm immer mehrere zugleich in den Mund. Dieser Geschmack mit dem Tabaksrauch vermischt — das mochte er gern. Ein Stück braunen Kuchen konnte man auch noch dann und wann dazu nehmen, um die Mischung zu vervollständigen.

Und an diesen traulichen Abenden wurde in Thorfin Yndebroe der Entschluß reif, das warme, blühende Leben da an seiner Seite so mit dem seinen zu vereinigen, daß es sich nie wieder von ihm zu lösen vermochte.

⌘ ⌘ ⌘

Am Morgen nach Neujahr trat Thorfin ins Schäferhaus.

„O nein! Mein guter Jung! So früh auf den Beinen?" rief Nösel. „Das ist ja eine große Ehre für uns, daß du und läßt dich mal bei uns sehen. Willst du nicht eben in der besten Stube eintreten? Warm hab' ich es gemacht, bloß zum Aufwischen bin ich noch nicht gekommen. Das mußt du viele Male entschuldigen."

Thorfin ließ sich in das Zimmer rechts vom Eingang geleiten. Das Feuer prasselte in dem alten Kachelofen, aber das war auch das einzige Anheimelnde in dem Raum. Im übrigen sah er fürchterlich verwahrlost und schmutzig aus, und die Luft war stickig und stumpf vom kalten Tabaksrauch und von dem Dunst der Getränke.

„Nimm Platz, mein guude Thorfin," bat Nösel und rückte eilfertig den Tisch so, daß ihr Vetter zum Sofa gelangen konnte, aber der winkte ihr ab und ging auf und nieder. — „Soll ich dir eine Flasche Wein holen, wie?" fragte die dienstwillige Frau. Der starke Mann zuckte zusammen: „Von deinem Gesöff? Nee, danke. Ich möchte gern noch ein paar Jahre leben." — Er schüttelte sich. — Nösel machte ein beleidigtes Gesicht: „Er wird sonst viel getrunken, von feine Leute," meinte sie spitz. — „So? Dann wundert es mich, daß die feinen Leute noch auf ihren zwei Beinen herumlaufen. — Wo ist Olmer?" — „Olmer? Er ist man eben umgegangen zu Suhr und leihen sich 'nen Sack, aber er kommt ganz gewiß jede Minute wieder." — „Ich hab' was mit ihm zu besprechen." — Nösel wurde ängstlich: „Ist es das mit den Zinsen, min söde Jong? Ja, du mußt wissen, wir sind augenblicklich nicht so ganz gut bei der Kasse." — „Ach, scher' dich 'raus, Altsche!" — „Ja, ja, mein Guude!" — Sie verschwand.

Nicht lange, so kam Olmer. Er hatte immer diesen wiegenden Gang bei vornüber geneigtem Körper. Die Hände hielt er meist etwas vorgestreckt, halb offen, als wollte er sagen: „Wenn ich mit irgendetwas dienen oder mich nützlich machen kann — bitte." — Seine Augen waren unruhig. Auch er sorgte sich — jetzt um Neujahr — Onkel Thorfin kam sicherlich, um an die Bezahlung zu mahnen, die er Michaelis nicht gekriegt hatte. Das Schäferhaus stand auf Wagnesrott ziemlich tief in der Kreide.

„Onkel?" — „Steht deine Mutter draußen vor und spioniert?" — Olmer sah nach. — „Nein, da ist niemand." — Man vernahm Geschirrklappern von hinten aus dem Hausflur. — „Mutter hat in der Küche zu tun."

„Denn hör' mal zu, Junge." — Thorfin Yndebroe schritt bald auf und nieder, bald beschaute er die Bilder des Königs und von der Königin zu seiten des fliegenspurbesäten Spiegels. Olmer stand, seiner Worte gewärtig, am Schrank und fingerte hinterm Rücken an der Kantenschnitzerei herum. — „Du mußt nämlich wissen," fing Yndebroe von neuem an, „ich bin doch eigentlich noch jung." — „O ja, Onkel!" — „Das heißt, die Jahre — na ja, ich stamme nun mal aus dem vorigen Jahrhundert. Das ist nicht wegzudividieren. Aber sonst —" er schlug sich auf die Brust — „man ist doch noch kein Klappermann, was?" — „Wahrhaftig nicht, Onkel!" Olmer holte die rechte Hand hervor und hob sie hoch, als wenn er vor Gericht schwören sollte.

„Und da," Thorfin hatte eine kleine Riechflasche zu fassen, der Glasstöpsel saß fest darin, er versuchte ihn zu drehen, da knackte der ganze Flaschenhals ab. — „O, das macht gar nichts," beeilte sich Olmer zu versichern, „das alte Ding!" — Thorfin warf das zimperliche Gebilde hin und nahm einen Briefbeschwerer aus Eisen in die Faust, der ließ sich eher was gefallen.

„Und da," setzte er wieder ein, „diese Geschichte, so als purer Witmann herumzulaufen, die kriegt man allmählich satt, verstehst du?" — Olmer wurde freudig erregt. Von Geldsachen war glücklicherweise nicht die Rede. — „Das kann ich mir so richtig gut vorstellen, Onkel!" bestätigte er. — „Nun ja, und da wollte ich dich fragen — du bist mir lange nicht forsch genug, aber ein ehrlicher Mensch bist du und mein Freund, das weiß ich — dich also fragen: wie glaubst du, daß deine Schwester mit dem aus der Verräterkate steht?" — „Mit Reimer Groth? Onkel, da hab' ich eigentlich noch nie darüber nachgedacht." — „Nun man keine Ausrede.

Ivonne. Farbige Zeichnung von Prof. Leo Putz

(Kunstausstellung Helbig, München, Odeonsplatz)



Du weißt doch, daß die beiden oft zusammen sind." — „Das — ja." — „Sie behauptet aber, das sei keine Liebe mit ihr und ihm. Alles bloß in Ehren." — Olmers Wangen röteten sich: „Wenn Daumor das sagt, Onkel, dann kannst du dich fest darauf verlassen. Lügen tut sie nicht. Weiß Gott, Daumor lügt nicht." — „Gut. Das wollte ich gerade von dir hören. Ich nehm' es auch selber an. Aber du kennst sie ja noch besser als ich. Nun bin ich mir aber darüber klar: wenn das noch keine Liebe zwischen ihnen ist, denn kann es immerhin eine werden. Deshalb will ich zugreifen, ehe es zu spät wird. Daumor soll meine Frau werden."

Olmer war ganz verwirrt: „Onkel Thorfin! Das ist ja ein großes Glück für Daumor und für uns alle, das heißt, nun begreif' mich recht, nicht, daß ich daran dächte, daß Mutter und ich davon Vorteil haben wollten — nein, aber wo ich doch meine Schwester so lieb hab', ja, da wünsch' ich ihr doch das allerbeste, und ich wüßte wirklich nicht, wie sie es besser auf Erden kriegen könnte." — „Das will ich hoffen. Ich spreche noch heute morgen mit ihr. Du denkst doch, das wird ihr passen, wie?" — „Sonst müßte sie ja blind sein!" — „Mein' ich auch. Du kannst heute nachmittag mal zu mir kommen. Dann wird wohl schon alles im Lot sein." — „Ja, Onkel, gern."

Bald nach dem Mittagessen konnte Olmer es nicht länger aushalten. Er ging nach Wagnesrott. — „Ist mein Onkel auf seiner Stube?" fragte er den alten Jinns. — „Nee," entgegnete der, „ich weiß nicht, was dem Herrn heute in die Krone gefahren ist. Er hat hier herumgeschimpft — schließlich ist man doch auch ein Mensch und tut seine Pflicht und braucht sich nicht alles an den Kopf werfen zu lassen. Dann ist er weggeritten — da hinaus." — Er wies gen Norden. — Olmer wurde besorgt: „Und meine Schwester?" — „Die sitzt oben."

Jinns hatte recht. Daumor saß auf ihrem Zimmer am Tisch. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, und eine tiefe Falte, die Olmer sonst nie an ihr gesehen hatte — auch bei Thorfin Yndebroe zeigte sie sich bisweilen — lief ihr senkrecht durch die Stirn bis in den Treffpunkt der scharfgerunzelten Brauen hinein. Sie veränderte ihre Stellung nicht, als ihr Bruder leise zu ihr trat, aber sie blickte ihn fast unfreundlich an: „Du kannst es jedenfalls nicht verstehen, daß ich nicht Onkel Thorfins Frau werden will?" — „Du willst nicht? — — Das habe ich allerdings nicht gedacht. Das ist schade. Ich denke so: Wenn ich dich versorgt wüßte . . ." — „Warum hast du selbst nicht geheiratet?" — „Es hat mich zu keiner wieder hingezogen, du weißt ja." — „Und mir mutest du zu, daß ich einen Mann nehmen soll, ohne ihn lieb zu haben?" — „Ja, wenn du nun mehr Mut hättest als ich, liebe Daumor, ich bin ja gerade kein leuchtendes Vorbild. Vielleicht — das mit dem Liebhaben — vielleicht käme das noch, was meinst du?" — Sie schüttelte den Kopf. —

„Um dich bin ich traurig, Olmer. Daß ich dir die Freude nicht machen kann. Aber soll ich etwas gegen mein Gewissen tun? Bloß, um ins Reiche zu kommen?" — „Ja nicht, liebe Daumor! Ich könnte es nicht verantworten, wenn ich dich auch nur im geringsten drängte."

Enttäuscht und trübselig kehrte Olmer heim. Da empfing ihn Nösel. Sie kniff das linke Auge zu und zog gleichzeitig die rechte Hälfte der Oberlippe hoch. Ihr Eckzahn strahlte hervor. Es war der einzige Zahn, den sie noch oben im Munde hatte, aber dafür war es auch ein wahrer Walroßhauer!

„Na?" fragte sie, „sie will wohl nicht?" — „Von wem sprichst du?" — „Meinst du vielleicht, ihr könnt was vor mir heimlich halten? Ihr Männer, ach, ihr seid ja so dumm. Wenn einmal keiner hinter Tür steht, wo ihr gerade nachseht, dann bildet ihr euch ein, da kommt überhaupt keiner. Ich hab' alles mit angehört, mein Junge, und ich hätte dir gleich sagen können, daß es nicht so glatt geht mit Daumor. Die hat ihren Kopf für sich. Dafür ist sie meine Tochter. Da muß ich erst nachhelfen, daß es was wird." — „Mutter! Du sagst kein Wort zu ihr!" — „Ach, ich und sagen ein Wort zu ihr! Als ob ich das nötig hätte. Nee! Ich bin kein Mann, daß ich so was vom verkehrten Ende anfinge. Ich will wohl sorgen, daß mein Kind es guthaben soll. In meinem Buch — da steht ein Gedicht, ordentlich daß es sich reimt. Da mag eine, die bloß man so ein Bettelmädchen ist, nicht Königin werden, weil der König — er hat 'n weißen Bart. Da steht in" — und sie deklamierte mit viel Bewegungsaufwand: „‚Sie schaute zu ihm mit Augen so groß — o, trag's mir nicht an, dein schimmerndes Los!' — Laß mich man machen! Was meine Tochter ist — sie soll es wohl noch gern haben, daß ihr das schimmernde Los auf Wagnesrott angetragen wird. Dafür bin ich ihre alte, gute Mutter."

⌘ ⌘ ⌘

Ja, was tut eine Mutter nicht alles für ihr Kind, daß es nur sein Glück kriegt! Da sah man am nächsten Sonnabend in der Frühe — Reimer war eben mit seinem

Hundefuhrwerk voll Besen, Pantoffeln und Löffelwerk am Schäferhaus vorüber zum Flensburger Markt gezogen — sah man Nösel Leientoft auf die Grothsche Kate zustreben. Und sie machte es sich nicht etwa bequem mit dem Wege, sie ging nicht auf der Dorfstraße, nein, hinten herum arbeitete sie sich triftig durch den Schnee, und dabei trug sie noch einen großen Bandhenkeltopf voll Erbsen und Speck.

„Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer sind dem Herrn angenehm," hatte Pastor Riwesel vorigen Sonntag in der Kirche gepredigt, und Nösel tat gern, was der Pastor sagte, wenn es in ihren Kram paßte und sie sich Nutzen davon versprach.

Rote Nase — rote Augen bekam sie, denn es wehte ein scharfer Wind über die Heide, und ihre Hände wurden trotz der Wollhandschuhe klamm, aber das half nun alles nichts, eine Mutter litt für ihr Kind.

Und als sie dann bei Frau Groth war — wie war sie da freundlich und hilfbereit. Sie machte der Kranken das Bett, daß sie lag wie in Abrahams Schoß so weich, und holte sich warmes Wasser und Seife und hielt ein lumsches Reinemachen ab. Die Knäste in den Dielenbrettern blickten zu ihr auf wie verwunderte Augen. So was an Sauberkeit des Holzes hatten sie lange nicht erlebt.

Und die Erbsensuppe — das war nun für Frau Groth eine Herzstärkung, ihr schien es beinahe, als bekäme sie wieder Kraft in den Beinen, daß sie aufstehen und wandeln konnte.

Marie Groth hatte sonst immer eine Scheu vor Nösel Leientoft, jedenfalls war sie immer sehr zurückhaltend gegen die Alte gewesen, aber bei so viel Güte vermochte sie nicht kalt zu bleiben.

Und als Nösel nun alles geschafft hatte, da ging sie noch lange nicht, sondern da setzte sie sich mit ihrem Knüttzeug zu Frau Groth ans Bett und erzählte ihr soviel aus dem Dorf, nichts Böses, lauter Gutes, denn Nösel Leientoft war eine Seelenkundige und wußte, daß Gemüter, wie Marie Groth eins hatte, ungern etwas von der Schlechtigkeit der Welt erfahren. Aus ihrem Bericht mußte man entnehmen, daß die Useloiter schon mit Engelsflügeln geboren wurden, und daß der Deubel, wenn er auch die ganze Erde gewänne, rund um dies Gemeinwesen eine Schanze fand, woran er sich Hörner und Klauen stumpf lief.

„Ja, und dann noch, mein klein Miete," sagte Nösel und rückte so nahe an das Lager heran, daß sich ihr Rock zwischen Stuhl- und Bettkante klemmte, „was sich hier alles verändert! Ich soll ja wohl eigentlich nicht davon sprechen, und ich bin sonst wahrhaftig nicht die, die nicht kann halten den Mund, aber so, wie du Stakkel hier liegst, da hat man ja einfach die Menschenpflicht und bringen dir ein bißchen was Neues. Also denk' dir: Daumor wird Yndebroes Frau."— „Ach?" — „Ja. Und ich meine wohl, zu Johanni machen sie Hochzeit." — „Da kann man ja Glück wünschen," entgegnete Frau Groth, machte aber doch ein sehr nachdenksames Gesicht dabei und strich wie suchend über die Decke hin. „Daumor — die ist dann wohl sehr froh?" — „Ich hab' sie noch nicht gesprochen, er hat es ihr erst Donnerstag gesagt, und ich glaub' auch nicht, daß sie sich wird viel merken lassen. Sie hat ja immer so was Verschlossenes. Das haben wir Leientofts alle. Mehr so innerlich sind wir, mein klein Miete. Aber wie sollte sie nicht froh sein? Wer kann ihr so ein Leben bieten, wie sie es kriegt auf Wagnesrott? Ja, ja, nun kann ich denn mit Ruhe in die Grube fahren, mein Kind ist gut untergebracht. Und nun sei nicht bös, wenn ich geh, mein Guude, ich muß Mittag kochen. Nicht wahr? Du verrätst es keinem Menschen! Höchstens —" sie blieb noch im Fortgehen einmal stehen und machte ein überlegendes Gesicht — „ja, höchstens, daß du es Reimer erzählst. Er soll vielleicht lieber nicht mehr so viel mit Daumor sprechen. Du weißt ja, Thorfin hat sowieso'n Piek auf ihn von wegen der Politik, und überhaupt so diese Männer in seinem Alter — wir verstehen uns! Nun laß es dir gut gehen, min söde Miete. Fahr wohl! Ich komm' bald mal wieder um zu dir!"

Als die brave Mutter die Haustür hinter sich schloß, machte sie ihrem mit sich selbst zufriedenen Gefühl in dem einzigen Worte: „So!" Luft, und dann stampfte sie durch den Schnee zurück. Es hatte keinen Zweck, durchs Dorf zu gehen und womöglich ihren lieben Vetter Thorfin zu treffen.

Reimer kehrte nachmittags zurück und schüttete den Erlös seines Handels aus dem Lederbeutel in die Pappschachtel auf der Kommode. Einen anderen Geldschrank braucht man nicht, wenn man Quirlmacher in Useloit auf der Flensburger Heide ist.

Da meinte seine Mutter zu ihm: „Nösel Leientoft war hier und hat mir eine Neuigkeit gebracht. Yndebroe nimmt Daumor zur Frau."

Reimer hielt die Pfeife seitab und blickte die Mutter mit einem Ausdruck an, darin mischten sich Überraschung, auch etliches Befremden mit der Spannung, mehr, Genaueres

zu erfahren: „Davon hat sie mir nie was angedeutet!“ — „Es ist auch wohl erst in den allerletzten Tagen an sie herangetreten.“ — „Und das will Daumor?“ — „Was hat sie sonst zu erwarten?“ — „Sehr richtig,“ sagte er trocken, „zu erwarten hat sie sonst nicht viel.“

Die Kranke wandte ihrem Sohne das Antlitz zu: „Und du, mein Junge?“ — „Ich? Wieso?“ — „Tut es dir leid?“ — „Das Vernünftige kann einem doch nicht weiter leid tun, Mutter.“ — „Du bist ihr aber doch sehr gut.“ — „Kann ich ja bleiben.“ — „Du hast es dir vielleicht anders gedacht. Sei mal aufrichtig.“ — „Dann und wann wohl, Mutter. Wenn ich aber ehrlich sein soll: ich hab' auch immer eine gewisse Angst gehabt. Es ist jedenfalls so das Richtige mit ihr. Du kennst mich ja.“

Er ging an seine Schnitzbank.

Am Abend desselben Tages aber vernahm Reimer Daumors Pochen an das Fenster seiner Werkstelle. Hastiger klang es als gewöhnlich. Er holte sie herein. Sie war ohne Kopftuch. Trotz des Trankrüsellichtes, das keine bestimmten Schatten zeichnete, erschienen ihre Züge scharf. Ohne sich zu setzen, stieß sie hervor: „Denk' dir, Reimer, Onkel will mich heiraten!“

Und da erlebte das Mädchen — das war Nösels Werk! — eine bittere Enttäuschung, an der Reimer doch unschuldig war. Denn da sie ihm ja nichts Unbekanntes verkündete, so war es unmöglich, daß sich auf seinem Gesicht die Bestürzung malte, auf die ihr Herz gewartet hatte. Für Daumor sah Reimers Gesicht vielmehr furchtbar gleichgültig aus. Sie starrte ihn an: „Was sagst du dazu? Was rätst du mir?“ — „Raten, Daumor? Das kann dir da keiner. Das mußt du ganz allein entscheiden.“

Also kein Schmerz, kein jähes Auffahren, kein Schrei: Nie! Du sollst mir gehören! — Nein, nichts dergleichen.

Da wurde die Enttäuschung zu schwer, als daß das Mädchen sie noch tragen konnte. Daumor brach über der Schnitzbank zusammen und weinte. Erschrocken legte Reimer ihr die Hand auf den erzitternden Rücken. Aber das Wort, wonach sie lechzte, das kam doch nicht aus seiner Brust.

Und so war seine Hand keine linde, erleichternde Trösterin, sie war wie ein Bleiklumpen, der die Enttäuschungslast noch viel, viel drückender machte.

Deshalb wand sich Daumor unter ihr, daß er sie nur wegnehmen sollte. Und er — er gehorchte — ein Zeichen, daß ihr diese Hand wirklich nichts zu geben hatte, was ihre Tränen stillte.

Das empfand er schließlich: er mußte zu ihr sprechen. Er fing, verlegen genug, an: „Du sollst mich nicht mißverstehen, liebe Daumor.“ — Da hielt das Mädchen mit Weinen auf und richtete sich empor: „Ach, nein, Reimer, ich versteh' dich sehr gut. Und ich schäme mich, daß ich hierher gekommen bin.“

Auf der Bank blänkerte eine Tränenspur. Daumor holte ihr Tuch hervor und wischte sie hart ab.

„Ich muß dir doch dein Bestes gönnen!“ versicherte er, „ich dürfte doch gar nicht an mich denken, wenn ich auch wollte. Vergleich' mich doch mit Yndebroe! Was bin ich gegen den? Es wäre ja das reine Verbrechen, wollte ich dir im Wege sein. Es geht um deine ganze Zukunft, Kind, wir können uns unmöglich danach richten, wie es in der letzten Zeit in uns ausgesehen hat.“ — „Wenn du so sprichst, hast du allerdings keine Ahnung davon gehabt, wie es in mir aussah.“ — „Das am Ende doch, Daumor, und wenn auch nur die geringste Aussicht wäre, daß ich dir ein Schicksal bieten könnte, wie du es verdienst —! Aber — meine Armseligkeit hier? Da kann ich doch keine Frau hineinsetzen. Damit kann ich dich doch nicht glücklich machen!“ — „Hängt denn das Glücklichmachen vom Geldsack ab? Und bist du nicht gesund und stark? Und kannst du dir nicht was erringen im Leben?“ — „Ob einem das gelingt und wie lange man dazu braucht ...“ murmelte er. — „Ja, das ist freilich eine Entschuldigung, um sich gar nicht erst Mühe zu geben! Ach! Nun ist mir zumute, als ob ich mich dir an den Hals geworfen hätte. Aber so ist das doch nicht!“ In ihre Augen trat ein herrischer Glanz. „Wenn du mir nicht hilfst, weil du mich nicht so lieb hast, wie ich dachte —“ — er fiel ihr ein: „Davon wollen wir lieber nicht reden, Daumor!“ — Sie ließ sich nicht stören: „Nein! Lange nicht so lieb, wie ich glaubte — dann muß ich eben alles allein durchkämpfen. Gute Nacht, Reimer!“

Schon war sie draußen. Er wagte ihr nicht zu folgen. —

„Daumor war noch bei dir?“ fragte Frau Groth, als Reimer kam, um ihr gute Nacht zu sagen. — „Ja.“ — „Was meint sie denn?“ — „Na, ich stell' mir eine freudestrahlende Braut anders vor. Viel Lust zu der Partie scheint sie nicht gerade zu haben.“ — „Das dachte ich mir. Und du?“ forschte Frau Groth weiter. — „Seine Natur kann der Mensch nicht ändern.“ — „Nein,“ bemerkte Marie leise, „das kann er nicht oder doch nur, wenn er in einem anderen Menschen so aufgeht, daß er seine eigene Natur

ganz und gar vergißt." — Reimer zuckte die Schulter: „Ich kann mir nicht denken, daß das bei mir jemals vorkommt."

⌘ ⌘ ⌘

Draußen schritt Daumor auf dem geschlängelten Pfade, der so eng in den Schnee eingetreten war, daß ihr Rock mit einem sirrenden Geräusch die hohen, eiskrustigen Ränder zu beiden Seiten streifte.

War sie denn, wenn sie alles bis ins kleinste klarlegte, wirklich und völlig enttäuscht worden? Hatte ihre Sehnsucht nicht immer von Reimer Groth mehr erhofft, als er ihr gab? War er nicht schon immer der Karge gewesen, während sie sich so reich für ihn fühlte und dies Gefühl natürlich mit gleichem vergolten wissen wollte? — Wohl! — Aber sie hatte sein Zurückhalten für eine Mannesherbheit genommen, die sich hütete, durchbrochen zu werden, weil dann eine Leidenschaft zum Vorschein kommen mußte, die alles, alles mit wegschwemmte, was an Selbstbeherrschung in ihm war.

Und um ihr solches rückhaltloses Ausströmen zu bieten, dazu — so hatte sie sich das zurecht gelegt — achtete er sie zu hoch. Und das hatte sie schließlich gefreut. Aber jetzt — heute abend, bei der Nachricht, die sie ihm brachte, dies schrecklich Ungerührte, wie er sie aufnahm und ihr sagte: sie müsse ihr Geschick ganz und gar allein entscheiden — das war nicht achtungsvolle Zurückhaltung — das war nichts als bare Gefühllosigkeit! Wenn es bei dieser Gelegenheit nicht in ihm aufflammte, dann war überhaupt nie Feuer für sie in seiner Brust gewesen.

Also gut! Sie war nichts weiter als ein blindverliebtes Mädchen gewesen, hatte sich an einen verloren, der's nicht verdiente, wenigstens nicht dadurch, daß er ihre Liebe zu würdigen wußte. Dafür trug sie ihre Niederlage davon, aber jetzt war es auch aus damit.

Allein entscheiden ...

Wagnesrott lag vor ihr. Ein düsterer Haufe von verschwommenen Umrissen. Nur wenige Sterne konnten darüber durch die Wolken brechen, die sich in trägem Wirrsal grau in grau fortwälzten.

In diesem Hause, in diesen Scheunen und Ställen, auf diesem Lande zu befehlen haben —

Es war ein Ehrgeizzucken, was bei dem Gedanken durch Daumor ging.

Wie der nächtlicherweile herumirrende Wanderer selbst den gefährlichen Blitz begrüßt, weil er ihm die Gegend so erhellt, daß er die Wegspur entdeckt, also fühlte sich Daumor in dem Augenblick nicht mehr so unglücklich: aus der Kirche auf den Fleck Erde als Herrin einziehen, dort fürs Eigene arbeiten und — warum nicht? — Kinder groß machen und sie zu wohlhabenden Menschen heranwachsen sehen — war das nicht etwas wert? Konnte sie es dafür nicht in den Kauf nehmen, daß ihr diese Stellung und, so Gott wollte, diese Kinder von einem Manne kamen, bei dem sie nimmermehr das fühlen würde, was ihr Herz durchronnen hatte, wenn sie Hand in Hand mit Reimer im Walde wanderte?

War es nicht das einzig Vernünftige, daß sie Onkel Thorfin, wenn er noch einmal als Freier zu ihr trat, doch nachgab?

Ja, vernünftig!

Und der Vernunft zu gehorchen, war sicherlich nach ihrem Erlebnis mit Reimer das Rechte.

Aber wie kam es, daß sie sich innerlich trotzdem weigerte, ein Schicksal anzunehmen, um das sie weit in der Runde würde beneidet werden?

Gab es über der Vernunft, die die Menschen lehrten, noch eine? Eine von dort oben her stammende, die das auslöschte, was die menschliche mit kratzigem Griffel und harten, eckigen Buchstaben auf die grauschwarze Schiefertafel des Lebens schrieb?

(Fortsetzung folgt)

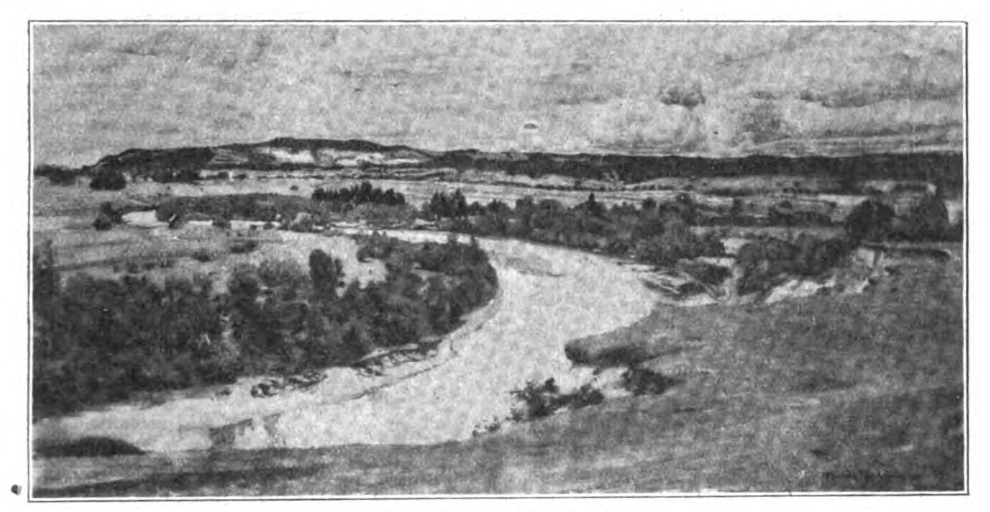
Das Grab des Hafis. Von Hans Bethge

Vor den Mauern von Schiras
Liegt das schöne Mosella,
Dort ist Hafis begraben.
An keinem Ort in Persien
Flöten die Nachtigallen
So märchensüß wie da.
An keinem Ort in Persien
Ersteht der holde Frühling
So blühend aus der Erde.

Seltsam die Blumen duften
Auf dem Grabe des Hafis.
Ganz anders als sonst im Land.

Sie riechen festlich und freudig,
Die Sinne so fein berauschend, —
Das ist kein Duft nach Blumen,

Das ist ein süßer Weinduft ...



Flußlandschaft. Gemälde von 1921

Friedrich Fehr

Von Prof. Dr. Jos. Beringer

Wenn man in üblicher Weise eine künstlerische oder sonstwie hervortretende Erscheinung aus Abstammung, Umwelt und Einflüssen im Entwicklungsgang zu erklären versucht, so versagt diese Methode oft, und so auch in unserem Fall. „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten," sagt das Volkssprichwort; es hat den Ton auf dem „sich" und ist ein Wahrwort. Der Wahn, einen wirklichen Künstler als Diagonale eines Parallelogrammes von Einflüssen darzutun, ist in neuerer Zeit nur noch bei den Entwicklungsfanatikern in Kraft. Eigenartige Künstler-Erscheinungen haben ihren eigenen Weg und ihren Vorspann in sich, wie viele Einflüsse auch auf den breiteren oder schmäleren Strom ihres Lebensganges einmünden mögen. Dies trifft ganz besonders für unseren Meister Friedrich Fehr zu.



Drei Trinker. Gemälde von 1906

Vielleicht ist kein zu Eigenart und Ruf gelangter Künstler aus einer künstlerisch so neutralen Sphäre hervorgegangen, hat keiner sich von so vielen Einflüssen umspielt gesehen und ist doch immer so nur in sich selbst gewachsen und geworden, wie Friedrich Fehr. Ja, man könnte ohne Übertreibung sagen, daß, je mehr von außen an ihn herangetreten ist, um so bestimmter und vielleicht einseitiger er sein Wesen herausgebildet und auf den verschiedensten Gebieten der Malerei betätigt hat, so sehr, daß er im reiferen Alter dem künstlerischen Nachwuchs und den damit verbundenen amtlichen Stellen fast unverständlicher war, als in den frühen, anerkannten und hochgelobten Schaffenszeiten.

Wo sollte Fehr auch seine künstlerische Begabung herhaben, wenn nicht aus sich selbst? Er ist als Sohn eines Notars am



Modellpause. Gemälde von 1890



Bildnis der Tochter des Künstlers
Gemälde von 1912

24. Mai 1862 zu Werneck in Unterfranken geboren und nach dem frühen Tod seines Vaters und der Rückkehr seiner Mutter zu deren Eltern in einem Lehrerhause zu Würzburg im Geiste einer einfachen Familie des deutschen Mittelstandes aufgewachsen. Seine malerische Begabung zeigte sich schon so früh und so entschieden, daß der sechzehnjährige Halbwaise bereits 1878 die Münchener Akademie bezog, an der er bis 1885 studierte.

Auch die Lehrer jener Zeit, besonders seine Lehrer, waren auf anderes eingestellt, als was Fehrs angeborener Natur gemäß war. Der alte Strähuber, ein Nachnazarener und Corneliusschüler, hat mit seiner ehrlichen Zeichnerei höchstens das zeichnerische Können grundlegend beeinflußt, wie die Zeichnungen in allen möglichen Techniken aus diesen Jahren zwar den formal gründlich gebildeten Kunstjünger, niemals aber den künftigen Koloristen erkennen lassen.

Der Ungar Benczur, der nachfolgende Lehrer, war eher ein trefflicher Charakteristiker als ein Maler, und Löfftz, der Leiter des Meisterateliers, war mit seiner vielseitig eingestellten Technik eher der Vertreter eines vornehmen Realismus als des Kolorismus. Schon begannen in diesen letzten

Lehrjahren die Kämpfe um den Pleinairismus sich vorzubereiten, dem die Jüngeren der Löfftzmalschule sich zuwandten, während der Realismus des Holbein und Leibl den Richtpunkt für die Schulgerechten abgab.

Es ist nicht uninteressant, auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich aus den Jahren der Münchener Akademiezeit als Mitschüler Fehrs Künstler entwickelten, von denen jeder seinen scharf ausgesprochenen Charakter hat. Außer dem später phänomenalen Aktlehrer Ludw. Schmid-Reutte gingen der als Radierer hochangesehene Karl Stauffer-Bern, der hervorragende Bildnismaler Hans Olde, der vortreffliche Licht- und Raumkünstler Claus Meyer-Düsseldorf und der impressionistische Kolorist Lovis Corinth aus der Löfftzschule hervor.

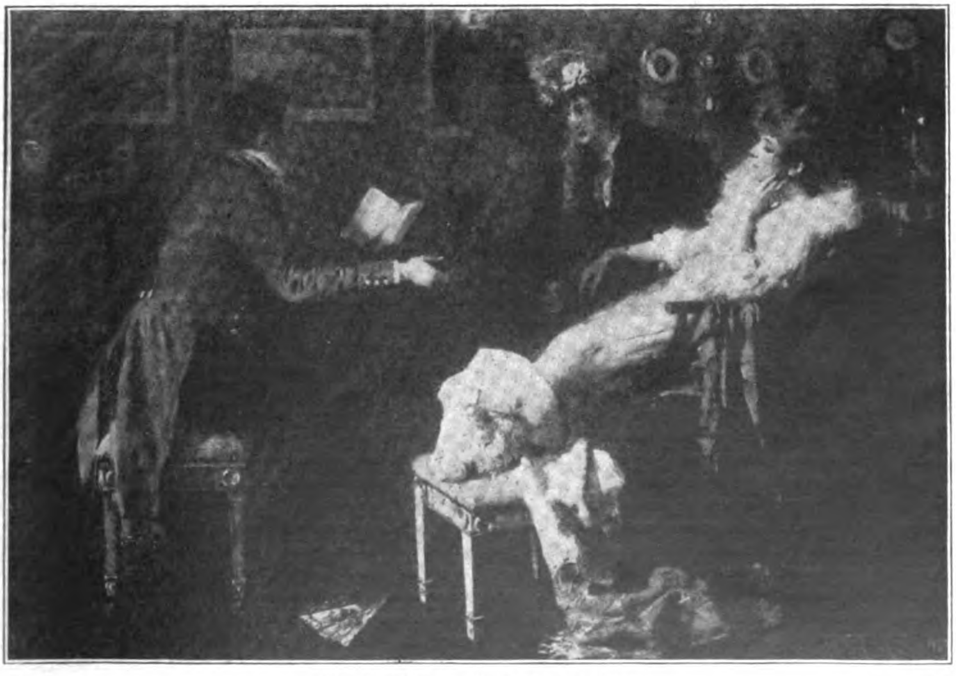


Studienkopf von 1881

Aus diesen Zwiespalten wurde Fehr durch das Wagnersche Stipendium für Künstler aus Unterfranken befreit, um während der vier italienischen Jahre vor neue Zwiespalte sich gestellt zu sehen. Was ihm in Italien als alte Kunst gegenüberstand, gab seiner Natur nicht viel mehr, als eine innige Vertrautheit mit der Antike und mit den alten Meistern durch die Zeichnungen, deren Reproduktion er (für Bruckmann) zu überwachen hatte. Die moderne italienische Kunst bot ihm gar nichts, und die neuzeitliche deutsche Kunst der Maréesjünger in Rom war ihm, infolge der Abgeschlossenheit dieses Kreises, verriegelt.

Immerhin wird man den italienischen Gewinn nicht ganz gering anzuschlagen haben; denn Fehr war durch den Ausschluß von dem ihn umgebenden Leben erst recht auf sich angewiesen. Er mußte sich seinen koloristischen Pleinairismus unter unsäglich schweren Mühen selbst erarbeiten, erobern.

Die Rückkehr nach München brachte Fehr zwar in den lebhaftesten Verkehr mit der aufstrebenden pleinairistischen Kunst. Lang-



Die Vorlesung. Gemälde von 1893



In der Wachtstube. Gemälde. Ausschnitt

hammer und Uhde, Corinth und Dill waren im Aufstieg und wirkten durch Wort und Tat anregend auch auf Fehr. Aber dessen Kräfte galten jetzt mehr der Lehrtätigkeit als seiner malerischen Entwicklung, weil seine Verhältnisse ihn zwangen, die ganze Familie über Wasser zu halten. Die Werke dieser Zeit sind in sich sehr ungleich. Die Löfftzschule ringt mit der Pleinairmalerei, und so entstehen Werke wie „Die Vorlesung" 1893, „die Madonna im Garten" 1894, die aus antipodischen Bezirken stammen könnten. Diese Unruhe, dieses Schwanken macht sich aber nicht nur im Malerischen, im Vortrag, in der farbigen Stimmung bemerkbar, sondern vor allem auch im Inhaltlichen und Stofflichen. Der „Modellpause" mit ihrem hellen und doch fast kreidigen Farbenklang steht „Die Nonne am Krankenlager" gegenüber, in der eine sonore, auf braun gestellte Farbenharmonie angeschlagen ist. — Auch Landschaften und Bildnisse, die nach Rubens hin zu deuten scheinen, tauchen auf, ohne weiter gepflegt und entwickelt zu werden.

Die Berufung Fehrs an die Karlsruher Kunstakademie (Herbst 1899) war in gewissem Sinn eine Befreiung und Beruhigung für Fehr. Die Malklasse, die der Künstler zu übernehmen hatte, ließ noch Zeit zu freiem Schaffen übrig. Die beiden mitberufenen Amtsgenossen Dill und Schmid-Reutte und der in Karlsruhe bereits ansässige Tiermaler Viktor Weishaupt hielten ein Stück Münchener Lebens und Schaffens wach, und die wiederholten Studienaufenthalte in Dachau, Wartenberg, am Ammersee in Gesellschaft von Langhammer, Herterich, Hoch u. a. ließen die Beziehungen zu München nicht erkalten. Die Reise nach Spanien (1904), die eine flüchtige Bekanntschaft mit Marokko und Südfrankreich ermöglichte, und 1908 nach den Niederlanden brachten beide neue künstlerische Anregungen und Eindrücke. Die große Zeit des Schaffens begann.

Fehr sammelte seine ganze Kraft auf die Beherrschung der Farben und der Formen. Bildmäßiges Schauen und bildmäßiges Formen, Zusammenstimmen der in der Natur gegebenen farbigen Eindrücke zu einem reichen Farbenklang, das war sein nächstes Ziel, dem er die ernsteste Arbeit widmete. Er begann in Karlsruhe mit Aktzeichnen,

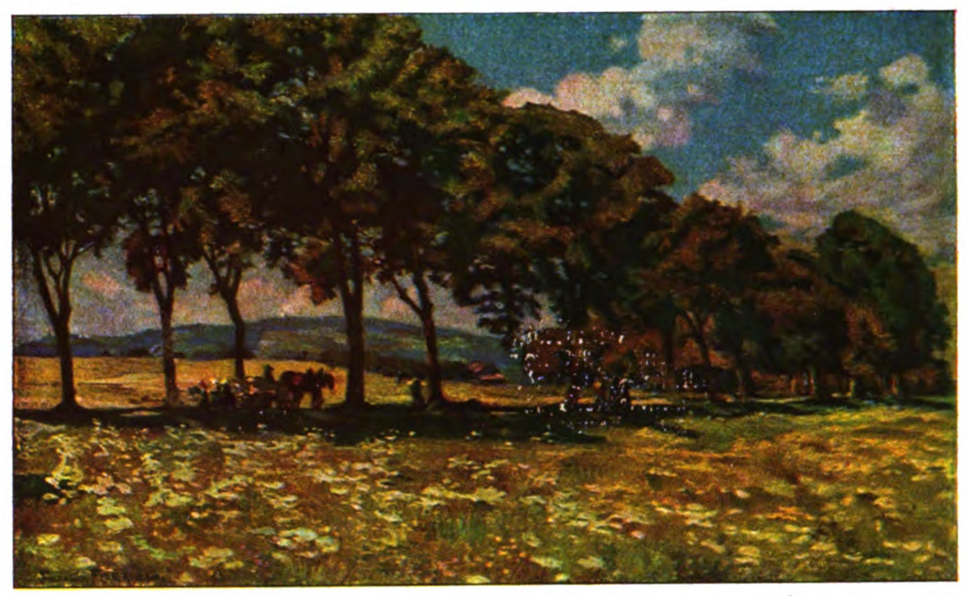
wie ein Anfänger, unter der genialen Leitung seines Freundes und Amtsgenossen Schmid-Reutte. Er hat diese künstlerische Übung und Zucht wiederholt aufgenommen und sich im Figuralen eine so riesige Sicherheit angeeignet, daß er die schwierigsten Stellungen und Bewegungen der darzustellenden Figuren mit Leichtigkeit meisterhaft löst.

Um die Jahrhundertwende begann die impressionistische Malweise ihren Einzug in Deutschland zu halten. Courbet und Manet waren die Helden des Malhandwerks. Fehr hat sich mit den Grundsätzen der Franzosen gründlich vertraut gemacht, und einzelne Werke wie „Feierabend" 1902, „Kinderbild" 1904 oder „Der letzte Wagen" 1904 zeigen, wie Fehr sich in das Malwesen Courbets eingelebt hat. Aber die spanische Reise führte Fehr auf die Urquelle der Kunsterneuerung in Frankreich zurück. Velasquez' vornehmer Realismus, seine breite Pinselführung und seine gepflegte Farbengebung wurden für sein Schaffen maßgebend. Das macht sich in den Trinkerstudien und -szenen bemerkbar, mit denen der Künstler in den Jahren 1905/07 hervortrat. Auch eindringliche Studien, den Spaniern in ihrer tieftonigen Farbensetzung auf optischem Wege nahezukommen, fehlen nicht. Der Schwarzspiegel wird als Hilfsmittel gebraucht, um die Tonwerte zu harmonisieren. Dieser Vorgang entspricht zugleich dem Bestreben der Zeit, einerseits der künstlerischen Absicht, eine ausgeglichene Tonwirkung zu erzielen und anderseits doch die Kontrastwirkungen der einzelnen Farben zu verstärken. Der Ruf der Pleinairisten nach der hellen Palette, den Fehr täglich zu hören hatte, wurde also zunächst nicht befolgt. Hier mag sich doch wohl die Zucht und Gesetzlichkeit der klassischen Kunst des Südens auswirken, die dem Vorwärtsstrebenden die zur Spitze getriebene Hellmalerei unleidig machte. An Versuchen, das volle Freilicht zu gewinnen, fehlt es allerdings auch nicht. Die „Steinbruchbilder", „Der Herbsttag" (1908) und das „Ständchen" (der gelben Dragoner) 1910 weisen darauf hin.

Im Ringen um die stärkste koloristische Ausdrucksform gewinnt aber die helle Palette mit zunehmenden Jahren doch an Boden. Nicht, als ob das Tonige aufgegeben würde, nicht, als ob nun in der Kunst Fehrs ein Funkeln und Sprühen der hellen Farben begänne, sondern vielmehr, indem nun die Bildinhalte so gewählt werden, daß sich die Helligkeitsgrade im Bilde von selbst ergeben. Das setzt ein mit den „Breslauer Kürassieren" (1910) und hat gewissermaßen seinen Gipfelpunkt im „Klostergarten" (1913) erreicht, wo die jungfrische, weißgekleidete Dominikanerin am Beet von keusch-weißen Lilien steht — alles ist auf den Ton weiß und grün gestimmt und doch in der Farbe warm und lebendig gehalten, ein Meisterstück malerischer Symphonie aus einem Ton. Zweifellos hat Fehrs Amtsgenosse, Wilhelm Trübner, die künstlerische Wandlung dieser Jahre äußer-



Weißer Mohn. Gemälde von 1921



Eschenallee

lich und innerlich beeinflußt. Trübner hatte 1904/05 seinen breit, mit ungemischten Farben prima malenden Vortrag in den bekannten Reiterbildern zur Höhe geführt. Fehr hat auch dieses Thema aufgenommen, aber in seinem Sinn umgebildet. Die Uniform der „Breslauer Kürassiere" mit ihrem Farbenbesatz, der „Schellenbaumträger" reizten sein Malerauge besonders. Aber er geht über Trübners statuarische Haltungen kraft seines beweglichen Temperamentes hinaus, indem er seine Gestaltungen in dramatischer Bewegtheit vorführte. „Der sattelnde Kürassier", 1913, „Der Pauker", 1918, und die „Patrouillenreiter" 1922 liegen auf dieser Entwicklungslinie, die deutlich auf den starkfarbigen und doch tonig zusammengehaltenen Ausdruck hinzielt, in den die Werke der letzten Zeit ausmünden, und die sehr gut zu Goethes symbolischen Worten stimmen: „Im farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Das farbige Können Fehrs wird vielleicht am feinsten und geklärtesten durch seine Blumenstilleben bezeugt, die in den letzten Jahren entstanden sind und sich aus dem irisierend bunten Farbenspiel der Interieurmalerei entwickelt haben. Schon 1913 hat Fehr in einem farbenfunkelnden „Puppenzimmer" und in anderen Interieurmalereien die reiche Orchesterwirkung seiner Palette erprobt und dieser Kraftprobe viele monumentale Gegenstücke angereiht, z. B. im „Haus Krawehl" und anderen Architekturmalereien, auch im „Teesalon Feinhals" 1913 u. a. m.

Mit dem Ausbruch des Weltkrieges hat Fehr sofort ein neues und vielverheißendes Gebiet in sein Schaffen aufgenommen: die Soldaten- und Kriegsbilder von der West- und der Ostfront. In den deutschen Bildern aus dem Soldatenleben, den Grenadier-, Husaren- und Kürassierbildern, war gewissermaßen schon eine monumentale Form für die farbige Erscheinung der uniformierten Gestalten geschaffen worden. Es handelte sich bei Vorkriegsbildern aus dem Soldatenleben hauptsächlich um die Ineinsbildung von großer Form mit koloristisch harmonischer Ausgestaltung, wobei die Valeurmalerei und die Wirkungen der Reflexfarben aufs nachhaltigste gepflegt wurden. Hier scheint Trübners farbige Haltung bei seinen Reiterbildern maßgebend gewesen zu sein.

Mit den eigentlichen Kriegsbildern, d. h. den Soldatenbildern aus der Kriegszeit, tritt ein weiteres und neues Element in die Kunst Fehrs: die Verbindung der Landschaft mit der koloristisch ausgewerteten Figur. Der Impressionismus und der Kolorismus gehen in diesen Werken eine höchst eigenartige Verbindung ein. (Siehe den Aufsatz im 9. Heft des 30. Jahrg.). Wenn das Figurale in den erst entstandenen Bildern von der Westfront in Belgien und Frankreich noch vorwiegt, und wenn hier die koloristischen Betonungen besonders sichtbar werden (Abend im Lager, Am Feuer, 1914, Biwak, Schildwache, Schützengraben, Lagerstraße, 1915), so sind die Werke von der Ostfront im wesentlichen mit auf die Darstellung der atmosphärischen Erscheinungen eingestellt (Litauische Landschaft, 1915, Litauische Bauern, Etappenkutscher, 1916, Zerstörtes Dorf, 1917). Wir treffen Fehr in diesen Werken auf dem Weg zu einer reich und fein abgestuften Farbenskala und Harmonie im Gesamtton. Hierbei mag allerdings das stärkere Kolorit der französischen und der belgischen Uniform gegenüber der einfacheren Kleiderfarbe der Leute aus der

Gegend von Bialystok, Nowogrodek, Baranowitschi u. s. f. mitsprechen. Bemerkenswert bleibt aber für die sogenannten Kriegsbilder noch, daß sie sich nicht mit dem durch Erkrankung notwendigen Abgang des Künstlers vom Kriegsschauplatz erschöpfen, sondern in neuen Formungen und Problemstellungen bis in unser Jahr sich fortsetzen, insofern die Motive wieder auf die große, monumentale Form der Vorkriegszeit zurückgreifen und, statt der Impression, mehr typisierende Gestaltungen erstehen lassen. So gehören Bilder, wie „Im Osten", „Der Pauker", 1918 und besonders „Vor dem Sturm", „Im Stahlhelm", 1919, in das Gebiet der mehr koloristisch, als impressionistisch gehaltenen Werke. Zweifellos aber hat der Durchgang durch die „Kriegsmalerei" das technische und farbige Können Fehrs ungemein befruchtet und erweitert.

Diese farbige Vielstimmigkeit wird zwar in den zahlreichen Kriegsbildern, aber na-



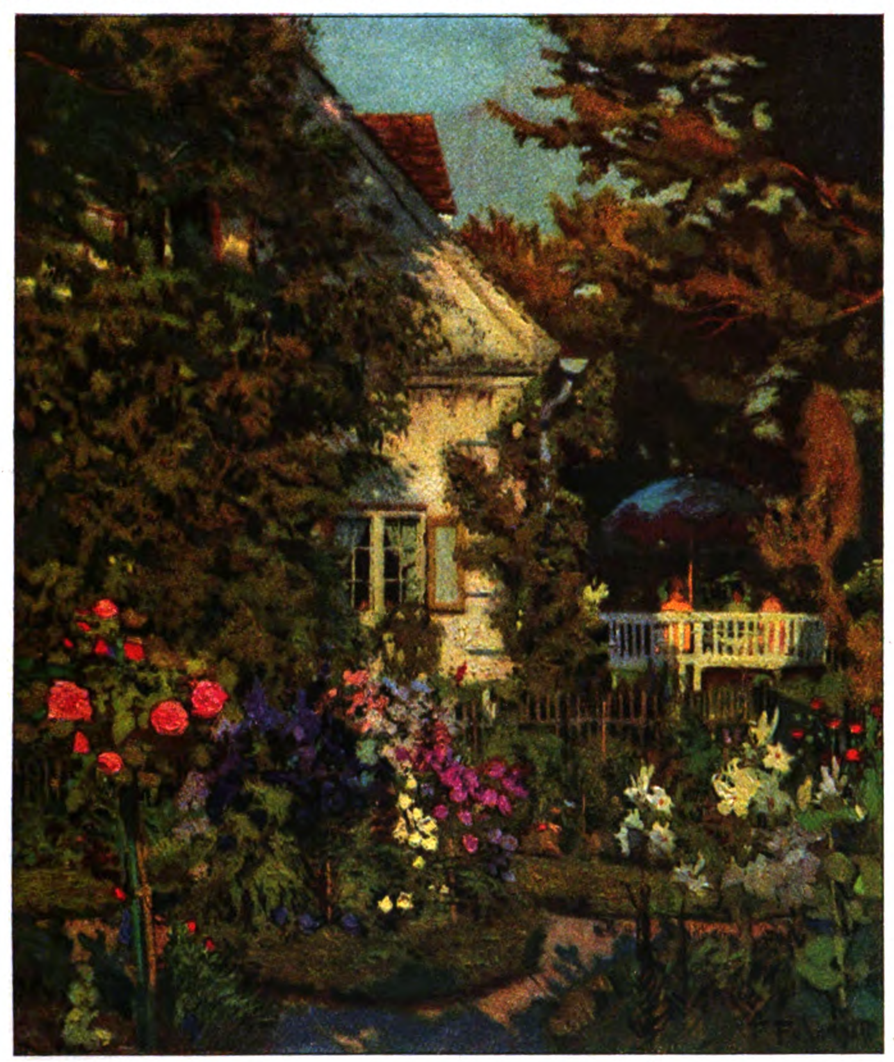
Mädchenbildnis. Gemälde von 1917

mentlich in den Stilleben „Rosen und Rittersporn", 1919, im „Blumengarten" und den „Orchideen", 1921, und in den „Magnolien", 1922, mit dem Schwung virtuoser Malkultur behandelt und zeigt den Meister auf der Höhe seines koloristischen Könnens.

Bis hierher ist ein wesentlicher Teil des impressionistischen Schaffens in Fehrs Werk überhaupt nicht berührt worden, weil es seinem koloristischen Wesen nicht ganz zu liegen schien: die Landschaft. Sie fehlt zwar nicht in seinem Frühwerk; aber sie setzt auch nicht mit Entschiedenheit in seinem frühen bildnerischen Schaffen ein. Es sind Nachklänge aus dem Dachauer Verkehr. Mit der Jahrhundertwende tritt auch hier eine Änderung ein. Das „Haus im Bergischen" (1900), das in dem symbolischen Bild „Die Alte" (1912) ins Märchenhafte gesteigert wird, ist in Form und Ton auf die große Landschaft eingestellt,



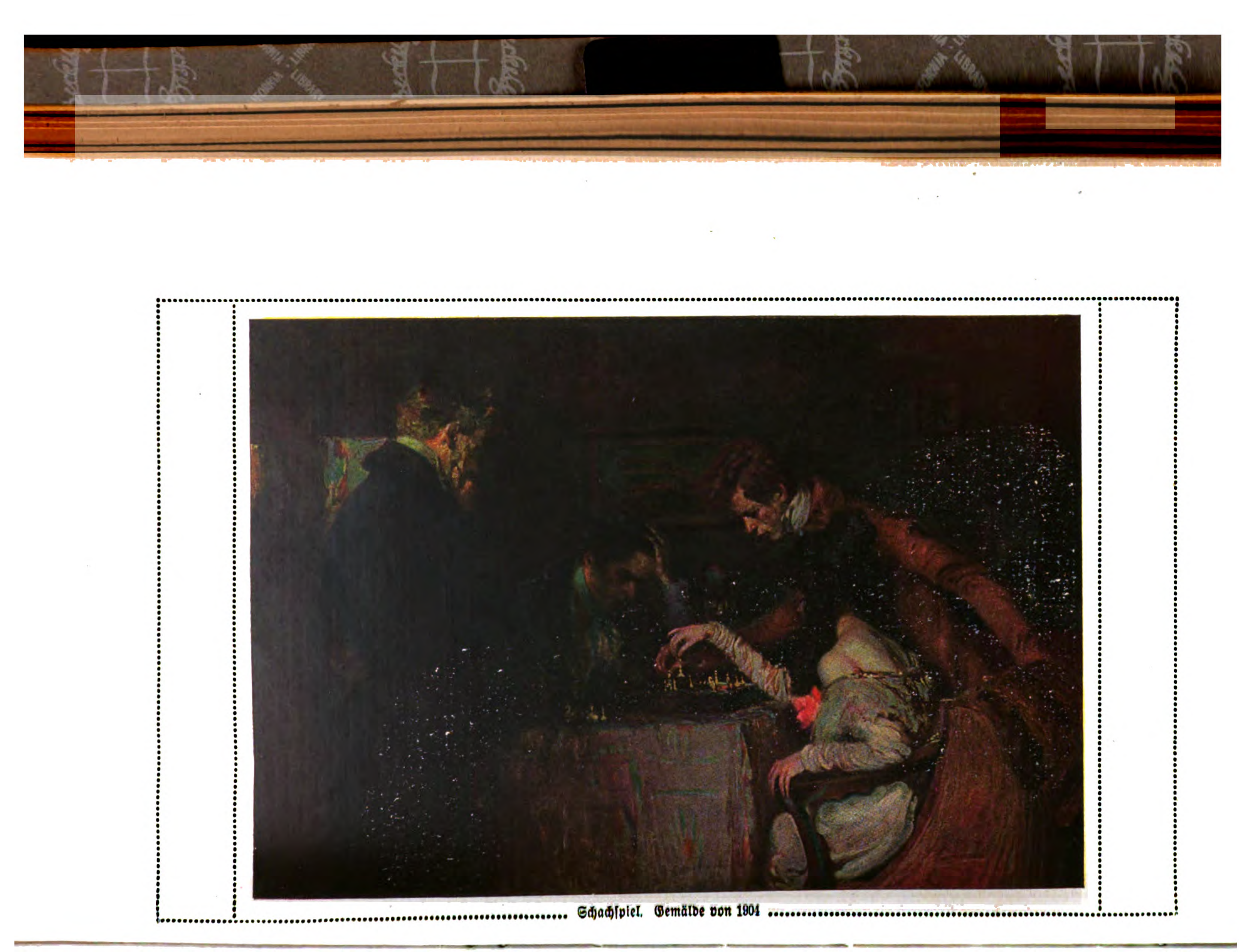
Straße in Nordwijk. Gemälde von 1908



Landhaus mit Rosengarten. Gemälde von 1921

die nun Schlag auf Schlag errungen wird. Aber auch hier geht es weder um das Intime, noch um das Stimmungsvolle, sondern um die farbig schmückende Raumkunst, um die wesentlichen koloristisch dekorativen Werte der farbigen Wirkungen. Die Farbe dient dem Künstler ebenso zur Gliederung der Räume, wie zur Herausarbeitung des Landschaftscharakters; nicht so sehr zur Verdeutlichung der Stimmung eines Naturausschnittes, als vielmehr um das seelische Echo eines Landschaftseindruckes. Er malt uns das Träumerische einer „Mondnacht", wie das tätig frische Leben der „Erntezeit", 1913, oder die aufrichtende und gesammelte Kraft einer„ Wallfahrtskirche", 1919, unter der Gruppe hoher Bäume. Oder er führt uns in die frische „Flußlandschaft", 1921, in Oberbayern mit ihrem auf blau gestellten Farbencharakter, wie er auch die kontrastierende Farbe des „Steinbruchs beim Gewitter" gegenüber den harten Gegensätzen des „Föhnigen Herbsttages", 1922, herauszuarbeiten weiß, um in all diesen Nüancierungen in symbolischer Weise die seelische Empfindung vor Augen zu führen, die ihn im Schaffen selbst beseelt hat, und die er im Beschauer wieder hervorrufen will.

Überblickt man den Weg von einer der frühesten landschaftsimpressionistischen Äußerungen (Madonna im Garten, 1894) bis zu Werken aus unseren Tagen, so ergibt sich eine von Jahr zu Jahr neue Einstellung zu den Problemen der Landschaftskunst. Bald ist es das Prinzip der Tonmalerei (Bauernhaus, Feierabend, 1902), bald das Verlangen



Schachspiel. Gemälde von 1904



Die Alte. Gemälde von 1912. (Mit Genehmigung von E. A. Seemann, Verlag, Leipzig)



Schachspiel. Gemälde von 1904



Die Alte. Gemälde von 1912. (Mit Genehmigung von E. A. Seemann, Verlag, Leipzig)

nach stärkeren koloristischen Gegensätzen (Herbsttag, 1908, Steinbruch, 1912), um dann wieder auf die einfachere und farbenharmonischere Darstellungsweise des Realismus überzugehen (Bauernhof, 1917, Klosterkirche, 1919, Gutshof, 1920), wie sie etwa ein deutsch empfundener Milletismus gestaltet. Wir haben also auch hier ein äußerst bewegliches Streben und Leben, das, ohne von der eigenen Persönlichkeit etwas aufzugeben, sich immer wieder vor neue Probleme stellt. Diese anregende Note bei Fehr macht sich auch in seiner Schülerschaft bemerkbar, insofern so verschiedenartige künstlerische Persönlichkeiten, wie die in ihrer Eigenart bewährten Professoren Ad. Niemeyer, Rob. Engels und H. A. Bühler ebenso zu seinen Schülern zählen, wie die in neuzeitlichem Sinne schaffenden Josef Eberz und Alexander Kanoldt.

Eben durch diese Verlebendigung der Farbe hat Fehr seiner Kunst ein aktives Element beigemischt, das den Beschauer aus seiner passiven Beschaulichkeit in die schöpferische Mitarbeit hineinführt.

Die vor Jahren über Deutschland sich ergießende Sturzwelle des Impressionismus ist verebbt. Sie hat nicht gehalten, was von ihr vorverkündet wurde: eine grundlegende Erneuerung der Kunst herbeizuführen, ein Fundament für die nachfolgende Kunstentwicklung zu sein. Der Expressionismus hat sein Wesen ins Gegenteil verkehrt und den formauflösenden Zielen des Impressionismus die formausrenkenden und farbenverwildernden, bildzerstörenden Erzeugnisse entgegengesetzt. Man mag zur Bewegung und Gegenbewegung stehen, wie man will, immer wird man dankbar sein müssen für eine Kunstweise, wie die Fehrs, die in keinem Stadium ihrer Entwicklung vergaß, auf gute Form, auf schöne und reiche Farbenwirkung, auf bildmäßige Haltung und auf eine seelisch für gesunde und normale Menschen verständliche Ausdrucksform zu halten.

Die Bilderschau, die der rührige Karlsruher Kunstverein anläßlich des 60. Geburtstages Meister Fehrs in seinen Räumen darbot und die einen Gesamtüberblick über das umfassende Lebenswerk des Künstlers gestattete, stellte diesem in den zahlreichen, meisterhaft gemalten Werken ein glänzenderes Zeugnis aus, als Worte dies zu tun vermögen.



Kinderbad in der Villa Homberger. Ausschnitt aus einem Gemälde von 1913

Die Cynthia des Properz

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Theodor Birt

Im schönen Land Umbrien, im Herzen Italiens, liegt Assisi, die Bergstadt; in der Nähe Perugia, Spoleto. Assisi ist durch den heiligen Franz berühmt, den Mann der helfenden Liebe, der Menschenliebe. Auch Properz, der römische Dichter, stammte aus Assisi, auch er ein Verkünder der Liebe, aber einer so andern. 2000 Jahre sind es her, daß er dichtete. Liebesdichter haben wir heute genug; was sollen wir mit dem alten? Aber er machte es anders als die modernen. Reich genug ist Heines Buch der Lieder; doch eines gibt Heine nicht: er lehrt uns keine Frau persönlich kennen, keine leichtlebigen, keine edlen. Auch Goethes Friederike, wir sehen sie nicht in seinen Liedern. Goethe wollte nicht schildern, sondern nur den Herzschlag des liebenden Jünglings spüren wir. Anders die antike Erotik; sie pflegt ihre Gesänge an einen bestimmten Frauennamen zu knüpfen. So nennt Properz seine Cynthia. Gleichwohl ist es nicht jedem gegeben, Gestalten zu schaffen, auch nicht jedem der Liebessänger des Altertums. Dem Properz gelang es. Und so fühlt, wer seine Verse um sich rauschen läßt, daß er ein Fürst war unter den verliebten Schwärmern, die ihre Schwärmerei zu Künstlern machte.

Die große Weltgeschichte gibt den Hintergrund, vor dem sein kleiner Liebesroman sich abspielt. Wir stehen im Jahr 44 v. Chr. Die Republik Roms, von Bürgerkrieg erschüttert, brauchte endlich einen Monarchen. Julius Cäsar, der sich dazu erhob, wird ermordet, die Cäsarmörder werden durch die verbündeten beiden großen Militärs, Mark Anton und Oktavian, in Mazedonien vernichtet. Zehn Jahre herrschen seitdem diese beiden Gewaltigen nebeneinander; aber die Zeit mußte kommen, wo einer von ihnen dem andern unterlag. Oktavian brachte aus jener Schlacht Tausende von Veteranen nach Italien zurück und begann, um sie mit Landstellen zu versorgen, die gewaltigen Enteignungen in Italien, auch in Umbrien. Die Beamten kamen mit der verhaßten Meßstange auch nach Assisi, und ohne Entschädigungen wurde dem jungen Properz sein ganzer väterlicher Besitz weggenommen. Er mochte eben damals acht Jahre alt sein. Sein Vater war kurz vorher gestorben, und er stand nun allein unter der Hut der Mutter.

So kam er schon als Knabe nach Rom und wurde, früh ausgepflanzt, eine rechte Großstadtpflanze. Auf der Schule wurden altrömische und griechische Dichtertexte gepaukt, und es kam die Zeit, daß er sich zum Rednerberuf vorbereiten mußte. Da brach gegen Oktavian der wütende Aufstand der Landbevölkerung, der unzähligen Landwirte los, auf deren Besitzungen sich jetzt die Veteranen breit machten. Mark Antons großzügige Gattin, Fulvia, das Mannweib, schürte diesen Aufstand. Properz selbst mußte Partei nehmen; 16-, 17jährig griff so der junge Mensch mit zu den Waffen und wurde damit Gegner Oktavians. Perusia wurde von dem Heermeister Oktavians eingeschlossen, es mußte sich ergeben. Der junge Dichter entkommt verwundet und rettet sich nach Rom. Oktavian begnügt sich, die Stadt Perusia von Grund aus niederzubrennen, die vornehmen Stadtbürger grausam abzuschlachten. Diese Metzelei geschah in Rom selbst; kein Zweifel, Properz sah sie mit an. Daher sein Groll gegen Oktavian, den zukünftigen Kaiser Augustus; in einigen seiner frühen Gedichte ist dieser Groll deutlich zu spüren.

Schon aber hatte den jungen Menschen in Rom ein blendendes Weib gefangen, die er seine Cynthia nennt. Durch diesen Decknamen ist die Person in den Kreis des Apoll gestellt, des cynthischen Gottes. Sie war augenscheinlich älter als er, hatte viele Beziehungen, und auch Männer des Hochadels griffen nach ihr. Den jungen Dichter behandelt sie nach Laune, gut und schlecht. Aber sie wurde seine Kreatur, seine Schöpfung; denn er schuf und verewigte ihr Bild für alle Zeiten. Eine Königin der Halbwelt zu sein galt durchaus nicht als Schande. Schön, geistreich und temperamentvoll, diese Eigenschaften finden sich da zusammen. So war die Laïs der Ruhm des Philosophen Aristipp, Phryne gar der Ruhm des Bildhauers Praxiteles gewesen. In der römischen Dichtkunst wird die Geliebte, sie sei welches Standes sie sei, jetzt geradezu und allemal zur Gebieterin ihres Anbeters; seine Domina, seine Herrin nennt er sie, ein Sprachgebrauch, der dann immer breiteren Boden gewann. Davon leitet sich die „Dame“, die Donna, die Madonna her, auch in der feierlichen Liebessprache der neueren Zeiten.

Epos und Tragödie erschüttern; die intime Liebesdichtung wärmt das Herz; sie rankt sich wie Rosen in den Lorbeerwald der Dichtkunst. Wenden wir uns denn dem Properz und seinen Elegien selber zu. Da ist alles Erleben, strömende Daktylen, rastloses Drängen, schlagende Pulse, dazu hell wacher Sinn und das Gegenteil jenes einlullenden Verdämmerns, wie heute so viele es lieben, und des Expressionismus, der sich mit dem bloß Zuständlichen begnügt. In breiter Rede, klangvoll, pathetisch, lebt das Gefühl sich aus, oft wild in Schwermut; der Kunstverstand aber meistert gleichwohl das Gefühl, und alles wird Gestaltung.

Nur annähernd drei Jahre — er sagt es uns selbst ausdrücklich — währte sein Verkehr mit Cynthia; aber sie blieb sein Thema für sein ganzes Leben, als bliebe die Gefeierte ewig jung und das Vergangene ewige

Gegenwart. Durch zwanzig Jahre erstreckte sich das Erscheinen der fünf Büchlein, die Properz geschrieben hat. Die Rückerinnerung blieb, und die Einbildungskraft hörte nicht auf, sich mit Wonne an ihr zu weiden. Das Erlebnis ist ein von Herzen einmalig erworbenes Kapital: der Dichter legt es bei seiner Phantasie auf Zinsen, und die Phantasie treibt damit Wucher.

Schon siebzehnjährig begann er sein erstes Buch, und schon da ist Cynthia die große Dame und launische Hetäre. Bald jauchzt er, bald grämt er sich. Ins Weltbad, nach Bajä geht sie. Mit einem Verehrer will sie zu Schiff auf Reisen. In die Wälder, die struppige Natur, eilt der Poet, um zu klagen, und schneidet Cynthias Namen in alle Rinden ein. Aber sie selbst wird uns noch nicht deutlich; was er von ihr sagt, konnte damals gewiß von vielen ihresgleichen gelten. Zwei dieser frühesten Elegien sind besonders berühmt. Die eine gibt eine bewegte Szene. Cynthia schläft einsam hingelagert in statuenhafter Schönheit, wie die schlafende marmorne Ariadne im Vatikan. Vom Gelage kommt der Dichter; sein Pagengefolg trägt Fackeln; aber er wagt die Schläferin nicht zu wecken und starrt nur und säumt und zaudert, bis der Mondstrahl, der durch die Fenster fällt, ihr Auge trifft und ihre Wimpern sich regen. Da schilt sie den Säumigen in kräftigen Worten und grollt voll Herzensgram. Darin klingt das Gedicht aus. Der Vorhang fällt über ihren Worten. Wir hören nichts weiter. Das ist klassische Kunst im Sinne der Antike; Ruhe in der Erregung. Man glaubt ein Gemälde, ein Reliefbild zu sehen, das sich hier in klingende Worte aufgelöst hat. Aber der Dichter ist hier noch nicht originell; sein Gedicht ist nach Vorbildern gearbeitet.

Interessanter noch das andere Stück, gegen die Putzsucht der Frauen, die Predigt eines Ästheten: „Amor, die Liebe, ist nackt, liebt nicht Gefallen durch Künste,“ „die Keuschheit des Leibes selbst ist die wahre Schönheit.“ In Kernworten tönt uns diese Lehre entgegen. Danach, nach diesem Properzgedicht, hat kein Geringerer als Tizian sein berühmtes Gemälde, die sogenannte „Irdische und himmlische Liebe“ gemalt. Es ist die Nacktheit, durch Keuschheit geadelt und gleichsam heilig gesprochen, die alle Toilettenkünste, alle Perlen und Juwelen besiegt. Das lehrt Tizian, das lehrt Properz. Seine Cynthia selbst aber tritt uns damit immer noch nicht näher.

Der Dichter entwickelt sich und so auch das Bild seiner Geliebten. Das zeigen die weiteren vier Bücher, die auf das bisher besprochene „Einzelbuch“ folgen. Der große Mark Anton ist inzwischen gestürzt, Kleopatra hat sich vergiftet, endlich beginnt Oktavians Kaisertum, der sich nunmehr Augustus nennt, und Friede, Friede herrscht endlich im Römerreich, das die Welt bedeutet. Properz fügt sich leicht und gern den veränderten Verhältnissen; denn er ist Pazifist von Natur, und er wird nun „augusteischer Dichter“, Mäcen aber sein vergötterter Freund und Beschützer. Ein starkes Selbstgefühl kommt darum jetzt über ihn; seinen Beruf hat er endgültig gefunden; er ist der Liebesdichter Roms. „Mögen andere den Kaiser in Epen feiern; wie der Sämann nur nach dem Wetter ausschaut, so ich nur nach meiner Liebe.“

So geht das Dichten weiter. Cynthia bleibt zunächst noch dieselbe; ihre Schönheitslinie verändert sich noch nicht. Aber der Ton steigert sich jetzt wunderbar; das Lob wird zum Hymnus, der Tadel zur Satire, die Trauer wird zur Tragödie gesteigert und das Großartigste gegeben, großartig für den, der an solch ständigem Fortissimo Geschmack findet. Cynthia ist, so hören wir, nicht nur schön, sie tanzt auch bacchantisch den Solotanz im Kreis der Männer; sie dichtet sogar lyrische Gedichte, die womöglich des Horaz Oden überbieten. So erscheint sie überirdisch, übermenschlich, und Jupiter selbst wird sie einst zu sich erhöhen: Apotheose, Überschwang. Die Welt steht in Flammen: „Will ein Künstler den Ruhm der alten Gemälde verdunkeln, Stell' er als Muster sie dar, sie nur, die Herrin mir ist. Ob er den Ländern des Abends sie zeige, den Ländern des Morgens, Stehet in Flammen der Ost, stehet in Flammen der West.“

Es liest sich wundervoll. Dabei nichts rhapsodisch Zerrissenes. Alles ist ausgeformt, formreif. Aber Properz hat sich doch gehütet, später noch einmal zu solchen Hyperbeln zu greifen.

Ähnlich hochtönend ist dann auch das tragische Gegenstück. Ein Rivale hat sich Cynthias bemächtigt; sie ist perfide; ja die beiden bechern zusammen und lachen gar über den verstoßenen Dichter. Trotzdem weidet er sich an seinem eigenen Edelmut, an seiner Treue, die nicht aufhört, und denkt nun an den Tod, aber nicht ohne Begier sich zu rächen. In der Tragödie fielen im Kampf um Theben Jokastes Söhne, die feindlichen Brüder, im Wechselmord. Das will er nun auch erleben; im Angesicht der Geliebten will er mit seinem Gegner fallen, ein Opfer der Liebe. Man kann sagen: das ist schon mehr Theaterton, und damit klingt nun das erste Buch der neuen Bücherserie aus. Es folgt nur noch ein unerwartet grober Fußtritt für Cynthia: „Bleibe unbekannt; mir ist es einerlei. Alle meine Gedichte sollen, wenn du stirbst, mit dir verbrannt werden, und kein Mensch deinen Leichenhügel je eines Blickes würdigen.“

Der Dichter glaubte nun genug getan zu haben. Aber er setzt doch neu ein, und seine Phantasie arbeitet weiter. Sollte es aber in demselben Pathos weitergehen? Nach reichlichem Gluck und Wagner sehnt man sich nach Mozarttönen. In der Tat, Properz hat dies selbst gefühlt. Alles war bisher zu sehr edle Schablone; er sucht in dem reichhaltigen nächsten Buch tastend nach einem neuen

Stil, nach anderen Darstellungsmitteln. Denn je größer die Schwärmerei, je geringer die Deutlichkeit. Realistischere Züge finden sich jetzt ein; es sind zunächst nur Versuche; ein reicherer Stimmungswechsel. Dazu frivole Töne, gelegentlich bis zum Zynischen. Der Lebemann reckt sich; er will dem Geschmack der Minderwertigen etwas zugute tun. Bisher war Treue und wieder Treue des Dichters Stichwort; aber das ist langweilig. Eine Person genügt nicht. Im Theater sind Schöne genug; oder man gehe in die Nebengassen; da sitzt so eine, mit der hübschen Perle im krausen Haar; die ist leicht zu haben. So gibt er dann auch seiner Cynthia die Freiheit: „die Promenade in Rom mit dem Springbrunnen im Park ist langweilig, so elegant sie ist; gewiß, ich begreife es. Reise also, kutschiere durch die Städte; zeige dich da und dort im Fackellauf, mich soll es nicht aufregen."

Aber die gute alte Liebe geht immer noch daneben her, und des Dichters Entzückungen finden auch jetzt wieder Worte, aber realistisch wie sonst nie: „O selige Nacht. Die Lampe erlosch, die Augen fielen mir zu. Da küßtest du sie auf und sprachst: „Warum so träge?" usw. Ein Jauchzen des Triumphes. Dann wieder macht er Cynthia zu seiner Muse und phantasiert, daß sie in Traumbezirken und auf seligen Auen mit den Musen den Reigen tanzt, während Gott Bacchus taktschlagend mitten im Kreise der Tanzenden steht. Dann ist sie krank, und er sorgt sich um sie und sucht vergebens, sich leichtfertig zu zerstreuen. Aufgeregt träumt er: daß sie zu Schiff über See fährt und im Schiffbruch ertrinkt und sterbend nach ihm ruft. Da rettet sie ein Delphin. Das gibt reizende Bilder. So auch das folgende Amorettengedicht, das ich einmal ganz hierher setze:

Gestern, als nach dem Trunk, mein Lieb, ich nächtens einherstrich,
Nur so allein für mich ohne mein Dienergefolg,
Kamen da etliche Bürschchen, die kleine Bande, im Haufen
Grad auf mich zu. Vor Schreck hab' ich sie gar nicht gezählt.
Fackeln, doch kleine nur, trugen die einen, und andere Pfeile,
Andere wollten, so schien's, gar mir mit Fesseln zu Leib.
Dabei waren sie nackt. Und einer, der frechste von ihnen:
„Greift ihn," schwatzt er. „Ja, den! Sicher, ihr habt ihn erkannt,
Ihn, den uns unsere Frau, weil sie bös, hat zu fassen befohlen."
Und schon war um den Hals wirklich ein Strick mir gelegt.
Einer befiehlt: „Umzingeln wir ihn! und voran dann!" Ein zweiter:
„Mög er verderben, der uns für Amoretten nicht hält.
Unmensch, Stunde um Stunde erwartet sie gegen Verdienst dich,
Während du Tor, Gott weiß welcherlei Häuser besuchst.
Wenn sie die Schleife der nächtlichen Haube sidonischen Purpurs
Löst und dabei das vom Schlaf trunkene Auge bewegt,
Haucht ein Duft dir entgegen, kein Duft von arabischen Myrrhen,
Sondern den Amor selbst schafft mit der zaubernden Hand.
Aber, ihr Burschen, genug! Schon ist er zur Liebe gefügig,
Seht, und wir stehn auch schon hier vor der richtigen Tür."
Und so schleppten sie mich zurück zum vertrautesten Lager:
„Vorwärts! und lerne hinfort nächtens mir häuslich zu sein."

Das ist Renaissancegeschmack, fast schon Rokoko. Mozart könnte daraus eine Gesangsszene machen.

Aber genug der Liebe! so denkt mancher Leser. Liebe, Liebe, laß mich los! Auch über Properz kam, als er nunmehr sein nächstes, sein vorletztes Buch mit Elegien zu füllen begann, schon dasselbe Gefühl. Für seine Leserinnen, die auf weitere Pikanterien hofften, mußte das eine rechte Enttäuschung sein. Abhandlungen und Moralitäten bringt er jetzt plötzlich, Gedichte gegen die Geldgier, gegen den Luxus oder über das Reisen ins Ausland. Schillers Elegien über den Genius, über das Glück u. a. sind damit bis zu einem gewissen Grade artverwandt; d. h. die Betrachtung ersetzt hier das Erlebnis. Ja, auch als Hofdichter tut sich Properz jetzt auf und liefert ein Preisgedicht auf Kleopatras Ende und den siegreichen Friedenskaiser. Gleichwohl ist Cynthia doch noch unvergessen; aber der Dichter schwärmt nicht mehr. Nirgens ein Wort des Lobes. Seine Photographenplatte arbeitet jetzt schärfer, und alles ist nur noch Schilderung der baren Wirklichkeit. Es ist interessant, solche Stilentwicklung wahrzunehmen. Zur Nacht lädt sie ihn nach Tibur ein; der Weg ist unsicher im Dunkeln; Banditen lauern; aber er kommt, er kommt. Die Schreibtafel ist verloren, auf der sie ihm gute Worte schrieb; da klagt er und ruft: „Geld für den ehrlichen Finder; lauf, Bursch, mach' mir sogleich an einer der Säulen den Anschlag; schreib auch die Wohnung, ich sei auf dem Esquilin zu Haus." Wie modern! Man glaubt wirklich eine unsrer Litfaßsäulen vor sich zu sehen. Oder Cynthias Geburtstag ist; da betet sie zum Tagsbeginn, frisiert und kleidet sich festlich, nachdem sie sich hübsch gewaschen, bringt auch noch den Hausgöttern ein Opfer und gibt endlich als Haushaltungsvorstand gegen Abend eine Bewirtung und einen Trunk hinterher. Man treibt nicht etwa schöngeistige Dinge, sondern man würfelt nur. Zur Nacht aber bleibt der Dichter bei ihr, im Thalamus, wie an jedem Geburtstag.

Hart daneben nun aber stehen, schroff kontrastierend, die Gedichte des Überdrusses, und das Schlußgedicht erneuert gar den Fußtritt, den er der Geliebten schon einmal gegeben. Jetzt heißt es: „Alles, womit ich früher dich gepriesen, war nur Erdichtung; du weißt selbst, Cynthia, daß du in Wirklichkeit ganz anders bist. Meine Liebe war's, die dich so sehen wollte; jetzt schäme ich mich dieser Idealisierung, und meine Wunde ist vernarbt." Mit dieser Erklärung schließt das vorletzte Buch. Ein stilgeschichtlich ungemein bedeutsames Bekenntnis, ja, einzigartig in

der ganzen antiken Literatur: die idealistische Behandlung wird vom Dichter selbst als solche festgestellt, zugleich aber zugestanden, daß sie mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Wir können nunmehr auf anderes gefaßt sein. Die Deutlichkeit wächst und wächst, wir werden es sehen.

Freilich wissen wir jetzt von Cynthia schon dies und das und könnten allenfalls zufrieden sein. Aus Tibur stammt sie, ist also echte Italienerin. Durch Zuwendungen ihrer Freunde steht sie hinlänglich wohlhabend da und kann zu Wagen auf Reisen gehen, kann Seebäder besuchen. Auch einen geordneten Hausstand führt sie mit weiblichem Dienstpersonal. Ein Webstuhl ist da, an dem sie selbst mit arbeitet. In ihrer Wohnung empfängt sie ihre Verehrer, die also wohnlich genug eingerichtet war. Auf die Straße aber geht sie im Prunk der Hetären, in durchsichtigen Seidenstoffen und Schleppkleid ohne Überwurf. Was kann der Dichter uns nun noch bieten?

Ein Dichter von Ruf darf sich nicht wiederholen; er muß Neues, Neues bringen. So sieht denn auch des Properz letztes Buch zunächst für den, der es aufschlägt, völlig anders aus. Rom, Rom ist jetzt plötzlich das Stichwort; als Berufspatriot tut Properz sich auf und erzählt uns Legenden aus der sagenhaften Urgeschichte wie von der Römerin Tarpeja, die sich einst in den feindlichen König Titus Tatius verliebte und an ihn das Kapitol verriet und von der alsdann der tarpejische Fels bis heut seinen Namen trägt. Auch die Schlacht bei Actium besingt er; er schreibt gar zwei wundervolle Gedichte zur Verherrlichung der Heiligkeit der altrömischen Ehe; die jungen Ehefrauen selbst läßt er da reden und ihre Seele weit auftun. Wie wunderbar, dies aus dem Mund des Cynthia-Verehrers zu vernehmen! Frauenlieb' und Leben: Properz hat es am tiefsten erfaßt, wie außer Homer kein andrer Dichter der tausendjährigen Antike: „Groß ist alle Frauenliebe; am größten die Liebe zum Gatten."

Wir blättern um. Siehe, da steht wirklich wieder Cynthias Name. Der Dichter kann es nicht lassen; er muß noch einmal von ihr zeugen, zum letztenmal. Längst tot im Leben, ist Cynthia jetzt doppelt lebendig in den Elegien, und wir erhalten die Wirklichkeit jetzt in fabelhafter Realistik. Der Idealist hat sich zum großartigen Realismus durchgerungen. Es handelt sich nur um zwei Gedichte; nehmen wir gleich das erste.

Cynthia ist vor kurzem bestattet worden. Aber die Tote kommt als Schatten zu dem Dichter aufs Lager wie Goethes Braut von Korinth, und sie gibt sich noch einmal seinen Umarmungen hin. Ihre Finger knacken beim Griff wie die eines Gerippes; und sie redet nun, und der Dichter ist stumm und hört nur und hört. Cynthia glaubt: ich starb nicht natürlichen Todes; die Chloris, die Properz jetzt liebt, hat mich vergiftet. „Treuloser Mensch," so beginnt sie; „denkst du meiner nicht mehr? wie oft ich mich am Seil aus dem Fenster zu dir herabließ? Mein Fensterbrett ist ganz abgeschabt von dem Seile. Und trotzdem mein unwürdiges Begräbnis! Aufgebahrt ward ich im offnen Hof des Atriums; kein Wächter aber war aufgestellt, um mit der Klapper den Vögeln zu wehren, daß sie mich nicht beschmutzten; ja, ein Dachziegel fiel mir da auf den Kopf, und du hast für nichts gesorgt. Und im Trab ging mein Leichentransport durch die Stadt zum Tor hinaus; du hast den unwürdigen Eilschritt nicht verhindert; krümmtest dich auch nicht vor Trauer." Ihr Zorn steigert sich noch: „Ich bin beim Trunk vergiftet worden. Dein Diener Lygdamus muß mit glühendem Eisen gefoltert werden, bis er das bekennt. Denn wie kommt es sonst, daß meine Nachfolgerin Chloris jetzt in so kostbarem Schleppkleid stolziert und mit ihrem Glockenrock Streifen im Sande zieht? Und dieselbe Chloris sitzt frech in meiner Behausung und mißhandelt meine treuen Dienerinnen. Sogar mein Porträt aus goldener Bronze hat sie eingeschmolzen, um Geld zu haben.

„Aber genug des Zorns. Höre mich, Properz, mein Dichter. Du sollst mir glauben, daß ich dich stets ehrlich liebte. In der Unterwelt, wo ich mit edlen Frauen weile, die einst liebten und litten wie ich, rede ich nicht schlecht von dir. Vernimm also meine letzten Wünsche. Es lebt noch Parthenie, meine Amme, zitternd vor Altersschwäche. Sorge, daß sie nicht darbt; sie hat dich bisher wenig gekostet. Mein Liebling aber war die kleine Latris; die soll der bösen Chloris den Spiegel nie halten. Verbrenne alle Verse, die du auf mich gesungen, und sorge für meinen Grabhügel und eine würdige Inschrift. Tilge den wuchernden Efeu. Die Inschrift aber laute:

> Cynthia, die goldene, ruht in tiburtinischer Erde
> Hier, wo der Anio rauscht, seinem Gestade zum Ruhm.

Schon aber wird es hell; ich spüre Licht und muß zurück in die Nacht der Nächte. Mögen nun andere, da du lebst, dich besitzen; wenn du aber gestorben, schmiegt sich mein Totenbein an das deine und du wirst wieder mein sein, mein allein." Also sprach sie, und ihr Schatten war schon aus meinen Umarmungen entschwunden.

Dies ist beiläufig das Properzgedicht, nach dessen Vorbild Goethe seine „Euphrosyne" geschrieben.

Und nun endlich die letzte der Cynthia-Dichtungen; ich wollte, ich könnte sie im Wortlaute hierher setzen. Sie ist die Krone des Ganzen. Sprühend von Leben steht die Tote noch einmal vor uns: heißes Blut, Jähzorn, Wucht der Aktion, wüstes Leben, aber echt, echt. Es wirkt wie ein Drama, das sich abgespielt wie im Fluge. Der Dichter erzählt, aber hundertfach wirksamer, als ich es hier geben kann:

Auf dem Esquilin, wo die Sümpfe und Äcker sind, da wohn' ich. So hört, welch Lärm da zur Nacht entstand, der alle Nachbarn

erschreckte. Des Morgens war Cynthia, um die Schlangenfütterung zu sehen, nach Lanuvium gefahren. Denn eine heilig gehaltene Schlange haust dort in der Kluft; jährlich wird sie einmal von frommen Jungfrauen gefüttert; die beben und erbleichen, wenn sie hinabsteigen und das Untier zischend sich ihrem Korbe naht. Nur die Mädchen, die da keusch sind, bleiben unverletzt, und der Landmann ruft alsdann froh: es gibt ein gesegnetes Jahr. Nicht allein, mit einem üblen Kumpan ist Cynthia dorthin gefahren, und die Via Appia staunte; denn Cynthia selbst saß kutschierend vorn auf der Deichselstange; die Tiere mit Stutzmähnen; Molosserhunde nebenher. Ihr Begleiter ein roher Geselle, unrasiert, was unerhört; den Bart läßt er sich in Borsten stehen; denn als Gladiator will er sich verdingen, in den Fechterkasernen sich füttern lassen.

Der Dichter aber läßt gegen Abend, um sich zu trösten, durch Lygdamus, den Diener, zwei lose Mädchen kommen; Phyllis und Teja heißen sie. Wir erfahren auch ihre Adressen: beim Kapitol, auf dem Aventin. Gefallsüchtig sind sie und trinken auch gern. Es ist Sommer. Im Gartenhof des Peristyls steht der Tisch. Griechischer Wein; Trinkgefäße aus Glas. Flötenmusik, ein Zwerg schlägt die Trommel; die Kastagnetten rasseln. Es wird Würfel gespielt. Die Frauenzimmer plärren und singen. Aber ihre Reize wirken nicht. Die Lampen erlöschen. Die Stimmung verödet; der Dichter ist einsam; seine Gedanken suchen Cynthia, Cynthia in Lanuvium: als es plötzlich Lärm gibt, vorn an der Vortür. Mit Wucht reißt Cynthia die Türflügel auseinander; sie selbst, sie ist es, blitzenden Auges, die Haare verwirrt, aber im Rasen noch schön; ein Rachedämon, als wollte sie Städte zerstören; und mit gezückten Nägeln fällt sie über Phyllis und Teja her; die stürzen, von ihr verfolgt, auf die Gasse hinaus und schreien um Hilfe: „Wasser, Wasser!" als gäbe es eine Feuersbrunst. Die Nachbarn fahren aus den Betten. Triumphierend wirft sich dann Cynthia auf den Geliebten. Sie schlägt, sie beißt ihn in Hals und Nacken, bis das Blut kommt und ihr Handgelenk erlahmt. Dann entdeckt sie den Diener Lygdamus, der sich links hinter dem Sofagestell versteckt hat, und redet gebieterisch zum Dichter: „Soll ich verzeihen, so höre: ich verbiete dir hinfort, auf der Pompejus-Promenade zu schlendern; ich verbiete dir, gar im Theater den Hals nach oben zu recken, wo die losen Personen sitzen. Lygdamus aber, der Schuld an allem, werde als Sklave verkauft und am Fuß schlepp' er die Kette sich nach."

Also gab sie Gesetz, und ich sprach: „Dem Gesetze gehorch' ich."
Aber sie hatte gelacht, stolz ob der Herrschergewalt.
Hiernach säubert' sie jeglichen Fleck, den die anderen Mädchen
Nur anrührten; die Schwell'n wäscht sie mit lauterem Naß,
Heißt mit Öl neu nachzufüll'n die erloschenen Lampen,
Und mein Haupt dreimal rührt sie mit Schwefelung an.
So, als dann endlich das Bett mit veränderten Polstern belegt war,
Taten die Waffen wir ab friedlich auf sicherem Pfühl.

Toll, aber großartig! Welche Fülle der Anschauung im engsten Rahmen! Welcher Wechsel der Stimmungen! Was bei alledem der Dichter selbst empfindet, hören wir kaum; nur sie, nur Cynthia, läßt er das Wort führen; nur auf sie kommt es an. Denn sie ist die Siegerin, und sie ist im Recht. Sie hat den elenden Wüstling, der mit ihr zur Schlangenfütterung fuhr, abgetan, und es ist Gnade, wenn sie nach vollzogener Strafe Frieden macht.

„Nun, ihr Musen, genug. Vergebens strebt ihr zu schildern, wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust." So schließt Goethe seine Alexis und Dora. Anders Properz; er hätte das „vergebens" nie gesagt. Er ist stolz auf seine Elegie; denn sie fährt siegreich wie auf Schwänen dahin.

Goethe hat, wie man weiß, zeitweilig den Properz mit Liebe nachgeahmt; aber was ist uns schließlich seine Euphrosyne? Was ist uns gar seine Faustina? Von Goethe können wir keine Römerin verlangen. Aber ich frage weiter: was geben uns an Frauentypen die Gefühlsergüsse all der anderen Liebesdichter und sonstigen Sentimentalen der Weltliteratur? Ovids Corinna, diese puppenhafte Sünderin, was ist sie gegen Cynthia? Ein eleganter Pfuscher hat sie geschaffen. Und wer sich gar durch Petrarcas Sonette hindurchquält, wer kann sich ein Bild von seiner Laura machen? Nicht besser wahrlich Schillers Laura; wir erfahren nichts, als daß sie durch die Saiten meisterte, also Klavier spielte. Ebenso undeutlich, im Gold der Anbetung verschwimmend, die Diotima Hölderlins. Höltys Geliebte sehen wir freilich in leichter Schäfertracht, mit rotem Busenband, dazu mit Engelsmienen, blauen Augen und Wangengrübchen. Wie nett! Aber sie ist leider eben nur ein Engel. Heines Ottilie ist nixenhaft und hat sehr weiße Hände, aber sie tut nichts damit. Auch ein so lieber moderner Dichter wie Wilhelm Langewische, der Frau und Kinder mit seinen Reimen schmückt, kann uns nicht helfen. Ich meine, es ist wirklich so: kein Liebesdichter hat seine Geliebte so in Fleisch und Blut atmend verewigt, groß in aller Schändlichkeit, erhaben in allem Trivialen, das sie umgibt, wie der Dichter Properz. Seine Cynthia ist ein Weib, kennenswert für jeden Vergötterer der starken Leidenschaft, zu allen Zeiten, sie ist auf alle Fälle eine der wenigen Römerinnen, die wir aus der Antike wirklich kennen, bis zur Intimität. Um so wichtiger und wertvoller ist es für den, der Menschheitskunde treibt und die Weltliteratur mit seinem Blick umfaßt, daß uns so echte Abdrücke der Gestalt jenes Weibes aus Tibur in dem schweren Material der lateinischen Dichtersprache erhalten sind, und jeder Versuch, sie neu zu beleben, sei willkommen.

Dem Herzog der Deutschen

Nicht Königswürden breiten dir
Die Sterbenden zu Füßen,
Nur einen Namen rufen wir,
Dich treusten Mann zu grüßen:
Vater sollst du uns heißen
Und wir die Kinder dein!
Die Lieb' kann nicht zerreißen,
Ein Fleisch die beiden sein.

Nicht goldner Reif, nicht Purpurkleid,
Wird, Vater, dir zum Lohne;
Dein elend Volk im letzten Leid
Bringt selbst sich statt der Krone.
In deine tapfern Hände
Sei tausendfach vertraut!
Dann kommt der Welt Ende —
Vor keiner Höll' uns graut.

In deine als in unsre Hand,
Uns selbst die Treu wir schwören:
Eh' wir besiegeln ewige Schand',
Soll uns der Tod gehören.
Groß Gut ging verloren —
Es mag in Rauch verwehn! —
Die einst mit uns geboren:
Die Ehre bleibe stehn!

Auf Tafeln nicht von Steine tot,
Auf Herzen steh' gegründet
Des Deutschen Gottes Ehrgebot,
In dir uns neu verkündet.
Wenn falsche Götter sprechen,
Der Bund erwanke nicht!
Das Wort soll nicht zerbrechen,
Eh' unser Herz zerbricht.

Aus unsern Leibern bauen wir
Um deinen Leib die Mauer,
Und sinkt der Wall vor Feindes Gier
Im heißen Höllenschauer,
In deinen Staub gestreuet
Wohl ruhe unser Staub —
Bis Gott die Welt erneuet,
Dem Tod entreißt den Raub.

Vor ihn den Richter dann wir gehn.
Mit dir zu Heil und Fluche;
Wie hier wir zu uns selber stehn,
So stehn wir dort dem Spruche.
Den falschen Richtern schlaget
Noch sterbend ins Gesicht!
Das Urteil sei vertaget
Auf Gottes Endgericht!

Sigrid Gräfin v. d. Schulenburg

Russisches-Allzurussisches

Erinnerungen von Rudolph Stratz

or dem Krieg durfte man von Rußland nicht viel erzählen. Nichts unwahrscheinlicher als die Wahrheit. Die Wahrheit über Rußland wurde einem, in Schimpf und Ernst, nicht geglaubt. Es waren Geschichten, mit Onkel Bräsig „lügenhaft to vertellen“.

Im Roten Meer surrte einmal ein Schwarm fliegender Fische an meinem Deckstuhl vorbei quer über das Schiff, und ein Mitreisender erzählte die Geschichte von dem Weltumsegler, der, in sein Ackerstädtchen heimgekehrt, für die tollsten Aufschneidereien gläubige Ohren fand. Erst als er berichtete, er habe Fische in der Luft fliegen sehen, schmiß ihn der empörte Stammtisch hinaus.

So auch mit Rußland. Was glaubte man da uns, was glaubte man nicht?

Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts meldete ich mich zum Beispiel als junger Offizier auf dem Exerzierplatz in Darmstadt von einem längeren Urlaub nach Rußland zurück. Es war ausgerechnet in den Hundstagen. Mein guter Major, eine Seele von einem Menschen, frug mich in seinem Bärenbaß: „Na — sind Sie in Rußland auch tüchtig Schlitten gefahren?“ und wollte mir nicht glauben, daß es jetzt in Moskau und Kiew heißer sei als an der Bergstraße.

Rußland: dafür gab es, wie ja leider für alle Dinge und einige andere in Deutschland, ein paar Schlagworte: der „Wuttki“ (gar kein russisches Wort, es heißt: „Wodka“, das Wasser, der wasserhelle Korn-Branntwein) — der Talglichter frühstückende Kosak — das „Väterchen Zar“ — Sibirien. Ein bißchen Nihilismus. Der diebische Tschinowmk. Der liederliche Großfürst. Die Troika. Der Schnee. Der Dreck. Alles wahr und auch wieder nicht wahr und kein Schlüssel zu russischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten.

Möglichkeiten! Durfte man früher erwähnen, daß etwa Ende des vorigen Jahrhunderts noch eine große Lokomotive auf der Strecke Odessa—Biosule nachts von den Schienen gestohlen werden konnte? Daß eine lange Holzbrücke über den Dniepr in den vierundzwanzig Stunden vor Eintreffen der Revisions-Kommission bis auf das letzte Spänchen plötzlich verfaulte? Daß im letzten russisch-türkischen Krieg es immer dann auf dem Schwarzen Meer stürmte, wenn Rinderherden der Armeelieferanten Gregor, Horwitz und Koyan auf den Schiffen nach der Donau und den Balkanheeren unterwegs waren und blutenden Herzens, als überflüssiger Ballast, über Bord geworfen werden mußten? Hier sagt sich auch ein kindliches Gemüt, daß Dampfroß, Brücke und Rind nur in der engen Einbildungskraft des Tschin und in dessen Abrechnungstabellen existiert hatten! Aber wer erklärt zum Beispiel folgendes: Ich fahre von Wien nach Odessa. Ein Vetter in Wien gibt mir für einen pferdeliebenden Freund in Odessa den Terminkalender des Jockeiklubs voll Rennpropositionen, Gewichtserlaubnissen, Kilo- und Kilometerzahlen mit. In Podwolocysk, an der Grenze, wird das Heftchen in wilder Hast als staatsgefährlich beschlagnahmt. Desgleichen Grimms Volksmärchen in zwei Reclambändchen. Nach langer Beratung erhalte ich kurz vor der Weiterfahrt Bändchen zwei zurück. Der erste Teil der Märchen aber wird unnachsichtlich vernichtet.

Ein Gegenstück: Ich reise, so aus der Gegend hinter dem Donezbecken her — da, wo wie im „Zigeunerbaron“ auf weiter Ebene kein Baum oder Strauch das menschliche Auge beleidigt und Kosak und Tatar sich Gutenacht sagen — ich reise also von Jekatarinoslaw nach Odessa. Nach russischen Begriffen ein Katzensprung: etwa vierundfünfzig Stunden. Der Lesestoff geht mir aus. Halt auf einsamer Steppenstation. Mittagsbüfett. Eine kleine Bahnhofbuchhandlung daneben. Was liegt da, zwischen russischen Werken? Tolstoi ist von dem heiligen Synod verflucht. Alle seine Bücher auf das strengste verboten. Der bloße Besitz strafbar. Aber seine „Kreutzersonate“ wird hier doch froh und munter öffentlich in deutscher Übersetzung vom Staat verkauft. Das junge Mädchen, das den Stand verwaltet, gibt sie mir gern gegen Geld. Es brauchte nicht einmal gute Worte.

Ich pflegte vor dem Krieg zu sagen, daß es nur zwei Länder auf der Welt gäbe, wo sich der Mensch wirklich als Mensch, unabhängig, unbehelligt und gemütlich fühle: England und Rußland. Die volle Freiheit und ihr volles Gegenteil. Aber in beidem war man Herr: Gentleman oder Baron! Was konnte einem Menschen mit gültigem Paß in Rußland damals viel passieren?

Allmächtige Behörden? Da war unter den „Chutors“, den nach tatarisch so benannten Villen der Odessaer Großkaufmannschaft am Schwarzen Meer, ein schönes weißes Haus. Ein reicher Mann lebte darin — sagen wir: ein gewesenes Mitglied der städtischen Duma. Es war irgend etwas mit ihm passiert. Reden wir nicht weiter davon. Kurz — er lebte sehr eingezogen. Er zeigte sich grundsätzlich nicht außerhalb seines Landsitzes. Aber nach Sibirien, wohin ihn der Staat seit Jahr und Tag dringend zu einer dauernden Luftveränderung eingeladen hatte — nach Sibirien ging er nicht! Er ging eben nicht! Ein paarmal hatte man ihn mit Mühe bis zum Ural gebracht. Nach vier

Wochen war er wieder daheim in der weißen Villa! Nichts zu machen! Russischer Fatalismus. Er blieb eben. Er war allerdings Millionär.

Meine Familie gehörte zu den ältesten Odessas. Sie hat, beinah seit Gründung der Stadt am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts durch den Herzog von Richelieu, einem Emigranten der großen Revolution, vier Generationen lang, bis zum Ausbruch des Weltkriegs dort geblüht. Der Herzog von Richelieu hatte, nach Pariser Muster, als Mittelpunkt Odessas das „Palais Royal" errichtet, eine Art großer, niederer, viereckiger Square mit zahlreichen Kaufläden und Gewölben. Ein Teil dieses Palais Royal gehörte uns und war an die amerikanische Nähmaschinenfirma Singer & Comp. vermietet, einschließlich der Souterrains, deren Glasfenster durch eiserne Stellroste vom Bürgersteig her Licht erhielten. Unnötig zu sagen, daß der Russe durch diese Roste jeden Art Unrat in die Tiefe warf. Unrat war dem Gouverneur ein Greuel, wegen der Pest. Nicht etwa wegen der Menschenleben. Nitschewo! Aber die ersten toten Ratten, die unheilverkündend als Vorboten der Seuche im Hafenwasser schwammen, hatten die Quarantäne und die Störung des Weizenhandels, also für Odessa des wichtigsten Dings der Welt, zur Folge. Der Gouverneur, Fürst Mussin-Puschkin, also sprang — ich war gerade in Odessa — bei der Vorbeifahrt am Palais Royal wütend im Wagen auf und schrie: „Zehnmal habe ich seit Jahr und Tag befohlen, diese Gitter zu entfernen! Innerhalb vierundzwanzig Stunden sind sie jetzt weg oder es setzt etwas!" — „Herr Generaldirektor!" sagte am selben Abend der Hausverwalter meinem Bruder, „dieser Befehl Seiner hohen Exzellenz kostet uns diesmal hundert Rubelchen mehr für den Isprawnik!" — den Polizei-Viertelsmeister. So geschah's. Der Isprawnik bekam seinen „Regenbogenschein", die Gitter blieben — die Miete für das Souterrain also auch — der Gouverneur konnte wohl nachts Menschen aus den Betten holen lassen und ohne Gerichtsverfahren auf Lebenszeit nach Sibirien schicken, aber vor diesen paar Dutzend Eisenstäben und vor hundert Rubeln versagte seine Allmacht.

Umgekehrt konnte der gewöhnliche Sterbliche aber ebenso mit der Polizei hereinfallen. Mein Vater war wie mein Großvater Großkaufmann erster Gilde und erblicher Ehrenbürger von Odessa. Diebe vermuteten also bei ihm mit Recht Tafelsilber. Stehlen. Verschwinden. Gut. Nitschewo. Aber einige Wochen später sah ich meinen Vater ernstlich erzürnt und besorgt: das Silber war von der Polizei gefunden worden und konnte abgeholt werden! „Eine schöne Bescherung!" sagte mein Vater, „wenn ich jetzt auf die Polizei gehe, nehmen die Kerle dort ein Protokoll auf. Mein Name kommt in die Akten. Ich werde täglich wieder von meinen Geschäften abgerufen und dorthin zitiert! Das Silber kriege ich schließlich doch nicht! Es ist besser, ich zahle gleich hundert Rubel Abstandsgeld, damit ich mit der ganzen Geschichte in Ruhe gelassen werde!" Und er tat es!

Im August 1893 war die Cholera in Rußland. Ich reiste von Reval nach Riga. Die Leute fielen wie die Fliegen, was übrigens, im Gegensatz zu der gleichzeitigen Panik in Deutschland, in keiner Weise die allgemeine Gemütsruhe störte. Auf der Rückseite der Holzstationen lagen Kleiderbündel, mit Schafpelzen zugedeckt: tote Bauern. In Riga aber: Cholera? Gibt es das? Hier jedenfalls nicht! Hier ist die Cholera verboten! Grund: Quarantäne! Erst mußten noch die nötigen Schiffe aus dem Hafen! Dann, nach ein paar Tagen, verkündete mir der Oberkellner des Hotel de Commerce strahlend: „Von übermorgen ab wird der Gouverneur die Cholera erlauben!"

Da war es die Ausfuhr, um die es sich handelte. Ein andermal die Einfuhr. Unmittelbar drohender Zollkriegsausbruch zwischen Deutschland und Rußland. Der Ehrgeiz einer Handelsgruppe, eine Schiffsladung schottisches Nähgarn, mit dem man das ganze europäische und asiatische Rußland versorgen konnte, noch vor Torschluß von Edinburg durch das Weiße Meer nach Archangel zu bringen. Einer meiner Brüder unternahm im Winter die lange Fahrt im Schlitten, durch Sumpfwald, auf dem Eis des Flusses, von Petersburg nach Archangel. Kommt wohlbehalten an. Heiterkeit beim Empfang: „Wissen Sie auch, Gospodin Stratz, daß der Kerl, der Sie allein nachts durch die Wälder fuhr, das geistige Haupt einer weitverzweigten Raubmörderbande ist?" Mein Bruder stellt den Mann unter vier Augen: „Du Schlingel! Warum hast du denn mich nicht umgebracht?" Der Kutscher grinst unterwürfig: „Einmal hatte man einen Baron, einen vornehmen Herrn aus Petersburg, getötet und beraubt! Welch eine Wirtschaft hinterher! Welch eine Schererei! Immer neue Kommissionen! Verhöre! Verhaftungen! Nein! Nie wieder! Euer Hochwohlgeboren können ruhig mit mir zurückfahren!" Und mein Bruder fuhr.

Ich selbst nahm einmal eine Fahrkarte von Reval nach Warschau. Der Beamte am Schalter sagte: „Wenn Sie in Dünaburg die Bahnhöfe wechseln, so benutzen Sie die Verbindungs-Eisenbahn! Fahren Sie nicht mit dem ‚Fuhrmann', dem Droschkenkutscher, von einem Bahnhof zum andern!" (— russische Bahnhöfe liegen grundsätzlich eine Stunde vor der Stadt, warum, weiß der Himmel —) „ich muß amtlich warnen," fuhr der Beamte fort, es sind in letzter Zeit wiederholt Reisende verschwunden!" Darauf ich erstaunt: „Wie das? Dünaburg ist doch eine Riesenfestung! Voll von Militär!" Der Beamte, phlegmatisch: „Nun eben! Der Kutscher fährt den Reisenden im freien Feld vor der Stadt den Soldaten zu! Kräftige junge Kerle! Wie sollten sie nicht morden?"

Ein esthnischer Herrschaftskutscher fuhr



Nach der Jagd. Gemälde von Walter Ditz

mich als jungen Mann von einem esthländischen Gut statt nach Baltisch-Port in den Graben. Der Zug rollte ohne mich davon. Ich schimpfte: „Nun komme ich zu spät nach Reval. Der Schnellzug nach Petersburg ist fort. Ich kriege dort den Nord-Expreß nicht mehr. Ich bin Gott weiß wann in Berlin!" Eine Weile hörte der alte Mann ruhig das an. Endlich sagte er: „Herr — du bist noch jung! Du kommst noch früh genug zum Tod."

Das war ungefähr das weiseste Wort, das ich je gehört habe. Weisheit des Ostens. Sie hat manche Formen. Auch praktische. Mein Bruder fragte, als Generalstabshauptmann im Weltkrieg, in Nowo-Georgiewsk einen polnischen Juden: „Sagt! Wer wird den Krieg gewinnen?" — „Nu — die Unseren!" — „Wer sind denn die Unseren?" — „Nu — die, die gewinnen!"

⁂

Rußland — wunderliches, großes, unendliches Rußland — so vertraut und so fremd — Land, das den Meinen durch Menschenalter zur Heimat, aber nie zum Vaterland geworden war. Das uns Gastrecht und viel Gutes gewährt und das man doch nie lieb gewonnen hatte. Denn welcher Vollblut-Russe selbst konnte das damalige Rußland, so wie es war, lieben? In Deutschland geboren und erzogen, nach Abkunft, Sprache, Gesinnung Deutscher durch und durch und dabei doch bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre russischer Staatsangehöriger, mit dem weiten Zarenreich vom Inneren Finnlands bis zur Krim vertraut, hatte ich doch ein sonderbares Gefühl, als ich, im ersten Kriegswinter an der ostpreußischen Front weilend, drüben, über dem jenseitigen Schützengraben, die Spitzen der hohen Pelzmützen der sibirischen Scharfschützen sich wie schwarze und braune Mäuse im weißen Schnee hin- und herbewegen sah und mir sagte: da drüben lauert der Tod aus jenem Land, das den Meinen und Hunderttausenden und Millionen anderen Deutschen in baltischen Landen und in Petersburg, an der Wolga und auf der südrussischen schwarzen Erde, in Odessa und im Kaukasus durch ein Jahrhundert das Wort von Leben und Lebenlassen erfüllt hatte.

Der Krieg Deutschland-Rußland — das war Europas Ende. Das verrückte Harakiri mit Haß und Schrecken als feixenden Blutzeugen. Rußland hat diesen Hunnensturm aus Asien, diesen Progrom wider abendländische Gesittung, freventlich entfesselt. Aber Deutschland trägt insofern eine ungewollte Schuld, als es den Russen ein Menschenalter hindurch, seit Bismarcks Sturz, grundfalsch behandelte! Ich habe diese „Versuche am untauglichen Objekt" jahrzehntelang schaudernd in Rußland miterlebt.

Der Russe ist von Natur ein breitspuriger, selbstgefälliger, gutmütig-brutaler, schlauer Barbar. Seine Lieblingseigenschaft „die breite Natur". Der Mangel alles Kleinlichen. Seine Maße weit wie sein unermeßliches Land zwischen dem Ostsee-Krug Nimmersatt — (damals! Ich fuhr einmal an dem düsteren Gehöft vorüber mit dem Dreigespann nach Kurland) — und der chinesischen Mauer. In seiner breiten Natur steht der Moskowiter der Natur nahe. Seine Stimmung wechselt so jäh wie in den Steppen Sommer und Winter. Die Trägheit des langen, eisigen Winters schläft in ihm. Aus ihr heraus belächelt er deutsche Ameisenbetriebsamkeit und kleine deutsche Entfernungen und Zahlen, trotz widerwilligen Respekts. Ebenbürtig seinen, mit zwei Erdteilen rechnenden Dimensionen betrachtete er nur Britannien, das weltumspannende. Für England hatte er Angst und Bewunderung. Es war, seit dem Krieg im Schwarzen Meer, sein schwarzer Mann. Für Frankreich hegte er Liebe und Verachtung. Es war seine petite femme. Deutschland — — o gewiß: Deutschland war ihm ein hoher Kulturbegriff. Helmholtz, in dessen Hause ich verkehrte und nach dem alle Welt in Rußland mich frug, Robert Koch, mit dem mich persönliche Beziehungen verbanden, Erb, der große Heidelberger Kliniker und Freund meiner Familie, der in Moskau fürstlich geehrt wurde — und viele andere Große — gewiß: da war ungeheuchelte Anerkennung. Aber schon zur deutschen Kunst brauchte der Russe eine Brücke. Der glückselige Augenaufschlag unseres deutschen Michel vor jedem außerdeutschen Reklame-Feuerwerk, von Oskar Wilde bis zu dem guten Rabindranath, unserem neuesten Fliegenleim — lag ihm völlig fern. Ich war einmal in der deutschen Buchhandlung in Odessa, als eine junge, russische Dame hereinkam und in gebrochenem Deutsch sagte: „Belieben Sie — geben Sie das deutsche Buch, das Tolstoi gelobt hat!" Der Verkäufer reichte ihr ohne weiteres den „Büttnerbauer" von Wilhelm von Polenz. Polenz, der viel zu früh verstorbene, hatte mir schon in Berlin von seiner Anerkennung durch Tolstoi, dem er seine Werke zugesandt, erzählt. Der Buchhändler aber sagte mir, als die Dame weg war: „Ich verkaufe, dank Tolstoi, seit Wochen jeden Tag ein paar Exemplare an die Russen!"

Deutschland war für den Russen ein Kulturbegriff. „Deutschfreundlichkeit", dieses gräßliche Mantelwort linkischer Unselbständigkeit bei uns, gab es in russischen Landen wohl nur bei fast allen Balten und einem altfränkischen, noch in den Überlieferungen Alexanders II. befangenen Bruchteil der Petersburger Hofgesellschaft, der allmählich ausstarb. Die „Intellektuellen", die „Gesellschaft" orientierten sich, unter dem Druck der unerträglichen, inneren russischen Verhältnisse, nicht kulturell nach Deutschland, sondern sozial und politisch nach dem europäischen Westen, waren frankophil im Salon, anglophil im Klub. Ihr Gegenstück, die Panslawisten, mit dem Wahlspruch: Rußland den Russen, war ausgesprochen deutschfeindlich, da der Fremdling in Rußland ja

zunächst der Deutsche war. Bedeutet doch das Wort: „deutsch" und „fremd" in russischer Sprache dasselbe und heißt eigentlich „der Stumme", der, der nicht russisch redet.

Von diesen „echt russischen Leuten", den Katkoff, Aksakoff, Skobeleff, Pobedonosjeff, lief damals die erste Welle des Deutschenhasses durch das Riesenreich des Zaren und brandete als Baltenverfolgung in den Ostseeprovinzen. Ich verbrachte in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts viele Sommer in Esthland und war Zeuge der blöden Russifizierung, die in dem siebenhundertjährigen Deutschtum an der Ostsee eine politische Gefahr sah, seitdem Deutschland eine politische, nicht nur eine kulturelle Macht geworden. Seit der Kaiserproklamation von Versailles und dem Berliner Kongreß.

Deutschland als politischer Faktor — das war bis dahin für den Russen Preußen gewesen — das kleine Preußen — der Patriarchenstaat an der Spree, wo in Potsdam eine Ansiedelung Nikolskoje hieß, eines der stolzesten Garderegimenter Berlins sich nach dem Zaren Alexander nannte — für den deutschen Kaiser gab es im russischen Heer nur das bescheidene Linien-Infanterie-Regiment Wiborg. Dies Preußen war — ich spreche hier ausdrücklich von russischen Auffassungen, wie ich sie mir in zahlreichen Gesprächen in Rußland festlegte — ein Kind der Laune Rußlands. Man konnte es halten oder fallen lassen. Man konnte es im Siebenjährigen Krieg schon fast vernichten. Da starb die Zarin. Es war durch Napoleon bereits fast vernichtet. Da rettete es der Brand von Moskau und der Untergang der Großen Armee. Man deckte 1870 Preußen, bis zur äußersten Grenze der Neutralität, den Rücken, um sich an Frankreich — und England! — für den Krimkrieg zu rächen. Das „Mirakel der Hohenzollern" kam immer von Osten, von den Romanoffs. Und aus dem letzten Mirakel wuchs das mächtige Deutsche Reich und über ihm Bismarck — dank Bismarck bald viel mächtiger, als Rußland gewollt hatte — und Bismarck nach dem Türkenkrieg, im Berliner Frieden, der ehrliche Makler und Meister Europas.

Vor zwei Dingen hatte seitdem der Russe einen heiligen Respekt: vor England — dem Volk, und vor Bismarck, dem Mann! „Laßt uns nur ein halbes Jahr Euren Bismarck!" war der Stoßseufzer ehrlichen Galgenhumors, den ich immer wieder damals in Rußland hörte.

So glimmte, solange Bismarck noch an der Macht war, der Deutschenhaß in Rußland — abgesehen von der Panslawistengruppe, also etwa unseren späteren Alldeutschen — nur unter der Asche. Ich war damals, als junger aktiver deutscher Offizier nur mit dessen natürlichen Interessen an militärischen Dingen, auf Urlaub in Rußland in manchen russischen Lagern zu Gast. Unter uns: ich hatte auch den Auftrag mitbekommen, die Augen offen zu halten und nach meiner Heimkehr, als Winterarbeit, einen Bericht über meine soldatischen Beobachtungen in Rußland zu machen. Ich war tagelang in der russischen Steppe bei dem Lublinskischen Regiment. Wir tranken gewissenhaft die Gesundheit unserer beiderseitigen Kriegsherren. Ich und mein älterer Bruder, der mehr als ein Menschenalter später, als Generalstabsoffizier der Heeresgruppe Eichhorn, nachträglich den Strapazen bolschewistischer Gefangenschaft erlag — von den sechs bei Kriegsausbruch vorhandenen männlichen Mitgliedern meiner Familie, die sämtlich, obwohl alle noch seinerzeit als russische Staatsangehörige geboren, in irgendeiner Form am Krieg teilnahmen, hat Rußlands Rache das Leben von genau der Hälfte, darunter von zwei meiner drei Brüder, gefordert — also mein Bruder und ich luden damals, im vorigen Jahrhundert, die russischen Kameraden öfters zu einem gemütlichen deutschen Bierabend — meine Familie war an einer großen südrussischen Aktienbrauerei beteiligt — nach Odessa, und diese Abende verliefen in ungetrübter deutsch-russischer Eintracht. Daß ich selbst als Offizier einem deutschen Garderegiment angehörte, erleichterte mir den Zutritt zu der vornehmen Petersburger Garde. Ich wurde in die sommerliche Barackenstadt der Garde-Artillerie in Krasnoje-Selo und zur Teilnahme an den dortigen Schießübungen eingeladen. Wir aßen zusammen Schtschi, Kohlsuppe, in der Mannschaftsküche. Der befehlende General ließ mich sich vorstellen. Alles in Liebe und Güte. Furcht vor Bismarck. Furcht heißt nur zuoft bei den Menschen Liebe. Bei den Russen besonders.

⁂

Dann kam der schwarze Tag. Der 18. März 1890. Den „Handlanger" des alten Kaisers nahm der Sachsenwald auf. Die Welt war starr. Der Deutsche dachte an nichts.

In diesem Sommer 1890 war ich wieder lange in Rußland. Es herrschte zunächst noch, wie gesagt, stummes Staunen. Aber schon das erste unheilverkündende Zeichen: auf der Rückreise von Warschau nach Berlin teilte ich das Schlafabteil mit zwei schweigsamen Franzosen, die dicke Aktenmappen unter ihren Kopfkissen hatten. An der deutschen Grenze, in Thorn, weigerten sie sich, unter Berufung auf ihre großen diplomatischen Pässe, ihr Gepäck durchsuchen zu lassen, und baten mich, zu dolmetschen. Es ergab sich, daß es zwei Pariser Generalstäbler waren, die „in Geschäften", d. h. wegen des Ausbaus der strategischen polnischen Bahnen mit französischem Gold — aus Petersburg kamen.

1891. Kronstadt. Die französisch-russische Verbrüderung. Ich war um diese Zeit in Petersburg und Reval. Rußland schwamm im blau-weiß-roten Taumel. Der Zar schmatzte sich mit dem dicken Präsidenten ab. Die Marseillaise war für eine Woche erlaubt. Das Väterchen hörte mit der Hand

an der Mütze die traute welsche Weise: „Die Tyrannei ist wider uns und zückt ihr blut'ges Messer!“ Die ersten Hammerschläge an der deutschen Kette dröhnten. Der Deutsche merkte von nichts. Nur in Friedrichsruh lief ein Greis polternd und nörgelnd hinter dem Reichswagen her.

Ich bestieg auf der Rückreise um Mitternacht in Pskow den Schnellzug Petersburg—Eydtkuhnen. Natürlich kein Platz. Alles von Verbrüderungsmenschheit überfüllt. Da befolgte ich den Rat russischer Freunde und schimpfte laut auf französisch. Sofort war der Bahnhofsvorstand hilfreich neben mir, nötigte zwei junge russische Fürsten, sich zusammen es auf der einen Halbseite eines Abteils bequem zu machen, und überwies mir verbindlich die ganze andere Hälfte.

In den folgenden Jahren, in denen ich stets in Rußland war, ging, unter dumpf herübertönendem Hurra! aus Deutschland, das Verderben seinen Gang. Was das Merkwürdigste war: der Russe verlor nicht nur den heiligen Respekt vor deutscher Staatskunst, sondern allmählich bereits — ganz ungerechtfertigt — die Scheu vor dem deutschen Heer! Es waren die großen Landungsmanöver bei Baltischport. Ein paar tausend Matrosen wateten ausgebootet durch das seichte Wasser dem Ufer zu, die eigens aus Petersburg gekommene Abwehrinfanterie stand in langer Linie parallel dem offenen Strand, völlig frei unter dem donnernden Feuer eines Dutzends ferner russischer Panzer. Ich sagte zu dem leitenden Generalstabsoffizier: „Jeder Fähnrich in Deutschland würde das Ufer senkrecht, aus einer gedeckten Flankenstellung, dort hinter den alten Wällen her, bestreichen lassen!“ Die Antwort des Russen, eines Herrn v. Giers: „Das habe ich dem Admiral natürlich auch gesagt! Aber er meinte spöttisch: ‚Auf so was kommen doch die Deutschen nicht!‘“

Ein paar Tage darauf war ich mit einigen Balten an Bord des russischen Flaggschiffs geladen. Ich meldete korrekterweise vorher, daß ich deutscher Reserveoffizier sei. Bescheid der zurückkehrenden Pinasse: ‚Bitte! dann erst recht!‘ Aber die Aufnahme war anders als wenige Jahre zuvor in den russischen Lagern. Eisig-formvolle, sonst dem Russen ganz fremde Höflichkeit. Nur der Betuschka, der Schiffspope, offenbarte seine Zuneigung für Deutschland. Aber der Gottesmann war entschieden durch den schweren Südwein, den uns der Admiral vorsetzte, etwas angesäuselt.

Woher kam die russische Wandlung? Ich sagte es vorhin: vollkommen falsche Behandlung der russischen Seele, über die wir alle, Deutsch-Russen oder frühere Deutsch-Russen, die den Russen kannten, nur lachen mußten! Ritterlichkeit gegen Moskau! Betulichkeit, kleine Aufmerksamkeiten, fast ängstliche Komplimente gegen einen breitspurigen Barbaren! Theatereffekte gegen einen urwüchsigen, ganz in der Wirklichkeit wurzelnden Naturmenschen! Aber in Berlin wußte man das nur in den Kreisen der stark unter baltischem Einfluß stehenden, „Kreuzzeitung“, an der ich damals als Theaterkritiker tätig war. Ehrlich, durch und durch deutsch gewordene Balten, die Reichstagsabgeordneten Baron Eduard Angern, Herr von Below-Paleska, Professor Theodor Schiemann, warnten umsonst. Jeder Assessor wußte es ja besser.

Dazu das Versagen des deutschen Konsulatdienstes! Die reichsdeutsche Großkaufmannschaft in Odessa mußte in einer Eingabe an das Auswärtige Amt um die Abberufung des dortigen deutschen Generalkonsuls bitten, der u. a. den Besuch des Gouverneurs von Odessa auf Monate nicht erwidert hatte, so daß letzterer gegenüber einem Besuch des Kommandanten des im Odessaer Hafen ankernden deutschen Konstantinopler Stationsschiffes „Loreley“ das gleiche tat, woraus eine diplomatische cause célèbre entstand!

Ein anderer Fall: Im Aktienklub in Reval hörte ich als Petersburger Tatsache, daß Rußland, wegen Mißernte, in den nächsten Tagen die Ausfuhr von Futtermitteln verbieten würde. Am Morgen darauf fuhr ich nach Berlin und wechselte dort, in der Wechselstube am Bahnhof Friedrichstraße, mein russisches Geld. Der Geschäftsinhaber: „Wann kommt das Ausfuhrverbot?“ Ich: „Ende der Woche!“ Er: „Danke! Das ist auch meine Information!“ — Am selben Tag verkündete der Reichskanzler Graf Caprivi jedem, der es hören wollte, daß, nach den ihm gewordenen Berichten, „amtlich“ von einem Ausfuhrverbot nicht die Rede sei! Achtundvierzig Stunden später war es da.

Kleinigkeiten, sagt der Leser. Gewiß! Tausende von Tropfen machen das Meer. Hunderte von Ungeschicklichkeiten, Mißgriffen, Unterlassungssünden bereiten eine Katastrophe vor.

Was aber hätte man bei uns machen sollen? Den Mund zu! Die Augen auf! Die Ohren auf! Rußland lag doch schließlich nicht im Mond, sondern breit an unsern Grenzen. Ich glaube aber nicht, daß irgendeiner unserer Minister, Staatssekretäre, Abgeordneten, Politiker jemals freiwillig in Rußland war. Und die anderen Leute waren doch „Laien“, die nicht zählten!

⌘ ⌘ ⌘

Und es wäre, weiß Gott, genug in Rußland zu sehen gewesen! Auch für uns. Langsam stieg dort, um die Wende des Jahrhunderts, der rote Schatten der Revolution auf, die ein paar Jahrzehnte später, am Ende des Weltkrieges, eben von Rußland her, auch unser deutsches Schicksal werden sollte. Das Wort Bolschewismus gab es damals noch nicht. Doch die Bolschewisten waren da, wenn auch unsichtbar. Überall und nirgends. Ich war im Jahre 1900 in der Krim. Dort hatte mir das Zarenreich seinen Traum des Südens — die Gold-

orange in dunklem Laub, Marmorpaläste zwischen Lorbeer und Zypressen am blauen Meer, kleine Moscheen und Minaretts an der russischen Riviera, der Ostküste der Halbinsel, vorgegaukelt. Die Stimmung der russischen „Gesellschaft“ in Yalta — nahe dem Zarenschloß Livadia — und den anderen vornehmen Badeorten wies ganz offenbar auf gefährliche Hochspannung im Innern — Manometer auf 99! — ein Gefühl, daß es so nicht weitergehen könne. Die Aufregung war so groß, daß man mich und meinen Reisegefährten, einen preußischen Oberst, die wir von Konstantinopel mit dem Dampfer „Olez“ über das Schwarze Meer kamen, in Sebastopol ohne Prüfung unserer Pässe, auf das bloße Vorzeigen unserer Visitenkarten hin, ohne Zolluntersuchung, an Land ließ — ein Vorfall, der mich, da ich Rußland kannte, einen Tag geradezu tiefsinnig machte. In Sebastopol sah ich, auf dem zerschossenen Maulwurfhügel des Malakoff, deutliche Spuren von Zuchtlosigkeit unter den verbummelten Matrosen. In dem Kohlen- und Industriegebiet des Südostens, das ich bereiste, „gärte“ es, um dies beliebteste deutsche Modewort, unsern stets vergeblichen, letzten Hoffnungsanker in Ägypten, Indien, Irland und Gott weiß wo, zu gebrauchen. In dem guten Odessa, wo sich im allgemeinen die Angehörigen von zwölf bis fünfzehn Nationen die Köpfe mehr über Weizenpreise, Heuschrecken, Dürre, Quarantäne, Cif und Cifklausel, Warrant und Rubelkurs zerbrechen, fand ich zwar den Deutschenhaß gegen die früheren Jahre bedenklich gestiegen, aber als Grundton eine dumpfe Furcht vor dem unheimlichen Grollen in der russischen Unterwelt. Es war kein Zweifel: die nihilistische Bewegung war, nach jahrzehntelangen Mühen, durch das Proletariat der künstlich gezüchteten Industrie in das „Volk“, die breiten, unteren, städtischen Massen gedrungen. Noch nicht unter das eigentliche Rußland, die Bauern. Das besorgte erst das Massenaufgebot im Weltkrieg.

Das Moskauer Theater gastierte gerade in Odessa mit seiner berühmten Darstellung des „Nachtasyl“. Ein seltsames Bild: das prunkvolle Odessaer Opernhaus, die geputzten, von Diamanten flimmernden Damen der hohen Finanz in den Logen, und auf der Bühne die wunderbaren, klagenden Gesänge der Enterbten, wegen deren die meisten nur in das Theater kamen, um es dann zeitig zu verlassen. Auch ich ging, mit russischen Bekannten, von Gorkis „Nachtasyl“ hinunter in das wirkliche Nachtasyl, unten im Hafen, in das Reich der Schwarzarbeiter. Es wäre niemandem zu raten gewesen, sich gegen Mitternacht in diese Welt ohne Gesetz und Sitte zu wagen, aber einer der Hafenmeister und ein Gendarmerie-Kapitän waren mit von der Partie. Ich muß sagen: das wirkliche Nachtasyl war sauber und nüchtern, gewissermaßen preußisch. Ein Samowar summte. Die bärtigen Kerle lagen gottergeben in ganz menschlichen Betten. Die Luft ging an. Dann kam ein Kupetz, ein russischer Kaufmann vom alten Schlag, herein, verbeugte sich tief vor den Heimatlosen, legte schweigend einen Hundertrubelschein neben den Samowar, verbeugte sich nochmals und verschwand. Wir folgten ihm. Am Ausgang drängten sich zwei junge Männer in russischer Studentenuniform an mir, dem letzten, vorbei ins Innere. Sie kamen aus der Finsternis draußen. Breite Schultern, seltsam starre, halb bäuerliche, barbarisch intelligente Gesichter. Schwer tretende Transtiefel. Die Revolution kam.

Selbst in Samarkand und Bochara, wo einer meiner Brüder in Baumwolle-Angelegenheiten sich aufgehalten, war die russische Regierung so besorgt, daß sie keinem russischen Staatsangehörigen ohne zwingenden Grund den Besuch der Provinzen Zentralasiens gestattete. Beispiele der Zügellosigkeit der Polen sah ich selbst in Warschau. Sie randalierten auf dem Rennplatz so, daß ein polnischer Fürst, den sie, glaube ich, zum ungekrönten König ausrufen wollten, im offenen Wagen stehend, eine Ansprache hielt, die, nach der Übersetzung meiner Freunde, in den klassischen Worten gipfelte: „Und nun wollen wir ruhig nach Hause gehen! Sonst werden wir noch alle eingesperrt!“ Abends erlebte ich im Warschauer Opernhaus ein zweites polnisches Wetterleuchten, als das Ballett die Mazurka tanzte. Oder den Krakowiak. Ich weiß nicht mehr. Alles klatschte demonstrativ wie rasend Beifall und sprang auf. Die Damen in den Logen tobten. Es war ein minutenlanger Lärm zum Klappen der Sporenrädchen an den hohen Stiefelchen der Balletteusen. Wie graue Blöcke im Meer saßen dazwischen unbewegt, in ihre hechtfarbenen Mäntel gewickelt, im Parkett die russischen Offiziere.

Es lief ein leises Zittern durch das Zarenreich. Der Acheron grollte. Sein Echo in der Oberwelt war die ultima ratio des willenlosen Selbstherrschers, der Donner der Kanonen gegen den auswärtigen Feind. Aber damals noch nicht gegen uns, sondern, überraschenderweise, gegen Japan. Wie in den weltverschlossenen Gemächern des stumpf schweigenden Nikolaus des Zweiten, zwischen Leib-Spiritisten, Hofgeneralen, Wundermönchen, britischen Sendlingen, Weiberröcken, Großfürsten solche weltbewegende Entschlüsse zustande kamen —? Wer mag es wissen? Ich war einmal in Gatschina, während der Zar dort residierte. Ich mußte. Denn ich kam morgens von Reval an und der von Petersburg kommende Schnellzug ins Ausland traf erst abends in Gatschina ein. Die örtliche Polizei bewilligte mir auch ohne weiteres auf Grund meines Paßausweises als Reichsdeutscher den Tagesaufenthalt, nur mit der strengen Warnung, am Abend zu machen, daß ich weiterkäme! Ich durfte mich sogar ungehindert der ersten, aus baumlangen Gendarmen bestehenden Postenkette

nähern, die den Park von Gatschina umgab. In dem Gehölz dahinter wimmelte es zwischen Baum und Strauch von Geheimpolizei. Gardetruppen schirmten als dritter Schutzring das ganz in der Ferne sichtbare Schloß. Mich selbst „beschatteten" den ganzen Tag, doch ohne Belästigung, zwei Nichtgentlemen auf Schritt und Tritt und sahen mich endlich, offenbar erleichtert, durch die „weiße Nacht" des nordrussischen Juni nach Wirballen abdampfen.

Rußland, für uns das Land mit sieben Siegeln, sollte damals in wenigen Jahren zweifach Deutschlands Schicksal werden, indem es ihm erst den Krieg und dann die Revolution brachte. Aber noch hatte unsere Schicksalsstunde nicht geschlagen. Noch erlebten wir eine letzte, unendlich glückliche Wendung der Dinge im Osten. Der russische Koloß drehte sein bärtiges Haupt gegen den fernen Osten statt gegen den faulen Westen. Er ließ uns plötzlich in Ruhe und warf sich auf Japan.

In seiner klösterlichen Weltflucht und auch da stets vom Mord bedroht, von Frauen gelenkt, aus der vierten Dimension beraten, beschwor der scheue Schwächling auf dem Zarenthron die Geister des Kriegs, um die Geister des Aufruhrs zu bannen, die alte Roßkur eines todkranken Staatskörpers, über deren Wert und Wirkung eben nur der Erfolg des Kriegs entscheidet. Ich sah ein Stück Weltgeschichte aus der Nähe mit an. Denn ich hielt mich gerade in diesem Kriegswinter, 1903, lange Zeit in Moskau bei meinen Verwandten auf und fühlte, in dem asiatischen Rom, das Wehen der Entscheidung auch für Deutschland.

Der Streit am Amur rief den Moskowiter zu den Waffen wider den Jap.

Halb-Asien verstrickte sich gegen Ost-Asien, wurde Deutschland gegenüber fast wehrlos. Frankreich war damals noch in keiner Weise kriegsfertig und — wegen Faschoda — noch England spinnefeind. Wie oft drückten wir in jener Zeit, bei unseren zahlreichen Reisen durch Nord-Afrika, den französischen Kolonialoffizieren die Hoffnung aus, mit uns Deutschen vereint gegen Britannien zu Feld zu ziehen! England selbst steckte noch tief in den letzten Nöten des Burenkrieges und war mit Rußland dauernd wie Katz' und Hund, daß bekanntlich der russische Admiral bei der Ausfahrt seiner Flotte nach dem fernen Osten stets in der Nordsee halbe Breitseiten auf harmlose Fischdampfer abfeuerte, in der Angst, von englisch-japanischen Torpedo-Booten angegriffen zu werden.

Deutschland, das zwischen Feinden eingekeilte, von Eduard dem Dicken eingekreiste, bekam, auf märchenhafte Weise, noch einmal nach allen Seiten plötzlich Luft und die Hände frei! Seine große, nie wiederkehrende Schicksalsstunde war da. Wir vertrödelten sie mit Parteigezänk, Tanzhusaren, Reichstagsgewäsch, Sängerkriegen, Schiffstaufen, Baden-Badener, Hamburger, Kieler, Wiesbadener Wochen. Jede Lippe-Schaumburgsche Landtagsersatzwahl schien dem deutschen Bürger wichtiger als die weite Welt. Deutschland war nicht reif für seine eigene Größe.

Wie wenig volkstümlich der Krieg gegen Japan statt gegen Deutschland und Österreich in Rußland war, das drängte sich mir bei meinem vorhin erwähnten Aufenthalt in Moskau stündlich auf. Dumpf zogen die grauen Massen uniformierter Muschiks tagaus, tagein durch den Schnee der Straßen. Alte Weiber reichten ihnen Heiligenbilder zum Küssen. Altrussen, in hohen Filzstiefeln und Doppelpelzen wie die Bären, bekreuzigten sich stumm auf dem Bürgersteig. Kuropatkin, der Generalissimus, kam, ich sah ihn von meinem Hotelfenster aus barhaupt aus dem Schlitten steigen, um, am Eingang des Roten Platzes, am Fuße des Kremls, in der Kapelle der Iberischen Mutter Gottes kniend seine Andacht zu verrichten, ehe er zum großen Empfang ins Stadthaus fuhr. Verwandte von mir nahmen an dieser Feierlichkeit teil. Sie kamen ergriffen, aber etwas elegisch heim. Dieser Kreuzzug gegen das Land der Pfirsichblüte war eben doch nicht das Rechte, war Ablenkung, Zeit- und Kraft-Vergeudung. Die Iberskaja versagte denn auch ja auch Kuropatkin die erflehte Hilfe. Rußlands Ziel war und blieb das Testament der alten Katharina: das Kreuz auf der Hagia Sofia in Konstantinopel! Und der Weg dahin führte über Berlin, nachdem Deutschland, entgegen Bismarcks furchtbarer Warnung, die Knochen des pommerschen Grenadiers auf dem Balkan der Nibelungentreue gegen Habsburg zu opfern bereit wäre ...

In langen Schlittenreihen fuhren damals in Moskau die Frauen vor dem Kremlpalast vor, um den Großfürstinnen Liebesgaben zu bringen. Das meiste davon konnte man in den Hinterhöfen noch am selben Tage von den Lakaien kaufen. Auf den Straßen feilgehaltene bunte Bilderbogen zeigte die Japaner als massenhafte, schädliche, kleine Heuschrecken, um ihre Vernichtung dem Verständnis des kleinen Mannes näher zu bringen. Der kleine Mann blieb stumpf, der „echte Russe" war ärgerlich. Er wollte den frischen, fröhlichen Kosakenritt wider den faulen Westen.

Und die Intelligenz? Ich erlebte es in einem russischen Haus in der Twerskaja bei einer Gesellschaft, daß die anwesenden Russen, in Gegenwart von uns Ausländern, während unten die Truppen vorbeizogen, auf die Niederlage der russischen Waffen tranken — eine Niederlage, die, wie eine Dame leidenschaftlich, das Glas in der Hand, ausrief, allein den fluchwürdigen Absolutismus im Inneren stürzen konnte!

Aber derlei geschah hinter verschlossenen Türen. Draußen im freien läuteten alle Kirchenglocken, dröhnten innen, vor dem Ikonostas, die Kellerbässe der Mönche: „Gospodin, gomilui! Herr! Erbarme dich!" Wie

immer in Rußland, wo der Zar zugleich Selbstherrscher, Kriegsherr und weltlicher Papst war, trug jede, auch künstlich entfachte, Volksbewegung einen zugleich nationalen und religiösen Charakter, der die öffentliche Meinung außerordentlich reizbar gegen jeden Eingriff von außen her machte. Um so unglückseliger wirkten unsere Ehrensäbel, Pour le Mérite, Prinzenentsendungen ins Hauptquartier, Glückwunschdepeschen, Ratschläge zur Kriegführung. Sie bewirkten genau das Gegenteil des Gewollten. Sie erbitterten das russische Nationalgefühl. Wohlmeinende Russen sagten es mir oft in heller Verzweiflung!

Anderseits brachte es die Tapperei unserer Politik fertig, auch dem anderen Gegner, dem Japaner, der mit dem steinernen Lächeln des Ostens nichts vergißt und vergibt, im Frieden von Schimonoseki ohne jede Not bis aufs Blut zu verletzen — ohne daß natürlich ein Mensch in Deutschland etwas davon merkte. Die Rache war, bei Ausbruch des Weltkrieges, das — wörtlich unserer Note nachgebildete — Ultimatum von Kiautschou.

Rußland ging nach dem fernen Osten. Es fand fand auch da, seiner harrend, nicht die englische Krankheit, sondern den englischen Tod! England hatte seinerzeit die russische Schwarze Meer-Flotte vernichtet. England hatte ein paar Jahrzehnte später bei San Stefano dem russischen Heere vor den Mauern Konstantinopels aus den stummen Mäulern seiner Schiffsgeschütze ein: „Bis hierher und nicht weiter!“ zugegähnt. England schickte nun, bei Tschuschima, durch Japans gelbe Faust, zum zweitenmal die russische Flotte auf den Meeresgrund. Der einzige Weiße, der bekanntlich auf japanischer Seite der Vernichtungsschlacht beiwohnte, war der britische Marine-Attaché in Tokio.

Da erkannte der Russe, daß man gegen England nichts machen könne! England war, wie eingangs gesagt, das einzige Ding, das er auf der Welt fürchtete. Von der Furcht zur Liebe ist, namentlich für den Slawen, nur ein Schritt: unter dem Donner der Geschütze, auf der Reede von Reval, verbrüderten sich wenige Jahre später Bär und Walfisch, angeblich wegen Mittelasiens, in Wirklichkeit gegen die Mittelmächte.

Der Tag von Reval — das war schon der Weltkrieg! Sein Ausbruch von da ab nur noch eine Frage der Zeit! Von diesem Tag ab bin ich die bange Sorge um Deutschland nicht mehr losgeworden — eine Sorge, die ich in meinen damals entstandenen Ausland-Romanen niederlegte — eine Sorge, die wohl jeder teilte, der einigermaßen die russische Seele kannte und wußte, wie der in ihr ständig glimmende asiatische Größenwahn dank des Blasebalgs der britischen Weltmacht über kurz oder lang zum Flammensturm gen Westen emporlohen mußte! Ich mußte oft daran denken, wenn ich im Kriegswinter 1914/15 unsere brennenden oder verkohlten ostpreußischen Dörfer und Städte sah, das mit zugebundenen Mäulern im Stall verhungerte Vieh, die stundenweit an den Landstraßen mit der Faust geknickten jungen Obstbäumchen, die mit eigenen Sägen gefällten alten Fruchtbäume, die gesprengten Kirchen, die zerstörten Wasserleitungen, die Flüchtenden, Greise, Frauen, kleine Kinder bei zwanzig Grad Kälte im tiefen Schnee, und dahinter, mit seinen breiten roten Henkerstreifen an den Hosen, der Kosak!

Von diesen russischen, himmelschreienden, an uns begangenen Greueln spricht kein Mensch auf der Welt! Wir selbst am wenigsten! Und am allerwenigsten, wenn wir uns wieder einmal in irgendeinem Spieler- und Kokottennest der Riviera vor der Menschheit auf das Armsünderbänkchen setzen. Wir sind auch auf dem Punkt, es selbst zu vergessen. Es ist ja freilich bequemer, für die Fußspitzen der Pawlowa, die Dichterkraft Gorkis zu schwärmen, als Dschinghis-Khan — mag er zurzeit Lenin oder Großfürst Nikolai heißen — in das eherne Antlitz zu sehen!

Unversehens ist mir unter der Feder aus meiner Sammlung russischer Schnurren ein Zeit- und Weltbild emporgewachsen! Möge es so verstanden und gelesen werden! Mögen wir Deutsche endlich aus den furchtbaren Lehren der Vergangenheit, dem doppelt uns von unseren russischen Nachbarn bereiteten Schicksal des Kriegs und der Revolution, lernen, die Dinge zu sehen, wie sie sind und nicht, wie sie sein möchten und wie sie uns infolgedessen Schmock im Blättchen und der Gerber Kleon in der Volksversammlung schildern! Nur in dem bitteren Kräutlein Wahrheit kann und wird unser armes Vaterland gesunden.

Am Verkehrsplatz. Von Wilhelm Schussen

Es schwebt eine Frau im Federhut,
Es rennt ein Mann um Hab und Gut,
Es wallt im grauen Straßenwind
Durchs Bogentor ein Gotteskind . . .
Wenn wir längst gestorben sind,
Wallt nach wie vor
Durchs Bogentor
Mann, Federhut und Gotteskind
Und Zeit vorbei der Wind.

Kaiser Friedrich Barbarossa

Von Tim Klein

Jakob Grimm schreibt der Sage und nur ihr die Macht zu, die Geschichte dem Volke wirklich nahezubringen. Das eigentliche Geschehen, der innere Zusammenhang der Ereignisse ist zu verborgen und oft nur wenigen Teilnehmern bekannt. Die Geschichtschreibung wirft ein Problem auf, nachdem sie eben erst ein Problem gelöst hat, und klares Licht dringt nicht in alle Fernen und Tiefen der Vergangenheit. Was sich aber allem Volke einprägt wie die Bilder des Tierkreises, das sind die großen Gestalten der Geschichte. Sie werden von der Sage in ihrem wahren Wesen aufgefaßt und schreiten, von ihr verklärt, durch die Jahrhunderte. So ist es den Kaisern des Mittelalters gegangen. Karl der Große und seine Paladine, Otto der Große „mit dem Barte“ und manche andere lebten und leben noch für das Volk, ob auch verblaßt und oft unkenntlich, in der Sage ihr geschichtliches Leben.

Die Kaiseridee selbst aber hat Gestalt gewonnen in dem großen Staufen Friedrich II., mit dem die Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaisertums unterging. Er ist nicht gestorben, er wird wiederkommen, die Völker zu erlösen vom Drang und Wehe furchtbarer Zeiten! Das war jahrhundertelang die Hoffnung des ausgehenden Mittelalters. Aber als in der deutschen Nation, nach dem Zusammenbruch des römischen Reichs deutscher Nation, die Sehnsucht unserer Väter nach Kaiser und Reich hervorbrach, da erschien ihnen nicht die Gestalt des halbfremden, sizilianischen Staufen als der Träger der vaterländischen Hoffnung, sondern Kaiser Rotbart, der gewaltige echt deutsche Kriegs- und Friedensfürst. Der Dichter Friedrich Rückert hat im Jahre 1813, dem Jahre der Befreiung vom unerträglichen Joch der Fremdherrschaft, die Sage vom heimlichen Kaiser im Kyffhäuser mit dem Rotbart verknüpft. Das war möglich, weil auch die Erinnerung des deutschen Volkes an ihn nicht erloschen war.

Albrecht Dürer hat ein Bildnis Karls des Großen geschaffen. Der Kaiser trägt das goldgewirkte Ornat, auf seinem Haupte ruht die Kaiserkrone, er hält den Reichsapfel und das Schwert in Händen. Ein lang wallender Bart umrahmt das edle, mildstrenge Antlitz, aus dem die großen, scharfblickenden Augen leuchten. Die höchste Vorstellung vom Herrscher umschließt diese sichtbar gewordene Kaiseridee. Der Kaiser ist der Quell des Rechtes und der Gnade, der Vater der Armen, der Witwen und Waisen, der Rächer alles Unrechts, der Hort aller Getreuen, der Richter aller Ungetreuen. So hat Alfred Rethel Karl den Großen, in der Kaisergruft zu Aachen sitzend, dargestellt, so sah den Kaiser Rotbart der Dichter und das hoffende Volk.

Schon zu Lebzeiten des Rotbarts ging von ihm der Spruch, der ursprünglich dem gewaltigen Salier Konrad II. gegolten hatte: „An seinem Sattel hangen Karls Bügel.“ Will man den Staufen recht würdigen, dann muß man daran denken, daß er Karl den Großen hat heilig sprechen lassen. Friedrich trat in sein Amt mit der höchsten Vorstellung von der kaiserlichen Macht. Und all sein Wirken zielte auf die Erneuerung der Weltherrschaft des römisch-deutschen Kaisertums.



Kaiser Friedrich I. Teil eines Reliquiars der Prämonstratenser-Probstei Cappenberg. Entstanden gegen 1150 und wahrscheinlich von einem niederrheinischen Künstler nach dem Gesicht des Kaisers geformt

Friedrichs Vorgänger, sein Oheim Konrad III., hatte nach dem furchtbaren Zusammenbruch des zweiten Kreuzzuges, körperlich gebrochen und durch den frühen Tod seines Sohnes Heinrich, des römischen Königs, schwer gebeugt, das Reich in tiefer Ohnmacht hinterlassen. Die deutsche Kaisergeschichte überliefert uns viele Züge von wahrer Größe der Seele. Konrad rettete das Reich auf dem Sterbelager durch eine große Tat. Er bezeich-

nete an der Stelle seines siebenjährigen Söhnleins seinen Neffen, den zum Manne gereiften Friedrich von Schwaben, als seinen Nachfolger. Die Fürsten einigten sich auf Friedrich und wählten ihn am 4. März 1152 einmütig zum König und Kaiser.

Das Erbe des neuen Kaisers war nicht beneidenswert. Die Machtansprüche des päpstlichen Stuhles waren so hoch gestiegen, daß selbst Friedrichs Oheim, der Bischof Otto von Freising, in seiner Chronik, unter Konrad III. geschrieben, das Verhängnis in dem Traum Nebukadnezars von den vier Weltreichen sich erfüllen sah. Das letzte, das römisch-deutsche Imperium, wird von dem sich lösenden Stein zermalmt — seine Füße sind Ton —, der Stein wächst zu einem Gebirge, das die ganze Welt anfüllt: Die Weltherrschaft des Gottesreiches durch das Papsttum. Wollte Friedrich seine große Idee der Erneuerung der kaiserlichen Macht verwirklichen, dann mußte er mit dem päpstlichen Stuhle in einen Entscheidungskampf eintreten gleich dem großen Kaiser Heinrich IV.

Das war die eine Erbschaft. Die andere bestand in dem tiefen Zerwürfnis des welfischen mit dem staufischen Hause. Solange dieses währte, war das Reich zerrissen, die Macht des Kaisers gebunden.



Kaiser Friedrich I. und Bischof Adalbert I.
Skulptur am Domportal zu Freising



Kaiserin Beatrix
Skulptur am Domportal zu Freising

Friedrich stand im blühenden Mannesalter, als der sterbende unglückliche Konrad ihm die Reichsinsignien zum Zeichen seiner Nachfolgerschaft übersandte. Und als ein ungebrochener heldischer Greis, kriegs- und herrschgewaltig, wurde er im fernen Orient den Augen der Welt entrückt.

Was diesen Kaiser in der Phantasie des Volkes an die Seite des großen Karl rückte, war weniger der Erfolg seines Lebens als der hinreißende Zauber seines harmonischen Charakters, das ausgeprägte Heldentum des ritterlichen Ideals, die Kraft seines gesammelten Herrscherwillens. Es hat Kaiser gegeben, die den Rotbart als Staatengründer überragten, wie Otto der Große, Kaiser, in denen das Feuer einer dämonischen Natur leidenschaftlicher glühte, wie Heinrich IV., Kaiser, deren reale Macht unbedingter den Erdkreis durchwaltete, wie Konrad II., Kaiser, deren Ziele universaler, deren Genie tiefer und reicher waren, wie des Rotbarts Sohn Heinrich IV. und Friedrich II. Keiner aber war wie Friedrich Barbarossa so schlechthin der Held nach dem Sinne der Zeit.

Rahewin, der Notar des Bischofs Otto von Freising, des Geschichtschreibers Barbarossas und des größten des Mittelalters, gibt ein anschauliches Charakterbild Barba-

rossas. Gott und die Natur hätten die Gabe eines vollkommenen Glücks über ihn ausgegossen. In allen Wirren und Kämpfen strahlt dieses Bild wie eine Sonne, nach der die Zeitgenossen aufblicken. Der Rotbart war ein vollkommener Mann. Die mâze, das Wunschziel höfischer, adeliger Zucht, war in ihm verkörpert. Seine Sitten konnten selbst Hasser und Neider nicht schmälen. Von Gestalt war er ebenmäßig gebaut, nicht zu groß, nicht zu klein, er trug Haar und Bart nach ritterlichem Schnitt, die Heiterkeit des Angesichts war der Widerschein seiner inneren Sicherheit und Festigkeit. Gelehrte Bildung hat er nicht genossen, er beherrschte das Latein nur unvollkommen, dagegen floß ihm die deutsche Rede lebhaft, klar, überzeugend vom Munde. Die Dichtung hatte an ihm einen Förderer, — er hat selbst von seinen Taten für den Freisinger Bischof in knapper, übrigens selbstbewußt-bescheidener Geschichtsdarstellung Bericht gegeben, — und allenthalben im deutschen Reichsgebiet zeugen seine Pfalzen und Kapellen von seiner Liebe für stolze und schöne Bauten.

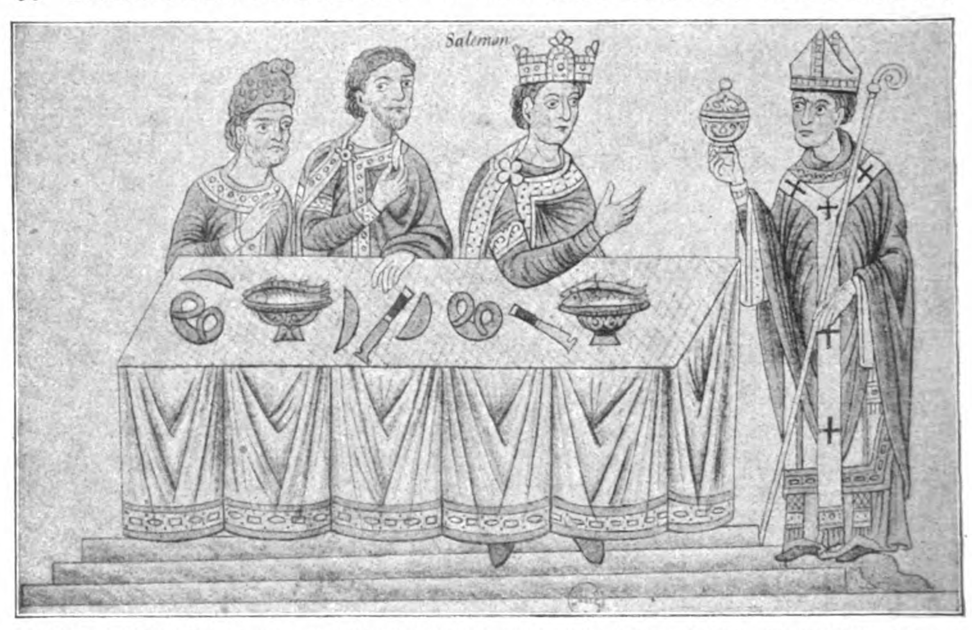
Die alten Kaiser waren im eigenen Lande noch etwas wie Bauernkönige gewesen, denen der byzantinische Begriff der heiligen Majestät fremd geblieben ist. Der Rotbart ist der große Feudalherr, der nicht nur zur Begründung seiner Rechtsansprüche das römische Recht heranzieht, sondern die absolute Machtvollkommenheit für die Person des Kaisers in Anspruch nimmt. Barbarossa war ein Krieger, dem es im Getümmel der Feldschlacht so wohl war wie irgendeinem germanischen Recken. Seine Kühnheit war so groß wie seine Ausdauer. Er wußte aber nicht nur zu wagen, sondern auch zu wägen. Als Feldherr war er umsichtig und verstand zu organisieren und zu planen. Manchmal bricht aus ihm wilde Grausamkeit hervor, besonders in der Behandlung der rebellischen Lombarden. An solchen Zügen hat die ganze Zeit Anteil, beim Rotbart kam dazu das unbeugsame Rechtsgefühl, das da die äußerste Vergeltung forderte, wo nach seiner Überzeugung das Fundament seiner Stellung angetastet war.

Wir werden in den Mittelpunkt der Gefühls- und Gedankenwelt des Kaisers gleich durch eine Geschichte versetzt, die Otto von Freising vom Tage seiner Krönung zum deutschen König erzählt. Sie ist ein vollgültiges Symbol für das ganze Leben und Wirken des Rotbarts. Otto berichtet nämlich, daß einer der Dienstmannen des Staufen, um schwerer Vergehungen willen mit der Ungnade seines Herrn beladen, während der Krönung mitten in der Marienkirche zu Aachen sich dem König zu Füßen warf, in der Hoffnung, er werde den Grollenden an diesem Tage von der Strenge der Gerechtigkeit abbringen. „Er aber verharrte in seiner früheren Strenge, und indem er fest blieb, gab er uns allen einen nicht geringen Beweis seiner Standhaftigkeit, indem er sagte, daß nicht aus Haß, sondern aus Rücksicht auf die Gerechtigkeit jener von seiner Gnade ausgeschlossen worden sei. Vom Unerbittlichen ging er unerhört hinweg."

Es war also eine Idee, nach der der



Kaiser Friedrich Barbarossa mit seinen Söhnen, Herzog Friedrich von Schwaben und König Heinrich VI.
Verkleinerter Ausschnitt aus einem Bilde der deutschen Handschrift Cod. D 11 der Bibliothek in Fulda



Fürstliche Tafelgesellschaft zur Zeit Kaiser Friedrich I. Malerei im „Hortus deliciarum" der Äbtissin Herrad von Landsperg. Die nur einseitig besetzte Tafel ist gedeckt; das mit schöner Borte verzierte Tischtuch hängt tief herab und ist nicht bloß an den Ecken, sondern auch dazwischen zusammengenommen und in Falten gesteckt. Von Eßzeug sieht man nur Messer, keine Gabeln und keine Löffel, auch keine Teller; das Gericht (Fisch) ist in mit Untersätzen versehenen Schüsseln aufgetragen; man nahm alle festen Speisen einfach mit der Hand. Auf dem Tische liegen ferner noch eine Art Bretzeln und Stücken Brot

Kaiser als zum Leitstern seines Handelns aufblickte. Diese Idee der Gerechtigkeit, des Rechtes gibt seinen Taten einen Schwung und eine Weihe, die selbst den erbitterten Kampf mit der Papstkirche adelt. Das erhebt überhaupt die furchtbaren Kämpfe des Mittelalters hoch über allen Parteienhader unserer Tage, daß beide Teile — der Papst wie der Kaiser — von ihrem metaphysischen, das heißt in ihrer Sprache: von ihrem göttlichen Rechte tief durchdrungen waren. Sie mochten sich bekriegen bis aufs Messer, bis zum Vernichtungskampf konnte das Ringen zwischen dem Priester und dem König ausarten wie unter dem Staufen Friedrich II. und Innozenz III. und Gregor IX. — es waren doch die höchsten Gegenstände, um die gerungen wurde, und im tragischen Untergange des Kaisertums wie im tragischen Siege der Papstkirche ist menschliche Größe bis an ihre Grenzen gesteigert.

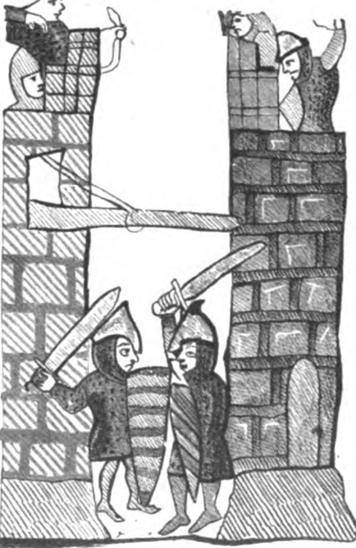


Abbildung eines Straßen- und Festungskampfes in einer italienischen Stadt. Aus einem Turm wird ein Mauerbrecher in Bewegung gesetzt; die Schützen oben sind durch Hürden gedeckt. Aus den Abbildungen der Jahrbücher von Genua 1194

So auf dem ehernen Felsen des Rechtes fußend hat der Rotbart die Kaisergewalt gegen die Fürsten des Reiches, gegen die Städte der Lombardei, gegen die Päpste, inmitten der Ungunst und Mißgunst Europas mit nie erlahmender Kraft bis ans Ende verteidigt.

Gleich nach seiner Wahl und Krönung zum König schritt Friedrich zur Beilegung des Zwistes zwischen seinem und dem welfischen Hause. Durch seine Mutter, eine Schwester Heinrichs des Stolzen, war er ein Vetter von dessen Sohn Heinrich dem Löwen, dem er persönlich nahestand. Friedrich brachte große Opfer. Er schuf dem Löwen eine Stellung im Norden und Süden Deutschlands, die der seinigen mindestens ebenbürtig war, indem er ihm die Hoheit über alle Slawenländer östlich der Elbe verlieh und ihn 1154 zum Herzog von Bayern einsetzte. Die Ostmark Österreich trennte er von Bayern und

machte sie selbständig. Das weltgeschichtliche Verdienst des Löwen ist die machtvolle Beherrschung und Lenkung der deutschen Kolonisation des Ostens. Dadurch schuf er dem Deutschtum eine Stellung im Norden und Osten, die, wenn auch mit Unterbrechungen, schließlich zur brandenburgisch-preußischen Monarchie und mittelbar zum neuen Deutschen Reich geführt hat. Der Name des Löwen war bei den wendischen Obotritenfürsten gefürchteter als der Name Gottes. Zunächst liefen die Wege der beiden Fürsten getrennt und kreuzten sich noch nicht.

Auch Friedrich gründete sich eine persönliche Macht, ohne die der Kaiser des Mittelalters ein Schemen war. Er sammelte das verstreute und vertane Krongut. Der schwäbische Hausbesitz reichte schließlich von Burgund bis ins Vogtland. Denn Friedrich löste seine kinderlose Ehe und vermählte sich mit Beatrix von Burgund. Sie wurde die Stammutter der späteren Staufen. Durch den Erwerb von Burgund stand dem Kaiser ein neuer Alpenweg nach Italien offen. Friedrich erneuerte die dem deutschen König entfremdeten Königsrechte und Gefälle, die Regalien, er handhabte das Königsgericht mit Strenge, er erließ ein neues Landfriedensgesetz. „Fülle des Friedens" strömte nach dem Worte eines Chronisten über die bisher durch Hader und Zwietracht gepeinigten Lande. — Das deutsche Königtum bedurfte aber zu seiner Kräftigung vor allem der innigen Verbindung des Königs mit den deutschen Bischöfen, dem Episkopat.

Im Kampf mit den Laienfürsten hatte Otto der Große, durch die Erfahrung ihrer Unzuverlässigkeit belehrt, die Kirche in den Staat eingebaut. Otto machte bestimmenden Einfluß auf die Besetzung der Bischofsstühle, ja auf die Papstwahl geltend; er konnte ihm geneigte Männer ernennen, er machte sie zu Reichsbeamten, die Ehelosigkeit der Kirchenfürsten schloß den dynastischen Ehrgeiz aus. Zugleich aber war der italienischen Reichspolitik und der Politik der Kirche gegenüber mit der Herstellung eines königstreuen Klerus eine bestimmte Richtung vorgeschrieben. Der deutsche König mußte folgerichtig in Konflikt mit dem päpstlichen Stuhl geraten, wenn Männer die Tiara trugen, die ihrerseits mit universalen Machtansprüchen hervortraten. So ist denn auch unter den fränkischen Kaisern über dem Königsrecht der Kampf ausgebrochen. Und als Gregor VII., der große und leidenschaftlich an der religiösen und weltpolitischen Sendung des Papsttums hängende Papst, die Investitur, die Benennung, Erwählung und Einkleidung der Bischöfe vor der kirchlichen Weihe dem deutschen König untersagte und in der Folge ihn in den Bann tat, so sann er dem König im Grunde, nach dem Sinne der ottonischen Verfassung, nichts Geringeres an, als daß dieser seine eigenen Reichsbeamten nicht mehr wählen und ernennen durfte.

Friedrich unterließ nichts, um die alte unter seinen Vorgängern geschwächte Stellung des Königs zu stärken und den Einfluß auf die Besetzung der Bischofsstühle zurückzuerobern.

Und es gelang ihm, einen Klerus heranzuziehen, der, ganz im Gegensatze zu der bisher im Geiste religiös-kirchlicher Ausschließlichkeit dem Königtum entfremdeten hohen Geistlichkeit, aus vaterlandliebenden, tatkräftigen, weltlich gebildeten und weltzugewandten Männern bestand. Diese Staatsmänner waren die Ratgeber und Helfer des Königs, sie wirkten in der kaiserlichen Kanzlei und griffen, wenn es not tat, auch zum Schwerte.



Heinrich von Veldeke der ritterliche Dichter aus der Zeit Barbarossas
Aus der großen Heidelberger (Manessischen) Handschrift. Ausschnitt



Kaiser Friedrich Barbarossas Vermählung mit Beatrix von Burgund durch Bischof Herold
Wandgemälde von G. B. Tiepolo im Kaisersaal des Würzburger Schlosses

Noch geschah alles im Frieden mit dem päpstlichen Stuhl, ein heiterer Morgen war nach finsterer, regnerischer Nacht emporgestiegen, wie Otto von Freising rühmt. Aber dieser Friede konnte nicht von Dauer sein.

In den Städten der Lombardei war eine demokratische Bewegung entstanden, die die Selbstbestimmung der hochentwickelten Stadtgemeinden zum Ziele hatte. Diese revolutionäre Bewegung hatte sich über Mittelitalien nach Rom fortgepflanzt und dort mit der Erinnerung an die Größe der antiken Republik verbunden. Sie war nicht nur gegen die Adelsherrschaft gerichtet, sondern auch gegen die weltliche Herrschaft des Klerus und des Papstes selbst. Zu Rom stand an ihrer Spitze Arnold von Brescia, der die apostolische Armut des Klerus forderte. Arnolds Verkündigung beruhte auf diesen, die ganze kirchliche Welt spaltenden Gegensätzen, die in Abälard und Bernhard von Clairvaux ihre Vertreter fanden. Arnold war ein Schüler Abälards, dessen Lehren als ketzerisch erklärt worden waren. Nach vorübergehender Versöhnung mit Papst Eugen III. griff der leidenschaftliche Gegner der weltlichen Gewalt der Kirche wieder in die römische Revolution ein und bedrohte den Papst.



Schreibender Klosterbruder in seiner Zelle, umgeben von den Geräten zum Schreiben und Illuminieren. Nach einer mittelalterlichen Zeichnung

Friedrich, der die baldige Kaiserkrönung anstrebte, zog 1154 mit einem kleinen Heer von nur 1800 Rittern nach Italien. Papst Eugen III. war ein Jahr zuvor gestorben. An seine Stelle war Hadrian IV. getreten. Der neue Papst war der Sohn eines armen englischen Geistlichen (Breakspeare) und ist bis heute der einzige Engländer auf dem päpstlichen Thron geblieben. Er war zum Widerstand gegen die Ansprüche des Kaisers entschlossen. Die treibende Kraft an der Kurie war aber der Kardinal Roland aus Siena, päpstlicher Kanzler und Führer der anti-kaiserlichen Kardinäle, der spätere Papst Alexander III, ein Mann von feurigem Gemüt, scharfem, juristisch geschultem Geist und zäher Ausdauer. Nicht anders stand vormals hinter dem Papste Alexander II. der Kardinal Hildebrand (später Papst Gregor VII.).

Hadrian hielt noch zurück, denn er brauchte

Friedrichs Hilfe gegen den Normannenkönig Wilhelm I. Friedrich tat dem Papste den odiosen Dienst, den aus Rom geflüchteten Arnold von Brescia ihm auszuliefern. Arnold, der seine Hoffnung auf den Bund des deutschen Königtums mit der „römischen Republik“ gesetzt hatte, wurde gehängt, sein Leichnam verbrannt und die Asche in den Tiber gestreut. So endete der durch die Verbindung städtischer Parteiung mit den Kampf gegen das Papsttum merkwürdige Mann, weil die Verbindung des Königtums mit dem Papsttum sich als stärker erwiesen hatte.

Doch das Opfer war umsonst gebracht. Denn tiefes Mißtrauen trennte die Träger der beiden Gewalten. Zu Sutri weigerte sich Friedrich, dem Papste die Dienste eines Stallmeisters durch Steigbügelhalten und Roßführen zu leisten, was doch Pippin, Ludwig der Deutsche, Heinrichs IV. Sohn Konrad und Lothar getan hatten. Erst der Nachweis des Herkommens vermochte den König Friedrich zu diesem symbolischen Dienste. Dennoch krönte Hadrian Friedrich zum Kaiser in der Leostadt, die allein von ganz Rom im sicheren Besitz des Papstes war. Im Vertrage von Konstanz 1153 hatte Friedrich gegen die Kaiserkrönung dem Papste Eugen III. Hilfe gegen den byzantinischen Kaiser Manuel zugesagt. Jetzt ging er, ohne des Vertrags zu achten, über die Alpen zurück, auf das Verlangen der Fürsten und Ritter, und in Besorgnis vor dem gefährlichen Sommerklima Italiens. In der Lombardei war es zu vorläufigen kleineren Zusammenstößen mit dem stolzen Mailand gekommen, seine Bundesgenossin Tortona ward vom Kaiser zerstört.

Es ist nur natürlich, wenn der Papst, nachdem Friedrich den Vertrag mißachtet hatte, nun selbst ihn umstieß und sich, von beiden Kaisern verlassen, zu einer vollständigen Umkehrung seiner bisherigen Politik entschloß. Hadrian erkannte Wilhelm den Normannen als König an, nahm ihn als Lehnsmann in Eid und versprach, ihn in seinen Rechten zu schützen. Diese Schwenkung der päpstlichen Politik bereitete den Bruch mit der Kurie vor. Dem Kaiser aber ward ein kühner, genialer Helfer in einer der herrlichsten Gestalten der deutschen Geschichte: in dem Kanzler Rainald von Dassel.

Rainald stammte aus einem niedersächsischen Grafengeschlecht am Solling. Im Jahre 1156 erhob ihn Friedrich zum Reichskanzler. Er war als Geistlicher im Besitze der Bildung der Zeit und in den Aufgaben der Verwaltung geübt. Eine stämmige Gestalt, tatenfroh, beredt, kühn, als Politiker und Diplomat durchaus Realist, ungestüm und doch umsichtig, in den Formen des Kampfes schroffer als der Kaiser, durch keinen Rückschlag zu entmutigen, bis zum Starrsinn ausdauernd. Sein Einfluß hat die kaiserliche Politik bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt. Ein jäher Tod riß ihn, wenig über vierzig Jahre alt, vom Gipfel des Erfolges herab und reihte ihn den Großen zu, deren Werk, durch keinen Niedergang verdunkelt, in vollem Glanze steht.

Es ist hier nicht möglich, auch nur in



Barbarossa schützt auf dem Reichstag zu Besançon 1157 den päpstlichen Legaten gegen die empörten Deutschen. Gemälde von H. Plüddemann. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie

bescheidenem Maße die Epochen des nun anhebenden Riesenkampfes zwischen dem Kaiser und dem Papste und den lombardischen Städten darzustellen. Es sei nur auf die Höhepunkte und die Katastrophen hingewiesen, die das gewaltige Drama bildeten.

Auf der einen Seite stand der Kaiser, der Kanzler und der deutsche Episkopat. Das Ziel der kaiserlichen Politik war die Zurückgewinnung der Machtstellung der Ottonen und Salier: die deutsche Reichskirche, die Beherrschung Italiens, die Erhaltung des politischen Drucks auf die Kurie. Auf der andern Seite stand die Papstkirche, kämpfend für ihre Freiheit nicht nur, sondern für ihre politische Stellung in Italien und ihren Anspruch auf die Weltherrschaftswürde. In Besançon kam es 1157 zu einem Vorkampf, als der Kardinal Roland auf dem Reichstag zweideutig von „Benefizien" sprach, die der deutsche König vom Papste erhalten habe. Rainald verdeutschte das Wort in „Lehen". Vor der Empörung der Kaiserlichen mußte Friedrich den Legaten mit seinem Leibe decken. Rainald wies die Anmaßung der Kurie aufs schärfste zurück.

Zu dem ausgebrochenen Zwist kam ein anderer, nicht minder gefährlicher. Mailand mißachtete die kaiserlichen Maßnahmen und arbeitete rücksichtslos an seiner Vormachtstellung unter den lombardischen Städten. Friedrich entschloß sich, den Trotz der mächtigen Stadt zu brechen und zog mit einem starken Ritterheer über die Alpen. Nicht lange, und Mailands Konsuln kamen barfuß, Schwerter um den Hals gebunden als Bittflehende vor den Kaiser. Hunger und Krankheit hatten den Widerstand gelähmt. Auf dem Reichstag von Roncaglia regelte Barbarossa die lombardischen Verhältnisse zu dem Endzweck, den Städten und ihren kraftvollen Bürgerschaften ihre Selbstbestimmung und Selbstverwaltung zu entziehen und durch eine kaiserliche Rechtsordnung und Verwaltung zu ersetzen. Diese Neuordnung berührte aber die päpstliche Macht aufs nächste. Denn sie nahm auch den Bischöfen der Städte die bisher innegehabten Regalien und brachte sie in Abhängigkeit vom Kaiser. Friedrich schob seine Macht auch gegen die Stadt Rom vor: „Da ich durch Gottes Anordnung römischer Kaiser genannt werde und bin, so würde ich nur den Schein der Herrschaft heucheln und einen leeren Namen ohne Inhalt führen, wenn die Hoheit über die Stadt Rom unserer Hand entwunden würde."

Das Reich Friedrich Barbarossas

In dieser drohend zugespitzten Lage starb plötzlich Hadrian IV. im September 1159. Die Papstwahl führte zum offenen Bruch. Die Mehrheit der Kardinäle wählte Roland, die kaiserfreundliche Minderheit Oktavian. Dieser nannte sich Viktor IV., Roland: Alexander III. Die Kirchenspaltung war Ereignis geworden.

Friedrich ließ 1160 seinen Papst ein Konzil nach Pavia berufen. Alexander erkannte es nicht an und bannte den Gegenpapst, den Kaiser und seine Ratgeber. Achtzehn Jahre währte der Kampf, von beiden Seiten mit dem Aufwand aller Mittel der Diplomatie, der Agitation und des Krieges geführt. Alexander III. rechnete nicht vergeblich mit den europäischen Nationen und ihrer Eifersucht auf die deutsche Kaisermacht. Friedrich stützte sich auf den unter Rainalds Führung treuergebenen Episkopat.

Der neue Krieg gegen Mailand endigte mit dem Falle der trotzigen Stadt. Im März 1162 ergab es sich auf Gnad und Ungnad. Das unbarmherzige Strafgericht, nicht zuletzt durch die rachsüchtigen Nachbarn vollführt, löschte selbst seine Existenz aus. In vier offenen Flecken wurden die übriggebliebenen Stadtbewohner angesiedelt.

Alexander III. war nach Frankreich geflohen. Friedrich, bereit, die Kirchenspaltung zu endigen, wandte sich auch dorthin, um mit dem französischen König Ludwig VII. zu verhandeln. Aber, wie Ranke sagt: „Aus der Tiefe des europäischen Lebens erhoben sich mächtige Bestrebungen, welche sich der Idee des Kaisers, das römische Imperium und dessen Recht zu erneuern, widersetzten." Ludwig VII. zog sich nach anfänglichem Entgegenkommen zurück und suchte Fühlung mit England. Es waren die nationalen Tendenzen in Europa, die Friedrichs Machtstellung schwächten. Die Westmächte Europas waren von Alexander III. ins Spiel gebracht, dazu

fühlte sich Venedig vom Kaiser bedroht und bildete mit einigen lombardischen Städten den Veroneser Bund. Die Aussicht der Beendigung des Schismas war wieder verringert. Da trat England, die unter dem Hause Plantagenet heranwachsende Großmacht, in vorübergehend enge Verbindung mit Friedrich, und der Kaiser benutzte die neue Wendung zum Vorstoß auf Rom, um den Papst zur Unterwerfung zu zwingen. Rainald von Dassel schlug die Römer unweit Roms. Der Kaiser selbst nahm vom Marsche weg die Leostadt und ließ sich und seiner Gemahlin Beatrix von seinem neuen Gegenpapst zum zweitenmal die Kaiserkrone aufsetzen, am 1. August 1167. Papst Alexander war in Rom eingeschlossen. Schon griff Friedrich nach dem unfehlbaren Siege — da gewann Alexander auf einem Nachen das Meer in der Tracht eines Pilgers. Wenn nun auch das Schisma nicht beigelegt werden konnte, so schien doch Friedrich auf der Höhe seiner Macht angelangt. Allein es sollte nicht lange währen, da irrte der Kaiser, ohne Heer, in den Alpen umher und entkam, in Knechtstracht, nur mit Gefahr des Lebens, nach Deutschland.

Eine furchtbare Seuche brach in Rom und in seinem Heere aus. Über 2000 Ritter fielen ihr zum Opfer, darunter die besten Beamten und der Kanzler Rainald von Dassel. Friedrich pries den großen Toten mit überschwenglichen Worten, er sei „stets bedacht gewesen, Ehre und Mehrung des Reiches allen eigenen Vorteilen voranzustellen und mit glühender Seele alleszu fördern, was dem kaiserlichen Ruhme dienlich sei."

Die Katastrophe war vernichtend und entriß Friedrich auch seine lombardische Stellung. Das „römische Gottesgericht" spornte die Städte der Lombardei zum Abfall und zum engsten Bunde untereinander und mit dem Papste. Sie gründeten im Westen ein neues mächtiges Gemeinwesen und nannten es dem Papste zu Ehren „Alessandria".

Friedrich entkam, in Susa noch mit Kerker und Tod bedroht, in einer Verkleidung nach Deutschland. Seine Stellung in Italien war im Fundament erschüttert und die Kirchenspaltung zehrte weiter an seinem europäischen



Barbarossas Einzug in Mailand. Wandgemälde von Schnorr von Carolsfeld im Schloß zu München

Ansehen. Jetzt aber zeigte sich die wohltätige Folge von Friedrichs deutscher Welfenpolitik: noch bestand das freundschaftliche Nebeneinander mit dem Löwen und treu stand zu ihm der Episkopat. Friedrich näherte nun sich den Capetingern in Frankreich, nachdem England mit der Kurie sich verglichen hatte.



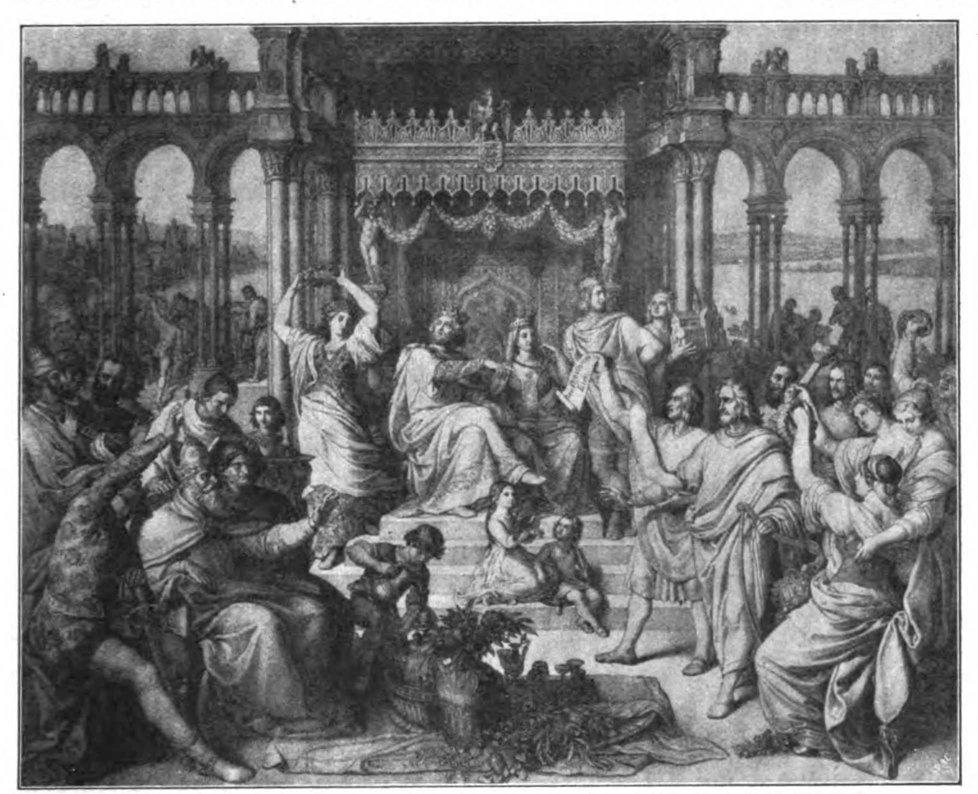
Siegel
Kaiser Friedrichs I.

Sechs Friedensjahre lang festigte Friedrich in Deutschland seine Stellung. Der Lombardenbund begann sich zu zersetzen. Zum fünftenmal zog der Kaiser nach Italien, und er hätte den Frieden haben können, wenn er nicht darauf bestanden hätte, die beiden Gegner zu trennen. Er forderte die Auflösung der Bundesfestung Alessandria. Darüber kam es zu neuen Feindseligkeiten, die den Kaiser nötigten, den Beistand Heinrichs des Löwen zu erbitten. In Chiavenna kam es zu einer Szene, in der der Kaiser vor seinem trotzigen Lehnsmann in aufwallender Erregung sogar das Knie beugte. Der Löwe feilschte — er begehrte die Reichsstadt Goslar als Gegengabe. Da brach der Kaiser entrüstet die Verhandlungen ab. Die Folge der Verweigerung der Heeresfolge durch den Löwen war die erste Niederlage Friedrichs im offenen Felde, in dem Gefecht bei Legnano.

Friedrich bot den Lombarden zuerst den Frieden an, sie verweigerten sich. Alexander III. war zugänglicher. Friedrich ließ seinen Papst fallen. Nach längeren Schwankungen wurde in Venedig der Friede geschlossen. Das Papsttum hatte gesiegt, die Freiheit der Kirche war gerettet. Der Kaiser landete auf der Staatsgaleere des Dogen bei dem Markusplatz, stieg die Treppen zu dem vor dem Dom errichteten Throne des Papstes empor und küßte ihm die Füße — Alexander hob ihn mit dem Friedenskusse



Barbarossa bittet zu Chiavenna 1176 Heinrich den Löwen um Hilfe gegen die Mailänder
Gemälde von Philipp Foltz im Maximilianeum zu München



Der ‚Hoftag‘ zu Mainz 1184. Wandgemälde von Julius Schnorr von Carolsfeld im Schloß zu München

auf. Diese symbolische Handlung bedeutete aber nicht die Unterwerfung des Kaisertums. Friedrichs Stellung war die der Ebenbürtigkeit. Er war, als sein großer Gegner, Papst Alexander, die Augen schloß, der mächtigste Herrscher des Erdteils.

Heinrich der Löwe war für den Kaiser eine Gefahr geworden. Es galt, sie zu beseitigen. Dabei ging er den Weg des Rechtes bis ans Ende. Die Größe, Reife und Festigkeit des Kaisers treten in diesem Verfahren glänzend hervor. Es waren nicht so sehr die Vorgänge in Chiavenna, die den Ausgangspunkt des Prozesses bildeten, sondern die Klagen des Landfriedensbruchs und des Hochverrats, erhoben von Reichsfürsten, die der Löwe vergewaltigt hatte. Er folgte der kaiserlichen Vorladung nicht, wurde in die Acht getan und seiner Reichslehen verlustig erklärt. Ein beispielloser Abfall von dem gewaltigen und gewalttätigen Herrscher erleichterte die Zerschlagung des Stammbesitzes. Für den Norden Deutschlands bedeutete das Verschwinden Heinrichs des Löwen eine Lockerung der deutschen Macht. Dänemark trat in den Slawenlanden an der Ostsee sein Erbe an.

Durch die souveräne Erledigung des gefährlichen Gegners stieg das Ansehen des Kaisers im Reich und im Auslande zur höchsten Höhe. Auf dem glanzvollen Hoftage zu Mainz, vor allem auf dem Mainzer Pfingstfeste von 1184, genossen Wirt und Gäste in vollen Zügen der Blüte des Zeitalters: der Schönheit und des Glanzes der ritterlichen höfischen Kultur. Die Ritterschaft Europas war versammelt und tauschte Weisen und Fabeln, Sitten und Waffen. Und über sie alle ragte empor der gewaltige Mann, der unbestritten nicht nur der erste Herrscher, sondern auch der erste Ritter des Abendlandes war.

Auch der römisch-italienische Vulkan schien zur Ruhe zu kommen. Im Frieden zu Konstanz suchte Friedrich die Selbständigkeit des Lombardenbunds mit den Hoheitsrechten des Kaisers zu verbinden. Und mit dem persönlich dem Kaiser wohlgesinnten Papste Luzius III. sollte ein Tag in Verona Verständigung schaffen. Aber was bedeutete die Einigung über die gemeinsame Bekämpfung der Ketzer und des Islams gegen das Ereignis, das dem Kaiser im Süden des Erdteils eine furchterregende Stellung sicherte, ja das Papsttum in seinem engsten Herrschaftsbereich umklammerte?

Im Januar 1186 vermählte Friedrich Barbarossa seinen Sohn Heinrich mit Konstanze, der Tante und Erbin des Königs Wilhelms II. von Sizilien und Neapel, und ließ ihn durch den Patriarchen von Aquileja

in den Mauern Mailands, der versöhnten Feindin, zum König von Italien krönen. Dieser Erfolg der Diplomatie Friedrichs rief das Papsttum zum Existenzkampf auf, leitete zunächst den höchsten Stand, am letzten Ende aber den Untergang des staufischen Hauses und der deutschen Kaisermacht ein.

Schon rüstete sich Urban III., ein Mailänder von Geburt, zum Kampf und suchte einen Keil zwischen den Kaiser und den deutschen Episkopat zu treiben. Heinrich der Löwe hatte die Hand im Spiel und zettelte mit England, Dänemark und Frankreich.

Aber die deutschen Bischöfe standen auf dem Reichstag zu Gelnhausen zu dem greisen Helden, der Papst erlitt eine schwere Niederlage.

Und es begann der letzte Akt in dem großartigen Drama dieses Herrscherlebens. Im Morgenlande war ein Herrscher aufgestanden, der an Charaktergröße dem Herrn des Abendlandes nahekam: Sultan Saladin. Jerusalem mit dem heiligen Grabe war in seine Hände gefallen, der Orient schien unter ihm zu gefahrdrohender Einheit zusammenzuwachsen. Auf dem „Hoftag Christi" zu Mainz, im Frühjahr 1188, nahm Barbarossa mit seinem Sohne das Kreuz. Gelang dem Kaiser der Plan, mit eigener Hand den Ungläubigen das Grab des Herrn zu entreißen, dann stand er in kommenden Stürmen in einer fast unangreifbaren Stellung.

Nach Überwindung unsäglicher Mühen und Gefahren war Ikonium genommen, die Kreuzfahrer schauten von den rauhen Gebirgen Ciliciens schon in das Land der Verheißung, an ihrer Spitze Friedrich Barbarossa. Aber gleich dem Moses wurde er hinweggerafft, ohne es zu betreten. Bei einem Bade in den Fluten des Saleph ertrank der Kaiser am 10. Juli 1190. „Bei dieser Stelle und bei diesem traurigen Bericht versagt unser Griffel und verstummt unsere Rede," sagt der Chronist.

Barbarossas Tod drückte das Siegel auf sein Leben. Einer Idee: der Idee vom göttlichen Rechte des Laienreiches, des römischen Weltreiches deutscher Nation war es gewidmet — im Dienste einer großen Idee hat es geendet. Diese heldenhafte Hingabe ist es im letzten Grunde, die den Kaiser Rotbart zu einer der glänzendsten Gestalten deutscher Geschichte gemacht hat.



Barbarossas Tod im Fluß Saleph
Wandgemälde von Julius Schnorr von Carolsfeld im Schloß zu München

Das rote Herz

Novelle von Bruno Ertler

Unsere Knabenstimmen sprangen in das Lied. Hell, hart, angriffslustig, unbekümmert, wie Stahl klingt und federt, scharf und glatt:

„Ich blicke so gerne zum Himmel
Im traulichen Dunkel der Nacht —"

Das waren uns Worte, die wir herunterschrien, während zum Fenster herein Bach und Wiese mit vielen und merkwürdigen Forderungen riefen und jeder Augenblick da draußen im schimmernden Spätsommer von unerrechneter Möglichkeit bebte.

Nur weil die Singstunde die gewöhnliche Sitzordnung auflöste und Knaben und Mädchen mischte, wie es die Einteilung nach Sopran und Alt gebot, hatte sie vor allen andern Schulstunden ein sonderbar freigespanntes Leben. Zudem brachte sie uns aus den Unterklassen noch mit den andern in enge Berührung, die schon in den letzten Schuljahren standen und uns sehr überlegen und erwachsen vorkamen, wie etwa der Merkl Anton, dem in letzter Zeit ein deutlicher, dunkler Schnurrbart gewachsen war. Auch sonst war der Merkl Anton anders als die meisten; er schrie nicht um jede Kleinigkeit, raufte kaum einmal im Scherz, obwohl wir alle das sehr gerne gesehen hätten, denn er war stark und getraute sich die verwegensten Dinge beim Schwimmen und Klettern, ohne indes davon Aufhebens zu machen, immer lächelnd, wortkarg und ein bißchen verlegen, als müßte er für seine frühe Kraft um Entschuldigung bitten.

In der Singstunde war er natürlich zur zweiten Stimme eingeteilt und saß neben der Kanter Hermine, deren reine Altstimme mit der weichen Tiefe seines Organs auf eine merkwürdige Art zusammenklang. Seit einmal der Landesschulinspektor dagewesen war und nach der Singstunde staunend zum Lehrer gesagt hatte: „Der Junge ist ja ein fertiger Bariton!" — seit diesem Tage war unsere Hochachtung vor dem starken Kameraden zu einem scheuen Respekt gediehen, zumal keiner von uns wußte, was der Herr Inspektor mit dem sonderbar fremden Wort hatte meinen können. —

Der Vater des Merkl Anton stellte in einer Werkstätte am Bach hauptsächlich Tonpfeifen her, die er sehr geschickt formte und brannte. Er galt für einen Künstler, sah auch mit seinem Kalabreser und der weißen Tonpfeife mitten im dichten, schwarzen Vollbart ganz besonders aus und war weithin berühmt. Noch merkwürdiger und noch berühmter, wenn auch in ganz anderer Richtung, war aber der Förster Kanter, der riesige Vater der zarten, feinen Hermine.

Das war ein Kerl, wie ein Baum, hoch, breit und mächtig in allem. Der graue Vollbart und die buschigen Brauen hingen an ihm, wie Flechtenbüschel an einer Wetterföhre, Hände und Kniegelenke, die fast das ganze Jahr hindurch braun und haarig sichtbar waren, verrieten Mammutknochen, und die Kugelbüchse des „harben Kanter" — wie er überall hieß — war bei allen Wildschützen schrecklich bekannt. —

Der Kanter hatte zwei Söhne, kraftvoll und hoch wie er, und es war stattlich anzusehen, wenn er zwischen ihnen am Sonntag zur Kirche kam. Beide waren, wie von Natur aus, Forstgehilfen, verstanden sich auf Baum und Wild, auf Hund und Büchse, stiegen bei den Dirnen ein und rauften mit den Burschen, wie's die Zeit eben brachte, und lebten so in Pflicht und Trieb eine freie und starke Jugend.

Als ich aber einmal auf den Schallhof gekommen war, wo der Kanter eine Stunde abseits von den Leuten und näher dem Walde mit den Seinen hauste, da hatte ich erst entdeckt, daß es auch eine Kanterin gab. Das Weib des alten und die Mutter der zwei jungen Riesen war eine große, hagere Frau von ruhigen Bewegungen und langsamer, gedeckter Sprechweise. Immer mochte man denken, sie sinne einem Traum nach, den sie nicht deuten konnte, oder einem Lied, dessen Endweise ihr entschwunden war. Und darüber war sie grau geworden und immer stiller, bis sie schließlich ganz wie die Seele des einsamen Hauses war, das sie nur jeden Sonntag auf eine kurze Stunde verließ, wenn sie zur Kirche ging. —

Es war bekannt, daß der Förster Kanter strenge Zucht in seinem Hause hielt. Er faßte alles mit harten Pranken an, seine Hunde und seine Buben gehorchten ihm aufs Wort, und ehe es soweit war, hatte er nicht Hiebe und Püffe gespart. Der stillen Kanterin brauchte er nie etwas zu befehlen; die tat von selber mehr, als er hätte wünschen können. Seine Tochter Hermine aber, die, spät geboren, zart und wach ihre Kindertage lebte und gerade in den letzten Jahren sonderbarer und stiller geworden war (wie ein sicherndes Reh, dachte der Kanter oft) — die Hermine sah er unbeholfen und beinahe

scheu an, wußte nie recht, was er ihr sagen sollte, und schon der Gedanke, dem feinen Kind am Ende rauh zu begegnen, trieb dem „harben Kanter" eine heiße, unverständliche Angst ins Herz.

Dann und wann hatte er versucht, seinem Mädl Freude zu machen, und lange hin und her gedacht, wie er es anstellen sollte. Nicht daß die Hermine traurig gewesen wäre — nein: ein gleichmäßiges, reines Lächeln war immer in ihren Augen — aber daß sie so still war, nicht tollte, schrie, lachte und weinte, das war dem Vater fast unheimlich.

So brachte er ihr, nur um sie irgendwie bewegt zu sehen, einmal einen jungen Fuchs nach Hause, den er im Forst gefangen hatte.

„Was willst du mit ihm machen?" fragte die staunende Hermine.

„Einsperren halt — —"

Sie sah dem Vater ängstlich fragend in die Augen.

„Und dann —?"

Der Förster war schon wieder unsicher vor diesem Blick.

„Abrichten —" sagte er, nur um irgendwie auszuflüchten.

„Und nachher —?" fragte das Kind weiter.

Der Kanter wußte sehr gut, daß sich ein Fuchs kaum so schnell ganz zähmen ließ.

„Wer weiß," sagte er, „ob man ihn so leicht abrichten kann —"

„Und wenn's nicht geht —?"

„Dann schieß' ich ihn halt nieder — — na ja — wegen dem — — weil er doch ein Raubzeug ist —"

Es wurde ihm plötzlich wieder heiß und bang vor dem kleinen Mädl, das nun kein Wort mehr sagte, sondern still und groß den Fuchs anschaute, der sich scheu in die Ecke des leeren Hundezwingers drückte. Eine Weile suchte der Förster nach einem Wort, einem Weg zu dem rätselhaften Kind.

„G'fallt er dir gar nit?" fragte er schließlich, und seine Stimme klang härter, als er wollte.

Die Hermine zuckte leicht zusammen.

„O ja —" sagte sie dann kaum hörbar, ohne sich zu rühren.

Da ging der Kanter ins Haus und war nachdenklich und unzufrieden, wie einer, der was Gutes hat tun wollen und nicht weiß, warum es schlecht geraten ist. —

Am andern Morgen aber war der Hundezwinger offen und der Fuchs nicht da. Hätte einer der Buben jemals so etwas gewagt, es hätte Maulschellen und Flüche gesetzt. Aber der Kanter wußte, wer den Zwinger aufgemacht hatte. Und als er am Mittagstisch die Augen der Hermine rein und offen, mehr fragend als ängstlich auf sich gerichtet sah, fragte er sie, so behutsam es seiner schweren Art gelang, nach den Sonnenrosen und Georginen im Garten und reichte ihr ein kleines Heiligenbild in Gold und starken Farben über den Tisch, das er am Vormittag dem Mesner abgekauft hatte. Der Fuchs aber wurde nie mit einem Worte erwähnt. —

Ein anderes Mal nahm der Kanter die Hermine auf den Jahrmarkt mit, wo es viel Lärm und buntes Leben gab und alle Kinder ihre helle Freude hatten.

Beim Scheibenstand mußte der Kanter seinen Ruf als Meisterschütze allen Anwesenden bestätigen. Es ging lebhaft her, alles wettete, schoß und rief, Glocken und Trommeln mechanischer Scheibenfiguren lärmten, und der Förster war bald der Mittelpunkt des Treibens und selber mit Leib und Seele dabei. Erst als er in jedes Zentrum geschossen, alle Wetten gehalten und den größten blechernen Meisterorden gewonnen hatte, merkte er, daß ihm die Hermine fehlte. Er sah um sich, rief und fragte nach ihr, aber er fand sie nicht, und niemand wollte das Kind gesehen haben.

Unruhig durchsuchte er den Markt; in den Zirkusbuden, bei Taschenspielern und Wahrsagern — das wußte er — war sie nicht zu finden. Ganz am Rande der kleinen, lebendigen Zeltstadt traf er sie endlich vor dem Verkaufsstand eines Lebzelters. Sie hielt ein großes, rotes, mit vielfarbigen Zuckerguß-Schnörkeln verziertes Herz in der Hand und schaute voll Verlangen und ein wenig traurig auf die bunte Herrlichkeit ähnlicher Gebilde, die da vor ihr auf dem Verkaufstisch ausgebreitet lagen. Als sie aber den Vater herankommen sah, der sie froh überrascht von weitem schon anrief, lief sie ihm freudig entgegen, und mit ungestümer Lebhaftigkeit, wie er sie an ihr noch nie gesehen hatte, bat sie um Geld, um viel Geld, um fünfunddreißig Kreuzer — oder gleich um einen halben Gulden —

„So viel —?" lachte der Förster. „Ja, was willst d' denn damit machen, Minerl?"

„Was kaufen!"

„Hast ja schon ein so schönes Herz da —" und er deutete auf die bunte Lebzeltbäckerei in ihrer Hand.

Die Hermine antwortete nicht gleich. Mit einem schnellen, leicht unsicheren Blick sah sie zum Stand hinüber und dann auf den Vater.

„Das da —?" sagte sie, „nein — das hab' ich mir nicht gekauft — — das — das hat mir der Merkl Toni gegeben — — dort steht er —"

Jetzt erst bemerkte der Förster den Buben, der verlegen grüßend näher kam. Er gab ihm die Hand.

„Grüß' dich Gott, Toni! Jetzt hätt' ich dich gar nicht erkannt. Allemal, wann man dich sieht, bist um ein paar Zoll länger und breiter. Und dein Schnurrbart! Kreuz Donnerschlag! Den mußt dir ja schon völlig bald zustutzen lassen! — Also komm, Minerl," wandte er sich an sein Mädl und trat zugleich an den Tisch. „Kaufen wir dem Toni ein' schönen Kir'tag. — Ein' Reiter? — Was Toni? Mit ein' recht großen Schnauzer! Wie lang dauert's, und der Kaiser nimmt dich zu seinen Soldaten. Wenn du so weiter tust, bist auf's Jahr schon ein Dragoner. Nit wahr, Minerl, ein' Reiter werden wir ihm geben?"

Und während die Hermine nur eifrig lächelnd nickte, hielt er dem unbeholfen dreinschauenden Jungen einen großen Lebzeltdragoner hin, dessen aufgeklebtes Papiergesicht einen gewaltigen Schnurrbart zeigte. Auf der Brust aber hatte der Reiter, eingerahmt von Rosen und Vergißmeinnicht, einen Zettel. Da stand:

Den Krieger ruft die harte Pflicht,
Er spricht: „Nun muß ich scheiden!
Ade, mein Schatz, vergiß mein nicht!"
Ein jedes Glück schafft Leiden. —

Der Kanter las den Spruch und lächelte.

„Das geht aber recht traurig," sagte er ein wenig betroffen. „Laß schauen, Minerl, was auf deinem Herzen steht."

Die Hermine gab das Herz nicht aus der Hand. Den Spruch aber, der darauf stand, kannte sie schon auswendig, und während der Förster tief gebückt mitlas, sagte sie weich und halb singend das Verslein her:

„So lang ich lebe, lieb' ich dich!
Und wenn ich sterbe, bet' für mich.
Und wenn du kommst zu meinem Grab,
Denk', daß ich dich geliebet hab'!"

„Schau, schau! Lauter so trübe Sachen!" sagte der Vater. „Ist denn gar kein lustiges Sprüchl da? Gib her, wir tauschen das Herz um!"

Aber da war die Hermine plötzlich wieder lebhaft. „Nein!" rief sie und drückte das Herz an sich. „Ich mag kein anderes! Und den Spruch hab' ich mir selber ausgesucht — — gerade den!"

„Na, meinetwegen," sagte der Kanter, wie zur Entschuldigung. „Ich hab' nur g'meint, was Lustigeres passet halt besser —"

⌘ ⌘ ⌘

Auf dem Heimweg war der Merkl Anton mit ihnen. Man sprach wenig. Dem Förster ging es im Kopf hin und her, langsam und hart und fragenvoll. Das sah ja beinahe wie eine Liebschaft aus — — und das Mädl war doch kaum vierzehn Jahre — und der Bub auch nicht viel mehr — — Ach was! — Dummheiten! — Die Kinder machten's einfach den Großen nach — wußten gar nicht, was das bedeutete, wenn man einander Herzen schenkte — und Sprüche, die von der Liebe und vom Sterben erzählten — —

Verstohlen forschend, als gelte es, sich an ein scheues Wild anzupirschen, sah er nach der Hermine, die ruhig und leicht neben dem festen, früh männlichen Kameraden in den kühlen Sommerabend hineinging. In ihren offenen Kinderaugen lag ein seltsames Strahlen, wie der Widerschein großen, fernen Lichtes, und auf den Wangen, die sonst immer milchblaß waren, glühten mit einem Male starkrote Flecken mit scharfen Rändern gegen die Augen hin.

Der Kanter hielt den Kopf gesenkt und schritt mächtig aus, so daß besonders die Hermine fast laufen mußte, um mitzukommen. Er bemerkte das erst, als sie mit dem Merkl Toni hinter ihm zurückblieb und dann hochatmend, rot und heiß näher kam.

„Bist schon müd'?" fragte er. „Es dauert nicht mehr lang. Soll ich dich weisen?"

„Nein," wehrte sie ab. „Wir gehen schon miteinander, der Toni und ich."

„Na ja, freilich," sagte der Kanter gemütlich schalkhaft. „Hast ja ein' starken Schatz bei dir; da geht sich's leicht — was?"

Die Hermine sah den Vater mit offener Frage an; der Merkl Toni wurde rot, und ein stolzes Lächeln spielte um seinen schon ziemlich festen Knabenmund. Keines wußte ein Wort zu sagen, und sie gingen Hand in Hand vor dem Förster her.

‚Dort wo müßte man sein, wo du jetzt bist,' dachte der Kanter seine früheren Gänge weiter, indem er dem Buben nachsah, der um einen ganzen Kopf höher und dreimal so stark als seine Freundin, die zarte Hermine fest und selbstverständlich an der Hand führte. ‚Wirst auch ein Kerl werden, wie die andern, vielleicht schon früher sogar, aber jetzt ist dir noch kein Tor zugefallen, kein Weg für immer verlegt. Vielleicht gehst du zur Stund' den besten Steig in deinem Leben, mit ihr, in ihrem Land, von wo sie nur hergeliehen ist in unsere Welt. Wer da mitgehen könnte —!'

Etwas wie eifersüchtiger Groll hob sich im aufgerührten Herzen des Alten, der sich mit Unbehagen in einer befremdenden Art leben fühlte. Unwillig suchte er die Geister der Stunde abzuschütteln. Nur ein halber Tag Nichtstun, und schon wirft der Teufel seine Schlingen! Morgen, in aller Frühe, wollte er auf den großen Schlag, da mußten die letzten Blochfuhren herunter, und nach Mittag hieß es in der Säge nachsehen, daß vor dem Winter noch alles fertig wurde.

Die Buben hatten im Revier zu schaffen, denn im Herbst gab es große Hochjagd; dann war noch die Sache mit den Bauern wegen des Wildschadens — und zum Gerber mußte er — und in die Mühle...

Nun war der Kanter wieder ganz in seiner Welt und fühlte sich befreit in aller Sorge und Arbeit. Er freute sich ordentlich auf den Werktag mit seinen klaren Ansprüchen, denen er sich gewachsen und überlegen wußte. Sein Kopf hob sich, und er kam wieder in seinen langen Schritt.

Es war auch Grund zur Eile, denn pfeifende Windstöße warfen einen kalten, eindringlich nassen Regen über den dunklen Wald her und sie hatten noch ein gutes Stück freien Weges vor sich. Der Förster trieb zur Eile, vor allem aus Sorge um die Hermine, deren leichtes Kleidchen im sausenden Wehen flatterte und keinen Schutz gegen den starken Regen bot. Er selbst hatte keinen Mantel, ihn ihr umzulegen, und so liefen sie denn das letzte Stück des Weges mehr als sie gingen, während Wind und Regen schnell zu stürmischem Unwetter aufholten. —

⌘ ⌘ ⌘

Am andern Morgen lag die Hermine in schwerem Fieber.

Durchnäßt, tief erschöpft, heiß und fröstelnd war sie nach Hause gekommen und nun zuckte sie mit glänzenden Augen und glühenden Wangen in jähen, hastigen Blutwellen.

Der Kanter erschrak im Tiefsten und fühlte sich vor ihrem schweigenden Leiden schuldvoll und verflucht. Denn die kleine Kranke lag teilnahmelos mit weit offenen, geradeaus sehenden Augen und nickte bloß selten oder schüttelte den Kopf, wenn man sie anredete. Nur einmal, als ihr die Försterin zu trinken gab, fragte sie leise: „Wo ist das Herz?"

„Was für ein Herz?" entgegnete die Mutter, der die Frage unverständlich war.

„Das Herz — — mein Herz — —"

Der Förster verstand und holte das rote Lebzeltherz, das die Hermine gestern abend ängstlich in die Schürze gewickelt und mit beiden Armen und Händen vor dem Regen geschützt hatte. Er legte es auf die Bettdecke, und die Hermine streichelte sanft lächelnd darüber und blieb wieder still und regungslos. —

Die Kanterin hatte viele erprobte Mittel zur Hand und begegnete jeder Krankheit im Hause unerschrocken, nüchtern und tätig, wie allen andern Dingen und Fragen des Lebens. Hier aber versagte ihre Kunst, und als sie es gewahr wurde, ergab sie sich ohne Schrecken und Verzweiflung darein und wartete unerregt und sachlich den Augenblick ab, wo nach ihrer Meinung der Pfarrer zu holen sein würde.

So lag die Hermine eine Woche lang ohne Klage, ohne ein lautes Wort, zuweilen sogar mit einem fernen Lächeln in den Augen. Der Merkl Toni kam jeden Tag vom Dorf herüber, manchmal auch zwei- oder dreimal. Immer brachte er etwas für die Hermine, einen Krug Wein, eine Kanne Milch, einmal auch zwei junge Kaninchen und einen Laib Weißbrot. Jedesmal aber waren Blumen dabei, Georginen, Astern, hie und da eine späte Rose und was sonst um die Bauernhöfe blühen wollte. Da lächelte die Hermine stets und streifte mit der heißen, kleinen Hand über das Zuckerherz, das immer auf der Decke liegen mußte. —

⌘ ⌘ ⌘

Endlich sank das Fieber, eigenwillig und unverhofft wie es gekommen war und allen Mitteln getrotzt hatte, als wollte es erweisen, daß es ebenso seine besonderen, dem Langgewohnten fremden Gesetze habe, wie anscheinend alles im Sein der fragenvoll lächelnden Hermine. In diesen Tagen durfte der Merkl Toni zu ihr ins Zimmer und seine kleinen Gaben selbst überbringen. Behutsam und ein wenig unsicher, als fürchte er durch seine breite Gesundheit allein schon zu stören, trat er ans Bett und bot der langentbehrten Freundin seinen Gruß. Dann erzählte er stockend von der Schule, von den kleinen Ereignissen im Dorf, immer besorgt, seine Stimme niederhaltend und auf die Teilnahme Herminens bedacht, die regungslos zuhörte, zur Decke emporschaute, als formte sich ihr dort Bild aus Bild, und nur selten durch leise Frage oder einen lebenden Blick ihr unentwegtes Mitgehen zeigte.

„Jetzt wird sie bald draußen sein," sagte der Kanter, der neben dem Bette stand und ihre bläulich blasse Hand in seine mächtige, braune Pranke nahm. „Nicht wahr, Minerl? Jetzt wirst wieder mein frisches Mädl — — aber auf'n Kirchtag gehn wir nimmer — nit wahr?"

Alle Zärtlichkeit, alles Glück, das er seit ihrer nahen Genesung empfand, durchwärmte diese Worte. Er fühlte sich selbst wie von schwerer Krankheit erlöst, denn die Zeit ihres Leidens hatte ihm schwer zugesetzt mit dumpfem Schuldgefühl und wühlender Sorge. Er selbst führte sie denn auch an einem der nächsten Sonnentage in den Garten zu ihren Blumen, trug Decke und Kissen mit und war mit Eifer bemüht, sie auf jede Änderung im Fortschreiten der Jahreszeit aufmerksam zu machen, als hätte sich in den kurzen zwei Wochen Umwälzendes in der

Natur vollzogen. In der Tat war es nur etwas mehr Herbst geworden, der Himmel tiefblau und die Luft klarsichtig wie frischgewaschenes Glas. Das schütter eingestreute Laub flammte rot und gelb aus dem ernsten Grün der tiefrauschenden Schwarzföhrenwälder.

Die Hermine trank in langen Zügen den Atem der Bäume und schloß die Augen in der milden Sonne. Der Förster wußte nicht, ob sie schlief oder wachte; besorgt sah er auf sein Kind, das ihm jetzt noch fremder erschien. Fast durchsichtig war sie geworden, gar nicht mehr von Fleisch und Blut, nicht die geringste Last hatte er am Arm gespürt, als er sie in den Garten führte. Es war, als berührte sie die Erde gar nicht mehr, als schwebte sie wie ein kleiner Engel. Das Bild ließ ihn nicht mehr los: wie ein Engel. So rein, so still, so versöhnt und gütig sah sie aus, so unkörperlich, losgelöst, hinhorchend, unbegreiflich fern, gar nicht von der lauten, hart fordernden Welt.

Dem Kanter zuckte es herb im Herzen um dieses Kind, das sein bebendes Glück war und sein edelstes Leid. —

⌘ ⌘ ⌘

So gingen einige Tage hin, ohne daß die wiederkehrenden Lebenskräfte den schwachen Körper des Mädchens gerade in heißen Wellen durchströmt und jäh aufgerichtet hätten. Die Hermine genas langsam, tastete sich gleichsam mit witternder Vorsicht ins Leben zurück und trug in ihren sanft feierlichen Blicken etwas wie eine Bitte um Nachsicht.

Am liebsten saß sie bei ihren Blumen in der stillen, klaren Herbstsonne, und da war auch jeden Tag der Merkl Toni bei ihr und erzählte mit halblauter Stimme, was er in seinem Alltag sah und erfuhr; oder er holte ihr Blumen herbei, die sie ihm bezeichnete, aber von ihrem Platz aus nicht selbst erreichen konnte, und dann sahen beide aufmerksam und vertieft Blatt und Blüten an, und die Hermine wurde nicht müde, stets neue Sonderbarkeiten daran zu entdecken: wie die Blätter gezähnt und gerippt waren, wie die weißen, blauen, rosigen und dunkelroten feinen Blütenfransen bei den Astern und Skabiosen in vollen Quasten beisammenstanden, so daß jede wie ein ganzer Strauß aussah, wie sie bei den Dahlien wieder einzeln und groß einen klaren, roten Stern bildeten, und bei andern dicke Kugeln, zarte, gezackte Kreuzlein oder tiefe Trichterglocken voll dunkel-violetter Dämmerung. Dann und wann kroch ein kleiner Käfer, eine Fliege oder Biene aus einer Blüte hervor und die Hermine sah dem Flüchtling verwundert und sehnsüchtig nach.

„Es muß fein sein, so da drinnen wohnen," sagte sie, „und so leicht und zierlich sein, daß man auf einer Blume sitzen kann, ohne daß es ihr weh tut. Wenn ich das könnte — —!"

Der Merkl Toni sah sie lächelnd an; es kam ihm vor, daß die Hermine gar nicht um so viel derber war als so eine Blumenfliege, und dabei fiel ihm ein, was er einmal in einem Buch gelesen hatte: die Blumen hätten Seelen wie die Menschen, und in hellen Mondnächten — so hatte es in der Geschichte gestanden — kämen sie hervor, und man könne sie hin und her flattern sehen, wenn man ganz still bleibe.

Die Augen der Hermine leuchteten auf, als er ihr die sonderbare Geschichte erzählte, die ihm selbst sehr unwahrscheinlich und irgendwie übertrieben vorkam. Er hätte sie auch ganz vergessen, wenn die Bemerkung der lieben Kameradin sie nicht plötzlich zwingend deutlich in sein Gedächtnis zurückgerufen hätte.

„Das will ich sehen — — das muß ich sehen — —!" rief sie lebhaft, im Innersten bewegt, während ihre Wangen rot wurden, so daß der Junge fast vor solchem Ungestüm erschrak. „Heute noch — — ja? — Es ist ein klarer Tag, und gestern abend hat der Vollmond ganz hell in meine Kammer geleuchtet. Kommst du? — Ja — nicht wahr, du kommst herauf? Und wir verstecken uns hier und geben acht, bis sie kommen — —!"

„Wer weiß, ob das eine wahre Geschichte ist?" suchte der Toni abzuwehren, „vielleicht ist das nur so dort gestanden — — oder es war vielleicht bloß einmal — weit weg — und vor langer Zeit — wie die meisten solcher Geschichten — —"

Aber die Hermine drängte weiter. Freilich müsse es wahr sein — — wie könnte es sonst einer sagen —? Und sie habe es immer schon gewußt, daß es so etwas gebe, nur habe noch niemand davon gesprochen —

„O, ich freue mich," jubelte sie, „daß ich sie heute nacht sehen soll, die Blumenseelen! — Und wenn du nicht kommst, so geh' ich allein in den Garten und warte darauf die ganze Nacht!"

Da wußte der Merkl Toni nichts mehr zu sagen und versprach beklommenen Herzens zu kommen. Zu spät reute es ihn, die dumme Geschichte erwähnt zu haben, als er nachdenklich über die Wiese gegen das Dorf hinunterging und eine Georgine zerpflückte, die ihm die Hermine mitgegeben hatte. Wie konnte da drinnen was sein? Was sollte wohl im Mondlicht anders leben als am

hellen Tag? Aber dann dachte er an das fast unheimliche Drängen, mit dem es ihm die Freundin noch beim Abschied auf die Seele gebunden hatte, ja sicher zu kommen, und es fiel ihm ein, daß ja die Burschen im Dorf alle des Nachts zu ihren Mädchen schlichen — — — Was lag daran? Die Hermine war eben sein Schatz, und er, der starke Merkl Toni, war lange nicht der schlechteste und würde es halten, wie die andern alle, und jedem bös mitspielen, der ihm in die Quere käme. —

Er schritt fester aus und pfiff ein keckes Liedl vor sich hin, das vom Kammerfensterl und von der Bettstatt zu singen wußte. —

⌘ ⌘ ⌘

Als die Hermine beim Abendbrot hörte, daß der Vater heute ins Dorfwirtshaus müsse, um mit den Gemeindebauern in der Wildschadensache endlich einig zu werden, pochte ihr Herz vor Freude.

„Jetzt schaust doch wieder ein bissel lebfrischer aus," sagte der Kanter im Fortgehen und streichelte ihren Lockenkopf. „Das macht die gute Luft im Gartl draußen —"

„Aber der Merklbub müßt' grad nit immer dabeihocken," sagte die Försterin, indem sie den Tisch abräumte. „Hat denn der sonst gar nichts zu tun —?"

Der Kanter sah einen Augenblick überrascht nach seiner Frau hinüber, ohne aber ihrem Blick zu begegnen.

„Ach was!" lächelte er dann, „ist ein guter Kamerad, der Toni; was Minerl? Wärst sonst gar allein."

Dann ging er.

⌘ ⌘ ⌘

Auf jedes kleinste Geräusch im Hause mit angehaltenem Atem lauschend, spähte die Hermine unverwandt nach den Mondlichtflecken, die von der Decke über die Wand und dann den Rahmen des großen Marienbildes entlang langsam tiefer glitten. Als sich der Schatten des Kammerfensters schon nahe dem Fußboden scharf abzeichnete, hörte sie draußen leise Schritte. Schnell und lautlos glitt sie vom Bettrand, warf ihr Kleid über und huschte ans Fenster. Da stand der Merkl Toni draußen im klaren, silbernen Licht und schaute zu ihr herauf. Sie nickte kurz und schlüpfte, wie sie war, barfuß und mit losem Haar zur Haustüre hinaus, die sie vorher schon aufgesperrt und nur leicht angelehnt hatte.

Der Toni war gleich neben ihr und ohne ein Wort zu sagen, legte er seinen ruhigen, festen Arm um ihre Schultern. Die enge Berührung war ihr fremd und zugleich von nie gefühlter Lust. So mochte es einem kleinen Vogel sein, der sich in kalter Nacht tief ins Nest schmiegte. Sie duckte sich und drängte den Kopf an seine Brust und fühlte sich ganz geborgen in all dem warmen und starken Leben, das sie um sich spürte.

So gingen sie ein paar langsame Schritte in den Garten hinein und setzten sich auf die Bank bei den Blumen. Er hatte den Arm nicht von ihrer Schulter genommen und drückte sie nun ein wenig stärker an sich, ohne daß sie sich wehrte.

„Werden sie kommen —?" fragte sie leise.

„Wer denn —?"

„Na — die Blumengeister doch —"

„Ach so —" sagte der Toni und schaute zerstreut nach den Astern und Georginen hinüber, die in der kühlen Nachtluft leise hin und her schwankten.

Lange schwiegen die beiden Kinder. Die Hermine empfand es plötzlich, daß sie gar nicht so sehr auf die kleinen Blütenseelen wartete, daß sie vielmehr nichts ersehnte, nichts wünschte, und daß diese Stunde wie das Mondlicht durch die weite Nacht floß, uferlos, allem verwandt und voll stillem Glanz.

Dem Toni aber ging das Blut nicht so ausgeglichen und wunschlos, seit er mit keckem Entschluß das Mädchen an sich gedrückt hatte. Er fühlte, daß dies nur ein Anfang war, daß in solcher Nacht anderes sein müßte, was sie geheimnisvoll und bedeutend machte. Zugleich aber hielt ihn eine merkwürdige Beklommenheit an allen Gliedern fest, nicht Angst gerade, eher scheue Spannung, die aber durchaus lustbelebt in immer stärkeren Stößen seines pochenden Herzens der Lösung entgegendrängte.

Mit der freien Hand umfaßte er tastend den schmalen Leib der Hermine und hob sie, die federleicht und völlig willenlos in seinen Armen lag, sich entgegen, so daß ihre Gesichter einander ganz nahe kamen und er das Mondlicht in ihren offenen Augen funkeln sah.

Einen Augenblick blieben sie so, hochatmend und bang, und er spürte ein Zittern durch ihren Körper schauern.

Da hörten sie einen raschen Schritt an der Gartentüre und zugleich die laute Stimme des Försters: „Wer ist da?!"

Der Merkl Toni sprang auf und lief gegen das Haus hin, der Kanter setzte ihm mit geschwungenem Stock nach.

„Steh, Lump! Oder ich schlag' dich nieder!" schrie er und suchte ihn zu fassen. Da aber schlug der Toni einen flinken Haken, schwang sich über den niederen Gartenzaun und rannte über die Wiese davon. Bei der letzten Wendung hatte ihn der



Ausgewiesen. Bildwerk von Hermann Joachim Pagels

(Große Kunstausstellung Berlin 1922)

Förster erkannt; wie ein Blitz durchfuhr es ihn, und nun stand er starr und sah dem Burschen nach, der im klaren Mondlicht, schon ganz fern, noch immer lief, als jagte der Feind hinter ihm her. Auch als er von der Bank herüber leise weinen hörte, rührte sich der Kanter nicht gleich, denn was sich ihm hier zeigte, hatte mit so unerhörter Wucht in sein Bewußtsein geschlagen, daß es seinen mächtigen, schweren Körper einen Augenblick fast lähmte. Auch hatte er im Wirtshaus mit den Bauern hart gestritten und scharf getrunken und war, als seine spürenden Jägersinne im Garten Fremdes witterten, mehr als sonst gleich zum Fassen und Dreinschlagen bereit gewesen.

Und nun — — — ?

„Geh schlafen!" sagte er hart und drohend zur Hermine, die, den Arm auf die Banklehne gelegt, vor Kälte und Erregung zitternd weinte. „In die Kammer geh! Hörst du — ?!"

Und als er sah, daß sie sich im dünnen Kleidchen und mit bloßen Füßen der feuchten Nachtkälte ausgesetzt hatte, kam zu seinem Zorn noch jähe Sorge, und er packte das Mädchen am Arm und führte es brummend und scheltend ins Haus, ohne daß es ein Wort gesagt oder den Vater auch nur angesehen hätte. —

⌘ ⌘ ⌘

Früh am Morgen fanden sie die Hermine im Hausflur nahe der Türe ohnmächtig liegen. Es war offenbar, daß sie fort wollen, aber das Tor versperrt und ohne Schlüssel gefunden hatte. Man rief sie ins Leben zurück, und es überfiel sie ein jähes Fieber. Der Atem jagte in kurzen, heißen Stößen, die Blicke brannten. Mit halb singender Stimme, die kaum noch ihr zu gehören schien, sprach sie mit den Bildern ihrer fieberzuckenden Phantasie.

„Die Blumen — — die Blumen — — jetzt kommen sie bald — — und flattern auf — — und ich — und du — — — aber das Herz mußt du nehmen — —"

Und nun sang sie den kleinen Spruch:

„Solang ich lebe, lieb' ich dich — — —"

Dann lachte sie und sprach wieder von Blumen und einem goldenen Bild und mit einem Male von dem jungen Fuchs, den sie befreit hatte.

„Und wenn der Mond überall ist — — dann gehen wir weit — — ich und der Fuchs — — weit — weit — wo die Blumen sind — — — —"

⌘ ⌘ ⌘

Vor der Singstunde sagte uns der Lehrer, daß die Kanter Hermine gestorben sei. Morgen nach Mittag müßten wir alle kommen und sollten unsere Sonntagskleider anziehen. Und so gingen wir am anderen Morgen nach dem Schallhof hinauf und drückten uns scheu in die breite, niedere Stube mit den vielen Geweihen an der Wand und der schwer lastenden, dunkelbraunen Balkendecke.

Auf schneeweißem Linnen lag die Hermine, kaum wenig bleicher, als sie im Leben gewesen war, die Augen geschlossen, so daß die merkwürdig langen Wimpern kleine Strahlenbogen auf die zartweißen Wangen zeichneten. Die Hände hatte sie gefaltet, auf ihrer Brust aber lag das große rote Herz mit den bunten Zuckerkringeln und dem wehmütigen Vers. Viel Blumen und Heiligenbilder lagen auf der Bettdecke, und als wir, einer nach dem anderen, wortlos vorbeigingen, legten viele noch mehr dazu.

Es war auf eine beklemmende Art still in dem vollen, halbdunklen Raum. Die zwei Brüder der Hermine standen ernst und schweigend neben dem Lehrer, der ihnen stumm die Hand drückte; die Försterin, tränenlos und still, war am Bette beschäftigt, rückte der Toten noch das Kissen zurecht und ordnete die Blumen und Bildchen auf der Decke. Ganz abseits aber, in der dunkelsten Stubenecke stand der riesige Kanter, und es sah aus, als wolle er mit den mächtig gewölbten Schultern, zwischen denen der bärtige Graukopf tief auf die Brust hing, die Balkendecke heben und all das Schwere das in dieser Stunde lastete, mit einem gewaltigen Ruck zersprengen. —

Niemand weinte.

Jetzt winkte der Lehrer, und wir sangen schüchtern und gedeckt das Lied von der Nacht und den Sternen, die wie die Augen der Seligen auf die Erde niederschauen. Ich hörte im Chor die tiefe, weiche Stimme des Merkl Toni, der nicht weit von mir stand. Plötzlich aber, als wir eben zur zweiten Strophe ansetzen wollten, machte er einen Schritt nach vorn, fiel in die Knie und mit lang vorgeworfenen Armen über das Bett und schluchzte tief stöhnend, zuckend und wehvoll, während sich seine Finger in das weiße Linnen krallten.

Wir waren alle sehr erschrocken, das Lied brach ab, aber niemand von den vielen Menschen in der Stube rührte sich, alle sahen zu tiefst betroffen auf den Merkl Toni und die Hermine, wie auf etwas Unerhörtes, heilig Fremdes, das irdische Hände nicht anrühren dürfen. —

Und in dem wilden, umfaßlichen Schmerz unseres überlegenen Schulkameraden fühlten wir wieder etwas, was ihn weit über uns hinausführte, und manchem brannte wohl das Herz in Frage und bangem Sehnen. —



Studie von der Rennbahn

Das Tier in der Landschaft
Zum Schaffen von Heinrich Schütz

In München ist eine berühmte Heimstätte der Tiermalerei: das Atelier Heinrich von Zügels. Eine weitverzweigte Schülerschaft des Altmeisters, der kürzlich erst unter der Last des leise nahenden Alters seine Klasse in die Hände Angelo Janks legte, trägt nicht nur den Ruhm des hervorragenden Lehrers hinaus ins deutsche Land, sondern legt auch Zeugnis dafür ab, was im weiten Bereich der heutigen Malerei die Tiermalerei im besonderen bedeutet, welche Wege sie geht, wie sie die ihr gegebene Stofflichkeit in



Schwere Arbeit



Äsender Hirsch

dem großen Ganzen der malerischen Entwicklung und der Stilbildungsbestrebungen einbaut.

Da auch Heinrich Schütz, der in München lebende Tiermaler, ein Zügel-Schüler war, freilich einer, der sich seine Selbständigkeit bewahrte, und da auch er an dem großen Werke mitarbeitet — und zwar an einem hervorragenden Platze, auf den ihn sein Können, seine Tüchtigkeit und alles, was aus seinem Wesen kommt, gestellt hat — so möge hier einleitend über die Tiermalerei im allgemeinen, auch historisch zurückgreifend, einiges vorausgeschickt sein: es wird uns eine vertiefte Anschauung, eine erweiterte Erkenntnis der Kunst unseres Malers vermitteln.



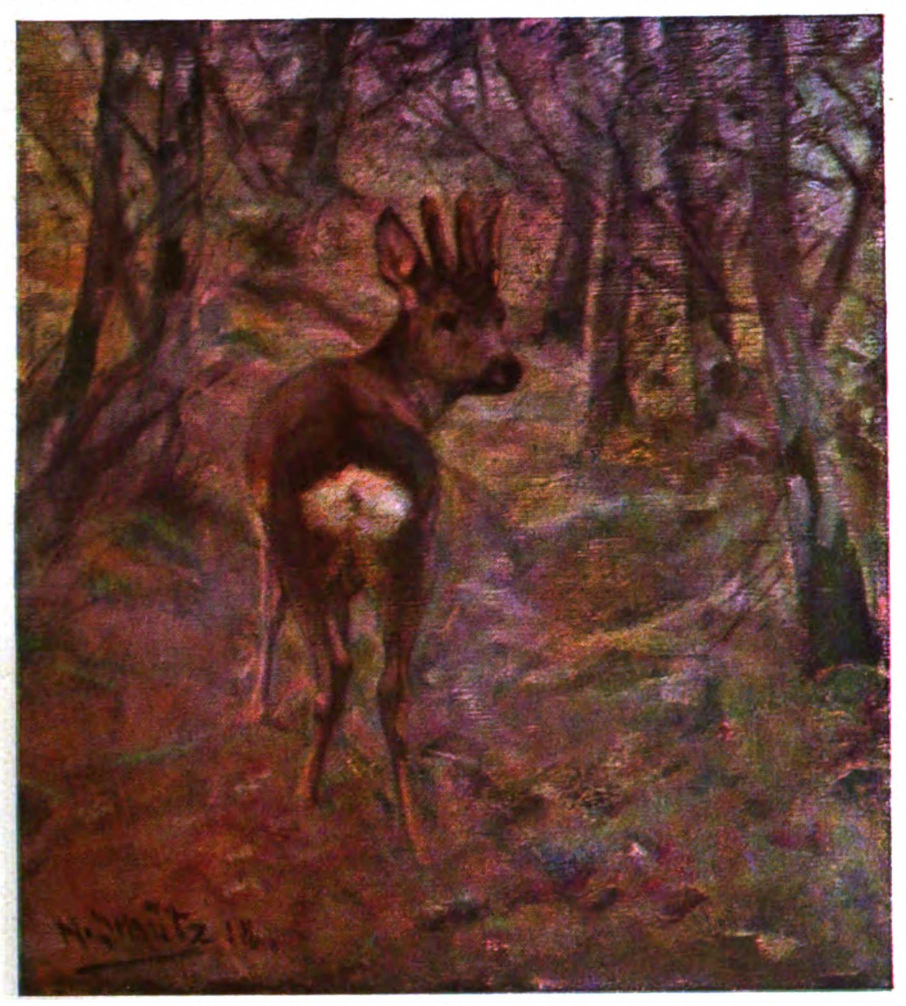
Fuchs und Fasan

Jüngst hat die Kunstforschung die ältesten Denkmäler der Malerei, die in den Höhlen von Altamira in Nordspanien und in denen von Font de Gaume in Südfrankreich aufgefunden wurden, Fresken, die aus der Eiszeit stammen und etwa 50 000 Jahre alt sind, wissenschaftlich erschlossen und publiziert: es sind Tierdarstellungen. Sie widerlegen die allgemeine Anschauung, daß am Anfang alles Kunstschaffens die geometrisch stilisierte

Form, die Urzelle des Ornaments stehe. Hier wird offensichtlich, daß der Urtrieb künstlerischen Schaffens, sei es auch in seiner primitivsten Art, die Notwendigkeit ist, die Beziehung des Menschen zur Welt anschaulich zu machen, sein Erlebnis der Welt gestaltend zu formen. Was aber erlebt der Mensch, der nicht ins Metaphysische sich hinaufschwingt, der wie jene Höhlenmenschen der Urzeit fest auf der Erde steht, verankert in Wirklichkeit und Gegenständlichkeit, stärker als das Tier? Die Wesen seiner eigenen Art, seine Mitmenschen sind ihm leichter verständlich, eingängiger, deshalb vielleicht als Ganzes, als Masse, nicht als Individuen natürlich, weniger interessant als das Tier, im besonderen das wilde Tier, das er bekämpft, erjagt, besiegt, das sein Widerpart ist, das einzig Lebendige, Sinnbegabte außer ihm auf dieser Erde. So läßt sich an diese frühesten Malereien, eben weil sie zugleich die frühesten Tierdarstellungen sind, das tiefste Problem knüpfen: die Beziehung aufzudecken, die der Mensch eingeht zu der lebendigen Welt außer ihm und um ihn. Es fallen aber auch charakteristische Lichter auf die Tiermalerei späterer Zeit, selbst unserer Tage. Nicht darum handelt es sich, eine Tieranekdote, ein Tiergenrestück im Bilde festzuhalten. Selbst die dramatischen Tierhetzen und Tierkämpfe, die wir von den Bildern des Rubens kennen, sind stofflich nicht von Belang, so hoch sie auch im malerischen und künstlerischen Range stehen. Die Tierstiche eines Riedinger vollends wirken in diesem Zusammenhang nur als Kuriositäten. Wohl aber geht von jenen frühesten, in ihrer Primitivität so innigen und an die letzten Abgründe und Wesenstiefen der Menschheit rührenden Bildern von Altamira eine Linie unterirdisch fort zu den Tierbildern der Holländer des 17. und des frühen 18. Jahrhunderts, zu den Schöpfungen der Landschafter-Schule von Barbizon, zu den Gemälden und Aquarellen jener Münchner Malergruppe um 1820, die man die Vedutisten nennt und deren bedeutendster Mann Wilhelm von Kobell ist, und zu Zügel und seinem Kreis, zu denen, die von ihm ausgingen und auf ihm aufbauten. Es ist das kosmische Naturgefühl, das alle diese Zeiten, Stationen und Gruppen über Stil und Rich-



Hase im Walde



Rehbock im Vorfrühling. (Sammlung Mederer, Nürnberg)

tung hinweg verbindet. Ihnen allen ist das Tier ein Glied, ein unentbehrlich notwendiger Faktor in ihrem Welt- und Naturbild; sie sehen das Tier auch nicht etwa „an sich", sondern eingebaut in den Kosmos; sie lösen es von seiner Umwelt, in die es der Schöpfer hineingestellt, nicht heraus, sondern wenn sie das Tier malen, so malen sie die Landschaft mit, den Wald, die Heide, die Ackerkrume, das Wasser, die helle Luft und jenes geheimnisvolle Etwas, das man die Atmosphäre nennt, den hellen, silbrigen Morgen, die blaue Stunde der beginnenden Dämmerung oder das Dunkel der Nacht. Solchermaßen wird die Tiermalerei wie die Landschaftsmalerei, mit der sie sich unter diesem Zeichen innig verbündet, zur Stimmungsmalerei. Und das besonders, wenn sie sich des stilistischen Ausdrucksmittels bedienen kann, das Zügel zur höchsten Virtuosität ausbildete: der impressionistischen Form. Weich und locker, mit gelösten Konturen schmilzt da alles zu einem großen Komplex: das Tier, die Landschaft, die Ferne, der Himmel, das Spiel der Lichter. Dies ist echte Tiermalerei — hoch steht sie über der sogenannten Jagdmalerei, die entweder das jägerische Genrebild pflegt oder Wilddarstellungen von der beschreibenden, alle Details unterstreichenden Illustrationsmäßigkeit eines zoologischen Lehrbuches bietet.

Heinrich Schütz, der das Wildbild vor allem kultiviert, der in der malerischen Darstellung der Tiere auf der freien Wildbahn ein unübertrefflicher, mit dem Adlerblick des Jägers begabter Meister ist, darf nicht als „Jagdmaler" angesprochen werden. In dem Begriff liegt etwas zu Absichtsvolles und zugleich etwas Beschränkendes. Schütz aber gehört in die Kategeorie jener, deren Charakteristik man aus Schillers „Verschwö-

rung des Fiesco kennt: „ein Maler schlechtweg, der sich vom Diebstahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat als seinen Pinsel". Heinrich Schütz, der heute auf der Höhe seines Lebens steht, nach dem „Mittagsgarten" und der „feierlichen Zeit" um vierzig, die Nietzsche besungen, stammt aus Hessen; hessisch-mainländische Art kennzeichnet ihn in Sprache, Sitte, praktischer Anschauung des Lebens und der Dinge. „Eine derbe, stämmige Handwerkernatur" wurde er einmal genannt. In Offenbach am Main, wo die Leder- und Bijouteriebranche daheim ist, begann er mit Entwurfsarbeiten und fristete ein nicht eben mit Glücksgütern gesegnetes Dasein. Bis sich seiner einige kunstverständige und mäzenatisch veranlagte Männer annahmen und ihm, dessen künstlerische, zunächst zeichnerische Begabung außer allem Zweifel stand, die Mittel an die Hand gaben, nach München an die Akademie zu gehen. Bei Zügel trat er ein und lernte bei ihm, was er nur lernen kann, und das ist in handwerklicher und technischer Hinsicht ungemein viel. Aber über diese Unterweisung in der Technik hinaus blieb der junge Künstler ein Eigener, ganz er selbst. Er stand mit seinem Meister in dem Gartenatelier der Münchner Akademie, er begleitete ihn die Sommermonate hindurch nach Wörth am Rhein in der bayerischen Pfalz, wo sich alljährlich die Zügel-Schule versammelt, malte drunten am Altwasser und droben in der grünen, sonnendurchflirrten Einsamkeit des Binnwaldes, wo auch die anderen Zügel-Schüler ihre Feldstaffeleien aufstellen. Ich begleitete einst Zügel auf einem seiner Wörther Korrekturgänge und sah, wie die meisten seiner Schüler nicht nur seine Technik nachahmen, sondern wie sie selbst seine Handschrift, seine



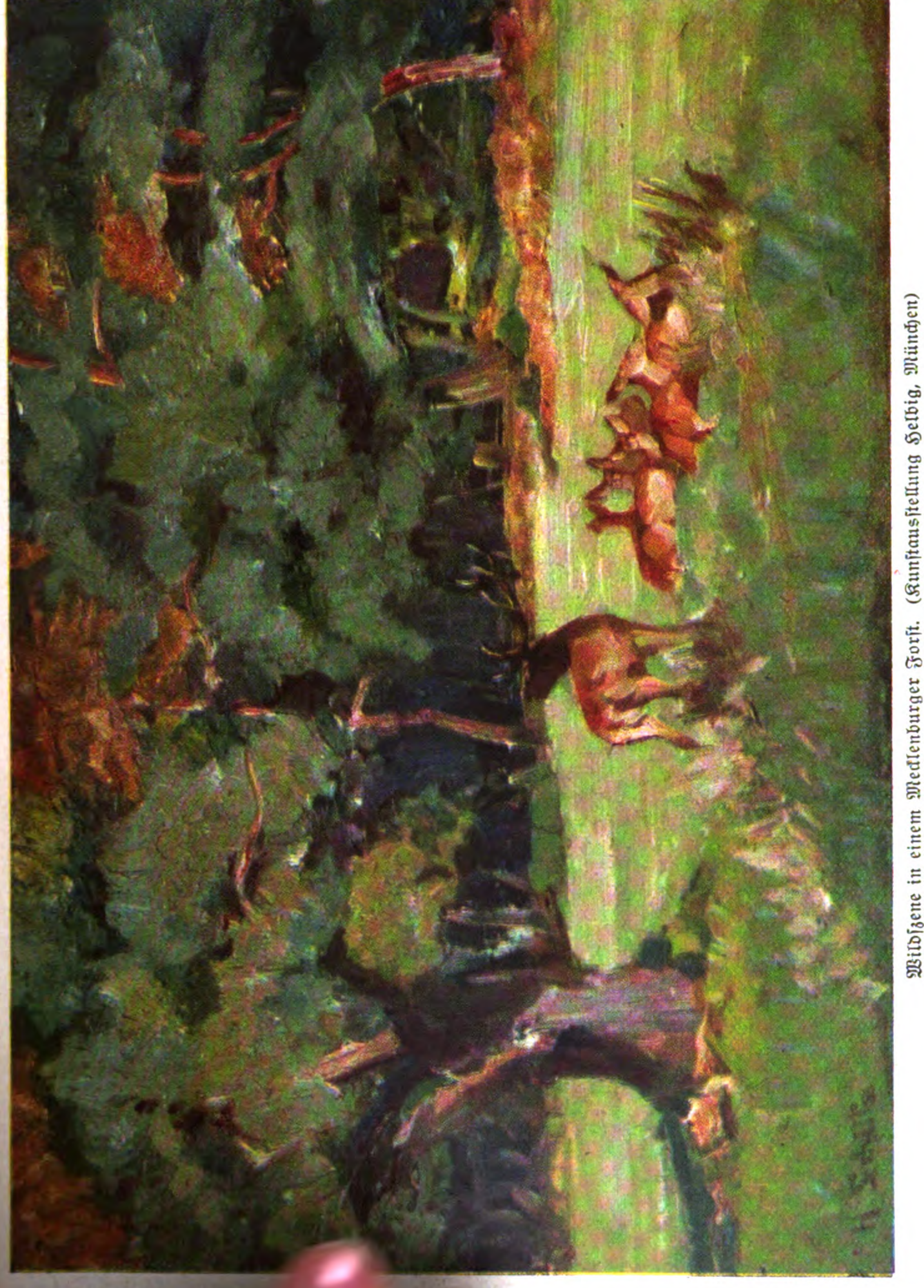
Rehstudie

schmissige „Mache" kopieren. Wie schade! Was kommt dabei heraus? Natürlich nur eine unendliche Verwässerung des Meisters, den sie doch nie erreichen, und in den Bildern mäßige Zügel-Kopien. Da tat Heinrich Schütz nicht mit. Sobald er konnte, sobald er das Handwerk beherrschte, stellte er sich auf eigene Füße. Das Thematische und Motivliche verbindet ihn weiterhin mit Zügel, wie er denn auch seine Zügel-Schülerschaft nie verleugnet, sondern dankbar ist für das, was ihm der ausgezeichnete Lehrer nicht allein an praktischen Rezepten, sondern auch an tieferer Erkenntnis vom Wesen der Malerei gab und vermittelte. Aber er machte sich schon im Ausdruck frei. Er malte weniger breit als Zügel, schwur nicht auf das für den waschechten Zügel-Schüler alleinseligmachende Dogma der Kalt-Warm-



Wildernde Katze. Gemälde

Töne, setzte seine Palette anders auf als Zügel, enthielt sich auch der Riesenformate und vor allem — war als Maler, der er



Wildszene in einem Mecklenburger Forst. (Kunstausstellung Helbig, München)

als Mensch ist. Er ist [illegible]ler [illegible] Persönlichkeit, weil auch [illegible] M[illegible] hinter den Werken des [illegible] steh[illegible]

In München [illegible] nied[illegible]

schuf in dieser bildsamen Atmosphäre, in der zum Schaffen wie zum Schauen gleichermaßen anregenden Stadt, sozusagen [illegible] ohne nach links oder rechts zu blicken, seine [illegible] Bilder. Er schloß sich keiner Clique, auch [illegible]einer Gruppe an, er sandte seine Bilder [illegible] wie jeder X-beliebige in den Glaspalast ein,



Kibitze. (Kunstausstellung Helbig, München)

unterwarf sich der Jury und war ein bescheidener-überbescheidener Mann, froh, wenn eines oder zwei seiner Gemälde angenommen und ausgestellt wurden. Da er aber keiner Gruppe angehörte, infolgedessen auch keine Spez'ln in der Hängekommission hatte, fand man seine Bilder nicht immer an den besten Plätzen. Oft genug gingen selbst kunstverständige Menschen an seinen totgehängten Bildern achtlos vorbei, auch die Presse würdigte Schütz nicht nach Verdienst, und so blieb seine Auswirkung in die Öffentlichkeit eine geringe.

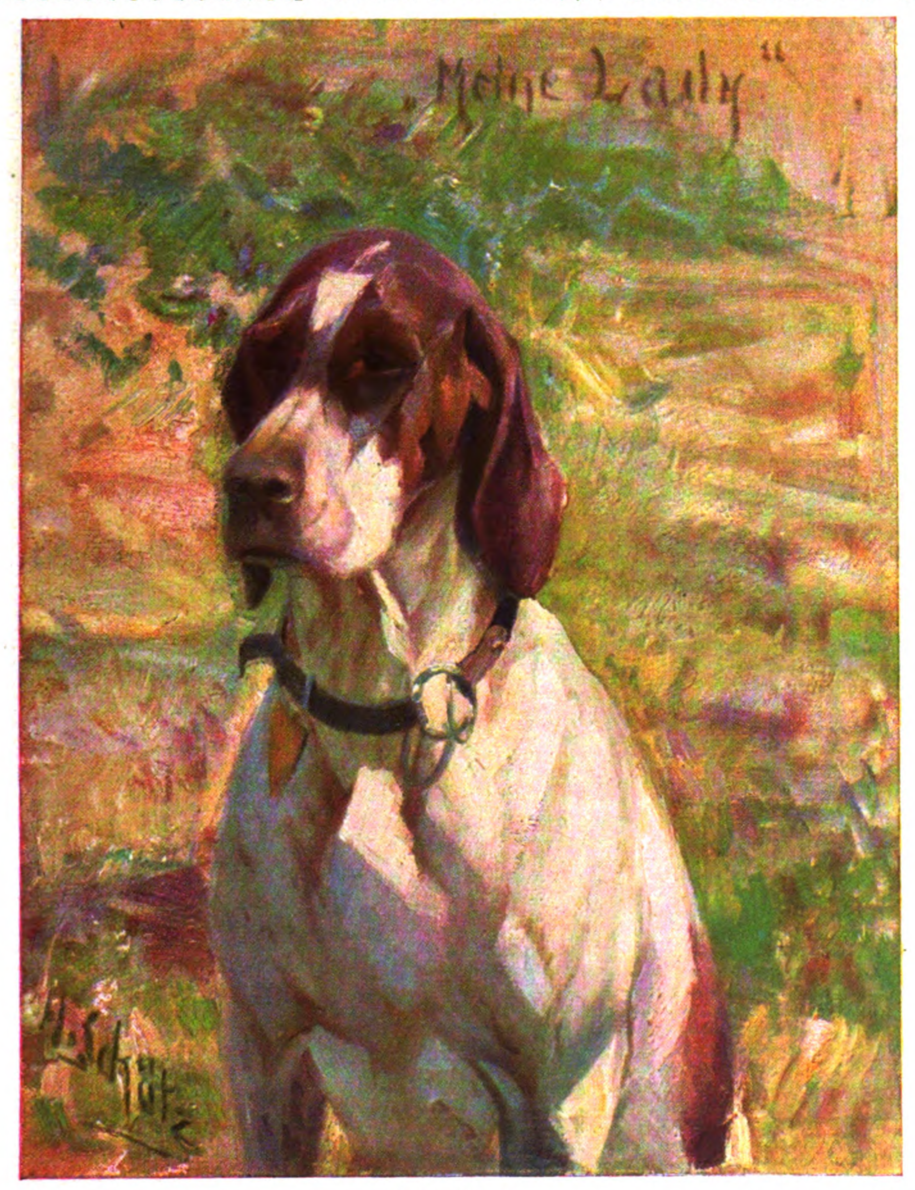
Und doch hätte er damals schon — seit mehr als zehn Jahren stellt Schütz aus und wirbt um die Anerkennung der Kunstfreunde — jede Beachtung verdient! Da ist sauberste Malerei, eigenartig und stark im Zusammenbau der Tonwerte, frisch und anziehend im farbigen Ensemble, ganz trefflich in der Komposition und in der fesselnden Stimmung über allem, die nur der geben, nur der in ein Bild gießen kann, dem sein Gegenstand und dessen Ausformung ein echtes, rechtes Erlebnis geworden ist. Und ob dies Schütz ein Erlebnis war! Ein doppeltes war es ihm: einmal das Erlebnis des leidenschaftlichen Jägers, dann aber, in gleicher Intensität, das Erlebnis des Künstlers. Durch das Medium seiner Kunst, seiner Bilder sehe ich den Jäger Schütz. Und da fällt mir ein Jagdliedlein des trefflichen Franz von Kobell ein, des begeisterten Weidmanns, der obendrein die schönste Jagdpoesie hervorbrachte, wie Schütz die schönsten Jagd- und Wildbilder malt.

Die Verse vom alten Kobell heißen so:

Und wenn es nichts ums Jagen wär',
Als frei im Holz zu streifen,
Zu lauschen, wie der Kuckuck ruft
Und wie die Finken pfeifen,
Zu atmen frischen Tannenduft
Und taugekühlte Morgenluft,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts ums Jagen wär',
Als fern vom Stadtgewimmel
Durch Lauben, wie sie baut der Wald,
Zu schau'n den blauen Himmel,
Den Schwätzern aus dem Weg zu gehn
Und keine Narren mehr zu sehn,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei.

Täusche ich mich nicht, so ist Schütz einer der Jäger von dieser sympathischen Farbe. Denn was hier Kobell als das Schöne, ewig Reine und Hohe der Jagd jenseits des „Abschusses" preist, das finde ich auch auf den Bildern von Heinrich Schütz: Tannenduft schlägt mir da entgegen (stärker als der Firnis des Nur-Atelier-Malers), taugekühlte Morgenluft atmet über den Wiesen, auf denen das Wild äst, Ruhe, Stille, Einsam-



Pointerhündin

keit breitet sich aus, kein Mensch weit und breit: nur der Künstler-Jäger, der das Wild beschleicht, mit dem Gewehr bewaffnet und zugleich mit dem kleinen Malkasten bewehrt, um im Bilde festzuhalten, was er erschaut. Krach — da liegt der stattliche Sechser-Bock, eine Pause gespanntester Erwartung, ob er nicht noch einmal hochgeht — aber er liegt, es war ein Kernschuß, und nun weidet der Jäger das Tier aus, aber gleichzeitig schwelgt das Malerauge über die koloristischen Möglichkeiten der Decke hin, und die Skizze entsteht frisch vor der Natur, oft das Bild selbst, vom ersten bis zum letzten Pinselstrich vor dem Gegenstand in der Natur heruntergemalt. Die Fertigkeit, der rasche Entschluß und die hohe manuelle Gewandtheit, die zum Jäger gehören, ihn eigentlich erst recht „machen", sie sind auch im Maler Schütz vorhanden und wirksam: Jäger und Künstler sind vollkommen eins bei ihm.

Steht man mit dem Künstler vor einem seiner Gemälde, so spricht er nicht von Kompositionsmomenten, vom „Ensemble", von Farben, von Tonwerten; er mißt seine Bilder weder an Potter noch an Rosa

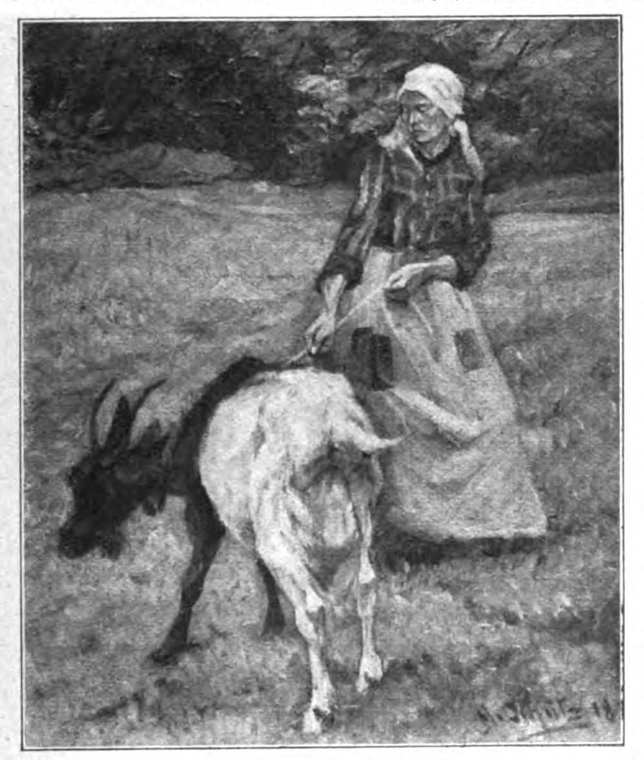
⊠ Abend im Herbstwalde. (Mecklenburgischer Forst) 

Bonheur noch an Karl Hagemeister, mit dem er übrigens künstlerisch manchen Berührungspunkt, besonders in der frischen Koloristik hat. Nichts davon. Sondern man erfährt aus Schützens Mund das Jagdabenteuer, das den Ausgangspunkt seines jeweiligen Bildes darstellt.

Otto Julius Bierbaum hat einmal vor vielen Jahren einen Band Lyrik „Erlebte Gedichte“ genannt, mit einem ganz spezifischen Beigeschmack des Wortes „erlebt“; mit gleichem oder höherem Rechte könnte Schütz seine Wildgemälde „erlebte Bilder“ nennen. Da führt er uns, schildernd und unsere Augen durch das Bild aufschließend, in die Welt der Birk- und Auerhähne, der Fasanen und Kibitze, da ist eine prächtig bewegte Wildkatze, deren Raubzug er belauschte, da sitzt ein possierliches Häslein im Grünen, da äsen Rehe, dort treibt ein Hirsch, der majestätische Herrscher des Waldes, den Schütz vor allen anderen Tieren liebt. Der Künstler weiß dann zu diesen Darstellungen anschaulich zu berichten, wie er diesen prächtigen Geweihträger in den mecklenburgischen Wäldern beschlich und wie er als Jagdgast des Herzogs Adolf Friedrich, dessen Neigungen, Jagd und Kunst, ihn zu Schütz hinführen mußten, auf der gepflegtesten Wildbahn des deutschen Nordens mit jagdlichen

und künstlerischen Erlebnissen hoher Grade begnadet wurde.

Da und dort sieht man auch eine Landschaft von Schütz, die des Tieres als des Stimmungsträgers enträt. Zuweilen, freilich seltener, ist auch ein anderes Tier ins Bild gesetzt. Es gibt Pferdebilder von Schütz: schwer daher wuchtende Fuhrwerke, mächtige, dampfende Gäule davor. Oder es ist in einer Zeichnung ein Rennen festgehalten, ausgezeichnet in



Frau mit Ziege

der Bewegung, eigenartig im Bildausschnitt, den der Künstler wählte. Oder er hat seinen Jagdhund Lady regelrecht porträtiert. Das alles ist gut und nützlich. Denn es hält den Künstler frisch, läßt ihn nicht erstarren in Motiv und Form, regt ihn an. Aber im Grunde ist er der meisterliche Maler des Wildes im grünen Wald, auf freier Wildbahn — ein Jäger und Künstler in einem.

Dr. Georg Jakob Wolf.



Schreiender Hirsch mit Tieren

Leute, die ich kannte . . .

Erinnerungen aus dem Nachlaß von Ludwig Thoma

Der alte Reder



Eigentlich Heinrich von Reder, Oberst und Ritter des Max Josephordens, den er 1870 bei Orléans erworben hatte. Am Ende seines Lebens, als Achtziger, wurde er — ich glaube beim Jubiläum des Ordens — zum Generalmajor ernannt. Aber der Titel paßte nicht zu ihm; der deutsche oder der altbayrische saß ihm wie angegossen, denn so sah er aus, wie ein Obrister, der ein Regiment Pappenheimer Kürassiere bei Lützen ins Feuer geführt hatte.

Und ungefähr so sprach er auch, sehr ungeschminkt und derb, ohne Ängstlichkeiten und Rücksichten. In seinen jungen Jahren hatte er die Aschaffenburger Forstschule besucht und mit ein paar Freunden das Korps „Hubertia" gegründet. Nach 48 war er Soldat geworden und ein tapferer Offizier.

Und daneben steckte ein vollblütiger Künstler in ihm. Als pensionierter Oberst lebte er noch manches Jahrzehnt in München, dichtete Landsknechtlieder und verfaßte rassige Geschichten, die im bayrischen Walde spielten, und die viel zu wenig gekannt sind.

Wer den hochgewachsenen, schlanken Mann mit dem feingemeißelten Kopfe sah, der riet nach den feurigen, kühn blickenden Augen, dem weißen, altbayrischen Knebelbart und nach dem sicheren, bestimmten Auftreten gleich auf den Offizier.

Es war etwas Ritterliches an ihm, etwas Chevalereskes; das Fremdwort paßt, denn so wie ihn, stelle ich mir einen „Soldaten von fortun" vor, etwa den kühnen bayrischen Reiterführer Hans von Werth, qui fit pleurer le Roy de France.

Sein derber Freimut, der so ursprünglich und ungewollt, so männlich und selbstsicher war, gab mit diesem Aussehen eine prächtige Mischung. Er wirkte nirgends eigenartiger, als etwa in einem Kreise von jüngeren Kameraden, die auch schon im Ruhestande waren, oder von Beamten. Da war er der Vertreter einer ganz anderen Zeit, in der Persönlichkeiten gedeihen konnten, ohne von Schablone und Korrektheit im Wachstum behindert zu werden.

Ich sah ihn zum ersten Male in Gesellschaft einiger Forstmänner auf einem Münchner Sommerkeller. Sie waren Hubertenphilister, die sich alle auf den alten Herrn freuten, der sein Erscheinen zugesagt hatte.

Vor Reder kam, wurden die schlechten Aussichten, die von der neuen Organisation des Forstwesens herrührten, in gedämpft mißmutigem Tone besprochen.

Ein Forstrat ließ die Beschwerden und Klagen nicht ungestüm werden und trat für die Einsicht der hohen Regierung ein.

Da kam Reder.

Wie er an den Tisch trat, mit wehendem Mantel, den großen Schlapphut tief in die Stirne gedrückt, verstand man den Namen „Wotan", den ihm die jüngeren Korpsbrüder beigelegt hatten. Gleich griff er ins Gespräch ein und schob die milden Beschwichtigungen des Forstrates beiseite.

„Ihr jungen Leut," sagte er, „wißt ihr, wie ihr am besten im Staatsdienst vorwärts kommt? Macht euch an die richtigen Frauenzimmer und poussiert sie, hernach bringt ihr's zu was . . ." Er sagte es noch viel derber und deutlicher, als es sich wiedergeben läßt.

Alle lachten; bloß der Forstrat wollte korrigieren: „No . . . no, gar so einfach . . ."

„Red net, Mensch! Was wahr is, is allaweil einfach . . ." Gleich war der trockene Ton weg, und wir saßen nun um den Alten, der aus seinem Leben erzählte, und der eigentlich der jüngste von uns allen war.

Ich sah ihn erst nach Jahren wieder, als ein literarischer Verein seinen achtzigsten Geburtstag mit einem Frühschoppen feierte.

Ruederer hielt die Festrede und sprach mehr von zu spät anerkannten Dichtern im allgemeinen als von unserm Reder im besondern. Georg Hirth folgte. Als er begann, drangen Sonnenstrahlen durch das Fenster und umspielten den feinen Kopf des Gefeierten. Dran knüpfte Hirth an und fand herzliche Worte.

Nach ein paar Musikstücken und humoristischen Vorträgen klopfte Heinrich von Reder ans Glas. Er dankte kurz und schlicht für die Glückwünsche und sagte dann: „Vor zehn Jahren, wie man meinen siebzigsten feierte, da gab es einen Herrenabend, bei dem wir ziemlich laut und lustig waren. Ein Mistgabelkooperator hat sich hinterdrein über die Unterhaltung aufg'regt und in einem schwarzen Blatt Zeter g'schrien. Heut ist das nicht möglich; heut müssen wir uns so zahm benehmen, daß der schönste Heilige mit uns zufrieden sein kann. Woher kommt das? Weil heute Damen unter uns sind; ihnen allein ist dieses Verdienst zuzuschreiben. Darum fordere ich Sie auf, Ihre Gläser zu erheben und mit mir zu rufen: Die Damen, die unsere Sitten mildern, sie leben hoch!"

Kein geschmerztes Wort von Verkennung kam über seine Lippen, und doch hätte er Ursache gehabt, sich darüber zu beklagen. Denn am Ende war schon das unwürdig, daß man den Nestor der bayrischen Dichter und des Münchner Schrifttums gerade noch durch einen Bockfrühschoppen feierte. Es gab viele, die nicht da waren, und die sich doch sonst bei jeder Gelegenheit sehen und hören

ließen. Doch weder davon noch vom Ausbleiben jedes offiziellen Glückwunsches sprach der alte Herr. Auch sein langes, tatenreiches Leben hielt er den jungen Leuten nicht vor Augen; sie waren gekommen, um fröhlich zu sein, und er wollte sie nicht stören mit einer Resignation, die leicht zur Pose führt. Er war ihnen dankbar für den guten Willen, den sie beim Vortragen ihrer Späße bewiesen, und ging auf ihren Ton ein. Ich begegnete ihm noch einmal nach jenem Feste.

Er schritt gebückt über den Maximiliansplatz; die hohe Gestalt war zusammengesunken, und seine Augen waren müde und verschleiert. Bald darauf starb er. Lange, vor das Reich, das er mit erstritten hatte, in Scherben ging.

Holger Drachmann

Er kam im Jahre 1905 mit seiner jungen Frau auf etliche Wochen nach München. Von seinem Bohemeleben waren viele Anekdoten im Umlauf, denn in Dänemark oder überhaupt in Skandinavien ist der literarische Gesellschaftstratsch kaum weniger beliebt als in Berlin, nur scheint er wohlwollender gepflegt zu werden. Wenigstens gegen Drachmann war man gütig, und man sprach mit einem gewissen Nationalstolz von seinen Erlebnissen. Ich hörte Dänen und damit verwandt fühlende Norweger von den Fröhlichkeiten Drachmanns wie von vaterländischen Ereignissen sprechen. Wir wußten also, daß wir einen ewig Jungen und einen Löwen in ihm zu erblicken hatten.

Gut sah er aus. Sehr hoch gewachsen und schlank, Haupt- und Barthaar weiß, ein scharfgeschnittenes Gesicht, dem eine Hakennase ein kühnes Aussehen gegeben hätte, wenn es nicht einen etwas weichen Zug gehabt hätte. Nach Lebemann oder — seine Manen mögen mir das Wort verzeihen — nach Lebegreis sah er doch nicht aus, dazu waren die Augen zu klug. Der Ton war in seiner Gesellschaft auf Skaal gestimmt, auf herzhaftes Zutrinken und Anstoßen.

Bei Olaf Gulbransson hielten wir einen Frühschoppen ab; da die Stühle nicht reichten, saß ein Teil der Gesellschaft auf Kisten und Koffern. Es war wie im Zelt eines Lappländers, und ich war der einzige Deutsche unter lauter Skandinaviern.

Es gab damals eine politische Erregung im europäischen Norden; die Norweger hatten sich von den Schweden getrennt, und es lag so was wie nationaler Schwung und grimmige Entschlossenheit in den Gemütern der bechernden Norweger.

Schweden war nicht vertreten. Ein kleiner, alter Herr, ein norwegischer Professor, der mir auffiel, weil er seinen langen Rock mit Stecknadeln statt mit Knöpfen geschlossen hatte, war ziemlich entflammt.

Er sprach von feindlichen Absichten der Schweden, und indem er sein Glas fest auf den Tisch stieß, rief er: „Sie sollen nur kommen!"

Drachmann ließ wohlwollend die patriotische Woge an sich heranbranden und trank herzlich auf die Freiheit Norwegens.

Er ließ sich Papier und Tinte geben und indem er das Haupt zurückwarf und nach oben blickte, verfaßte er ziemlich rasch ein Gedicht, das großen Beifall fand. Es behandelte aber nicht die Auflösung der Union, sondern Freiheit, Freude und Alkohol.

Wir saßen in den folgenden Tagen oft zusammen, meist in der Osteria Bavaria, und trafen einmal die Verabredung, mitsammen zu Fritz August von Kaulbach nach Ohlstadt zu fahren. Wir nahmen den Schnellzug bis Murnau und wollten von dort mit einem Einspänner weiter.

Da es aber Sonntag war, und da es im Gasthof zur Post frische Weißwürste gab, beschlossen wir erst einmal zu frühstücken. Am Stammtische saßen schon etliche Murnauer Bürger, von denen mich einer erkannte und freundlich einlud, bei ihnen Platz zu nehmen. Ich sagte ihnen, daß mein Begleiter der dänische Dichter Drachmann sei, und sie begrüßten ihn respektvoll und jovial.

„Aus Dänemark? So ... so? Der Herr Drachmann? No, wie g'fallt's Ihnen denn bei uns herunt? Laßt sie scho leben, net wahr?"

Drachmann fühlte sich gleich heimisch und stieß mit jedem an; es kamen immer mehr Gäste, und der wackere Zecher aus Mitternachtsland gefiel allen sehr wohl und war gleich der Mittelpunkt des Interesses.

„Aus Dänemark? Ja, was is dös? Und da san S' jetzt zu uns aba komma? Wie schmeckt Ihnen 's Bier? Gut? Hamm S' droben auch eins? Oder was trinkt ma da? ..." Die naive, ungezierte Vertraulichkeit sprach den Dichter immer mehr an; er trank eine Halbe nach der andern und dankte mir, daß ich ihn zu diesen herrlichen Menschen und zu diesem wundervollen Getränk geführt hatte. Einmal monierte ich, daß es Zeit sei zu fahren. Aber die Murnauer mischten sich ein: „Naa ... naa ... a Halbe geht scho no. Was war denn dös? Da Herr Drachmann bleibt no a weng. Net wahr? Prosit!"

Und er blieb und trank. Als wir endlich wegfuhren, hatte der Dichter einen tüchtigen Zungenschlag. Aber er redete sich ihn weg, denn auf dem ganzen Wege schwärmte er von diesem wunderbaren Naturvolke, das so treuherzig war.

„Thoma, in dieser Gegend muß ich wohnen. Ich werde hierher kommen. Es ist prachtvoll ... Noch nie habe ich Menschen getroffen, die so einfach menschlich waren ..."

Auf der ausgefahrenen Straße wurden wir ordentlich gerüttelt, und das trug auch zur Ernüchterung bei.

Als wir in Ohlstadt anlangten, war Drachmann noch nicht völlig frei von den Folgen der Murnauer Begeisterung, aber

es gelang ihm manche ritterliche Verbeugung vor der Gattin Kaulbachs, die Dänin war.

Wir hatten uns verspätet und entschuldigten uns damit, daß wir sehr lange kein Fuhrwerk bekommen hätten.

Es war noch eine befreundete Familie zu Besuch anwesend, und die Mama nahm mich beiseite und fragte mich erschrocken: „Du, um Gottes willen, hat der einen Rausch?“ Ich beruhigte sie, mußte aber zugeben, daß von rückwärts gesehen die Bewegungen des berühmten Dänen, sein Gang, die große Linie, die er beim Bewundern der Aussicht mit den Armen beschrieb, einigermaßen an den Zustand erinnerten.

Aber er hielt sich tapfer, und der vortreffliche Wein, den es bei Tisch gab, verdrängte die Nachwirkungen des Murnauer Bieres. In dem gastlichen Hause fand sich dann ein Zimmer, wo Drachmann ausruhen konnte, und abends war er ein heiter anregender und angeregter Gast.

Und dann kam eine wundervolle Frühlingsnacht mit Mondlicht über Bäumen und Wiesen. Frau von Kaulbach und Stavenhagen musizierten; wir horchten auf den wundervollen Klang und, wenn er schwieg, auf das Flüstern der Blätter, die der Bergwind bewegte.

Drachmann war verschwunden. Er saß in einem Zimmer nebenan und dichtete. Nach einer Weile kam er wieder und überreichte der Frau des Hauses sein Poem, das, woran ich mich noch deutlich erinnere, mit dem Verse schloß:

„In meinem Auge stehen Tränen,
Ich sehe hier, es gibt noch Dänen.“

Wenn ich von der Sache etwas verstehe, so war ihm sicher dieser Schluß zuerst eingeschossen, und was voraus kam, diente zur Dekoration.

Am andern Tage verließen wir das gastliche Ohlstadt und kehrten nach München zurück. Drachmann blieb nur mehr kurze Zeit, und als er uns verließ, mußte ich ihm versprechen, im nächsten Jahre seinen sechzigsten Geburtstag in Skagen mitzufeiern.

Es kam verschiedenes dazwischen, und ich dachte wohl auch, die Einladung sei in einer gehobenen Stimmung gemacht und wieder vergessen worden.

Aber kurz vor seinem Geburtstag schickte er mir telegraphisch die dringende Aufforderung, nach Skagen zu kommen.

Ich mußte leider absagen und schrieb ihm die zwingenden Gründe mit herzlichen Glückwünschen zu seinem Sechzigsten.

In seiner Antwort versicherte er mir, daß er dem herrlichen Tag in Ohlstadt als einem seiner schönsten dankbare Erinnerung bewahre.

Überbrettl

Es machte einen Winter lang ziemlich viel von sich reden; aber was es eigentlich sein sollte und was es war, läßt sich nicht so genau sagen.

Ein Unternehmen, bei dem Leute mitwirkten, die eigentlich nicht zur Bühne gehörten, und deren öffentliches Auftreten eine Sensation bedeutete.

Mit Anlehnung an Pariser Vorbilder, an Kneipen des Quartier Latin, wo Künstler und Literaten die Bourgeois, auf deren Kosten es ging, an ihrer geistreichen Fröhlichkeit teilnehmen ließen. Vielleicht so ähnlich war's gedacht.

Die Ausführung der Idee war dann, daß ein im braunen Biedermeierfrack und in Eskarpins steckender Herr auftrat und das Berliner Publikum in übermäßig leichtsinnige, kurz, in eine Quartier-Latäng-Stimmung versetzen sollte.

Man gebrauchte dazu lockere Liedchen mit Hopsasa- und Trullala-Refrains, mit der Tendenz, den wackeren Proletarier, die sich edel hingebende Tochter des Volkes, die naiv fröhliche Probiermamsell, den Apachen im Kampfe gegen die Bourgeoisie und gegen soziale Unterdrückung herauszustreichen.

Wehmut à la Baudelaire, klingender Übermut à la Bierbaum und Satanismus à la Wedekind, das ungefähr war das feinste Gericht, das einem kunstliebenden Publikum aus Berlin W vorgesetzt werden sollte.

Der erste Versuch Wolzogens am Alexanderplatz gelang; das Überbrettl war Saisonereignis; man mußte es kennen, man mußte es gesehen haben. Das Publikum kam sich pariserisch aufgelackiert vor, wenn es sich der sorglos kecken Kleinkunst hingab.

Dann machte Wolzogen den Fehler, mitten im Erfolge mit seinen Leuten auf Gastreisen zu gehen und das Theaterchen einem Konkurrenten zu überlassen. Er überschätzte Berlin W und glaubte, es mache Unterschiede und sehe auf Persönlichkeit und Leistung. Für Berlin W blieb die Quartier-Latäng-Stimmung im Etablissement, und da sich der Nachfolger Lautenburg ehrlich Mühe gab, da er den Dichter Liliencron engagierte und den „Tolstoa“, wie er sagte, auch noch engagieren wollte, blieb tout Berläng dabei, seinen Bedarf an Bohemehumor auf dem Alexanderplatz zu decken.

Wolzogen konnte auch mit dem Beginn der Herbstsaison 1901 nicht sofort an den Wettstreit gehen. Der Bau seines neuen Theaters in der Köpenicker Straße war noch nicht fertig; erst im November war es soweit, daß die Eröffnungsvorstellung vor sich gehen konnte.

Der erste und letzte große Abend im Berliner Osten.

Equipagen fuhren vor, die wohl nie mehr durch die Straßen des Armenviertels kamen; geschmückte Damen stiegen aus und schritten als Vertreterinnen des gehaßten Kapitalismus an finster blickenden Gaffern vorbei;

Herren, die ihre Zylinderhüte pariserisch in die Genicke zurückgeschoben hatten, folgten ihnen. Es hätte schon etwas sehr Starkes, vielleicht Nackttänzerisches sein müssen, was dieses Publikum wiederholt in diese Gegend gelockt hätte.

Aber vor dem Theater war mehr Pariser Stimmung, Anklang an Apachenvorstadt, als drinnen.

Drinnen war dezente Harmlosigkeit.

Die Kenner gaben nach diesem Abend alle Hoffnung auf; ein paar hellseherische Mitstreiter Wolzogens liefen zu Lautenburg über. Es begann ein zäher, aussichtsloser Kampf um die Gunst Berlins, eine Jagd nach Sensationen. Aber sogar die Sada-Yacco, die in der Köpenicker Straße gastierte, zog nicht.

Das Lächeln der Pierrots, die Madame la lune anfangen, verzerrte sich zu einem verlegenen Grinsen, der Herr im braunen Frack steckte das Haupt tiefer zwischen die Vatermörder und blickte düster bei Humor sprühenden Vorträgen.

Noch vor sich die Bäume mit neuem Laube schmückten, starb das arme Überbrettl. Denn auch am Alexanderplatz gähnte die Leere noch auffallender als das bißchen Publikum. „Tolstoa" hatte das lockende Anerbieten abgeschlagen.

Georg Queri

Gulbransson sagte einmal, er habe noch nie einen so echten, gotischen Bauernschädel gesehen, wie den Queris. Und mir erschien er immer wie aus einem Breughelbild herausgeschnitten, mit seinem kugelrunden Kopfe, in dem ein Paar schlaue, lustige Augen saßen.

Er stammte aus einer alten Bauernfamilie, die am Starnbergersee ansässig war, und er sprach rühmend davon, daß die Queris vom heruntern Seezipfel bis Ammerland hinauf einen Ruf als gefürchtete Raufer gehabt hätten. Ihm selber hat es ein Unfall, den er als frischer Schulbube erlitten hatte, unmöglich gemacht, diese Eigenschaft der Familie weiterzubilden, aber ihren urwüchsigen Humor erbte er, und der hat viele schwere Proben siegreich bestanden.

Als Bub lag er fast ein Jahr lang im Streckverband, nachdem er sich durch einen schweren Sturz beim Turnen den linken Hüftknochen zerschmettert hatte.

Das Bein blieb verkürzt, und zeitlebens machten sich bei ihm die Folgen des Unfalls geltend, da sich immer wieder Knochensplitter ablösten und Eiterungen herbeiführten; mehrmals wurde er operiert, vernäht und wieder operiert, aber die langen Wochen im Krankenhause konnten sein Gemüt so wenig vergrämen wie dürftige Verhältnisse, mit denen er zu kämpfen hatte. Er wurde der lustige Queri, an dem der Alt-Münchner seine helle Freude hatte, ein liebevoller Beobachter und Schilderer seiner Landsleute und ihrer Lebensfreude.

Wo Queri war, saß Altbayern mit seinem breiten Lachen und seinem schlagfertigen Witz am Tische, und er war nicht bloß der Lobredner, er war vor allem selber das Beispiel der Unverwüstlichkeit unseres Stammes.

Seine Begabung reichte aber weit über die Fidelität hinaus, in der sie manchen Kritikern zu stecken schien.

Sie war von guter Bauernart, tüchtig und derb und in der Derbheit gutmütig und heimatfroh.

Ich lernte ihn näher kennen, als er 1910 während der Ammergauer Passionsspiele bei meinen Verwandten wohnte.

Was er mir von seinem Leben erzählte, seine Art, den Himmel immer voller Baßgeigen zu sehen und, was fehlschlug, leicht zu verschmerzen, auch in bescheidensten Verhältnissen nie ängstlich und nie kleinlich zu sein, jede Behaglichkeit ausgenießend an allem Genüge zu finden, machte ihn mir lieb.

An Ernst fehlte es ihm keineswegs, und er hat sich ohne Hilfe, ganz aus Eigenem vom kleinen Reporter Münchner Blätter zum geachteten Schriftsteller durchgearbeitet.

Als Altbayer trug er das Seriöse nicht zur Schau, sondern versteckte es hinter einem fröhlichen Leichtsinn, den manche, die ihn nicht genauer kannten, sehr irrtümlich für den Grundzug seines Charakters nahmen.

Er hatte viel gearbeitet, freilich auch einiges flüchtig herausgebracht, nach dem alten süddeutschen Rezept: „Es tuat's scho . . ." Aber er schritt vorwärts und ließ sich vor allem nicht durch Selbstgefälligkeit darin beirren.

Im Sommer 1919 kam er auf etliche Wochen zu mir nach Tegernsee, und der Umgang mit ihm wirkte in der gedrückten Stimmung befreiend. Von den miserablen Zeitläuften ließ sich der Queri Girgl nicht unterkriegen, und er sah durchs schwärzeste Gewölk den blauen Himmel durchschimmern. Alles mußte wieder besser und gut werden, denn alleweil hängt es nicht auf eine Seite, und hinterm Schlechten kommt das Gute. Er schmiedete Pläne, hatte dies vor und hatte jenes vor, und wer ihn so unbekümmert von der Zukunft reden hörte, konnte die Gegenwart vergessen.

In Tegernsee wurde sein Singspiel. „Matheis bricht's Eis" mit starkem Beifall gegeben, und er setzte mir auf der Heimfahrt vom Theater auseinander, wie er selber in dem Singspiel nur einen ersten Schritt zur heitern Volksoper erblicke.

Andern Tags kehrte er nach Starnberg zurück, um sich ins Bett zu legen und die Ausheilung einer immer wiederkehrenden Eiterung abzuwarten.

Er stand vom Krankenlager nicht mehr auf; nach etlichen Wochen wurde er nach München in die chirurgische Klinik verbracht und starb nach einer Operation Ende November.

Der Apfel. Von Börries Frhr. v. Münchhausen

Die Stare sangen noch, — da glomm die Blüte,
Die rosa-weiße, links vom alten Tor
Im Apfelbaum — und alle Frühlingsgüte
Der Anemonen sah zu ihm empor — —

Von fernen Feldern klang die Mähmaschine,
Da quoll im Apfel wundersam der Saft,
Im zweiten Grase suchte noch die Biene
Vergeßne Blüten ab altjungfernhaft.

Und unter seiner Reife holdem Wunder,
Auf silbergrauem Glanz des Heckenpfahls
Lag schwarz und purpurdunkel wie Burgunder
Der samtne Falterglanz des Admirals — — —

An meinen Lippen schäumt der Gravensteiner,
Da ward ein Wundertor mir aufgetan,
Denn unter seinen Düften fehlt nicht einer
Der holden Räusche, die ihn reifen sahn.

Tage der letzten Erfüllung. Von Karl v. Berlepsch

Tage der letzten Erfüllung, —
Alle Büsche von durftigen Dolden schwer,
Mehr, immer mehr
Und in immer reichrer Umhüllung.

Gelbe Rosen mit reinen, wonnigen Kelchen
Kühlduftend wie badfrische Haut,
Tränenbetaut,
Träumen den Tröster herbei und wissen nicht welchen —

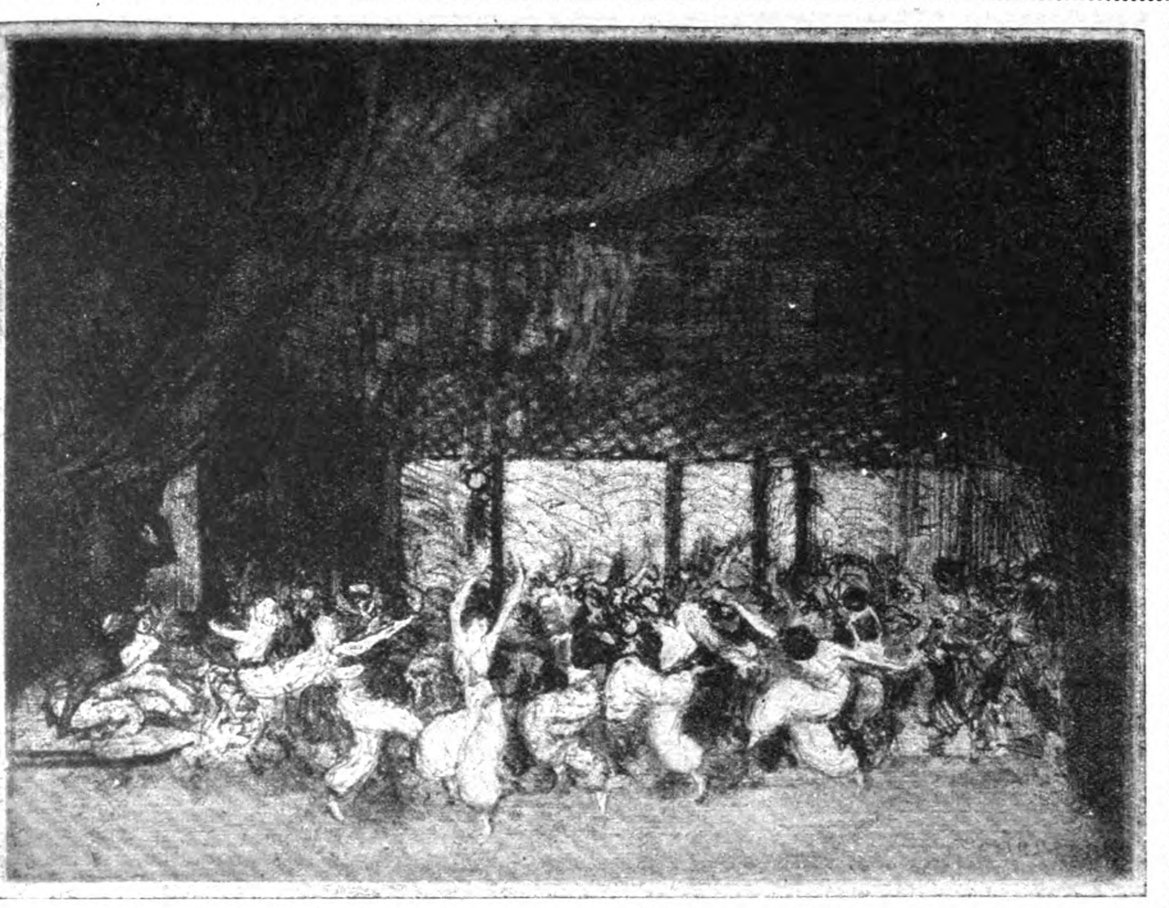
— Nur nicht so laut,
Nicht so verschwenderisch laut:
Murmelt im Grunde ein Quellchen. —
Wollen wir warten, bis der Mond kommt? —

Abschied nehmen. Von Alfons Paquet

Die Lampen werden ausgelöscht, die Luft wird kalt.
Der Tabakrauch wird nächtig. Auf den Tischen,
Den vielgeschabten, nassen, voll Brosamen,
Stehn Flaschen wie Schweinsblasen klar und leer.

Die Männer tasten nach der Kneipentür,
Seekapitäne, Handwerksmeister, Schreiber aus Kontoren,
Die Hüte auf, die Kragen hochgeschlagen.

Ein kleiner, grauer Mann mit festen Augen, reicht
Dem Mädchen, das den Schanktisch räumt, die Hand
Und faßt sie plötzlich um die Schulter,
Küßt den fremden Mund
Und geht hinaus.
Die andern lachen nicht.
Sein Schiff geht heute nacht nach Veracruz.



Meister der Graphik: Russisches Ballett. Radierung von Ernst Oppler. (Mit Erlaubnis des Verlages von E. A. Seemann, Leipzig)

Hahnemanns Liebesgarten

Novelle von Wilhelm Scharrelmann

Hahnemann, geh du voran —
Du hast die größten Stiefel an!
sangen die Kinder, wenn Hahnemann die Straße heraufkam. Aber sie taten es eigentlich nur des Reimes wegen, denn man kann nicht sagen, daß Hahnemann auf Siebenmeilenstiefeln gegangen wäre, und das Vorangehen wäre Hahnemanns Sache nun erst in keinem Falle gewesen.

Nur ein einziges Mal war Hahnemann wirklich vorangegangen und hatte damit einen Beweis seines Mutes gegeben, wie er überzeugender nicht hätte sein können, und diesen Beweis hatte er gleich am ersten Tage seines Daseins erbracht — ja, man möchte sagen, noch ehe er das Licht der Welt erblickt hatte. Denn als es für ihn hieß, sich in diese dunkelste und verworrenste aller Welten zu wagen, war Hahnemann seinem Zwillingsbruder um zwei geschlagene Stunden vorangegangen und hatte auch, trotz aller Mühseligkeiten, mit denen er in seinem Leben gesegnet worden war, darin ausgehalten, während sein Bruder es vorgezogen hatte, nach dem ersten flüchtigen Blick in diese Welt wieder in das Reich der Stille und des Schweigens hinabzutauchen, aus dem er gekommen war.

Immerhin — Hahnemann war alles andere als eine heroische Natur. Es hätte ihn verspotten heißen, wenn man es hätte behaupten wollen.

Schüchtern und still, immer ein wenig in Gedanken, zerstreut und fahrig, stieg er täglich in das städtische Büro der Alters- und Invalidenversicherung, wo er seit Jahr und Tag einen Posten als zweiter Rendant innehatte, und kehrte abends im Bewußtsein erfüllter Pflicht wieder in die kleine Vorstadtgasse zurück, wo er mit seiner einzigen Schwester die engen Zimmerchen eines kleinen, einstöckigen Hauses bewohnte, in denen die Decken so niedrig hingen, als sollten die Bewohner täglich daran erinnert werden, daß unser Herrgott die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt und es nicht gut ist, die Nase allzu hoch zu tragen. Aber das wäre bei Hahnemanns sowieso nicht nötig gewesen, und Jungfer Rose, seine bescheidene, schon ein wenig ältliche Schwester, brauchte einen solchen Hinweis ebensowenig.

Jungfer Rose war ihr Scherzname, denn eigentlich hieß sie Lene, und es war nur Zärtlichkeit und eine Anspielung auf die Jungfer Rose im Ratskeller zu Bremen, wenn Hahnemann seine Schwester anders nannte, als ihr Taufschein es vorschrieb. Nicht, daß die beiden einmal an einem Glase Rosewein genippt hätten und Hahnemann eine Art Erinnerungsfeier beging, wenn er seine Schwester mit dem Namen des edelsten deutschen Weines nannte. Nein, es waren die blühenden Wangen der Schwester gewesen, die ihr bei ihrem Bruder den Namen eingetragen hatten, ohne daß Hahnemann geahnt hätte, daß es alles andere als das blühende Leben war, das sich auf den Wangen seiner Schwester malte — bis sie, die einzige Gefährtin seiner Jünglings- und Mannesjahre, eines Tages für immer von ihm Abschied genommen hatte und still und ohne Lächeln in ihrer schmalen Bettstatt lag.

Als man sie ein paar Tage später in einem mit Blumen und Kränzen geschmückten Sarge wie in einer leise schwebenden Wiege zum Hause hinaustrug und Hahnemann als erster auf die Gasse trat, den aufgebügelten Zylinder in der Hand, und nun dem kleinen Trauergefolge voranschritt, schwiegen auch die Kinder, gafften mit offenen Mäulern, und mucksten sich nicht eines, und nur das Kleinste und Unverständigste lallte: Hahnemann, geh du voran. —

Am Abend vorher hatte Hahnemann von der Toten Abschied genommen, und daß er es in einer Weise getan hatte, wie nur je einer der wunderlichsten Kostgänger Gottes von der einzigen Gefährtin seines Lebens Abschied nahm, entsprach nun einmal seinem Wesen und ging im Grund niemand etwas an. Ein Böswilliger hätte freilich alles andere darin gesehen als die Hilflosigkeit eines Herzens, das sich keinen Rat wußte in dem plötzlichen Jammer, in den es sich gestürzt sah, und nun keinen Ausdruck fand für seinen Schmerz als in den Tönen seiner geliebten Flöte. Oben, im Giebelzimmer, das der Gestorbenen seit Jahr und Tag als Kammer gedient hatte und wo die Geranien, die sie gepflegt hatte, in weißen Steinguttöpfen vor dem kleinen, schmalen Fenster standen, hatte sie aufgebahrt gelegen, das feine, stille Gesicht mit einem schmalen Kranze von Myrtenblättern geschmückt, als hätte sie den Weg zu ihrer himmlischen Hochzeit angetreten. Dort hatte ihr Hahnemann, nachdem er feierlich und mit bebenden Händen die Kerzen am Kopfende des Sarges entzündet hatte, mit tränennassen Augen die Melodie seiner Elegie, opus 7, über den Tod in die Ewigkeit nachgeblasen, und ihm war dabei gewesen, als würden die wehmütigen Triller und Figuren, die er seiner Flöte entlockte, zu kleinen Putten mit Schmetterlingsflügeln, die davonschwebten, um der Abgeschiedenen auf ihrem Wege zu den seligen Gefilden das Geleit zu geben. Denn die Melodie, die Hahnemann spielte, war der Toten die liebste gewesen, die er bei seinem abendlichen Phantasieren auf der Flöte jemals gefunden hatte . . .

In der Gasse aber hatte man Hahne-

manns Flöte deutlich genug gehört und die Köpfe zusammengesteckt und geflüstert: „Nanu? Ist er ganz verrückt geworden? In einem Trauerhause und beim Tode der einzigen Schwester zu pfeifen?"

Ach, die Leute hatten gut reden und hätten Hahnemann auch nicht verstanden, wenn er ihnen auseinandergesetzt hätte, warum er die Flöte sprechen ließ, wo alle Dinge in tiefstem Schweigen standen, als hätte der Tod sie mitberührt, als er in die enge und kleine Kammer getreten war.

Aber die Tote hätte keiner Erklärung bedurft, wenn sie ihn noch hätte hören können. Sie lag, das Gesicht von den lose aufgesteckten Flechten ihres dunkelbraunen Haares umrahmt, was ihr trotz ihrer Jahre einen beinahe mädchenhaften Ausdruck verlieh, mit gefalteten Händen und mit gesenkten Wimpern so ruhig da, als lausche sie der schwermütig sanften Weise, die der Flöte des Bruders entquoll. Und Hahnemann blies, wie er in seinem Leben noch nicht geblasen hatte. Als er aber an die Stelle kam, wo die G-moll-Melodie seiner Elegie wie in plötzlicher Befreiung und gleichsam unter einem seligen Lächeln sich zu einem klaren Dur erhob — jene Stelle, bei der er jedesmal den glücklich leuchtenden Augen der Schwester begegnet war — da überwältigte ihn seine Bewegung, daß er die Flöte vom Munde nahm und in ein Schluchzen ausbrach, das wie ein Wildwasser zu Tal ging und niederwarf wie einen entwurzelten Baum. Es war, als seien die siebenmal sieben Jahre, die er zählte, zu ebenso vielen Monaten zusammengeschrumpft, und er wäre wieder der kleine Bub', als der er einst am Sarge der Mutter gestanden.

Ein Jahr später war aus Hahnemann vollends ein Einsiedler geworden. Er tat keinen Schritt über die Gasse, der nicht unbedingt nötig war, und hauste in seiner Wohnung, ohne viel fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Nur daß er die wenigen Zimmer seines Häuschens dann und wann von einer Nachbarin aufräumen ließ. Zu einer Haushälterin, wenn sie nicht sehr wirtschaftlich gewesen wäre, hätte das schmale Gehalt, das er bezog, kaum gereicht, und außerdem wäre es ihm ein schmerzlicher und unleidlicher Gedanke gewesen, in seinem Hause nunmehr eine Fremde schalten und walten zu lassen. Sein Mittagessen erhielt er für geringes Geld in einer Speisewirtschaft und seine Morgen- und Abendmahlzeit bereitete er sich ohne viele Umstände selber.

So wäre Hahnemanns Leben sicher ohne Bedrängnis oder Konflikte zu Ende gegangen, wie der glatte Faden einer sauber gespulten Garnrolle. Aber auch im Leben der unbedeutenden und kleinen Seelen, deren Schicksal ein ewiger Alltag zu sein scheint, gibt es zuweilen merkwürdige Zufälle, tragische Verwicklungen und heroische Entsagungen, wird zuweilen die ganze Stufenleiter menschlicher Leidenschaften durchmessen, und unter dem Gewand der Alltäglichkeit wandeln sich die Herzen ebenso tief und schmerzlich wie unter den Festgewändern und ereignisreicheren Tagen der großen Welt.

Bei Hahnemann sah es zuerst wie eine Posse aus, die ein lustiges Fatum mit ihm aufzuführen sich in den Kopf gesetzt hatte, erfüllt von dem boshaften Verlangen, die schlichten Fäden dieses stillen Lebens so zu verwirren, daß auch eine überlegene Hand nur schwer wieder Ordnung hätte hineinbringen können. Es begann unschuldig wie ein Märchen, und Hahnemann nahm es im ersten Augenblick lediglich für eine romantische Laune des Zufalls, als er eines Abends, spät durch regennasse Gassen heimwärts stapfend, ein weibliches Wesen vor seiner Haustür kauern sah, in dem er bei näherem Zusehen ein bildschönes, junges Mädchen erkannte, das, in die Mauernische des Hauseingangs gedrückt, Schutz vor dem niederströmenden Regen suchend, hier in übergroßer Ermüdung eingeschlafen sein mochte.

Trotz seiner Jahre geriet Hahnemann in einige Verwirrung, und er wollte eben geräuschlos seine Tür aufschließen, um an dem Abenteuer, das ihm so völlig unvermutet auf den Stufen seines Hauses entgegentrat, vorbeizuschlüpfen, als die Unbekannte, durch Hahnemanns zusammenklappenden Schirm mit einigen Regentropfen benetzt, aus ihrem Schlaf erwachte und nach der ersten Verwirrung aus einem zunächst unerklärlichen Grunde in Tränen ausbrach.

Es ist leichter, einen pharaonischen Traum zu deuten, als genau zu berichten, was in den nächsten Minuten geschah. Hahnemann empfand hinterher selber, daß es Dinge gibt, die, wie aus merkwürdigen Träumen entstiegen, plötzlich da sind, ohne daß wir genau sagen könnten, wie es ihnen möglich war, uns in das zarte aber unauflösliche Netz ihrer Verwicklungen zu verschlingen. Genug, einige Minuten später hatte Hahnemann die nur mit einem dünnen Mantel Bekleidete nach ihrer verwirrt hervorgestammelten Erklärung im ersten Aufflammen seines Mitleids in sein Haus aufgenommen und ihr das Zimmer seiner verstorbenen Schwester für die Nacht eingeräumt.

Erst eine Weile später kam ihm das Mißliche und, wie er sich eingestehen mußte, ein wenig Peinliche der Situation, die er heraufbeschworen hatte, zum Bewußtsein. Er begriff nicht mehr, daß er das Mädchen nicht lieber mit einer Geldgabe entlassen, sie in den nächsten Gasthof gebracht und sich damit alles Lästige vom Halse geschafft hatte, und war doch auch wieder zu stolz vor sich selber, der bösen Nachbarn wegen sich nachträglich Vorwürfe über die gute Regung seines Herzens zu machen. Dann aber begann ihn der Zweifel zu quälen, ob die Angaben des Mädchens, das einer herumziehenden Musikerbande entlaufen sein wollte, die in den eben vergangenen Markttagen in den Lokalen der Stadt aufgespielt hatte, auf Wahrheit

beruhten. Sie sei von Antonio, dem Führer der Gesellschaft, seit langem schlecht behandelt, sogar mit Schlägen traktiert worden und darum heute abend kurzerhand und völlig mittellos davongelaufen. Händeringend hatte sie Hahnemann nach dieser Erklärung gebeten, sie nicht zu verraten, da sie dann ihrer Gesellschaft wieder zugeführt werden würde. Später werde sie sich schon helfen, hatte sie versichert und Hahnemann bei alledem so herzflehend angesehen, daß er ihre Bitte nicht hatte abweisen mögen.

Wie? Wenn sie am Ende nichts anderes als eine Betrügerin war und nicht der Zufall sondern irgendeine Berechnung sie veranlaßt hatte, sich gerade seine Tür zum Nachtlager auszuersehen? Heutzutage war eigentlich niemand mehr zu trauen, am wenigsten diesem herumzigeunernden Marktvolk, das heute hier und morgen dort war und mitnahm, was nur irgend mitnehmenswert war.

Vorsicht war jedenfalls nötig. War es denn ausgemacht, ob nicht vielleicht alles auf Verabredung beruhte und noch während der Nacht irgendein Komplize des Mädchens vor der Tür erschien, um in das heimlich geöffnete Haus zu dringen?

Aber die Nacht verging, ohne daß sich etwas Verdächtiges bemerkbar gemacht hätte, und als die Unbekannte, die sich Mela nannte, am Morgen ihr Zimmer verließ und die Treppe herabkam, und Hahnemann sie nunmehr einem ausführlichen Verhör unterwarf, gewann er doch den Eindruck, daß er nicht belogen worden sei. Also erklärte er sich bereit, Mela für einige Tage bei sich zu behalten, bis Antonio mit seiner Gesellschaft die Stadt verlassen hätte, was bald zu erwarten war, da ein mit einem Lokal in Hamburg geschlossener Vertrag ihn dazu nötigen würde, wie Mela versicherte.

Sie sprach eine schweizerische, mit italienischen Sprachbrocken gemischte Mundart, die den Reiz ihres Wesens und das Fremdartige ihrer Erscheinung noch erhöhte.

Ihrer Eltern entsann sie sich kaum mehr; solange sie zu denken vermochte, war sie Mitglied der Gesellschaft gewesen, der sie angehört hatte, und schon als Kind ausgebildet worden, zum klirrenden Tamburin zu tanzen, vornehmlich aber zum Einsammeln der Almosen benutzt worden, die sie vor den Türen der Häuser, auf Märkten und in den Gassen hatte erbetteln müssen.

Hahnemann hörte ihr gespannt und bei besonders dramatischen Stellen ihrer Erzählung fast erregt zu. Unter ihren Worten, den lebhaften Bewegungen ihrer Hände und ihren blitzenden Augen entrollte sich für ihn eine Welt, in die er in seinem Leben noch nicht geblickt hatte und die ihn, den stillen Kanzleibeamten und schrullenhaften Altgesellen, durch das Romantische, das sie enthielt, geheimnisvoll anzog.

Antonio war das böse Element im Leben Melas gewesen, ein Mann von rücksichtsloser, heißblütiger Energie, wie Hahnemann ihn sich vorstellte, und einer erschreckenden Roheit im Verkehr mit Mela. Gestern noch hatte er ihr mit einem Riemen einen Hieb über Nacken und Schultern gegeben, daß der rote Streifen, der darauf zurückgeblieben war, noch heute wie eine Wunde darauf brannte. Warum er es getan? Nun, das war so, wie man es zuweilen in Schundromanen las: Antonio liebte Mela, aber wenn er getrunken hatte, schlug er sie...

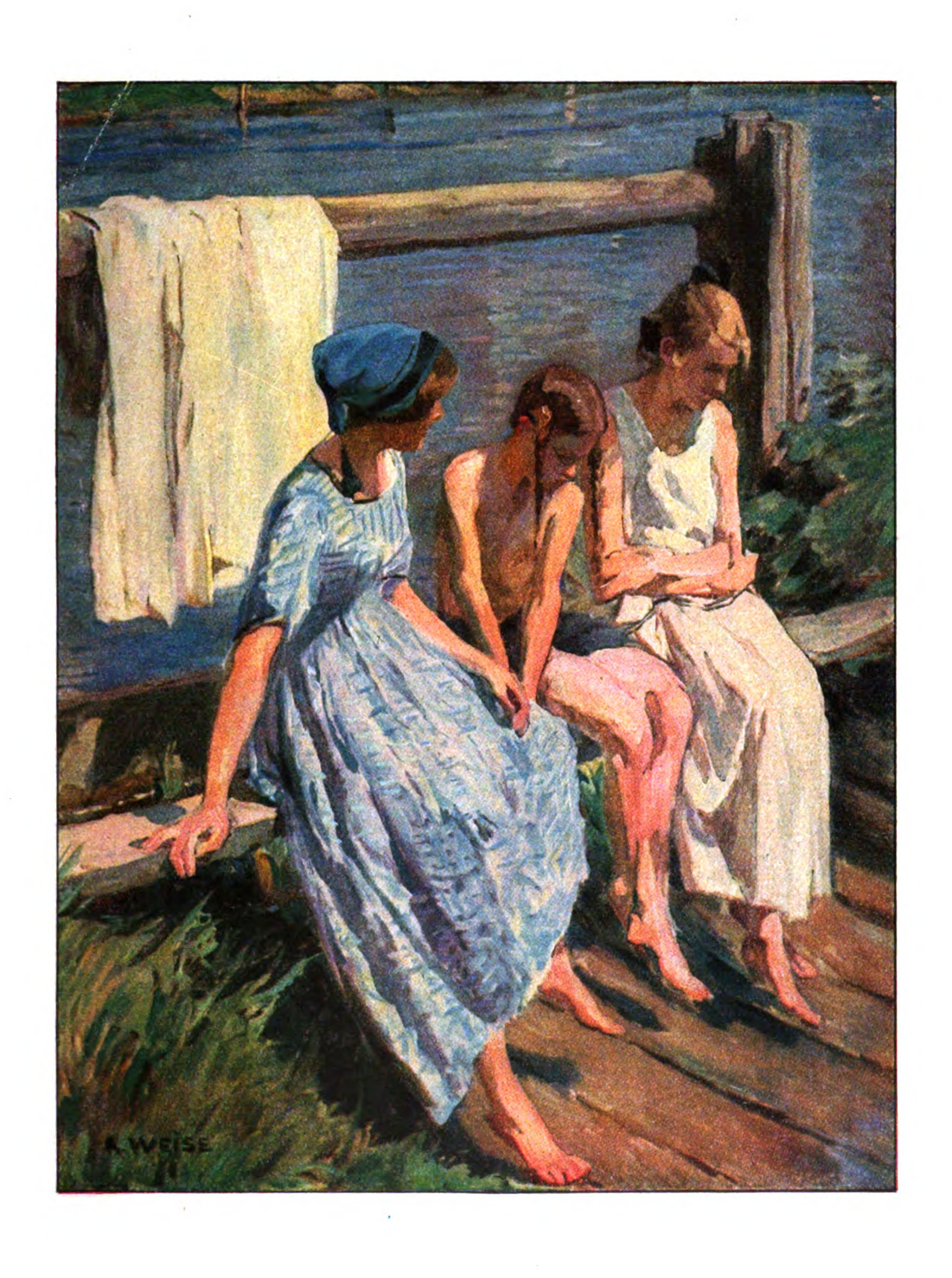
Jedenfalls stand es von diesem Augenblick an für Hahnemann fest, daß er sich Melas auch weiterhin annehmen müsse und daß er recht getan hatte, sie bei sich zu behalten.

Es war eine wunderliche Zeit, die nunmehr für Hahnemann begann, als habe ein Märchen seinen Einzug bei ihm gehalten, und wenn er abends mit Mela in der kleinen Hinterstube saß und zum erstenmal nach langen Jahren wieder eine Zuhörerin bei seinem Flötenspiel hatte, empfand er den Zufall, der ihm das Mädchen zugeführt hatte, das nun schon seit Wochen neben ihm dahinlebte, als ein merkwürdiges Glück. So war es nur natürlich, daß auch seine Musik unter dem neuen Erleben ihren Charakter änderte und die sanften, elegischen Weisen, die er früher bevorzugt hatte, sich mehr und mehr zu einer größeren Fröhlichkeit erhoben. Ja, als er eines Abends, ohne es recht zu wollen, in eine Tanzmelodie ausglitt und Mela plötzlich, von dem wiegenden Motiv erfaßt, sich erhob und mit schwebenden Schritten einen Tanz dazu begann, riß ihn die Grazie ihrer Bewegungen und das sich steigernde Tempo ihrer Schritte schließlich zu einem wilden Allegro der Freude hin, daß er vor Entzücken über den ungewohnten Anblick fast den Atem verlor und sein Blut durch seine Adern rauschen fühlte.

Sie tanzte in dem kurzen, grell-bunten Kleide, in dem sie ins Haus eingezogen war, das schwarze, blauschimmernde Haar zu einem losen Knoten im Nacken geschlungen, die Arme halb erhoben, den Mund leicht geöffnet, und dann und wann traf den hingerissenen Hahnemann ein Blick ihrer feurigen Augen, daß ihm fast die Sinne vergingen.

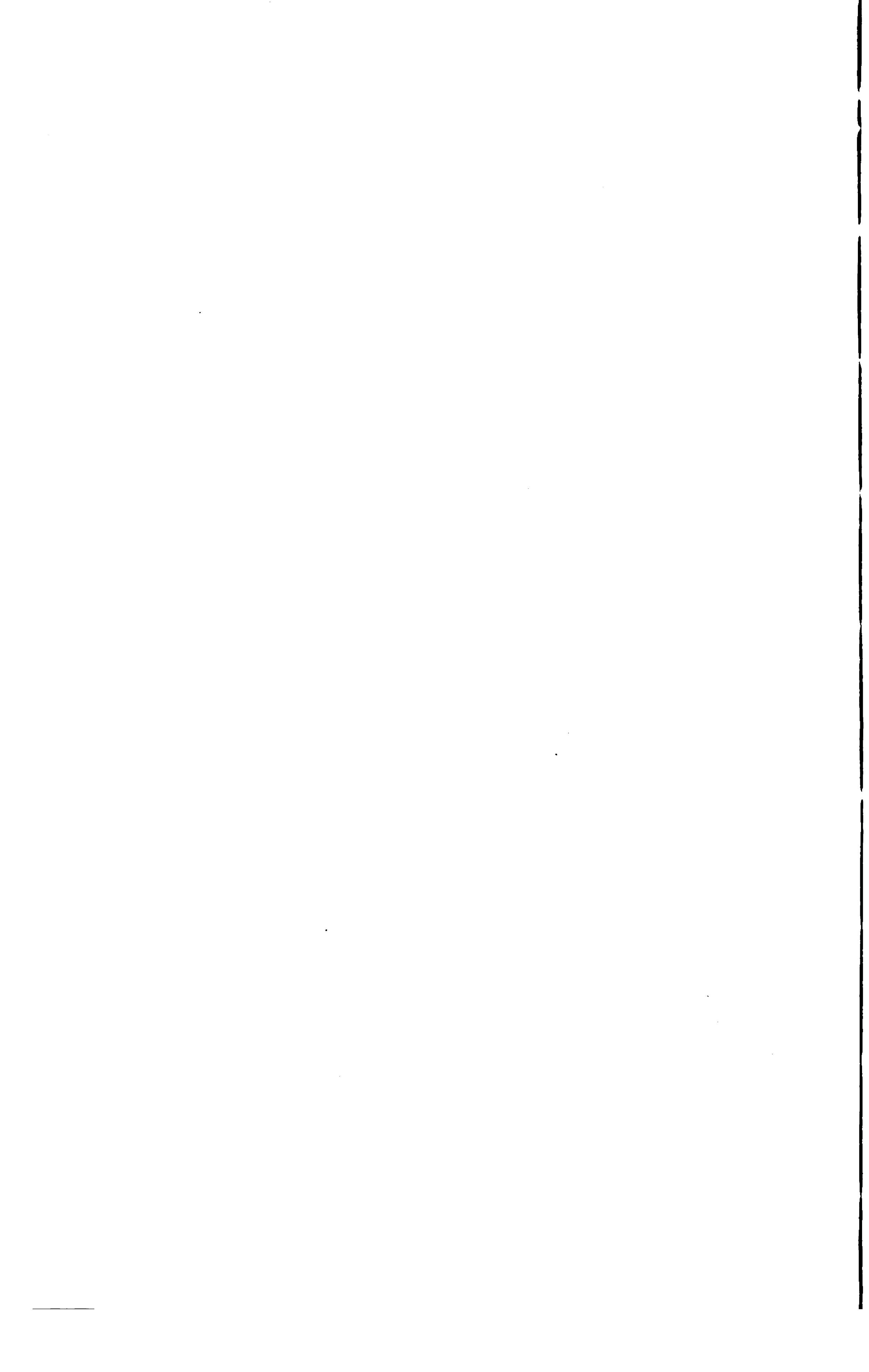
„Mela!“ schrie er, als sie, ein wenig atemlos von den schnellen Drehungen in dem engen Raum, erschöpft innehielt, „das war schön! Unendlich schön war das!“

Sie lächelte, sah aber dann müde an ihm vorbei ins Leere, und Hahnemann gewahrte zum erstenmal einen Ausdruck in ihrem schmalen, dunkelfarbigen Antlitz, den er sich nicht zu deuten vermochte. Eine verhaltene Sehnsucht sprach daraus und zugleich eine müde Versunkenheit und Trauer, bei der Hahnemann mit leisem Befremden ahnungsvoll empfand, wie weit die Seele des Mädchens im Grunde von ihm entfernt war. Aber das war nur ein Augenblick, vorüberhuschend wie ein Wolkenschatten. Dann umfing ihn von neuem der Zauber, der von ihrer schmiegsamen Gestalt ausging. Er sah ihren Mund lächeln und blickte mit Bewunde-



Nach dem Bade. Gemälde von Prof. Robert Weise

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)



rung auf die feinen, schmalen Knöchel ihrer Füße.

Hahnemann hatte die Liebe, wenn er sich recht besah, eigentlich nie kennen gelernt. Er hatte ja seine Lene gehabt und über sie den Schmerz, den er in jungen Jahren einmal um ein Mädchen gelitten hatte, längst vergessen. Aber ein Erleben war es doch kaum gewesen, und wenn er sich auf das Tatsächliche besann, das damals geschehen war, so war es lächerlich gering gewesen.

Achtzehn Jahre war sie gewesen und hatte auf der Nachbarschaft gewohnt, so daß er sie von seiner Stube aus oft an ihrem Kammerfenster hatte sitzen sehen können. Schwarzhaarig war sie gewesen, wie es Mela war, und auch ein wenig blaß wie sie und ernst und still. Lange hatte er sie aus der Entfernung angeschwärmt, schüchtern und zurückhaltend, wie er immer gewesen war, und sie dann ein einziges Mal unter Herzklopfen und Befangenheit von einem Feste des Instrumentalvereins, dem er als Flötenspieler angehört hatte, nach Hause begleitet. Eine warme, stürmische Märznacht war es gewesen, von einem heimlich schwellenden Drängen und Leben erfüllt, und die Seligkeit der kargen Augenblicke war so übergroß gewesen, daß er kaum ein Wort hatte reden können und über ein paar hervorgestammelte Höflichkeiten nicht hinausgekommen war, so daß die langersehnte Gelegenheit vorüberging, wie der Hauch des feuchten Windes, der durch die Gassen fuhr und die Knospen der Bäume in den Gärten schwellen ließ.

Im Sommer hatte er dann täglich in der kleinen Laube gesessen, die sich die Geschwister, die früh verwaist waren, auf dem nach hinten gelegenen flachen Dach des Hauses errichtet hatten, das eigentlich zum Wäschetrocknen bestimmt, nun zu einem Dachgarten umgestaltet war, auf dem Feuerbohnen in schmalen Holzkästen wuchsen, von Winden und japanischem Hopfen durchwuchert, und grellblütige Kapuzinerkresse an schmalen Stäben emporrankte. Seinen „Liebesgarten“ hatte Hahnemann die Dachlaube heimlich genannt und manche Abendstunde darin verträumt, immer in Erwartung, das heimlich angebetete Mädchen drüben an ihrem Fenster auftauchen zu sehen und vielleicht einen Blick ihrer schönen Augen zu erhaschen ... Aber das war selten gewesen, sehr selten, und meistens waren drüben die Vorhänge herabgelassen worden, ohne daß er auch nur die Hand gewahrt hätte, die es besorgte ... Dann im Herbst hatte er durch seine Schwester plötzlich erfahren, daß sich das Klärchen verlobt hatte, und er hatte heimlich die Zähne zusammenbeißen müssen, sich den Schmerz nicht merken zu lassen, der ihm blaß und kalt ins Herz gefahren war, daß es sich darunter zusammengekrampft hatte, wie unter einem heftigen körperlichen Schmerz ... Einige Zeit später war die Hochzeit gewesen, und der neue Frühling hatte ihm das liebe Gesicht auf Nimmerwiedersehen entführt ..

Er hatte lange gebraucht, die Enttäuschung und die schweigende Entsagung zu überwinden. Aber die Jahre hatten auf diesen Schmerz ihre lindernde Hand gelegt, und Hahnemann war im Zusammenleben mit seiner Schwester langsam der etwas wunderliche Junggeselle geworden, und niemals wieder hatte ein weibliches Wesen sein Herz zu schnelleren Schlägen getrieben. Langsam war er mit der Schwester älter und älter geworden und glaubte, die Liebe und alles, was sie ihm hätte bringen können, längst begraben und abgetan, — als er sich nunmehr durch Mela von neuem in einen Strom von Empfindungen gerissen sah, die ihn anfänglich so verwirrten, daß er sich kaum klar darüber war, daß nichts anderes als eine wunderliche, reichlich verspätete Liebe ihren Einzug in sein Herz gehalten hatte.

Er wurde wortkarg und still darüber, und die fast kinderhaft heitere Form des bisherigen Umgangs zwischen beiden begann unter der Befangenheit zu leiden, die über ihn kam. Dazu wurde er mit jedem Tage reizbarer und wunderlicher. Der Klatsch der Nachbarn, der nicht ausgeblieben war, verdroß und ärgerte ihn, weckte aber auch seinen Trotz, so daß er eines Tages Mela kurzerhand einen Heiratsantrag machte.

Das Mädchen nahm die hastigen und abgerissenen Worte, mit denen er sich erklärte, mit sichtlicher Befremdung auf, und Hahnemann sah sich einige Augenblicke später, ein wenig verblüfft, allein gelassen, ohne eine Antwort, geschweige denn eine Zustimmung von ihr erfahren zu haben.

Der Abend, der darauf folgte, verging in Schweigen und Stille, und als Hahnemann sich am anderen Morgen anschickte, den Frühstückstisch zu richten, erschien Mela wohl in der Wohnstube, aber die Stimmung zwischen beiden blieb so gedrückt wie vorher.

Hahnemann, gutmütig und besorgt, sie mit seinem Antrag gekränkt zu haben, versuchte mit vorsichtigen Worten auf den gestrigen Abend zurückzukommen, begegnete aber einem so flehentlichen Blick in Melas Augen, daß er erschrocken wieder schwieg und die Dinge nicht weiter berührte, im stillen von der Hoffnung erfüllt, daß sich alles mit der Zeit schon ordnen und machen werde.

Als er eine halbe Stunde später den täglichen Gang zum Büro antrat, ahnte er jedenfalls nicht im mindesten, was ihm bevorstand. — Bei seiner Rückkehr fand er das Haus wie sonst — nur Mela war nicht da.

Er rief ihren Namen, durchschritt die wenigen Räume seines Hauses — nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken. Dabei stand ihre Zimmertür weit geöffnet, während die Sachen darin unberührt schienen. Als er entdeckte, daß auch ihr Mantel verschwunden war und er den Hausschlüssel im Briefkasten fand, in den er durch den Schlitz in der Haustür geworfen sein mußte — fing Hahnemann an zu begreifen. Es war kein Zweifel, Mela hatte ihn verlassen, verlassen

für immer. Tage folgten, die den Schmerz und die Enttäuschung Hahnemanns eher erhöhten, als verminderten. Dazu kam die Ungewißheit, wohin Mela sich gewandt haben mochte, und sie war am Ende schwerer zu ertragen, als alles andere.

Erst einige Wochen später erhielt er eine Nachricht von ihr aus München, die wenigstens die quälendste Unruhe von ihm nahm.

Mela war ihrer Gesellschaft nach Hamburg nachgereist — das Reisegeld schickte sie in dem anliegenden Geldschein zurück — und augenblicklich in München, wo Antonio mit den Seinen einem Vorstadtcafé verpflichtet sei. Aber über den Grund ihrer plötzlichen Abreise — ihrer Flucht stand nicht ein Wörtchen in den wenigen Zeilen, die sie mit ungeschickten Händen und, wie es schien, in einiger Hast an ihn geschrieben hatte.

Hahnemanns schlimmste und quälendste Befürchtungen waren damit freilich behoben, aber was hatte sie nur bewogen, zu der Gesellschaft zurückzukehren, der sie damals so angstvoll entflohen war? War es angenehmer, sich von Antonio verprügeln zu lassen, und hätte sie nicht auch bei ihm bleiben können, wenn sie seinen Antrag ausschlug?

Hahnemann begann zu grübeln, aber er fand keine Erklärung. Darüber stieg das Bild der Entschwundenen wieder greifbar deutlich vor ihm auf, bedrängte ihn mit wunderlicher Süße und ging mit rätselhafter Macht durch seine Träume, daß er darüber zuweilen mit klopfendem Herzen erwachte und halb von Sinnen zu sein wähnte.

„Mela!“ schrie er leise in die enge, dunkle Kammer, in der sein Bett stand, „Mela!“

Tagelang glaubte Hahnemann wie im Traum zu leben. Mechanisch ging er ins Büro, tat seine Arbeit automatisch und geistesabwesend, kehrte heim, schlief unter Seufzern ein und erwachte nur, um den neuen Tag wie den vergangenen zu verbringen. Nach vierzehn Tagen aber erwachte er eines Morgens mit dem Entschluß, Mela in München aufzusuchen. Er mußte sie wiedersehen, koste es, was es wolle. Fast erschreckt dachte er daran, daß er vielleicht schon zu lange Zeit habe verstreichen lassen und sie vielleicht München bereits wieder verlassen haben könnte.

Noch an demselben Morgen bat er um einige Tage Urlaub, fuhr abends mit dem Schnellzuge nach München und kam am anderen Vormittage durchfroren und übernächtig dort an.

Er ließ den kleinen Koffer, in dem er das Notwendigste für die Reise mitgenommen hatte, am Bahnhof und begann sich nach dem Vorstadtcafé hinzufragen, das Mela in ihren Zeilen erwähnt hatte.

Ein wenig beklommen trat er in die mit kleinen, runden Marmortischen und abgenutzten Wiener Rohrstühlen besetzte Halle, die in dem Lichte des grauen Tages ihn nüchtern und freudlos empfing. Die schadhaften und angeschmutzten Vorhänge vor den Fenstern, ein unaufgeräumtes Büfett und ein Geruch von abgestandenem Bier und kaltem Tabaksqualm verstärkten die Öde des Raumes.

Ein wenig betreten nahm Hahnemann in einer Ecke Platz und bestellte sich bei der Kellnerin, die den zu so ungewöhnlicher Zeit eingetretenen Gast ein wenig verwundert musterte, eine Tasse Kaffee.

Wie er saß und darauf wartete, bedient zu werden, trat ihm das Traumhafte und merkwürdig Unwirkliche der Dinge von neuem nahe. War es zu glauben? Er, der in seinem ganzen Leben keine größere Reise unternommen hatte, saß plötzlich, eine ganze Tagereise von der Heimat entfernt, in München, um — ein Kind der Straße wieder zu sehen, das er nicht vergessen konnte.

„Haben Sie nicht italienische Musik hier im Saal?“ fragte er die Kellnerin, als sie ihm den Kaffee brachte.

Verwundert sah ihn die an. Wollte er sich am hellen Tage zu seiner lumpigen Tasse Kaffee etwa Musik bestellen?

Einige Minuten später wußte er, daß er tatsächlich zu spät gekommen war, wie er schon gefürchtet hatte. Antonio und seine Gesellschaft hatten München bereits wieder verlassen. Ob nicht ein junges Mädchen in der Truppe gewesen sei, Mela mit Namen? Schwarz, etwa zwanzigjährig und von schlanker Figur?

Ja, das sei richtig. Wie das Mädel geheißen, könne sie freilich nicht sagen. Sie sei selber erst seit ein paar Tagen im Lokal.

Ob sie dann vielleicht wisse, wohin die Musiker gegangen seien? Es läge ihm viel daran.

Nein, es tue ihr leid. Sie wolle aber den Wirt darum fragen.

Von dem erfuhr er dann, daß Antonio Perdotti mit seiner Gesellschaft vor zwei Tagen nach Zürich abgereist sei.

Als Hahnemann wieder auf die Straße trat, fiel ein feiner Sprühregen. Unentschlossen sah er die Straße hinab und wußte nicht, was er beginnen sollte. Zuletzt entschied er sich doch, nach Zürich zu fahren, um dort zu versuchen, Mela zu finden.

Als er im Zuge saß, wich die Erregung, die seine Nerven durchzittert hatte, einer bleiernen Müdigkeit. Eine Erschöpfung kam über ihn, die ihn willenlos und kläglich vor sich selber machte. Zusammengesunken saß er in der Ecke seines Abteils, hörte dem gleichmäßigen Schüttern der Räder auf den Schienen zu und verfiel zuletzt darüber in Schlaf.

Als er erwachte, mußte er sich darauf besinnen, daß er auf der Fahrt nach Zürich war . . .

Ein Herzklopfen überfiel ihn.

Würde er Mela finden? Und wenn es ihm wirklich gelang — wie würde sie ihn empfangen? Überhaupt, was wollte er eigentlich von ihr? Sollte er sie bitten, mit ihm zurückzukehren? Wenn sie Neigung gehabt hätte, mit ihm zu leben, hätte sie ihn dann auch ohne ein Wort der Erklärung

heimlich verlassen? Ach, er wußte es nicht. Nur wiedersehen wollte er sie.

Als er in Zürich ausgestiegen war und durch die Stadt ging, unentschlossen, was er tun oder beginnen sollte, erschien ihm seine Reise und alles, was damit zusammenhing, als völlig sinnlos. Die Aussicht, Mela zu begegnen, war doch lächerlich gering, und wenn irgendein Zufall es doch fügte, war dann nicht alles noch verworrener, als es so schon war?

Endlich entschloß er sich, zunächst ein Zimmer zu nehmen. Er freute sich, eine Weile in Ruhe sitzen zu können und schlief in einem Sessel nach einer Weile in stumpfer Müdigkeit ein.

Als er gegen den Abend hin erwachte, fühlte er sich merkwürdig erfrischt. Er ließ sich Kaffee bringen, aß ein wenig und ging dann in die Stadt.

Das wunderbare Bild, das der See und das großstädtische Leben auf den Straßen boten, hätte ihn zu anderer Zeit vielleicht bis zum Jubel entzückt und angeregt. Heute hatte er kein Auge dafür. Die Berge standen blau und feierlich vor dem glühenden Abendhimmel, und die ersten Sterne tauchten, noch bleich und kraftlos, aus dem milden, mattblauen Himmel auf, als er seine Suche begann.

Er hatte sich vorgenommen, zunächst in den Cafés nach ihr zu spähen, in denen musiziert wurde, gab es aber nach einer Reihe resultatloser Versuche wieder auf. Es war doch zu aussichtslos.

Müde und niedergeschlagen und halb wider Willen trat er zuletzt in ein Gartenrestaurant am See, wo ihn fröhliches Stimmengewirr und der matte Schimmer zwischen den Bäumen aufgehängter Lampions empfingen.

Er hatte eben Platz genommen, als aus einer Ecke des Gartens die Klänge einer Musik zu ihm herüberdrangen, die mit Geige, Cello und Klarinette lustig und von einem merkwürdig aufreizenden Rhythmus getragen, den Garten erfüllte.

Aber er war so oft enttäuscht worden, daß er kaum noch einen Blick für die Musikanten hatte und erst aufmerksam wurde, als der klirrende Schlag eines Tamburins die Musik zu begleiten begann.

Von einer wunderlichen Ahnung erfaßt, trat er näher und sah im nächsten Augenblick ein Mädchen in einem grell-bunten Kleide und verschnürtem Mieder, mit erhobenen Armen das Tamburin schwingend und schüttelnd, sich vor den Musikanten im Kreise drehen.

Das Herz stand ihm still, als er Mela erkannte, und ein jähes Gefühl der Schwäche überfiel ihn. Ihm war, als hätten seine Knie plötzlich die Kraft verloren, seinen Körper zu tragen.

Es schien eine Art Zigeunertanz zu sein, den sie aufführte, bald wild und feurig, bald von jener müden, etwas lässigen Grazie getragen, die er so gut an ihr kannte.

Als sie geendet hatte, schickte sie sich an, durch das Beifallsklatschen der Gartenbesucher belohnt und von Tisch zu Tisch gehend, die Almosen einzusammeln, die man ihr auf das hingehaltene Tamburin warf.

Als sie zu Hahnemann kam, stand er auf, zitternd und unsicher.

„Mela!" sagte er leise und mit heiserer Stimme.

Sie zuckte zusammen, stutzte und sagte dann leise: „Du? Was willst du?"

„Mela!" begann er wieder, und seine Stimme war bittend und weich.

„Sag', was du willst?" fragte sie von neuem, von einer Ungeduld erfaßt, daß sie unwillkürlich mit dem Fuße aufstampfte.

„Ich — ich bin dir nachgereist!" stotterte er. „Denn — siehst du — du hast mich verlassen ohne ein Wort, und da wollte ich —"

„Es ist unsinnig!" unterbrach sie ihn leise und zornig. „Geh, sag' ich! Geh auf der Stelle!"

„Aber Mela!" entgegnete er hilflos und trotzig zugleich.

„Geh wenigstens jetzt! Ich kann jetzt nicht mit dir reden!" flüsterte sie erregt und wandte sich schnell dem nächsten Tische zu. „Siehst du nicht, daß man aufmerksam wird? Und Antonio —"

Gehorsam trat er ein paar Schritte zurück, folgte ihr aber mit den Augen, wohin sie ging, und zuckte unmerklich zusammen, als er sie im nächsten Augenblick, ruhig, als sei nichts geschehen, von neuem zum Tanz antreten sah.

Als sie abermals sammeln ging, trat sie wie von ungefähr dicht an ihn heran und flüsterte, noch ein wenig atemlos vom Tanz: „Worauf wartest du denn? So geh doch endlich! Geh!"

„Mela!" bat er von neuem.

„Wie ungeschickt du doch bist!"

„Ich kann nicht anders, Mela, mag geschehen, was will."

Als sie nach einigen Minuten zum drittenmal sammelte und zu ihm kam, hatte er sich ein wenig gefaßt und flüsterte ihr zu: „Ich muß mit dir reden, ein paar Minuten nur. Sag' mir, wo ich dich sehen kann."

„Es geht nicht! Du hörst doch!"

„Es muß gehen," antwortete er hartnäckig und entschlossen.

War es, daß der Ton seiner Worte sie umstimmte, oder empfand sie Mitleid mit ihm? Jedenfalls schien sie eine Sekunde lang zu überlegen.

Dann zuckte sie die Achseln. „Tu, was du willst!" sagte sie. „Vielleicht, wenn du Antonio traktierst? Aber verrate dich nicht!"

Antonio traktieren? Womit? Was erwartete sie von ihm? Aber zuletzt war das ja ganz gleichgültig. Kurz entschlossen bestellte er den Musikanten in der nächsten Pause eine Flasche Wein.

Der Kellner fragte höflich, ob der Wein an seinem Tisch getrunken werden solle?

An die Möglichkeit hatte Hahnemann gar nicht gedacht. Aber nun stimmte er sogleich zu und saß ein paar Sekunden später zwischen den Musikanten, die ihm zutranken und lebhaft schwatzend von ihren Reisen zu erzählen begannen.

Mela aber ließ sich nicht sehen, so sehnsüchtig Hahnemann auch nach ihr ausschaute. Als ihre Gefährten aber, nachdem die Flasche geleert war, ihre Musik wieder aufnahmen, sah er sie plötzlich wieder aus dem Dunkel des Gartens auftauchen und von neuem ihren Tanz beginnen.

„War es recht so?" fragte er, als sie an ihm vorüberging.

„Noch eine Flasche," antwortete sie kurz und schritt an ihm vorbei.

— Es war spät geworden. Der Garten hatte sich geleert, und die Musikanten packten ihre Instrumente ein. Hahnemann stand unentschlossen auf. Er war seinem Ziel um keinen Schritt näher gekommen. Jetzt würde Mela mit Antonio und den beiden andern in den Gasthof gehen, und er konnte bis morgen abend warten, ehe er sie wiedersehen werde.

Da war sie plötzlich an seinem Tische.

„Nun?" fragte er erregt und vom Wein erhitzt, „ihr werdet jetzt heimgehn, nicht wahr? Werdet ihr morgen abend wieder in diesem Garten spielen? Werde ich dich sehen?"

„Still," flüsterte Mela, „man versteht uns."

Antonio war näher gekommen, und trat nun zu den beiden.

Er mochte ein guter Dreißiger sein. Das schwarze krause Haar, das dicht gelockt über der schmalen Stirn saß, die blitzenden Augen mit den elfenbeingelben Augäpfeln und die Aussprache verrieten sofort den Südländer.

„Ah," wandte sich Mela an ihn, „der Herr hier ist selber Musikant. Vielleicht, wenn ihr einig würdet," lachte sie, „eine Flöte zu Geige, Klarinette und Cello wäre schön."

Hahnemann hätte nicht verblüffter sein können. Aber vielleicht verstand er Mela recht, daß sie eine Gelegenheit schaffen wollte? Oder wollte sie Antonio nur so etwas wie eine Erklärung dafür geben, daß er sie mit Hahnemann im Gespräch gefunden hatte?

Antonio lächelte, und Hahnemann hatte Gelegenheit, sich den vieren ungezwungen anzuschließen.

Die Nacht war weich und der Himmel ein wenig bezogen, so daß die Sterne, die er sehen ließ, in einem feinen Dunstschleier zu schweben schienen.

Hahnemann ging mit Antonio voran. Mela und die beiden andern folgten.

Der Wein hatte die Musikanten fröhlich und ausgelassen gemacht. Nur Hahnemann, der keinen Wein gewohnt war, spürte einen leichten Schwindel und eine schwermütige Entrücktheit.

Man fragte ihn, wo er wohne, und geleitete ihn bis vor die Tür seines Hotels. Aber Hahnemann wollte noch nicht schlafen gehen.

Nein, er sei nicht müde, gewiß nicht. Die Nacht sei so schön, und wenn es ihnen recht sei und er nicht lästig falle — wie wäre es, wenn man noch ein bißchen zusammenbliebe?

Lächelnd nahm man ihn mit in die Gasse, wo die vier ihr Quartier hatten. — —

Als Hahnemann eine Stunde später in sein Hotelzimmer trat, brauste ihm das Blut in den Adern, wie ein Gießbach ein Tal durchströmt, das seit Jahren nur das sanfte Rieseln seiner Quellen vernahm.

Ihm war, als wären alle Dinge plötzlich von einer schwebenden Leichtigkeit erfüllt. Hatte er sich vielleicht jemals um etwas gegrämt und Sorge gemacht? O, das Leben war märchenhaft ... war ein merkwürdig versponnener Traum, und das Glück stand jederzeit bereit, wenn man nur den Mut hatte, es zu wollen!

Wirklich, ihm hatte es heute abend eine Seligkeit ins Herz geschüttet, daß es nicht zu sagen war. Nein, nicht zu sagen war es. Und Mela war schön — und ihr Auge stand wie ein Stern über dieser merkwürdig beschwingten Nacht, in der alle Dinge wie verwandelt waren.

Denn es war fest abgemacht worden: Hahnemann würde von nun an als Flötenbläser mit in die Gesellschaft eintreten ... Mela hatte vorhin am Tisch noch einmal wieder das Gespräch darauf gebracht ... O, sie war klug, das mußte man sagen. War es nicht der einfachste Weg, mit ihr zusammenzubleiben? Nicht sie mußte mit ihm, sondern er mit ihr gehen. Wie einfach das war! Morgen wollte man alles genauer bereden ...

O, was für eine Zeit würde es werden! Täglich würde er sie sehen, in ihrer Nähe leben ... Natürlich war es unmöglich, jemals wieder nach Hause zu reisen. Mochte doch, wer wollte, aufs Büro gehen und Akten schreiben. Die Welt war zu schön, um in einem ihrer dunkelsten und freudlosesten Winkel langsam zu verstauben. Das Haus? Nun, das würde er verkaufen und den Garten dazu. Nicht einmal heimzureisen brauchte er deswegen. Jeder Rechtsanwalt würde da die nötigen Formalitäten für ihn erledigen ... Dann kam es nicht einmal so sehr auf das Geld an, das Antonio ihm zahlen würde ... Was machte es viel, wenn er von dem eigenen dazu nahm? Denn von jetzt ab wollte er leben, leben wollte er ... Es war vorbei mit der Trübsal und der Enge und der Dumpfheit zu Hause. Gut, daß er überhaupt noch aufgewacht war. Und das verdankte er Mela, ganz allein Mela ...

Im Einschlafen sah er sie vor sich stehen, wie er sie vorhin beim Abschied gesehen hatte, und der Blick ihres Auges, der ihm mit schmerzlicher Süße das Herz zusammenzog, folgte ihm bis in den Traum. —

Am Morgen ging er seine neuen Freunde

aufzusuchen, traf aber nur Joseph, den Klarinettenbläser.

Der zog ihn in eine Ecke der kleinen, dunklen Gasthofsstube, klagte, daß er noch kein Frühstück gesehen habe, und ließ sich von neuem traktieren. Mit vollen Backen begann er dann auf Antonio zu schelten: Ob Hahnemann es nicht gestern schon gemerkt habe? Antonio sei ein Geizkragen, wie er nicht schlimmer gedacht werden könne, und er, Joseph, ginge überhaupt demnächst auf und davon. Ob er etwa verpflichtet sei, für Antonio zu arbeiten, he? Ganze achtzig Franken bekomme er im Monat und Mitzlaff, der Cellist, gar nur siebzig. Aber warum ließe sich Mitzlaff so was gefallen? Von Rechts wegen müsse doch geteilt werden, was eingenommen würde, nicht wahr? Hahnemann sei es doch wohl nicht ernst damit, daß er mitmache? Er habe doch Geld im Beutel, nicht wahr, und könne auf den kleinen Verdienst pfeifen! Und nur so aus Lust an der Musik und am Reisen? Das würde er bald genug satt bekommen, so sicher, wie er Joseph Kaltenbrunner heiße.

Vorsichtig begann Hahnemann nach Mela zu fragen.

Joseph zwinkerte ihn mit den Augen an und machte ein schlaues Gesicht.

Ob er sich vielleicht in das Mädel verliebt habe? Nun, solche Geschichten solle er sich nur aus dem Sinn schlagen, denn in dem Punkt sei Antonio mächtig kitzlig. Das habe sich oft genug gezeigt, besonders damals, als sie ihm ausgerissen sei. Denn das wäre sie, regelrecht davongelaufen. Wochenlang sei sie verschwunden gewesen, bis sie eines Tages doch wieder aufgetaucht sei, das dumme Ding. Aber so seien die Mädel. Je schlechter man sie behandle, um so treuer seien sie. Pah, es sei nun mal mit keiner viel Staat zu machen. Aber Mela sei das halbe Geschäft für Antonio, und ohne Mela würde er nicht die Hälfte von dem einnehmen, was sie ihm alle Abend bringe. Und darum sehe es in den nächsten Monaten für Antonio nicht gerade günstig aus. Denn demnächst werde es mit dem Tanzen Melas doch für eine Weile ein Ende haben müssen.

Hahnemann verstand nicht. „Warum?“ fragte er ahnungslos und verwundert.

„Na ja, natürlich doch!“ entgegnete Joseph, zwinkerte mit den Augen und ließ Hahnemann allein.

⌘ ⌘ ⌘

Man muß nicht meinen, daß Hahnemann die Groteske, zu der sein Leben sich nun gestaltete, nicht übersehen hätte. In Augenblicken heimlicher Selbstbesinnung kam er sich wie ein geprügelter Hund vor, den man nur zu locken braucht, damit er mit klingenden Glöckchen am Bandelier wieder aufwartet und schön tut. Aber er konnte nicht los, das war es, und wenn er sich auch dazu hätte aufraffen wollen, wäre es doch wohl zu spät gewesen dazu.

In der ersten Zeit war er freilich oft genug unruhig geworden, wie ein Zugvogel im Herbst. Aber nun war er auch darüber hinaus. Die Fäden, die ihn mit der Heimat verbunden hatten, waren nun einmal durchschnitten. Was lag daran? Was lag schließlich an allem? Am Ende geschah alles, wie es mußte. Es hatte keinen Zweck, sich zu sträuben — niemand entging seinem Schicksal, und das seine war nun einmal mit seiner Liebe zu Mela verknüpft.

Was aus ihm werden sollte, wußte er nicht. Alle behandelten ihn nach Laune und Gefallen, nur Mela war gut zu ihm, und sie hütete das Geheimnis, das zwischen ihnen war, als hätte sie ihm ihr Wort darauf gegeben.

Warum sie ihn damals verlassen hatte, als er sie für immer an sich hatte fesseln wollen, begriff er ja nun längst... Aus demselben Grunde hatte sie ja auch zu Antonio zurückkehren müssen, der der Vater des Kindes war, das sie erwartete.

Am meisten hatte er sich an Joseph angeschlossen. Mitzlaff war hinterlistig und verkniffen, und Antonio begann er mit einer stumpfen Ohnmacht zu hassen. —

In einer dunklen Winternacht gab Mela einem Knaben das Leben. Man hatte in einem Dorfe in der italienischen Schweiz haltgemacht, und Hahnemann zog die letzten hundert Franken hervor, die er für Zeiten der Not in sein Rockfutter genäht hatte, um ihr für die nächsten acht Tage wenigstens das Bett zu sichern, in dem sie lag, und die Wirtin zu beschwichtigen.

„Zum Teufel,“ sagte Antonio zu Mela, „was hat der alte Narr so oft vor deiner Tür herumzulungern?“

Sie schwieg, trotzig und gereizt.

Antonios Mißtrauen und Eifersucht schlugen wie eine Flamme empor, heiß und jäh.

„Willst du nicht antworten?“ fragte er und packte ihr Handgelenk.

Sie streifte ihn mit einem Blick der Verachtung.

„Laß mich zufrieden,“ sagte sie, und drehte sich von ihm ab zur Wand.

„Antworte!“ drohte Antonio.

„Was fragst du mich? Habt ihr nicht alle auf seine Kosten gelebt, tagein, tagaus? Habt ihr ihn nicht ausgezogen, alle miteinander?“

„Ist er was besseres wert?“

„Ja, daß du es weißt! Denn er ist besser als du, besser als Mitzlaff, besser als der Joseph. Denn du — du bist —“

Aber sie kam nicht dazu, den Satz zu vollenden. Ein Faustschlag traf sie ins Gesicht, brutal und roh, wie jemand in der Wut ein Tier schlägt.

„Mein Gott!“ sagte Hahnemann zu Joseph und sprang auf, denn er hatte durch die dünnen Wände des Zimmers den Schlag und den halbunterdrückten Aufschrei Melas gehört.

„Was war das?“ stammelte er.

„Er prügelt sie,“ entgegnete Joseph gleichmütig und sog an seinem Schweizer Stumpen. Hastig war Hahnemann aufgestanden und an die Tür gegangen, bleich vor Erregung.

„Komm ihm jetzt nicht in die Quere, wenn ich dir raten soll,“ sagte Joseph und streckte die Beine unter dem Tische aus. „Wenn er seine böse Stunde hat, ist er wie ein Tier. Er kennt sich dann selber nicht.“

„Er soll sie nicht schlagen!“ stieß Hahnemann heraus, von Wut und aufsteigendem Weinen geschüttelt. „Er soll nicht.“ Er hielt seine Hand geballt und ein Zittern der Empörung lief durch seine Glieder. Sekundenlang schwiegen beide. Dann hörten sie Antonio Melas Zimmer verlassen und die Treppe hinab in die Wirtsstube gehen. Dort würde er nun seinen Groll in Terlaner ersäufen.

„Komm,“ sagte Hahnemann, als die Tür unten ins Schloß gefallen war, „wir müssen nach ihr sehen.“

„Wenn du dir durchaus die Finger verbrennen willst!“ sagte Joseph und blieb sitzen.

Als Hahnemann zu Mela ins Zimmer trat, hielt sie die Hände vor das Gesicht gepreßt. Aber sie sagte nichts.

„Mela!“ begann Hahnemann kläglich und hilflos und sank wie ein Kind vor dem Bett in die Knie. „Hat er dich wirklich geschlagen?“ Leise zog er die Hände vom Gesichte fort und nun sah er, daß ihre Lippe blutete und ihre Augen voller Tränen standen.

„Sei still!“ flüsterte Mela. „Verrate es niemand, hörst du? Und stehe auf, um Gottes willen, steh auf!“

„Warum tat er das? So sprich doch um alles in der Welt, warum?“

„Wie dumm du fragst!“ Fast unwillig klang das.

„War es“ — seine Stimme sank zu einem Flüstern herab — „um meinethalben?“

„Ach, laß mich!“ sagte Mela, aber Hahnemann wußte genug.

„Ja, warum denn nur?“ stammelte er. „Du — du liebst ihn doch —“

„Geh jetzt, rede nicht mehr, es hat keinen Zweck. Hörst du? Geh, sag' ich.“

Hahnemann gehorchte. An der Tür blieb er noch einmal stehen.

„Er soll dich nicht wieder schlagen, um meinetwillen nicht wieder schlagen!“ sagte er aus einem plötzlichen Entschluß heraus.

Mela antwortete nicht, und sekundenlang blieb es still zwischen beiden.

„Geh nur jetzt!“ sagte sie dann weicher, wie sie vorher mit ihm gesprochen hatte. „Und sag' ihm nichts, hörst du? Tu' es nicht. Er wird mich nur von neuem schlagen. Ich kenne ihn.“

Hahnemann antwortete nicht. Leise ging er hinaus. In seiner Kammer war es kalt und freudlos. Die Dämmerung trat durch das kleine Fenster. Wie sinnlos doch dies alles war! Ihm war, als sei er bisher wie im Traum umhergegangen und nun plötzlich aufgewacht und sehe nun den Dingen bis auf den Grund, und sie waren alle hoffnungslos und traurig.

Warum hatte er bis heute nie begriffen, was zu tun war? Was um alles in der Welt hatte ihn nur hier gehalten? Denn nun sah er ja ganz klar, daß er ihr immer nur Leid gebracht hatte, und daß sie auch in Zukunft nur Leid um ihn haben würde.

Darüber mußte er wieder an den Schlag denken, den sie um seinetwillen empfangen hatte, und es überwältigte ihn. Nie, auch nicht ein einziges Mal, hatte er einen Beweis ihrer Liebe empfangen. Aber nun hatte sie um ihn gelitten. In diesem Augenblick hatte sie ihn geliebt!

Mela! stammelte sein Herz, Mela!

Nun mußte er fort. Das sah er ganz klar. Helfen konnte er ihr nicht mehr, arm und heimatlos, wie er jetzt war. Und selbst, wenn er es vermocht hätte, würde sie seine Hilfe zurückweisen. O, was ihn betraf — er würde sie auch jetzt, nun sie das Kind hatte, mit Freuden mit sich genommen haben, irgendwohin, wohin sie wollte ...

Unwillkürlich hing er eine Zeitlang dem Gedanken nach.

Das würde schön sein. Sie würden eine Stätte finden, irgendein Zuhause, und wenn es noch so arm und bescheiden war. Die Welt war weit und tausend Möglichkeiten waren da. Aber sie würde es nicht wollen. Nie. Es war ganz zwecklos, daran zu denken. Denn sie war Antonios Eigentum. Ja, das war sie, trotz allem. Das hatte er ja gewußt, vom ersten Tage ihres Wiedersehens in Zürich an. Und es war ja gut. Es war ja alles gut. Nur schlagen sollte er sie nicht, das ertrug er nicht. Und wenn er nun fortging, hatte sie keinen mehr, der sich ihrer annahm. Niemand.

Lange saß er in der Stille des Zimmers und grübelte. Die Kälte des ungeheizten Raumes erfaßte ihn und machte seine Knie schwer. Er fühlte es nicht. Er hatte nachzudenken.

Da war noch der Rest des Geldes, das er bei sich trug. Dreiundzwanzig Franken bekam die Wirtin, so, das andere sollte für Mela sein. Er selber brauchte nichts mehr.

Er schloß die Scheine in einen Briefumschlag und schrieb ihren Namen darauf, und tat dasselbe mit dem Gelde für die Wirtin zusammen. Die andern Sachen, seine Koffer und seine Kleidungsstücke, sollte Joseph haben.

Als er mit allem zurecht war, ging er hinunter, fertig zum Fortgehen.

In der Wirtsstube war niemand mehr.

So ging er an Antonios Kammer und klopfte. Als er eintrat, sah er ihn auf dem Bettrande sitzen, um sich die Stiefel auszuziehen. Verkniffen und bleich sah Antonio den Eitretenden an.

„Was ist?“ fragte er unwirsch.

„Ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden,“ sagte Hahnemann, ein heimliches Beben in der Stimme und unwillkürlich das ‚du‘

aufgebend. „Sie haben Mela vorhin geschlagen."

Antonio war einen Augenblick lang sprachlos vor Überraschung.

„Hat sie es dir geklagt, hat sie?" fragte er, seinen Mund zu einem höhnischen Lächeln verziehend. „Geh zum Teufel, du Hanswurst!" schrie er darauf, „geh zum Teufel, sag' ich, lächerlicher alter Narr."

„Es ist mir gleichgültig, was Sie sagen!" entgegnete Hahnemann ruhig. „Nur, Sie sollen Mela nicht wieder schlagen! Wagen Sie es nicht!" schrie er nun plötzlich, von einem Wutanfall geschüttelt, der ihn fast besinnungslos machte. „Verstehen Sie mich? Wagen Sie es nicht!"

Antonios Verblüffung war grenzenlos.

War Hahnemann plötzlich verrückt geworden?

Ohne ein Wort trat er an ihn heran, um ihn kurzerhand hinauszuwerfen.

In diesem Augenblick geschah etwas völlig Unerwartetes.

„Rühren Sie mich nicht an!" sagte Hahnemann leise und drohend und zog einen kleinen Revolver aus der Manteltasche, den er seiner Zeit in Zürich erstanden hatte, ehe er mit den Gefährten auf Reisen gegangen war.

Ein Unbeteiligter hätte lächeln müssen, wenn er Hahnemann in diesem Augenblick erblickt hätte.

Er stand da, Zornesfalten in der Stirn, unbarmherzig und streng in Blick und Haltung, die Augen fest auf den Gegner gerichtet, und bot bei dieser Haltung, die in einem so völligen Gegensatz zu seinem Wesen stand, die erhobene kleine Waffe drohend in der Hand, einen Anblick von so grotesker Komik, wie noch nie in seinem Leben.

Antonio erbleichte. Er war schutzlos und ohne Waffe. — „Was wollen Sie?" fragte er und trat einen Schritt zurück.

„Nichts weiter, als daß Sie mir das Versprechen geben, Mela nicht wieder zu schlagen. Eine Erklärung vor Zeugen, wissen Sie. He!" fuhr Hahnemann fort, die Tür zu der Kammer der Gefährten aufreißend, „hört ihr's da drinnen? Hier ist jemand, der ein Gelübde ablegen will. Hört ihr?"

„Geh zum Teufel!" schrie Antonio von neuem und stampfte mit dem Fuße auf. „Hinaus, sag' ich!"

„Sprechen Sie mir nach, was ich sage," unterbrach ihn Hahnemann und hob von neuem die Waffe, daß Antonio abermals zurückwich: „Ich — Antonio Perdotti — schwöre bei dem Andenken meiner Mutter — daß ich mein Weib — die Mutter meines Kindes — nicht wieder schlagen werde, sie getreulich halten und beschützen will — solange ich lebe!"

Kein Weigern half. Der erhobene Revolver erzwang Gehorsam.

Joseph und Mitzlaff standen völlig verdattert und gafften mit offenen Augen.

„Habt ihr's gehört, ihr beiden, he? — Gut. Dann bin ich hier fertig."

Hahnemann verließ das Zimmer und tappte auf die Dorfstraße hinaus.

Es war eine stille Nacht. Irgendwo mußte doch der Mond stehen? Er sah ihn nicht, denn der Berg vor ihm verdeckte ihn. Aber die Luft war wie Milch, weiß und lau, und der schmelzende Schnee leuchtete trübe am Wegrande. Die Häuser standen merkwürdig unwirklich in dem matten Lichte, das die Nacht erfüllte, und vom Walde her scholl das leise Brausen, mit dem der Wind durch die Tannen ging.

Als er an die Stelle kam, wo der Weg um den Berg herum und von da abwärts in das benachbarte Tal führte, bog Hahnemann ab und begann den Berg hinaufzusteigen, lächelnd und still, langsam und ruhig wie jemand, der einen Spaziergang machen will. Allmählich wurde ihm im Steigen warm, und als er einige Augenblicke haltmachte, um Atem zu schöpfen, merkte er durch den dünnen Mantel, den er trug, den kühlen Zug, der von den Höhen herab ins Tal ging.

Langsam stieg er weiter, befreit und merkwürdig erhoben, und atmete die Bergluft ein, wie ein Dürstender einen Trunk aus einer kühlen Quelle genießt.

Traum war das Leben, das hinter ihm lag, Traum und Alpdruck, Bangnis und Sorge, quälende Angst und mühsames Atmen — nun war er erwacht, und alle Dinge standen in dem Licht, das sie im Anbeginn empfangen hatten, das nun auch ihn erfüllte, restlos, daß sich sein Herz darunter erhob und seine Füße die Schwere der Erde nicht mehr spürten. Waren die Sterne nicht die Augen der Ewigkeit, und sang die schweigende Stille des Himmels nicht in einer Sprache, die nur dem Ohr nicht vernehmbar war?

Der Schnee unter seinen Füßen war schwer von Feuchtigkeit, und ein erstes Frühlingsahnen lag in der Luft. Rieselnd lief das Schmelzwasser zu Tal, und der südliche Wind hob eine Wolke traumhaft still über die Berge zum Mond empor, wie eine Hand langsam eine silberne Schale hebt.

Was war das Leben, das er geführt hatte? Und doch — wenn er die letzten Monate darin hätte streichen können — hätte nicht alles Voraufgegangene seinen Sinn verloren? Alles war richtig und mußte so sein, hatte so kommen müssen, wie es gekommen war, und nun er die eine, die er geliebt hatte, verlassen hatte für immer, ohne Abschied, still und wie selbstverständlich, hatte er nicht einen Augenblick lang das Gefühl, daß sie das Verhängnis seines Lebens geworden war. Nein, Mela war die Schönheit gewesen, die er solange gesucht hatte, das Unerfüllbare, die heimliche Sehnsucht seines verstaubten und engen Daseins. In der Liebe zu ihr hatte sich sein Leben erfüllt, wie eine unscheinbare graue Wüstenpflanze in einer einzigen späten Blüte sich erschöpft und ihr unscheinbares Dasein wie mit einer Strahlenkrone schmückt und stirbt

Er hatte den Weg, den er einmal mit

Joseph hier herauf gemacht hatte, längst verlassen und stieg nun an der Berglehne weiter, höher und höher, den Wald zur Linken lassend. Der Schnee war hier, an der Südseite des Berges unter den Strahlen der Sonne, die zur Mittagszeit zuweilen schon sommerlich warm schien, hinweggenommen, und der harte Grund des Berges lag scharf und hart unter seinen Füßen, voll steinigem Gerölle. Über ihm aber leuchtete der reine Schnee der Höhe in dem magischen Licht des Mondes, flimmerte wie Silber, und ihm war, als stiege er inmitten der schweigenden Berge durch die Nacht dieser Erde hinauf zur ewigen Heimat.

In der Höhe und gegen den Morgen hin wurde die Luft kühler, und als er haltmachte, um zu rasten, fröstelte ihn, daß er den Mantel schloß, den er offen getragen. Er hatte längst gemerkt, daß er sich verirrt haben mußte. Aber er lächelte darüber. Wenn auch sein ganzes Leben ein Irrweg gewesen war, so war doch dieser Weg der einzige, der aus allem Irrtum heraus und ins Herz der Dinge führte.

Noch nie in seinem Leben hatte er so hoch oben in Schweigen und Einsamkeit die Sonne aufgehen sehen, und als sie nun hinter den Bergen aufflammte und frei und leicht herauf zu schweben schien und den Himmel mit ihrem Licht erfüllte, als würde aus himmlischen Quellen ein Meer von Glanz und strahlender Helle über die Welt ausgeschüttet, leuchtend wie noch an keinem Tage — stand Hahnemann da, zitternd von der Kühle des Morgens, aber im Herzen erschüttert und dahingenommen von der Erhabenheit des Augenblicks, dem Leben schon merkwürdig fern, lächelnd und selig in der Gewißheit der Erlösung, die er erwartete.

Denn daß er nun sterben werde, war ihm ganz klar, wenn er auch nicht wußte, wie es geschehen würde. Am schönsten mußte es sein, hinweggenommen zu werden ohne die Qual der leidenden Kreatur, schmerzlos und still, von einer unsichtbaren Hand geführt, um in ein Land zu treten, in dem die Liebe keine Bitternis schuf und die Seelen der Menschen nur leise wie Harfen tönten, wenn die Liebe sie berührte.

Er hatte hinter einem Felsblock Schutz gegen den Morgenwind gesucht, der nun schärfer über den Berg blies. Die Augen in die Herrlichkeit des glühenden Himmels gerichtet, hatte er sich still auf den harten Grund der Erde gebettet, die Hände in den Manteltaschen verborgen und den Rockkragen hochgeschlagen.

Langsam kam nun die große Müdigkeit über ihn, die er ersehnt hatte. Die Aufregung des vorigen Abends, die schlaflose Nacht und das mühevolle Steigen hatten seine Kräfte erschöpft, und die Überfülle des Lichtes vor ihm ließ ihn müde die Augen schließen . . .

Er sah die aufsteigende Sonne nicht mehr in den Nebeln ersticken, die sich von den Bergen hoben, und er fühlte den Wind nicht mehr, der eisigkalt von den Gletschern niederwehte.

Er war eingeschlafen.

Im Traum sah er Mela vor sich stehen, deutlich in jedem Zug ihres Gesichts, und der Blick ihres dunklen Auges traf ihn, daß sich ihm das Herz darunter zusammenzog.

Aber war es denn Mela, die er sah? War es nicht das Antlitz seiner Mutter, in das sich die Züge Melas verwandelten? Oder war es das Antlitz der ewigen Liebe, die von himmlischem Licht umflossen auf ihn herab sah, still und groß und so mild und freundlich, wie nur eine Mutter blicken kann?

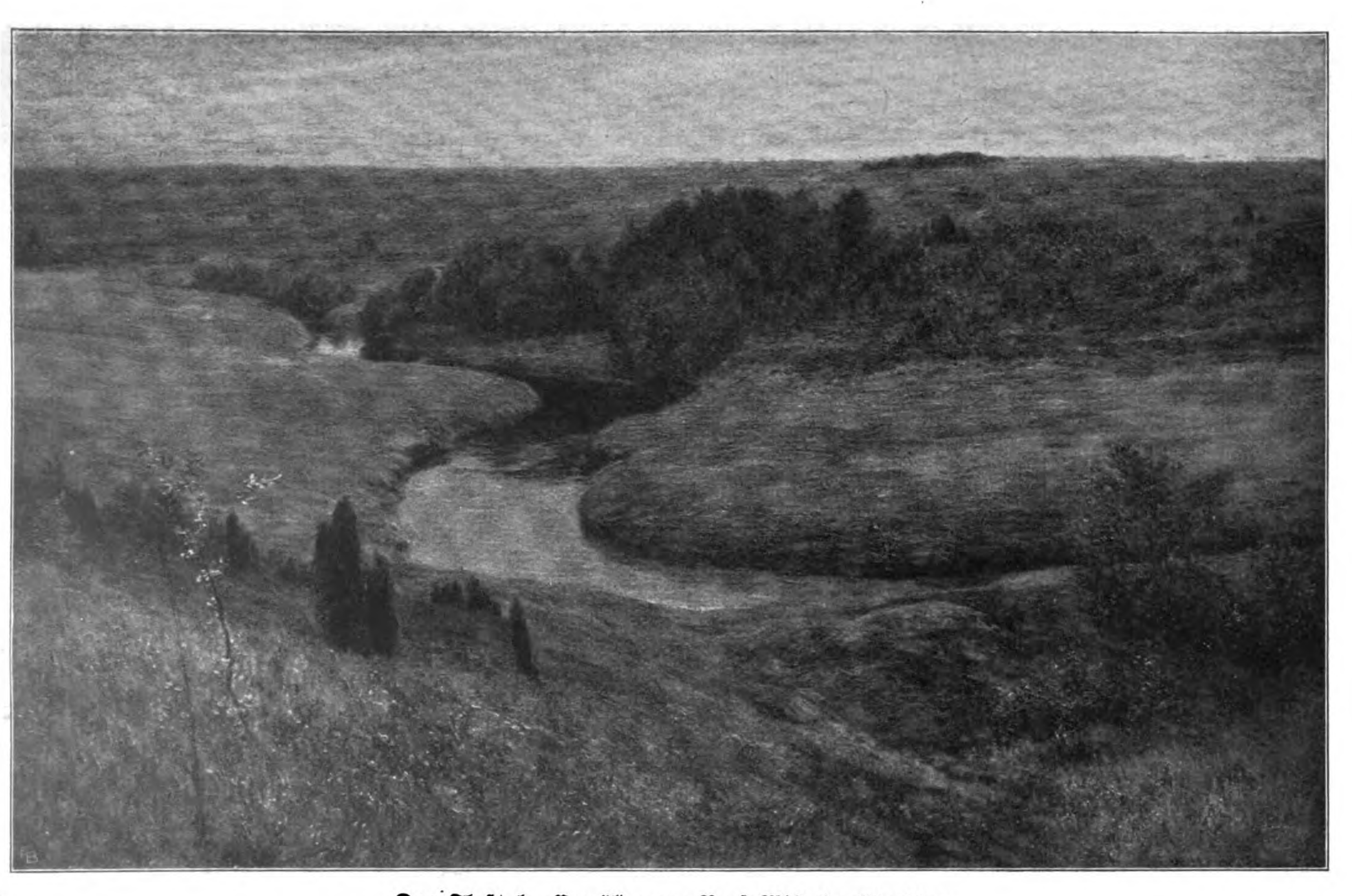
Aber dann verschwand auch diese Erscheinung, und er sah sich wieder in den Tagen seiner Jugend in seinem Dachgarten sitzen. Neben ihm blühten die Kästen mit Kapuzinerkresse, und die Blüten der Feuerbohnen schwankten in dem weichen Sommerwinde, der über die Stadt ging. Drüben am Fenster ihres Hauses saß das Klärchen, und alles war, wie es einst gewesen. Langsam hob sie jetzt das liebe, stille Gesicht und warf einen Blick zu ihm herüber, der ihm sanft und traurig ins Herz sank und es mit Wehmut erfüllte. Dann sah er sie aufstehen und ihren Fensterplatz verlassen, und es hielt ihn nicht mehr und er ging auf die Gasse hinab, von der heimlichen Sehnsucht bewegt, ihr irgendwo in den Gassen zu begegnen. Aber der Abend wurde dunkler und freudloser, die Gassen wurden immer enger und düsterer, und er meinte, durch eine unbekannte Stadt zu gehen, so fremd und tot standen die Häuser um ihn, sahen stumm und mit Fenstern auf ihn herab, die wie bleigraue Augen waren, Augen, wie sie Gestorbene haben, daß es ihn durchschauerte.

Am Ende einer langen Gasse aber war ein großes, dunkles Tor, ernst und hoch und stumm wie ein schweigendes Geheimnis, und von seinen Mauern sank eine Kühle auf ihn herab, die ihm das Herz erfaßte, als hätte eine eiseskalte Hand danach gegriffen und hielte es fest umspannt, und ein Gefühl von Angst ergriff ihn, daß er seine Schritte anhielt und nicht weiter gehen mochte in der Beklemmung, die seine Brust beengte.

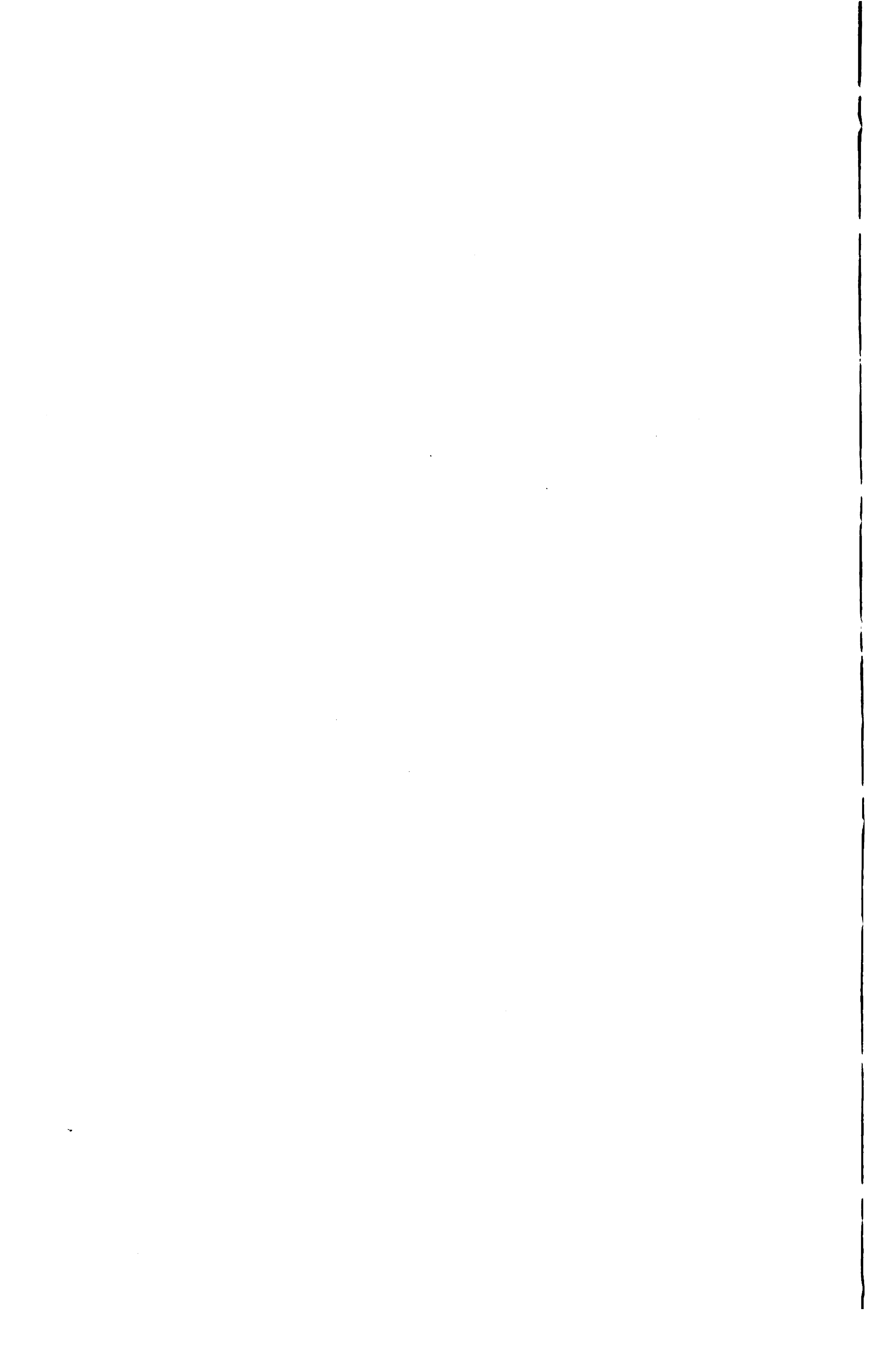
Und wie er noch stand und zögerte, unentschlossen und von einem seltsamen Bangen erfüllt, hörte er wie aus traumtiefer Ferne die Worte, die ihm die Kinder früher so oft nachgerufen hatten:

Hahnemann, geh du voran —

Da ging ein letztes, kaum merkbares Zucken über seine Züge und er durchschritt das Tor, das ihn von der Unendlichkeit trennte, fest und entschlossen . . . Und während nun die Kälte des Berges seinen Körper langsam erstarren und sein Herz matter und immer matter schlagen ließ, sah seine Seele die ewigen Berge vor sich liegen, strahlend unter dem Lichte einer neuen Sonne.



Das Flußtal. Gemälde von Prof. Wilhelm Claudius



Neues vom Büchertisch

Von Wilhelm Hegeler

Ludwig Brinkmann: Aus meiner Bergmannszeit. Erster Band: Silber; Zweiter Band: Blei (Frankfurt a. M., 1922) — Justus Schmiedel: Die harte Schule (Berlin, 1922) — Ernst Wiechert: Der Wald (Berlin, 1922) — A. de Nora: Die Täuscher (Leipzig 1922) — Walter Neter: Longin (Konstanz a. B., 1922) — Sophie Hoechstetter: Das Krongut (Dresden, 1922)

Zweierlei Gattungen künstlerischer Literatur kann man unterscheiden. Die eine ist aufs Leben gerichtet, spiegelt sein buntes Gewühl reiner oder trüber, spiegelt es oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrt und in höchst mangelhafter Form. Die andere aber, die sublimere, geistigere, ist vor allem auf sich selbst gerichtet, bringt oft Blüten von hoher Schönheit hervor, gerät aber immer in Gefahr, nur künstliche Blüten zu treiben, und was sie schafft, ist oft nur ein Buch aus Büchern und, ach wie oft, nur ein Buch aus Büchern über Bücher. Zwischen beiden steht einsam das große Kunstwerk: von der Lebensflut befruchtet und in seiner reinen Form dem bildnerischen Geist seines Schöpfers entsprossen. Wollte man nur diese Kunstwerke gelten lassen, so gäbe es weder einen Büchermarkt noch eine Leserwelt. Aber wie Werke, die einzig dem Bildungserlebnis entspringen, ihr Daseinsrecht haben, so können auch jene andern, bei denen der Lebensstoff nur unvollkommen gemeistert ist, von hohem Wert sein.

Was dem Ingenieur Ludwig Brinkmann den Impuls zu seinem Buch mit dem massiven Titel „Blei" gegeben hat, ist gewiß nicht so sehr formende Künstlerphantasie gewesen, wie der Drang, ein schweres Erlebnis sich vom Herzen zu schreiben, Luft zu machen verschlucktem Groll, enttäuschten Hoffnungen und fehlgeschlagenem hohem Wollen. Da er ein origineller Geist, ein beherzter Mann ist und zugleich über eine natürliche, lebhafte Erzählungsgabe verfügt, so hat er, wenn auch kein Kunstwerk, doch ein Buch von fesselnder Gewalt geschrieben. In einem früheren Roman „Silber", der mit dem andern zu einem Doppelband „Aus meiner Bergmannszeit" vereinigt ist, hat er den heroischen Kampf um eine verschüttete Silbermine in Süd-Mexiko geschildert. In diesem erzählt er von seiner Tätigkeit in Spanien. Hingeschickt von seiner Bank, um faule Unternehmungen zu liquidieren, hat er seine Aufgabe so gut wie beendigt, als sich ihm die Überzeugung aufdrängt, daß es notwendig sei, der deutschen Industrie einen entscheidenden Anteil an der spanischen Bleiproduktion zu sichern, und daß gerade jetzt eine günstige, aber auch die letzte Gelegenheit dazu sich biete. Wie er nun in dem unwirtlichen Tal von Alkudia, dem Fremden höchstens durch Don Quixotes Irrfahrten bekannt, alte, seit Jahrhunderten vergessene Erzminen der Karthager und Römer neu entdeckt und mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln seiner Bank, aber ohne deren Wissen, aufkauft, wie er eine französische und belgische Konkurrenzgesellschaft glücklich aus dem Felde schlägt, wie in dies rein wirtschaftliche Unternehmen die hohe Politik sich mischt, wie er knapp vor dem Enderfolg scheitert, da seine Bank kurzsichtig ihn im Stich läßt — das ist mit aller Frische und Leidenschaft des Mannes, der an dies Werk sein Herzblut gewagt hat, wiedergegeben. Stoffwahl und Behandlung lassen manchmal den Gedanken an den Industriepionier Max Eyth aufkommen. Aber wie dessen Bücher aus der Frühzeit der industriellen Entwicklung voll Humor und Optimismus sind, so wirft in die Erzählung Brinkmanns schon die wirtschaftliche Einkreisung und der bevorstehende Zusammenbruch Deutschlands tragische Schatten und dunkelt den Ton des Erzählers. Der originelle, nachdenkliche Geist des Verfassers, der über den engen Bezirk seiner berg- und kaufmännischen Tätigkeit den Sinn so lebhaft dem geologischen Aufbau der Natur wie der Entwicklung der menschlichen Gesellschaftsformen zuwendet, gibt der packenden Schilderung auch einen starken gedanklichen Untergrund.

Solche Weltweisheit des gereiften Mannes ist trotz manchem besinnlichen Wort nicht gerade die Stärke eines anderen Werkes, das ebenfalls Wiedergabe eigener Erlebnisse ist. Der Vorzug des Buches von Justus Schmiedel „Die harte Schule" ist vielmehr eine frische, nur manchmal etwas unbeholfene Jugendlichkeit. Hier überwiegt der Stoff noch mehr; dafür ist auch die Bilderfülle bunter. Die harte Schule, die Schmiedels Lehrmeisterin ist, heißt Amerika, und was drüben ein alter Herr ihm sagte, ein Deutscher, der sich vom Kleinkrämer zum Besitzer eines großen Warenhauses emporgearbeitet hat: „Ich wollte frei sein und glaubte, daß Amerika das Land meiner Ideale sei. Aber ich erkannte, daß der amerikanische Geist fordert und heischt, daß er die besten Lebenskräfte nimmt. Ein grausamerer Tyrann ist er, als je ein König es war, der über das Schicksal der einzelnen geherrscht und Tribut gefordert hat" — diese Wahrheit beweist sich auch an ihm. Ruheloses Suchen führt ihn in alle

Himmelsrichtungen der Vereinigten Staaten und läßt ihn teilnehmen an den Schicksalen vieler gleich ihm entwurzelter Landsleute. Aus San Franzisko vertreibt ihn das Erdbeben. In Monterey hat er das Unglück, sich hoffnungslos in eine kokette Amerikanerin zu verlieben, und sein erschüttertes Herz findet erst in den Wäldern von Pine Falls Ruhe und Gesundheit wieder. Das letzte Drittel, worin auf einfache, große Weise der Kampf des Menschen mit dem Urwald geschildert wird, ist das stärkste des ganzen Buches. Es endet damit, daß der Umhergetriebene eine neue Heimat als Farmer im kleinen Blockhause findet und nicht mehr an das alte Deutschland zurückdenken will. Doch ist dies nur das scheinbare Ende: aus anderen Stellen wissen wir, daß der Krieg den Verfasser zurückrief — einen der vielen, die glaubten, ihre Heimat überwunden zu haben, und die sich doch in der Stunde der Not als ihre treuesten Söhne zeigten.

Anspruchsvoller als Kunstwerk gibt sich Ernst Wiecherts Roman: „Der Wald". Der einsiedlerische Naturmensch, der, auf ererbtem Boden gegen die naturvernichtende Zivilisation ankämpfend, unterliegt, der eigenwillige Herrenmensch, der sich mit der neuen Ordnung nicht abfinden kann: welch lockende Gestalt für einen Dichter! Vom Schlage dieser Einsamstarken ist der Hauptmann Wittich, den aus dem Toben der Revolution ein Telegramm in die Heimat ruft, da sein Vater, von der Kugel eines Unbekannten getroffen, auf dem Tode liegt. Mancherlei Aufgaben hinterläßt der Sterbende seinem Sohn, die doch alle darin gipfeln, daß er den Wald vor dem Eindringen der fremden Welt bewahren soll. Denn der Wald ist die Heimat und das heilige Gut des alten Geschlechts. Vor seinem Eingang steht die Inschrift: „Der Wald! Erb- und Eigentum des eigenen Herrn Franziskus Wittich! Betreten bei Leibes- und Lebensgefahr untersagt, verwehrt und verboten!" Wie der Sohn nun dieses Gebot erfüllt und daran scheitert, wie er das Stück Heimat lieber zugrunde richtet, als daß er es den fremden Gewalten preisgibt, das macht den Inhalt der Erzählung aus. Noch tiefer als der Vater ist der Sohn dem urweltlichen Leben des Waldes verwurzelt. Alles Menschenwesen bedeutet ihm wenig; die Liebe der beiden Mädchen, die seine Häuslichkeit teilen, vermag er nicht zu erwidern: er gehört ganz dem dunklen Schattendickicht und möchte eins werden in sehnsuchtsloser, naturhafter Liebe mit Baum und Getier. Da ihm dies nicht gelingt, macht er aus dem Wald seinen Gott, den grünen Gott, als dessen Priester er sich fühlt. Aber dem Heiligtum naht die zerstörende Außenwelt in Gestalt eines Schulrektors aus der nahen Kreisstadt. Scheinheilig bittet er, seinen Kindern bei einem Ausflug das Betreten des Waldes zu gestatten. Abgewiesen, kommt er immer wieder und kann schließlich ein Gesetz vorweisen, das mit seiner Hilfe zustande gekommen ist, wonach der Wald parzelliert und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden soll. Da sieht Wittich keinen andern Ausweg, als daß er den Tempel, dessen Schändung er nicht verhüten kann, vernichtet. Mit Hilfe des treuen Dieners Isegrimm zündet er den Wald an, um dann auf neuer Erde durch die Urbarmachung von Moorboden ein anderes Leben zu beginnen.

Ein bißchen ins Unwahrscheinliche gesteigert ist die Fabel. Doch wie gern nähme man alle Unmöglichkeiten hin, wenn nur das Ganze stark und echt erzählt wäre. Aber in diesem Buch, das als ein einziger großer Naturhymnus gedacht ist, kommt nicht ein einziger naturhaft echter Ton vor. Es ist nicht der deutsche Wald, dessen dunkle Schauer, dessen sonnige Belebtheit, dessen Stille und feierliches Rauschen uns allen aus eigenem Erleben vertraut und vielleicht noch vertrauter ist durch die Spiegelung der Kunst vom Volksmärchen an bis zu den zeitgenössischen Dichtern wie Liliencron, Löns und Schlaf: sondern was Wiechert heraufzaubert, ist eine greuliche Theaterkulisse in unwahrscheinlich grellen Beleuchtungen. „. . . die Knospen sprangen mit leisem, fast wildem Schrei, und über Nacht öffneten sich die Blüten zu glühender Üppigkeit und Schönheit. Ein verzehrender, fast unkeuscher Taumel ergriff den Wald. Golden flackerten die Sterne, und heiße Lieder schrankenloser Begier und Erfüllung hoben sich zur Nachtzeit über die bebenden Gipfel." Einige Seiten weiter „leuchteten die Sumpfdotterblumen gleich vom Himmel gefallenen Sternen, brach die Blütenflut der Faulkirsche wie ein rings geschwungener sprühender Wasserfall aus grünen Felsen". Und so fort. Vor diesen billigen Dekorationen bewegen sich ebenso unwahre Theaterhelden. Der alte Isegrimm, der mit seinem einäugigen Blick die Leute so grausig anschielt und ihnen die Flinte unter die Nase hält, trieft von Sentimentalitäten und spricht wie ein dreijähriges Kind. Wittich, der Vater, läßt sich, als es ans Sterben geht, auf dem Klavier etwas vorspielen und dann ins Freie tragen, wo gerade die Sonne bengalisch verbrennt. Wenn er auch keine Arie singt, so deklamiert er sie wenigstens. — Eine Dame (nicht jung an Jahren, desto mehr aber an Gemüt) faßte ihr Entzücken über den Roman in den Ausspruch zusammen: „Wenn man ihn liest, glaubt man immer in einer Wagneroper zu sein — natürlich ohne Musik." Trotz allem deuten einige Zeichen darauf hin, daß sich hinter diesem Übermaß von Unnatur eine starke Natur verbirgt. Aber der Verfasser müßte alle angelesene Romantik und allen falschen Theaterzauber vergessen, damit seinem gereinigten Sinn die heilige Sprache der wirklichen Natur und die Tragik wahren Menschenschicksals vernehmbar werden.

Gegenüber solchen Phantasmen hat A. de Nora in seinem Roman aus dem Schwabenlande „Die Täuscher" erdschollige Menschen

geschaffen. Die Täuscher sind ein landfremdes Geschlecht, Zigeunerblut mit Zigeunermoral, unheilbringendes Mißgewächs am gesunden Körper der Dorfgemeinde. Der junge Täuscher möchte durch reiche Heirat das verschuldete Bauerngut stützen. Sein erster Versuch bei des Bürgermeisters Tochter schlägt fehl. Da weist ihn der Dorfbarbier, der „Schmuser", auf die reiche Tochter des Riedhofer hin. Sie hat sich an den ungeliebten Knecht (den unehelichen Bruder des Täuscher) weggeworfen und fühlt die Frucht dieses Verhältnisses. Auch sie gibt dem Mitgiftjäger zuerst einen Korb. Aber eine Nacht findet sie ohnmächtig auf der Gasse, der Täuscher nimmt sie auf und verspricht, das Kind, das sie unter seinem Dache gebiert, als seins anzuerkennen. In der Ehe mit dem Rohen geht die Unglückliche langsam zugrunde. Nicht als sein einziges Opfer. Dem so viel Schmutz und Lüge anklebt, der nimmt gerade an den Makellosen Ärgernis. So richtet sein Haß sich gegen die Bürgermeisterkinder. Auch die werden von Versuchung bedrängt. Bruder und Schwester, nur vom Vater her, bergen sie unbewußt unter ihrer Geschwisterliebe heißere Leidenschaft, die plötzlich in ihr Bewußtsein bricht. Aber ihr gesunder Bauernsinn, das ererbte Gefühl für Sitte und Gesetz ist ein starker Damm gegen zerstörende Triebgewalt. Der Täuscher nun macht sich zum heimlichen Herumträger schmutziger Gerüchte über das Paar, und eines Tages beim Wirtshausstreit wirft der Trunkene dem Bruder „Blutschande" ins Gesicht. Da trübt diesem Zorn alle klare Überlegung; er lauert dem Ehrabschneider auf, trifft aber in der dunklen Nacht statt des Feindes den Barbier, den Schmuser. Zum Krüppel geschlagen, wird dieser von dem Bußfertigen im Bauernhof aufgenommen und führt auf Kosten der Geschwister ein Prasserleben. Als seine Ansprüche sich ins Unerträgliche steigern, als er vom Bruder die Schwester zur Frau begehrt, gibt der Verzweifelte ihm und sich den Tod. Der Täuscher, der Stifter so vielfachen Unheils, geht straflos aus. Und wenn dieser Zug auch der hergebrachten Ästhetik widerspricht, so scheint doch gerade er mir für die innere Wahrheit des Werkes zu sprechen. Nur wer im Herzen ein Gefühl für das Gute besitzt, kann von Schuldgefühl getroffen werden. Menschen wie der Täuscher, naturhaft böse Menschen, sind das Unkraut im Acker der Welt, jenes Unkraut, das nie verdirbt, sie sind das Rätsel im Haushalt Gottes, sind aber auch der notwendige Gegensatz des Guten, ohne den Wahrhaftigkeit, Reinheit, Güte dem Menschen nie zum Bewußtsein kommen würden. — Die Erzählung ist aus lauter kurzen Szenen meist in Dialogform zusammengesetzt. Das ergibt namentlich anfangs höchst lebendige Bilder. Wo aber tiefste Innerlichkeiten herausgeholt werden müßten, versagt diese sprunghafte Technik. So läßt der Roman gegen das Ende hin nach, ist im ganzen aber doch ein starkes Werk.

Unrein und schlackenhaft in der Form, aber reich an äußerem Geschehn, noch reicher an innerem Erleben ist Walter Neters Roman „Longin" oder wie der Untertitel heißt: „Die Geschichte des Simplex und Duplex". Der Lebenslauf eines buckligen Musikers wird darin erzählt, der Lauf eines äußerlich wirren und dunklen Lebens, das in all seiner Niedrigkeit dennoch durchleuchtet ist von edler Gesinnung und beglückender Liebe. Des Leibes Mißgestalt, der Seele göttliche Musik machen den Zwiespalt, der in jeder Menschenbrust klafft, noch tiefer und schmerzlicher in dieser. Longin, der Bucklige, möchte an seinem Glück, an der Welt verzweifeln, ist immer in Gefahr, den Dämonen seines Menschenhasses, seiner Eifersucht, seines Inferioritätsgefühls zu verfallen, aber Longin, der Musiker, vermag sich immer wieder zu erheben, trifft immer Menschen, deren reine Hingabe ihm beweist, daß über das „betrunkene Schicksal", dem er seine Unform verdankt, die göttliche Urkraft triumphiert, die ihn zu einem reichen, hohen Menschen gestalten wollte. Als Junge schon wandert der Gastwirtssohn aus dem kleinen Städtchen am badischen Oberrhein nach Amerika aus, fristet durch seine Kunst in einer von Matrosen und Halbweltgesindel besuchten Hafenkneipe elend sein Dasein, bis er in einer Geigerin eine liebenswerte Gefährtin findet. In der Sonne des Glücks entfaltet sein künstlerisches Ingenium sich rasch, er ist auf dem besten Wege, als Virtuose Ruhm und Reichtum zu finden, als das Schicksal unheimlich seine Bahn unterbricht. Als er mit seiner Frau in einer Chinesenkneipe von San Franzisko einkehrt, fühlt er sich plötzlich unwohl und erwacht nach mehreren Tagen in einem Asyl der Heilsarmee. Seine Frau ist verschwunden und wird erst nach längerer Zeit als Leiche gefunden. Ein dunkles Gefühl läßt ihn den Chinesen, der an dem Mord schuld ist, wiedererkennen, auf einsamer Straße ersticht er ihn und wirft die Leiche ins Wasser. Aber von da an erscheint dem seines Glücks Beraubten die Frau immer in der Stunde der Ermordung. Von dieser Halluzination gefoltert, gerät er an den Trunk. Die Hafenkneipe wird von neuem sein Asyl. Aber noch einmal reicht das Glück ihm seine Hand: er findet einen Freund und eine neue Geliebte. Glückliche, wenn auch kampfreiche Jahre einer zweiten Ehe folgen. Immer wieder umdunkelt ihn sein anderes Ich und droht, sein Liebesglück zu zerstören. Doch an der Reinheit seiner Frau erstarkt auch seine Kraft zum Guten. Bis dann auch die zweite Frau ihm durch den Tod geraubt wird. Noch einmal verflacht sein Leben in Sumpf und Verzagtheit, aber ein inneres Erleben reißt ihn auch jetzt wieder empor, und das neue Leben des Sohnes, das reiner, höher über das des Vaters hinauswachsen wird, läßt den Roman harmo-

nisch ausklingen. — Der Unform des Helden ist die Form der Darstellung seltsam verwandt. Man hat vielfach den Eindruck des Rohen, nicht weil man sich in roher Gesellschaft bewegt, sondern weil die Darstellung nicht immer zu jener Bildhaftigkeit gemeistert ist, die das Stoffliche nur als Mittel der Kunst zurücktreten läßt. Aber wenn der Trank, der hier gereicht wird, auch eher gärender Most als schon geklärter Wein ist, die Traube ist an einem edlen Rebstock gewachsen und Walter Longin ein Künstler von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe.

Wo von jäh abfallenden Rebhügeln Dornburgs hübsche Schlösser auf eine weite Ebene hinunterblicken, deren Grün die schlängelnde Saale durchsilbert, wohnt Sophie Hochstetter, die Dichterin der fränkischen Novellen. Ich weiß nicht, ob meine Leser diese Geschichten, die in zwei Bänden „Mein Freund Rosenkreutz“ und „Das Erlebnis“ vom Einhornverlag gesammelt sind, kennen. Sie sind wie kostbare alte Stickereien, in ihrer Farbenpracht unverblaßt, aber überbreitet vom verklärenden Zeitschimmer. Sie gehören auch im künstlerischen Vortrag zum Schönsten, was Frauenhand seit Jahren geformt hat. Dieser Novellen eingedenk, ergreift man den neuen Roman „Das Krongut“ mit hohen Erwartungen. Auf dem Krongut, das eine Stätte eher der Erinnerungen als des Lebens ist, hat eine Gesellschaft aristokratisch gerichteter Menschen vor den Stürmen der Nachkriegszeit Zuflucht in einem zeitlosen Dasein gefunden. Das Haupt der Gesellschaft, Karl Lichten, fordert in geistig bewegter Stunde seine Gastfreunde auf, die tiefsten Erlebnisse ihrer Seele niederzuschreiben. Nicht in seine, sondern in die seiner Herzensfreundin Clotilde, sollen sie diese Geheimnisse legen. Es ist etwas Seltsames darum, wenn ein Mensch sein Innerstes preisgibt: es kann uns zu tiefst erschüttern, es kann uns höchst peinlich berühren. Was der Leser aus den Mitteilungen dieser Menschen erfährt, bringt weder die eine noch die andere Wirkung hervor. Trotzdem man vieles hört von irren Wünschen, seltsamen Trieben, tiefen Zerrissenheiten und trotz den hohen Gedanken über Gott und Unsterblichkeit, liest man die Enthüllungen nur mit mäßiger Teilnahme und wird das Gefühl nicht los, die letzten Wahrheiten gäben sie doch nicht. Schließlich stellt sich denn auch heraus, daß die verschiedenen Beichten nicht von denen, die sie berühren, sondern alle von dem einen Karl Lichten herstammen. Der Mann ist Verleger, und ich meine, er wäre besser bei seinem Geschäft geblieben, statt auf Kosten seiner Freunde solche schlechten Scherze zu machen. Das alles riecht nach Literatur, und überhaupt enthält der Anfang des Romans nach meinem Geschmack zu viel Büchergewachsenes.

Aber Karl und Clotilde haben auch ihr eigenes Schicksal, das an das der Menschen in den Wahlverwandtschaften erinnert. Ein halbes Dasein durch äußere Bande getrennt und ihre Liebe zu Entsagung zwingend, wollen sie nun im Herbst ihres Lebens ihre Vereinigung feiern. Aber Karl wird von einer anderen Frau dämonisch gehalten. Wenn Clotilde ihm Heimat der Seele bedeutet, gibt Rigmor ihm den berauschenden Würzeduft des Lebens. Wie er sich von ihr losmacht und ihr doch in die Ferne folgen muß, das ist mit großer schlichter Kraft gegeben. Vor allem aber ist Clotilde die geistig hohe Frau, ein Spätling des Humanitätszeitalters, die als Mutter ebenso unter ihrem anders gearteten, höchst unromantischen und einfachen Sohn wie als Geliebte unter dem allzu schillernden Wesen ihres Erwählten leidet, und der am Ende aus dem Verzeihen noch die Liebe auch zu dem Unbegreiflichen und Artfremden wächst, ein Mensch von so heller, reiner Kraft, daß unter ihrer Lichtgewalt die anderen Gestalten des Romans verblassen.

Der alte Backofen. Von Ernst Theodor Müller

Geht man aus Großvaters Haus
Durch die Hintertür hinaus,
Ist er heute noch zu sehn,
Wo die alten Eschen stehn:

Breit, behäbig hingebaut,
Auf dem Rücken Gras und Kraut
Und dazwischen auch wohl schon
Anspruchslos ein Stielchen Mohn.

Immer war es bei ihm warm,
Immer stand ein Mückenschwarm,
Immer roch's nach Torf und Strauch
Und — nach frischem Brot wohl auch.

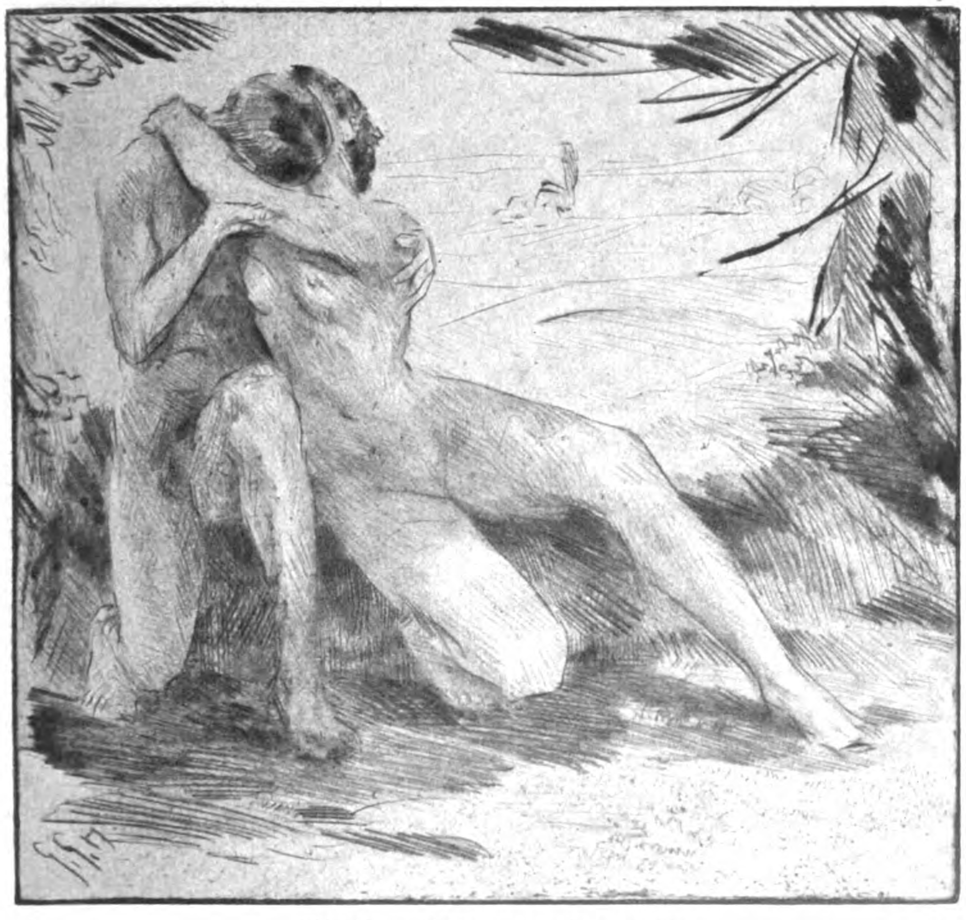
Doch die Aussicht, die er bot,
War mir wichtiger als Brot;
Denn ich hatte mir die Welt
So groß doch nicht vorgestellt!

Illustrierte Rundschau

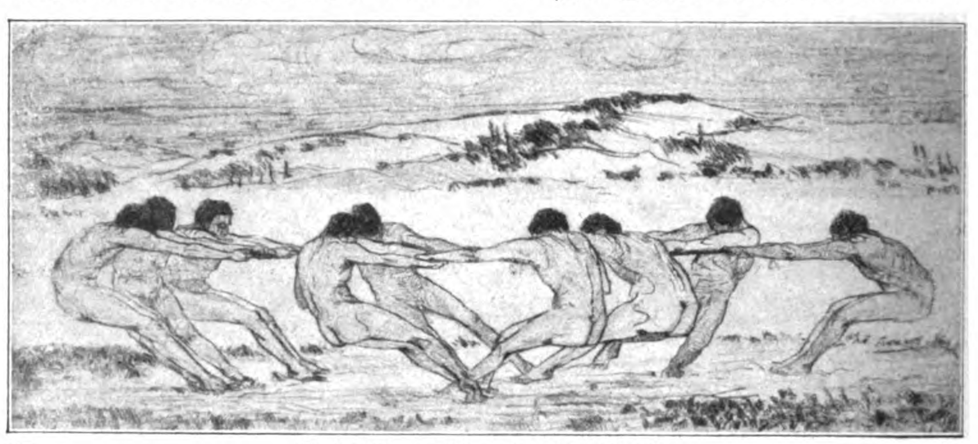
Radierung von Georg Gelbke — Schmucksachen aus den Werkstätten Herwegh-Voß — G. J. Wolfs „Ein Jahrhundert München" — Ed. Hoymanns Aufnahme von der Travemünder Woche — „Ausgewiesen", Bildwerk von J. G. Pagels (Rückseite) — Zu unsern Bildern

Grazie, Pikanterie und Anmut bezeichnet Hans W. Singer, der Kustos des Dresdner Kupferstichkabinetts, als die wichtigsten Bestandteile von Georg Gelbkes Kunst. Der Dresdner Radierer ist ein Meister der verhüllenden Andeutung. Seine Blätter sind von frühlinghafter Frische und weiblicher Zärtlichkeit. Am besten gelingt ihm die Darstellung von Frauenköpfen und Frauenkörpern. Er schildert niemals ausführlich. Er begnügt sich damit, das letzte des Ausdrucks wie der Form ahnen zu lassen, und gerade diese gewollte Sparsamkeit reizt die Phantasie des Beschauers zu nach- und mitschaffender Betrachtung. Seine keusche Sinnlichkeit verrät ein Blatt wie das mit dem sich umarmenden Liebespaar. Man vergesse aber über den Menschen nicht die Landschaft, die, aus ein paar Strichen und Flecken bestehend, einen ganzen an Erfüllung reichen Sommer atmet. Aber auch männliche Kraft ist Gelbke nicht versagt; die Zeichnung „Tauziehen" ist ein Beweis dafür. Als Radierer arbeitet der Künstler mit der kalten Nadel. Er benutzt einen Diamanten, der ihm mit seiner Härte in der leichten Handhabung auf Kupfer die allerwenigsten Hindernisse bereitet, denn er liebt es, den Vorwurf rasch, in einem Zuge auf die Platte zu bringen.

Die Schmucksachen auf S. 114 stammen aus den Werkstätten Herwegh-Voß, einer

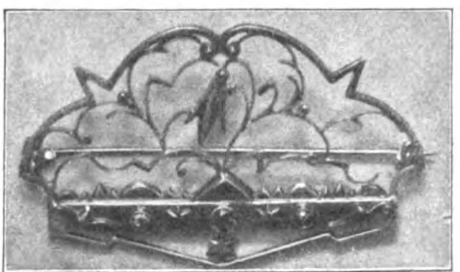


Sich lieben. Radierung von Georg Gelbke



Tauziehen. Zeichnung von Georg Gelbke

noch jungen Edelschmiede. Bezeichnend für die Arbeiten ist, daß sich die Ranken aus Gold und Silber wie ein zartes Gewebe um die großen und kleinen farbigen Edel- und Halbedelsteine legen. Der Stein ist hier der Träger der Wirkung; das Metall ist nur ein anmutiger Diener.



Unsere Leser werden sich erinnern, daß hier bereits auf die Sammlung zeitgenössischer Bilder und Dokumente hingewiesen worden ist, die unser Mitarbeiter Dr. G. J. Wolf unter dem Titel „Ein Jahrhundert München" bei Franz Hanfstaengl hat erscheinen lassen. Das schöne Werk ist inzwischen in einer neuen, vermehrten Auflage herausgekommen und verdient eine abermalige Empfehlung. Bringt sie doch allein hundert Abbildungen mehr als die erste, und auch der Text ist namentlich aus den Zeiten Ludwigs II. und des Prinzregenten wertvoll ergänzt worden. Wer ein Herz für München hat — und wer liebte diese Stadt nicht? — wird wieder und wieder in diesem stattlichen Bande blättern und mit Genuß lesen.

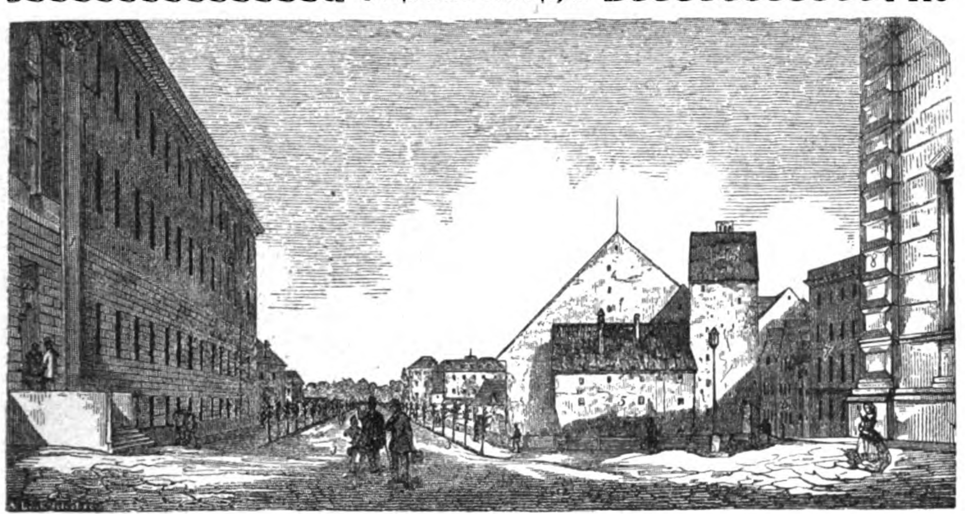
Der Zusammenklang von Seglerfreude, Wind und Wasser, Sonne und Sommer verleiht dem Bilde „Am Wannsee" von Max Slevogt seinen Reiz. Es ist lange her, daß dieser Meister als Landschaftsmaler gezeigt worden ist. Um so willkommener wird dieses kecke und blutvolle Gemälde sein. Der phantastische Schnörkel, den





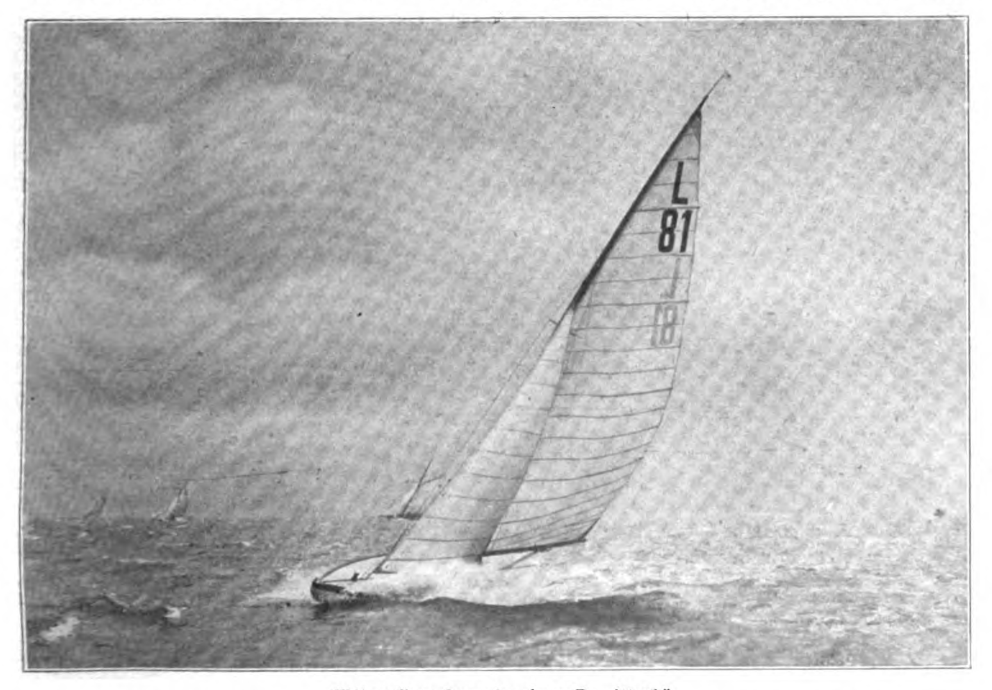
Nadel und Anhänger in Gold- und Silberfiligran mit Farbsteinen. Edelschmiede Herwegh-Voß im Wald



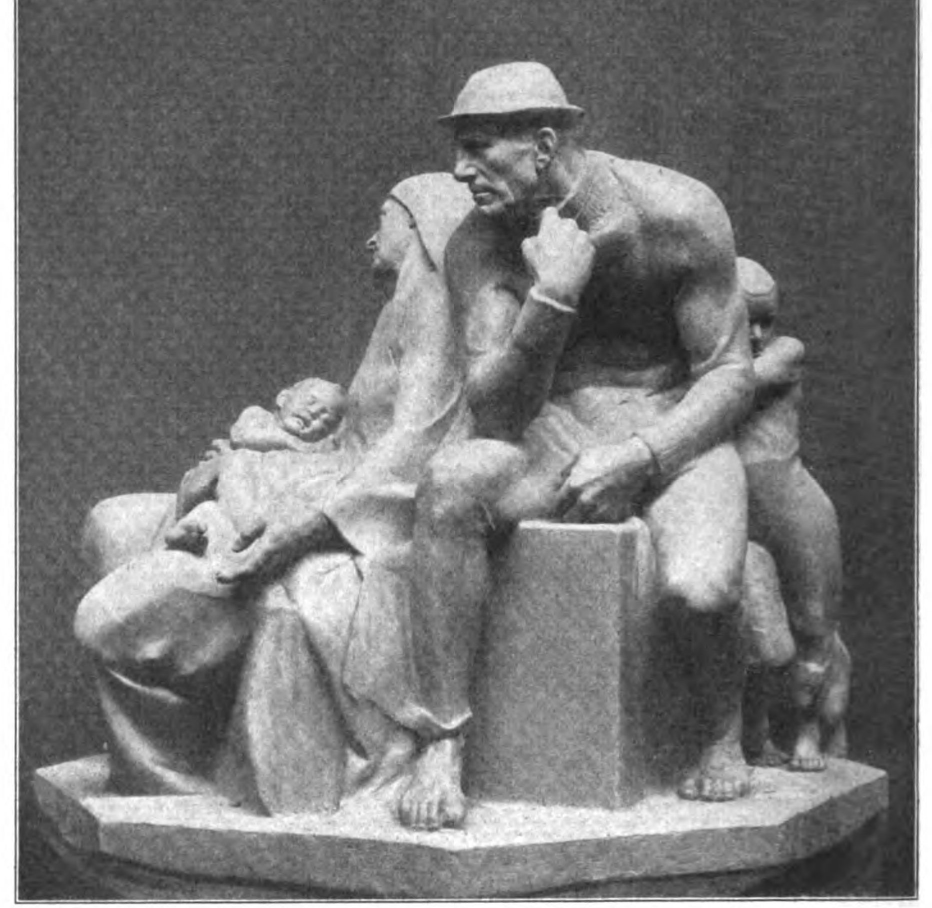


Die Maximilianstraße in München im Jahre 1858. (Links das Hoftheater, rechts der Falkenturm)
Zeitgenössischer Holzschnitt aus G. J. Wolfs „Ein Jahrhundert München"

Slevogt, der Erzähler, liebte, wird durch den Pfau gebildet, der freilich auch für den Aufbau des Bildes unentbehrlich ist. — Daß die neue Malweise, die mit Inbrunst auf seelische Durchleuchtung ihrer Vorwürfe ausgeht, nicht in jedem Fall auf die Schönheit der äußeren Erscheinung zu verzichten braucht, beweist das Frauenbildnis von Harald Bengen (zw. S. 8 u. 9). — Das gemütvoll und saubere Aquarell von Christian Seebach (zw. S. 16 u. 17) zeigt jeden Gegenstand, und sei es die Blume auf dem Zifferblatt der Wanduhr, mit andächtiger Treue. Und doch ist das Vielerlei malerisch durch einen mattsilbern herrschenden Gesamtton in eins gebunden. — Nach der körperhaften Gestaltung des Naturlebens strebt Professor Fritz Erler in seinem mächtig gewollten „Sturmlied" (zw. S. 24 u. 25), eine kraftvolle Schöpfung dieses leidenschaftlich erregten Künstlers.



Mit vollem Zeug in einer Gewitterbö
Aufnahme von Ed. Hohmann von den Wettfahrten vor Travemünde, 22. bis 29. Juni 1922



Rückansicht des Bildwerkes „Ausgewiesen" von Joachim Hermann Pagels 

Von Leo Putz bringen wir eine prickelnde Zeichnung (zw. S. 32 u. 33). — In Walter Ditz lernen die Leser einen jüngeren Künstler von starker Farbigkeit, mächtigem Empfinden und getragener Feierlichkeit kennen (zw. S. 56 u. 57). — Zu seinem Bildwerk „Ausgewiesen" (zw. S. 80 u. 81) schreibt uns Joachim Hermann Pagels: „Ich hatte zu Beginn des Krieges das Elend unserer flüchtenden Ostpreußen an uns vorüberfluten sehen und zum Schlusse nach der Revolution in Rußland war ich Zeuge der Not, welche die Balten vor den Bolschewisten westwärts trieb. Auch in Kiew und Charkow erlebte ich auf den Bahnhöfen das ganze Unglück der Heimatlosen. Es war also kein Wunder, daß in mir die Schwere der Zeit sich zu einem Bildwerk formte, ganz besonders als nun die Nachrichten aus dem Elsaß und Oberschlesien alles Elend der Ausgewiesenen die alten Bilder wieder aufwachen ließen. So entstanden die ersten Skizzen schon zu Beginn 1919. Die Gruppe zeigt einen alten Förster mit seiner Tochter und deren Mann nebst drei Kindern." — Von erquickender, sonniger Heiterkeit ist das Bild „Nach dem Bade" von Professor Robert Weise, über den ein Aufsatz den nun abgeschlossenen Jahrgang unserer Monatshefte eröffnete (zw. S. 100 u. 101). — Tiefe Ruhe atmet das „Flußtal" von dem Dresdner Wilh. Claudius, ein deutsches Bild, rein und innig wie das Abendlied des Wandsbeker Boten (zw. S. 108 u. 109). P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



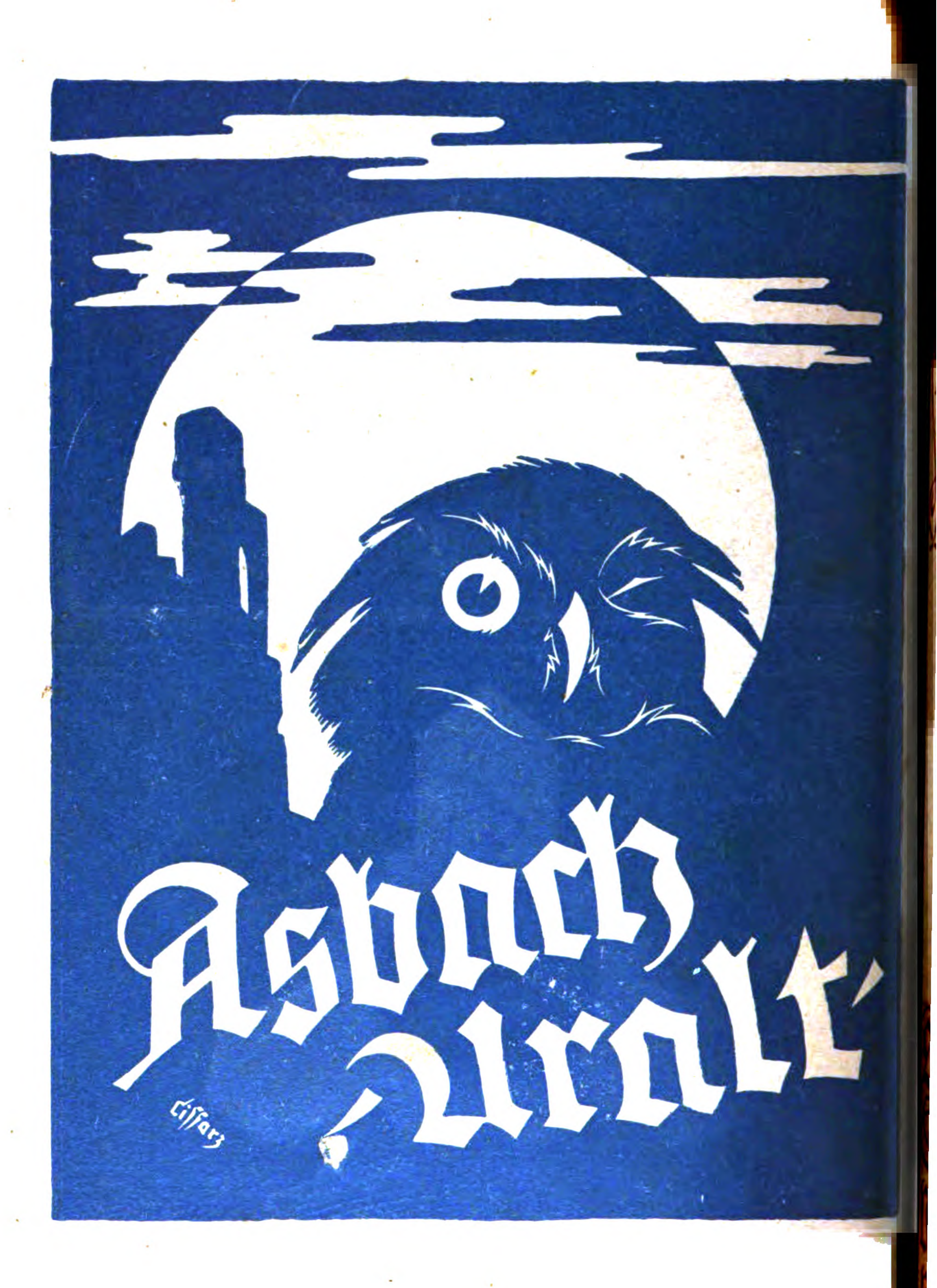
Rückansicht des Bildwerkes „Ausgewiesen“ von Joachim Hermann Pagels

Von Leo Putz bringen wir eine prickelnde Zeichnung (zw. S. 32 u. 33). — In Walter Ditz lernen die Leser einen jüngeren Künstler von starker Farbigkeit, mächtigem Empfinden und getragener Feierlichkeit kennen (zw. S. 56 u. 57). — Zu seinem Bildwerk „Ausgewiesen“ (zw. S. 80 u. 81) schreibt uns Joachim Hermann Pagels: „Ich hatte zu Beginn des Krieges das Elend unserer flüchtenden Ostpreußen an uns vorüberfluten sehen und zum Schlusse nach der Revolution in Rußland war ich Zeuge der Not, welche die Balten vor den Bolschewisten westwärts trieb. Auch in Kiew und Charkow erlebte ich auf den Bahnhöfen das ganze Unglück der Heimatlosen. Es war also kein Wunder, daß in mir die Schwere der Zeit sich zu einem Bildwerk formte, ganz besonders als nun die Nachrichten aus dem Elsaß und Oberschlesien alles Elend der Ausgewiesenen die alten Bilder wieder aufwachen ließen. So entstanden die ersten Skizzen schon zu Beginn 1919. Die Gruppe zeigt einen alten Förster mit seiner Tochter und deren Mann nebst drei Kindern.“ — Von erquickender, sonniger Heiterkeit ist das Bild „Nach dem Bade“ von Professor Robert Weise, über den ein Aufsatz den nun abgeschlossenen Jahrgang unserer Monatshefte eröffnete (zw. S. 100 u. 101). — Tiefe Ruhe atmet das „Flußtal“ von dem Dresdner Wilh. Claudius, ein deutsches Bild, rein und innig wie das Abendlied des Wandsbeker Boten (zw. S. 108 u. 109). P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: **Friese** & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & **Klasings** Monatsheften in Berlin W 50


Feurich
Flügel Pianos
LEIPZIG / COLONNADENSTR. NR. 30
fo


DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR
„ORIGINAL GLASHÜTTE"
DEUTSCHE PRÄZISIONS-UHRENFABRIK
GLASHÜTTE (Sa.) e. G. m. b. H.
GLASHÜTTE (Sa.) 22
Verkaufsstellen
auf Anfrage.

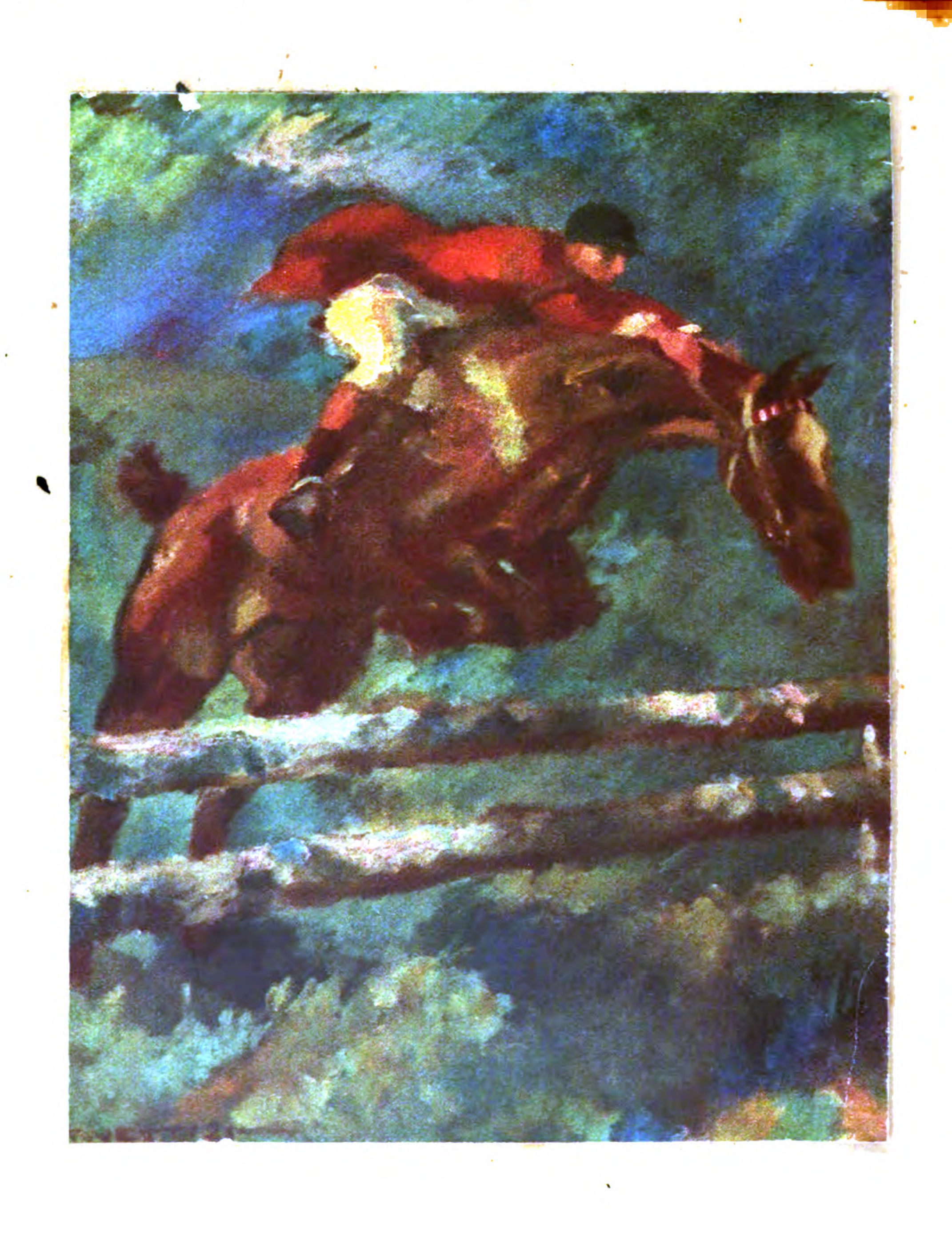


Fischer & Wittig in Leipzig.

37. Jahrg. / Oktober 1922 / 2. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



Jagd. Gemälde von G. von Finetti

(Sezessionsausstellung, Berlin 1922)



Wagnesrott

Roman von Ottomar Enking

Fortsetzung

Thorfin Yndebroes Brautwerbe hatte sich ungefähr so abgespielt, als wenn ein Pascha seiner Erkorenen das Taschentuch zuwirft: „Komme dir gebenedeit vor, heute nacht wirst du mein Lager schmücken."

Er meinte es zwar gar nicht so stolz und hochmütig, wie er mit seinem Antrag: „Ich finde, du könntest gut meine Frau werden, wie?" — zum Vorschein kam, denn seinem Mannestum war es nicht unbewußt, daß das Weib, auch wenn es scheinbar einfach genommen wird, doch eigentlich immer der gewährende Teil bleibt. Aber der Herr in ihm konnte sich nicht verleugnen. Wenn er seine arme Verwandte und Wirtschafterin heiraten wollte, so war das allemal eine Gnade, die sie durch eilfertiges Jasagen hätte anerkennen müssen. Statt dessen! — „Das kann ich nicht, Onkel Thorfin!" — Nicht einmal die gebräuchliche Wartezeit von den drei Tagen, die sich die überraschten Jungfern in den Romanbüchern stets ausbitten, um dann ganz sicher ihr verschämtes: „Dein bin ich, du Edler!" — zu flüstern. Nein, schlichtweg: „Das kann ich nicht, Onkel Thorfin." — „Warum nicht?" — „Dazu gehört was andres, als wie ich es für dich in mir hab'".

Warum hatte sie das andere denn nicht? Und was war das überhaupt für eine lächerliche Gefühlsspalterei! Er war schon imstande, eine Frau glücklich zu machen. Kernholz — Donnerwetter! Und außerdem: Frau auf Wagnesrott zu werden, das war Gottverdammich kein Pappenstiel!

Das Schmachten und Knierutschen und Winseln, wie es bei abgeblitzten Liebhabern üblich ist, hatte der Himmel für Thorfin Yndebroe nicht erfunden — für Thorfin Yndebroe war das Türzuballern geschaffen und dann wegreiten und sich irgendwo in der Umgegend einen antuten, daß das Pferd so gut sein mußte, den Heimweg allein zu finden.

„Dumme Deern!" — In den beiden Worten erschöpfte sich Thorfin Yndebroes Urteil über Daumor.

Immer aber wühlte die Eifersucht in ihm. Wenn er auch nichts Bestimmtes wußte: sein Instinkt kam nicht davon los, daß Daumors Abweisung mit dem Verräter da drüben zusammenhing. Wäre der nicht da, so hätte sich Thorfin Yndebroe ganz gewiß keinen Korb geholt!

Olmer schlich herum wie das Leib und Bein gewordene schlechte Gewissen, Daumors Weigerung lag ihm wie eine von ihm selbst begangene Schuld auf der Seele. Er fühlte sich eins mit der Schwester und erschien sich selber deswegen undankbar gegen den Onkel. Für alle die Wohltaten und die Unterstützungen, die dem Schäferhause vom Wagnesrotter Hof kamen, da hätte Daumor am Ende — aber nein! Wenn sie ihren Onkel nicht liebte. —

Olmer kam aus dem Zwiespalt nicht heraus, tat aber, was er nur konnte, um gutzumachen, was Daumor an Yndebroe versehen hatte. Wenn er irgend Zeit hatte, arbeitete er sich auf dem Hofe ab, so daß der alte Jinns den Kopf schüttelte: „Das heißt denn doch und treiben die Verwandtschaft zu weit."

Nösel ging einher und wußte auf Olmers dringende Bitte von nichts, aber sie sah alles. Ja, nach ihrem alten Rezeptbuch, der geheimen Kunstschule magischer Wunderkräfte, — aus dem Arabischen übersetzt in diesem Jahr — hatte sie sich nicht umsonst die Salbe aus zyprianischem Terpentin, Gewürznelken, Zimmet, Mastix und Eulenfett zusammengerührt. Damit bestrich sie jeden Morgen die Augenlider, da wurden alle Häuser und alle Menschen für sie durchsichtig; daß sie sehen konnte, ob im Ei ein Hähnchen oder ein Hühnchen saß, war noch das wenigste.

Ihr Besuch bei Miete Groht war nicht vergeblich gewesen, davon war sie überzeugt, und es wurde ihr auch bestätigt, denn Olmer berichtete seiner Mutter eines Tages: „Daumor ist ganz merkwürdig still. Ich bat sie heute, sie sollte doch mal mit mir reden. Ich wär' doch ihr Bruder und wahrhaftig ihr Freund. Aber sie antwortete bloß: Freunde gibt es gar nicht. Man kann sich auf niemand verlassen! — Na, Daumor, sagte ich, tu mir nicht unrecht. Ich mein' es doch treu. Da sah sie mich an: Ja, mag sein, aber du bist auch der einzige, ich will von keinem anderen was wissen. Und als ich so leise bei ihr anstieß, wie sie denn jetzt mit Reimer Groth stände, ob der ihr denn gar nichts mehr sei, da drehte sie sich um: ich seh' ihn nicht mehr. Was soll ich bei ihm?"

„Aha!" nickte Nösel.

Ja, ja, die Kräfte, die das Weltall regieren, sind unsichtbar, und auch die menschlichen Kräfte, die dazu bestimmt sind, in das Schicksal anderer lenkend einzugreifen, halten sich gern den Sinnen verborgen. Aber sie wirken doch.

* * *

Nein, Thorfin Yndebroe behelligte seine Wirtschafterin nicht. Er hatte viel im Nordpol und in Flensburg zu tun, denn es war, wie Kloke Timm, der gescheite Malermeister von Uselott, immer zu sagen pflegte: „Kinners! Ihr sollt ewig sehen: die Zeiten spitzen sich zu."

Was war das für eine schlappe Wirtschaft in Kopenhagen! War es nicht genug gewesen, daß der König erklärt hatte, er habe nicht die Absicht gehabt, die Rechte der Herzogtümer anzugreifen oder ihre Verbindung zu lösen? Wenn er dann zugleich darauf hinwies, die Verbindung und Unteilbarkeit Holsteins sei bedingt durch die Anerkennung der Unzertrennlichkeit der dänischen Monarchie, so machten die Schleswig-Holsteiner einen großen Summs: das wäre zweideutig und sie wollten reinen Wein haben. — Rebellen braucht man bloß nachzugeben, so schwillt ihnen der Kamm, und sie werden immer frecher.

So ging's auch jetzt! König Christian fühlte sich hinfällig, und er wußte wohl, sein Sohn Friedrich war nicht der starke Mann, der nötig gewesen wäre, um die Aufrührerbande mit eiserner Faust niederzuhalten. Darum ließ er zum Schmerze aller wahren Patrioten seine früheren Ansichten fahren, und seine Minister mußten eine gottsjämmerliche Gesamtstaatsverfassung ausarbeiten, — da sollten beratende Provinzialstände und ein gemeinschaftlicher Landtag für die Monarchie eingesetzt werden, und er hoffte, die schleswig-holsteinischen Widerböcke würden für derlei Zugeständnisse ihre nationale Sonderstellung aufgeben. Das hieß den Verrätern doch bloß den Appetit reizen.

Der Himmel war denn auch ersichtlich nicht mit diesem Werk einverstanden. Er nahm den König zu sich. Hätte Friedrich VII. den deutlichen Wink nur verstanden und wäre durch den Schmerz um seines Vaters Verlust zum Manne geworden, aber nein!

Es war ein düsterer Januartag, — kaum hatten sie Christians Sarg zu den anderen Königssärgen gestellt, — da veröffentlichte Friedrich die neue Verfassung, und wenn sie auch den Dänen, wie es natürlich und recht war, die Oberhand verlieh, denn der König sollte in jedem Landesteil zu den achtzehn gewählten Ständemitgliedern noch je acht ernennen, so war doch eben Schleswig nicht einverleibt! Und bevor das nicht geschah, konnte kein Dänenherz ruhig schlagen!

Dagegen blieben die Verräter darauf bestehen: gemeinsame Verfassung von Schleswig-Holstein, sonst nichts!

Ja, die up ewig ungedeelten Trotzköpfe! Wenn Thorfin Yndebroe oder Hans Andreas Klewing auf dem Thron gesessen hätte, da würde die Gesellschaft was erlebt haben! —

War das ein Gären in der Welt. In Paris brach es los. Eine Zeitung druckte ein Gedicht ab, darin kamen die Verse vor:

> An rückt die Linie: Schuß auf Schuß!
> Und immer frisch geladen!
> Doch dies ist ein Volk wie aus Eisenguß.
> Stülpen Karren um und Omnibus —
> Das sind die Barrikaden!
> Stolze, opferfrohe Reihn,
> Singen sie, in der Hand den Stein:
> Mourir pour la patrie!

Und in Deutschland selbst, das stürmte ja mächtig gegen die Fürsten an:

> Pulver ist schwarz,
> Blut ist rot,
> Golden flackert die Flamme!

Da war es kein Wunder, daß die Empörung auch in Schleswig-Holstein das mordgierige Haupt erhob. Mit Reden und Papier war nichts mehr zu machen, alles drängte auf Krieg zu! Bei den Waffen der Entscheid, und der Entscheid, das konnte nicht zweifel-

haft sein, oder es gab keine göttliche Gerechtigkeit: Schleswig-Holstein gehörte zu Dänemark. Damit basta!

In ihrer Politik lebten, webten und waren die dänischen Männer.

Thorfin Yndebroe setzte nicht den Pflug an, ohne sich zu sagen: das ist dänischer Grund und Boden, den dein Eisen jetzt ritzt, und dänisches Korn soll darauf wachsen und Brot geben, damit unsere Kinder wackere dänische Untertanen mit Muskeln auf den Oberarmen werden können. Hans Andreas Klewing spaltete keinen Granitfindling, ohne zu denken: den haben sie aus dänischen Gewässern gefischt, und ein braver Däne soll darunter seinen ewigen Schlaf finden. All, was sie sannen und taten, floß aus dem Vaterland und war aufs Vaterland gerichtet.

Merkte Klewing einem herumwandernden Steinklopfergesellen die treufeste Gesinnung an, so stellte er ihn gewiß ein und fütterte ihn auch so lange als möglich durch, ganz einerlei, ob der Bursch Sauberes leistete und ob genug Arbeit für ihn da war, und Yndebroe sah seine Scholle für entweiht an und sorgte dafür, daß sie rasch wieder entsühnt wurde, sobald er nur von einem seiner Knechte ein halbes Wort hörte, daß die Schleswig-Holsteiner doch am Ende auch so was wie ein kleines bißchen Recht hätten. Solcher Blasphemist flog über den Wagnesrotter Grenzgraben, daß er sich drüben seine Knochen einzeln zusammensuchen konnte.

Diese unbeirrbare, sich ganz einseitig betätigende und rücksichtslose Zähigkeit im Verfolgen eines einzigen Zweckes bewies Thorfin Yndebroe auch in dieser Zeit. Heiratsgeschichten nachzugehen, ein störrisches Mädchen herumzukriegen, das mußte er für später aufschieben. Mit aller Macht gegen die Verräter!

Flach war das Land zwischen Ostsee und Nordsee, aber bergehoch häuft sich über seinen winterlichen Fluren der Haß auf!

Immer gewaltsamer wurde die Volksbewegung in den unterdrückten Herzogtümern, immer näher trieb alles auf offenen Aufruhr hin!

In Rendsburg traten die Schleswig-Holsteiner zusammen. Von da sandten sie ihre Deputierten nach Kopenhagen. Es war nicht wenig, wozu sie den König veranlassen wollten. Freiheit des geschriebenen und gesprochenen Wortes, Schleswigs Aufnahme in den Deutschen Bund, des Volkes Bewaffnung, Scheels, des bitter Gehaßten, schleunige Absetzung, Ruf an die beiden Provinzialstände, daß sie sich vereinigten, um den bedrohten Ländern ihre Verfassung zu geben: das waren die Forderungen, womit die Abgeordneten auf See gingen.

Aber in Kopenhagen hatten die Eiderdänen gewühlt und gebohrt, bis sie ans Ruder kamen. Sie zeigten Friedrich VII. die geballten Hände und kündigten ihm ihre Selbsthilfe aus Verzweiflung, also seinen Sturz an, wenn er nicht ihre Leute zu Ministern machte. Der König sagte in seiner Angst ja zu allem, was die Schleswig-Holstein-Feinde wollten, und damit war das letzte Friedensband gerissen.

Holstein, so beschied des Herrschers Machtwort die vor ihm stehenden Männer aus Rendsburg, solle allerdings eine freie Verfassung haben, Schleswig aber komme nimmermehr zum Deutschen Bunde; untrennbar sei es mit Dänemark verschmolzen, und eine gemeinsame, wenn auch nicht drückende Verfassung solle es noch enger an das Stammland knüpfen.

Das war zuviel.

Nicht schlechter als die treuesten Dänen liebten die Schleswig-Holsteiner das Vaterland! Mochte alles verloren gehen, ihre Freiheit wollten sie behalten, wenn nicht im Leben, so doch im Tode!

Wille gegen Wille. Empörung für altes gutes Recht gegen schmachvollen Zwang.

Noch waren die Deputierten nicht aus Kopenhagen zurück, da lief schon die Kunde durchs Land, wie schnöde sie vom König behandelt worden waren, und sieh! Nun standen sie auf, die Männer, deren Namen nicht vergessen werden können, solange noch ein Fußbreit Schleswig-Holsteinischer Erde übers Meer schaut: Graf Reventlow, Prinz Noer, Beseler, Schmidt — sie verlasen vorm Kieler Rathaus die Proklamation: unfrei ist der König-Herzog, deshalb haben wir, die provisorische Regierung, die Pflicht, unseres Landes Rechte und den angestammten Herzog selbst gegen die Vergewaltigung zu schützen.

Schleswig-Holsteins Jugend flutete begeistert zu den blauweißroten Fahnen.

Auch in Flensburg schäumten die Wellen auf. Klewing trommelte seine Getreuen von der Bürgerversammlung zusammen, und sie strömten in Masse aufs Rathaus, wo schon die Schleswig-Holsteiner waren, Advokat Bremer an der Spitze. Im Sitzungssaal hatte sich der Magistrat eingeschlossen. Da trumpfte Klewing gegen die Tür und verlangte öffentliche Verhandlung. Scheu kamen die Herren heraus, und einer von ihnen stieg auf eine Bank und verkündete: „Der Magistrat und das Deputiertenkollegium haben die provisorische Regierung anerkannt."

„Ho!" rief Klewing. „Geht uns bloß

mit sowas, das kann weder der Magistrat noch das Deputiertenkollegium tun. Da muß erst die Bürgerversammlung tagen."

Die Schleswig-Holsteiner, wie Bremer, Pastor Wildhagen, Lehrer Borgart, Advokat Lorenzen, stemmten sich gegen Klewing: „Halten Sie man den Mund! Mit Ihrer Regierung ist das jetzt vorbei." — „Was?" rief Klewing. „Jungens, faßt an!" — Und eins, zwei, drei, waren die Gegner von den Klewingleuten die Wendeltreppe hinuntergeworfen.

Da stürzte einer ins Haus: „Klewing, mach', daß du fortkommst, die ganze Stadt wimmelt von Freischaren!" — Da half es denn nichts, knirschend mußte der Bildhauer weichen und verschanzte sich in seinem Hause. Das war wie eine Festung. Vierzig, fünfzig Leute hatte er in seinem Dienst — die kosteten und verzehrten allerhand. Die eine Hälfte tat tags-, die andere nachtsüber Wache, und Klewing trug einen Harnisch aus Eisenblech, den hatte ihm sein Freund Schlosser Wilhelmsen gemacht — der sollte ihm sehr nützlich sein. Denn eines Abends füllte sich die Straße mit Feinden, Zollschreiber Rethwisch führte sie an — die drangen in die Haustür und fragten, wo der Herr sei. — „Für euch ist er nicht zu Hause," antworteten die Leute. Rethwisch aber guckte um die Ecke und sagte: „Da steht er, hinter der Tür!" — Und nun trat ein großer, langbärtiger Kerl ein und versetzte dem Dänenführer mit einem Dolch solchen Stoß, daß er taumelig wurde. Aber die Waffe war am Harnisch abgeprallt. Klewing kam rasch wieder zur Besinnung, schwang seinen Eichenknüppel mit anderthalb Pfund Blei im Ende und versetzte seinem Mörder einen Schlag, daß der blutig zurück fiel.

Signal wurde gegeben, alle Steinhauergesellen kamen mit Schaufeln, Spaten und Stangen und bearbeiteten die Angreifer. Die mußten fliehen und nahmen eine ganz gehörige Anzahl Blessierter mit.

So wurde also in der schmalen, gewundenen, steil aufwärts führenden Gasse schon offen Krieg geführt, und es sollte nun im ganzen Lande soviel des Blutes fließen!

⌘ ⌘ ⌘

Hin sandte Thorsin Yndebroe einen Boten zu Reimer Groht: Mit der Drückebergerei, das müsse nun zu Ende sein. Sie wollten wissen, woran sie mit ihm wären. Das ganze Dorf wäre rein vaterländisch, bloß er, Reimer Groht, weigere sich noch immer, sich zu Dänemark zu bekennen. Für den Verdacht, den man gegen ihn hätte, habe er ja schon was auszustehen gehabt, wenn er aber nicht offen Farbe zeigte und heute abend nicht in den Nordpol käme, so wüßten sie Bescheid, endgültig, und dann solle er sich bloß in acht nehmen!

Zurück sandte Reimer Groht an Thorsin Yndebroe: Mehr als totschlagen könnten sie ihn ja wohl nicht, und wenn ihnen das Spaß machte, möchten sie man herkommen. Sie hätten schon eine gute Nase gehabt, und ihr Verdacht wäre auf dem richtigen Wege gewesen. Aber sie sollten noch sehen, daß er sich nicht genierte, die verlangte offene Farbe zu zeigen. Und irgendwohin bestellen ließe er sich nicht.

Thorsin saß beim Essen, als ihm dies Widerwort gebracht wurde. Für Hohn nahm er's. Er schäumte auf. Die Teller tanzten, die Suppe spritzte über, so haute er auf den Tisch. Kein Schimpfausdruck war grob und unflätig genug, er schleuderte ihn gegen den Pantoffelmacher. Hund! war der mildeste.

Daumor war unglücklich. Sie flehte: „Bitte, Onkel, ich kann das nicht hören. Wenn er nun doch mal keine Däne ist!" — Da riß es den Gutsbesitzer empor. Noch hielt er an sich: „Du bist mir ja viel wert hier, und ich hab' deshalb die äußerste Geduld mit dir gehabt, aber die Zeiten sind jetzt anders als früher. Ich kann mich schließlich ohne dich behelfen. Kein Mensch ist entbehrlich. Und wenn du —" nun vermochte er nicht mehr, sich zu zügeln, er geriet in eine furchtbare Wut — „wenn du soviel Gefühl für ihn hast, daß es deine Ohren verletzt, wenn man die Wahrheit über ihn sagt —" und er beugte sich ganz dicht zu ihr hin und brüllte — „denn mach' doch bloß, daß du zu ihm hinkommst, verstehst du? Kriech doch zu ihm unter die Bettdecke! Dann bist du ja wohl zufrieden und machst nicht mehr ein Gesicht wie so 'n Engel mit Zahnweh. Bitte! Keiner hält dich mehr!"

Auch Daumor war aufgefahren, wild schauten sich die beiden an. — Sie packte ein Stück Tischgerät und schleuderte es hinunter, daß die Scherben im Zimmer herumspritzten: „Du hast recht. Hier ist schon längst kein Platz mehr für mich gewesen. Such' dir eine Sklavin — ich stamme auch von Björn Yndebroe!"

Sie schritt zur Tür — da wurde die aufgerissen, und ein Knecht stürzte hinein: „Uns' Herr! Die Verräter haben Rendsburg überfallen. Alle unsere Soldaten sind gefangengenommen!"

Thorsin Yndebroe hielt die Arme ganz starr hinuntergereckt, wie ein Bildnis aus Holz sah er aus, unter seinen Augen aber bildeten sich blaue Beutel. Der Knecht erschrak vor soviel Unbeweglichkeit und duckte

sich lauernd zusammen, was daraus wohl noch werden würde. Daumor aber verließ die Stube.

Erst ganz langsam, als habe er eine tiefe Ohnmacht überwunden, kam Yndebroe wieder zum Gebrauch seiner Glieder. Er rafte nicht. Es war was Dumpfes in ihm. Er winkte dem Knecht bloß, daß er ihn allein ließ. —

Daumor sagte zu ihrem Bruder im Schäferhaus: „Du holst mir wohl meine Sachen, Olmer." — Nösel spitzte die Ohren. Olmer indessen war bestürzt: „Um Gottes willen, was ist denn passiert?" — „Das laß dir von Onkel Yndebroe erzählen. Ich habe da nichts mehr zu suchen."

Nösel sann scharf nach. So gut, daß sie jetzt gleich die Zusammenhänge durchschaute, war ihre Salbe aus dem Buche der Kabbala doch nicht.

Da trat Reimer herein: „Wenn ich Sie einen Augenblick sprechen könnte, Frau Leientoft?" — Nanu? Was käm da alles auf einmal zusammen? Reimer Grohl sie sprechen? Das war das erstemal im Leben. Doch warum nicht? Nösel war sehr dafür, Neues zu erfahren. — „O gerne! Soll ich hinaus ...?" — „Das können alle hören. Ich geh fort. Noch heute abend." — „Wohin denn? mein lieber Jung'?" — „Ich meld' mich." — „Bei den Soldaten?" — „Ja." — „In Flensburg." — „Nein. In Rendsburg."

Olmer sagte gar nichts, auch Daumor schwieg. Nösel rief: „So willst du eintreten bei den Verrätern?" — „Ich wär' ein Verräter, wenn ich auf die andere Seite ginge. Und da wollte ich bitten, Frau Leientoft, sehen Sie sich auch mal nach Mutter um. Frau Jaspersen kocht ihr was. Bloß die ersten Tage. Dann kommt sie ins Siechenhaus, in die Stadt. Das hat mir Herr Pastor versprochen. Ich weiß mir ja sonst nicht zu helfen. Hier bleiben kann ich nicht."

Daumor ging auf ihn zu: „Verlaß dich darauf, Reimer, ich sorge für deine Mutter." — „Du hast wohl keine Zeit, dich um sie zu kümmern, Daumor." — „Doch. Ich habe jetzt Zeit genug. Ich wohne wieder hier. Ich bin nicht mehr auf Wagnesrott." — Er sah sie überrascht an, forschte jedoch dann nicht weiter, sondern sagte nur: „So? Ja dann allerdings."

Daumor geleitete Reimer nach Haus. Auch da fragte er sie nicht, was sie denn von Wagnesrott vertrieben habe, und sie erzählte ihm nichts. Sie sprachen nur darüber, wie es mit seiner Mutter werden sollte.

In der Kate half sie ihm beim Packen. Frau Grohl war blaß, hielt aber ihren Schmerz unten. Daumor ersetzte ihr durch Hilfe jegliche Kraft, die ihr selbst mangelte, um den Sohn so auszurüsten, daß er in den Krieg ziehen konnte.

Sie aßen, was man denn so essen nennt, wenn einem das Trennungsweh die Kehle zupreßt. Dann stand Reimer auf: „So, nun will ich lieber gehen, sonst komm' ich zu spät in die Stadt." — Daumor machte sich in der Küche zu schaffen, diese Augenblicke mußten Mutter und Sohn für sich allein haben.

Reimer hatte sich vor das Bett der Kranken hingekniet. Sie streichelte ihm den Kopf. — „Ich hab' es kommen sehen," sagte sie, „es hat genug in dir gearbeitet, mein Reimer." — „Sei mir nicht böse, Mutter. Ich wollte erst, der ganze Kram von Dänisch und Schleswig-Holsteinisch sollte mich gar nichts angehen. Warum konnte ich nicht ruhig hier so weiterleben? Aber das glühte doch in mich hinein, und mir ist das Blut zu Kopf geschossen, wenn ich mir vorstellte, daß ich hier sitzen blieb. Mit muß ich und mit den Schleswig-Holsteinern! Und was ich mir nur irgend von der Löhnung absparen kann, das schick' ich dir. Ich will Unteroffizier werden und noch was Höheres. Die kriegen viel Geld. Da brauch' ich lange nicht alles." — „Um mich sollst du dich nicht sorgen. Mir wird schon nichts abgehen. Überhaupt, mein Junge, alte Menschen — die müßt ihr Jungen liegen lassen. Ihr sollt euch ja etwas Großes erobern. Dabei dürfen wir euch nicht im Wege sein." — Sie zog ihn an ihre Brust. — „Und so segne dich Gott, mein Liebling!" — „Ich komme wieder, Mutter, und dann sollst du es erst recht gut haben." — „Wann hab' ich es wohl nicht gut bei dir gehabt?"

Ihre eingesunkenen Augen tranken lange das Bild seiner Züge in sich, dann küßte sie ihn noch einmal; er preßte ihr die Hände: „Auf Wiedersehen, Mutter, ganz bestimmt auf fröhliches Wiedersehen!" — „So Gott will."

Die Mütze auf, Vaters Felleisen umgeworfen, Vaters Knotenstock ergriffen — noch einmal wandte er sich im Gehen um und winkte durch den matten Lichtschimmer zur Mutter hin. Sie nickte ihm mit unsagbar liebem Lächeln zu ...

Er war draußen.

Da stand Daumor. Sie hatte ein Licht auf dem Flur angezündet. Sie hängte ihm einen Beutel um, darin war, was sie nachmittags schnell aus ihrem Hause geholt hatte und was ein Soldat gebrauchen kann: eine Flasche Schnaps, eine harte Wurst und ein Päckchen Tabak.

„Ich würde dich gern eine Strecke weit bringen," meinte sie, „aber ich will lieber bei deiner Mutter bleiben. Ich schlafe auch diese Nacht hier." — „Vielen Dank dafür, Daumor. Und weil wir doch nicht wissen können, ob wir uns heute zum letztenmal sehen, so will ich es dir sagen:" — er sah ihr ehrlich und treu in die Augen — „ich habe dich immer so lieb gehabt, wie ich nur einen Menschen haben kann. Aber dich und mich für immer binden —" Sie schüttelte traurig den Kopf: „Soweit reichte es eben doch nicht mit deiner Liebe." — Er senkte erst den Blick, dann aber fand er seine Festigkeit wieder: „Ich wollte kein Opfer von dir annehmen, und stell' dir nur vor, was es auch für ein Unglück für dich gewesen wäre, wenn du dich mir versprochen hättest, jetzt, wo ich zu euren Feinden gehe. Da hätten wir uns doch gleich wieder trennen müssen, nicht wahr?" — „Wie es mit uns gekommen wäre, das weiß ich nicht, Reimer, ich weiß nur, daß ich für dich möglich gemacht hätte, was irgend in meinen Menschenkräften stand."

Da nahm er ihr Haupt, und sie lehnte es gegen seine Schulter. So verharrten sie eine Weile. Dann hob er ihr das Kinn. Sie bot ihm den Mund.

„Leb' wohl, Daumor!" — „Fahr wohl, Reimer!"

Rasch schritt er zu, ins Dunkle. Daumor hielt den Hund zurück, dem Reimer das Fell geklopft hatte und der seinen Herrn nun begleiten wollte.

Sie lauschte, bis ihr seine Tritte unhörbar wurden, und das war ihr Schmerz in dieser Stunde, daß sie dem Freunde nicht nachzurufen vermochte: Komm siegreich heim!

Das vermochte die Dänin nicht, trotz allem.

Beim Trankrüsel waren die beiden Frauen noch bis späthin wach. Sie unterhielten sich von Dingen, die ihr Gemüt nicht berührten.

Ihre inneren Augen aber folgten dem jungen, von unwiderstehlicher Vaterlandsliebe aus seiner Ruhe gerissenen Menschen, der auf der nächtlichen Landstraße dahinmarschierte.

Dafür wollte er, der bisher unbekümmert um politische Meinungen und Parteien dahingelebt hatte und in dem nun das Blut seiner holsteinischen Vorfahren sprach, sein Leben einsetzen: daß Schleswig-Holstein los von Dänemark kam.

⌘ ⌘ ⌘

Je größer der Feldherr, desto einfacher seine Schlachtpläne. Das konnte man so recht am alten Jinns sehen.

Mitten im Hofe stellte er seine selbstgefertigte Kanone auf; das alte, auf der einen Seite mit einem Stück Blech verschlossene Eisenrohr lag auf einem kleinen Karren; es war ein Hinterlader von bedeutendem Kaliber, und als Wurfgeschosse waren daneben zwei Hügel von Fauststeinen aufgehäuft. Das Pulver bewahrte er bei sich im Bett; da hielt es sich trocken und warm. Die Mündung des Rohres wies genau gegen das Hoftor, nun sollte bloß mal so ein Freischärler oder was es sonst für Rebellen gab, die verrammelte Tür durchstoßen und die Nase zum Hof hereinstecken — bautz! kam ihm was an den Schädel geflogen, daß er schleunigst die Tür wieder von außen zumachte und seinen Genossen mitteilte: „Junge, Junge, da drinnen ist es nicht geheuer. Da haben sie Artillerie die schwere Menge. Man lieber wieder abrücken."

Wagnesrott war gerettet.

Was also den eigentlichen Krieg anging, so sah der alte Jinns den Ereignissen wohlgerüstet und mit aller Gemütlichkeit entgegen. Aber das Gut selbst machte ihm Sorge. Wie kriegte er die Äcker gepflügt und bestellt? Die Knechte, die er zu trefflichen Musketieren ausgebildet hatte, waren zumeist eingezogen — nun ja, mit solchen Gardisten konnte Seine Majestät schon Schlachten schlagen — was daheim auf Wagnesrott blieb, war Kröpelzeug, und überdies mußte manche Lücke mit Deerns ausgefüllt werden, und die vertrug Jinns nicht. Sie konnten ja nicht exerzieren und hatten von Strammstehen und Honneurmachen nicht die leiseste Ahnung.

Jinns, der seinen Herrn jetzt sehr viel vertreten mußte, pflegte das Weibervolk in einer Weise anzuraunzen, daß es in Heulen ausbrach. Er wußte wohl: seine Art und Weise, mit diesem wirklich schwachen Geschlecht umzuspringen, war nicht ganz praktisch, aber er konnte nun einmal diese hühnerhirnigen Unterröcke nicht ausstehen. Darum war er ja auch Junggeselle geblieben. Zwei Ausnahmen hatte er in seinem Leben gelten lassen: die selige Frau, und dann die Nichte vom Herrn.

Die eine moderte, und die andere...

Die hatte der Herr laufen lassen, jetzt gerade, wo eine tüchtige Weibsperson auf dem Hofe nötig war wie nie. Das ärgerte den alten Knecht. Er kannte allerdings nicht die Ursache, warum Daumor Knall und Fall abgezogen war, aber daß der Herr selbst die Schuld daran hatte, das bezweifelte er nicht. Nun saß man da! Die Mägde erzählten sich untereinander ihre Liebesabenteuer, statt den Besen zu rühren! — Jinns war bei

aller Disziplin nicht mit seinem Herrn zufrieden, und daß dem selber nicht wohl zumute war, merkte man seinem finsteren Gesicht und seinem brummigen Ton an.

Ja, recht hatte Jinns. Wohl spürte Yndebroe an mancher Unordnung und Unzuverlässigkeit des Gesindes, welche Kraft seinem Hofe jetzt mangelte, und sie zu ersetzen, war nicht einfach, aber seine Verstimmung hatte nicht bloß eigensüchtige Gründe, sondern es tat ihm auch aufrichtig leid, daß er durch seinen unsinnigen Jähzorn Daumors Bleiben — das mußte er anerkennen — unmöglich gemacht hatte. Er vermißte Daumor als Menschen noch viel mehr denn als Wirtschafterin. Er hatte sich wirklich an sie gewöhnt. Er sehnte sich danach, daß sie wieder bei ihm säße, zumal da die Luft dort drüben in der Kate jetzt rein war. Der Mensch, über den er sich soviel geärgert hatte, war, wo er hingehörte: bei den Verrätern.

Das war kein schönes Leben jetzt, und es war doch so behaglich auf Wagnesrott gewesen. Er selber hatte sich das verdorben. Das reute ihn.

Dazu kam der Krieg, der doch schwerer zu werden drohte, als die Dänen es sich anfangs gedacht hatten. Zwar bei Bau waren die Verräter gründlich in die Pfanne gehauen worden, aber der deutsche Bundestag machte — unbegreiflich! — mit den Rebellen gemeinsame Sache und sah ihre Regierung für rechtmäßig an, und nun kamen die Preußen unter General von Bonin und die Hannoveraner unter General von Halkett, und Prinz Noer sammelte wieder zusammen, was er noch an schleswig-holsteinischem Militär finden konnte, und über das Ganze hatte Wrangel zu befehlen, ja, das war wohl ein harter Strauß für Alt-Dänemark und sein Recht.

Bei Ascheffel und Altenhoff waren die feindlichen Heerscharen schon aufeinandergestoßen, und jetzt geschah bei Schleswig das erste große Blutvergießen. General von Hedemann mußte mit seinen tapferen Landsoldaten weichen, viel Lust zum Verfolgen legte der Feind nicht an den Tag, aber bei Oversee wurde die dänische Nachhut doch gepackt und zum großen Teil gefangen.

Hals über Kopf fluteten die Dänen zurück, etwelche nach Alsen, etwelche nach Jütland, und ganz Flensburg war in Aufregung. Klewing und die Seinen taten nichts anderes, als daß sie die Flüchtlinge versorgten. Seine schönen Töchter verbanden und erquickten die vielen armen Verwundeten, die auf blutigen Wagen herangebracht und in Stroh reihelang auf den Straßen gebettet wurden.

In Uselott verbreitete sich die Kunde: Die Preußen kommen.

Jinns lud sein Geschütz, halb mit Pulver und bis an den Rand mit Kopfsteinen, und hielt den Zündschwamm bereit, finster entschlossen, den Hof bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Der alte Knabe hätte am Ende ein großes Unheil über Wagnesrott und seine Bewohner heraufbeschworen, denn die Preußen nahmen dergleichen private Kriegführung gewaltig krumm, und es gab Bäume genug in der Nähe des Hofes, daß man daran gut ein paar Irreguläre aufhängen konnte, aber zum Glück wurde Yndebroe noch zur rechten Zeit — die Hörner der heranmarschierenden Truppen waren schon vernehmbar — auf dem alten Jinns seine Erfindung, die er bis dahin gar nicht beachtet hatte, aufmerksam. Ein Fußtritt, und der Hinterlader rollte von der Karre in den Sand, die Kugeln fielen vorne, das Pulver hinten heraus, und weil die Erde schön naß war, verlor es seine sorgsam durch Bettwärme erhaltenen Kräfte. Thorsin trampelte es zur Vorsicht vollends in den Sand, und die Frage, die er dabei an seinen getreuen Knecht stellte, war für diesen weiter nicht ehrenvoll, denn sie bezog sich darauf, ob er sich an der Stelle, wo den Menschen die Vernunft sitzen soll, auch einigermaßen wohl fühle.

Jinns zuckte die Achseln. Wollte der Herr selbst sein Eigentum kampflos den Feinden übergeben — ihm konnte es recht sein. Er hatte das Seinige getan, um lieber ruhmreich unterzugehen, als sich vor den Aufrührern und ihren Helfershelfern zu beugen.

Näher kam das Horngeschmetter und das Trommeln! Wenn es verstummte, hörte man die Töne des verhaßten Liedes: Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben? — Nun scholl es schon auf der Dorfstraße. Yndebroe begab sich ins Haus. Sein Herz zog sich zusammen. — Vaterland! Was mußt du erdulden, daß sich diese Eroberer auf deinem Boden breit machen dürfen.

Da wurde das Hoftor aufgestoßen. Blitzende Wehr, straffe Soldaten wie sonst keine in der Welt — auch Jinns mußte das innerlich zugeben — strömten auf den Hof. Der Hauptmann griff den alten Knecht auf, der sich trotz seiner militärischen Fachneugier beiseite drücken wollte: „Wo ist der Besitzer?"

Und dann stand Thorsin Yndebroe vor dem Eindringling. Den Hut hatte er im Hause gelassen, so brauchte er ihn nicht abzuziehen. Er bekam den Befehl, für Offiziere und Mannschaften — es waren über hundert Mann — Quartier zu schaffen.

„Wollen die Herren so gut sein und es

sich bequem machen," lautete Yndebroes Antwort, und die klang sehr kühl, „ich gebe Order, daß Sie alles bekommen, was Sie verlangen. Und dann brauchen die Herren mich wohl nicht mehr, wie?" — „Na," versetzte ein kleiner kecker Leutnant, „ein bißchen liebenswürdiger könnte die Einladung des geehrten Hausherrn nun auch gern abgefaßt werden!" — „Soviel ich weiß, habe ich nur für Schlafgelegenheit, Essen und Trinken zu sorgen," erwiderte Yndebroe steif. „Das übrige darf ich am Ende für mich behalten." — Der Leutnant wollte aufbegehren, aber der Hauptmann winkte ihm ab. Mit diesen Stockdänen war ja doch nichts anzufangen, und in der Tat — das Faust-in-der-Tasche-ballen hatten sie frei. Yndebroe wurde entlassen, und Wagnesrott war ein großes Preußenlager.

Thorfin Yndebroe gedachte, sich überhaupt nicht mehr vor dem Feinde blicken zu lassen, er hatte den Offizieren alle guten Zimmer eingeräumt und hielt sich selbst oben in einer Dachstube auf. Die Köchin hatte Befehl, sie sollte alles bereiten, aber die war vor Angst nicht imstande, für so viele Menschen etwas Genießbares herzurichten, und die ihr untergebenen Mägde zitterten und heulten, denn man hatte ihnen erzählt, daß die Preußen mit Vorliebe Mädchen auf die Bajonette spießten und mit diesem Schmuck durchs Land triumphierten.

Es herrschte ein böser Wirrwarr auf dem Hofe. Die Einquartierten bekamen nichts. Die Soldaten murrten, die Offiziere wurden unwirsch.

Abermals entbot der Hauptmann den Besitzer zu sich und sagte sehr scharf und bestimmt: „Es wäre mir lieb, wenn Sie sich etwas weniger in Ihrem Schmollwinkel aufhielten und statt dessen Ihre Pflicht täten. Wir sind Ihre Gäste, mein Herr, wenn auch allerdings ungebetene. Ich wünsche, daß meine Leute in einer Stunde vollkommen befriedigt sind, und bitte, auch mich und meine Herren nicht zu vergessen. Wir kommen direkt aus dem Gefecht. Es scheint hier nicht soviel Zucht zu sein, daß wir Ihrer persönlichen Bemühung entbehren könnten. — Ich danke sehr."

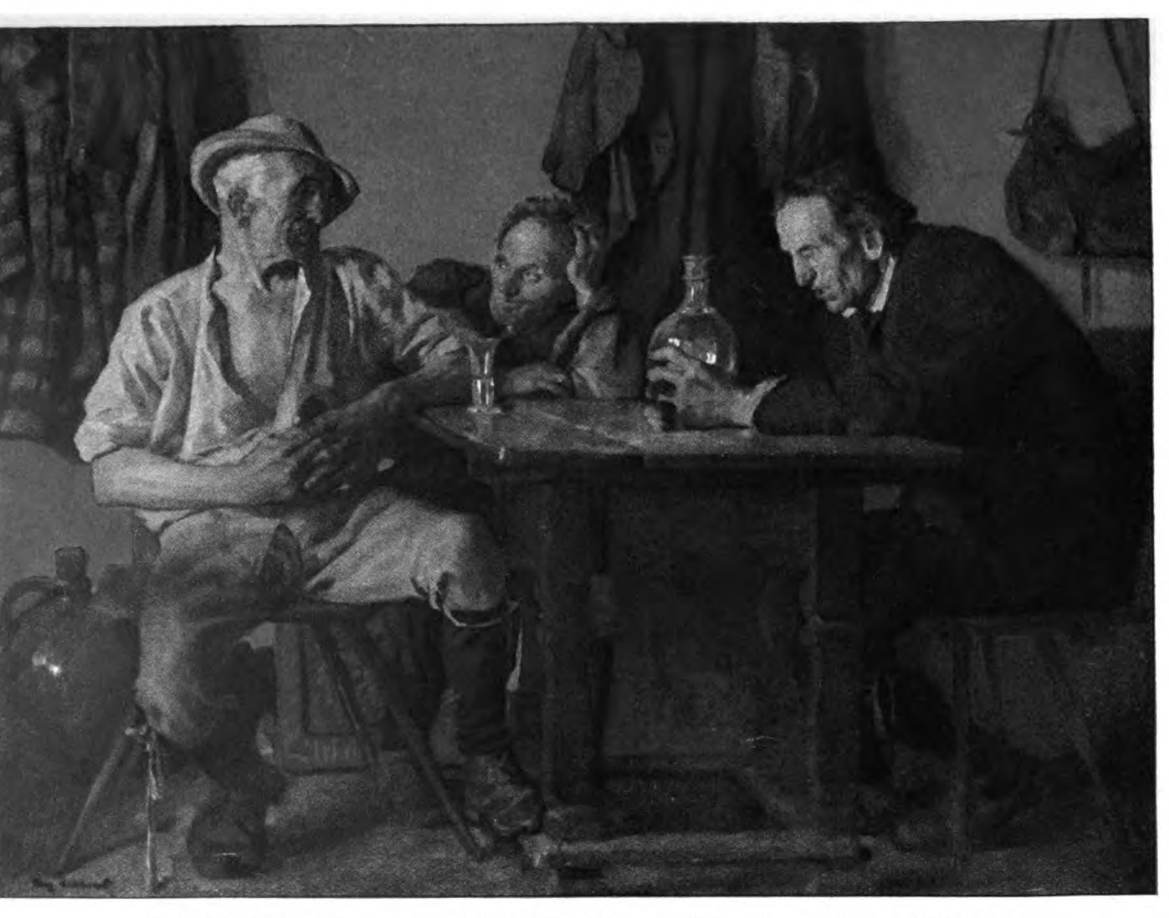
Yndebroe biß sich auf die Unterlippe, ging in die Küche und ergoß seinen Grimm über die ihm zuteil gewordene Abkanzelung auf das sowieso schweißtriefende Haupt der Köchin, aber die keifte gegen und schwor, daß sie nicht mehr bieten könne, als sie tat, und wenn die Preußen sie auch auf der Stelle totschlügen. Die Deerns wetteiferten mit ihr in zweckloser Herumrennerei. Mit den Kartoffeln wollten sie heizen, und das Kleinholz steckten sie in den Wurstkessel. Die hungrigen und durstigen Soldaten wurden immer ungeduldiger.

In diesem Augenblick, wo Yndebroe ziemlich ratlos zwischen den Weibern mit aufgelösten Haaren stand, ließ sich Olmer Leientoft sehen. Thorfin stürzte auf ihn zu, mitten durch den Küchenschwaden hindurch, und faßte ihn an der Schulter: „Du! Deine Schwester muß herkommen. Die Frauensleute sind hier alle verrückt. Das kann ich mir nicht sagen lassen, daß auf meinem Hof keine Zucht ist. Daumor muß den alten Kram vergessen. Was ich mir da hab' entfahren lassen, war ja Unsinn. Wer ist in dieser Zeit nicht aufgeregt? Ich wäre ohnedies bald zu euch gekommen und hätte ihr gesagt, daß es mir leid tut und daß ich sie wieder haben will. Hol' sie her. Sonst zünden mir die Preußen womöglich noch das Dach überm Kopf an!" — Er schob Olmer, ohne dessen Entgegnung abzuwarten, zur Tür hinaus.

Auch im Schäferhause lagen Preußen. Rösel war bereits ein Herz und eine Seele mit ihnen. Sie gab ihnen Kaffeepunsch und predigte das Evangelium der allgemeinen Nächstenliebe. Der Krieg ging sie nichts an. Ob einer preußisch oder schleswig-holsteinisch oder dänisch war — Menschen waren wir alle. Und wer an ihrem gastlichen Tische saß, der kriegte, was sie nur aufbringen konnte, denn in ihrem Hause sollte Frieden sein.

Diese Philosophie ließen sich die Soldaten gefallen, und es war sehr gemütlich in der Schenkstube; Daumor freilich blieb zum Leidwesen ihrer Mutter unsichtbar.

Olmer kam zu seiner Schwester in die Kammer: „Onkel bittet dich, Daumor, du sollst jetzt nicht an das denken, was ihr miteinander gehabt habt. Es geht bös zu auf Wagnesrott. Wenn du doch, auch mir zuliebe, so gut sein möchtest hinzugehen, daß da alles ins Lot kommt." — „Wir haben ebensogut Einquartierung wie die auf Wagnesrott." — „Ach, die paar Mann. Da kommen Mutter und ich leicht mit durch. Aber bei Onkel liegen die Offiziere, und die wissen doch, was er für ein Patriot ist, und wenn da denn nicht alles geschieht, wie sie es wünschen — Daumor, du bist da wirklich nötig! Das sind jetzt ja doch ganz besondere Verhältnisse. Da würde es doch kleinlich sein, wenn du bloß an dich dächtest und daß dir mal was von Onkel Thorfin nicht gepaßt hat!" — Daumor zuckte auf, Olmer beschwichtigte sie: „Natürlich! Er ist gewiß nicht nett gegen dich gewesen. Du hast sicher allen Grund gehabt, da wegzugehen, aber lieber Gott, er ist durch die ganze Zeit nervös geworden, und dann, Daumor, das mußt du



Drei Schwälmer Bauern am Tisch beim Trinken. Gemälde von Franz Eichhorst
(Ausstellung der Berliner Akademie 1922)

dir immer vorhalten: Er hält viel, sehr viel von dir, und in solchem Fall, wenn ein Mann da denn nicht sein Ziel erreicht, dann macht er leicht mal einen Fehler. So mußt du das auffassen, bitte. Er läßt dir auch sagen, es täte ihm leid."

Ein Junge kam von Wagnesrott gelaufen: „Die Preußen haben die Küchenfenster eingehauen, weil sie noch immer nichts zu essen kriegen, und dann hat Jinns einen von ihnen vor die Brust gestoßen, und denn haben sie Jinns eingesperrt, und morgen früh soll er totgeschossen werden, und Daumor soll gleich im Augenblick hinkommen, sagt der Herr!"

„Tu's doch!" rief Olmer seiner Schwester dringend zu. „Im Krieg gilt doch das Einzelne nichts. Wir sind einfach verpflichtet, Onkel nach Kräften beizustehen, daß die Preußen nicht noch alles mögliche mit ihm machen." — „Ja," sagte Rösel. Sie war mit dem Jungen hereingekommen, verstand gleich alles und war hier auf einmal urvaterländisch gesonnen. „Ja, natürlich! Das sind wir! Aber wenn jemand nun mal und er hat kein gutes dänisches Herz im Leib, so kann er da garnichts dafür, so läßt er eben seinen Landsmann, und es kann sein leibhaftiger Onkel sein, einfach im Stich. Die aasigen Preußen können ihm noch so doll auf dem Nacken sitzen!"

Kein gutes dänisches Herz im Leibe?

Das Wort stachelte Daumor auf.

Ja, es war Krieg. Da durfte man nicht zuerst und allein an sich denken, sondern mußte sich einsetzen, wo man gebraucht ward. Und daß Onkel Thorfin nicht ohne sie auskam — erfüllte sie das nicht mit Stolz? Freilich, sie hatte geschworen, daß sie den Hof nicht wieder betreten wollte. Aber einerlei. Es war Krieg. Das änderte alles. Niemand sollte ihr Kleinlichkeit vorwerfen. Sie war eine gute Dänin. Und die oberste Tugend des dänischen Herzens heißt Großmut.

Ragnar Yndebroes Urenkelin bewies sie.

Raschen Schrittes ging sie nach Wagnesrott.

Fest, klar und ruhig traf sie ihre Anordnungen. Das Gesinde gehorchte ihr sofort und kam selbst zur Ruhe.

Die Soldaten erhielten ihr Recht. Die Offiziere, die nichts mehr vermißten, waren gegen Daumor die Höflichkeit selbst. Sie blieb gemessen, aber freundlich. Der kecke kleine Leutnant verliebte sich auf der Stelle lichterloh in das schöne Feindesmädchen, stellte sich ihr als ein Liliencron vor und küßte dem gnädigen Fräulein die Hand.

Das war ihr noch nie geboten worden, aber sie wußte gleich, wie sich eine Dame dabei zu benehmen hat.

Durch ein reichliches Mahl in gute Laune versetzt, gab der Kommandeur — „aus Anerkennung für Sie, mein Fräulein!" — den alten Jinns frei. Sie konnten ihn erst nicht finden, als sie ihn aus der Scheune holen wollten. Er hockte ganz hinten und grub sich ein Loch unter der Mauer durch, um entfliehen zu können. Das war er von seinen früheren Gefangenschaften her so gewohnt.

Er ließ sich ja seine Befreiung ganz gerne gefallen, dachte aber: Wenn der Herr mir nicht meine Batterie kaputt gemacht hätte, wären die verfluchten Schwarzweißen heute nicht hier auf dem Hof mit ihrer großen Schnauze.

Thorfin Yndebroe drückte Daumor die Hand: „Ich danke dir, Mädchen. Ich mach's alles wieder gut. Verlaß dich drauf."

Sie antwortete nicht, aber bei sich konnte sie es nicht unterdrücken: es war doch eine Freude zu fühlen, wie sie hier schaffte, wie sie die anderen am Zügel hielt, wie man sich ihr unterordnete, wie gut sie mit Freund und Feind fertig wurde.

Daumor hatte sich überwunden und war aus redlicher Hilfsbereitschaft, ja, in dem Bewußtsein, daß sie dem Vaterlande ein Stück von sich selbst opferte, zu der Stelle zurückgekehrt, der sie vor kurzem tief verletzt den Rücken wandte. Und als sie nun sah, welche Früchte ihr Kommen zeitigte, da schwoll ihr dann die natürliche Lust des tatenfrohen, fleißigen Menschen: in möglichst großem Kreise Tüchtiges zu leisten. Das machte sie auch versöhnlich gegen Thorfin — versöhnlicher — gestand sie sich, als sie spät ihr altes Lager im Herrenhause aufsuchte — als das Weib in ihr im Grunde sein wollte und vielleicht auch sein durfte.

Rösel Leientoft hatte also wieder mal im rechten Augenblick das rechte Wort gefunden. Das war an diesem Tage ihr erster Sieg, und abends trug sie dann noch einen davon. Denn sie wußte den Unteroffizieren, die bei ihr im Quartier lagen, so den Mund nach ihrem Bordeaux — man kann bei ihrem Gebräu den Ausdruck ja in genauem Sinne anwenden: wässerig zu machen, daß die ihre gesamte Löhnung darin anlegten.

Es dauerte aber nicht lange, und den starken Kriegsleuten wurde mordsschlecht. Sie suchten schleunigst das Weite und bargen dann ihren Jammer im Scheunenstroh.

Nach einer Weile öffnete Rösel sachte die Hoftür. Da hörte sie, wie einige ihrer Gäste einen dicken Knast durchsägten, andere stöhnten und wimmerten noch im Schlaf vor Bauchweh.

Rösel Leientoft grinste lächelnd. So, die haben genug. Von ihr aus wenigstens

waren die Preußen geschlagen. Nun konnte der König sie als seine getreue Untertanin gut zum Danebrogsmann machen.

Und triumphierend leuchtete ihr Walroßhauer durch die stille, mondbeglänzte Nacht.

⁂

Preußenwoge auf Preußenwoge flutete durch Flensburg und dann auch durch Uleloit gen Norden, und auf Wagnesrott wechselte eine dicke Einquartierung die andere ab.

Ganz Nordschleswig und Sundewitt war von dem Feinde besetzt. Und als der Mai kam, ließ Wrangel seine Truppen sogar in Jütland einrücken. Um Fredericia und Veile herum schlugen sie das Lager auf.

Eins war gut und gab Hoffnung: die Lust am Kriege schien bei den Preußen rasch abzusinken.

Dänische Kreuzer, denen der Feind keine Fahrzeuge entgegen zu schicken hatte, sperrten Häfen und Handel ab, und der Zar war kein Gönner der Schleswig-Holsteiner. Er teilte die Meinung der Dänen, daß sie Rebellen seien.

Sein Wort hatte in Berlin Gewicht. Wrangel befahl den Aufbruch und ließ Jütland bald wieder frei. Das gab den Dänen Mut. Sie drängten Halkett über Düppel und Nübel nach Atzbüll, wurden freilich abermals bis auf die Düppeler Höhen geworfen, doch weiter geschah dann auch nichts.

Wohl lächelte dem Bayern von der Tann bei Hoptrup noch Glück, er vernichtete eine dänische Schar und erbeutete ihre Kanone, da zogen sich die übrigen Dänen schleunigst zurück, und weil ihnen Wrangel trotz der Bitten der Regierung und des Frankfurter Bundestages keinen Schaden tat, so kamen sie auch gut aus der gefährlichen Feindesnähe heraus.

Die Preußen machten von neuem vor Jütlands Auen Halt. —

Während dieser ganzen Zeit der Not blieb Daumor auf dem Hof. Das war selbstverständlich. Sie wirkte prächtig und gewann Thorsin Yndebroes Herz von Tag zu Tag mehr. Der alte Jinns hätte am liebsten ihr zu Ehren jeden Morgen, wenn sie so frisch aus dem Hause trat, Salut geschossen, und sang ihr Loblied so eifrig, wie die liebe Lerche in Himmelshöhen die Sonne preist. Alles ging unter der Leitung des Mädchens am Schnürchen, und die feindlichen Soldaten hatten so viel Achtung vor ihr, daß es nur hier und da einer versuchte, seinem Speisezettel durch private Requirierung aus der Räucherkammer etwas Besonderes hinzuzufügen. Ans Ziel kam er nicht. Daumor hörte und sah alles und war tapfer genug, selbst bei nachtschlafender Zeit das Schloß zum Paradiese der Schinken und Mettwürste vor unbefugtem Öffnen zu verteidigen.

Thorsin strahlte ihr lauter Dank zu, wenn er ihr aber mal durch ein Streicheln der Wangen seine Zufriedenheit bezeigen wollte, so wich sie doch aus, und wenn er — freilich stockend — auf die Vergangenheit, auf jenen bösen Augenblick bei Tische kam und sich Mühe gab, ihr sein Verhalten zu erklären, so war sie ebenfalls nicht zu sprechen.

Sie aß natürlich mit Yndebroe zusammen, aber wenn er sich abends auf seinem Sofa niederließ, so blieb der Platz neben ihm zu seinem Kummer unbesetzt, und er traute sich auch noch nicht recht, sie wieder einzuladen. —

Frau Groht war ins Flensburger Siechenhaus geschafft worden, und Daumor besuchte sie ab und zu. Da erfuhr sie dann wohl, daß Reimer geschrieben hatte, er stände nichts aus, sei gesund und hoffte, bald wieder daheim zu sein. — „Und grüß' Daumor vielmals."

Im Dorf, wo die jungen Leute fehlten, halfen die älteren einander auf dem Felde aus. Harren und Bangen schweißte die Gemüter zusammen.

Pastor Rivesel, der ehrliche Christ, kam nicht mit dem Krieg zurecht. Er machte es sich nicht so bequem wie viele seiner Amtsbrüder, die jetzt in jeder Predigt darauf hinwiesen, daß unser Herr und Heiland gesagt hat, er sei gekommen, um das Schwert zu bringen. Pastor Rivesel wußte wohl, daß der Meister nur den Kampf der Geister gemeint hatte. Das Menschentöten, und geschah's auch um der Liebe zum Vaterlande willen, war und blieb jesuwidrig; des Pastors ganze Gebete rangen um Frieden, und sein kleines, efeuumranktes Haus war keine Stätte, wo der Haß hineinschlüpfen konnte.

Die Teuerung, die der schlimme Herbst vor zwei Jahren verursacht hatte und die eben im Abflauen gewesen war, setzte wieder scharf ein. Wer Geld borgen mußte, war arg dran, denn jeder, der was hatte, hielt den Knopf auf dem Beutel zu. Das merkte Olmer — dem war nun einmal kein Glück beschieden. Mancher wurde doch reich im Kriege, kaufte irgend etwas und verkaufte es hoch. Olmer besaß keine Nase für derlei. Wenn er je den Versuch machte, eine Ware zu bekommen, die Aussicht hatte, daß sie im Preise stieg, so konnte er sicher sein, daß ein anderer sie ihm wegschnappte, und was er sich dann aufspeicherte, das konnte ebenso sicher nachher kein Mensch gebrauchen. Er mußte es mit Verlust losschlagen.

Die Wirtschaft brachte nichts ein. Der

Nordpolkrüger besaß das Geschick, seine Räume fein auszustaffieren. Kloke Timm, der Erfindungsreiche, hatte ihm eine mechanische Kunst für die Gaststube gebaut. Da sah man, sobald das Werk aufgezogen war, kleine Figuren und Wagen aus bemaltem Blech vor allerliebsten Häusern vorübergehen, Soldaten marschierten, und daneben war ein Wasser, da kamen Schiffe gezogen. Ja, solcherlei zu betrachten und unter den rot-weißen Girlanden zu sitzen, die Kloke Timm gleichfalls mit vielem Geschmack an die Decke gehängt hatte, daß sie sich bei der Hängelampe kreuzten — das reizte die Leute. Sie kamen in Scharen, auch aus den anderen Dörfern, herbei.

Im Schäferhaus ließen sich nur Zufallgäste nieder — viele Strömer und scheue Liebespaare. Namentlich die letzteren, die in Nösels bester Stube die Gelegenheit zu eingehender Erörterung über das eigentlich Wichtige des Lebens fanden — sie drehten dabei den Schlüssel der Tür von innen um — die wurden der Anlaß dazu, daß diese Schenke in Verruf geriet. Olmer wollte derlei Gäste nicht haben, aber er war schwach gegen seine Mutter. — „Jeder Mensch kann sich doch mit dem andern unterhalten, wie er Lust hat," meinte Nösel. „Laß sie doch. Die verzehren wenigstens was. Kriegst du sonst was in die Kasse? Willst du erst wieder gepfändet werden?"

Olmer schämte sich zu sehr, als daß er seinem Onkel, der ihm ohnedies oft aushalf, mit allen Verlegenheiten kam. Auch vor Daumor eröffnete er sich nur halb, und sie wußte besonders, seitdem sie wieder auf Wagnesrott wohnte, nicht genau vom Schäferhaus Bescheid. Und so geriet der arme Mann, der wirklich nicht faul war, aber nur für andere Rat wußte, in Agent Lemmekoppers Klauen.

Der hauste in einer der Flensburger Gassen, die zum Hafen hinabführen. Sie war von Dirnen durchseucht und hatte überdies nur einen sumpfigen, stinkenden Rinnstein in der Mitte. Wer da hindurch watete, um sich von Lemmekopper — es klebte in seinen Stuben alles von Schmutz — Geld zu leihen, dem haftete für alle Zeit etwas an, mochte er sich die Stiefel nachher noch soviel wichsen.

Auch Olmer verschrieb, furchtbar beklommen, diesem schmierigen Teufel seine Habseligkeit und Seele, um nur der dringendsten Not zu wehren.

Die Tränen liefen ihm über die Backen, als er daheim die gegen Wucherzinsen bekommenen Banktaler vor seiner Mutter aufschichtete. Aber Nösel tröstete ihn: „Paß man auf, mein lieber Junge, das bezahlst du nachher leicht ab. Wenn Daumor, und sie ist erst Onkel Thorfins Frau —" — Olmer wollte davon nichts hören: „Auf so etwas zu rechnen, Mutter! Ich nehm' keinen Schilling von ihr, und wenn sie wirklich Onkel Thorfins Frau wird, was ich doch noch sehr bezweifle." — Nösel wiegte das weise Haupt: „Grad zwei, wo es mal so recht Krach zwischen gegeben hat, und wenn die denn wieder zusammen sind — das wärmt."

Olmer schüttelte zwar den Kopf, aber — so unrecht hatte Nösel wieder einmal nicht.

✻ ✻ ✻

Der Sommer ging hin; die Preußen, des meerumschlungenen Landes recht zweifelhafte Helfer, schlossen ihren Malmöer Waffenstillstand mit den Dänen, und damit waren eigentlich die Schleswig-Holsteiner schon ihrem Feinde ausgeliefert. Aufgelöst ward ihr Heer, und Karl Moltke von Nütschau, ein Hasser der schleswig-holsteinischen Freiheit, saß der Kommission vor, die des Landes Wohl nun in Händen hatte und deren Mitglieder von den Preußen und von den Dänen ernannt wurden.

Was konnte dabei Gutes für das Volk heraus kommen, das bereit war, sein Herzblut an seine Ehre zu setzen?

Tief niedergeschlagen waren die Gemüter, aber die zähe Tapferkeit ließ nicht nach, in unablässigem Ringen selbst gegen die eigenen Bundesgenossen berief die provisorische Regierung die Landesversammlung; ein neues Staatsgrundgesetz wurde für die Herzogtümer geschaffen: Schleswig-Holstein sollte unbedingt frei und nur mit der Person Friedrichs VII. verbunden sein.

Aber was zu Malmö beschlossen war, mußte die Regierung wohl oder übel anerkennen — so hatte sie denn ihr Werk getan; sie legte ihr Amt nieder.

Soviel erreichten die Vaterlandsfreunde: Karl Moltke und seine beiden dänischen Freunde verschwanden aus der Kommission, und die gemeinsame Regierung — Reventlow von Jersbek war als ihr Leiter am rechten Platz — überkam die Gewalt. Doch diese Gewalt reichte leider nicht weit über Gottorp hinaus.

Zwischen Krieg und Frieden, zwischen Furcht und Hoffen schwebte die Zeit, und es geschah in diesem Winter, daß Thorfin Yndebroe nun nicht mehr mit Ungestüm, sondern ernst und anhaltend um das junge Weib warb, das auf seinem Hofe bereits die Frau war.

Seine Mannesleidenschaft, in der Ehe mit Regina nicht verbraucht, eher gespart, sehnte sich nach Daumor, dem kräftigen Mäd-

chen, dessen Augen so warmen Schein entsenden konnten.

Thorsin Yndebroe sprach höchstens im Scherz mal von seinen fünfzig Jahren als von einem Alter, und weiß Gott, Knochen, Sehnen und Muskeln, wie er sie hatte, waren unbrüchig, federig und prall. Kaum ein weißer Faden schlängelte sich durch sein dichtes, welliges Schläfenhaar. Wohl hatte er das Recht, eine Junge zu umfangen, denn er vermochte ihr das volle, gesättigte Frauenglück zu bereiten.

Thorsin Yndebroe war kein Grübler, kein Gefühlsspalter, und deshalb wurde es ihm auch weiter nicht klar, sondern er ahnte es nur, daß ihm bei Daumor eine doppelte Jugend winkte: sein Körper hatte sich von selbst die Frische bewahrt und konnte es mit jedem Dreißiger aufnehmen, seine Seele aber — fünfzig Jahre sind nun einmal fünfzig Jahre und belasten unser Wesen mit mancherlei Staub und Schwerem — sie spürte das Erneuerungsbad, das ihr zuteil wurde, wenn sie in die des Mädchens eintauchen durfte.

Und das ist wahr, wenn ein Mann, der seine fünfzig hat, von Liebe zu einer so viel Jüngeren gepackt wird, so ist das unwillkürliche seelische Verlangen nach dem Wiederausleben, ja nach einem Wiedergeborenwerden weit mehr die Ursache davon als der noch so heiße Trieb eines noch so gesunden Leibes.

Das Noch-Jungsein nnd das Neu-Jungwerden — beides genießt der lebensstarke ältere Mann in jungen Weibes Armen.

Darum ist solche Liebe die heftigste von allen.

Die Jugend — soviel sie von Liebesleid redet, ach, sie weiß garnicht, was Sehnsucht heißt....

Thorsin Yndebroe warb um seine Nichte, nicht nur aus Klugheit, um so die beste Haustreue von der Welt dauernd bei sich behalten zu können, sondern aus wirklicher, ihn immer mehr zu ihr hinziehender Liebe.

Er hatte ihre stillschweigende Verzeihung für sein damaliges Toben erreicht — sie sah ja vielleicht ein, sie mußte es doch einsehen, daß er nur darein verfallen war, weil er sie so lieb hatte und es nicht ertrug, daß sie mit jemand anders zusammen kam. Daumor brachte auch des Abends jetzt wieder eine Stunde bei ihm zu, er hütete sich wohl, ihr irgendwie unehrerbietig zu nahen. Aber er versäumte keine Gelegenheit, ihr eindringlich vorzustellen, wie durchaus notwendig es sei, daß sie seine Frau wurde. Sie mußte oft lachen, wenn er ganz treuherzig und drollig damit herauskam: „Ja, nee du, das kann sich doch nun jeder vernünftige Mensch an den Fingern abzählen, daß ich Recht hab'; tatsächlich, Deern, es geht gar nicht anders. Wir müssen uns heiraten. Jinns sagt das auch." — „Ja, dann freilich!"

Was sollte Daumor tun? Ihre Liebe gehörte Reimer Groht. Aber wozu führte das? Die Monate des Krieges, die nicht immer leicht zu überstehen waren, hatten sie gereift. Die Zeit, seitdem sie von Reimer Abschied nahm, dünkte sie schon sehr, sehr lang. So erschien ihr alles für Reimer Gefühlte eine Jugendschwärmerei. Durfte sie daran haften?

Es konnte doch mit Reimer Groht und ihr nie etwas werden, jetzt am allerwenigsten, denn selbst wenn in ihm auch während dieser Trennung eine Liebe aufgewacht wäre, so daß er es doch noch wagen wollte, sich fürs Leben mit ihr zu binden — einen, der bei den Schleswig-Holsteinern gekämpft hatte, den nahm eine treue Dänin nicht zum Mann.

Daß sie auf Wagnesrott daheim war, daß sie hier den natürlichen Kreis ihres Wirkens aufs beste ausfüllte, das sagte sie sich selber. Daumor war auch keine von den überzart seelischen Jungfern; ihr Blut konnte eine sehr gebieterische Sprache reden, und die Männin in ihr trieb es zum Manne.

Sie wäre auch darüber hinweggekommen, daß zwischen ihrem und ihres Onkels Alter reichlich vierundzwanzig Jahre lagen. So manche älteren Männer im Dorf hatten ihre junge Frau, und sie waren herzvergnügt und kriegten aller zehn elf Monate ein Kleines.

Lehrer Jaspersen sah diesen regen Betrieb längst mit Sorgen. Ein neues Schulhaus wollte ihm die Gemeinde nicht bauen, und wie sollte er bloß auf die Dauer die ganze Useloiter Volksvermehrung immer in seinem neuen Klassenzimmer unterbringen?

Sogar die Gewißheit: sie liebte Thorsin Yndebroe nicht und würde ihn nie wirklich lieben, war schließlich, das gestand sich Daumor, kein Grund, um seine Werbe immer wieder abzulehnen.

Und doch! Das Mädchen schauerte bei dem Gedanken zusammen, daß Thorsin sie als Frau besitzen solle. So wich sie seinem Drängen aus und zögerte ihre von ihm immer wieder erbetene Antwort — das heißt natürlich ihr Jawort — hin, wie sie nur konnte.

Sie fühlte sich Thorsin Yndebroe in allem, körperlich und im Innern, näher verwandt als ihrem Bruder. Ja, wenn er ihr Vater gewesen wäre, welch eine gute Tochter würde sie ihm sein!

Aber ihr Mann, ihr Gatte... So ganz

nahe ... so ganz Herr über sie und ihre innersten Geheimnisse ...

Das Gewissen schlug ihr.

Irgend einen Menschen mußte sie haben, dem sie sich anvertrauen konnte. Und da war denn niemand anders für sie als ihr Bruder. So besprach sie mit Olmer, was sie bewegte, aber so aufrichtig und innig er an ihr hing, im Tiefsten begriff er seine Schwester doch nicht.

„Die Verwandtschaft ist weit auseinander," meinte er, „daran nimmt kein Mensch Anstoß." — „Bloß ich selber," entgegnete sie. —

„Ja, nimm es mir nicht übel, Daumor, aber ist das nicht ein bißchen wunderlich von dir? Wo du doch wunderschön versorgt werden kannst, da hinderst du dich selbst mit solcher unnützen Spintisiererei!"

Das war's! Die Versorgung! Daran dachte er immer und immer wieder, Olmer Leientoft, der versorgte Mann.

Wie rein sich in Daumors Adern das Yndebroesche Blut, ohne sich mit dem Leientoftschen wirklich zu verbinden, erhalten hatte, und wie eng sie daher mit dem Vetter zweiten Grades von ihrer Mutter verwandt war, das war Olmer ganz unbekannt. Und auch in Daumor — Warner war mehr der Instinkt als der Verstand.

Thorsin Yndebroe wurde allmählich mißmutig. Es fiel ihm sauer, der Spröden gegenüber unablässig den Liebeswürdigen zu spielen. Langsam graben war für ihn, der gern rasch zum Ziele kam, eine Qual.

Und weil auch er sonst nicht recht einen Ort hatte, wo er über diese Dinge frei von der Leber weg reden konnte, so ging er gleichfalls ins Schäferhaus. Vor seinen Verwandten brummte er sich dann aus. Olmer war immer der Verlegene, als begehe er selber ein Unrecht. Nösel aber ermahnte Thorsin zur Geduld. Wenn Eine sich lange zierte, Feuer zu fangen, dann geriet sie nachher erst recht in Flammen. Er sollte man aufpassen!

„Und außerdem," meinte sie eines Abends, als Thorsin ihr wieder seinen Unwillen äußerte, daß er mit Daumor nicht vom Fleck kam — Olmer war gerade nicht in der Stube — „außerdem, min söde Jong, ich wüßte wohl ein Mittel — wenn du das brauchst, denn kannst du standepeh zum Pastor gehen, daß er man euch aufbieten soll." — „Ein Mittel? Denn bloß her damit, Altsche!" — „Ja, das sagst du wohl, aber woher soll ich einen goldenen Ring kriegen und noch dazu mit 'm Diamanten?" — „Was tünst du dir zurecht?" — „Na, Tünnerei ist das nun gerade nicht. Das wirst du schon sehen."

Geschäftig holte Nesel ihren alten Lederschmöker hinter dem Ofen hervor: „Hier steht es in!" bemerkte sie und hob das Buch mit einer Art von priesterlicher Gebärde empor. „Soll ich es dir verraten?" — „Man to."

Sie rückte das Licht so, daß der Schein auf das Zauberbuch fiel, steckte sich die Brille an, und Thorsin entfernte sich aus ihrer Nähe. Er wußte, es lag in der eigentümlichen Bildung von Nösel Leientofts Gebiß, daß sie ihre Mitmenschen in einen Sprühregen hüllte, wenn sie ihnen etwas vorlas. Nösel aber begann mit dem Tone größter Überzeugungstreue: „Unfehlbare Liebe einzuflößen. Wie man dies bewerkstelligen soll. König Salomo war ein glanzumstrahlter Herr, wie es vor ihm und nach ihm keinen gegeben hat. Dennoch konnte er nicht immer Liebe erringen und sah sich oft dem ärgsten Bengel zurückgesetzt. — Das ist ganz dein Fall" — unterbrach sie sich. — „Du bist ja nicht bei Trost. Was hab' ich mit König Salomo zu tun?" — „Hör' man weiter: Nach manchen bitteren Erfahrungen wendete er sich endlich an die Scharfsicht der Geister und erzielte als glänzendes Resultat das folgende unbezahlbare Rezept: Nimm einen goldenen Ring mit einem kleinen Diamanten, den noch kein Mensch am Finger gehabt, umwickle ihn mit einem kleinen Stückchen Seidenstoff, trage ihn neun Tage und neun Nächte lang auf dem Herzen zwischen Hemd und Haut." — „Nun, halt' aber bald auf, wie? Denkst du, ich will mir sowas Verrücktes anhören?"

„Lange nicht verrückt! Hat schon manchem geholfen. Laß mich man lesen: Am neunten Tage vor Sonnenaufgang stecke mit einem neuen Grabstichel an die innere Seite des Ringes den Namen Schewa. Dann erstrebe auf irgendeinem Wege drei Haare des weiblichen Wesens, von der du geliebt werden willst, verflechte sie mit drei von deinen eigenen Haaren, —" — „Pfui Deubel!" — Aber Nösel war im Zuge; — und spreche dazu: „O Körper, mögest du mich lieben, möge deine Liebe zu mir so rein erblühen, wie die meinige zu dir, ich beschwöre dich bei der Macht des großen Schewa!" — Wider seinen Willen mußte Thorsin lachen: „Schewa? Wat is dat?" — „Weiß ich nicht. Braucht man auch nicht zu wissen. Das hilft auch so." — „Du bist mir die richtige Abergläubische! Ich werde mal Pastor Rivesel Bescheid sagen, der soll dir die Geister aus dem Leib räuchern." — „Ja, mein Junge, Lachen ist leicht, aber Probieren ist besser. Ich kann dir heilig versichern: Aus meinem Buch, das ist noch

alles wahr gewesen." — Sie brachte ihren Schatz wieder nach hinten.

Als Thorfin Yndebroe heimging, da dachte er: hm — ob man sich die Haargeschichte nicht schenken kann?

Daumors Geburtstag war nahe. Er ritt zur Stadt und kaufte bei Juwelier Rasmussen auf dem Holm einen breiten und schweren Ring von blinkerblankem Golde, darin ein Demant in allen Farben funkelte.

Nicht das Wort Schewa ließ der Herr von Wagnesrott in das Ringlein eingraben, sondern Rasmussen mußte nur ganz fein hinein punktieren: M. L. D. 3. 3. 49.

Ganz frei von Aberglauben war am Ende auch ein Mann wie Thorfin Yndebroe nicht, der doch sonst von nichts wissen wollte, als was er sehen, hören und fühlen konnte. In seiner linken Westentasche, sie saß über seinem Herzen — barg er das in rosa Papier eingewickelte Kleinod.

Als Daumor an ihrem Geburtstage in die Stube kam, um ihre Frühsuppe mit dem Onkel zu genießen, da lag der Ring offen auf ihrem Platz.

Thorfin wies auf ihn hin: „Bitte, mein Kind. Mach' mir die Freude." — „Für mich, Onkel?" fragte Daumor betreten. „Das darfst du nicht. Und das paßt doch auch gar nicht zu mir."

Da trat er näher, legte, merkwürdig zart und weich, seine Hand auf die ihre, die den Ring verlegen hielt, neigte sich zu ihr und sprach: „Kleine Daumor, versteh' mich. Daß ich mit solchem Ding bei dir nichts erreichen kann, das weiß ich wohl, und deswegen biet' ich ihn dir auch nicht an. Sondern darum, weil ich meine, daß er gerade etwas für dich ist und genau so gut zu dir paßt wie alles andere hier — mein ganzer Hof — wenn du ihn denn nur von mir annehmen möchtest."

Da gehorchte Daumor einer plötzlichen Wallung, sie schlang den Arm um seinen Nacken und gab ihm einen Kuß.

Nun sage noch einer, daß Nösel Leientofts Rezepte nichts taugen! Die haben oft selbst dann noch Kraft, wenn sie auch nur in verstümmelter Form und mangelhafter Weise angewendet werden!

⁂ ⁂ ⁂

„Endlich! Das wurde dann aber auch wahrhaftig Zeit!" sagte Thorfin und legte zufrieden die Zeitung aus der Hand. Lebhaft stand er auf, ging zum offenen Fenster und rief zu seinem alten Knecht hinaus: „Du! Jinns! Es geht wieder loß! Wir wollen nichts mehr von Waffenstillstand wissen! Jetzt ist es mit den Verrätern Matthäi am letzten!" — „Das soll es wohl, Herr!" entgegnete Jinns, rückte seine Mütze aus der Stirn und machte unwillkürlich eine Bewegung, als wollte er sich die Ärmel hochstreifen. „Die Rebellers kriegen ihr Fett! Sonst müßten wir uns ja auch schämen und sehen unseren Danebrog an."

Ja, die Kanonen sprachen wieder, und das war wenigstens eine ehrliche Sprache, von der man wußte, wie sie gemeint war. Sie hätte am Ende auch den Dänen die Überzeugung beigebracht, daß ein solches, vor keinem Opfer zurückweichendes Volk wie die Schleswig-Holsteiner ein Recht auf unbeschränkte Freiheit besaß. Aber was die Kanonen, die Gewehre und der Mannesmut, der sie abfeuerte, gutmachten, das wurde vom Gewisper am grünen Tisch verdorben.

Da saßen die Diplomaten und erörterten die höheren Interessen und waren so weitschauend, daß sie das kleine Land, das seinen Verzweiflungskampf ausfocht, gar nicht erkennen konnten.

So mußte endlich die blauweißrote Fahne sich senken, aber erst schien es doch noch, als solle sie flattern von Sieg zu Sieg.

Die Dänen hatten recht geahnt, daß der Preuße des Streites müde sei, und daß auch der Deutsche Bund die Insurgenten nicht mehr stützen wolle, aber vorläufig ließen die Bundesgenossen ihren Schützling nicht allein, die gemeinsame Regierung dankte ab, und Graf Reventlow und Bäseler, die beiden Edelsten, die das Land der Doppeleiche sein nannte, wurden als Statthalter eingesetzt. Das schleswig-holsteinische Heer war besser denn je.

Die Kanonen sprachen, und Alt-Dänemark erlebte seinen blutigroten Gründonnerstag

„Ich weiß nicht," bemerkte der alte Jinns, als er am Karfreitag-Morgen aus seiner Kammer gekrochen kam, „hat unser Herr das nicht gehört? Gestern abend? So'n Bumms? Als wenn sie schossen, oder als wenn da was in der Luft ging?" — Er streckte die Nase in die Luft, ob er Pulverdampf wittern könne. Aber die Luft war rein, und weder Yndebroe noch sonst jemand hatte etwas von dem Bumms gespürt. Jedoch in Artilleriesachen behielt der alte Jinns nun einmal immer recht.

Schon Sonnabend kam Milchfrau Neesebüll aus Flensburg zurück: „O Gott! O Gott!" jammerte sie und rang vor Thorfin Yndebroe die Hände. „Nu sind wir verloren. Unsere ganzen Schiffe haben sie in die Luft gesprengt. In Eckernförde!" — Mehr wußte sie nicht. Sie klagte mit weiblicher Ungenauigkeit.

Thorfin ritt zur Stadt, um Bestimmtes zu erfahren.

Da saß sein Freund Klewing hinten in dem kleinen Kontor, das auf den Hof mit den vielen Grabdenkmälern hinaus schaute, saß in sich zusammengefallen und hatte Tränen in den Augen.

War es auch nicht, wie Milchfrau Neesebüll berichtet hatte, war auch nicht die ganze dänische Flotte mit Mann und Maus untergegangen, ein schweres, schweres Unglück hatte doch das Vaterland getroffen: die schmucke Gefion mit dem stattlichen, weißleuchtenden Frauenbilde am Bug war den Aufrührern in die Hände gefallen, und vom mächtigen Christian VIII. trieben nur noch elende Trümmer in der Eckernförder Bucht herum. Wind und Wellen hatten den Schleswig-Holsteinern beigestanden, daß sie mit ihren paar Rohren die schwimmenden Festungen besiegen konnten.

Da saß Thorsin Yndebroe bei seinem Freunde Klewing und starrte dumpf vor sich hin, und selbst Klewings Bommelunder, der doch soviel Trost- und Herzstärkung in die Adern goß, wollte ihm nicht schmecken.

Ja, Jinns hatte sich nicht geirrt.

Und weiter sandte der Unstern seine schlimmen Strahlen auf die tapferen Landsoldaten herab. Die Düppeler Schanzen wurden ihnen entrissen, vergebens suchten Moltke, Schleppegrell und Olaf Rye die von der gewaltigen Schloßruine überragte Stadt Kolding zu halten — sie ward in Brand geschossen, die Dänen mußten weichen, und die schleswig-holsteinischen Waffen feierten ihren ersten wirklichen Triumph.

Nun auf Fredericia zu. Aber da endlich hatte der Himmel zu Dänemarks Gunsten ein Einsehen.

Das Schicksal wandte sich. Träge betrieb der Preuße die Belagerung. Schon war wieder eine Waffenruhe in naher Aussicht. Da machten die Dänen ihren Ausfall, und ihrer Überzahl waren die Söhne der deutschen Nordmark nicht gewachsen. Ihrer dreizehnhundert blieben auf der Walstatt, ihre Kameraden konnten ihnen nicht einmal den letzten Dienst erweisen, rückwärts mußten sie die Schritte lenken.

Und aus tiefster Seele haßten sie die Berliner, deren Hinterhältigkeit sie ihr Unheil zu verdanken hatten.

※ ※ ※

In dieser Zeit war es, daß Daumor Leientoft nachgab und die dritte Frau ihres Onkels Thorsin Yndebroe wurde, der auch ihr Pate war.

Alle Leute sagten, sie täte damit das Natürlichste und Verständigste von der Welt — Daumor hatte allerdings diese Empfindung nicht. Aber an ein Weigern war nicht länger zu denken — das schimmernde Los auf Wagnesrott war ihr nun einmal bestimmt.

Thorsin versicherte ihr eifrig, daß er redlichst danach streben wolle, alle seine Härten abzulegen. Herrlich sollte sie es bei ihm kriegen! Und wenn das Mädchen auch zu gescheit war, um an eine richtige Wandlung dieses Mannes zu glauben, sie fühlte sich ihm wenigstens gewachsen und wußte, daß er dasselbe Gefühl von ihr hatte. Das war denn ihr Schutz, wenn doch das Wilde bei ihm wieder ausbrach.

Daumor war durch die kriegerischen Ereignisse stark abgelenkt vom Nachdenken über ihr seelisches Leben, sie war mit Thorsin vereint in der rückhaltlosen Liebe zur dänischen Sache — und so glitt sie zu ihm.

Das schimmernde Los auf Wagnesrott. Vielleicht. Warum schließlich nicht?

Sie sagte ja.

Die Hochzeit war ein Fest, so fett und deftig, wie es sich für einen Herrn über reiche Äcker geziemt. Haus und Scheunen hatte Kloke Timm mit Laubgewinden ausgeschmückt. Kleine Danebrogs wehten dazwischen. An einzelnen Stellen übertupfte der Maler die Blätter mit einem Hauch feinen Glanzlacks. Das machte sich in der prallen Augustsonne besonders gut. — „Die Natur ist nämlich manchmal verbesserungsbedürftig," erklärte Kloke Timm.

Auf dem Hofe waren Tische und Bänke aus neugehobeltem Tannenholz eingerammt; denn ganz Useloit war zu Imbiß und Trunk geladen.

Am Polterabend — was gab es da für einen Haufen Pottscherben vor der Tür! Und auch sonst ward des Mutwillens die Hülle und Fülle geleistet, und Jinns brannte ein Feuerwerk ab, das knallte so stark, wie sein Artilleristenherz es gern hatte.

Das ganze Dorf war abends freiwillig erleuchtet; hinter jedem Fenster schimmerten die Talgkerzen.

Im stattlichen Brautzuge ging es am anderen Mittage zur Kirche, und vor dem Altar stand Thorsin Yndebroe stramm und jugendlich. Daumor wirkte gegen ihn seltsam fein, und ihre Augen waren groß auf den Pastor gerichtet.

Der sprach von dem Bündnis, im Himmel geknüpft; es konnte sich der feinfühlige Geistliche dabei aber nicht versagen, auf dem Antlitz der jungen Frau nach dem Glück zu forschen, das die Neuvermählte doch von Rechtswegen verklärt erscheinen lassen soll. Er fand davon zu seinem Leidwesen nichts.

Als der Zug nach Wagnesrott zurückkehrte, stand Jinns am Hoftor, schmauchend, ein rotweißes Band um die Mütze. Er

trug ein Brett mit einem kleinen Brot und einem Häufchen Salz. Das reichte er Daumor. Ernst nahm sie die Huldigungsgabe entgegen.

Die Befreundeten des Hausherrn sammelten sich im Saal — das Dorf strömte auf den Hof, und von allen ward nach Herzenslust geschmaust und gezecht. Hans Andreas Klewing, der mit seiner lieben Frau an einem Ehrenplatze dicht beim jungen Paare saß, brachte das Hoch auf Thorsin und Daumor aus. Thorsins Skaal galt dem Vaterlande.

Lärm, Gelächter, Sorglosigkeit und Übermut erfüllte die Räume, und Nösel prunkte stolz und stur auf ihrem bekränzten Stuhl. Sie war fest davon durchdrungen, daß sie mit ihren geheimen Künsten der Tochter dies Glück verschafft hatte. Wenn Daumor ihr dafür auch nicht dankbar war — das machte nichts aus. Die Jugend wußte ja nie, wie verdient das Alter um sie ist. Mutter Leientoft war ganz Schwiegermutter von Wagnesrott.

Es fehlte nicht an derben Segenssprüchen, als Thorsin mit seiner etwas blassen Frau aufstand, um sich ins Brautgemach, oben im Hause, zu begeben.

An der Treppe hielt Jinns Ehrenwache und litt nicht, daß jemand hinaufschlich, um Scherze zu wagen.

Die Freude der Gäste nahm bis späthin ihren Fortgang.

Und am andern Margen?

Da trat doch wohl zur Stunde, wo die Sonne schon hoch stand, aus der Tür jenes Gemaches ein Jüngling, dessen ganzes Wesen durchströmt und zugleich gehoben war von köstlichem Erleben, dessen Angesicht die Zärtlichkeit ausstrahlte, womit ein hingebendes, liebendes Geschöpf es bedeckt hatte?

Nicht wahr? So war es doch?

Ach nein. So war es nicht.

Sondern aus der Tür trat, früh beim Morgengrauen, ein tiefverstimmter, fast alter Mann.

Langsam und schwerfällig ging er die Treppe hinunter, die Augen mit den gekrausten Brauen auf den Boden gesenkt. Er durchschritt den Hausflur. Hart schallten seine Tritte. Nun stand er in der Haustür. Es war nebeliges Wetter. Ihn fröstelte.

Ein Windstoß brachte die Girlande neben ihm in Bewegung. Sie scheuerte raschelnd an seinem Arm entlang.

Da fuhr er zornig auf, griff in das laubichte Gewinde und riß es herunter, daß es wie eine tote Schlange zu seinem Füßen lag.

Wohl war Daumor dieselbe geblieben wie vor ihrer Heirat, aber ihre Gestalt hatte sich gleichsam um etliche Stufen emporgehoben, da wirkte sie anders, noch schlichtungheischender denn ehedem. Selbst der liebe Neid, der sich auch in Uselait bei allem regte, was die Leute für das Glück ihrer Mitmenschen ansahen, mußte es ihr lassen: sie besaß jene Selbstverständlichkeit des Regierens, die nur der geborenen Herrin eigen ist.

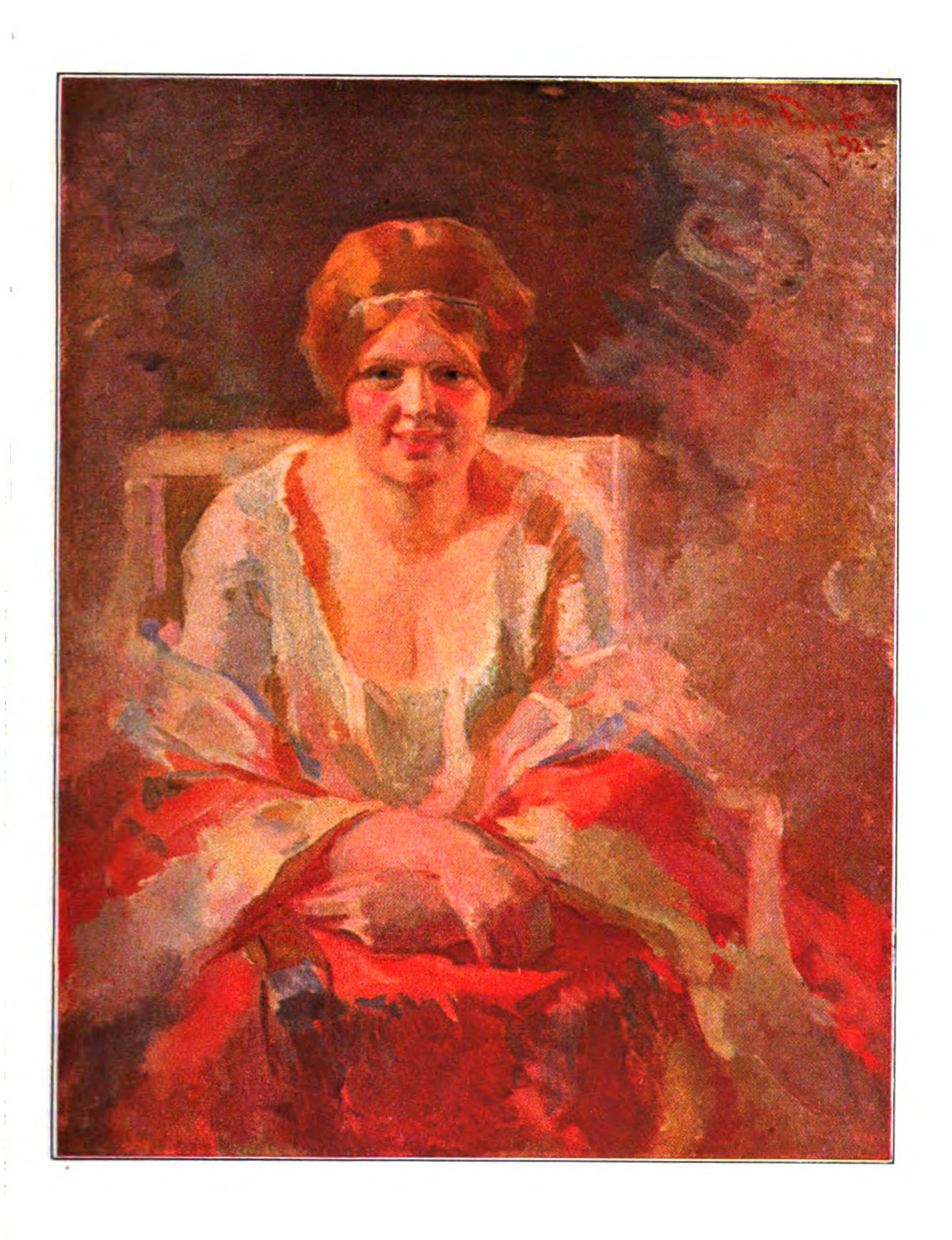
Von früh bis spät war sie ihre beste Magd und ein Beispiel für alles Gesinde das ihr unwillkürlich nachstrebte. Aber ein Unterschied war doch gegen die Zeit, wo Daumor hier als Wirtschafterin ihr Brot aß: bei mancher Arbeit wies sie die Diensten nur an, wie sie es gemacht haben wollte. Für die Gebieterin ziemt es sich, daß der Kopf mehr arbeitet als die Hände.

Musterhaft hatte es, solange sie da war, ja immer auf Wagnesrott ausgesehen — jetzt aber bekam alles noch einen besonderen Glanz. Der stammte aus den Augen des jungen Weibes, das sich freute, auf behäbigem Hofe als Besitzerin zu walten. Immer hatte der alte Jinns seine Hacken zusammengerissen, wenn Daumor mit ihm sprach, jetzt aber konnte sie ihm nicht begegnen, ohne daß er salutierte. Er war begeistert von der Frau. Die andere da drüben auf dem Kirchhof, die hatte wohl ihren Kram auch verstanden, aber bei der jetzigen kam zu all den trefflichen Eigenschaften, wodurch sie sich mit ihrer Vorgängerin messen konnte, noch ihre Stattlichkeit hinzu, die den alten Jinns beinahe bewog, seine Weiberfeindschaft aufzugeben.

Daumor kleidete sich so, daß sie sich deutlich als Hausfrau von dem Gesinde abhob. Sie war freundlich und teilnahmvoll gegen Knechte und Mägde, sie belohnte und bestrafte gerecht, und wenn sie auch noch so selbständig handelte, stets geschah es doch so, daß man merkte, sie führte nur den Willen ihres Mannes aus. Nichts ward getan, was sie nicht vor dem Herrn, wie sie Thorsin stets nannte, ganz und gar verantworten konnte.

Eines Tages sagte der alte Jinns zu ihr: „Frau, hier geht es zu wie damals bei meiner Batterie. Da konnte der liebe Gott selber zur Besichtigung kommen, wir brauchten keine Angst zu haben.“ — Ein höheres Lob gab es nicht für die junge Frau. Sie nahm das rühmende Wort auch lächelnd an. Freilich, eine Kaserne wollte sie aus Wagnesrott nicht machen. Aber Ordnung, Gewissenhaftigkeit und Treue sollten hier blühen bis ins Kleinste.

Traf sie einen unbotmäßigen Geist, so



Bildnis. Gemälde von Wilhelm Funk

versuchte sie es erst in Güte, ihn zur Pflichterfüllung zu gewinnen. Gelang das nicht, dann mußte er zum Tore hinaus.

Aus dem Vollen schöpfen — welch eine Wonne war das für Daumor!

Ganz dahinten versunken lag das Schäferhaus, diese unfrohe Stätte des Mißlingens auch guter Absichten.

Wie kam es denn nur? Ihrem Bruder, der nicht mit Vieh gesegnet war, verendete bald das eine, bald das andere Stück. In den Wagnesrotter Ställen dampfte alles Lebendige vor Gesundheit. Olmers Roggen stand so dünn, daß man bis weit hinein den Boden des Feldes sehen konnte — auf Wagnesrotter Flur war er wie eine Mauer. Kaum vermochte sich ein Wind hindurch zu schlängeln, er verfing sich schnell, der Atem ging ihm aus.

Gott sei Dank! Die Stätte des Mißlingens hatte sie hinter sich. Sie hing nicht im geringsten an ihrem Vaterhause, dazu war ihre Jugend zu düster, zu arm gewesen, dazu hatte sie eine zu tiefe Abneigung gegen ihre Mutter, dazu lastete das Andenken ihres Vaters viel zu betrübend auf ihrer Seele.

Sie empfand es als hohe Freude, daß sie nun auch dem Namen nach ganz in die Familie aufgenommen war, die sie einzig und allein als die ihre betrachtete.

Ragnar Yndebroes Urenkelin ...

Aber Thorsin Yndebroes Frau? Wie stand es damit? — Da kam Schatten auf die junge Stirn.

Ihr Mann gab ihr die Schlüsselrechte, ihr Rat war ihm maßgebend für alles, was sich auf dem Hofe ereignete. Thorsin selbst wurde durch sie angetrieben, daß er auf seinem Acker noch besser aufpaßte als zuvor. Er wollte, daß sie sich gut kleidete, er fuhr mit ihr nach Flensburg, und es bereitete ihm Genugtuung, wenn man die mehr als hübsche Frau, die sich so natürlich und einfach gab und manchmal auch etwas Munteres hatte, recht stark beachtete.

Aber das Eine, das Große, das, was seine Natur forderte, das hatte er nicht von ihr. Der Jüngling in ihm wollte noch heiß leben, und der eben und eben alternde Mann wollte mit dem Jüngling eins werden.

Doch da war und blieb Daumor starr. Sie verweigerte sich ihm nicht, und wenn sie sich ihm gab, so geschah es nie mit Laune oder Trotz, nie mit Unwillen. Nein, sie gab sich ihm. Allein das war auch alles.

Er mochte sie noch so inbrünstig umschließen, sie ward an seiner Brust nicht zur Glut.

Und dennoch zweifelte er nicht daran: in diesem üppigen, schönen Leibe mußte eine Sinnenfreudigkeit ruhen, die einen Mann beseligen konnte.

Es war ein stummer Kampf, den Thorsin Yndebroe kämpfte, um dies Leidenschaftliche in seiner Frau zu wecken.

Es gelang ihm nicht. Sie blieb die Gewährende ...

Ein Ringen — um so wilder, je schweigender es war. Denn Thorsin Yndebroe, der sonst nicht gerade fürchtete, ein Wort zuviel zu sagen, hatte seine eigene Keuschheit, eine Scheu davor, mit Daumor über das Geheimste seiner Wünsche zu reden.

Er suchte sie mit Liebkosungen zu gewinnen, die nicht immer zart und rücksichtsvoll waren — Daumor duldete sie. Er warf seine Kraft auf sie — Daumor unterwarf sich ihr. Er konnte zornig werden, weil sie nicht erriet oder nicht erraten wollte, wohin sein Verlangen ging. Er verließ sie, wie nach der Hochzeitsnacht, in tiefem Groll, machte auch kein Hehl daraus — indessen unmöglich wäre es ihm gewesen, ihr seine Enttäuschung zu bekennen oder sie gar zu bitten, daß sie sich ändere.

Über so etwas sprach ein Thorsin Yndebroe nicht. Einstweilen hieß es so tun, als wenn er nicht viel entbehrte, es hieß jedoch zugleich scharf Obacht geben, damit er auch das kleinste Erwärmen bei ihr wahrnahm und dann gehörig Feuer nachlegen konnte.

Auch galt es, sich stets jung zu halten, damit die junge Frau nicht auf den Gedanken des Altersunterschiedes kam. Das wäre gefährlich. Er durfte sie nicht vernachlässigen; ein unsauberer Mann in schlechtem Rock erobert kein Frauenherz. Er durfte auch kein Saufaus sein. Das Geschlecht, das mit Kaffee zufrieden ist, hat ja leider in seiner Beschränktheit keinen Verstand für die Reize von Teepunsch und Grog.

Kurzum, wollte er etwas von Daumor erreichen, so mußte er langsam das Bedürfnis in sie hineinpflanzen, sich eng und enger an ihn zu schmiegen. Hatte er sie nur erst soweit, dann wollte er sie wohl ganz kriegen!

Für seine Geduld war das freilich eine bittere Probe. Er haßte Daumor manchmal geradezu. Es kamen Stunden, wo er mit Absicht ungerecht gegen sie war. Dann konnte sie ihm nichts zu Dank machen. Dann war sie zu gütig oder zu streng mit den Leuten.

Aber einerlei, Daumors nie beleidigte Art zwang ihn bald wieder dazu, sich zu mäßigen.

Sein Geld und Gut mehrte sich unter ihren Händen; das schätzte seine Bauernseele.

Vorläufig war sie denn also seine Frau und noch nicht recht sein Weib. Gut. Aber

begreifen konnte er Daumor nicht. Wenn eine solchen schieren Kerl neben sich hatte wie ihn, so sollte sie doch bloß heilfroh sein und nehmen, was sie haben konnte!

Oder dachte sie am Ende noch immer an den. — ?

Daumor besuchte dann und wann Marie Groht im Siechenhause und brachte ihr auch Stärkendes. Thorfin wußte das und untersagte es ihr nicht, nur — sein Gesicht, wenn sie sich zu einem derartigen Gange rüstete, war nichts weniger als hell. Daumor ließ sich von dieser Miene nicht abhalten, der Kranken Gutes zu tun.

Über Reimer erfuhr sie wenig. Er zog hierhin und dorthin, bald nach Norden, bald wieder nach Süden, wie das Kriegsglück es mit sich brachte, und seine Briefe besagten nur, daß er wohlauf sei. Von dem Schweren, was er durchmachte, von den Gefahren, in die er geriet, stand nichts geschrieben. Es war rührend, wie er seiner Mutter ab und zu eine Tafel Schokolade oder sonst etwas schickte, was er als Liebesgabe bekommen hatte.

Frau Groht auf ihrem Schmerzenslager streichelte diese Geschenke und verteilte sie unter ihre Mitleidenden. Wenn sie dabei sprechen konnte: „Das ist von meinem Sohn—", so war ihr das eine innigere Freude, als wenn sie sich selbst daran erlabt hätte.

Je öfter Daumor solche Gänge nach Flensburg tat, desto näher war Thorfin daran, einmal ganz gehörig aufzufahren. Er beherrschte sich nur noch mit Mühe. Denn das war gewiß! Daß sie sich dort nicht nur um Frau Grohts Befinden kümmerte, sondern auch nach dem Verräter erkundigte und von ihm hörte, verstand sich ja am Rande!

Und die Frau von Wagnesrott hatte nicht mehr an diesen Menschen zu denken!

Wenn er die Kate drüben, dies elende Ding, nur mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte. Abbrennen mußte sie! Aber sie tat ihm nicht den Gefallen, nicht einmal das Dach stürzte ein, so schief und bröckelig und mooszerfressen das Reth schon lag. Die Sparren schauten wie fleischentblößte Rippen hindurch.

Ja, viel Verdruß! Aber was Erhebendes gab es trotzdem in der Welt.

Der Danebrog ... O die heilige Fahne! ... auch jetzt war sie gesegnet. Einst fiel sie vom Himmel, als König Waldemar bei Reval gegen die Esthen focht, und sie war das Zeichen des Sieges — damals und durch die Jahrhunderte hindurch. Wie hätte sie denn auch ihre Kraft verlieren können, nun, wo offenbares Verrätertum nicht mehr unter ihr wohnen wollte? Nein! An den Danebrog glauben, das zwang den Erfolg herbei. Und Thorfin Yndebroe glaubte an den guten Ausgang von Dänemarks Sache. Viel fester als ans Evangelium. Jeden Zweifler verachtete er, oder er sagte ihm so gründlich Bescheid — der verschluckte fortan seine Bedenken.

Darin wenigstens war er ganz eins mit seiner Frau: das Gemeinsame der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges überbrückte die Kluft, die zwischen beider Innerstem lag. Beide dachten ans Vaterland, das zog sie von sich selber ab.

Und Thorfin Yndebroe behielt mit seinem Glauben recht.

Schlecht und schlechter ward es um das kleine Volk bestellt, das schon so oft um seine Freiheit hat kämpfen müssen und jetzt das Allerschlimmste erlebte. Bonin wollte nicht ganz zu den Schleswig-Holsteinern übergehen, sondern seine Generalschaft im preußischen Heere behalten. Das konnte den Stadthaltern nichts nützen. Sie ließen ihn fahren, und er nahm eine ganze Anzahl von tüchtigen Offizieren mit. Herr von Willisen wurde Oberbefehlshaber. Aber was hatte er für ein Heer? Damit konnte auch der beste Feldherr keinen Staat machen, so begeistert und opferwillig jeder einzelne von den Leuten war.

Es kam der Schlag: Preußen schloß mit Dänemark Frieden.

Schleswig-Holstein war allein gegen den übermächtigen Feind. War da das Ende des Streites nicht schon voraus zu sehen?

Die Schweden rückten aus Schleswig ab. Jubelnd begrüßten die Flensburger ihre Dänen, und es waren keine leichten Sitzungen, die Thorfin Yndebroe und Hans Andreas Klewing mit den Offizieren im Ratskeller abzuhalten hatten. General von Krogh konnte zufrieden sein mit der Aufmerksamkeit, die seine Truppen in der alten dänischen Stadt fanden.

Und dann brachen die furchtbar blutigen Julitage von Idstedt an.

Da wardst du, armes Schleswig-Holstein, ins Herz getroffen, und niemand, niemand stand dir bei!

Ein Jauchzen erscholl bis hinauf zum Skagerak und über die buchenbekrönten Inseln hinweg, aber diesseit und jenseit der Eider weinten die Frauen, und auch starke Männer verhüllten ihr Haupt. Alle Hoffnungen waren verloren.

Noch zuckte der Krieg.

Bei Missunde rückten die geschlagenen Schleswig-Holsteiner von neuem vor, aber da trieb man sie zurück. Sie schossen Friedrichstadt in Brand, aber von der Tann

konnte die Stadt den Dänen doch nicht entreißen.

Willisen dankte ab. Kein Schleswig-Holsteiner hatte Grund, ihm zu danken.

So waren die Dänen bald wieder unumschränkte Herren im Lande, über Schleswig und auch über Holstein, und die Herzogtümer bekamen es zu spüren, was es heißt, besiegt zu sein. Alle ihre Waffen mußten sie den Dänen abliefern. Was der Krieg gekostet hatte, sie mußten es allein bezahlen und sogar noch dazu beisteuern, daß Dänemark seine Kriegsschulden los ward. Verbannt wurden die Patrioten, ins Elend wanderte die Blüte des Stammes. Die deutsche Sprache wurde von Kanzel und Katheder gewiesen.

Einen Sechsling oder einen Dreiling nahmen die Schleswig-Holsteiner, ließen ihn sich vergolden und legten ihn in den Glasschrank zur schmerzlichen Erinnerung daran, daß sie einmal eigene Münze besessen hatten.

Druck auf den Besiegten, daß er sich nie wieder rühren könne, das war die Losung der Sieger. An Versöhnung dachten sie nicht entfernt.

Beseler und Reventlow waren ihres Amtes entsetzt. Es gab keine Statthalter mehr. Mit Schleswig-Holsteins Freiheit, so schien es, war's für alle Zeit vorbei.

„Und so gehört es sich auch," sagte Thorfin Yndebroe zu seinem besten Freunde Klewing. „Keine Schonung! Wir sind die Herren. Darauf wollen wir mal einen trinken. Hörst du?"

⌘ ⌘ ⌘

Von Olaf Rye und Schleppegrell, die beide den Tod für ihr Land gestorben waren, wurde in Dänemark viel gesungen und gesagt, de Mezas und von Kroghs Bild hing in vielen Häusern und Hütten an der Wand, aber wem fiel es wohl ein, von Nösel Leientoft zu reden? Und doch hätte der König sie gut und gerne zum Danebrogmann erheben können, denn ihre Verdienste um das günstige Ende des dreijährigen Krieges standen außer allem Zweifel. Nicht nur, daß sie damals den Preußen mit ihrem Zaubergebräu eine gänzliche Niederlage beigebracht hatte, nein, sie gab auch den durchrückenden Dänen köstliche Rezepte mit. Wollte einer Kugeln haben, um alles zu durchschießen, so brauchte er bloß Marcasit mit Essig darüber vierundzwanzig Stunden in der Digestion stehen zu lassen, den Essig dann abzuschütten und das Marcasit wieder zusammen zu schmelzen. Dann mußte er drei Teile Blei, ein Teil Marcasit und ein Teil venedisches Glas nehmen, alles im Feuer flüssig werden lassen und Kugeln daraus gießen. Was war einfacher als das?

Mit lauter solchen vortrefflichen Ratschlägen ließ sie die tapferen Landsoldaten ins Feld ziehen. Trug die brave alte Frau also nicht wahrhaftig sehr dazu bei, daß Alt-Dänemarks Sache hoch kam? Freilich, das war ja nun allerdings nicht zu leugnen, etliche von den Useloiter Dorfburschen, die sie so gefeit hatte, kehrten nicht zurück, sondern lagen irgendwo unterm Rasen begraben, aber du liebe Zeit, sie hatten es wohl eben nicht ganz richtig gemacht.

Und einer, nun ja, dem hatte Nösel durchaus keine Mittel genannt, wie er heil davon kommen konnte. Sie, die eifrige Patriotin würde gerade ihre geheime Kunst an einen Verräter verschwenden! Nee!

Und so war es denn gekommen, wie es kommen mußte; eine ganze Weile nach der Schlacht von Idstedt hatte Reimer Groht nichts von sich hören lassen, endlich erhielt seine Mutter die Nachricht, daß er in jener Schlacht ins Bein getroffen worden sei. Da hätten ihn die Dänen gefangen genommen, und er läge im Lazarett zu Kolding. Mutter solle sich nicht sorgen, es ginge ganz gut mit ihm, und er würde auch gut behandelt und sicherlich bald wieder gesund. Was ihm geschehen wäre, das sei ja gar nicht schlimm, andere habe es viel ärger hingeworfen. Sobald der Krieg aus sei, käme er heim.

Marie Groht trug die Nachricht still ergeben. Sie hatte ihren Jungen ja behalten. Dafür dankte sie Gott.

Jetzt war der Krieg aus. Die Tapferen kehrten mit klingendem Spiel nach Hause zurück, und da war kein Dörflein so klein, das ihnen nicht eine Willkommenpforte errichtet hätte. Uselolt stand im festlichen Empfang der Krieger anderen Ortschaften nicht nach. Klote Timm spannte die Girlande über die Straße, in der Mitte hing, von Tannengrün umrahmt, König Friedrichs Bild. Klote Timm entwickelte, damit Uselolt seiner Helden würdig wäre, den allerfeinsten Geschmack, und wenn er auf der Leiter trotz seiner Pantoffeln hurtig wie ein Wiesel auf- und niederstieg, so bemerkte man bei den kurzen Hosen, die er trug, daß er auch ganz vaterländische Strümpfe — rot- und weißgestreift — an hatte.

Es fiel dem kleinen Malermeister, das muß man wissen, nicht gerade schwer, sich die Strümpfe je nach der Stimmung des Tages auszusuchen; denn er besaß davon eine nie versiegende Auswahl. Das kam einfach daher, weil er seine Füße, es sei denn im bittersten Frost, niemals in Wolle hüllte, sondern jeden Morgen seine Strümpfe malte, in Farben und Mustern, wie ihm nun ge-

rade der Sinn stand. War einer im Dorf gestorben, so erschien er in schwarz. Zu Hochzeiten prangte er in rosenrot, wollte er aber seinem Unwillen über einen Beschluß der Ortsbehörde Ausdruck geben, dann zeigte er sich da unten bis zur halben Wade in einer gräulichen Mißfarbe. Es geschah nichts in seinem Gemüte und außerhalb seiner runden Persönlichkeit, was nicht seinen Niederschlag in dieser zwar sehr leichten, aber ja auch weiter nicht kostspieligen Bekleidung fand. Schlicht, kariert, getupft, geschlängelt und geringelt — Kloke Timm ging der Strumpfvorrat nicht aus, und mit Strümpfestopfen belästigte er seine kleine Frau nicht.

Heute also leuchtete sein Fußwerk in den Farben, wobei jedem Dänen das Herz aufgeht.

War das im Nordpol eine mächtige Kneiperei — mit Musik. Da gab Thorsin der Feier die Weihe mit einer Kernrede, worin er den Verrätern noch einmal alle ihre Sünden vorhielt und den Himmel lobte, daß er ihnen die gerechte Strafe auferlegt hatte. Und das Trinken dauerte auf des Wagnesrotter Kosten von diesem Abend bis zum Morgen des übernächsten Tages — jümmers duhn un smöken — da meinten die Helden, soweit sie überhaupt noch einigermaßen Meinungen hegen konnten, eine solide Feldschlacht sei weniger anstrengend als solcher Empfang.

Am zweiten Tage des Gelages — Johlen drang aus dem Gasthaus, das Gekiekse der Klarinette mischte sich spitz dazwischen — Thorsin Yndebroe war noch oder schon wieder in der Mitte der Gefeierten — am zweiten Tage, nachmittags, es wollte allmählich dunkel werden, da hatte Daumor noch im Dorf beim Krämer etwas zu holen. Und weil die Luft schön milde war — vorfrühlingsmäßig verheißungsvoll — so machte sie nachher einen Umweg, den schmalen Steig am Kirchhof entlang; er mündete in das kleine Föhrengehölz, das schwarz vor ihr aufragte.

Erst wollte sie ganz bis dahin, aber der düstere Baumhaufen stieß sie dann doch ab. Sie wandte sich um und ging, das Gesicht zum Pastorat gekehrt, der Landstraße wieder zu.

Da hörte sie hinter sich Schritte oder nicht eigentlich Schritte; einmal trat es ordentlich auf, dann kam nur ein dumpfer Ton, dann wieder der Laut wie von einem Männerstiefel. Sie lauschte, mochte sich nicht umsehen, ihr Gang hemmte sich unwillkürlich. Näher kam's, nun vernahm sie auch deutlich das leise Knirschen, womit sich ein Stock in den Sand bohrt, wenn einer sich lastend darauf stützt.

Der jungen Frau war unheimlich, sie wollte aber keine Furcht zeigen und beschleunigte sich deshalb nicht. Zuletzt siegte die Wißbegier. Sie drehte den Kopf eben zur Schulter. Ein großer Mensch war beinahe schon neben ihr. Sie stockte:

„Reimer!"

Der große Mensch hielt an, lehnte sich vornüber auf den Stock, rückte sein Bündel in eine andere Lage und wischte sich mit einem Tuch übers Gesicht.

„Das bist du, Daumor? Die erste, die ich hier treff'? Wie geht es dir?" Er wartete die Antwort nicht ab. „Wie geht es Mutter?" — „Wirklich besser, Reimer. Sie hat in der letzten Zeit Kräfte bekommen."

Einen scheuen Blick warf sie auf seine Füße. Ja, von Füßen konnte man bei ihm nicht reden. Da war nur ein Stiefel zu sehen. Das linke Knie war eingebogen, und ein plumper Stelzfuß war um den Beinstumpf geschnallt.

Wie ein Schlag zuckte es durch Daumor, aber sie nahm sich sofort zusammen und hob die Augen. Sie durfte nichts bemerkt haben. Krüppel mögen nicht, daß man ihre Schäden beachtet. Und gleich reichte sie ihm die Hand und versicherte aufs neue: „Du kannst dich darauf verlassen, deine Mutter wird vielleicht noch mal wieder aufstehen." Dann fiel es ihr ein, wie sonderbar es doch war, daß Reimer hier auf diesem Nebenwege ins Dorf kam, von Flensburg her oder woher sonst? — „Du warst noch nicht bei ihr?"

Er atmete mühsam. Sein Gesicht wurde kummervoll. Daumor sah, wie abgezehrt es war. So das richtige Lazarettgesicht. Er schüttelte den Kopf: „Nein. Ich komme von Kolding. Sie haben mich endlich entlassen können. Und nun wollte ich vorher in der Kate alles schön zurecht machen und dann erst Mutter holen, daß sie es gemütlicher hat."

Daumor verstand ihn. Er hatte Bange davor, seiner Mutter zu zeigen, wie er zurückkam, er schob das Wiedersehen noch eine Weile hinaus. Und hier hinten herum war er gegangen, nicht die gerade Straße, ... er kam als Besiegter, Verfehmter und noch dazu nur mit einem Bein. Die Schande drückte ihn, selbst des Gliederverlustes schämte er sich.

Daumor verstand ihn. Sie streichelte ihm die Schulter: „Nun komm' mit mir nach Haus und ruh' dich aus. Du mußt was essen und trinken." — „Ach, ich hab' .. " — „Nein, Reimer, ich kann dich so nicht gehen lassen. Bei dir ist alles kahl und kalt. Ich muß für dich sorgen." — „Das wird dir aber am Ende dein Mann — ich weiß ja

Bescheid, von Mutter — ja, dein Mann wird dir das am Ende übel nehmen."

Er setzte sich mit einem leisen Ächzen schwerfällig in Gang, straffte sich dann mit Macht und ging an Daumors Seite, sichtlich in dem Bestreben, so forsch zu erscheinen wie er früher gewesen war. Sie nahm Rücksicht auf ihn und schritt ganz langsam. Er jedoch wollte davon nichts wissen und drängte vorwärts. Es tat ihr weh, wenn er — noch ungeschickt — mit dem Holzbein an einen Stein stieß und stolperte. Sie streckte jedesmal die Hände aus, bereit ihn zu halten. Er biß die Zähne zusammen und wurde immer ehrgeiziger. Da sollte gar kein Unterschied gegen früher sein! Sein Gesicht feuchtete sich von Schweißtropfen.

„Darfst du das wirklich?" fuhr er fort. „Einen Verräter beherbergen?" — Daumor warf den Kopf zurück: „Der Krieg ist aus. Das Gehasse kann doch nicht ewig dauern, und soviel Freiheit hab' ich noch als Frau Yndebroe, daß ich einen Gast bei mir haben kann." — „So, so. Soviel Freiheit hast du —." — „Ja, und noch mehr, wenn ich will." — „Das freut mich, Daumor."

Beim Kirchhof war der abschüssige Weg besonders tiefsandig. Reimer hatte Mühe, das Holzbein jedesmal aus dem Loch zu ziehen, das er sich selber in die lockere Erde drückte.

„Soll ich dir den Ranzen tragen, Reimer?" fragte Daumor. Irdendwie mußte sich ihr Mitleid offenbaren. Er wehrte ab: „O bewahre! Fühl' ich gar nicht!" — Aber seine arbeitende Brust strafte ihn Lügen. Sie schob die Hand unters Bündel und trug es etwas. So erleichterte sie ihm die Last. Er ließ sich's gefallen. Sein Kopf sank vornüber. Er schluckte.

Daumor dachte, ach, warum weint er sich bei mir nicht aus? Das würde ihm doch wohltun. Was ist das für ein falscher Mannesstolz.

Die Leute waren alle im Nordpol, wo Thorfin Yndebroe einen Tusch nach dem anderen blasen ließ, wenn wieder irgend einer auf irgend etwas ein Skaal ausgebracht hatte. Die Dorfstraße lag leer. Ein Glück, meinte Reimer Groht für sich. So blieb ihm wenigstens heute noch jenes, mit einer gewissen Schadenfreude und im Gefühl: das ist die gerechte Sühne! gemischte Mitleid erspart, das er als geschlagener, einbeiniger Schleswig-Holsteiner zu erwarten hatte.

Als sie an den Pfad kamen, der über die Wiese nach seiner Kate führte — da hinten stand es, das alte Lehmgemäuer, und grüßte ihn, o wenn er sich da erst barg und nur mit seiner Mutter lebte! — ja, da zog es ihn hin, ... er wollte von Daumor Abschied nehmen, aber sie faßte ihn entschieden an den Arm: „Nein, erst kommst du mit mir!" Da half es denn nichts. Er humpelte neben ihr durch die zunehmende Dämmerung, die Allee hinauf nach Wagnesrott.

Daumor rückte ihm einen weichen Stuhl an den Tisch — er ließ sich niederfallen. Das Holzbein ragte zur Seite hin. Sie brachte ihm alles, was ihn laben und stärken konnte. Sie fragte ihn nicht nach seinen Schicksalen. Es stand auf seinen abgemagerten Wangen deutlich geschrieben, daß er viel zu leiden gehabt hatte. Sein roter Bart — er wucherte ziemlich wild — war von weißen Haaren durchzogen.

Reimer erzählte auch nichts. Ihre ganze Unterhaltung war seinem leiblichen Wohle gewidmet. Sie nötigte ihm Speise und Trank auf, er war bescheiden, aber sie ließ nicht nach und freute sich, als es ihm doch schmeckte, so sehr er auch beteuerte, satt zu sein. Satt? O nein. Ausgehungert war er, und sein großer Körper verlangte heftig nach Nahrung.

Nun hatte er wirklich genug. Sein Gesicht rötete sich. Er sah zufrieden drein, zufrieden und dankbar. Und die Dankbarkeit strahlte kindlich zu Daumor hin: „Das war schön, Daumor, nun hab' ich wieder Kraft für zwei, nun kann's losgehen!"

Er stand auf. Wie sich das dumpf auf dem Fußboden anhörte. Er versuchte es leiser zu machen, aber so behutsam er auftrat: es klang dumpf.

„Ich geb' dir Jinns mit," sagte Daumor, „er muß dir helfen, daß du es gleich ein bißchen nett kriegst, und er soll dir auch noch zu leben hintragen — für die ersten Tage." — Sein Widerspruch, er könne sich doch alleine helfen, war vergeblich. Daumor befahl: So wird es gemacht."

Sie ging mit Reimer auf den Hof. Der alte Jinns war gerade dabei, die beiden Torlichter anzustecken. Daumor verließ sie, um allerhand aus der Küche zu holen. Das gab sie Jinns. — „Und du machst ein tüchtiges Feuer im Ofen," ordnete sie an. — „Zu Befehl, Frau," erwiderte Jinns salutierend. — „Gute Nacht, Reimer. Schlaf nur recht." — „Vielen, vielen Dank, gute Daumor!"

Jinns trug ein Packen und eine Laterne. Er grübelte nach: hm, also so war der Schleswig-Holsteiner wiedergekommen. Ja, ja. Schießen konnten die Dänen. Da sollte sich lieber keiner heranwagen. Aber nun quälte ihn als Fachmann, je näher sie der Grohtschen Kate kamen, desto mehr eine

Frage. Er konnte sie sich zuletzt nicht verkneifen.

„Sag' mal, Kamerad," fing er an... Kamerad, sagte er, immer großmütig, so geziemt es sich für den Dänen dem überwundenen Feinde gegenüber. „Sag' mal; Kamerad," und er stieß Reimer in die Seite und wies mit dem Daumen nach unten, „war das eine Bombe oder sonst was aus der Kanone?" — „Nein," erwiderte er, „es war ein Gewehrschuß." — „So? Gewehrschuß?"

Eigentlich tat diese Auskunft dem alten Jinns leid. Er gönnte an und für sich Reimer Groht nichts Böses, und es wäre ihm aufrichtig viel lieber gewesen, wenn der mit heilen Gliedern hier herumlief. Wo das Unheil nun aber doch mal geschehen war, da hätte er es ganz gern gesehen, wenn die Artillerie den Treffer gemacht haben würde, denn seiner Waffe wünschte er alle Erfolge des Krieges.

„Also bloß Gewehr?" meinte er nochmals. — „Ja, anfangs schien es nicht so schlimm. Aber dann kam der Brand." — „Ja, der verflixte Brand."

Und nun berichtete der alte Jinns, — das mußte ja für Reimer sehr unterhaltsam sein — aus seiner Erfahrung verschiedene Fälle, wo eine geringe Wunde schließlich doch den Tod zur Folge hatte. — „Kannst noch froh sein, Kamerad, daß du so davon gekommen bist." — „Froh?"

⁂

Daumor sagte ihrem Manne, wie sie Reimer Groht gefunden und daß sie ihn mitgenommen, geatzt und auch noch weiter für ihn Sorge getragen hatte. — „Na, ob das nun gerade nötig war, daß du ihn gleich hierher brachtest," brummte Thorfin. — „Ach Thorfin, der arme Mensch!"

Nun — recht hatte sie ja. Thorfin Yndebroe war durchaus nicht des Mitleids bar, selbst nicht gegen Empörer, sobald sie besiegt am Boden lagen. Und außerdem ein Krüppel — der kam als Mann nicht mehr in Betracht. Thorfin brauchte also — und das war ihm ein angenehmer Gedanke — nicht weiter auf diese sogenannte Jugendfreundschaft seiner Frau eifersüchtig zu sein. Ja, das erleichterte ihn. Er tadelte deshalb Daumor auch nicht, weil sie dem Heimkehrenden Wohltaten erwiesen hatte. Er ließ es sogar zu, daß sie den alten Jinns noch mit mancherlei Gutem hinüberschickte. Seine Siegerstimmung duldete nichts Kleinliches.

Das bewies er auch sonst. Jedem von den Tapferen, die er erst so tüchtig getränkt hatte, schenkte er, wessen sie nur bedurften, um ihre Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Den gefallenen Uselöitern setzte er in der Kirche ein marmornes Epitaph. Das meißelte ihm Klewing mit eigener Hand. Da konnte für den stakkels einbeinigen Schleswig-Holsteiner auch ganz gern etwas abfallen.

Im Dorf galt Yndebroe als Herr. Dankbarkeit für das Erhaltene und Erwartung neuer Freigebigkeit machten ihm sämtliche Herzen geneigt. Nur zu einem Beitrag für eine neue Schule wollte er sich nicht verstehen, so eindringlich Lehrer Jaspersen auf das Unzulängliche seines jetzigen Unterrichtsraumes hinwies. Das Dorf allein war zu arm, um solch ein Gebäude errichten zu können. Die Regierung wollte von der Ausgabe nichts wissen, also mußte der Wagnesrotter schon beisteuern, wenn etwas draus werden sollte, aber Yndebroe fand, daß die Gören in der alten Stube reichlich genug zu Kopf kriegten. Jaspersen plante sogar, es sei für den Präparanden, der ihm gegenwärtig beim Weisheiteinträufeln zur Hand ging, ein Unterlehrer einzustellen. Das wäre noch besser! Denn konnte hier ja am liebsten gleich eine lateinische Schule eröffnet werden. Nein. Je mehr die Kinder lernten, desto unzufriedener wurden sie bloß. Mit dem Vieh umgehen und ihr Land besorgen, wenn sie das man konnten. Basta.

Jaspersen fuchtelte in seinem Eifer, Yndebroe umzustimmen, umsonst mit dem Regenschirm herum. Thorfin hatte seinen Bauernschädel.

Und der kleine Lehrer warf beinahe einen Haß auf diesen Wagnesrotter, dem es gar nicht darauf ankam, wenn er im Nordpol hundert Taler für seine Zechgenossen wegschmiß, und der nicht einen Schilling für edle Zwecke übrig hatte.

Bei seinem Geistlichen fand der Lehrer leider auch nicht das richtige Verständnis für seine Schmerzen. Pastor Rivesel hatte sich mehrmals, um in die Stadt zu kommen, um freigewordene Stellen beworben. Aber man wählte ihn nicht. Seine Predigt war nicht packend genug. Das verbitterte den Mann, er zog sich mehr und mehr in sich selbst zurück und führte ein Leben, abseits der Gemeinde, nicht in und mit ihr. In der Aufklärung des Volkes sah der Pastor, der sich immer tiefer in den Pietismus versenkte, eine gewisse Feindin der Frömmigkeit. Die Bauern waren sowieso lange nicht mehr einfältigen Herzens und kirchlicher Gesinnung. Bekamen sie nun noch vielseitigeren Unterricht, wie er dem Lehrer als Ideal vorschwebte, so wurden sie der Kanzel und dem Altar wahrscheinlich noch mehr entfrembet und ungetreuer.

Die meisten Dorfinsassen standen auf

Yndebroes Seite. Das alte Studieren! Nee, lieber rechtzeitig 'n Köhm trinken lernen davon wurde der Schädel klarer als von aller Wissenschaft.

Thorsin Yndebroe befand sich auf der vollen Höhe seiner Macht. Wer ihn erblickte, begrüßte ihn ehrerbietig, und da er viel zu raten und zu taten angegangen wurde, so kümmerte er sich auch um die persönlichen Angelegenheiten der Useloiter. Nicht leicht faßte einer von den Hufnern den Entschluß, eine Hypothek auf seine Stelle aufzunehmen oder sonst etwas Wichtiges anzufangen, ohne daß er auf Wagnesrott gewesen und da nachgefragt hätte, ob er auch wohl vernünftig handele. Und so manchen behütete Thorsin davor, daß er in Aussaugerhände fiel. Er gab lieber selbst das nötige Geld her; er wollte sein Dorf rein haben von Wucherern.

Besonders auf den Agenten Lemmekopper hatte er eine Wut. Der schlich denn auch bei seinen dunklen Leihgeschäften in dieser Gegend im großen Bogen um Useloit herum, um dem Wagnesrotter nicht in die Arme zu laufen. Aber eines Morgens stießen die beiden doch nahe dem Schäferhause zusammen. Thorsin vertrat dem Mann den Weg. — „Na? Was hast du hier zu suchen," fragte er. — Agent Lemmekopper gehörte zu den Leuten, die der liebe Gott nach dem Ebenbilde des Ohrwurms geschaffen hat, und er krümmte sich deshalb, so lange er daraus nur irgend einen Vorteil zu ziehen hoffte. Sah er sich aber nun einmal in die Ecke geklemmt, so erwachte in ihm jener bleckende Trotz, der gerade dem Feigen eigentümlich ist. Er brauchte seine Zangen. — „Über das, was ich vorhabe," erwiderte er, „bin ich Ihnen wohl keine Rechenschaft schuldig, Herr Yndebroe, wie? Und wo wir Brüderschaft miteinander getrunken haben, das ist mir leider unbewußt." — Thorsin Yndebroe ließ sich keine Achtung abnötigen: „Ich will wissen, was du in Useloit vor hast. Gutes ist das sicherlich nicht. Und ich werde zusehen, in welches Haus du hineingehst, damit ich die Menschen vor dir warnen kann. Das mit der Brüderschaft, da hast du recht. Ich mit dir trinken? Wie mir das wohl bekäme! Aber wenn man zu einem von deinesgleichen du sagt, so ist das auch ein ganz anderes du als das von einer Brüderschaft her. Den Unterschied verstehst du man nicht. Also! Heraus damit! Wo willst du hin?" — „Ins Schäferhaus, wenn Sie nichts dagegen haben," erwiderte der Agent und setzte eine freche Miene auf. „Zu Ihrem Herrn Schwager will ich, wenn Sie es nicht übel nehmen, Herr Yndebroe." — „Mit meinem Schwager, da hast du angebändelt, du verdammter Hund?" — „Sehen Sie lieber zu Ihren Worten, geehrter Herr Yndebroe, ich bin ja weiter nicht übelnehmisch, aber ich habe doch für alle Fälle einen sehr tüchtigen Advokaten an der Hand, wenn der Sie für mich wegen Beleidigung verklagt, da können Sie blechen! Ich anbändeln? Ach, du liebe Güte, als ob ich das nötig hätte! Als ob mir nicht die Leute das Haus einliefen, daß ich ihnen bloß aus der Patsche helfe. Und Ihr Herr Schwager, sehr geehrter Herr Yndebroe, der weiß von allen so ziemlich mit am besten, was Patsche heißt. Leichtsinnig bin ich gewesen in meiner Gutmütigkeit, habe viel zu wenig an Frau und Kinder gedacht, als ich ihm was vorschoß. Aber wenn einer vor mir auf den Knien herumrutscht und mit den Händen ringt und mich anfleht und nicht aufhört mit Bitten — da hat man eben immer noch seine weiche Seele, lieber Herr Yndebroe, und läßt sich auf was Ungewisses ohne sichere Bürgschaft ein, nur damit einem so ein Mitmensch nicht ganz zugrunde geht. Und da habe ich für Ihren Herrn Schwager sehr viel getan, mein verehrter Herr Yndebroe, und immer wieder ist er gekommen, und immer mehr hat er aus mir herausgeholt, und meine Zinsen — hab' ich die gekriegt? Hier 'n Tropfen, da 'n Tropfen, und dann sollt ich mich wohl noch freuen wie ein Kind über'n Zuckerkringel. Aber das ist nun aus, hochgeehrter Herr Yndebroe, mit meiner Geduld ist es nun vorbei, und ich verauktioniere Ihrem Herrn Schwager jetzt das schäbige Dach über'm Kopf, wenn ich denn auch für meine Gefälligkeit soviel Schaden erleide, daß ich es vor Gott und der Welt nicht verantworten kann. Ganz ruinieren lassen von Ihrem Familienmitglied, wertester Herr Yndebroe, kann ich mich leider auch nicht, wenn Sie auch nicht die Gnade haben wollen, mich auf Useloiter Gebiet zu sehen."

„Haben Sie die Papiere bei sich?" — „Ach Herrjeh, welche Höflichkeit, welche Ehre auf einmal! Kann ja so eine untergeordnete Kreatur wie ich gar nicht verlangen. Aber bitte, hier sind die Papiere, wenn Sie huldreichst davon Kenntnis nehmen wollen, mein allerwertester Herr Yndebroe!"

Thorsin sah alles durch. Donnerwetter ja, Olmer steckte bei dem Halsabschneider tief drin. Und diese scheußliche Heimlichkeit! Ihm hatte er nichts davongesagt. Bangbüx!

„Herr Lemmekopper," begann Yndebroe, nachdem er sich alles rasch überlegt hatte, „ich bin gerade auf dem Weg nach Flens-

burg. Ich muß da auf die Bank. Da könnten wir uns um elf treffen. Ich möchte das hier für meinen Schwager in Ordnung machen."

„O bitte sehr", antwortete Agent Lemmekopper, „das soll mir durchaus freundschaftlich recht sein, hochverehrter Herr Yndebroe, ich bin garnicht so — wenn ich armer Mann nur mein Geld kriege — wer es bezahlt, da sehe ich garnicht darnach hin. Ich habe ja persönlich nicht das Geringste gegen Herrn Leientoft. Ist ein netter, bescheidener Mann. Was mach' ich mir draus, wenn er an die Armenkasse fällt? Und das viele zu Gericht laufen, lieber Gönner und Freund, das liegt mir garnicht, das können Sie mir wohl nachfühlen. Wenn einer ein Herz hat, nicht wahr? Bitte, bitte. Pünktlich um elf bin ich an Ort und Stelle."

„Dann gehen Sie man schon voraus," schlug Yndebroe vor, „ich muß hier nebenan noch eben mal vorsprechen." — Die Landstraße mit diesem Kerl entlang zu pilgern, das brachte er nicht über sich. — „Selbstverständlich, mein hochzuverehrender Herr Yndebroe, es freut mich zu sehr, daß sich die Sache so in Frieden löst." — „Nun sieh man zu, daß du mir schleunigst aus'm Gesicht kommst," murmelte Yndebroe. „Sonst passiert Dir noch was!"

Als der Herr von Wagnesrott am Nachmittage aus Flensburg zurückkehrte und erst mal das für ihn warm gestellte Mittagessen verzehrt hatte, da bemerkte er zu seiner Frau: „Du kannst zu deinem Bruder gehen und ihm mitteilen, daß er mit dem Halunken von Lemmekopper nichts mehr zu schaffen hat. Aber dann bestell' ihm auch gleich: wenn er noch ein einziges Mal hinter meinem Rücken Schulden macht, jag' ich ihn von Haus und Hof. Ich hab' ihn jetzt in der Faust." — Er klopfte auf die Brusttasche, die sich von Papieren bauschte.

Daumor wußte selber nichts Bestimmtes von der argen Verlegenheit, worin Olmer gesteckt hatte. Sie erschrak, als Thorsin ihr das Nähere erzählte. Sie dankte ihrem Mann innig für diese Rettung.

„Ja," erwiderte der gleichmütig, „man wirft sein Geld ja bei ihm weg, aber ich will keine Schande mit euch erleben."

Als sie Olmer ankündigte: „Denk' dir! Mein Mann hat dich bei Lemmekopper ausgelöst!" — da übergoß sich sein Gesicht mit tiefer Röte, er setzte sich, wie das bei starken Gemütsbewegungen seine Gewohnheit war, abseits an den Ofen und schluchzte. Nösel aber, mit ihrem merkwürdig leichten Sinne, der nie verzagte, meinte nur: „Seht ihr wohl? Hab' ich nun nicht wahrgesagt mit dem schimmernden Los von unserer Daumor? Nun hilfst du schon deinem lieben Bruder, min Göde — ja, ja du! Wenigstens so von hinten herum. Denn wenn unser Thorsin dich nicht gekriegt hätte, so hätte er all das viele Geld doch am Ende nicht an uns gewandt. Ich weiß es ja: ganz so schlimm, wie man manchmal denkt, kommt es nie. Aber nun geh' schnell zu ihm, mein Olmer, und bedank' dich. Das haben die großen Leute gern."

Nun, der Dank, als Olmer vor seinem Onkel und Schwager stand, fiel freilich nicht überschwenglich aus. Dazu war seine Seele zu beschämt über seine ewige Hilfsbedürftigkeit, und es peinigte ihn überhaupt, daß Thorsin seine ganze Lage jetzt durchschaute. Er fühlte sich wie ein Sklave. Der da war sein unumschränkter Gebieter. Das war zwar tatsächlich immer noch besser, als wenn er von Lemmekopper abhing. Aber den hatte er wenigstens nur selten gesehen. Eine Freude ward die Erlösung nicht für Olmer.

Seine Mutter aber war kreuzfidel. Nicht vergeblich hatte sie, wenn der Mond gerade richtig stand, den Geistern mit Agion Tetabam Stimulatum befohlen, daß sie ihren Sohn vor dem äußersten Unglück bewahren sollten. Und die Geister hatten gehorcht. Ja, was ahnten die alle um sie herum davon, welche Macht sie besaß?

So geschickt Nösel im Umgang mit allerhand überirdischen Wesen war, so klug benahm sie sich auch im Verkehr mit den Wagnesrottern. Ihrem Schwiegersohne sang sie im Dorf und auf der Heide ein Lobeslied nach dem andern, aber gegen ihn selbst war sie nicht aufdringlich. Sie beobachtete jede seiner Launen sorgsam und war schon verschwunden, bevor er den Mund aufmachen und ihr in seiner offenherzigen Weise sagen konnte, daß er weiter nichts vermissen würde, wenn sie nicht da wäre.

Auch ihrer Tochter wich sie gern aus. Sie wußte, wie kühl Daumor zu ihr stand, auf Kindesdank verzichtete die treue Mutter, dazu hatte sie viel zu viel Philosophie binnen.

So schwiegermutterte sie nur ganz behutsam auf Wagnesrott herum und versagte sich dort sogar das nette Mausen. Da mochte noch so ein fester Soden Torf, noch so ein kieniges Stück Feuerholz liegen, sie nahm diese brauchbaren Dinge nicht auf.

Wenn sie jedoch Daumors immer noch unmütterliche Gestalt ansah, so wachte ihre Sorge auf: ein Mann wie Thorsin, der verlangte von seiner Frau einen tüchtigen Jungen oder am liebsten eine ganze Kompagnie davon. Sie schüttelte den Kopf. Daumor war weiß Gott so gewachsen, daß sie Kinder



Vor der Alpfahrt. Gemälde von Adolf Thomann
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1922)

kriegen konnte. Warum denn nicht? Das war ja geradezu Sünde von ihr.

Und sie näherte sich ihrer Tochter sachte und wagte es auf die Gefahr hin, bei ihr in Ungunst zu fallen, ihr so die kleinen Winke der erfahrenen Frau zuzuflüstern ...

Daumor ließ die Ratschläge an sich abgleiten, ohne auch nur mit einer Miene anzuzeigen, daß sie willens sei, sie zu befolgen. —

Das Gehasse kann ja nicht ewig dauern, hatte Daumor gesagt und in gewisser Weise behielt sie recht.

Das Wort Verräter wurde von den Dänen den Schleswig-Holsteinern gegenüber immer seltener gebraucht, auch der Siegesfeiern ward man müde. Man ließ jetzt den Dingen ihren Lauf, die Regierung war ja gründlich dabei, daß sich die Unterworfenen nicht mehr als selbständiges Volk fühlen konnten.

Auch Thorsin Yndebroe sah ein: Das Schimpfen auf die Empörer hatte keinen Zweck mehr. Die Skaals auf das Vaterland und die heilige Sache besaßen nicht ganz mehr den früheren Schwung. Mit der Politik, das war ja erledigt.

Aber was nun? Womit sich beschäftigen? Die Zeit kam ihm leer vor. Er langweilte sich oft. Die Arbeit auf seinem Gut füllte ihn noch nicht so recht wieder aus. Es gab keine Einquartierung mit ihrer Unruhe mehr, man konnte kein halbes Schwein einpacken und an die und die Schwadron senden, in der Zeitung stand rein gar nichts mehr zu lesen, und im Wirtshaus, ja worüber sollte man da sprechen? Es gab keine Schlachtberichte durchzureden. Ein ödes Leben.

Ja, wenn man dann noch eine Frau gehabt hätte, die auch zu anderen Dingen nütze und gewillt war als bloß immer zum Wirtschaften.

Aber seine ...

Die war kein Spielzeug, wie er es manchmal gern zu seiner Mannesergötzung in Händen gehabt hätte.

Nein, wahrhaftig, mit sich spielen ließ die nicht! Und sie geriet auch nie in jene ernste, stumme Inbrunst der Liebe, wobei die Wange erbleicht, die Augen sich schließen, ein Frösteln durch den ganzen Körper geht, der doch lauter Feuer ist.

Seine ... Immer hübsch bei Verstand.

Wo das Gemeinsame, die Sorge um das Vaterland, die beiden nicht mehr gleichmäßig bewegte, da trat das Einzelne bei ihnen viel mehr hervor als früher, da machten sich in ihrem Wesen viele Unterschiede — oder muß man lieber sagen: zu viele Gleichheit geltend.

Von Thorsin war der patriotische Kraft- und Machtrausch gewichen — dafür suchte sich sein nach Lebensregsamkeit strebender Wille anderswo Ersatz. In der Liebe hätte er ihn finden können. Aber diese Frau gab ihm nur Brocken.

Kein Wunder, wenn er nun manche Rücksichten, die er anfangs gegen Daumor geübt hatte, fallen ließ. Langes Sitzen in der Kneipe — lange Besuche in Flensburg — barsche Reden zu ihr — kurze Antworten auf ihre Fragen — wenig Sorgfalt mehr auf sein Äußeres. Wozu sich pflegen? Die scherte sich ja doch nicht darum, wie er aussah!

Daumor jedoch verharrte noch immer, wie sie einmal war. Sich ihrem Manne völlig zu erschließen, die zu sein, die er begehrte — es war ihr nicht verliehen. Sie tat ihre Pflicht. Sie ersetzte das Auge und die Hand des Herrn, die dem Besitztum jetzt nur zu häufig fehlten.

Ihre Erholung war es nach rechtschaffener Arbeit, hin und wieder bei Grohts zu sein.

Reimer hatte seine Mutter aus dem Siechenheim nach Hause geholt. Die kranke Frau bezwang sich völlig, als sie zuerst wahrnahm, was der Krieg aus ihrem Sohne gemacht hatte — sie gab sich einer milden Wiedersehensfreude hin, die ihn tröstete und zuversichtlich werden ließ. Sie waren doch wieder beisammen. Der Gedanke hob Mutter und Sohn über alles hinweg.

Er konnte die gesunden Arme rühren, und das Gehen fiel ihm von Tag zu Tag leichter. So mußte er jetzt doppelt und dreifach schaffen, daß er nicht in der Armut stecken blieb. Er hatte es in seiner Bedürfnislosigkeit und auch bei seinem leichten Mute ehedem gar nicht so bemerkt, wie wenig er verdiente. Aber solch ein Feldzug verwandelt den Menschen. Er war viel ernster geworden. Er hatte Ehrgeiz bekommen. Er wollte nicht immer nur von der Hand in den Mund leben.

„Sollst sehen, Mutter! Jetzt wird es was mit mir. Ich habe im Kriege was gelernt. Ich sehe das Leben jetzt ganz anders an!"

Und eine wundersame Kraft war in der Frau: So aufrecht sich ihr Junge vor sie hinstellte, ein Krüppel blieb er ja doch, Hilfe tat ihm in so manchem gut und not, es konnte ihm vieles bequemer gemacht werden.

Und siehe da, die Mutterliebe in Marie Groht war so stark, daß sie die Leiden der Lähmung überwand.

Als Daumor einmal in die Kate trat, da erstaunte sie: Frau Groht kam ihr zwar schleppend, aber ganz lebhaft entgegen und meinte mit ihrem leisen, freundlichen Lächeln:

„Ja, wundere dich nur, kleine Daumor.

Aber mein Junge braucht mich. Darum konnte ich aufstehen."

⁂

Es war immerhin eine beschwerliche Sache für Reimer, und der Weg wurde ihm auch sauer und lang, wenn er mit seinem kleinen Hundewagen voll Küchengeräten und Blumensträußen zum Flensburger Sonnabendmarkt zog. Aber er setzte es zähe durch, denn war er einmal da, so lohnte sich der Gang. Die Frauen kauften mehr denn je bei ihm. Der bedauernswerte junge Mensch!

Gewiß war es Reimer nicht angenehm, in den Blicken seiner Gönnerinnen zu lesen, daß sie ihn bemitleideten, und er verbarg seinen Stelzfuß hinter den Waren, aber der Verdienst gefiel ihm. Je reichlicher er floß, desto besser konnte er die Pläne für seine Zukunft ausführen.

Kam er heim, müde, mit ziehenden Gliedern, so stand schon das Essen von Mutterhand für ihn bereitet da. Das Wohlgefühl! Er kannte es alle die Jahre, während seine Mutter lag, nicht anders, als daß er sich selber etwas hatte zurechtkochen müssen. Und Marie war nie so glücklich gewesen wie jetzt, wo sie sich wieder zu regen vermochte. Beide hörten das Aufstoßen des Holzbeines auf dem Fußboden nicht mehr, und Reimer gewann eine Behendigkeit, daß er für gewöhnlich kaum noch von seinem Mangel behindert wurde.

Die kleine Friederike Karstensen, Fide wurde sie genannt, half Frau Groht jeden Tag für einige Stunden, daß die Stuben sauber wurden. Friederike war die eben konfirmierte Tochter eines Häuslers, ein körperlich zurückgebliebenes Geschöpf. Gute, große, blaue Augen blickten ihr aus dem schmalen Angesicht. Schon vor dem Kriege hatte sie Miete Groht bisweilen Beistand geleistet. Bei sich zu Hause wurde sie, obgleich sie das einzige Kind war, nicht entbehrt. Ihr Vater betrieb, wenn er sein kümmerliches bißchen Land bestellt hatte, die Flickschneiderei. Er machte aber auch ganzes Zeug, und man erkannte die von ihm gefertigten Hosen gleich daran, daß sie sich sonderbar spiralartig um die Beine schlängelten. Das rührte vielleicht davon her, daß er gern einen Schluck nahm. Da glitt die Schere manchmal aus.

Wie Sönke Karstensen im Kalender gelesen hatte, bildeten sich die Gelehrten viel darauf ein, daß sie in ziemlich entfernten Weltgegenden Spiralnebel aufgefunden hatten. Du liebe Zeit! Die spiralige Benebelung und die umnebelte Spiraligkeit hatte er längst bei sich selber entdeckt, ohne daß er davon groß Wesen machte und ohne daß sie ihn deswegen in Kopenhagen oder Kiel zum Professor beförderten!

Eine Frau besaß er nie. Fide war die Tochter eines Mädchens, das eine Zeitlang auf Wagnesrott im Dienst stand und mit dem der Flickschneider sich eines Abends auf dem Tanzboden, wie man das so nennt, verlobte. Mit der Heirat hatten sie es beide weiter nicht eilig, aber als das junge Mädchen dann Mutter wurde, da zog Sönke Karstensen ein schiefes Gesicht, behauptete, eigentlich sei er es doch gar nicht so richtig gewesen, und nahm sich einen Advokaten, der einen langen Schriftsatz ausarbeitete und mit Exceptio plurium kam. Aber Pernille Bagger verfocht ihre Mädchenehre, und das Gericht gab ihr Recht. Sönke Karstensen wurde feierlich mit der alleinigen Vaterschaft belehnt. Nun wollte er denn Pernille heiraten, doch sie erwiderte schlicht: „Ick bin mi denn doch to guud to, un nehmen mi en versapenen Schneider." — Das Kind aber war ihr lästig, denn sie konnte damals gerade eine feine Stellung in einer Kopenhagener Hafenwirtschaft bekommen.

Wie es sich machte, das hat niemand erfahren, vielleicht war ja ein Buddel Köhm der Vermittler: Pernille verstand es, Sönke Karstensen zu überreden, daß er Friederike bei sich behielt. Dann brauchte er ihr auch keinen Schilling zu zahlen! Die tüchtige Pernille reiste ab und ward nicht mehr gesehen.

Friederike, die nach der Sitte des Landes den Nachnamen ihres Vaters trug, hatte es nicht schlecht, denn Sönke war gutmütig von Natur, sie mußte sich jedoch von früh an selbst durchhelfen. Die weiblichen Kräfte nämlich, die Karstensen das Haus besorgten, waren nicht sehr zuverlässig und umsichtig.

Seit etlicher Zeit ging es freilich damit besser. Der Flickschneider hatte sich mit Trina Wörtelsch zusammen getan, das war die Hebamme für Useloit und Umgegend. Diese wohlgenährte Frau glich in gewisser Weise dem samaritanischen Weibe, das unserm Herrn und Heiland am Brunnen begegnete: fünf Männer hatte sie gehabt, und der, den sie jetzt hatte, war ja eben nicht ihr Mann.

Wörtelsch mit dem reichen Liebesleben hielt ihren Flickschneider in Zucht. Er bekam nicht mehr Geld zu Schnaps, als er nötig hatte, um seine Phantasie zu beflügeln, damit seine Röcke und Westen den rechten Schwung bekamen. Fide blieb sich überlassen.

Pastor Rivesel waren solche Verhältnisse ein Greuel, er wollte mit derartigen Elementen nichts zu tun haben, Lehrer Jaspersen indessen hatte trotz oder vielleicht auch

gerade wegen seiner idealistischen Gesinnung immer den Trieb, praktisch hilfreich einzugreifen. Er kannte Fide von der Schule her besser als der Pastor, der nichts Besonderes an ihr fand. Sie war beim Konfirmandenunterricht kein Licht gewesen und tat sich auch nicht durch Frömmigkeit hervor.

Jaspersen wußte, daß ein sehnendes Seelchen in diesem sonst nicht sehr gut begabten Kinde steckte. Er zog Fide zu sich heran, gab ihr von seinem Fibelwerke abzuschreiben, und dankbarst schaute das Mädchen zu ihrem Lehrer auf, wenn er so die Hand um ihre Schulter legte und sie durch seine große Brille ansah: „Na, du bist wahrhaftig meine fixe kleine Sekretärin! Wie ich ohne Fide wohl fertig werden sollte, was?"

Das kannte dieser prächtige Jugenderzieher: nichts hebt, fördert und erweitert den etwas beschränkten Kindesgeist mehr, als wenn man ihm kleine Pflichten auferlegt. Darum hatte er auch bewirkt, daß sie die Aufwartestelle bei Frau Groht annahm und dafür ihre paar Pfennige verdiente. An dem Gelde sollte sich sich gern freuen, viel wichtiger aber war es dem Lehrer, daß sie dort in der Kate im Bewußtsein, Nutzen zu bringen, Liebe empfing. Der Erfolg blieb nicht aus. Fide Karstensen wurde zugleich wacher und nachdenklicher. Allerdings ließ es sich nicht vermeiden, daß sie auch einsah, wie elend es bei ihr zuhause stand. Aber darüber, so rechnete Jaspersen, mußte das Kind hinweg. Sobald sie kräftiger war, brachte er sie an einem anderen Orte bei anständigen Menschen unter.

O ja, das mußte man Lehrer Jaspersen lassen, er hatte sich die große Arbeit vorgesetzt, eine Fibel und ein Lesebuch für die Schleswiger Jugend auf dem Lande zu schaffen, aber seine Mitmenschen vergaß er über all dem Wissenschaftlichen nicht.

Er war auch ein aufrichtiger Freund Reimers und suchte ihn weiter zu bringen, wie es nur ging.

Er selbst besaß einen Ruf als geachteter Bienenvater. Nun kümmerte er sich darum, daß Reimer, der früher schon ein paar Stöcke gehabt hatte, sich eine rechte Imkerei anlegte. — „Dabei ist mancher reich geworden, mein lieber Sohn. Der Honig, die liebe Gottesgabe, wird von Jahr zu Jahr teurer." — Er empfahl Reimer auch bei einigen Flensburger Geschäften, und die ließen sich nun die sauberen Holzgeräte von ihm liefern. Es war ihm bald nicht mehr möglich, so viele Löffel zu schnitzen und Siebe herzustellen, wie er hätte los werden können.

Der Garten bei der Kate wurde die reine Gärtnerei. Alle Beete von Blumen! Es kamen die Handelsfrauen, die zu Markte wollten, und holten sich ihren Vorrat an blühender Ware. Bereits im Sommer stand Reimer durch Jaspersens Ratschläge und Hilfe so da, daß er hoffen durfte, auch in die Reihe derer zu kommen, die mit durch ihr Geld eines Ansehens genossen.

An all seinem Beginnen nahm Daumor treulich Anteil. Zwischen diesen Menschen hatte es sich gegen früher geändert. Er gestand ihr: „Da ist so leicht kein Tag im Krieg gewesen, wo ich nicht an dich gedacht habe, Daumor, und als Mutter mir das schrieb, daß du dich verheiratet hättest, da war mir plötzlich zumute, als wär' mein ganzes Glück unter gesunken, als hätte ich es selbst ins Wasser geworfen." — „Das hast du auch, Reimer. Sage selber: Was sollte ich anders tun, als ich getan habe?" — „Ja, die Schuld hab' ich, und ich bin auch um die Reue nicht herum gekommen. Du warst für mich verloren, und da ist mir erst klar geworden, wieviel ich von dir halte." — „Das nützt uns nun nichts mehr." — „Nein, leider, aber wissen sollst du es doch: die Reue vergeht nicht in mir." — „Sogar damit wird uns nicht geholfen," entgegnete Daumor.

Bei gesunden Gliedern, wo er sich vom Dasein so dahintreiben ließ, hatte er sie verschmäht. Heiraten war ihm zu unbequem vorgekommen. Er kam mit seiner Mutter aus. Das Weib als solches lockte ihn überhaupt kaum. Er war trotz seiner sonstigen Keckheit schämig wie ein kleines Mädchen, wenn die Rede auf das kam, was nun einmal mit zur Liebe gehört.

Jetzt als Invalide, wo er den Drang nach vorwärts in sich spürte, wohl auch mit aus dem Grunde, weil er den Verlust an seinen Gliedern durch etwas anderes ausgleichen wollte — da ging es ihm mehr und mehr auf, welch einen Schatz er in Daumor hätte haben können!

In der Zeit der Trennung hatte sich das bis dahin unentwickelte Mannestum in ihm entfaltet. Daumor galt seine Sehnsucht. Zu spät!

Die warme, frauliche Betulichkeit, die sie ihm oft gönnte und die zum großen Teil aus ihrem Mitleid für ihn entsprang, steigerte seine Empfindungen bis zum Fieber. Er war eigentümlich weich und benutzte jede Gelegenheit, sich ein wenig an sie zu schmiegen.

Der gelassene Jüngling war unter dem Eisenhagel und als sein Leben an einem Faden hing, zum wollenden Menschen aufgewacht, den das Versäumte bitterlich schmerzte.

Er konnte sitzen und Daumor träumerisch

ansehen. Fing seine Mutter solchen Blick auf, so flog ihm das Blut in die Wangen, er erhob sich so hurtig, daß er seines Holzbeines vergaß. Fast fiel er hin. Die Mutter aber folgte ihm mit ernsten Augen.

Taumor, wenn sie allein waren, erwiderte derlei Blicke mit einem Nicken. „Ja, Reimer, ich verstehe dich wohl. Das ist nun eben so. Wir müssen uns in alles finden. Du hast's gewollt.“ — Und er schlug sich vor die Stirn. —

War ein Krüppel auch nicht gefährlich, es wurde Yndebroe doch zuletzt gar zu ungemütlich, daß seine Frau immer über den Bach lief. Der Geschichte mußte ein Ende gemacht werden.

Er ließ sich Olmer kommen und schloß die Unterredung, die er mit ihm hatte, indem er sagte: „Natürlich nur, wenn du ihn zufällig triffst. Nicht extra hinlaufen, und auch nicht verraten, daß ich dahinter steck'. Bloß, du wüßtest jemand.“ — „Ja, Onkel, das will ich gern tun.“

Ein paar Tage darauf kam Olmer wieder nach Wagnesrott, so geduckt, als habe er was verbrochen. — „Onkel Thorsin,“ begann er zögernd, „gesprochen habe ich mit Reimer Groht, aber —“ — „Na was denn? Aber?“ — „Er will seine Stelle nicht verkaufen.“ — „Will nicht? Hast du ihm denn nicht vorgerechnet, daß er nie wieder einen so hohen Preis für den alten Rumpelkasten kriegt?“ — „Das hab' ich, mehrmals. Es nützte nichts. Er will nicht. Wegen seiner Mutter und auch, weil er sich hier jetzt gut steht.“ — „Gut steht! So 'n Humpelmaier! Schleppt sich mit Müh und Not in die Stadt! Er könnte doch seinen Trödel viel besser betreiben, wenn er ein für allemal da drinnen wohnte!“ — „Ja, wenn er aber ablehnt, Onkel, und das ganz bestimmt?“ — „Ach was! Du brauchst bloß irgendwas in die Hand zu nehmen, wenn es nichts werden soll. Ich bin ein Narr gewesen, daß ich dich geschickt habe.“ — „Ich kann wirklich nichts dafür.“ — „Damit entschuldigen sich alle Dummköpfe!“

❧ ❧ ❧

Und so ward es Herbst, und der Winter brach herein. Die mächtigen Staaten, die über das Schicksal des kleinen Schleswig-Holsteins verfügten, als sei es ein totes Stück Mondesboden und nicht ein lebendiger Teil Erde voll großer Geschichte und warmfühlender Herzen, sie gaben dem Prinzen Christian von Glücksburg das Kronprinzenrecht. Der hatte die Prinzessin Luise, Christians VIII. zweitälteste Tochter, zur Frau — so vertrat er denn auch die weibliche Erbfolge, wider die sich die Vaterlandsliebenden in den Herzogtümern so gewehrt hatten.

Spione schlichen auf dunklen Pfaden und zeigten jeden an, der sein Schleswig-Holsteinlied, wenn auch hinter geschlossenen Fensterläden, gesungen hatte. In den Gefängnissen schmachteten die ehrlichen Männer, die der neuen Regierung nicht schmeicheln wollten. Mit Geldbußen wurde jeder bedrangsalt, der sich nicht genügend der dänischen Sprache befleißigte. Redliche, deutsch denkende Kaufleute standen in ihrem leeren Laden, denn die Dänen holten nichts von ihnen. Mancher ging völlig verarmt in die weite Welt.

Die dänischen Hardesvögte führten ihr Amt, als hätten sie eine Bande Zuchthäusler zu zähmen, und wer ein deutsches Blatt lesen wollte, der mußte lange suchen. Freiheit des Wortes gab es nicht. Was hatte es also für Zweck, noch deutsche Zeitungen heraus zu geben?

Soviel aber auch das Gehasse im Großen unter dem Namen der Politik — strebsame Leute sagen Staatsweisheit dazu — gegen alle Natur beibehalten wurde — zwischen manchen einzelnen Menschen, die ja Gott sei Dank nicht solche böse Ausdauer haben wie ihre Regierungen, knüpften sich doch, besonders in engumgrenzten Gemeinwesen, nach und nach von neuem die Fäden von deutsch-dänisch an. Es gab Leute von gesunden Sinnen neben den Fanatikern, und sie wurden mit der Zeit an Zahl immer stärker. Sie fühlten, daß man den Krieg wie einen wilden Traum möglichst rasch vergessen müßte, um mal wieder zur Freude zu gelangen.

Auch in Uscloit ging es so, obgleich ein strenger Hüter wie Thorsin Yndebroe nebenan saß. Reimer Groht konnte sich unbehelligt sehen lassen. Seine Mitdörfler, selbst die ehemaligen tapferen Landsoldaten, waren nicht mehr offen, kaum noch innerlich feindselig gegen ihn. Yndebroe sah freilich an ihm vorbei, aber mit Politik und Vaterlandsliebe hatte diese Nichtachtung gar nicht viel mehr zu tun, wenn er sie natürlich auch immer noch davon herleiten wollte. Die Aufsässigkeit des Schnorrers da, der selbst für reichlich Geld nicht aus Uscloit weichen wollte, war die Hauptursache, weshalb Thorsin mit Erbitterung nach der Kate hinüber drohte. Aber er ließ sich auch jetzt noch vor seiner Frau nichts merken.

Und gerade in diese Zeit hätte ein Verbot, sie solle nun endlich nicht mehr zu den Grohts gehen, besonders hart und kleinlich erscheinen müssen und Taumor wäre dadurch, weil sie in ihrer Menschlichkeit getroffen

wurde, vielleicht geraden Wegs zum Ungehorsam aufgestachelt worden; denn mit Marie Groht ging es nach dem Aufflackern rasch zum Erlöschen.

Es ist so wehvoll; auch die höchste Macht auf Erden, die Mutterliebe, die so unendlich viel Leid überwindet und lauter Leben gibt und erhält, auch sie muß sich bescheiden und in Gottes Hände zurückkehren, aber ein Segen von ihr bleibt selbst dann noch um uns, wenn das Herz, das ihn trug, schon zu Asche vergangen ist.

Marie Groht konnte trotz aller Anstrengung nicht mehr auf sein. Der Arzt vom Siechenhaus, der diese stille, feine Frau lieb gewonnen hatte, kam zwar des öfteren heraus, aber er machte die Bewegung dessen, der mit seinem Rate zu Ende ist. Der erschöpfte Körper gab nichts mehr her, und es war kein gesunder Boden mehr da, worauf ärztliches Wissen Neues hätte aufbauen können.

Als die Märzstürme den Wald durchfegten, um ihm den alten Winterdunst aus dem Haar zu pusten, da sagte der Doktor dem Sohne die Wahrheit: „Ihre Mutter wird nicht lange mehr bei Ihnen sein. Es kann nur noch Tage dauern."

Was der Arzt verkündete, die Kranke wußte es aus sich heraus. Und wenn Reimer nicht anders erscheinen wollte wie sonst, sie sah ihm dennoch seine Traurigkeit an.

Im Dorfe wurde bekannt, wie es in der Kate stand; die Frauen, die da, auch sehr mit aus menschlicher Neubegier, kamen, um sich zu erkundigen, zogen schon auf dem Hofe die Pantoffeln aus, als wäre der Tod bereits im Hause.

Nösel brachte eine großbauchige Flasche voll Lebenselixir herangeschleppt und war entrüstet, als Reimer sie nach des Arztes Weisung ausgoß. Damit war die einzige Rettung, die Miete Groht hätte zuteil werden können, unmöglich gemacht, denn solche Flasche mußte sieben Monate in der Erde vergraben liegen.

Pastor Rivesel reichte der Sterbenden das Abendmahl, das sie als rechte Erquickung für ihre wanderbereite Seele empfing. Darnach bat sie ihren Sohn, er möge niemand weiter zu ihr lassen. Nur Daumor durfte immer um sie sein.

Sie kam denn auch, sobald sie auf Wagnesrott entbehrlich war, und nun durchlebten diese drei Menschen jene wehdurchzitterten, aber heiligen Abschiedsstunden, die oft so viel mehr wert sind als lange Jahre des Zusammenseins im vollen Leben.

Marie Groht hatte keine Unruhe mehr für sich. Sie gehörte schon Gott. Sie dankte für jeden Liebesdienst, den ihr die beiden taten, meinte aber immer nur: „Macht euch nicht solche Umstände mit mir. Mir fehlt nichts."

Die kleine Friederike saß in der Küche und weinte.

Daumor fiel es schwer, des Abends fortzugehen. Sie mußte denken: wenn sie früher gemeint hatte, daß sie nach Wagnesrott hingehöre, war das nicht doch ein Irrtum gewesen? War sie nicht hier in der Kate erst wahrhaft daheim?

Anordnungen zu treffen, ihren letzten Willen zu äußern, das hatte Marie Groht bei ihren bescheidenen Verhältnissen nicht nötig, und so war alles, was sie mit ihrem Sohne besprach, nur darauf berechnet, ihm über ihr Sterben hinweg zu helfen.

Mit leiser Stimme erzählte sie ihm dann aus der Zeit, als er noch ein kleines Kind war. Sie schilderte ihm, wie der Vater mit ihm gespielt hatte, wie er ihm die schöne Schaukel machte und ihn im Schlitten fuhr.

Ein Bild reihte sich an das andere und über all und jedem lag die Liebe, womit sie ihr einziges Kind in aller Schlichtheit gehegt und gepflegt hatte und womit sie es zuletzt noch möglich machte zu wandeln, auf daß Reimer sich des Schadens, den ihm der schlimme Krieg eingetragen hatte, minder bewußt wurde.

Reimer saß mit gefalteten Händen an ihrem Lager und lauschte diesen Erinnerungen aus harmlos glücklicher Zeit, und ihm war, als würde das, was die Mutter sagte, noch einmal Wirklichkeit; er fühlte wie damals — ihm schien es so, als spränge und tollte er herum, um sich dann doch immer wieder an die Mutter zu klammern und ihr hinzutragen, was ihn freute und was ihm weh tat.

Dann kam der letzte Tag.

Die Kranke war schon besinnungslos gewesen und hatte, als wolle sie ihren Sohn trotz aller Gottergebenheit nicht lassen, noch nach Reimers Hand gegriffen, bevor ihr das blasse Haupt ohnmächtig in die Kissen sank.

Reimer schickte Friederike schnell zu Daumor. Sie mußte dabei sein, wenn seine Mutter starb.

Als Daumor da war, erwachte Marie wieder, sah die beiden neben sich und flüsterte: „Es ist gut, daß ich euch noch einmal beisammen habe, ich muß euch noch etwas ..."

Die Schwäche kam von neuem. Aber Marie unterdrückte sie. — „Hebt mich, bitte, ein bißchen höher," bat sie. Sie ließ sich fast aufrecht hinsetzen, dann reichte sie beiden die Hände und sprach, indes ihre

Augen bald zu Daumor und bald zu Reimer gingen: „Kleine Daumor, gehorche deinem Mann und versuche immer, ihm viel mehr zu geben und zu sein, als du glaubst, daß du ihm schuldig bist. Wer bloß seine Pflicht tut, der tut lange nicht genug, und wir Frauen sind nun einmal dazu geschaffen, daß wir uns doch schließlich ganz nach dem Manne richten. Ein anderes Glück gibt es nicht für uns. Und du, mein lieber Junge, bleibe Daumors Freund. Immer ihr wahrer Freund, nicht weniger, aber auch nicht mehr, und vergiß keinen Augenblick, daß sie eines anderen Mannes Frau ist. Laßt nichts Heimliches zwischen euch aufkommen, meine Kinder, damit ihr nicht in Versuchung und Sünde fallt. So gut ihr euch seid, und das kann vielleicht noch stärker, ja es kann sogar noch sehr stark werden — hütet euch doch vor allem Unreinen. Laßt eure Freundschaft so bleiben, daß ihr jedem Menschen frei ins Gesicht sehen könnt. Wollt ihr mir das versprechen?"

Daumor lehnte die Stirn auf die Bettdecke, Reimer aber sagte: „Ja, verlaß dich darauf, Mutter, auf uns beide."

„Ich will Gott bitten, daß ich über euch wachen darf."

Als der Tag nur noch ganz dämmerig zum Fenster hineinschaute und am Webstuhl vorüber kaum mehr zum Alkoven hindringen konnte, da erblich Marie Groht eines friedlichen Todes.

Daumor bettete die Verklärte und tat ihr alles Liebe. Als zuletzt der schmale, mit Tannenzweigen geschmückte Sarg den Weg über die Weide hinüber getragen wurde, da sagte sich Thorsin Yndebroes Frau: jetzt begrub man das Wesen, das eigentlich ihre Mutter hätte sein sollen.

⁂ ⁂ ⁂

Auch die engsten Stuben werden ungeheuer weit, wenn ein geliebter, noch so anspruchsloser Mensch, der sie mit Lebenswärme erfüllte, für immer daraus entschwunden ist.

Reimer dünkte es, er wohne in einem Schloß mit hundert Zimmern; er wußte nicht, was er mit dem all Raum anfangen sollte.

Nächst Mutters Grab war ihm die heiligste Stätte auf Erden das Bett, wo sie gelegen, gelitten und ihren Atem ausgehaucht hatte. Er zog die Vorhänge vor dem Alkoven zusammen. Zuweilen aber schrak er auf: rührte sich Mutter da drinnen nicht? Er hob den Vorhang. Leer.

Daumor kam noch ein paarmal zu ihm, aber jedesmal wurde es ihr unangenehmer, die Holzpforte zu öffnen, und das Gespräch zwischen beiden wurde auch jedesmal brüchiger. Verlegen saßen sie einander gegenüber, und waren froh, wenn sie die kleine Friederike nebenan wirtschaften hörten. So waren sie doch nicht allein ...

Marie Grohts Worte, so liebevoll sie gemeint waren, hatten sie befangen gemacht, weil sie ihnen viel von dem, was sie in sich trugen, offenbarten.

Daumor ging immer schnell wieder — er bat sie nicht zu bleiben. Sie reichten einander flüchtig die Hand.

Anders als vor dem Kriege ...

Dem peinlichen Zustande machte dann aus Eigenem Thorsin ein Ende, indem er eines Tages zu seiner Frau sagte: „Wird es nun nicht bald Zeit, daß du die Besucherei da drüben einstellst? So lange die Alte lebte, habe ich dir keinen Stein in den Weg gelegt. Aber jetzt? Schickt es sich für dich, als Frau bei einem unverheirateten Menschen zu sein? Das überleg' dir mal, mein Deern."

Daumors Bewußtsein stimmte ihrem Manne zu. Besser, sie ging nicht mehr zu Reimer. Aber der Wunsch, ihn zu sehen, lebte doch unverändert in ihr fort. Wenn sie sich nun auf der Straße trafen, so schritten sie eine Strecke zusammen oder standen eine Weile beieinander.

Auch da griff Thorsin ein: „Kannst du die Konferenzen nicht abkürzen? Ich hab' so was aufgeschnappt: die Leute machen sich über dich lustig. Und über mich auch. Du läufst ja hinter dem Kerl her. So bist du doch sonst nicht! Geht dir das nicht gegen die Ehre? Mir jedenfalls!"

Daumor unterwarf sich und mied ein Begegnen mit dem Freunde. Konnte sie ihm aber nicht ausweichen, so eilte sie mit kurzem Gruß an ihm vorbei. Erst stutzte er, wollte sie aufhalten, dann achtete er ihren Willen.

Aber nur das äußere Band war zwischen ihnen zertrennt worden. Daumors Gedanken gehörten ihm doch, und er vermißte sie sehr. So war viel Sehnsucht in beider Blicken, wenn sie hinüber und herüber sahen, vom Herrenhaus zur Kate, von der Kate zum Herrenhaus.

Gut, daß sie ihre Arbeit hatten!

Reimer erwarb sich nach und nach in der Gemeinde eine ganz geachtete Stellung.

Nach dem Kriege, wo Handel und Wandel doch sehr gestockt hatten, regten sich jetzt alle Arme. Viel Fleiß war nötig, Schäden zu bessern, — Liegengelassenes um so rascher zu fördern.

Da sahen die Männer und noch mehr die Frauen ein, daß das ewige Wirtshauslaufen nichts wert war. Thorsin Yndebroes laute, befehlshaberische Art, unter der sie sich früher gebeugt hatten, war nicht mehr so beliebt.

Die Leute merkten: wenn er sie freihielt, so geschah dies im Grunde nur, weil er Gesellschaft haben wollte, weil er Wände brauchte, gegen die er nach seinem Vergnügen reden konnte.

Man rückte sofort von dem Wagnesrotter ab. Das ganze Dorf wurde nüchterner. Thorfin Yndebroe konnte es nicht verschlossen bleiben, daß man ihn nicht mehr als völligen Herrn anerkannte, aber seinetwegen! Wollte man sich seinem Willen nicht fügen — er brauchte die nicht. Die würden ihm schließlich doch wieder kommen. Traktiert werden, das mochten sie zu gern, wie sie sich einstweilen auch anstellten.

Jetzt klebten sie mit dem lächerlichen, halbwegs buckligen Schulmeister zusammen. Der mit seinen Bildungsabenden! Die hatte er eingeführt. Da saßen sie bei Dünnbier im Nordpol und ließen sich Gedichte und Romane vorlesen. Für solchen Kinderkram hatte Thorfin Yndebroe nur Spott. Lehrer Jaspersen indessen ließ sich auch durch gelegentliche höhnische Äußerungen des Gutsbesitzers nicht irre machen. Es war seine große Freude, den Dörflern geistige Kost zu bieten, und er zog Reimer Groht heran, daß er ihm half. Ja, Reimer wurde seine rechte Hand. Die Bildungsabende blühten.

Pastor Rivesel erkannte, daß ihm der Lehrer das Heft aus der Hand nahm. Er versuchte, die Bestrebungen auf religiösen Boden zu stellen, aber damit hatte er keinen Erfolg. Die Useloiter gingen weg, wenn er anfing, Bibelstücke auszulegen. Sie wollten an solchen Abenden nichts hören, was ihnen jeden Sonntag in der Kirche vorgepredigt wurde.

Pastor Rivesel zog sich noch mehr zurück als früher, Jaspersen jedoch arbeitete rüstig vorwärts. Wie lauschten ihm die Männer und die Frauen, wenn er ihnen mit seiner lichten, wirklich noch kindlichen Begeisterung Schillers Dramen und Andersens Märchen vorlas!

Auch kleine Theaterstücke ließ er von den jungen Burschen und Mädchen aufführen, sogar einen Männerchor hatte er gegründet.

So etwas war doch schöner, billiger und bekömmlicher — das sah männiglich ein — als wenn man sich betrank und solange herumgröhlte, bis man unterm Tisch lag.

Thorfin Yndebroe faßte seinen Groll gegen den Lehrer, der ihm Macht und Einfluß schmälerte, und er fuhr heftig hoch, als Daumor einmal den Wunsch äußerte, die Abende zu besuchen: „Untersteh dich, den Trödel mitzumachen! Bei dem verdrehten Wasserschulmeister! Du bist doch keine alte Jungfer! Oder doch? Will mir manchmal so vorkommen."

Daumor dachte an Marie Grohts Wort: Gehorche deinem Manne. —

Yndebroe sammelte einige, die ihm treu geblieben waren. Sie stammten sozusagen aus der Hefe des Dorfes. Mit denen hockte er zu Nösels Stolz im Schäferhaus, bis spät in die Nacht.

Die schlechte Gesellschaft behagte ihm aber natürlich doch nicht. Der trübe Trunk machte ihn reizbar. Mit groben Worten schickte er seine Genossen schließlich heim. Dann brütete er stumpfsinnig vor sich hin. Oder auch er wurde plötzlich aufgeregt, und es geschah, daß er die Scheu, von seiner Ehe zu sprechen, fahren ließ und viel mehr sagte, als er sagen wollte und durfte.

„Naja," fing er dann an, „nun muß ich nach Haus. Zu meiner Frau Eisprinzessin. Und leise auftreten im heiligen Schlafgemach, ganz auf Socken, denn die hohe Dame mag nicht gestört werden. Nein. Das mag sie nicht." Seine Augen wurden flackerig wild. — „Das will sie nicht, verstehst du, Altsche? Es ist immer eine ausgezeichnete Gnade, wenn man ihr mal die alleruntertänigste Reverenz beweisen darf. Aber Gottverdammich! Sie soll sich in acht nehmen. Sie ist bei mir verwöhnt. Ich bin zu gut. Sie bringt mich noch soweit, daß ich sie mal ganz anders packe als immer mit Samthandschuhen. Wenn ich erst meine Herrenrechte mal herauskehre, dann ist es aus mit der Prinzessinnenschaft. Dann ist sie nichts anderes, als was sich für sie gehört, das kleine Weib, das gefälligst zu tun hat, was mir Spaß macht."

Nösel suchte ihn zu beruhigen. Sie strich ihm übers Haar: „So, so, min söde Jong, willst du noch ein schönes Glas Portwein trinken? Das beruhigt so nett." — Er trank. Seine Stimmung schwenkte ins Rührselige um: „Ja, ja — alter Mann — junge Frau. Aber nun sag' doch selbst: ich alt? Seh' ich so aus? Einer, der vor Saft nicht weiß, wo er hin soll? Ach ja, wär' ich man erst eingerunzelt. Ich glaub', im Großvaterstuhl, wenn ich da erst sitz' und keine Pfote mehr rühren kann und sie mich füttern muß, da hab' ich es besser bei ihr als im Bett. Wär' es man erst soweit! Aber dann! Nicht mal einen Jungen. Nichts für die Zukunft, nichts für den Hof. Es ist aus mit den Yndebroes."

Die Tränen kamen ihm. Nösel versuchte, ihm nach Möglichkeit Hoffnung zu machen, daß er doch noch glücklicher Vater werden würde. Aber er wollte davon nichts wissen. Die Wut stieg ihm wieder hoch: „Aber laß

mich bloß auf die Spur kommen, daß der Krüppel schuld ist an dieser langweiligen Faßmichmanichtzufestanerei, denn — denn lernt sie mich kennen wie nie!" — Er trumpfte mit dem Glas auf den Tisch. — „Ich will ihr beibringen, daß ich noch ein junger Kerl bin, auf andere Art freilich, als ich es jetzt tun möchte. Sie soll mich noch anwimmern um diese andere Art." — Unvermittelt rief er zu Olmer, der ängstlich in der Ecke saß, hinüber: „Du paßt mit auf, hörst du? Und wenn du was merkst von ihr und dem Erbeingesessenen da drüben, dann sag' du mir Bescheid. Sonst geht es dir misserabel!"

Nösel bemühte sich nun, ihm salbungsvoll zu kommen: „Ja ach, ich mit meinem Herzen, ich begreif' dich wohl. Und so gern will ich für dich ein liebes, gutes Mutterwort zu ihr sprechen. Wie sollte das wohl nicht helfen, nicht wahr?"

Da kam ihm zu Sinne, wie er sich verraten hatte, und er schämte sich sehr, daß er so da saß.

Brüsk erhob er sich: „Nichts hab' ich gesagt. Du hältst dein Maulwerk. Sonst gnade dir Gott!"

Er verließ die Gaststube im tiefsten Ärger über sich selbst. Das Schäferhaus sah ihn lange nicht wieder. —

Daumor war in dieser Zeit eine fleißigere Kirchengängerin als bisher. Die Litanei konnte ihr gar nicht lange genug dauern, und Rivesel erfreute sich an ihrem andachtsvollen Antlitz, womit sie zu ihm nach der Kanzel aufschaute. Er war überzeugt, sie sei ein rechtes Kind des Heilands, und grüßte sie so freundlich wie keine andere Frau seiner Gemeinde. Aber er irrte sich. Daumor tat das Brausen der Orgel wohl. Ihr war es ein Sichselbstvergessen, wenn sie inbrünstig singen, beten und knien konnte. Sie wollte auch an die Worte des Pastors glauben. Allein ihr Herz weigerte sich doch, diesen Glauben, den sie mit den Jahren verloren hatte, wieder anzunehmen.

Immer nur entsagen? Nur auf den Himmel warten? Nichts Irdisches fordern? In Daumor brannte es: Wozu war der Mensch geschaffen, wenn er nie das haben sollte, wonach er sich sehnte?

Nein, mit Christus und seiner Lehre vom Verzichten bekam sie nichts gemein, so oft sie auch von ihm hörte.

Aber sonst: In der Kirche sitzen ... die bunten Glasfenster ... die ganze Feierlichkeit ... sie kam dabei zur Ruhe ... wenigstens für Stunden.

Aber doch eben nur für Stunden.

Je länger Daumor Frau war, desto reger wurde der ganz natürliche Drang in ihr, auch vollkommenes Weib zu werden, das heißt, rückhaltlos in einem Manne aufzugehen.

Der Reiz, den sie zuerst im Kirchenbesuchen fühlte, stumpfte sich ab.

Sie litt in ihrem Inneren immer stärker, weil sie sich nicht mehr mit Reimer Groht aussprechen konnte.

Das wurde ihr ganz bestimmter Wunsch: sich mit Reimer wieder einmal so recht aussprechen, wenn ihr Mann es auch nicht haben wollte.

Daumor war keine von denen, die man mit dem wenig ehrenhaften Namen eines Weibchens belegen darf. Aber sie hatte doch von vornherein schon zuviel vom Weibe in sich, um zu wissen und sich der Gefahr bewußt zu sein, daß es zwischen den Geschlechtern gar kein Aussprechen, sondern nur ein immer mehr sich ineinander Hineinsprechen gibt.

(Fortsetzung folgt)

Erinnerung an Furnes. Von Levin Ludwig Schücking

Möven und Wellen wandern
Und haben einander nicht acht,
Ein Herz weiß nichts vom andern...
Es liegt eine Stadt in Flandern,
Da bin ich jede Nacht...

Die Dämm'rungsschleier hingen
An Türmen grau und breit,
Die Stimmen der Orgel gingen,
Das süße, katholische Singen
Zog durch die Dunkelheit.

Sünde und Glück sind Schwestern,
So fromm kein Mund heut ist,
Als der mit Lachen und Lästern,
In seligem Taumel gestern
Sich in den Schlaf geküßt.

Adolph Henning

Von Hans Rosenhagen

Es ist eine bereits Jahrhunderte hindurch beobachtete Tatsache, daß fast alle Künstler, selbst ganz hervorragende, sogleich nach ihrem Tode unheimlich schnell von den Zeitgenossen vergessen werden, zuweilen so gründlich, daß schon die folgende Generation ihre Namen weder nennt noch kennt. Was sind dem heutigen Geschlecht Maler wie — um nur ein paar einst berühmte Namen aus der Berliner Kunstgeschichte der siebziger und achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu nennen — Gustav Richter, Ferd. Schauß, Georg Bleibtreu, Otto Knille, Paul Thumann, Otto Brausewetter oder Aug. von Heyden? Nur ganz wenige Menschen wissen noch von ihnen, erinnern sich einiger ihrer einstmals mit Begeisterung aufgenommenen Bilder. Doch man soll solches Vergessen nicht tragisch nehmen. Wenn ein Künstler wirklich etwas Bedeutendes geleistet hat, sorgen schon seine Werke dafür, daß er wieder einmal in den Gesichtskreis seiner Volksgenossen, vielleicht sogar der Kulturwelt tritt. Was hieße denn Unsterblichkeit, wenn dem nicht so wäre! Die Zeit des Vergessenseins trägt auch Frucht: Sie wirkt klärend auf das Urteil. Die zweite oder dritte Generation nach dem Tode des Künstlers sieht dessen Vorzüge und Mängel meist viel deutlicher als die Zeitgenossen des lebenden Meisters und wertet daher seine Leistungen auch gerechter. Es stellt sich die einzige richtige, die historische Würdigung des Künstlers ein, die Erkenntnis, was er für seine Zeit und für die Kunst als solche bedeutet hat und bedeutet. Bei solchen nachträglichen Richtigstellungen und Wiedererweckungen hat bisher gerade die Berliner Malerei recht schlecht abgeschnitten, teils weil sie sich besonderer Unbeliebtheit bei den Kunstgeschichtsschreibern erfreut, teils auch, weil die Großschlachten der deutschen Malerei, dank genialer Heerführer! seit mehr als fünfzig Jahren in München geschlagen wurden, und das allgemeine Interesse daher näher auf die süddeutschen Maler gerichtet. Bis in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein aber hatte Berlin neben Düsseldorf entschieden die Führung im deutschen Kunstleben. Gestirne wie Chodowiecki, Schinkel, Schadow, Rauch, Franz Krüger, Blechen, Ed. Gaertner, Ed. Meyerheim, Carl Begas, Ed. Magnus und Menzel leuchteten an seinem Kunsthimmel, ganz zu schweigen von den Berlinern, die, wie Wilh. Schadow und seine Schüler, die guten Überlieferungen ihrer Heimatstadt außerhalb derselben verbreiteten. Aber es ist nun hohe Zeit, daß man das in all den Jahrzehnten Versäumte endlich einmal nachholt und sich um die Berliner Maler bekümmert, die zu hochgeachteten Erscheinungen der deutschen Kunst gehörten, ehe die Münchener Malerei ihre siegreichen Fahnen über das Vaterland flattern ließ. Es ist vielleicht umso nötiger, als die Leistungen des jüngsten Berliner Malergeschlechts förmlich dazu drängen, sich den Glauben, daß Berlin wirklich einmal eine Kunststadt ersten Ranges war, durch eine Flucht in die Vergangenheit zu retten.

Wer weiß heute noch etwas von der einst so berühmten Schule Wilhelm Wachs? Wer kennt ihn selbst? Wer hat mit Bewußtsein die tatsächlich Raffaelische Anmut atmenden herrlichen neun Musen von ihm an der Decke des Theaterraums im Schinkelschen Schauspielhause gesehen oder seine „Kreuzigung“ in der Berliner Garnisonkirche? In fast allen Kunstgeschichten wird ihm, dem David-Schüler, kalter Klassizismus vorgeworfen; aber er war jedenfalls ein nicht unbedeutender Maler, ein Mann von Urteil und Geschmack, der vielleicht nur den einen Fehler hatte, daß er in späteren Jahren mehr und mehr mit dem Verstande anstatt mit seinem Talent arbeitete. Wie geschickt hielt er in den Jahren seines römischen Aufenthalts (1817—1819) die Nazarener in Schach und das Ansehen der deutschen Kunst in der Ewigen Stadt hoch, wo er in seinem großen Atelier in Vicolo Alibert eine



Adolph Henning
Kreidezeichnung von Franz Krüger

Akademie unterhielt, die sich eines großen Zuspruchs, auch von ausländischen Künstlern, erfreute, in die aber keiner von den „Nürrenbergern", wie Wach die Nazarener spöttisch benannte, Zutritt erhielt! Jos. Anton Koch, Reinhardt, Thorwaldsen, Rauch und Wagner schätzten ihn außerordentlich. Es berührt fast wunderbar, zu erfahren, daß Wach schon 1797, also im Alter von zehn Jahren, Schüler des Historienmalers und Akademielehrers Kretzschmar wurde. Er hatte schon einige vielbemerkte Werke, unter andern ein Bildnis der Königin Luise, geschaffen, als seine Tätigkeit durch die Freiheitskriege unterbrochen wurde. Er folgte dem Rufe seines Königs und machte die Feldzüge 1813—15 als Offizier, zuletzt als Adjutant Tauentziens mit. Nach dem Einzuge der Truppen in Paris nahm er sogleich Urlaub, um in der Hauptstadt Frankreichs in seiner Kunst sich zu vervollkommnen. Er arbeitete zuächst unter der Leitung Jacques Louis Davids und, nachdem dieser von den Bourbonen verbannt worden war, im Atelier von Gros. In Paris entstand das Bild für die Berliner Garnisonkirche, der „Christus am Kreuz" und ein „Johannes der Täufer", den Friedrich Wilhelm III. erwarb. Mit einem Stipendium des Königs ging er darauf 1817 nach Rom, wo er durch das Studium Raffaels sich in etwas von der Theaterei des Pariser Klassizismus befreite. Sehr fein nennt er in einem Briefe an den ihm befreundeten Bildhauer Rauch Paris die Elementarschule, Italien die Universität der Künstler. 1819 kehrte er nach Berlin zurück und erhielt auf Befehl des Königs im Lagerhause ein eigenes Atelier neben Rauch und Tieck. Er eröffnete dort nach Pariser Muster eine Malschule, der bald die Schüler in Scharen zuströmten. Seine Ernennung zum Professor und Mitglied der Akademie, deren Vizedirektor er sogar später noch wurde, erhöhte sein Ansehen nach außen natürlich beträchtlich. Als er im Jahr 1837 seine Lehrtätigkeit einstellte, hatte er mehr als siebzig Künstler zu Malern erzogen, darunter nicht wenige, die seiner Lehrmethode die größte Ehre machen. Er war für die Berliner Kunst, was Wilh. von Schadow



Studienzeichnung aus der Wachschule



Die Tänzerin Fanny Elßler. Gemälde von 1832



Studienzeichnung aus der Wachschule

für die Düsseldorfer gewesen ist. Seine eklektische Richtung befähigte ihn wie diesen, nach vielen Seiten anregend zu wirken. Und er besaß Geist. Köstlich, wie er den schnellen Glaubenswechsel und die Bekehrungssucht der Overbeck, Veit und ihrer Genossen in einem Bilde verspottete, das die Einigung der christlichen Konfessionen darstellen sollte und das er in Rom entwarf! In der Art der sogenannten „Heiligen Konversationen" malte er eine Madonna, anstatt der üblichen Heiligen jedoch stellte er der Himmelskönigin Luther und Melanchthon zur Seite. Das Bild gelangte später in den Besitz der Prinzessin der Niederlande. Da, wie der Dichter meint, jede Schuld auf Erden sich rächt, erlitt auch Wach einmal eine Verspottung seiner heiligsten Gefühle. Der Berliner Justizrat Jordan, einer französischen Emigrantenfamilie entstammend, der auch Friedrichs des Großen Freund gleichen Namens angehört, besaß außer drei anderen Kindern einen 1810 geborenen Sohn Rudolf, der sich dem Stallmeisterberuf zu widmen gedachte und ihn lernend schon ausübte, als der mit seinem Vater befreundete Wach den Justizrat überredete, seinen Sohn doch lieber Maler werden zu lassen. Begabung war allerdings genügend vorhanden; aber widerwillig gehorchte der Sohn dem Befehle des Vaters, besonders da sein ganzes Wesen, sein auf Leben und Wirklichkeit gestellter Sinn der Kunstrichtung, zu der man ihn erziehen wollte, widersprach. Nachdem er einige Zeit in Wachs Atelier zur Zufriedenheit des Meisters gezeichnet hatte, stellte dieser seinen Schülern eines schönen Tages eine Kompositionsaufgabe: „Pegasus wird von Nymphen mit Nektar getränkt," und er erwartete von seinem jüngsten Zögling, der ja eine besonders gute Kenntnis des Pferdekörpers besitzen mußte, eine glänzende Lösung der gestellten Aufgabe. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, Entsetzen und schließlich seine Empörung, als ihm Rudolf Jordan ein Blatt überreichte, auf dem man einen alten Schimmel sah, dem zwei ruppige Stallknechte zu saufen geben. Wenige Augenblicke später stand der einundzwanzigjährige junge Mensch vor der Tür des Ateliers, von dem erzürnten



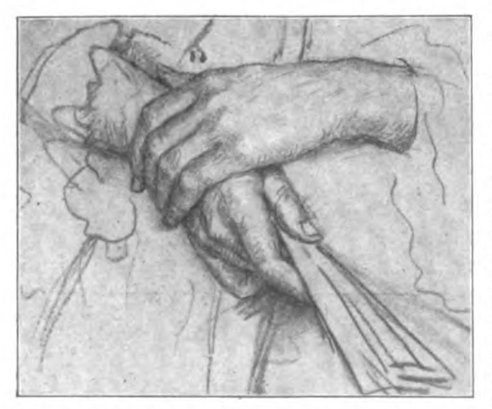
Therese Elßler. Gemälde von 1832

Meister für unwürdig erklärt, der Kunst zu dienen, und begleitet von dem lauten Gelächter seiner über die Abfuhr des strengen Lehrers ehrlich erfreuten Kollegen.



Philemon und Baucis. 1829

Wachs Bedeutung als Künstler und Lehrer verdient eine eingehende Würdigung. Steht doch sogar Piloty zu ihm in Beziehung durch den Wachschüler Karl Schorn, der den nachmals so gefeierten Münchener Lehrer mit der ausgezeichneten Methode Wachs bekannt machte und ihn damit auf den für ihn später so ruhmvollen Weg brachte. Von den Schülern Wachs haben vor allem drei Berliner seine Richtung fortgesetzt: Eduard Daege, August Ferdinand Hopfgarten und Adolph Henning, und von ihnen war ohne Frage der zuletzt genannte das stärkste Talent. Er hat seine Mitschüler indessen nicht nur an Begabung, sondern auch an Jahren übertroffen. Er war am 28. Februar 1809 in Berlin geboren und starb am 25. März 1900 in seiner Heimatstadt, hat also ein Alter von 91 Jahren erreicht. Obgleich er um eine gewisse Zeit zu den gesuchtesten Bildnismalern Berlins gehört hatte, wurde sein Tod überhaupt nicht bemerkt. Nur die Berliner Akademie wußte noch um sein Dasein und beglückwünschte den geistig und körperlich noch völlig rüstigen alten Herrn zu dem in den Annalen des Instituts einzigen Fall der sechzigjährigen Mitgliedschaft im Jahre 1899. Wie seinem Lehrer hat man auch ihm das kunstgeschichtliche Signalement: kalter Klassizist, guter Zeichner, aber mäßiger Maler angeheftet. Die Kunstgeschichte tut ihm jedoch unrecht. Er war Klassizist nur, wo es der Gegenstand forderte. Hatte er doch die Bedürfnisse seines Zeitalters zu befriedigen, war er doch ein Zeitgenosse Jos. Anton Kochs, Schinkels, Leopold Roberts und anderer Künstler, die an der Antike sich aufgerichtet hatten. Sah er sich der Wirklichkeit gegenüber, brachte er Leistungen hervor, Bildnisse und Landschaften, die den Vergleich mit den vorzüglichsten Schöpfungen Waldmüllers und Blechens nicht zu scheuen haben. Wie Wilhelm Trübner war er schon mit zwanzig Jahren ein vollkommener Meister, schuf er Bilder, die die Schöpfungen gleichstrebender Kunstgenossen weit überragen, und die er selbst später kaum übertroffen hat. Welches Maß von Aufsehen er besonders mit seinen Bildnissen erregte, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß Friedrich Wilhelm III. den erst dreiundzwanzig Jahre zählenden Maler beauftragte, ein repräsentatives Bildnis seiner morganatischen zweiten Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, zu malen, das sich jetzt noch im Besitz der preußischen Krone befindet und durch intime und delikate Malerei ausgezeichnet ist. Es lag in der impulsiven Natur Hennings, daß

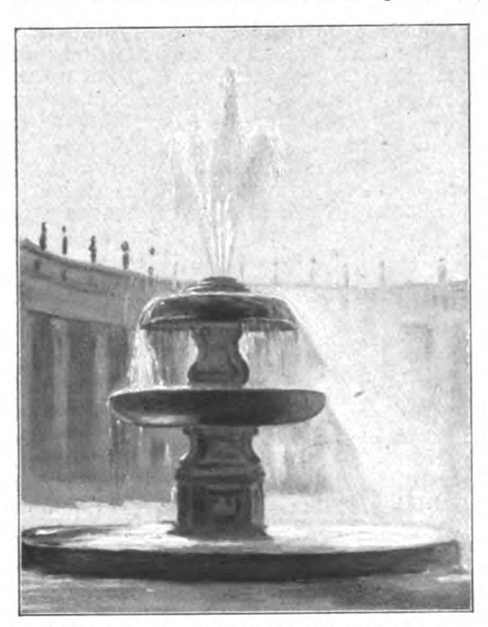


Händestudie zu einem Damenbildnis

er, obwohl überhäuft mit Porträtaufträgen, seine Berliner Tätigkeit im Jahre 1833 plötzlich abbrach, um, wie sein Lehrer Wach, die „Universität der Künstler“, Italien, zu besuchen. Die unmittelbare Veranlassung dazu bot der Rompreis, den er für sein 1829 gemaltes Bild „Philemon und Baucis“ erhalten, auf den er aber zugunsten eines unbemittelten Kollegen verzichtet hatte. Er war der Unterstützung seines Vaters sicher, konnte also die Reise ohne Beihilfe des Staates antreten. Zunächst ging er nach Düsseldorf, um seinen Freund Rud. Jordan und andere ihm nahestehende Maler, die Wilhelm Schadow dorthin verlockt hatte, wiederzusehen. Er wurde in der Rheinstadt mit besonderen Ehren aufgenommen, nicht nur, weil man ihn als Künstler schätzte, sondern auch, weil man erfahren hatte, wie er Jordan die Pforten zum Ruhm dadurch geöffnet, daß er ein von diesem für verfehlt gehaltenes Bild ohne Wissen des Malers auf die Berliner Kunstausstellung von 1832 schickte, wo es alsbald vom Könige erworben wurde. Nachdem er sich etwa ein Vierteljahr in Düsseldorf aufgehalten, trat er mit einem dortigen Freunde, dem Maler Mücke, den Weg über die Alpen an. Er durchstreifte Italien nach allen Richtungen, hielt sich aber vorzugsweise in Rom und Sizilien auf, wo er fleißig Studien trieb und allerlei Entwürfe für später zu malende Bilder machte. Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie er seine Aufmerksamkeit zwischen der ihn aufs höchste anziehenden Natur und den ihm von Wach als Vorbilder empfohlenen klassischen Meistern teilt. Vor der Natur schlägt ihm das Herz in heißem Drange, sie treu zu fassen, vor Raffael, Guido Reni, Domenichino arbeitet sein Verstand. Er durchforscht Homers, Sophokles' und Ovids Dichtungen nach Bildervorwürfen, er paust Flaxmans Stiche und Genellische Zeichnungen, um sich mit dem Geist der Antike, soweit dieser in solchen Schöpfungen zu finden ist, bekannt zu



Der Sohn des Künstlers. Gemälde von 1842



Fontäne auf der Piazza San Pietro in Rom
Gemälde von 1835

machen. Er weilt tagelang in der Farnesina, um hinter die Kompositionsgeheimnisse des unsterblichen Urbinaten und Sodomas zu kommen, und ist doch am glücklichsten, wenn er sich vor die Wirklichkeit hinsetzen, die unvergleichlich schöne Natur und die charakteristischen Typen der Bevölkerung malen darf. Dann vergißt er die Lehren Wachs und die großen Vorbilder und bannt das, was ihm vor Augen steht, mit einer so leidenschaftlichen Liebe und einer solchen Meisterschaft in Farben, daß man vor seinen Landschaften bald an Blechen, bald an Corot oder auch an Feuerbach und gewisse Impressionisten denkt. Ganz herrlich die Bilder aus Rom und dessen Umgebung, die allen Malern bekannte ragende „Pinie in Vicolo serrato“, die ihre Strahlen gegen einen scirokkograuen Himmel schießenden „Fontänen vor der Peterskirche“ oder „Arriccia von der Landstraße aus gesehen,“ wunderbar im Glanze der Abendsonne leuchtend, die prachtvolle „Steineichenallee der Villa Barberini in Albano“, die „Villa d'Este“, einmal mit der Treppenarchitektur, dann an einem grauen Tage, viel eigenartiger wirkend, von der Villa des Mäcen aus gesehen, oder die Campagna beim Untergange der Sonne oder der „Hafen von Nettuno“. Die Gotteshäuser erfreuen sich seiner besonderen Zuneigung, der Ritus der katholischen Kirche und nicht am wenigsten Priester und Mönche fesseln sein Interesse. Gerade von diesen wimmelte es im damaligen päpstlichen Rom. Vorzüglich zogen ihn die spanischen Bettelmönche an, denen er auf allen seinen Künstlerfahrten in den Sabiner und Volsker Bergen begegnete, und die Dominikaner, deren weiße Kutten so fein gegen den strahlend blauen Himmel oder gegen altersgraue Kirchenwände stehen. Von Bildern dieser Art sind zu erwähnen: „Ordensgeistlicher in San Marco (Venedig)“, „Armenischer Geistlicher in der Rogerskapelle zu Palermo“, „Dominikaner in einer Krypta“, „Spanische Bettelmönche auf einer Gebirgswanderung“. Weniger originell wirkt er in seinen Bildern italienischer Frauen und Mädchen. Da mögen ihm Wachs Bild eines „Mädchen aus Albano“ oder die Trastevererinnen und Sabinerinnen August Riedels, vielleicht auch die Brigantenweiber und -töchter Leopold Roberts als Idealleistungen vorgeschwebt haben. Wohl sind die seinigen gefühlvoller und feiner gezeichnet, aber in der Farbe erscheinen sie genau so romantisch hergerichtet, wie die aller Italienmaler jener Zeit.

Von Rom aus verlobte Henning sich mit der Schwester Marie seines Freundes Jordan, die er als halbes Kind in Berlin zurückgelassen hatte, die inzwischen aber zu einem schönen Mädchen herangewachsen war.



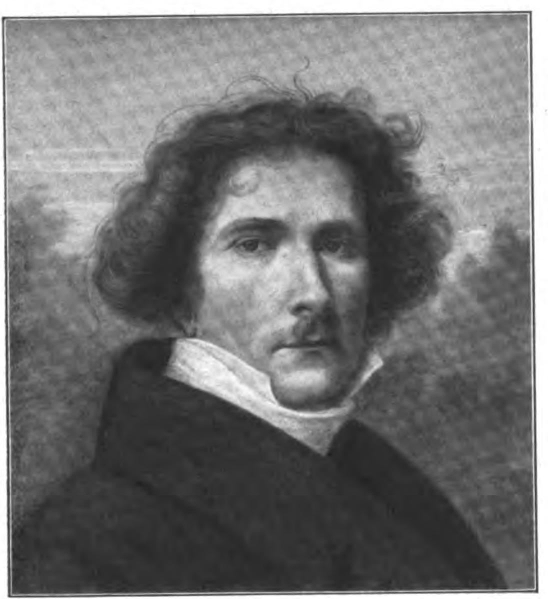
Ödipus und seine Töchter
Ölskizze zu einem Bilde (Rom 1835)



Steineichenallee in der Villa Barberini zu Albano. Gemälde von 1835

Zum Schluß des Jahres 1835 kehrte er, nun die Richtung über Paris nehmend, heim und führte seine Jugendliebe 1836 zum Altar. Carl Adolph Henning stammte aus einer Künstlerfamilie. Sein Vater war der königliche Kapellmeister Carl Wilhelm Henning, der, 1783 in Breslau geboren, 1867 in Berlin starb. Als Nachfolger Spontinis und Nicolais hatte er lange Jahre hindurch die künstlerische Leitung der Berliner Königlichen Oper in Händen und stand in persönlichem Verkehr mit fast allen musikalischen Größen der Zeit, vorab mit Beethoven, für den er eine geradezu schwärmerische Verehrung hegte. Der junge Maler Henning erfreute sich also des besten gesellschaftlichen Verkehrs und gewann durch diesen eine Gewandtheit im Umgange mit Menschen, die seinem Fortkommen natürlich äußerst dienlich war.

Obgleich er als Knabe nie begriffen hatte, was er eigentlich auf der Schule solle, denn sein Lebenselement war von Kindheit an Zeichnen und Malen gewesen, eignete er sich doch als Schüler Wachs, der ihn dazu anhielt, eine nicht gewöhnliche Bildung an und war, was sein von Freund Franz Krüger gezeichnetes Bildnis mit der Universität im Hintergrunde durch den lebhaften Ausdruck bezeugt, von Natur aus ein geistig sehr regsamer Mensch voll Laune und Humor. Zu Franz Krüger und dem Marinemaler Wilhelm Krause stand er in einem innigen Freundschaftsverhältnis. Er war einer der wenigen, denen Franz Krüger erzählt hat, wie er die Bekanntschaft seiner Frau gemacht. Der flotte und lustige „Pferde-Krüger“ flanierte eines schönen Tages Unter den Linden. Vor ihm geht eine junge Dame, deren herrlicher Wuchs sein Künstlerauge entzückt. Er eilt an ihr vorüber, kommt ihr dann entgegen und wiederholt das Manöver, so daß es der Dame schließlich auffällt. Endlich faßt er einen kühnen Entschluß, tritt auf sie zu, lüftet höflich den Hut und sagt: „Mein Fräulein, wenn Sie von vorn so hinreißend schön wären, wie Sie von hinten erscheinen — ich könnte nicht widerstehen und würde um die Erlaubnis bitten, Sie küssen zu dürfen.“ Die Dame, zunächst starr über solche Unverschämtheit, gewann schnell die Haltung wieder und antwortete mit lächelndem Munde: „Aber Bester, warum küssen Sie mich nicht einfach da, wo ich am hübschesten bin?“ Der Maler bricht in ein lautes Lachen aus über diese echt berlinische Schlagfertigkeit und Zurechtweisung, entschuldigt sich und begleitet die Dame bis zu ihrem elterlichen Hause. Nicht lange darauf führt er sie, die als Sängerin Eunicke zu den Zierden der Berliner Oper gehörte, als Gattin heim. Weniger glücklich ging ein andres Abenteuer aus, in das er sich durch seine Lust an Neckereien verstrickte. Er spazierte eines Nachmittags mit seinem Freunde Henning im Tiergarten. An einer Anschlagsäule steht gebückt ein Herr mit weißen Hosen und studiert irgendeine tiefklebende Affiche.



Bildnis des Malers Wilhelm Wach, des Lehrers Hennings
Kreidezeichnung im Besitze von Julius Münz, Berlin

„Du, Henning, sieh mal! Da steht Krause mit seinen berühmten Hosen und untersucht, wie sein krauslicher Name auf dem Zettel des Königstädtischen Theaters sich ausnimmt. Der soll was erleben." Vorsichtig schleicht Krüger dem lesenden Herrn nahe, holt aus und versetzt ihm mit der flachen Hand einen schallenden Schlag auf die dafür besonders geeignete Stelle. Der also Gestörte fährt wütend in die Höhe, und Krüger muß zu seinem Schrecken entdecken, daß auch andere Menschen, als der Maler und Sänger Wilhelm Krause, eine Vorliebe für weiße Beinkleider besitzen können. Der schwer beleidigte Fremde schleudert dem geknickten Krüger die heftigsten Grobheiten ins Gesicht und droht mit tätlicher Revanche. Nur mit großer Mühe und einigen guten Witzen gelingt es Henning, den Aufgeregten zu beruhigen und ihn zu überzeugen, daß jener Schlag nicht ihm, sondern dem Tenoristen Krause zugedacht gewesen und die weiße Hose der allein schuldige Teil wäre. Im übrigen wären sie die und die, deren Namen wohl jedem gebildeten Berliner bekannt seien. Daraufhin nahm der gekränkte Herr die Entschuldigung Krügers an, und der Streitfall wurde beigelegt.

In jenen harmlosen vormärzlichen Zeiten muß eine streng eingehaltene Rangordnung unter den Malern geherrscht haben; denn als Henning, der zum Mitglied der Akademie und zum Professor 1839 ernannt worden war, sich in einem Schreiben an die Akademie für die ihm zuteilgewordene Auszeichnung bedankt, setzt er die Unterschrift darunter: „Der Figurenmaler" Henning. Nach kurzer Zeit schon wurde er der Mitgliedschaft überdrüssig. Er hatte bei einer Neuwahl der Akademie einen tüchtigen jungen Kollegen als Mitglied vorgeschlagen. Trotz seiner warmen Fürsprache erhielt dieser nicht die nötige Anzahl Stimmen, fiel also bei der Wahl durch. Am nächsten Tage ging Henning zu dem Präsidenten der Akademie und erklärte diesem, daß für ihn die Zugehörigkeit zu dem Institut nach jenem Vorgange keinen Wert mehr habe, er wolle austreten. „Das können Sie jar nicht, mein Sohn," sagte ihm darauf der alte Gottfried Schadow. „Man kann woll rinkommen in die Akademie; aber raus niemals. Det jibt's nich."

Nach seiner Rückkehr aus Italien malte Henning mit hingebendem Eifer Bilder nach den mitgebrachten Studien, darunter auch



Kapellmeister Carl Wilhelm Henning, der Vater des Künstlers
Gemälde von 1830



Landschaft vom Oberrhein. Gemälde von 1836

ein paar mythologischen Inhalts, von denen „Achill von Thetis getröstet" nach dem ersten Gesange der Ilias die stärkste Bewunderung von seiten des Publikums und der Kritik fand. Auch ein harfespielender jugendlicher „David" errang auf der akademischen Kunstausstellung von 1836 allgemeinen Beifall und wurde von der Gräfin Dönhoff erworben. Aber auch Kinder, die von ihrem Schutzengel behütet werden, betende Mütter und biblische Szenen hat Henning gemalt. Vor allem jedoch fielen dem jungen Maler reichlich Porträtaufträge zu. Man erinnerte sich der köstlichen Bildnisse, die er von den beiden Schwestern Elßler, der Goethe tanzenden anmutigen Fanny und der als Gattin des Prinzen Adalbert von Preußen zur Gräfin Barnim aufgerückten Therese gemalt hatte, und die zusammen mit den Porträts der Fürstin Liegnitz und des Malers Wilhelm Krause in der Ausstellung von 1832 eine besondere Anziehungskraft auf das kunstfreundliche Berlin ausgeübt hatten. Großes Entzücken erregte er auch mit dem hier (S. 159) wiedergegebenen Bilde seiner schönen und jungen Gattin. Als der spätere Hofmarschall des Königs Wilhelm, von Rochow auf Stülpe, dieses Bildnis sah, sagte er: „Der Maler oder keiner soll meine Tochter malen" und machte sogleich seine Bestellung bei dem Künstler. Aus seiner Tätigkeit als Bildnismaler entwickelte sich ein inniges Freundschaftsverhältnis zwischen



Fräulein Hilckert, Nichte der Frau Justizrat Jordan

Henning, der gräflichen Familie Dohna auf Dönhoffstaedt in Ostpreußen und den Rochows. Viele Sommer seines Lebens verbrachte der Maler mit seiner Familie auf deren Besitzungen, und viele Bilder des Künstlers in deren Schlössern bezeugen, wie hoch er von seinen aristokratischen Freunden geschätzt wurde. Auch bei Friedrich Wilhelm IV. stand Henning dauernd in Gunst. So schuf er für die neue, 1845 bis 1852 von Stieler und Schadow erbaute Berliner Schloßkapelle in stereochromischer Malerei die ausdrucksvollen Evangelistengestalten des Lukas und des Johannes. Ferner malte er für den Weißen Saal des Berliner Schlosses die durch den von Wilhelm II. vorgenommenen Umbau leider zerstörten Kolossalfiguren der damaligen acht preußischen Provinzen. Mit den Malern Kaselowski, Becker und Peters wurde er sodann mit der malerischen Ausschmückung des Neuen Berliner Museums beauftragt. Von seiner Hand rühren die im früheren Niobidensaale befindlichen Wandgemälde „Thetis bringt dem Achill die von Hephästus geschmiedeten Waffen“, „Odysseus und Leukothea“, „Entführung der Iphigenie durch Diana“, „Aeneas und Anchises“, „Der rasende Ajax“ und „Romulus umpflügt die Mauern Roms“ her.

Im wesentlichen indessen beschäftigte Henning sich mit der Porträtmalerei. Vor seinen Männerbildnissen ist man zuweilen versucht, an Ingres zu denken, nicht allein der energischen Modellierung und der fabelhaft sicheren Zeichnung halber, sondern auch wegen der erstaunlich scharfen Charakteristik. Selbst Nebensächlichkeiten ließen ihn nicht gleichgültig. So ist die weiße Halsbinde auf dem etwa 1830 entstandenen Bildnis seines Vaters ein Wunder der Malerei und muß den Künstler ein paar Tage gekostet haben.



Ölskizze mit der Villa d'Este in Tivoli von 1835



Frau Marie Henning, geb. Jordan, die Gattin des Künstlers. Gemälde von 1836

Der als Kunstsammler bekannte Graf Raczynski bestellte bei ihm für seine Galerie die Porträts der Maler Wach, Cornelius, Kaulbach und des Bildhauers Rauch, die von Henning im Jahre 1847 gemalt wurden. Besonders fein sind die Bildnisse aus seinem engeren Familienkreise. Wie oft hat er seinen Sohn, den späteren Rittergutsbesitzer und Landtagsabgeordneten Adolf Henning gemalt! Als Säugling, als fünfjährigen Knaben, als Schaukelpferdreiter (beide Porträts hier wiedergegeben), als Jungen von zehn Jahren, als vollbärtigen, braungebrannten Landwirtschaftseleven zusammen mit der Schwester. In der Porträtausstellung der Berliner Akademie, die vor einigen Jahren stattfand, machte ein genrehaftes Bildnis der in einer Landschaft wandelnden Gattin Hennings mit ihrem kleinen blonden Sohn an der Hand durch die Liebenswürdigkeit der Auffassung und die bezaubernd intime Art der Malerei das größte Aufsehen. Die Zahl seiner Bildnisse, die zum Theil durch die besten Berliner Lithographen vervielfältigt worden sind, ist kaum zu übersehen. Noch mit achtzig Jahren malte er das Porträt des Fürsten zu Solms-Baruth und zeigte es in der akademischen Kunstausstellung von 1889. Adolph Henning war jedoch inzwischen, wie alle Wachschüler, wie auch Franz Krüger, Ed. Gaertner, Rud. Jordan unmodern geworden. Man wollte eine breitere, realistischere Malerei,



Das Söhnchen des Künstlers „zu Pferde". Gemälde von 1842

wollte nicht mehr Zeichnung, sondern Farbe, nicht mehr Würde und Freiheit, sondern derbes Leben. Gussow und Lenbach traten die Herrschaft in der Bildnismalerei an. Liebenswürdigkeit der Auffassung, intime Wiedergabe galten als überwundene Kunstbegriffe. Für die Maler der Biedermeierzeit, und Henning war ein solcher so gut wie Waldmüller, hatte man nichts, aber auch gar nichts mehr übrig. Als Henning starb, war er, wie seine ganze Generation, für die Berliner Kunst längst tot. Aber er wird es nicht bleiben. Dazu hat er zuviel gute Kunst im besten Sinne, hat er eine Reihe von bedeutenden Kulturdokumenten geschaffen, und beide müssen um so höher in der Achtung der gegenwärtigen Generation steigen, je mehr das Niveau der Berliner Kultur sinkt. Eine Kunst, die wie die Hennings die Besten ihrer Zeit befriedigt, ja begeistert hat, kann wohl vorübergehend vergessen werden, jedoch nicht für immer im Dunkeln bleiben. Schon aus dem Grunde nicht, weil die Begabung des Malers etwas sehr Ursprüngliches hat, weil er unheimlich viel konnte. Es gibt Arbeiten von ihm, die eine durchaus Dürersche Vertiefung in die Natur zeigen und doch ganz und gar nicht kleinlich und getüftelt sind. So hat er ein Stück der Altenberger Abtei-Ruine gemalt, auf der jeder Stein ein Porträt ist, und das durch die Kraft und den Reichtum der Farbe wie auch durch die Art des Ausschnitts eine ganz starke bildmäßige Wirkung besitzt. Mit dieser Arbeit steht er hoch über Ed. Gaertner. Um die gleiche Zeit (1836) dürfte auch die hier wiedergegebene Landschaft vom Oberrhein entstanden sein, die als intime Naturschilderung unübertrefflich und der höchsten Bewunderung wert ist. Und was war er für ein Zeichner! Die beiden hier wiedergegebenen gezeichneten Köpfe sind die Arbeiten eines Siebzehnjährigen. Auch für seine größeren Porträts machte er gern zeichnerische Detailstudien, wie die abgebildeten schönen Frauenhände beweisen. Im Jahre 1856 fuhr Henning noch einmal über die Alpen, um den Speisesaal

einer befreundeten Familie in Triest mit Bildern zu schmücken. Er hat Italien anders gesehen als der mit ihm befreundete Blechen, jedoch nicht mit minder frischen Augen; aber da die Landschaftsmalerei in seiner Zeit als eine geringere Kategorie der Kunst betrachtet wurde, legte er auf seine vor der Natur entstandenen Schöpfungen nur geringen Wert. Es kann indessen kein Zweifel darüber bestehen, daß er einer der vorzüglichsten Landschafter seiner Zeit war und als solcher die größte Beachtung verdient. Auch von der technischen Seite aus betrachtet, sind seine Landschaften Leistungen ersten Ranges. Das gilt nicht nur für den bravourösen Stich sondern auch für die schöne, vornehme Farbengebung und die feinen und überraschend gut gesehenen Zwischentöne. Es gibt Dinge darunter, die an selbständiger Auffassung, intimer Malerei und Frische des Ausdrucks auch von Menzel nicht übertroffen worden sind.

Möchte diese kurzgefaßte Darstellung eines an vorzüglichen Leistungen reichen Künstlerlebens dazu beitragen, der vielgescholtenen Berliner Kunst wieder die Teilnahme zu erwerben, auf die sie vollen Anspruch hat, und möchte sie das jetzt heranwachsende Berliner Künstlergeschlecht daran erinnern, daß das Fortsetzen guter heimatlicher Traditionen ein viel sicherer Weg zum Nachruhm ist als die Spielerei mit fremden Kunstmoden, und daß gutes Handwerk besteht, schlechte Arbeit aber vergeht.



Bildnis der Fürstin Liegnitz

Reimkraft des Zufalls

Von Fedor von Zobeltitz

Uns Schriftstellern begegnet es häufig, daß wir aus naivem Munde gefragt werden: „Wo kriegen Sie eigentlich Ihre Stoffe her?" — Mit einem „Überallher" ist die bündigste Antwort gegeben. In der Tat, die Stoffe fliegen uns zu, wir schöpfen sie aus der Erinnerung, ein eigenes Erlebnis, auch ein erzähltes, eine flüchtige Lesefrucht, eine Begegnung kann uns Anregung geben, eine an sich gleichgültige Straßenszene kann zu einer Novelle werden, ein kleines Reiseabenteuer die Grundlage für einen Roman bilden, ein harmloser Ehezwist sich zu einem Drama oder Lustspiel entwickeln. Ein glücklicher Einfall knüpft meist an eine Äußerlichkeit an, und so konnte aus dem komischen Anblick eines abwärtsrutschenden Frauenhöschens eine kecke Komödie entstehen und die Beobachtung einer im Schutt Pompejis sich sonnenden Schildkröte die Veranlassung zu einem großen kulturgeschichtlichen Roman geben.

Zahllos oft kommt der Zufall dem Stoffsuchenden zu Hilfe. Er ist wahrhaftig der beste Bundesgenosse für den Dichter und seine umbildende Kunst. Natürlich kann der Zufall durch eine bestimmte Absichtlichkeit unterstützt werden. Wer beispielsweise auf der Jagd nach einem historischen Stoff die Weltgeschichte durchstöbert, der tut dies auf ein bestimmtes Ziel hin, doch auch dabei kann ihm der Zufall behilflich sein und ihm meinetwegen einen verschollenen Schmöker in die Hand spielen, wie es Lessing mit dem „Schlüssel Salomonis" erging, als ihn die Faust-Idee beschäftigte. Bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts dachte man über die Frage des literarischen Eigentums sehr sorglos. Der alte Hans Sachs nahm seine Stoffe, wo er sie fand, er war sicher der belesenste Schuster aller Zeiten. Jakob Ayrer sagt zwar in der Vorrede zu seinem Opus Theatricum, seine Dramen seien „alle nach dem Leben angestellt", er schöpfte sie indessen aus der Unterhaltungsliteratur seiner Zeit und nahm dabei geschickt die Anregungen auf, die ihm die in Deutschland spielenden englischen Komödianten gaben. Fischart ging viel auf französische Vorlagen zurück, die Schwanksammlungen des sechzehnten Jahrhunderts fußten fast durchweg auf Schriften des Altertums, die durch den Humanismus bekannt wurden, teilweise auch auf den französischen Fabliaux und den Facetien der Italiener. Ein erfolgreicher Stöberer war Kirchhof, aus dessen „Wendunmuth" verschiedene Münchhausiaden später dem berühmten Baron in den Mund gelegt wurden. Die deutschen Schelmenromane hatten ihre Vorlagen in den spanischen, in die auch Moscherosch und Grimmelshausen handfest hineingriffen. Die Robinsonade im sechsten Buche des „Simplizissimus" ist nach einem holländischen Druck bearbeitet — wer kann sagen, ob Grimmelshausen diese Unterlage nicht ganz zufällig unter die Augen bekommen hat? Gottsched hatte für seinen entsetzlichen „Sterbenden Cato" gleich zwei andere Catodramen zur Hand, ein englisches und ein französisches. Die zufällige Erwähnung der langweiligen „Pucelle" Jean Chapelains in einer spottfrohen Gesellschaft bei dem lustigen Herzog von Richelieu reizte Voltaire zu seiner witzig boshaften Satire auf das Mädchen von Orleans, und eine Lektüre des Ariostoschen „Rasenden Roland" führte ihn zu der Ausarbeitung seines Ritterromans „Tancred".

Das Aufnehmen fremder Ideen durch gelegentliche Lesefrüchte wird in den meisten Fällen vom Zufall begünstigt. Philologisches Nachforschen nach dem Quellenmaterial unserer Dichter hat in dieser Beziehung manches Erstaunliche zutage gefördert. Nun gab es und gibt es ja freilich auch Dichter, die jede Zufälligkeit des Aufspürens geschäftsmäßig ausnützen, die den Zufall des Findens zunächst festlegen, um seine Keimkraft zu gelegener Zeit zu erproben. Man stößt da auf etwas, was sich später vielleicht einmal ganz gut verwenden läßt, auf einen Gedankenblitz, einen Stoffrest, ein Splitterchen, und flugs notiert man sich das, um zu passender Stunde darauf zurückzugreifen. Vom braven Jean Paul weiß man, daß sein Zettelkasten seine Gedankenquelle war. Er war wirklich mehr Finder als Erfinder. Er nahm, was ihm der Augenblick in den Schoß warf, und daraus entstanden dann die gedankenschweren Füllsel seiner Romane. Er besaß auch Humor genug, das ohne weiteres einzugestehen. Von seinem „Quintus Fixlein" erzählt er selbst, er sei aus „fünfzehn Zettelkästen gezogen". Wieland war ähnlich offenherzig, wenn er in der Vorrede zum „Oberon" auf die alten spanischen und französischen Romanzen- und Ritterbücher hinwies, die für sein poetisches Schaffen die Fundgrube waren. Die griechische und morgenländische Welt war ihm übrigens ebenso willkommen. Zola hatte für seinen großen Romanzyklus ja auch seine Sammelmappen, nur machte er sich nicht vom Zufall abhängig und ging nicht auf Einfalls-Entdeckungen aus, sondern trug das wissenschaftliche Grundmaterial für seine Arbeiten systematisch zusammen. Fontane wiederum hieß jeden Zufall freundlich willkommen und notierte gern eine rasch erfaßte Anregung von anderer Seite. Auch seine prachtvollen Romane sind daher reich an fein und künstlerisch eingestreuten Lesefrüchten.

Goethes „Clavigo“ entstand durchaus durch einen rein äußerlichen Anlaß. Der junge Anwalt verkehrte in seiner Vaterstadt viel in der sogenannten Freitagsgesellschaft und hatte da eine nette junge Frankfurterin kennen gelernt, Fräulein Anna Sybilla Münch. Die Freitagsgesellschaft mag so eine Art Lesekränzchen gewesen sein, und im Mai 1774 hatte man dort Beaumarchais' „Bruchstücke meiner Reise in Spanien“ vorgetragen. Das gefiel Fräulein Münch so gut, daß sie Goethe bat, den Stoff zu einem Drama umzuformen. Und das tat Goethe denn auch und packte den Stoff mit so wuchtiger Dichterhand, daß aus den farblosen Gestalten des Originals lebendige Menschen wurden.

Für die Entstehungsgeschichte des „Faust“ ist ein Nachweis des äußeren Anstoßes nicht zu führen. Möglich, daß es eins der vielen Puppenspiele von dem Erzzauberer gewesen ist, so wie auch in Lessing der Gedanke seines Faustdramas aufstieg, als er in Schuchs Bretterbude auf dem Berliner Gendarmenmarkt das Volksstück sah. Die Fabel zum „Werther“ bot Goethen der Selbstmord Jerusalems. Seelische Ursprungsgründe gingen voran, aber für die Gestaltung gab die zufällige Kenntnis eines tragischen Geschehnisses den Anreiz, das Kestner ihm mitteilte. Für den künstlerischen Wert der Erzählung ist das natürlich gleichgültig, wie es in diesem Sinne auch gleichgültig ist, daß die Lektüre einer Novelle Swifts ihn auf den Stoff des Schauspiels „Stella“ brachte und eine lateinische Übersetzung der Euripideischen „Iphigenie“ ihn zu seinem eigenen Drama anregte.

In Schubarts Schwäbischem Magazin von 1775 stieß der junge Schiller auf die Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“, die stoffliche Grundlage für die „Räuber“, der freilich auch noch andere in der Zeit liegende literarische Einflüsse sich zugesellten. Eine Übersetzung von Rousseaus Bekenntnissen machte ihn auf das Dramatische der Fieskofigur aufmerksam, Saint-Réals Erzählung von der Liebe des Don Carlos zu seiner Stiefmutter auf die „rührenden und erschütternden Situationen“ dieser Leidenschaft. Schon Dalberg hatte ihn in Mannheim auf das Buch hingewiesen, das er sich dann von dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen entlieh. Aus seinen Forschungen über den Dreißigjährigen Krieg ging der „Wallenstein“ hervor, aus der Lektüre der Geschichte Schottlands von Robertson die „Maria Stuart“. Den Stoff der Tellsage brachte Goethe von seiner Schweizer Reise mit, den er ursprünglich selbst in einem Epos zu bearbeiten gedachte, ein Plan, den er indes bald wieder fallen ließ. Schiller nahm ihn auf, doch erst, als ein zufällig entstandenes Gerücht behauptete, er arbeite bereits an einem Telldrama. Tatsächlich führte also ein Zufall ihn auf den Stoff zurück und ließ ihn behufs weiterer Vorstudien zu Tschudis schweizerischer Chronik greifen.

Als Friedrich Schlegel sich zu seiner „Lucinde“ an den Arbeitstisch setzte, mag die Geschichte seiner Liebe zu Dorothea Veit erinnernd in ihm lebendig geworden sein. Aufgelesenes beherrschte um so mehr einen anderen Romantiker: Ludwig Tieck. Beim Schmökern in Perraults Märchen stieß er auf die Geschichten vom Gestiefelten Kater und vom Blaubart und verballhornisierte sie schleunigst dramatisch. Die Lektüre von Rétif de la Brétonnes Roman „Le paysan perverti“ brachte ihn auf seinen „William Lovell“, bei dem er sogar den Namen annektierte: aus einem Lustspiel Ben Jonsons, mit dem er sich in Göttingen beschäftigt hatte. Durch Wackenroders „Klosterbruder“ kam er auf den „Sternbald“, durch Maler Müllers Drama „Golo und Genovefa“, das er schon in der Handschrift kannte, auf sein „Leben und Tod der heiligen Genovefa“. Er ließ sich gern „anregen“, und meist half ihm ein gütiger Zufall. Brentanos schönste Erzählung, die kleine „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl“, geht auf eins jener alten Volkslieder zurück, die er mit Arnim für „Des Knaben Wunderhorn“ sammelte. Sein Lustspiel „Ponce de Leon“ entstand infolge des Preisausschreibens von Goethe und Schiller „für das beste Intrigenstück“. Aber den Stoff fand er in einer alten „Conte de fées“ der Frau d'Aulnoye.

Den Zufall selbst, nicht das große gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, sondern das Spiel kleinlicher Zufälligkeiten wurde zum bewegenden Inhalt der sogenannten Schicksalsdramen. Den Reigen eröffnete Zacharias Werners „Vierundzwanzigster Februar“, für den er sich den Stoff aus einem englischen Schauspiel, Billos „Verhängnisvoller Neugier“, geholt hatte. Und dann kamen die Nachahmer zu Hauf, allen voran der brave Müllner, der in seinem „Neunundzwanzigsten Februar“ Werner noch übertrumpfte. Die Keimkraft des Zufalls trieb hier ungeheuerliche Wucherblumen.

Sicher ist, daß mancherlei Lesefrüchte, beispielsweise aus Cazottes Werken, auch auf E. T. A. Hoffmann von Einfluß gewesen sind. Die Lesefrüchte aus seinen Erzählungen vererbten bei anderen sich weiter, so auf Grabbe, auf Otto Ludwig („Das Fräulein von Scudéry“), Andersen („Die Galoschen des Glücks“), auch auf Victor Hugo, Balzac und Gautier. Bei seinem bedeutendsten Schüler in Amerika, Edgar Poe, spielte der Zufall der Anregung gleichfalls zu öfterem mit. Das Gerücht oder die Zeitungsnachricht von einer Mordtat bot ihm die Unterlage für seine analytischen Erzählungen. Er erfand diese Geschichten nicht, aber er löste die Geheimnisse der verschiedenen Kriminalfälle durch die Scharfsinnigkeit seiner Logik.

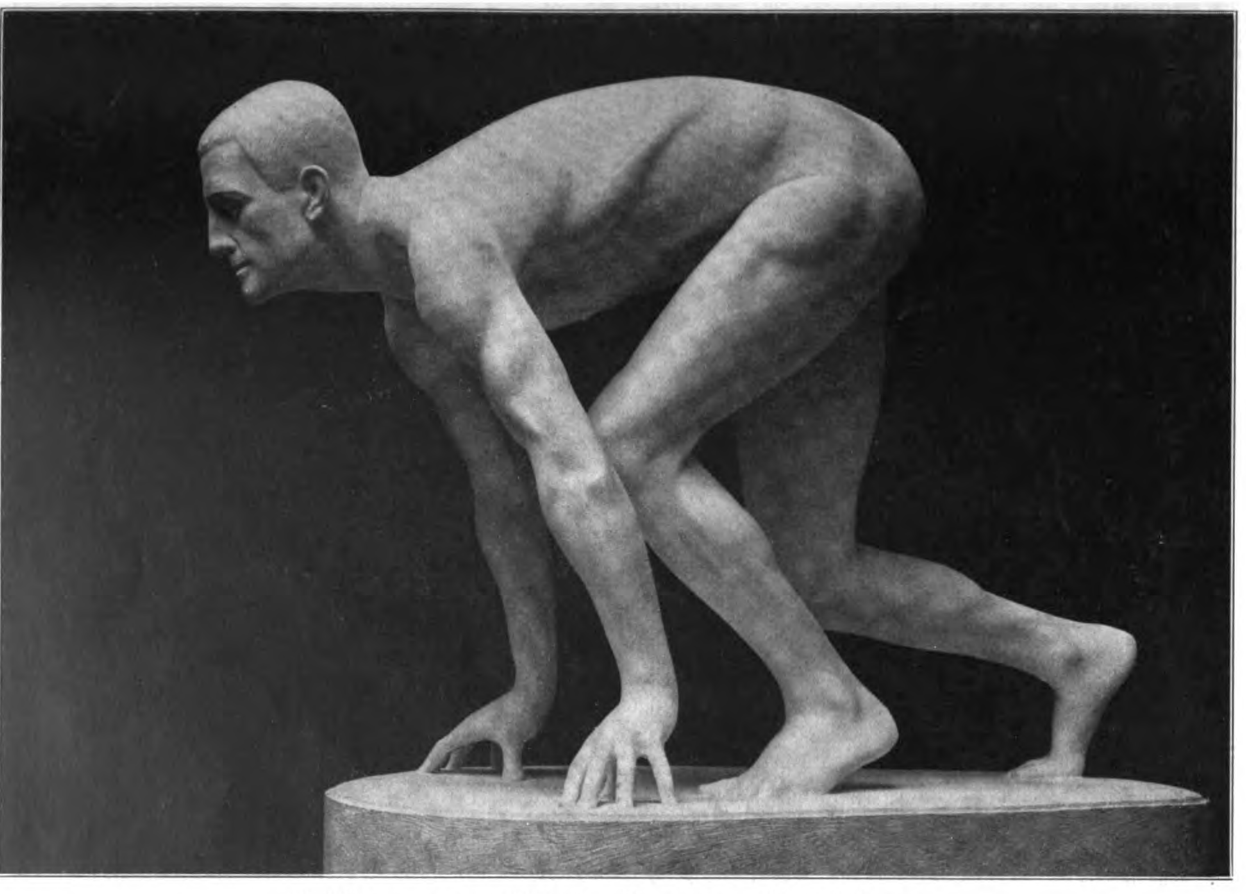
Das merkwürdigste Beispiel für den Zufall als Anreger bietet die Entstehungsgeschichte des „Zerbrochenen Krugs“. Bei Zschokke in Bern sah Kleist einen französ-

sischen Kupferstich mit dem Titel „La cruche cassée“, nach Zolling die Wiedergabe eines heute verschollenen Gemäldes von Debucourt. Kleist hielt den Meister, wie er in dem unterdrückten Vorwort zu dem Lustspiel erzählt, für einen Niederländer, die Wirkung des Bildes auf ihn war jedenfalls eine so starke, daß er gern auf den poetischen Wettkampf einging, den sein Freund Zschokke und der junge Ludwig Wieland ihm vorschlugen: Wieland sollte den figürlichen Stoff für eine Satire verwenden, Zschokke für eine Erzählung, Kleist sollte ihn dramatisch bearbeiten. Wieland schuf daraus einen plumpen Gaunerschwank, Zschokke eine platte Novelle, Kleist ein unvergängliches Meisterwerk, das später Menzel mit freier Kongenialität illustrierte. Auf das Stoffgebiet zu seinem „Michael Kohlhas“ stieß Kleist bei der Lektüre einer Berliner Chronik aus dem sechzehnten Jahrhundert, der des Hafftitz. Seinen „Erzählungen“ wollte er übrigens ursprünglich auch einen Titel geben, der ihm bei einem anderen gut gefallen hatte; sie sollten nach den „Novelas ejemplares“ des Cervantes „Moralische Novellen“ heißen. Ähnlich so, wie der „Zerbrochene Krug“ ist der „Peter Schlemihl“ aus einem Zufall hervorgegangen. Als Chamisso einmal sein Reisegepäck verloren hatte, fragte sein Begleiter ihn lachend, ob er nicht auch seinen Schatten verlieren würde. Die Idee des verlorenen Schatten nahm übrigens Hoffmann in seinen „Abenteuern in der Silversternacht“ auf — oder „variierte“ sie, wie Hitzig an Fouqué schreibt.

Die Grundidee zu seinem „Schatz des Rampsinit“ fand Platen in Herodots Bericht über den ägyptischen Meisterdieb, der das Schatzhaus des Königs beraubt und dadurch die Königstochter erobert. Grillparzer las gern die historischen Schriften Josef von Hormayrs, die ihn zu seinem Ottokar-Drama anregten, wie ein Drama von Lope de Vega zu der „Jüdin von Toledo“ und eine Erzählung Voltaires zum „Traum ein Leben“. Hebbels Tragödie „Maria Magdalena“ lagen wohl eigene Erlebnisse zugrunde, dagegen baut wieder „Gyges und sein Ring“ sich auf einen Zufall auf: ein Wiener Bekannter sprach ihm gelegentlich von Herodots Erzählung vom lydischen König Kandaules, der die Schönheit seines Weibes Rhodope vor den Augen seines Gastfreundes Gyges enthüllt. Und vielleicht ist auch Hebbels Nibelungenring auf einen Zufall zurückzuführen: auf Vischers Behauptung, die Sage eigne sich nicht für die dramatische Bearbeitung, die den Dichter zum Beweis des Gegenteils anreizte.

Bürger hörte einmal von seinem Dienstmädchen ein altes Volkslied von dem Geisterbesuch des toten Geliebten bei der verzweifelten Braut singen — und es wurde zum Stoff seiner „Lenore“. Aus dem Liede des Dienstmädels stammen (nach E. Engel) die Verse: „Der Mond, der scheint so helle, die Toten reiten schnelle“ und die ständige Frage: „Graut Liebchen auch?“ Fontanes Novelle „Irrungen, Wirrungen“ war, wie der Verfasser mir selbst einmal erzählte, das Ergebnis einer Plauderstunde zwischen dem Dichter und einem Offizier auf einer Bank in den Brunnenanlagen von Kissingen. Zufällige Kenntnisnahme verschiedener Geschehnisse in seiner podolischen Heimat lieferten Karl Emil Franzos die Stoffe seiner Novellen, die er mit unleugbarer Meisterschaft umgestaltete. Immer noch gern gelesen wird Ernst Kochs prächtiges Büchlein „Prinz Rosa-Stramin“. Wie kam er auf den seltsamen Titel? Seine Braut schenkte ihm einmal ein Notizbuch mit einem Umschlag, auf den sie in rosa Stramin (eine Art Kanevas) einen Prinzen des Morgenlandes gestickt hatte. Die Figur gab den Titel der Novelle und auch den Inhalt. Gottfried Keller las bei Gelegenheit in einer Leipziger Zeitung die Notiz über ein unglückliches Liebespaar, das mitsammen in den Tod gegangen war, und aus dieser alltäglichen Geschichte erwuchs eine der schönsten deutschen Novellen: „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Ebenfalls eine Zeitungsnotiz, über den „Tod auf den Schienen“ einer Gutsbesitzerin im Tulaschen Gouvernement, benutzte Tolstoi als Motiv für die „Anna Karenina“. Scheffel kam auf seinen Roman „Ekkehart“ bei der Lektüre von lateinischen Klostergeschichten, die er in einem Bande der Monumenta Germaniae fand. Einem Schriftsteller wie dem alten Juristen J. D. H. Temme konnte es leicht fallen, aus vergessenen Aktenstücken die tollsten Verbrechergeschichten hervorzuholen, die er in einem seltsam zerhackten Stile ver- und zerarbeitete.

Es würde nicht schwer sein, diese kleine Blumenlese fortzusetzen und noch weiter zu erzählen, für wie viele auch der Schriftsteller unserer Tage ein Zufall hie und da der Stoffgeber und der Stimmungsanreger gewesen ist, beispielsweise bei Hopfen („Verdorben in Paris“), Hartleben („Rosenmontag“), Wildenbruch („Das schwarze Holz“). Aber mit einem glücklicherweise unbenützt liegen gebliebenen Zufall will ich schließen. Vor Jahren traf ich einmal den soeben nach Berlin übersiedelten Regierungsrat Meding, den unter dem Pseudonym Gregor Samarow als Verfasser zahlloser historisch-politischer Zeitromane bekannt gewordenen Schriftsteller, übrigens einen persönlich sehr netten alten Herrn. Wir gingen ein Stündchen mitsammen und sprachen von allerlei, und da sagte er mir denn unter anderem, er sei soeben durch die Siegesallee geschlendert und die habe ihn auf einen glänzenden Gedanken gebracht: nämlich auf den, die sämtlichen Hohenzollernfürsten, die man in der Allee in Marmor besichtigen kann, in einer Reihe geschichtlicher Romane zu verarbeiten und damit „dem Volke näher zu bringen“. Es ist aber aus diesem vaterländischen Buchbandwurm nichts geworden, was ja auch schließlich nicht zu bedauern ist.



Wettläufer vor dem Ablauf. Bildwerk von August Draeger
(Große Berliner Kunstausstellung 1922)





Mit 5 Zeichnungen von Karl Wagner, Berlin

Und wieder ward es Herbst!

Die herrlichste Zeit des deutschen Jägers; daß man doch ihrer jemals wieder froh werden könnte als wie in der alten Zeit des verlorenen Glückes!

Den ganzen Tag über jagten die schwarzen Wolkenkühe mit tiefhängenden Eutern über die vom Sturme zerzausten Wälder hin. Rauh kündigt sich Wotan Wunschwind im blätterfegenden Sturme an.

Doch, als die Sonne blutend versinkt, legt sich allmählich die wilde Wut des Gewölkes. Hochauf leuchten im Abglanze des scheidenden Feuerballes die trotzigen Sandkiefern des Bauernwaldes. Sie knarren und knarzen, biegen sich ächzend im Sturme, aber der bricht sie nicht, diese trotzigen, wurzelfesten Kerle der alten Zeit!

Auch die Wacholderbüsche, die als aufrechte Zeugen alten Heldentums an hohen Findlingsblöcken stehen, kriegt kein Sturm nieder. In ihrem Genädel blitzen und blinken trotz der heulenden Wut des entfesselten Sturmes Tausende von perlenden Tropfen. Sieh, da heftet sich, vom leichten Luftzuge getragen, allerhand Silbergespinst von Spätsommerfäden an ihr rauhes Genädel. So recht! Die Morgensonne wird es durchwärmen, trocknen und entwirren zum fröhlichen Weiterfluge in das Land Nimmernot. Es ist das ewige Land Nirgendwo mit seiner Sehnsucht und seinem Sonnenglauben, dem so selten, so ausnahmsweise selten ein schützendes Obdach sich bietet, wo die kleine Luftseglerin ihr Netz anheften und fern der verlorenen Heimat ein neues Lebensglück begründen kann.

Die Zuversicht des alten Jägerherzens wurzelt in zäherem, tieferem Grunde. „Duck dich, laat voräwer gahn — Wedder will sien' Willen ha'n!" Und freier atmet seine Hoffnung in dieser Waldesstille.

Immer noch blinkt der schilfumkränzte Waldsee geheimnisreich aus hohem Uferwalde und Röhricht heraus, und an seiner Morgenseite spiegelt sich das abdunkelnde Abendrot. Goldig glänzen noch im letzten schwindenden Lichte die Wellenlinien der Kronen des farbensatten Eichen- und Buchenwaldes. Wie Immensummen verhallt das Abendläuten vom fernen Dorfe. Dann nur noch das Ruttelduttel des Kleinbahnzuges. Und mit der herabsinkenden Kühle kommt auf sanften Schwingen die Abendruhe und umfängt den schweigenden Wald.

Die ersten Sterne blinken und blinzeln. Auf den Waldblößen und Wiesenzügen hebt sich der Nebel. Neugierig hakt neben dem einsamen Jäger der Waldkauz auf und macht ein erstauntes Gesicht, als sähe er den alten Freund zum ersten Male. „Wahaha — wauhuh!" Weg ist er. Heute so wie immer!

Und tiefes Schweigen im weiten Waldesdunkel.

Da bricht es los, das wilde Grollen der eifersüchtigen, brunfttollen und rauflustigen Hirsche.

„Hö, ho, ho — hö!" Der Platzhirsch treibt drüben am jenseitigen Rande der Waldwiese ein sprödes Schmaltier, das mit den Hinterläufen auspfeffert und sich zu des Hirsches Verdrusse jede Zudringlichkeit verbittet. Was fällt ihm ein, dem groben Lümmel!

Aber wütend reißt der einen rauhen Brüller, der dröhnend den schweigenden Wald durchzittert, daß zwischen den Wasserrosen alle Nixlein kichernd auflauschen, zumal der Mond mit schiefem Gesichte über den Waldrand schielt.

Da zieht von drunten aus den Grenzwiesen herauf ein anderer Hirsch herbei. Der rauhen Stimme nach der starke Vierzehnender vom Vorjahre. Der Mond und der Jägerstern mögen wissen, wieviel Enden in diesem Jahre seine Kronen schmücken; die Jäger wissen es nicht. Das ist ein Ganzschlauer! Zur Feistzeit spürte er sich bald hier, bald da. Aber ehe der Morgen graute, war er verschwunden. Und da er mit Vorliebe im See hinwechselte, oft auch im Wasser einen Widergang schwamm, war er mit dem besten Schweißhunde nicht zu bestätigen, und die Endenzahl seines Geweihs blieb sein Geheimnis — bis die wilde Brunft ihn auf den Kampfplatz rufen und verraten wird.

Doch horch, jetzt mischt sich in den Streit der beiden um das Rudel kämpfenden Hirsche noch ein anderer vom jenseitigen Nachbarwalde her. Dem tiefen Brummen nach zu urteilen sitzt er noch. Dumpf klingt sein mürrisches „öh—ao!"

Aber jetzt, alle Wetter nochmal, ist der auf einmal hoch und teufelswild geworden! Polternd bricht er durch das Geknäck seines

Erlenbruches und stürmt die Nebenbuhler an. Den Mond ärgert es, daß gerade jetzt eine Wolke vor ihm vorbeihuscht. Aber jetzt guckt er lachend wieder heraus und hat seine helle Freude an den Raufbolden der Liebe dort auf der Seewiese. So schön wie die kann es doch kein anderer in der Welt. Nicht einmal die Löwen drüben in Afrika, denen er vor zwölf Stunden zugeschmunzelt hat, als sie liebkosend und schmeichelnd dem Herrn mit dem dicken Kopf unter der Nase hinstrich, um ihm dann, als er auffauchend sein Herrenrecht forderte, grobe Tatzenhiebe zu versetzen, die seine Liebeswut zur Siedehitze brachten. Er hat seinen Spaß an allen Verliebten, der gute Mond; denn sie alle betrachten ihn als ihren Freund und Beichtvater. Aber den Hirsch hat er am liebsten, weil ihn der gar nicht mal allzugern sieht: des schlechten Menschen wegen, der sich einen langen Rüssel ins Gesicht schiebt, aus dem er Feuer, Tod und Verderben speit. Dagegen gibt es nur einen Schutz: den weichen Mantel der tiefverschwiegenen Nacht!

Dem alten Jäger auf seinem hohen Luftsitze verschlägt es nichts, daß er die Büchse in der jetzt wieder herrschenden Dunkelheit nicht sprechen lassen kann. Er weiß genug für heute, und zum Überflusse sagt es ihm das kampfmutige Röhren der Hirsche dort vor ihm, deren Trollen der dumpf dröhnende Erdboden wiedergibt, das Ineinanderprallen der Geweihe und der siegesfreudige Ruf des starken Vierzehnenders vom Vorjahre: „Ö, ö, ö—uhaúho!“ Aber wo bleibt der, als jetzt der wüste Raufbold von drüben am Kampfplatze erscheint! Der legt keinen Wert auf schöne Baßtöne und orgelnde Dreizeilen. Wie ein anschnauzendes Bellen dringt sein hastig herausgestoßener Sprengruf zu denen hinüber, die mit ihrem Zweikampfe das Schicksal des kommenden Geschlechtes zu entscheiden glauben: „Ö—a, öa, öa, ööhu!“ Das heißt so viel wie: Wollt ihr euch packen, dummes Grünzeug! Der ganze Wald erdröhnt von dieser wildschallenden Musik. Und Männerherzen, die nie vor einer Gefahr gebebt haben, hämmern bei diesem Hohenliede der Waldnacht freudig gegen die Rippen.

> Föhren am Runenstein,
> Wo der Hirsch schreit zum Sternenzelt.
> Wir geben die Schönheit der ganzen Welt
> Um euch allein!

Was wäre auch ohne den Schrei des Hirsches das stolzeste Gebirge, die herrlichste Waldeinsamkeit! Stumme des Himmels blieben die hochzeitslosen Haie des Harzes, die dunkelen, vom Birkengolde umsponnenen Fichtenwände Romintens, das Felsgeschröff über dem Königsee, die Buchenjugenden der Bukowina und die Küstenwälder an der nun für uns verbotenen Ostsee!

Und die Heide: ach, unsere im Sonnenbrande der Unterstunde träumende, in der Abendkühle leis erschauernde, im Herbstnebel spukhaft glotzende und äffende Heide, was wäre die noch ohne ihren Hirsch! Sein röhrender Schrei, seine stolze Gestalt, sein adelvolles Wesen: wie bringt das alles erst den herben Zauber der armen und doch so daseinsfreudig harzenden Föhren, das Blüten- und Beerenglück am darbenden Boden, die freie Weite der welligen Halden uns zum beglückenden Bewußtsein!

Nein, nein, ohne den edlen Hirsch könnte das deutsche Herz sich gar nicht mehr den herben Zauber der Heimat denken!

Tacitus hat uns berichtet von einem Römerheere, das den weiteren Vormarsch verweigerte, weil es aus der geheimnisdunklen Tiefe des germanischen Urwalds die grauenvolle Stimme des wild und grollend aufschreienden Waldgottes zu vernehmen meinte. Den Germanen jener Zeit war gerade um dieser dröhnenden Urkraft und der alljährlichen Erneuerung des stolzen Gewaffens willen der Hirsch zum Sinnbilde des Lebens und des Wiederkehrgedankens geworden.

Aus unzähligen Heilsmalen und Waldsagen geht dies hervor. Wenn im Harze der Weiße Hirsch an Treysas Burg (Treseburg) über das Bodetal setzt, über Wodens Fluß des Lebens, der dreimal sich windet um die Ruhestätte der Helden im Berge des Todes: so ist und bleibt er das Sinnbild des Ewigkeitsgedankens. Denn im unaufhörlichen, der Vervollkommnung zustrebenden Geweihwechsel des Hirsches sah die Menschheit seit ihren Kindheitstagen, in denen jeder Freie ein Jäger war, das untrügliche Zeichen ewiger Wiederkehr.

Ein Gegenstück zur Bodetalsage haben wir am Ifingerberge in Tirol. Dort über dem Passeyertale hat sich der Gote Ifing festgesetzt, als alles für sein herrliches Volk verloren war. Jetzt steht dort eine Kapelle mit dem Bilde des heiligen Oswald, des sagenkundlich in zwei Oswaldliedern beglaubigten Nachfolgers vom alten Wotan. In seiner Kapelle umgeben zwölf silberne Hirsche das Bild des heiligen Schimmelreiters im blauen Himmelsmantel. Und wenn die Sage berichtet, daß dies Kleinod, so oft es in die Kirche im Tale gebracht sei, immer wieder von selbst auf seinen alten Platz auf dem Ifingerberge zurückgekehrt sei: so offenbart sich darin die immer noch währende Kraft des alten Wotansglaubens und in den zwölf

silbernen Hirschen die Verkörperung der zwölf Mondwechsel als der Teile des großen Ringes von Werden, Vergehen und Auferstehung.

Selbstverständlich wurzelt dies alles in tiefsten Eindrücken der Menschheitskindheit. Die vergleichende Himmelssagenforschung erweist deutlich, daß diese Sagen auf erdgeschichtliche Zeiten zurückzuführen sind, in denen Jägervölker in Polnähe die Mitternachtssonne und die langdauernde Winternacht und zwischen beiden die dreißigtägige ununterbrochene Morgenröte erlebten. Leider hat aber die Himmelssagenforschung sich zu wenig um die Urbilder der Sagentierwelt bekümmert. So begreift sie nicht oder läßt mindestens außer Betracht, warum dem Großen, Reinen, Gewaltigen, das der Mensch um so tiefer fürchtete, als es ihm unerforschlich und unerklärbar blieb, das Reinste und Schönste vom Wildkörper geopfert wurde: der Kopf mit dem Schmucke von Reißzähnen oder Geweih.

Starker Maral von Dschirentà
Erlegt vom Freiherrn v. Dungern-Oberau

Dies hat sich in geschichtliche Zeit hinein erhalten und ist in die Kirchen eingedrungen. Mancher stoansteirische oder Tiroler Bursch mag mit gar besonderer Andacht die Messe hören beim Aufblicken zu dem Riesengeweih, das als Kronleuchter an langer Kette vom Kreuzgewölbe herabhängt. „Grad a sölle Trumm wann ma amaol d'erwisch'n tät, Mariand Josef!"

An anderen Stücken, die Zeugen der vorgermanischen und vorarischen Zeit gewesen sind, mögen die bei den Mahlzeiten abgefallenen Reste, Schädel vom Urstiere und Wisent und Geweihe starker Hirsche als Wegemale oder Ehrenzeichen aufgestapelt sein, wie das noch bis jetzt in der Mongolei mit den „Schnecken" der Argali-Schafböcke geschah.

Wieder an anderen, z. B. bei Taubach und Heiligenstadt, werden die Geweihe als unverwertbarer „Müll" in einen Pfuhl geworfen sein. Gerade in solchen Fällen ist die Untersuchung von besonderem Wert und im Heiligenstädter Falle um so mehr, als es sich um jüngeren angeschwemmten Sinterkalk handelt, der zwar in der Entstehung, aber doch nicht im Alter dem nacheiszeitlichen Tuffstein von Taubach bei Weimar ähnelt.

Die Heiligenstädter Geweihe weisen in der Mehrzahl fünf Sprossen auf, wie der ihnen unzweifelhaft verwandte Harzhirsch noch heute in der Mehrzahl der Fälle hat, ohne einen Tropfen des ihm nachgesagten Ungarblutes zu haben. Sie tragen aber die Enden des vierten und fünften Sprosses in Kronenstellung.

Taubach aber ist die unerschöpfliche Fundquelle für den fünfsprossigen, alle Enden in einer Ebene tragenden Hirsch als Zeitgenossen des Mammut und Ren, des braunen Bären, sowie des ältesten Steppen-Wisent.

Ganz ohne Zweifel gleicht der Taubacher Fünfsprosser — im Gegensatze zu dem Kronen bildenden Heiligenstädter — durchaus dem gemeiniglich „Wapiti" genannten amerikanischen Hirsche so sehr, daß mit Bestimmtheit der letztere als vom Schöpfungsherde abgewanderter, unveränderter Nachkomme des Taubacher anzusprechen ist!

In der auf die letzte Eiszeit folgenden Schwemm- und Flutzeit hat über die Lößablagerungen und durch die heranwachsenden Wälder des jetzt von Engländern, Romanen, Deutschen und Slawen bewohnten Westeuropa manch stattlicher Hirsch seine Fährte gezogen. Die Taubacher Fundstelle ist nicht die einzige ihrer Art. Im Stuttgarter Museum ruhn neben anderen Fundstücken aus der alten Kulturschicht von Schussenried, wo damals offene Wälder mit einzelnen Dickungen standen, Hirschgranen*), die wie zur Halskette angeordnet am Skelett einer Frau gefunden sind: sie gleichen in Form und Größe durchaus denen des Wapiti! Diesen höchsten Schmuck des deutschen Weidmannes hat also schon der Pfahlbauer am Bodensee in vorgeschichtlicher Zeit hochgeschätzt und seiner Gattin mit ins Grab gegeben.

Die Funde aus den einander folgenden entwicklungsgeschichtlich bedeutungsvollen Erdschichten lehren uns, daß für alle höheren

*) „Granen" oder bayrisch „Grandlen" sind die im Oberkiefer des Hirsches sitzenden Eckzähne von meistens wundervoller Bräunung.

Lebewesen die Entstehung der kalten Wetterlagen, wie die Annäherung an den Pol sie mit sich brachte, in hohem Grade förderlich gewesen ist.

Ein Rätsel bleibt allerdings das Schicksal der Riesenhirsche. Diese Kolosse sind in ihrer höchsten Vervollkommnung auf Irlands Mooren an Körpergewicht anscheinend so schwer gewesen, wie etwa ein Brabanter Lastkarrengaul, da Brust und Widerrist ungewöhnlich entwickelt sein mußten, um die ungeheuere Last des weit im Oberteile liegenden Schwerpunktes des gewaltigen Geweihes tragen zu können. Sie waren nordwärts genug gekommen. Ursprünglich, anscheinend, in Italien und Südeuropa, Ungarn und Siebenbürgen heimisch hatten sie sich nördlich gewandt: einerseits nach Irland, wo das Meer ihnen bereites Halt geboten haben wird und nach Sibirien. Es fehlt uns völlig an Erklärung dafür, warum z. B. der im Altai am Nordosthange des Gebirges gefundene Riesenhirsch und warum der von Klinge in der Lausitz mit seinem den Waldverhältnissen angepaßten Geweih, C. eurycerus Ruffii, sich nicht hat halten können.

Sie sind zugrunde gegangen wie ihr Vorläufer, Nestis Cervus dicranius mit seinem stangen- und endenreichen Geweih und der Sedwicki-Hirsch mit seinen zahlreichen Schaufelzinken, während der breitstirnige Riesenelch mit seinen dicken Tragstangen und den geringen Schaufeln sich doch wohl zum Elche der lebend uns bekannten Form entwickelt hat.

Es bleibt immerhin die Frage offen, ob nicht die Riesenhirsche bei ihrer Kurzballigkeit sich festeren Boden gesucht und dort allmählich zur Damhirschform herab entwickelt haben.

Der Edelhirsch hat besser, ja wohl am besten von allen Säugern, durchgehalten. Er lebt in seiner edelsten Vervollkommnung des Geweihes und der Stimme in Mitteleuropa, in seinem schwersten Körper- und Geweihgewichte als Wapiti in Amerika und als Maral in den mongolischen Ländern, als Hangul im jüngsten und höchsten aufgestauchten Gebirge, dem Himalaya.

Anderseits führen das Moschustier und das jetzt in China lebende Wasserreh uns die Zwergform vor Augen, aus der die Riesen sich entwickelt haben. In dem Sechsendergeweih der Axisgruppe stellt sich uns die erste Aufwärtsentwicklung des Rothirschgeweihes vor Augen, insofern insbesondere, als dies am Augsproß nicht unmittelbar über der Rose, sondern 5 bis 10 Zentimeter höher ansetzt. Im Jugendkleide erinnert die Zeichnung der Haut des Rotwildkalbes mit ihren Flecken noch an die den Axishirschen zeitlebens eigene, während das Kälbchen vom Wasserreh als Säugling noch in seinen weißen Streifen die Abkunft vom Schwein bekundet.



Oben: Buestow. Unten: Stole

Welch ein weltweiter Weg ist gewesen in der Entwicklung von diesem zierlichen Püppchen zu dem Riesenelche von Alaska und dem kraftvollen Wapiti! Gleich dem Menschen hat der Hirsch die Eiszeit, die Lößzeit und die Waldzeit überdauert. Er sah zur Kältezeit das Hinsterben alle der Wärme liebenden Südelefanten, Waldelefanten und des Merckschen Nashorns; er sah zur wärmer werdenden Zeit das Verschwinden der Kälte liebenden Höhlenlöwen, Höhlenhyänen, Mammute und der Riesenhirsche.

Mit ihm wanderten westwärts auf der damals landfesten Brücke des alten, jetzt wieder unter Wasser getauchten Nordlandes: der Höhlenbär, heute Grisley genannt, und der Bison, dessen Nachkomme der

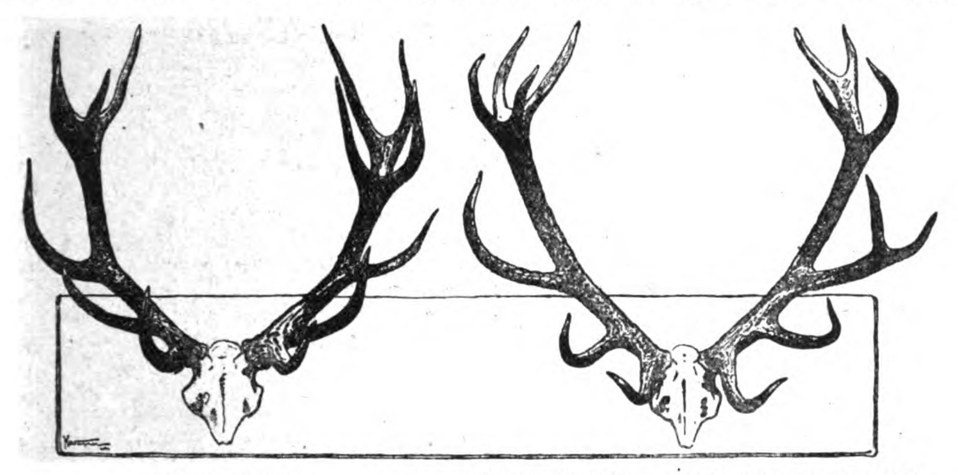


Abb. 2. Bozemb Abb. 2a. Rominten. 30./9. 1898 vom Kaiser erlegt

gleichfalls die Steppe liebende Buffalo der Amerikaner wurde im Gegensatze zu dem Wald-Wisente unserer nordischen Heimatwälder bis in die transsylvanischen Berge hinein.

Für das Geweih des Hirsches spielte dabei der immer dichter werdende Wald insofern eine bedeutsame Rolle, als er die weite Auslage einengte und die Masse des Geweihes unter Drehung des Triebes zu einer stärkeren Verästelung in der Kronenbildung drängte.

Dazu kommt, daß die Ausbreitung der Gesamtsippe sich in verschiedenen Vorstößen vollzogen hat, die den erdgeschichtlichen Umwälzungen, Hebungen und Aufpressungen von Gebirgen entsprochen haben. Wobei immer zu berücksichtigen bleibt, daß dieser Aufbau der Gebirge von Osteuropa, dem Kaukasus, Elburs und Himalaya sich in ewiglangen Vorgängen der Verlagerung des Schwingungsdruckes vollzogen haben muß.

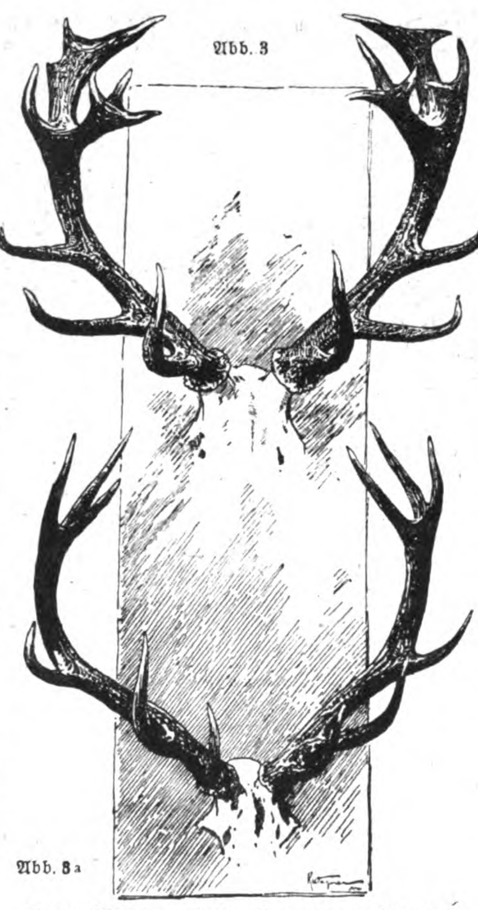
Dies hat u. a. zur Folge gehabt, daß die Tierwelt des östlichen Kaukasus der westeuropäischen näher steht, als die des westlichen Kaukasus.

Als das klare Ergebnis dieser Tatsache haben wir vor Augen, daß die Geweihe der heute lebenden Edelhirsche und ihrer Vorfahren in der Form nicht nach den Landesgrenzen geordnet sind, daß vielmehr entsprechend den durch Mendels Zuchtversuche dargelegten Ergebnissen in Gegenden mit gänzlich verschiedenem Boden und Klima Geweihformen auftreten, die denen des Nachbargebietes keineswegs gleichen, wohl aber an Formen der im Schwingungskreise der Erdpendelung liegenden Urheimat erinnern. Es ist deshalb gänzlich fruchtlos, nach dem Geweih allein, ohne Kenntnis der Gesamterscheinung des Hirsches, Rassen aufzustellen. Zumal auch die Schädelform, namentlich in den Nasenteilen, bei den Hirschen ebenso mannigfach ist, wie bei den Menschen das Gesicht. Es findet in dieser Hinsicht ein Dauerkampf statt zwischen der vererbenden Kraft der Art und der Kraft von Boden und Klima. Die Liebe ist auch bei den Hirschen durchaus revolutionär, aber die gütige Mutter Erde bleibt ewig konservativ und gleicht meistens in der nächsten Geschlechterfolge, ja oft bereits an den Sprößlingen von landfremder Art, die Gegensätze wieder aus.

Das ist natürlich sehr peinlich unangenehm für alle, die das fließende Leben in ihren Schachteln und Schächtelchen verpackt und wohlgeordnet zur Schau stellen wollen. Aber sie werden lernen müssen, für jede festgelegte Form mit entsprechenden Abänderungsmöglichkeiten zu rechnen.

Wie bereits angedeutet, haben wir unter den Edelhirschen Fünfsprosser und Viersprosser. Zu diesem Begriffe sei bemerkt, daß das Geweih hinter jedem Sprosse einen bogenförmigen Knick macht, der es geeigneter zum Abfangen des feindlichen Stoßes macht. Die drei vordersten Sprossen, Augsproß, Eissproß und Mittelsproß, tragen in der Regel keine Enden. Diese bilden sich in jährlich zunehmender Zahl erst auf dem vierten Sprosse als Krone. Die nach Ost und West abgewandetern Arten, also der Wapiti und der Maral, haben aber in der Regel an jeder Stange fünf Sprossen und diese in einer Fläche. Im Gegensatze zu ihnen steht der viersprossige deutsche Kronenhirsch, der den vierten Sproß zur becherförmigen Krone entwickelt. Nun gibt es unter den fünfsprossigen Hirschen des Kaukasus, der Kar-

pathen und auch vieler deutscher Reviere, z. B. in Rominten, in Pommern, in der Eifel u. a. O. solche, die den vierten Sproß gabeln und drehen und auf dem fünften Sproß gleichfalls eine Gabel, zuweilen aber auch eine vielendige Krone bilden. Die erste dieser beiden Formen, der Doppelgabel-Kronenhirsch, ist recht häufig geworden. Und da diese Geweihe meistens hohes Gewicht und Ausmaß haben, wirken sie immerhin sehr eindrucksvoll. Aber mit Recht hat Professor Sallač 1910 bei der Ausstellung in Wien als zu erstrebendes Zuchtziel hingestellt und mit dem ersten Preise bedacht den Fünfsprosser von Skole, der in vollständiger Ausgeglichenheit beider Stangen Kronen trägt, zu denen der vierte und fünfte Sproß gleichzeitig beitragen. (Abb. 1.)



Oben: Stolberg. Unten: Hangul vom Himalaya

Professor Sallač hat geglaubt, mit dieser Krönung des Hirsches von Skole Klarheit in die Abstammung unserer Hirsche zu bringen. Er verfuhr in der Art, daß er die gesamte Beute der Wiener Jagdausstellung in der Weise prüfte, daß er in Gedanken einen viersprossigen deutschen Rothirsch mit einem fünfsprossigen osteuropäischen Hirsche kreuzte und nach der Mendelschen Erbsenzuchttabelle die Ergebnisse weiterzog. Dabei ist er im Schlußergebnisse zu dem rassebeständigen Kreuzungshirsche gekommen, der die bestimmenden Merkmale beider Arten aufweist: nämlich die sitzende becherförmige Krone auf dem fünften Sprosse, den vierten, dem Maral eigenen und dem Rothirsche fehlenden Sproß oben gegabelt.

Zum Troste für deutsche Jägerherzen, denen die Karpathen jetzt verschlossen sind, darf darauf hingewiesen werden, daß das Weltrekordgeweih von Skole uns kaum zu schrecken braucht. Herr von Zitzewitz auf Püstow im Kreise Rummelsburg, Pommern, hat vor dem Kriege ein Geweih ausgestellt, das in einer Mergelgrube gefunden ist. Abgesehen von dem überzähligen, nach innen gerichteten Ende der rechten Stange, das bei Funden aus der Frühzeit unseres Edelhirsches verhältnismäßig oft auftritt, gleicht dies Geweih dem von Skole wie ein Bruder dem anderen. (Abb. 1.)

Auch den Doppelgabel-Kronenhirsch haben wir nicht lediglich in den Karpathen zu suchen. Herr Rittmeister Rogalla v. Bieberstein hat auf seinem Gute Bozemb im Kreise Sensburg bei einem Durchstiche durch den eiszeitlichen Geschiebemergel das hier abgebildete sehr starke Geweih gefunden. (Abb. 2.)

Aus dieser Stammform hat sich der, leider jetzt mit dem Untergange bedrohte, Hirsch des südlichen Ostpreußens zum Träger der gewaltigen Geweihe entwickelt, die wir aus den Revieren des Allensteiner und des Gumbinner Bezirkes in der Vorkriegszeit bewundern durften, insbesondere auch an den Romintener Hirschen der alten Form, wie das von Kaiser Wilhelm II. in der Brunftzeit vom Jahre 1898 erbeutete Geweih beweist. (Abb. 2a.) Die Romintener Hirsche hatten in der Zwischenzeit in der Geweihbildung noch ganz wesentliche Fortschritte gemacht, sowohl im Endenreichtum als in der Stangenstärke.

Aber trotzdem und alledem erblickt ein großer Teil der Waidmannschaft in diesen fünfsprossigen Kronenhirschen keineswegs die Krone aller Hirsche. Vielmehr sucht und findet sie diese edelste Vollkommenheit in dem an Adel und Ebenmaß noch höher zu bewertenden viersprossigen Kronenträger, der alle Enden der Krone in Becherform von

dem Tiefenpunkte dieses Bechers entspringen läßt. Ein in doppelter Hinsicht wertvolles Geweih ist hierfür das des prachtvollen vierspossigen Zwanzigenders, den der Fürst zu Stolberg in der Brunftzeit von 1906 zur Strecke brachte. Das Geweih verdiente und verdient heute noch ganz besondere Aufmerksamkeit insofern, als der Fürst es sich zur Ehrenpflicht gemacht hat, seine in der herrlichen freien Wildbahn am Brocken liegenden Reviere frei von jeder fremden Blutsmischung zu halten. Der in Rede stehende Hirsch hatte anfangs sehr schlecht aufgesetzt, da es ihm an genügender Äsung fehlte. Als Herr von Eschwege die Verwaltung übernahm, sorgte er für ertragreiche Wiesen, deren Heu im Winter zur Verfütterung ausgelegt wurde und erreichte damit trotz der unaufhörlichen Beunruhigung des Waldes durch die Harzwanderer dies schöne Ergebnis. (Abb. 3.)

Ein sehr bemerkenswertes Gegenstück zu diesem Stolze des Harzes bietet der von Herrn Hermann Wiele im Himalaya erbeutete Hangul (Abb. 3a).

Dieser Hirsch wurde in „Wild und Hund" von dem ungewöhnlich sorgfältig beobachtenden und erfolgreichen Jäger als in seiner Gesamterscheinung dem Harzhirsche sehr ähnlich bezeichnet. In der Tat bietet das Geweih in der Grundform den klaren Viersprosser, der es bei besserer Winteräsung sehr wohl zu der Krone des Stolberger Hirsches bringen könnte. Zwischen dem Himalaya und dem Harze liegt noch eine dieser Rasse verwandte Form des sehr schweren und endenreichen Viersprosserhirsches vom östlichen Kaukasus.

Hingegen haben wir im Altai, im Tian-Schan, im westlichen Kaukasus und in den Karpathen vorherrschend den Fünfsprosser. Rein, d. h. ohne Krone und alle Enden in einer Ebene tragend, finden wir ihn mit klobigen Geweihen insbesondere im Tian-Schan, wie der Freiherr von Dungern-Oberau ihn am Dschirenta in dem Riesen erbeutet hat, dessen Geweih auf Seite 167 steht.

Im Harze hatten einige sonderbare Käuze es sich zur besonderen Pflicht gemacht, alle möglichen Hirsche, selbst wenn sie wie der Stolberger Zwanzigender Viersprosser waren, als Abkömmlinge einiger im braunschweigischen Harze ausgesetzten Ungarhirsche zu verfemen. Das hat an sich zweifellos Nutzen gestiftet. In der Wirklichkeit beruhte es auf Irrtum. Die ausgesetzten Ungarn sind ohne Nachkommenschaft geblieben. Aber es fehlt durchaus nicht an Fünfsprossern dort von Alterszeit her. So hatte z. B. ein Brockenhirsch, der 1910 eine Becherkrone trug, wie die Abwurfstelle bewies, im Jahre 1911, als er gestreckt wurde, eine Doppelgabelkrone bei noch fehlender Eissprosse. In dem Stolberg-Stolbergischen Forst zu Breitungen im Südharze wurde am 10. August 1910 von Herrn Fr. Stade-John-Görsbach ein Vierzehnender erbeutet, der gleichfalls durchaus Ungarblut aufweisen sollte, obwohl er ein klarer Harzhirsch ist. (Abb. Nr. 4.)

Der Leser wird ohne Schwierigkeit in dem unter Nr. 4a abgebildeten Geweihe eines fünfsprossigen Vierzehnenders von der Heiligenstädter nacheiszeitlichen Fundstelle den Urtyp dieses Breitunger Vierzehnenders erkennen.

Ist es noch nötig, auf die Lehren der Tierzucht zu verweisen, um darzutun, daß die Geheimnisse des Hirschgeweihes im Keimplasma und in den Vorgängen des Zentralnervensystemes zu suchen sind, auf die wir letzten Endes alle dem Schmucke oder der Verteidigung dienenden Zierbildungen zurückführen müssen?

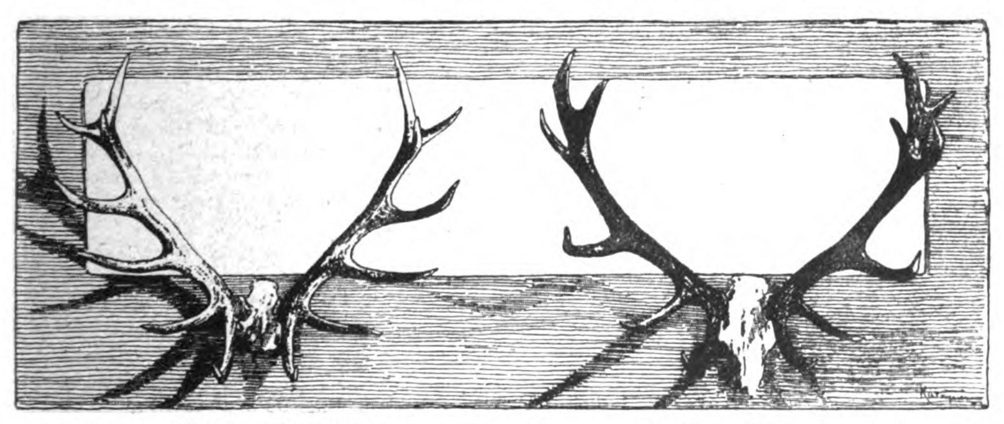


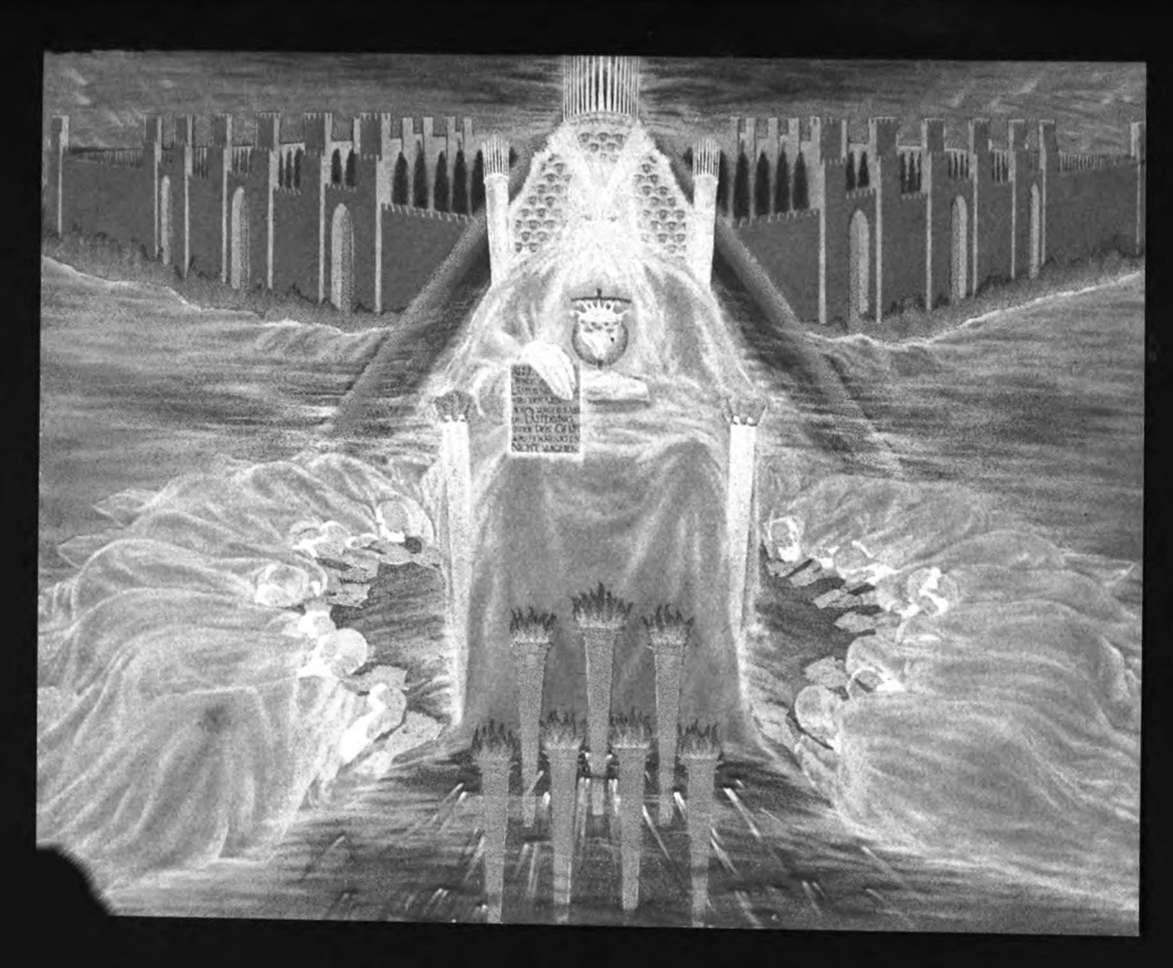
Abb. 4a. Heiligenstadt — Abb. 4. Breitungen

Herbstklage eines Deutschen. Von Theodor Birt

Erklinge,
Erklinge
Und öffne dich, mein Mund.
Nur wenn ich einsam singe,
Wird mir mein Herz gesund.
Das Atmen
Vergeht mir,
Die Seele tut mir weh,
Das Dasein widersteht mir,
Wenn ich mein Deutschland seh'.
In Kummer
Und Grämen
Fühl' ich mich ganz erstarrt.
O könnt' ich Abschied nehmen
Aus dieser Gegenwart!

Entlaubt ist
Das Leben.
Wie Gräber liegt es still.
Ob es kein Glück mehr geben,
Kein Lenz mehr blühen will?
Was schön war
(O Trauern!),
Vergilbt, verdorrt, verweht.
Ein grausiges Erschauern,
Das durch die Fluren geht.
Wohin ich
Mich wende
In unsrer bittren Not,
Ich fasse Totenhände,
Ich spüre nur den Tod.

Ja, könnt' ich
Erwarmen,
Und stürbe dieser Schmerz.
Allmächt'ger, hab' Erbarmen
Und blitze mir ins Herz.
Und würf' es
Mich nieder
Und müßt' ich selbst vergeh'n:
Könnt' ich nur einmal wieder,
Mein Vaterland, dich glücklich sehn!



Offenbarung der Majestät Gottes. Gemälde von Ewald Vetter
(Offenbarung Johannis, 4. Kap.)
(Düsseldorf, Kunstausstellung)



Der schlafende Riese

Novelle von Emil Hadina

Als Erdmann König seinen letzten Plan unrettbar scheitern sah — es war ein sonnetrunkener Junitag voll klarblauer Himmelstiefe — machte er einen Strich unter sein Leben, pfiff auf die Welt und floh in die Berge. Eine Stunde lang überlegte er, ob er die Reise nicht noch weiter ausdehnen und mit seinem geheimnisvollen kleinen Freund in der Schreibtischlade, dem treuen Feldgefährten, in Höhen oder Tiefen entschweben solle, wo unverbesserliche Idealisten vor Trug und Täuschung endgültig sicher sind. Doch ob nun seine körperliche oder moralische Kraft, in jahrelangem Kampfe mit Trägheit und Niedertracht erschöpft, vor diesem letzten entscheidenden Entschlusse zusammenbrach, ob aus den unbewußten Gründen seelischen Lebens noch immer der unverwüstbare Daseinswille zitterte, er drängte diese dunkelste aller Möglichkeiten vorläufig noch beiseite, griff hastig einige Reiseschätze und Banknoten zusammen und sah nun mit einem Gefühl wohliger Entspannung, wie vor den Eisenbahnfenstern die Dörfer flogen und die Wiesen tanzten, bis der Raum zwischen ihm und der Stätte seiner Qualen immer erfreulicher wuchs.

Allmählich hoben sich die Konturen der bewaldeten Hügel immer höher, an den Talhängen kletterten die charakteristischen freundlichen Holzhäuschen übereinander bis zum Kamme, und bei glücklichen Durchblicken ragte schon fern und frei der Rücken des Riesengebirges in das abendkühle Blau. Das blendende Licht war milder geworden, große Schatten und große, fast feierliche Ruhe senkten sich von den Bergen her über die saftig grünen Talgründe, die der Zug mit seiner eintönigen Melodie flüchtig in ihrem Schlummerdasein störte. Auch der Windhauch, der ins geöffnete Fenster wehte, hatte herbere, rücksichtslose Manieren angenommen und zauste bei einer scharfen Schienenwende den nachlässig hingeworfenen Rucksack so unbarmherzig, daß ein Stück weißen Papiers, das aus dem unverschlossenen Täschchen sah und hier wohl im letzten Augenblicke hineingepreßt worden war, mit knisterndem Lärm bemerkbar wurde.

Der Reisende, der in seinem Abteil als letzter zurückgeblieben, zog das kleine Ding, das sich so tapfer gegen das Zerreißen und Zerpflücken wehrte, lächelnd an sich. Es war ein großer, feiner Briefbogen von vornehmem Format, von dem jetzt, als er ihn auf den Knien wieder zu glätten suchte, noch immer ein leichter, verschwebender Waldnadelduft aufstieg. Markige Schriftzüge, die manchmal aussahen, als hätte sie keine Feder, sondern ein Pinsel geführt, füllten die ganze Seite. Und doch war es jedem halbwegs erfahrenen Schriftkenner sofort klar, daß diese runenhaften Kanten und Ecken von einer Frauenhand stammten.

Und wieder las er die Verse:

„Der Riese floh aus Scham und Leid
Und träumt in grüner Einsamkeit.
Wer ihn versteht
Und seine stillen Wege geht,
Dem hält er süßen Trost bereit."

Auf der anderen Seite aber stand: „Lassen Sie diese grausliche Stadt! Retten Sie sich! Die freien Berge warten."

An dem Tage, als er vor einem Vierteljahre diesen namenlosen Trostspruch erhielt, war eben durch einen herausfordernden Brief des Schriftleiters, der ganz das Werkzeug einer intrigierenden Neidergruppe bildete, seine weitere Mitarbeit an der maßgebenden Presse der Stadt unmöglich geworden. Neben dem plötzlichen Versiegen einer kleinen, aber sicheren Einnahmequelle mußte dieser Abbruch zur Folge haben, daß ihm das Sprachrohr zur Masse nun völlig entzogen war, ohne daß die wenigen Getreuen, die sein selbstloses Wirken gewonnen hatte, den Grund dieser jähen Schweigsamkeit ahnen konnten. Ja, es bestand die Gefahr, sie würden ihm Schwäche, verzagende Nachgiebigkeit, wenn nicht gar Angst vor den drohenden Behörden, die den unbequemen Aufrüttler und Ankläger schon wiederholt mit Hausdurchsuchungen und Ausweisung einzuschüchtern suchten, als Ursache seines Verstummens vorwerfen und selbst umfallen und die „Blütezeit der Schufte", die es ja leider wieder einmal gab, noch bereichern helfen. Darum konnte Erdmann König dem warmherzigen Rate der unbekannten Freundin vorerst nicht folgen, sondern plante einen letzten Versuch: aus eigenen Mitteln eine flugblattartige Zeitschrift zu gründen, mit der er seiner Sendung gerecht zu werden hoffte, wenn er in Freundes- und vorurteilslosen Volkskreisen nur einige Unterstützung fand. Es sollte zu einer neuen, unsagbar schmerzlichen Enttäuschung führen.

Noch jetzt schüttelte ihn ein fast körperliches Unbehagen, wenn er dieser qualvollen und verzweifelten Versuche der letzten Monate gedachte. Doch dann tauchte mit großer, mildernder Ruhe und Sternenklarheit ein Bild auf, das diese Verse schon damals beim ersten Lesen in die Erinnerung zurückgerufen hatten und das seither wie ein heiliger Schild der Schönheit immer wieder über seinen leidvollsten Stunden aufleuchtete: ein Bild, das er im vergangenen Winter bei einer Vortragsreise in der modernen Kunstausstellung einer großen süddeutschen Stadt zu sehen bekam.

Aus einem Saal, der sogleich beim ersten Einblick den wohltuenden Gesamteindruck einer einheitlichen, vom gleichen Künstler aus der gleichen Gegend gesammelten Landschaftskunst vermittelte, glühte dunkel in blauem Nachtglanz ein mächtiges Ölgemälde entgegen, das die Wand gegenüber dem Eingang fast ausschließlich beherrschte. Nur kleine, demütig zarte Naturstimmungen, die wie die übrigen Bilder des Saals sämtlich dem Riesengebirge abgelauscht waren, rahmten in einigem Abstand in scheuer Unterordnung das Hauptbild ein. Dieses malte einen kleinen Bergsee, von schwarzen Fichtenwipfeln überrauscht, darüber hochaufsteigend die ganze Herrlichkeit einer sommerlich reichen Sternennacht zu funkeln begann. Rechts am Seeufer aber ragte steil und erschütternd erhaben ein jäher Felskoloß fast in das Sternenzelt auf, von geheimnisvoll bläulichen Schleiern unten verhüllt, während die Spitze deutlich die versteinten Züge eines schlafenden Hauptes aufwies. „Der schlafende Riese“ hieß das sonderbar ergreifende Bild. Unendliche Einsamkeit und Erdenferne, aber auch Furchen früheren Leids und unsäglicher Menschenverachtung glaubte der Schriftsteller in den Runen des edlen Antlitzes lesen zu können. Irene Wehrburg war die Künstlerin genannt, nähere Angaben fehlten. Doch der Name prägte sich dem sinnenden Betrachter unvergeßlich ein — verband er doch das Streitbare und Wehrhafte mit dem milden Wohlklang des griechischen Friedenswortes. Und aus einem längst versunkenen Märchensommertag, als er noch so jung und gläubig und opferfroh war, leuchtete gleichfalls der Name Irene mit großen blauen Kinderaugen.

So war Rübezahls Bergreich, das Erdmann König seit zehn Jahren nicht mehr aufgesucht hatte, durch Bild und Erinnerung heimlich wieder zu einer lockenden Macht geworden, die das Gedicht der Unbekannten noch wesentlich verstärkte. All das wurde erst jetzt beim Nachsinnen in seinen Zusammenhängen so richtig klar. Und nun wußte der Einsame auch, warum er jetzt, nach dem traurigen Scheitern seiner letzten Hoffnung, seine müde und vergiftete Seele gerade zu diesen Berghöhen zu retten suchte.

Sie waren inzwischen ganz nahe gekommen, und als nun der Zug in dem stillen, abseits gelegenen Dörfchen hielt, das zum Ziel der heutigen Reise ausersehen war, silberte der Hochgebirgskamm unmittelbar aufsteigend im ersten zarten Mondgespinst der blauen Sommernacht. Mit tiefen, dankbaren Zügen trank der Ankömmling den freien, herben Gruß nächtlicher Bergluft. Dann ging er, noch wohlvertraut mit allen Wichtigkeiten des Örtchens, dem nahen Waldwirtshaus zu, wo er reine, bescheidene Unterkunft zu finden wußte.

Da die Extrastube von einer kleinen Gesellschaft fröhlicher Touristen besetzt war, vermied er es ängstlich, sie zu betreten und seine leidvolle Einsamkeit, die sich nur dem hohen Frieden der Berge vermählen wollte, mit menschlicher Nähe und Niedrigkeit neu zu quälen. Lieber nahm er das Abendbrot im großen Gastraum der Einheimischen. Der einzige Tisch, der hier Gäste aufwies, empfing ihn mit freundlichem „Grüß' Gott“, ohne weiter in die stille Welt des Einsamen eindringen zu wollen. Ihre Gegenwart störte nicht, da ihre scherzhaften und wichtig scheinenden Redestoffe neben der durchtriebenen Verlogenheit und Haßfülle der Kulturwelt, der er entflohen war, ganz kindlich und harmlos anmuteten.

Ein froher Glanz belebte wieder die Augen des einsamen Gastes. Nun lag alles zurück, Leid und Liebe, Menschen und Kampf und Bitternis. Nur der weite Heiderücken der Berge, die steinzerklüfteten Koppen und Schluchten, die verlorenen Ab- und Aufstiege durch Zwergholz und tiefschwarze Hochwaldhänge, nur das hohe Reich des verlassenen Riesen und Berggeistes lag vor ihm, in dessen Märchengarten er einst so jugendlich-selig eine Sommerstunde verträumen durfte ...

Er trat zum Fenster, um die mondlichte Nachtluft in reiner Kühle zu umfangen. Im gleichen Augenblick kam die Kellnerin durch die Tür des Gastzimmers, der Fensterwand gegenüber, so daß im Spiegel zwischen den Fenstern ein Bild von drüben auftauchen konnte. Das Mädchen mußte einen Auftrag vergessen haben, eilte zurück und ließ die Tür eine Weile halb offen lehnen. Das genügte, um im Spiegel ein Frauenbild festzuhalten, das den Schriftsteller wie eine Zaubererscheinung in seinen Bann zwang. An einem kleinen Tischchen allein, offenbar ohne Zusammenhang mit der lustigen Gruppe nebenan, saß eine schlanke, hellblonde Dame in Dirndltracht; ihre weit offenen blauen Augen schienen mit gespannter, forschender Aufmerksamkeit seinen Blicken im Spiegel zu begegnen. Regungslos starrte auch Erdmann nach der Erscheinung, doch ohne nur daran zu denken, durch eine Wendung des Kopfes das Urbild selbst betrachten zu können. Erst als sich die Tür wieder schloß und das liebliche Phantom von der Glasscheibe weggelöscht war, schmerzte ihn die Unterlassung. Doch es war zu spät. Als sich nach einer guten halben Stunde der Vorgang wiederholte und die Tür zum Gastzimmer wieder offen stand, war der kleine Tisch leer, und der Schriftsteller ging enttäuscht und unbefriedigt und doch durch den wundersamen Eindruck neu angeregt und dem Leben nähergeführt in die Mondstraße hinaus, um im kühlen Hauch nächtlicher Bergluft den Frieden für die Nachtruhe wiederzufinden.

Nach kurzer Ratlosigkeit, woher diese Frauenaugen und diese feinen, schmalgeschnittenen Lippen ihre seltsame Macht über ihn besäßen, war er bald zu der festen Überzeugung gelangt, jenes märchenhafte Sommerkind von einst, dem er für immer den holdesten Zauber dieses ganzen Reiches verdankte, in gereifter Erscheinung wiedergesehen zu haben. Und als er oben in seiner stillen

Dachkammer noch lange schlaflos in die kleinen Fensterscheiben träumte, die noch immer im Mondlicht gleißten, sah er mit einem Male den ganzen sonnigen Bergmorgen wieder — droben in Rübezahls Garten.

In einer einfachen Baude, etwas abseits vom Kamme gelegen, hatte er damals übernachtet, doch schon die ersten Morgenstrahlen flimmerten den jungen Doktor wach. Im allmählichen Erglühen des Himmelsrandes, im Zerflattern der Nebelschwärme, die ins Tiefland flüchteten, stieg er aufwärts. Weglos, ziellos, nur dem köstlichen Gefühl junger Bergfrühe und jungen Blutschlags jauchzend hingegeben. Plötzlich fiel seitwärts eine jähe Schlucht ab, von schroffem Gestein wie eingemauert, das am Ausgang den Blick auf einen buntblühenden Heideplan offen ließ. Mühsam kletterte der Neugierige über Fels und Zwergholz, durchstapfte das feuchte Riedgras des Grundes und kam zu der rückwärtigen Felsentür im gleichen Augenblick, als die aufgehende Sonne, die in der Schlucht noch nicht zu sehen war, die geheimnisvolle Blumenwiese mit einem Bade von Gold und Purpur übergoß. Wie tausend Rubine glühte der Tau an den perlenden Blumenköpfchen.

Geblendet und wie verzaubert von dieser unwahrscheinlichen Fülle von Licht und Schönheit blieb er stehen. Da sang aus der Stille der Wunderwelt eine helle, junge, sehnsüchtigweiche Stimme:

„Der Morgen flicht den Rosenkranz
Um deinen Garten —
O komm in seinen Blütenglanz,
Laß mich nicht warten!
Ich fürchte nicht Keule und Zwirbelbart,
Ich weiß, du bist von gütiger Art,
Rübezahl, Meister der Berge!"

Einem halbflüggen Elflein, das mit nackten Armen und Beinen auf flechtengrünem Steine saß und in den offenen Haaren den reichsten Goldschein der Sonne fing, schien diese süße Singstimme zu gehören. Er war wieder Herr seiner frohen, verwegenen Laune, warf den Wetterkragen von der Schulter und lag schon zu Füßen des holden Morgenvögleins. Das erschrak gar nicht, sondern tippte nur lachend mit ihren rosigen Zehen an seine Nase und fragte vertraut: „Wer bist du denn? Und was willst du hier in Rübezahls Garten?"

Halb belustigt, halb doch von ehrfürchtigem Schauder erfaßt, richtete sich Dr. König wieder auf.

„In Rübezahls Garten bin ich geraten? Da bist du wohl sein liebstes Bergfräulein und erwartest deinen hohen Buhlen?"

Für einen Augenblick hüllte eine Wolke der Wehmut das übermütige Lachen des Mädchens ein.

„Er kommt ja nur in meinen Träumen und Bildern," sagte sie traurig, „obwohl ich jeden Morgen hier warte und frage."

„Da würde ich mir einen galanteren Liebesfreund suchen," lachte der Jüngling. „Einem so schmucken, zierlichen Jüngferlein wäre das nicht schwer."

„Ich liebe aber den Berggeist," erwiderte sie fast trotzig, „gerade weil ihn die andern verspotten und verhöhnen. Ich las einmal, er sei gar nicht der Kinderschreck, zu dem ihn erst die christlichen Priester machten. Er war groß und gütig und voll unendlicher Menschenliebe, denn er glaubte an sie und wollte ihnen ihr leidvolles Leben erhellen."

„Das will ich auch, Bergelflein," sagte der Jüngling mit blitzenden Augen. „Und wenn du willst, erzähl ich dir mal von meinen stolzen Lebensplänen."

Da sprang sie von ihrem Steinsitze zu ihm nieder und duldete es gern, daß er Haar und Nacken der Holden in seine Hände nahm.

„Erzähl' nur, erzähle!" bat sie mit selig verschwimmenden Augen. „Vielleicht bist du von ihm gesandt, ein Teil seines Geistes und seiner Kraft. Hier in seinem Garten fühlt man ihn nah und freundlich."

Und der junge Doktor nahm das seltsame Waldmädchen eng in die Arme und breitete vor seine verzückten Augen all die steilen, aber glänzenden Straßen, die er gehen und seine Brüder hinanführen wollte. Und jeden schönen Gedanken, jedes lockende Bild lohnte sie ihm mit jungen, fraglos seligen Küssen. Allmählich aber tauschten sie die Rollen, er selbst wurde zum Lauscher und das Elfenkind erzählte Waldmärchen und Berggeschichten, die handelten alle von den heimlichen Geistern der Höhen. Sonnenflüge und Nebelzüge, blitzende Morgenquellen und träumende Abendwellen im Wiesenbach, einsame Granitblöcke auf weiten Kammrücken und kleine, leuchtende Mooswürmchen und Surrepferdchen waren die Prinzen und Minnefräulein ihres Märchenbildes, und alles glänzte und prunkte silbern und goldgeschmeidig und farbenbunt in ganz sichtbaren Formen und Gestalten, in wunderbar deutlichen kleinen Gemälden einer scharfsehenden Phantasie.

„Du malst und dichtest zugleich," lobte sie der entzückte Freund. Und beim letzten Kuß, nach traumhaft verronnenen Stunden, fragte er das reizende Bergwesen, dessen nackte Arme ihn noch einmal heiß umfingen: „Bist du überhaupt getauft und führst einen christlichen Namen?"

„Ich heiße Friedlind," sagte sie etwas zögernd. „Friede hat mich immer meine tote Mutter genannt."

„Friede," wiederholte er sinnend. „Also eine deutsche Irene. Leb' wohl, Friedlind, ich muß wieder zur Stadt, meine schimmernden Pläne zu bauen. Willst du an mich glauben?"

Da wurde sie fast feierlich, als sie gelobte: „Ich will an dich glauben und deinem Werke mit liebender Seele folgen. Und vielleicht dich einst wieder erwarten — hier, in Rübezahls Garten . . ."

Noch klangen die unvergessenen Worte im Träumenden nach. Doch in all den zehn Jahren des Kämpfens und Scheiterns war kein Gruß, kein Lebenszeichen in die rastlose Arbeit des Einsamen geflattert. Bis er

heute im Spiegelbild die Verlorene wiedererkannte ...

❧ ❧ ❧

Als tief in der Nacht ein später Schlaf den ermüdeten Träumer in seine moosweichen Arme nahm, blies er alle Falten und Fiebergedanken von seiner Stirne und hielt ihn fest, bis die Sonne hoch im Morgen stand. Erquickt und neugestärkt trat Erdmann vor die schmucke Holzhütte, grüßte die grüne Kuppe, die dahinter steil in die zartblaue Morgenseligkeit stieg, und ließ dann die Augen suchend über die offenen Fenster der Touristenzimmer gleiten. Hier war scheinbar schon alles ausgeflogen. Vorsichtig fragte er die Wirtin nach der einsamen Blondine von gestern abend. Die sei bald nach Sonnenaufgang in die Berge gestiegen, war die knappe Antwort.

Zuerst bedauerte der Schriftsteller diese Wendung, er fühlte jetzt, wie warm und frohgemut bereits die Erwartung zarter, seliger Möglichkeiten in ihm zu knospen begann. Dann aber schüttelte ihn jäh die Erinnerung an alles Täuschungsweh, das bisher aus jeder freudigen Hoffnung seine grausamen Stacheln hob, und er suchte die Träume der Nacht und alle sehnenden Gedanken in raschem Bergschritt aus der Seele zu scheuchen.

Ohne sich über ein festes Ziel im klaren zu sein, war er den nächsten Weg zum Kamme rüstig emporgeschritten und dann, wie von einer dunklen Macht geführt, bald diesem, bald jenem schmalen Graspfad gefolgt, bis er plötzlich vor jener schlichten Baude stand, wo er damals die Nacht vor dem Märchenerlebnis verbracht hatte. Nun wußte er auch, daß eine heimliche Stimme in ihm vom Anfang der heutigen Wanderung an nach Rübezahls Garten rief, dem er unbewußt näher gekommen war. Aber seltsam: sobald diese Erkenntnis ihr klares Licht über die dunkeln Gründe des Instinktes goß, war die Traumsicherheit seines Weges zerstört und er konnte sich nicht mehr zurechtfinden. Immer wieder kehrte er zur Hütte zurück und versuchte in neuer Richtung jener Felsschlucht und dem schroffen Gestein, das den Eingang zur Bergau hütete, sich zu nähern, doch immer vergebens. Als er endlich die Scheu überwand und in der Herberge nach Rübezahls Garten fragte, hielten ihn die Wirtsleute, die seit seinem damaligen Besuche gewechselt hatten, für einen Spottvogel oder Tollkopf und fertigten ihn kurz ab.

Da gab er sein Traumreich und die süßplaudernde Märchenprinzessin endgültig auf, begann auch ihre Identität mit dem einsamen blonden Mädchen im Gastzimmer stark zu bezweifeln und wußte bald selbst nicht, wo die Grenzen wirklicher Erinnerung mit den Wahngebilden dichtender Phantasie zusammenflossen. Er schüttelte auch diese letzten, einzig angenehmen Vorstellungen der Vergangenheit ab, begrub die Verse der Unbekannten, die zum schlafenden Riesen einluden, gleichfalls zuunterst im Rucksack und gab Sinne und Seele nur der reichlohnenden Schönheit sommerlicher Gegenwart und Bergherrlichkeit hin.

In einem hopfenbewachsenen Holzhaus, das ganz in grüner Waldau lag und jedem vorbeiziehenden Bergwanderer ein frohes Wort des Entzückens abschmeichelte, nahm Erdmann König Quartier. Ein dreieckiges Ziergärtchen, in dem roter und hellvioletter Phlox die zarten Duftwellen streute und kleine Lauben und Schattentischchen wunderbar einladend zu winken verstanden, schmiegte sich in sonniger Lieblichkeit an die eine Seitenwand des Hauses, während vorn eine breitgebaute Veranda dem Aussehen behagliche Würde gab und rückwärts, nur durch eine üppig grüne Wiese getrennt, ein blitzheller Bergbach, der eine halbe Stunde vorher einen weitbekannten stolzen Wasserfall sprudeln und stäuben ließ, beruhigter, doch noch immer in singender Jugendlust seine schimmernden Schultern und Lenden hob. Ein schwarzweißer Kater von seidenweichem Fell und fast hundsgroßer Gestalt, von Sommerfrischlern des vorigen Jahres aus der Stadt mitgebracht und dann zurückgelassen, schloß bald Freundschaft mit dem Einsamen, begrüßte seine Heimkehr aus den Bergen jedesmal mit dem verzücktesten Schnurren und Schmiegen und konnte in seinen großgrünen Katzenaugen ein ganz kindliches Treusein und Vertrauen spiegeln, das der Menschenenttäuschte mit dankbarer Ergriffenheit an sein Herz nahm.

Ein Reigen wolkenlos blauer Sommertage wiegte sich reich und weltvergessen über dem Bergtal und den nah ansteigenden Höhenzügen, die der Schriftsteller anfangs jeden zweiten Tag zu weiter Wanderung nutzte, im ersten Dämmerschein reisefertig und erst mit den aufglimmenden Sternen wieder in angenehmer Ermattung daheim. Den Besuch oder gar die Nächtigung in einer der massenbeliebten Bergbauden vermied er nach Möglichkeit. Nur die blauen Wellen des Kammgeländes mit ihrem wehenden Heidegras, den weißbärtigen Rübezahlhalmen und den trotzig aufgetürmten Granitblöcken, die wie heidnische Opferaltäre oder wie versteinte phantastische Tierfratzen aus der Stille der träumenden Einsamkeit aufschreckten, und in abfallenden Seitentälern duftende Latschen- und Fichtenbestände, Tannenschluchten und Bergwiesen waren ihm bei diesen Wanderungen vertraute Freunde seiner heimlichen Zwiesprache. Doch zu Rübezahls Garten, wie jenes seltsame Kind die schönste aller Bergauen genannt hatte, fand nie sein Fuß. Und der Geist der Berge selbst, der wohl in Wolken und Sturmfahrten Bart und Mantel flattern und in grollender Wetternacht den Blitzhammer sausen ließ, war in dem ewigen Glanz schattenlos sonniger Tage niemals nahe zu fühlen.

Dieser dauernde Kranz von Licht und

blauer Sommerglut sperrte allmählich auch Erdmann den Weg zu den Berghöhen. Immer schwüler stand schon frühmorgens wie eine starre, dunkelblaue Riesenglocke die Luft über dem Lande, jeden Schritt zur Qual verzerrend und nur bei schattiger Rast leidvoll erträglich. Da blieb auch Erdmann mit seinem Kater allein im Garten oder er ließ die grüne Kühle des Bergbaches, der schon die Hälfte seiner schäumenden Herrlichkeit eingebüßt hatte, über die sommermatten Glieder wallen, während der Kater etwas ängstlich auf den letzten trockenen Steinen stand und jedesmal das Pfötchen, das zaghaft weiter wollte, mit großer Entschiedenheit aus dem feuchten Bereich zurückzog.

In diesen Tagen träger Hitzelast quälten die vergangenen Bilder und Leidgedanken, die bei froher Wanderung von der Seele fielen, mit erneuter Heftigkeit fort. Er konnte diesen Gestalten nicht mehr entfliehen, sie grinsten aus den Ecken seiner Giebelstube wie aus den lauschigsten Winkeln des verdurstenden Gartens ihre höhnenden, lügenden, tief demütigenden Grimassen und Erinnerungen, fühlten, wie sie wieder Macht gewannen, freuten sich dessen und hatten den Unglücklichen bald ganz in ihrem Bann. Auch das treueste Schnurren und Schmeicheln des Katers konnte diese Gespenster jetzt nicht mehr scheuchen.

Da wehte die Abendpost wieder bekannte Schriftzüge auf seinen Tisch. Ein geheimer Zusammenhang der Geister schien zu bestehen, denn zur rechten Stunde kam just das rechte Wort. In jener kantigen Runenschrift wie damals grüßten ihn wieder einige namenlose Frauenverse:

„Der Riese schläft — die Freundin wacht
Und wartet still. Was bleibst du fern?
Schon glüht am Himmel Stern an Stern,
Und aus dem See steigt blau die Nacht...“

Das große Bild nächtlicher Stille und Bergeinsamkeit, wie es im Winter sein Herz erschüttert hatte und immer wieder seinen dunklen Glanz erneute, stand sichtbar vor seiner Seele. Nun wußte er auch, wer die Schreiberin war — Irene Wehrburg, die begnadete Malerin selbst. Eine namenlose Sehnsucht ergriff ihn und riß seine tatenscheue Erinnerungsbangnis wohltuend entzwei. Sehnsucht nach jener Stätte des Friedens und der Größe, der Urheimat des Bildes, wo nur Verachtung und steinernes Schweigen im Bund mit Wald und See und Sternentiefen von allem Menschlichen und Erbärmlichen zu erlösen vermochte — dazu ein sehnendes Fragen und Suchen, das ihm selbst noch dunkel klang wie der erste Vers eines alten, traulichen Rätselspruchs, dessen Reim und Sinn und Ende noch ganz im Verborgenen liegen.

In der folgenden Nacht war die wochenlange Schwüle so drückend und bleiern geworden, überladen von unendlichen Glutenergien, die aus dem verdorrten Boden wie aus dem dumpfen Blaugrau des Himmels gleicherweise zu brennen schienen, daß sie plötzlich an sich selbst starb. Ein Wind sprang auf, der wirbelnd immer um die eigene Achse tanzte, immer in breiteren Schlägen. Bald stöhnten die wehrhaften Wipfel ein wildes Lied zu diesem grausigen Gespenstertanz, während alles Wehrlose hemmungslos mitdrehen mußte. So schnoben auch die Wolken herbei, hergefegt von allen Enden der Welt durch die allmächtigen Arme des Tanzenden. Schon ächzte das Dach des Holzhauses und kämpfte einen verzweifelten Kampf treuer Schutzpflicht und Biederkeit mit den lockenden, werbenden, rücksichtslos reißenden Fangfingern des Wirbels. Da prallten die Wolken scharf aneinander, Blitze zuckten von einer Größe und Leuchtkraft, als ob Feuer vom Himmel fiele, dröhnend brüllte der Donner die Schlafenden wach und das Echo der Berge, prasselnd schlug der nasse Reichtum übervoller Wolkenmassen in Stromgüssen nieder und bändigte etwas die Macht des Sturmes. Stundenlang brauste und brodelte die Empörung von Blitz und Wasser fort. Als die ersten Schleier der Dämmerung zögernd durch Fluten und Stürme glitten, flaute das Wetter allmählich ab, und am Morgen lagen naßkalte, bleichgraue Nebel in formloser Ruhe über der triefenden Erde.

Da machte sich Erdmann König auf den Weg. Er hatte, während draußen das entfesselte Sturmfest der Nacht seine Orgien trieb, bei Kerzenlicht die Wanderung zusammengestellt, mühsam genug aus Karte und Führerbuch. Und nun half kein Warnen und Beschwören der Wirtin, kein ängstliches Grollen des verstörten Tiers, das mit riesengroßen Augen, in denen noch der Schrecken der Nacht zitterte, an der Schwelle saß und seinen Freund offenbar zurückhalten wollte. Doch dieser beglich seine Rechnung auf eine Woche im voraus, um der braven Frau die Sorge zu erleichtern, und stapfte in schweren Bergschuhen und Wetterkleidern mit hellen Augen in den graunassen Nebelmorgen hinaus.

Es war nicht leicht, den geplanten Weg einzuhalten. Wegmarken fehlten gänzlich, sackdick hingen die Nebel vor der Nase herunter, der stundenlange Wolkenbruch hatte den schmalen Graspfad oft völlig verwischt. Auch lagen gestürzte Bäume mit ungeheuerem Wurzelwerk, das wie phantastische Gruppen von Gnomen in die Höhe griff, quer über den Wegen. Ja in manchen alten Forstbeständen waren dreißig und mehr hochragende Fichten mit ihrem Wurzelboden niedergelegt oder wie Zahnstocher mitten entzweigebrochen und bildeten nun, ihre nahen Kameraden mitreißend und zerschmetternd, ein wildes Urweltchaos von titanenhafter Größe und Ausdehnung, das zu weiten, unendlich mühevollen Umwegen zwang. Doch gerade diese fast unüberwindlichen Hindernisse reizten die wachsende Leidenschaftlichkeit des Wanderers, der im Kampf mit den

Elementen sich selbst wiederfand und von allen Schreckgespenstern der vergangenen Tage erlöste. Die Urkraft der Berge und ihrer Wetter, die hier fessellose Heimat hatten, der Trotz menschenfeindlicher Heidengeister, die sich einmal wieder auf ihr altes Recht besannen und den entweihenden Gästen der Tiefe ein grollendes Halt! zuriefen, der seltsame Anreiz ungebändigter, grauenvoller Schönheit peitschten seine physischen Möglichkeiten bis zum äußersten Höchstmaß auf und glühten jauchzende Freude am Leben, an diesen Urformen kämpfenden, gefahrumklammerten, kühn sich behaupteten Lebens in sein Blut. Jetzt war er nahe, Rübezahl, der Meister der Berge.

Und der Wanderer verstand seinen Groll, sein Pfauchen und Nebelblasen, seine unerbittliche Kälte und Härte. Die Worte der Friedlind, die ihm schon damals bedeutsam klangen, schienen erst dem Leidgeprüften ihren ganzen Sinn zu enthüllen. Wie sprach sie vom Berggeist? „Er war groß und gütig und voll unendlicher Menschenliebe, denn er glaubte an sie und wollte ihr leidvolles Leben erhellen." Und Erdmann wußte nun, wie die Sage wohl weiterging: die Menschen aber haben seine Liebe verhöhnt und gekreuzigt, ihn selbst verlacht und als Tollkopf verschrien, als Spottgestalt mit Rübenschwanz den Gütigen, den sie nicht verstanden, zu schänden gesucht. Nun ist sein Garten verloren und sein Glaube zerschmettert wie die Bäume im Sturm, und nur im Donner und Wetterdräuen stapfen seine Schritte schwer und furchtbar durch sein einsames Reich. Wie ein erhabener heiliger Bruder, unendliche Ehrfurcht gebietend und doch vertraut, erschien er dem Wanderer. Er fühlte: der Meister war nahe.

In diesen Gedanken und Gesichten war Erdmann unversehens zum Kamme gelangt. Hier empfing ihn aber ein neuer Widersacher, mit dem es verzweifelt zu ringen galt: der Sturm. Tückisch und lauernd hatte er gewartet, bis sein Opfer ganz nahe war, hatte höchstens harmlos über die ansteigenden Hänge gestrichen, als wolle er nur den Weg vor seinen Füßen trocken blasen. Doch oben, auf der Höhe, pfiff er ein anderes Lied. Da schlug er mit brutalem Ungestüm gegen Brust und Arme des Nahenden, daß diesem die Kraft fehlte, den Wettermantel fest um die Schultern zu werfen und warm zu schließen. Das Gesicht brannte bald vom Anprall seiner pfauchenden Luftmassen, den Hut barg er unter dem Arm, sonst wäre der alte graue Freund längst in Fetzen gerissen. Wie ungeheuere graue Gespenstertiere schoben rechts und links formlose Wolkenblöcke vorbei, massig und doch den Boden kaum berührend, unheimlich still und ohne Füße. Nur der Sturm sprach, ihm allein schien Gewalt gegeben und furchtbarer Gesang. Hilflos sah sich Erdmann König nach einem Baum, einem größeren Steinhaufen um, dessen Schutz ihn einen Augenblick ruhen ließe und neue Kräfte sammeln. Doch alles ringsum blieb leer und rettungslos einsam, immer trotziger schlug der Sturm, unten aber hüllte bleiernes Nebelmeer, dick und schwer wie schmutziger Schnee, den Rückweg zur Tiefe. So stieg Erdmann nur einige Meter von der Kammhöhe nieder, vom Wind noch höhnend in den Rücken gepufft, und strebte dann mit Aufwand der letzten Kräfte in der Richtung des Kammwegs auf den steilen und weglosen Nässen des Abhangs weiter.

Endlich war der Nebel von der Riesenlunge des Sturmes weggepustet, blank und frei zog das grüne Land der Kämme am hellen Himmel hin, nur in der Tiefe ballten sich noch die verjagten Spukgestalten. Wo ihr bleiches Reich begann, vielleicht hundert Meter unterhalb Erdmann, tauchte jetzt in geschützter Bergnische ein schmuckes Häuschen auf, zierlich und farbenfroh wie ein Gartenbau. Einen Augenblick lang riß es den Wanderer in heißer Sehnsucht hinunter, seinen verwegenen Plan aufzugeben und Rettung, Rast und Wärme für die erstarrten Glieder und die fieberhaft kämpfende Brust zu erbitten. Jetzt trat auch eine Gestalt ans Fenster und wollte es öffnen. Doch eben fuhr eine neue Nebelwolke hoch empor, begrub im Triumph das Haus der Versuchung und schlug erst lachend zurück, als Erdmann den alten Trotz wieder gefunden hatte und mit mühsam ringendem Atem weiterstrebte.

Da der Hang nunmehr immer steiler abfiel und die aufgeweichte Bergerde fortwährend nachgab, mußte sich der Schriftsteller wieder zum Kamme emporarbeiten. Der Wind hatte inzwischen seine furchtbarste Kraft verpufft, doch blies er noch kalt und pfeifend genug, um dem Erschöpften jeden Schritt sauer zu machen. Endlich bot die höchste Kuppe einer neuen Bergwelle fast jäh unter sich ein ungewöhnlich packendes Bild von eigenartig düsterem Zauber. Hier bohrte der Bergsee, schwarz und tief wie ein Urweltauge, sein schweigendes Wasser in die felsige Umwelt, auf der humusreicheren Rückwand mit einer Fichtenkette gekrönt, die starr und versteint schien wie dieses ganze Reich. Seitwärts aber ragte der Felskoloß auf, in dem das regere Auge des Volksglaubens oder des Künstlers die schlafende Riesengestalt grüßen mochte. Das Ziel der tollkühnen Wetterfahrt schien erreicht.

Mit dieser aufjubelnden Erkenntnis legte sich aber plötzlich ein völliges Versagen auf die Glieder des Ermatteten. Die Füße schienen mit einem Male wie festgewurzelt und fanden keinen Schritt mehr weiter, das Herz pochte wie ein rasend beschleunigter Motor, die Augen verloren ihre Bilder und starrten entsetzt in rote, grüne und schwarze Riesenräder, die mit ihren sausenden Drehungen Himmel und Erde verdeckten. Und jetzt grinsten die Fratzen der Leidenszeit aus aller grünen und roten Finsternis in furchtbarer Nähe und Größe in sein schreckverzerrtes Gesicht: das hämische, feiste Lachen

des spitzbärtigen Redakteurs, dessen Buckel gnomenhaft gewachsen schien, der schwarze Rechtsanwalt mit dem Biedermannston, der ihn immer unter dem Arme nahm und „lieber Freund“ nannte, während er schon neue Intrigen und Ränke spann, der mildsäuselnde Pastor mit weichem Christusbart, der im geheimen gehässigste Hetze betrieb, Personen aller Stände und Altersklassen, die ihn enttäuscht, betrogen, verfolgt und gelästert hatten, griffen und stachen, höhnten und schlugen immer grausamer auf den Fiebernden. Da fand er mit verzweifelter letzter Kraft seine Stimme wieder, die ihm im ersten Schrecken genommen schien, und die Arme nach dem schlafenden Riesen weit ausstreckend, schrie er mit erschütterndem Hilferuf: „Rettung, Rettung, Rübezahl!“ Dann sank er zur Erde, fühlte, wie der grause Spuk seiner Peiniger verrauchte, wie sein Herz plötzlich stillestand und sein Blut dick wurde und gerann, und empfand nur noch den einen erlösenden Gedanken: „Nun werde auch ich zu Stein ...“

Doch als das Bewußtsein fast ganz entglitten war und nur das dumpfe Gefühl beginnender Empfindungslosigkeit wohltuend schläferte, spürte er noch einmal etwas Weiches, Warmes, unsagbar Liebliches über seinem Gesichte. Da lächelten seine Lippen wehmütig auf. „Friedlind,“ grüßte er leise, „nun träumen wir wieder in seinem Garten ...“

❀ ❀ ❀

Einen Tag später, als Erdmann König wieder erwachte, setzte er seinen letzten Gedanken unmittelbar fort, als habe er nur eine Weile schweigend die Augen geschlossen. Er nahm die weißen Hände des Mädchens, das neben seinem Bette saß und mit Freude und Sorge auf sein Erwachen sah, fest in die fieberglühenden Handflächen und lächelte ihr zu. „Ich habe die Bergau solange nicht finden können,“ sagte er ganz geheimnisvoll, „und wollte schon zum schlafenden Riesen, um dort zu versteinen. Nun blüht doch die alte Gartenpracht um uns beide. Und wir sind so jung ...“

Dann schloß er wieder die wirren Augen und schlummerte weiter. Das Mädchen aber flüsterte dem alten Bauernweiblein, das geräuschlos den grauen Kopf hereinsteckte, ängstlich zu: „Er phantasiert und fiebert. Wenn nur der Arzt schon käme! Wie wird es nur enden?“ —

Doch es endete in lauter Sonne und Glück. Sonne und flimmernde blaue Bergfrische badeten über Hang und Höhe in den unendlichen Luftraum hinaus und schütteten in die offenen Fenster ihren goldenen Wein. Der Blasse im Lehnstuhl trank in schweigender Seligkeit von dem köstlichen Naß und wußte, er trank sich das Leben. Dort oben in grüner Kammnähe mochte die Stelle sein, wo ihn damals zum erstenmal das schmucke Berghaus grüßte, müdes Heimweh im Herzen, bis die Nebelschwaden seine Fenster und Dachspitzen bleigrau überschatteten. Doch diese Fenster hatten schon genug gesehen, um zu rascher Hilfe bereit und entschlossen zu sein.

Dankbar sah der Genesende zu seiner schönen Retterin und Wärterin auf. Zum erstenmal kam die Frage über seine Lippen, die dort schon lange zögernd gewartet hatte: „Sind Sie eigentlich die kleine Friedlind — oder Irene Wehrburg, die versekundige Malerin?“

Die großen blauen Mädchenaugen glühten in Freude. Dann neigte sie leicht die errötete Stirn, als wolle sie ein Geheimnis enthüllen. „Ich bin beides,“ sagte sie leise. „Eine versehnte Träumerin war ich, der Wirklichkeit und Märchenland wunderlich zusammenrann, als Sie in mein Traumreich traten. Ihre Pläne zauberten eine neue Welt voll Arbeit und Größe vor meine Augen. Ich folgte Ihren Taten mit betendem Herzen, mit zitternder Sorge — doch immer von fern, um Sie erst am Ziel mit dem Siegerkranze zu grüßen. Doch das rückte immer weiter, in nebelhafte Gefahren. Da war mir das Warten zu schwer, ich mußte selbst schaffen und Großes anstreben. ‚Du malst und dichtest zugleich‘, so klang es mir lieb und lockend in meinen Ohren. Ich versuchte, aus meiner Bergwelt und dem Reich meiner Träume kleine Bilder zu zaubern, und es schien zu gelingen. So wurde ich Malerin. Nun wissen Sie auch, wem ich es danke.“

Über den blauen Enzianen, die frischgepflückt auf seinem Schoße lagen, fanden sich ihre Hände. Lange schwiegen sie, um das Wunder der Stunde nicht zu entweihen. Dann setzte Friedlind ungefragt fort: „Ich trat ins Leben, und es hat mir weh getan und blutige Wunden gerissen. Es hat mich gequält und enttäuscht. Es hat mich mit verachtender Einsamkeit gewappnet. Dreierlei blieb mir: der große Friede der Berge, die Liebe zur Kunst, der bewundernde Aufblick zu Ihnen. Als ich sah, daß Sie scheitern müssen, daß Ihnen die Vielen aus Trägheit, die Wenigen aber aus Mißgunst Feinde und Hasser wurden, malte ich meinen schlafenden Riesen — das Bekenntnis zum vertriebenen, einsam ruhenden Geist überragender Größe, wie er meinen kindlichen Rübezahlglauben beseelt hat. Das Bild hatte Erfolg, nur Sie verstanden es nicht und fochten weiter auf verlorenem Posten. Da mußte ich rufen und wieder rufen. Und ich hoffte und wartete, schuf hier an meinen Bildern und Träumen und wartete weiter. Nur daß Sie jetzt in Wetter und Wahnsinn kommen, hatte ich nie gedacht.“

„Ich spürte im Sturm den Meister nahe,“ erwiderte Erdmann ergriffen. „Ich schritt ihm zur Seite, während er wetternd und wolkenzürnend die Welt zu zerschlagen drohte.“

Die Malerin schüttelte abwehrend den Kopf. „Sie haben wieder geirrt,“ verwies sie mild. „Wie damals, als Sie so beharrlich sein Gartenreich suchten. Das ist verloren und versunken, seit der Meister die Menschen

kennt und seinen Glauben begrub. Doch er zürnt und haßt nicht, sondern er schweigt in Größe und Einsamkeit. Das ist die milde Weisheit dieser Legende."

„Aber doch schlafend, zu Stein geworden in verachtender Kälte," erwiderte der Schriftsteller düster.

„Schlafende können erwachen, Verachtung zeugt von unausrottbarer Liebe, Liebe aber bricht einmal wieder durch Kälte und Stein."

Betroffen und entzückt von der Wärme der Worte ließ Erdmann seine Blicke, im verschwimmenden Strahlenblau der Mädchenaugen suchen und finden.

„Ja, Liebe bricht durch Kälte und Stein," wiederholte er in erwartender Freude ...

⁂

Als sie zum ersten Male vor dem dunklen Bergsee standen, Hand in Hand wie Kinder, die heimfanden, glühte der schlafende Riese in rotem Abendlicht, das seine starren Steinzüge milderte. In der Ferne verklang der leichte Singsangton wandernder Touristenzüge. Ein früher Mond blaßte über den schwarzen Fichtenwipfeln zur Höhe.

„Die Welt will uns nicht," sagte Erdmann, ohne Stolz und ohne zitternde Wehmut. „Wir müssen sie gern entbehren lernen."

„Es geht so leicht," setzte die Begleiterin fort, ganz eingehüllt in Liebe und Geborgenheit. „Uns bleibt doch das heilige Dreigestirn als Weggeleit. Weißt du noch, welches ich meine?"

Er zog sie an sich und sprach vor ihrem Ohre ganz flüsternd: „Der Friede der Berge, die Kunst, zu der auch ich vom traurigen Wirken für Tag und Stunde ganz heimkehren will — und der selige Ausblick eines zum andern. Das soll unserer Einsamkeit Sinn und Schönheit geben."

Sie schwiegen lange. Der rote Abendschein verglühte über dem Felsenhaupt, erste blasse Sterne schaukelten wiedergespiegelt im See. Groß und feierlich dämmerte jetzt das Riesenphantom in die jungblaue Nacht auf.

„Weißt du auch," fragte Erdmann, „wer der Schläfer nun scheint? Nicht mehr der Meister der Berge bloß, den sie verzerrend Rübezahl nannten, nicht mehr der blutleere Genius von Größe und unverstandener Liebe. Allvater selbst ist's, der Waltende unseres Volkes. Es ist einsam um ihn geworden und still, die Vielen und Lauten haben ihn verlassen und das klare Feuer seines Geistes verhöhnt und verraten. Nun schweigt er in Schmerz und Verachtung und träumt von vergangenen, vielleicht auch von künftigen Tagen."

Da trat der Mond hinter dem Riesenhaupt wieder hervor, hell und leuchtend, und legte den reichsten Kranz um seine unsterbliche Stirn.

„Den Stillen ist er auch heute nicht stumm," ergänzte Friedlind. „Sieh, wie die Brauen des Gewaltigen im Lichte erbeben, wie sein Mahnen uns grüßt. Spürst du den Hauch, der sehnsüchtig über den See zieht? Er weiht uns zu Gliedern der kleinen, verstreuten Gemeinde, die die Zeit verriet, weil sie dem Ewigen treu blieben."

Als sie zögernd schieden, noch lange geleitet vom zitternden Abendwind des Bergsees und vom Nachglanz des leuchtenden Riesenhauptes, klang ein altes Lied, oft und oft gedankenlos gesummt und gesungen, im Schriftsteller auf. „Einst wird es wieder helle in aller Brüder Sinn" — ob der Schlafende davon träumen mochte? Ob er allen Glauben für immer begrub? Ob sie nie, wie das Lied verheißt, in Liebe und Reue Heimkehr halten?

„Laß das wehe, unnütze Fragen," wehrte Friedlind. „Das ist nicht unser Amt. Wer jetzt in Stille dient, sich und den Stillen zu Freude und Gewinn, übt die treueste Treue. Und der schlafende Riese wird sein Wirken segnen."

Ins Stammbuch meiner Tochter. Von Raoul Auernheimer

Ich steh' am Eingang und ich gebe acht,
Daß niemand eintritt, der kein Freund dir ist,
Und niemand, der nicht gut ist. Denn hier gilt
Nicht Rang und Stand, nicht Name und Geburt,
Sondern der Mensch nur: was er menschlich wert ist
Und was er dir bedeutet. Ist dies Buch einst voll,
Erfüllt so wie dein Leben, Blatt um Blatt,
So sei's kein Friedhof toter Illusionen,
Begrabner Eitelkeiten, keine muff'ge Sammlung
Von Schmetterlingen, die um dich gekreist sind,
Vielmehr ein Buch der Freundschaft und der Liebe,
Der Menschenliebe, die die höh're ist,
Und die das Dauernde auch in der andern. —
Drum laß die Inschrift in dies Buch hinein
Nicht erste — letzte Probe deines Zutrauns sein.
Halt' es verschlossen unter Schloß und Riegel,
Und wenn du's auftust, sei's der Freundschaft Siegel.
Des bleib' auch, wer sich einträgt, stets bedacht —
Ich steh' am Eingang und ich gebe acht.

Allerhand übers Theater

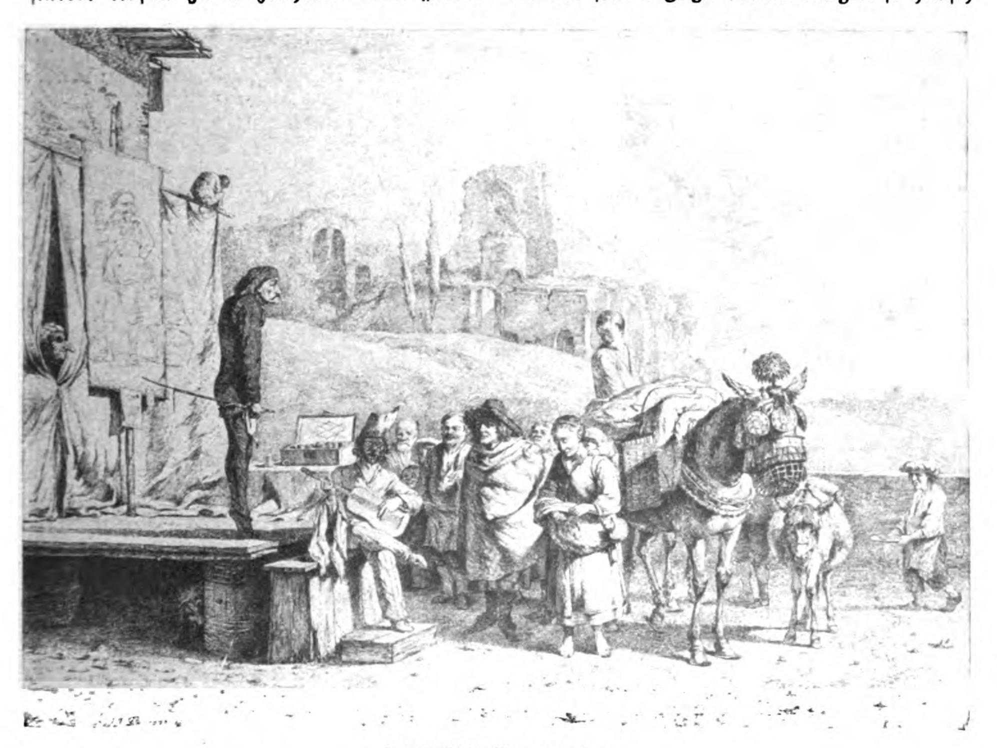
Von Prof. Dr. Hans W. Singer

Junge Väter erzählen gern, daß ihr wenige Monate altes Kind sich am liebsten mit dem Spiegel beschäftigt, und handelt es sich um ein Mädchen, so bleibt dabei ein verschmitztes Lächeln nicht aus. In der seligen Meinung aber, daß sie von einer besonderen Wunderleistung ihres Lieblings berichten, werden sie nicht eine Minute lang belassen; denn dröhnend zerstört alsbald ein alterfahrenes Familienhaupt den niedlichen Glauben mit dem schonungslosen Nachweis: „Das ist nun gar nichts, das tut überhaupt jedes Kind."

So könnte man sich auch die große Vorliebe aller Menschen für das Theater erklären; denn, was ist die Bühne anders, als der Spiegel, in dem wir unser eigenes Leben betrachten.

Im Augenblick — im trüben, gegenwärtigen Augenblick allerdings, scheint diese Vorliebe etwas in der Phase des Neumonds zu stehen. Das ganze Theaterwesen, wenigstens in Deutschland, friert ein wenig in dem Schatten, den die neue Politik auf alle Verhältnisse geworfen hat. Überall ist ein starker Abfall zu verzeichnen. Das „Rätewesen" übt auch hier seine verderblichen Wirkungen aus. Wenn irgendwo, so muß im Theaterbetrieb ein Sinn, eine feste Hand alles bestimmen, die Zügel völlig im Griff haben. Das Einsetzen der Betriebsräte wirkt verheerend. Augenblicklich haben die Bühnen dem Namen nach noch Leiter; aber deren Befugnisse stehen mit dem Begriff des „Leiters" in gröbstem Widerspruch. Keiner verfügt heute noch wirklich über ein Personal. Eine Parsifal-Aufführung mußte schon abgesagt werden, weil der „Rat" der Kulissenschieber beschloß, eine Unbill gegen irgendeins ihrer Mitglieder — vielleicht die Verweigerung des Titels „staatlicher Oberbeleuchtungsassessor" — sei zuvor abzustellen.

Das war früher anders. Ich kann da an die Verhältnisse vor etwa 150 Jahren in London erinnern, wo ein gewalttätiges Publikum die Theaterleiter zu seinem Willen zwang, und bei Preiserhöhungen tatsächlichen Aufruhr in den Straßen anstiftete, schlimmer als ihn je der Münchener Bürger beim Bieraufschlag — angedroht hat. Auch bei uns war es im Vormärz ganz anders. Der Bruder des „Kraft und Stoff"-Büchner hat das in seinen Jugenderinnerungen so hübsch

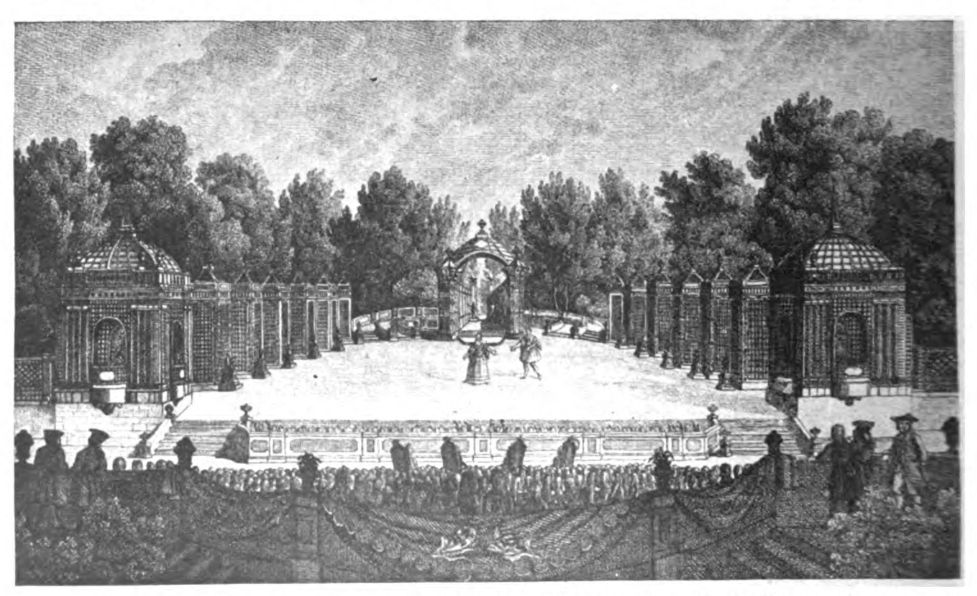


Italienische Wanderbühne
Radierung von J. de Boissieu (1772) nach einer Zeichnung C. Dujardins 1657. De Boissieu 63

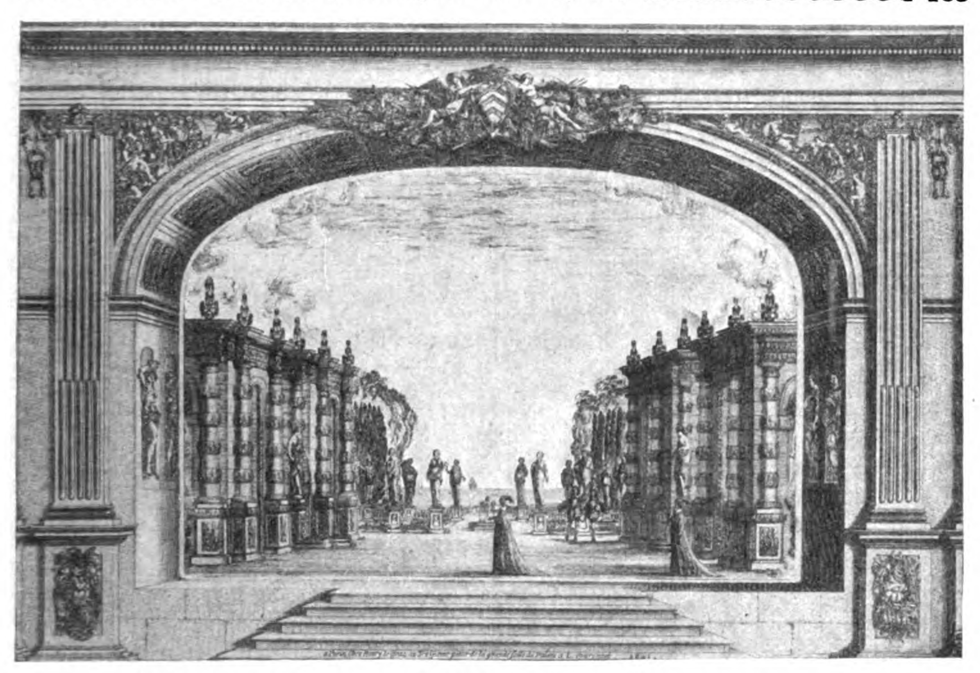
für Darmstadt geschildert. — „Im Arkadien" — wie er seine Vaterstadt benennt — „dagegen galten die Vorgänge auf den weltbedeutenden Brettern für welterschütternde Ereignisse. Über die falsche Note einer Primadonna wurden Ohrfeigen gewechselt und Kartelle getragen. Pistolenduelle mit tragischem Ausgang, veranlaßt durch die Gunst oder Ungunst der Miminnen, waren an der Tagesordnung, und manche Leute wurden totgeschossen, bloß weil sie Einfaltspinsel waren, was heutzutage nicht mehr vorkommt, da sonst die Auswanderung nach unseren Kolonien stocken würde. Thalberg, Moscheles und Dreyschock, Rubini, Paganini und Liszt, die Malibran und die Catalini, die Taglioni und Fanny Elsler, später auch Lola Montez, der Jockey Franconi und der Tierbändiger van Aken besaßen eine unumschränkte Popularität. Die Bajaderen wurden auf den Armen aus den Kulissen in ihre Kutschen getragen, an deren Deichsel sich die Verehrer anspannten. Dann trank man nächtelang Champagner aus dem Schuh, welchen die Diva, mit oder ohne Absicht, im Gedränge verloren hatte. — Man wollte und mußte eben für etwas schwärmen, und da sich das arkadische Vaterland hierfür nicht eignete, so enthusiasmierte sich der gefühlvolle Mensch für Theaterprinzessinnen, welche Millionen zu verdienen und sogar zu behalten wußten. Auch die arkadischen Mütter und Töchter taten mit. Sie empfanden platonische Gefühle für den Tenor Triolini, den Bassisten Brumbo, den Heldenspieler Brustkasten und sogar für den Bösewicht Schwarzberg. Manche Damen sollen die Namen beliebter Darsteller aus dem Theaterzettel herausgeschnitten und die geliebten Schnitzel auf dem Butterbrot gegessen haben." Dann erzählt er noch von einem angejahrten, dicken Enthusiasten, dem es durch Schmiergelder an den Oberkellner gelang, den Vorzug zu genießen, sich „barfuß bis an den Hals" in das erst vor kurzem verlassene Bett der Jenny Lind legen zu dürfen, „um alle Odeurs und Parfüms des Paradieses" einzuatmen. Freilich soll er sich nicht genügend dazu gehalten haben, infolgedessen es, zwischen der Lind Abreise und seinem Eintreffen, dem Hausknecht gelungen war, sich zuvor in das Bett zu legen.

Die Auswüchse verraten nur das ernsthafte Interesse am Theater, das ihnen vorangegangen war. Wir wissen ja — von der Haupttheaterstadt Deutschlands, von Wien, zu schweigen — was die Laubezeit für Leipzig, die L'Arrongezeit für Berlin, dann die für das Drama eigentlich weltgeschichtliche Epoche unter Brahm zu bedeuten hatten. Manchem wird dabei der Name Reinhardt auf die Lippen kommen — als vielleicht einstweilen letztem Glanz. Mich dünkt es, sein Leuchten ist beträchtlich überschätzt worden. Stellt er doch schon den Verfall dar, der zu unsrer Jetztzeit überleitet, indem die gesellschaftliche oder halbweltliche Sensation die Rolle der wahren Theaterbegeisterung übernahm.

Vor achtunddreißig Jahren und drei Monaten — dem Tag nachgerechnet, an dem ich dies schreibe — sah ich eine Aufführung des Kaufmanns von Venedig unter Henry Irving aus London. Das war noch die Zeit, als es für unerhörten Realismus galt, daß die Türen auf der Bühne wirkliche Klinken, die hörbar zuschnappten, erhielten. Aber schon damals ließ Irving zu Anfang der ersten Szene des fünften Aufzugs eine ausgelassene, vermummte Karnevalsgesellschaft lachend und scherzend über die Bühne jagen. Der



Das Freilufttheater im Großen Garten zu Dresden. Anonymer Kupferstich um 1780



Bühnenbild aus dem vierten Akt der Tragikomödie ‚Mirame‘ von Desmarets
Kupferstich von S. della Bella 1641. Vesme 940

Versuch also, zwischen den Zeilen des Dichters zu lesen, uns durch besondere Leistung in die richtige Stimmung zu versetzen, ist nicht das Verdienst des fast um ein Menschenalter späteren Reinhardts. Am 10. Oktober 1890 habe ich mir, mit Lebensgefahr könnte man sagen, durch das Gedränge in den Olymp zu einer Uraufführung, diesmal in London selbst, im Lyric Theatre, einen Weg gebahnt. Es handelte sich um Audrans Vaudeville „La cigale“ und als der Vorhang zum erstenmal aufging, nahm einem das schönste Bild, das man je gesehen hatte, auf eine Minute lang den Atem. Von einem großen Meister, Willem Maris, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, war ein Meierhof mit lebendem Vieh gestellt worden, nicht nach den Grundsätzen der bisherigen Theatermalerei, sondern als prachtvolles, impressionistisches Meisterwerk. Es war also auch nicht Reinhardt, der auf den Gedanken gekommen ist, sich, statt an den Tapezierer und Dekorateur, an den berühmten Maler zu wenden.

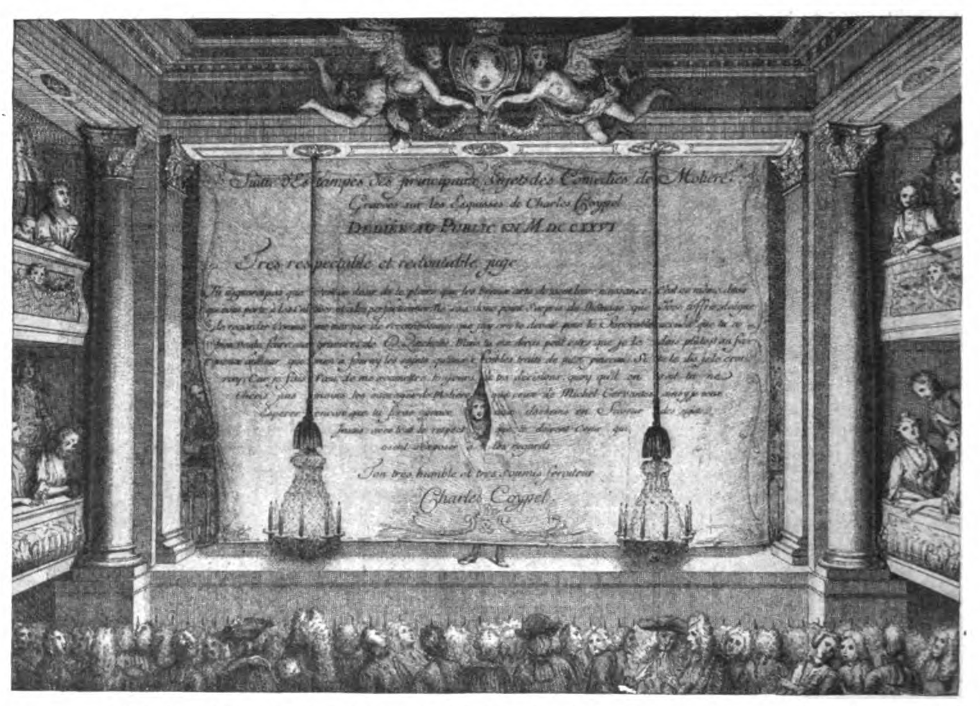
Es war aber auch nicht Reinhardt allein, der zu seiner Zeit das Gute geschaffen. Die Inszenierungskunst, die Dresdens Hoftheater 1903 mit der Jungfrau von Orleans und 1905 mit der Agnes Bernauer bot, hat er nie übertroffen, und einen so genialen Einfall, wie er bei der dortigen Neuinszenierung des Wallensteinschen Gastmahls im Jahr 1910 in Erscheinung trat, hat er nie gehabt. Hier ist die Tafel nach rückwärts hinter riesige Glastüren verlegt worden, durch die man wohl das Stimmengewirr der Hauptleute hörte und sie ständig sah. Nun jedoch störten die Zwischenreden des Kellermeisters mit den Bedienten usw. nicht mehr, da sie gewissermaßen in einem Vorraum stattfanden, und in ungemein geschickter Abwechslung wurden auch die übrigen Dialoge, entweder durch die zeitweilig geöffneten Türen laut, oder es traten die Redenden vorübergehend in den Vorderraum, bis zuletzt beim Aufheben der Tafel die ganze aufgeregte Gesellschaft dahinein flutete. — Ich berichte zunächst nur über das, was ich am eigenen Wohnort gesehen. Andre werden zweifellos ebensogut von Leistungen in ihren Städten erzählen können, die beweisen, daß der Berliner Theatermann nicht allein die Weisheit mit Löffeln gefressen hat. In Berlin hatte er freilich leicht Lorbeeren einheimsen, wo man an der Hofoper noch im Jahr 1914 die Amneris und ihr Gefolge in plus-que-droit Korsetts einherlaufen sehen konnte!

Bei Reinhardt aber, dem vielgepriesenen, sah ich am 3. November 1906 im „Wintermärchen“, für das Orlik die hübsche böhmische Dorftanzszenerie geschaffen hatte, Rasen- und Felsstücke Sägespäne speien, und am 19. Dezember desselben Jahres in den „Deutschen Kleinstädtern“ eine abgewirtschaftete Szenerie, bei der man durch die Fenster die Rückseiten der Kulissen sah! Dem Theaterleiter, der allenfalls den Premièren seine Liebe schenkt, dann aber bald alles in dieser Weise verschlampen läßt, gebührt meines Erachtens nicht dieses gesteigerte Lob, das so viele ihm entgegenbrachten. Und auch noch eines kann und wird man

ihm später einmal vorhalten — daß er das Seine dazu beigetragen hat, um das Theaterspiel in eine Sackgasse zu lenken.

Am 20. Oktober 1889, bei Gelegenheit der Aufführung eines Stückes im geschlossenen Kreis der Berliner „Freien Bühne“, stand im Verlauf des letzten Aufzugs ein Arzt im Zuschauerraum auf, schwenkte seine Zange und rief, ob er nicht auf die Bühne kommen und seines Amtes walten solle! Es gelang ihm nicht, die Aufführung erheblich zu stören. Es gelang ihm vor allem nicht, den Fortschritt einer Entwicklung auch nur um einen kleinen Augenblick aufzuhalten, jener Entwicklung unserer Bühne zu einer völlig veränderten Anschauung, zur Erfüllung des großen „Sehnens nach Wahrheit und Wirklichkeit“. Denn diese Uraufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ mag als der historische Moment gelten, in dem eine neue Kunst auf den Brettern, die die Welt bedeuten, bei uns in Deutschland über die alte gesiegt hat. Von dem Tag an ward die Bühne wieder Kanzel.

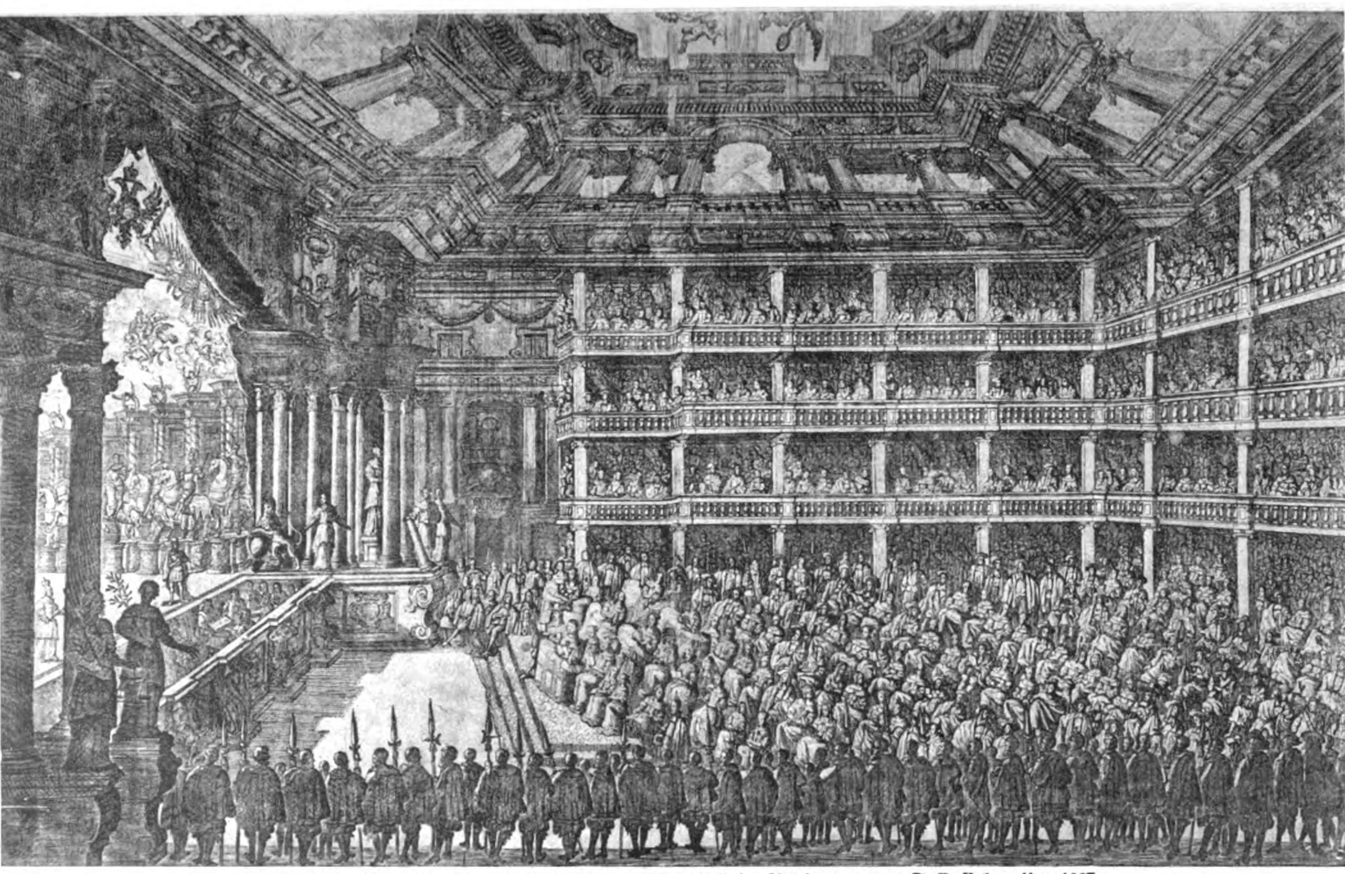
Zunächst trat wohl Ibsen seinen endgültigen Triumphzug an. Dem folgte der der Jungdeutschen, mit den beiden Hauptmann, mit Holz und Schlaf, Halbe, Hartleben usw. Zwar ist man nicht logisch geblieben und man hat das Beste, das Reifste, das überragend Folgerichtigste, was die nunmehr eingeschrittene Richtung je gezeitigt hat, Holz' „Ignorabimus“, nicht auf die Bühne gebracht — aber man ist ja, ganz wie bei der bildenden Kunst, überhaupt nicht beim Realismus geblieben. Es haben sich ganz verschiedene Bestrebungen nacheinander in schnellster Ablösung eingestellt. Eins aber ist immer gegenwärtig geblieben — der Kathederton. Jeder neue Ismus, jede neue Richtung, über Strindberg herab zu Goering, Herzog, Wildgans, Stücklen und wie sie alle heißen, ist gespickt voll Nebenabsichten, trieft von umwälzenden Anschauungen, predigt andere Lebenslehren, entfaltet — mit Keulen und Verwünschungen um sich schlagend — neue, keuchend hervorgestoßene, schwerlastende ästhetische Grundsätze. — Fürwahr die heitere Kunst ist Ernst, bitterer Ernst, blutiger Ernst geworden!



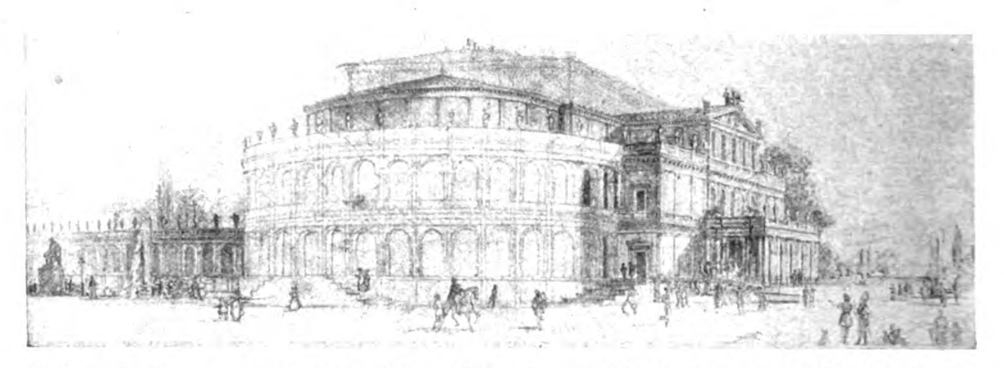
Das Proszenium der Molièrebühne. Kupferstich von F. Joullain nach Coypel 1726

Das hat auch den Schauspieler, in seiner Auffassung vom Wesen seiner Kunst, ergriffen. Er, und ebenso die Regie, glauben sich zum eigentlichen Schaffen berufen. Das Dichterwort erscheint ihnen zu schwach, ja, geradezu nebensächlich und oft einfach zu verwerfen. Der Bühnenleiter glaubt uns in Stimmung versetzen zu dürfen, indem er die Beleuchtung auf ein Nichts herabdreht, möge die Volksgesundheit darunter leiden; das erregt ihn nicht. Er meint aus unsrer Seele Gefühle und Psychosen durch Parallellinien oder Diagonalstreifen in der Szenerie herauslocken zu können!

Hierorts sah ich mir im Mai 1910 die „Minna von Barnhelm“ an — damals noch



Vorstellung im Opernhaus auf der Wiener Burgbastei. Radierung von F. Geffels. Um 1667



Entwurf G. Sempers zu seinem ersten, 1835 bis 1841 erbauten Hoftheater in Dresden. Graphitzeichnung

in einer entzückenden, sich rechtmäßig ganz an Chodowiecki anlehnenden Aufmachung von Fanto, und es wurde gewiß alles andre als schlendrianmäßig gespielt. Als ich darauf der Trägerin der Minna gegenüber dennoch mein gelindes Befremden darüber kundgab, daß man aus Lessing ein modernes Konversationsstück gemacht habe, lächelte sie überlegen und belehrte mich stolz, daß es die Aufgabe des heutigen Schauspielers sei, den alten Zügen neuen Geist einzuhauchen. Vier Jahre später erlebte ich „Kabale und Liebe" im neuen Haus. Die Aufführung war fein psychologisch, realistisch, intim zu einer Liebestragödie ausgebaut worden. Der Darsteller des Ferdinand leistete Ungewöhnliches, um uns das Schicksal der Gestalt menschlich ganz nahe zu rücken, und die damalige Luise handelte überzeugend, fast bis zur Peinlichkeit, Wort für Wort, Schritt für Schritt so, wie eine leibhaftige Luise — des Jahres 1914 gehandelt haben möchte.

Gut und schön! Aber — ich fragte mich



Innenraum von Sempers erstem Dresdener Hoftheater, das 1841 vollendet wurde und 1869 abbrannte
Bemalter Kupferstich



Die italienischen Schauspieler. Kupferstich von J. Baron nach A. Watteau. Um 1719

nur eine entfernte Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Wenn man daher gerade diese Seite des Stückes ernster nimmt, als es der Dichter selbst tat, stellt man ihn doch nur bloß.

Bei all' dem gesteigerten Ernst, den das Theater nun seit fast einem Menschenalter seinen Aufgaben zuwendet, geht einer leer aus, — den Dichter selbst, d. h. den alten, sieht man nicht mehr für voll an.

Eines Tages im Münchener Hoftheater (wenn ich nicht irre, war es in „Schleicher und Genossen") wunderte ich mich, einen mir ganz unbekannten Schauspieler in einer Hauptrolle zu finden. Erst gegen Ende der Aufführung bekam ich den Zettel in die Hand und dann erstaunte ich erst recht, daß es sich um Häußer handelte. Häußer, den ich doch mindestens schon in zehn Rollen gesehen hatte! Der jüngere Theaterbesucher von heute wird mir das kaum glauben. Denn, wenn nichts anderes, so ist ihm eins aufgefallen, daß jeder den ganzen Abend über: Gesetzt, ein sonst gebildeter Mann, der zufällig von diesem Stück nie gehört habe, säße neben mir, — was würde er wohl von dem Dichter denken? Würde er ihm nicht merkwürdig, ja abgeschmackt vorkommen? Ich meine, „Kabale und Liebe" ist die große Tragödie „in tyrannos!" Das, scheint mir, sollte symbolisch, großzügig und mit Betonung herausgearbeitet werden, so daß der einzelne, dessen Schicksal, vor allem die Liebesgeschichte, darüber ganz zur Nebensache wird. Macht man intime, moderne Menschen aus diesen fast allegorisch angelegten Schemen des achtzehnten Jahrhunderts, so wirkt die Art, wie sich Ferdinand täuschen läßt, doch geradezu lächerlich, albern und kindisch. Sie bleibt erträglich nur dann, wenn sie uns auf keine Weise als wirkliche Begebenheit nahegelegt wird. Schiller war sie keine Hauptsache, im Gegenteil so sehr Nebensache, daß er sich nicht die geringste Mühe gab, ihr auch



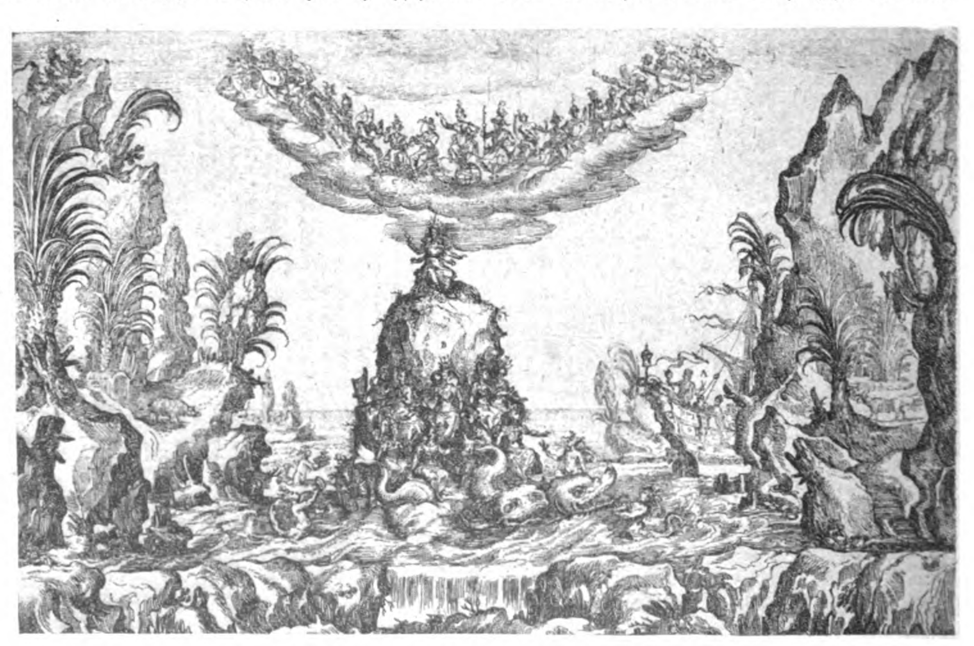
Die französischen Schauspieler. Kupferstich von J. M. Liotard nach A. Watteau
Um 1709

Schauspieler und jede Schauspielerin vor allem allabendlich bemüht ist, sich selbst — ohne Inanspruchnahme des Zettels — zu erkennen zu geben.

Hat doch Hermann Bahr mit breiter Behaglichkeit das echt wienerische Paradoxon aufgestellt: wenn jemand zu mir kommt und sagt, mein Junge muß Schauspieler werden, der kann jedermann so prachtvoll nachmachen — so sage ich gleich, nein, der hat gewiß kein Talent, haltet ihn fern von der Bühne. Es gehört eine Bahrsche Auffassung von Verantwortlichkeitsgefühl dazu, zu predigen, daß der Schauspieler und nicht die Rolle auf der Bühne erstehen müsse. Und diesen geistreichelnden Widerspruch nahm die Zeit hin nicht nur von Bahr, sondern vom Vorbild, dem er seinen Satz entzogen hatte. Eleonore Duse besaß ein Lächeln, so bezaubernd wie das der Cleo de Merode. Sie konnte auf Abruf erröten und wirkliche Tränen fließen lassen. Sie konnte einen Ton anschlagen, daß der Zuhörer plötzlich aufspitzte und sich sagte: „Das ist nicht mehr Bühne, das ist Leben.“ Mit diesem Rüstzeug ausgestattet, aber auch mit diesem allein, gab sie jede Rolle. Das Lächeln, das Erröten, die Tränen, der Ton kamen jeden Abend vor und gewannen die Schlacht, gleichviel ob die Schauspielerin sich als Mirandolina oder als Marguerite Gautier verkleidet hatte. Ich habe sie zu Leipzig in einer Aufführung der „Hedda Gabler“ gesehen — ich glaube, Ibsen wäre auf das Auswärtige Amt mit einem Protest gelaufen, wenn er es hätte erdulden müssen. Hier war, um nur eins hervorzuheben, die trübe, verwickelte nordische Gestalt zur hochschicken Mailänder Gesellschaftsdame geworden! — Aber, zum Henker auch! — ich habe doch, wenn ich mein gutes Geld hergebe, ein Anrecht auf Ibsen, Goldoni, meinetwegen Sardou und brauche mich nicht immer mit der Duse abspeisen zu lassen!

Da ich so selten oder nie auf der Bühne jetzt das finde, was ich sehnlichst suche, verlege ich mich aufs Schmökern — neulich in Reclam. Vorige Woche verfiel ich auf Albinis „Kunst und Natur“. Wäre ich heute zwanzig Jahre, ich bin fest überzeugt, das ganze Stück, insbesondere die fünfte Szene des 3. Aufzugs, wären mir völlig unverständlich. Es ist so gar keine Spur „wahren Lebens“ darin. Da ich aber die Erinnerung an alte Zeiten habe, da es noch eine Kunst gab, die von Können abgeleitet wurde, so erkenne ich, daß es eine Glanzszene für die Schauspielerin von Anno dazumal gewesen sein muß. War sie eine erste in ihrem Fach, so muß sie damit die Zuschauer durch Geist und überlegenes Können in Atem gehalten und entzückt haben. So etwa wie Friedrich Haase, wenn er die Rolle des Lord Harleigh („Sie ist wahnsinnig“) oder noch besser den alten Grafen Rocheferière („Eine Partie Piquet“) spielte.

Freilich — man hat gelernt, das „Virtuosität“ zu nennen — und es zu verpönen. Aber warum denn? In den Schwesterkünsten urteilt man doch nicht so. Man schätzt Eugen d'Albert heute doch nicht mehr so als einst, da er noch tadelloser Virtuose war. Alle Seele und alle Lebenswärme würde dem Geiger, dem Klavierspieler nichts nützen, wenn er nicht das rein Technische, das Vir-



Das Schiff Amerigo Vespuccis. Dekoration zum vierten Zwischenspiel einer Festoper
Aufgeführt 1608 zur Hochzeit Cosmos von Medici. Radierung von R. Cantagallina. Bartsch 16



Szenenbild zu Molières ‚Der Ruhmredige'
Kupferstich von N. G. Dupuis nach N. Lancret. Um 1740

vergönnen, einiges zur Erläuterung der Bilder vorzutragen.

Die Anfänge unseres heutigen Theaters liegen bekanntlich im Schoß der katholischen Kirche. Geschichten aus der Bibel, die sogenannten Mysterien und christlichen Allegorien, Moralitäten geheißen — neuerdings ist eine alte englische „Moralität" „Jedermann" durch Hofmannsthal zu neuem Leben erweckt worden — sind von Kirchendienern im Mittelalter, zunächst auf den Terrassen und Plätzen vor den Domen aufgeführt worden. Auch das antike Theater war ja eine Freilichtbühne, und das Theaterspielen im Freien hat sich noch lange erhalten, nach dem die im festen Bau eingeschlossene Bühne bereits das allgemein Gegebene, auch im Süden war.

Die Radierung de Boissieus zeigt uns eine Bühne im Freien, wie sie Dujardin um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf seiner Wanderschaft in Italien aufnahm. Die wandernde Truppe errichtete vor irgendeiner Scheune mit Brettern auf Fässern ein Podium, auf das die Spieler durch den denkbar schlichtesten aller Vorhänge ein- und abtraten. Kulissen bedurfte diese Commedia

tuose auch bemeistert hat. — Virtuosität ist Können — und Können, meine ich, schändet nie. Auf geistiges Können stößt man heute am Theater nur aller hundert Kilometer einmal: es wird alles „mit dem Herzen" gemacht.

Und anderseits — in der bildenden Kunst ist man doch längst wieder vom Glauben abgekommen, daß das Künstlerwerk sich ausnahmslos, ächzend hart an die Natur drängen muß. Warum bleibt es die conditio sine qua non für die Bühnenkunst? Der Geist des Dramatikers und des Schauspielers kann sich mit seinen eigenen Gedanken befassen, wenn sie auch nicht im Leben fußen, sondern neben dem Erleben stehen. Dem Theater würde es nicht Abbruch tun, wenn es sich wieder darauf besänne, daß es dem Schau**spiel** dienen darf, dem spielerischen Vortrag von Künsten der Einbildungskraft, die uns nicht erschüttern, bewegen, belehren, bestimmen, lenken, aufklären wollen, sondern nur den allerfeinsten, ästhetischen Genuß bereiten möchten. — —

Und nun fällt mir meine Sünde schwer aufs Herz. Was, — wird der Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, sagen, — hat dies alles mit den Bildern, die hier zu sehen sind, zu tun. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, und ich habe geplaudert, statt bei der Stange zu bleiben.

Die „Stange" ist eine Theaterausstellung im Kupferstichkabinett zu Dresden, von deren rund dreihundert Blatt unsere einundzwanzig Abbildungen eine kleine Blütenlese bilden. Die ganze Veranstaltung, verglichen etwa mit der Wiener Theaterausstellung vom Jahr 1892, oder mit der demnächst ebenda zu eröffnenden, war ja nur ein bescheidenes Unternehmen. Aber wo man auch das Theater packt, ist es interessant, und man mag mir noch



Die Pariser Opersängerin Sabine Heinefetter
Steindruck von H. Grevedon. 1829



Faustina Hasse als Attilia in ‚Attilio Regolo' von Metastasio. Zeichnung aus dem Vestiarium für die Aufführung in Dresden, Fastnacht 1750

dell' arte, dieses Improvisationsspielen nicht. Mit fünf bis sechs stehenden Personen, dem Mezzetin, dem Pantaleone, Bajazzo, der Colombine usw., deren Charakter feststand und jedem der Zuschauer von Anfang an geläufig war, wurde das jeweilige Stück bestritten. Derbe Späße und ein saftiger Dialog waren die Hauptsache. Den Mitspielern war die Freiheit gegeben, aus dem Stegreif in das Gerippe des Stückes hineinzudichten, und wer die schlagendsten Einfälle hatte, wer die größte Behendigkeit besaß, nicht wer im heutigen Sinne über schauspielerische Darstellungskünste verfügte, war der gemachte Mann.

Eine andere Art von Freilufttheater war jenes, das sich die Höfe im achtzehnten Jahrhundert für Sommergebrauch in den Schloßparks einrichteten, um zunächst Schäferstücke und „antikische" Idyllen spielen zu lassen. Als Kulissen und Prospekt gab es die rokokomäßig verschnittenen Hecken, Sträucher und Bäume, auch Lauben, wie unser Bild des Theaters im Großen Garten zu Dresden zeigt. Diese Anlage ist noch heute erhalten, wenn sie auch wesentlich anders und einfacher aussieht, und kurz vorm Krieg hat man auch gelegentlich darin gespielt. Wie gewöhnlich hat der Zeichner die Verhältnisse viel größer angegeben, als sie in Wirklichkeit sind. Heute dagegen spricht der stattliche, einrahmende Baumwuchs viel gewaltiger mit, und lediglich Hecken, nicht Lauben, bilden die Kulissen. In Warschau, Salzburg, wahrscheinlich aber auch anderswo, sollen noch derartige Freiluftbühnen erhalten sein.

Ein wichtiges Glied des Innentheaterraums ist das Proszenium, mit dem die Architekten von jeher allerhand Versuche angestellt haben. Einer der beliebtesten ist, das Proszenium als Bilderrahmen zu gestalten. Die Schwierigkeit bringt die untere Leiste mit sich, aber es gibt wohlgelungene Beispiele, und wenn es auch vielleicht ein bißchen „sinnig" ist, die Vorgänge auf der Bühne als durch einen Rahmen anzusehende Gemälde zu bieten, so ganz unglücklich ist der Gedanke nicht. Wie prachtvoll eine rein architektonische Lösung wirken kann, zeigt das Bild von della Bella zu Desmarets „Mirame". Das ist allervorzüglichster Barockstil, der für die prunkhafte Szenerie eine ideale Folie bildet.

Interessant ist das Bild der Molièrebühne in Coypels Zeichnung für das Titelblatt einer Illustrationsfolge zu Molières Lustspielen. Der Saal ist augenscheinlich sehr klein und intim gehalten — ich kenne keinen unsrer modernen „Kammerspiel"theaterräume, der annähernd so glücklich wäre. Durch die Spalte zwischen Vorhang und Proszenium sieht man die besetzten Bühnenlogen für bevorzugte, vornehme Gönner; eine Sitte, schon beim Shakespearetheater in Gebrauch, die sich über 150 Jahre erhalten hat. Merkwürdig ist die Rampenlichtbeleuchtung. Wie geduldig waren doch die Zuschauer, die sich gegen eine solche ungeschickte Anordnung nicht aufbäumten: wie müssen sie doch auf die Hauptsache, den literarischen und den schauspielerischen Genuß, eingestellt gewesen sein, um sich durch derartiges nicht stören zu lassen!

Prunkvoll und überaus reich im Proszenium, in der Saalanlage und der gemalten



Zerline Warburg, verehel. Gabillon k. k. Hofschauspielerin. Steindruck von J. Kriehuber. Wurzbach 2321



Szenenbild zu Gays ‚Bettelmanns Oper‘. Kupferstich von W. Blake (1790) nach W. Hogarth

Scheinarchitektur muß das ehemalige Wiener Burgbasteitheater gewesen sein. Merkwürdig ist die Viereckigkeit der Anlage. In kleinen Anlagen, so z. B. den Kammerspielen und dem Kleinen Theater zu Berlin, hat man sich vor der Wiederaufnahme des Gedankens nicht gescheut. Sehr interessant ist bei diesem Bild der Einblick in die Szenerie, worauf ich gleich wieder zurückkommen werde, und die Anordnung des Hofs im Zuschauerraum mit den Hellebardieren, usw.

Das Innere von Sempers erstem Dresdener Hoftheater war im Proszenium viel vornehmer, als unser Bild nach dem bemalten Blättchen eines höchst unbedeutenden namenlosen Stechers ahnen läßt. Dieser hat die edlen Formen und Profile des berühmten Baumeisters, in denen seine Hauptstärke lag, kläglich verhunzt. Das heutige Haus, in dem dieser Teil des alten wesentlich ganz gleich auferstand, beweist das. Im übrigen zeigt der Saal die geschweifte, eiförmige Anlage mit den schmalen Logenterrassen, die architektonisch so wirkungsvoll, praktisch aber unglaublich schlecht ist. Von einem Fünftel der Plätze aus kann man überhaupt nicht sehen. Die Anlage geht auf das höfische achtzehnte Jahrhundert zurück, als die Theateraufführung eine gesellschaftliche Angelegenheit war und man sich nur augenblicksweise der Bühne zuwendete. Berichtet doch noch Richard Wagner 1841, daß bei einer Don Juan-Aufführung in Paris, Unruhe, Rücken, Winke, Fächerspiel usw. im Publikum sich erst legten, ein wirkliches Interesse für die Bühne erst dann eintrat, als Rubini in der B-dur-Arie seinen berühmten Triller von A nach B schlug. Wer das ideale Haus für eine solche Zuschauerschar sehen will, der muß sich das La Fenice-Theater in Venedig ansehen. Es sind nun allerdings auch



Karikatur auf den Theaterdirektor W. Henkel in Düsseldorf als Wallenstein. Radierung von Andreas Achenbach

33 Jahre her, seitdem ich drin war, und vielleicht ist es umgebaut worden, aber damals waren die Scheidewände der Seitenlogen nicht etwa nach der Bühne zu sondern von der Bühne weg nach der Mitte des Saales gerichtet. Wer also nicht einen Vorderplatz in der Loge hatte, konnte überhaupt nicht die Bühne, sondern nur die Gesellschaft mitten im Saal sehen. Und in der Tat, wir armen Ausländer im Stehparkett hörten auch beinahe mehr von der Konversation des Publikums als vom Gesang auf der Bühne.

Szenenbilder aus alter Zeit bieten die „Italienischen Schauspieler" und die „Französischen Schauspieler" zu Paris dar. Die Italiener hatte Ludwig XIV. zwar 1697 verbannt, was Watteau, der Maler unsrer beiden Bilder, auch verewigt hat; sie waren aber bald wieder gekommen. Hier sehen wir sämtliche Typen wie zu einer Schlußverbeugung auf der Bühne versammelt. Die Franzosen dagegen spielen noch eine tragische Szene in der Tracht, die damals für antik galt. So kostümierten sich die Artaxerxese, die Alexander, die Medeen usw. auf der Bühne Augusts des Starken, wie zahllose Figurinen der Zeit, heut im Dresdener Kupferstichkabinett aufbewahrt, verraten. Was überhaupt auf der Bühne ehedem an „historischen Kostümen" geleistet worden ist, übersteigt alle Begriffe. Noch vom berühmten Garrick gibt es Bildnisse als Macbeth, in der er eigentlich mehr George III. als dem alten Schottenfürsten gleicht. Man sehe sich auch Chodowieckische Kupfer an, die Bühnenbilder von Stücken mit romantisch-mittelalterlicher Tracht bieten.



Der Dresdener Schauspieler Bogumil Dawison in acht Charaktermasken. Steindruck von H. König

Übrigens habe ich noch Pauline Ulrich in einem „Renaissance-Federhut" als Gräfin Orsina gesehen, von dem man sich nur leise weinend abwenden konnte. Da war das Lustspiel Molières schon glücklicher daran, das sich bereits um 1740 in der schönen Tracht des damaligen Tages, man vergleiche Dupuis' Stich nach Lancret, zeigen durfte.



Das Schminken der Statisten
Bemalter Steindruck von L. Boilly 1824

Ein interessantes Bühnenbild ist noch dasjenige zu Gays „Beggar's Opera". Es ist nicht von ungefähr, daß es von Hogarth herrührt. Hogarth war der Typ des bornierten Insulaners, dem alles Ausländische von vornherein verdammenswert erschien, eben weil es nicht englisch war. Sein Haß und seine Spottlust ergoß sich selbst über die Renaissancekunst, und er glaubte in seiner „Ghismonda" ein Werk geschaffen zu haben, über das man leicht Raffaello, Lionardo und tutti quanti vergessen dürfe. Gays 1727 herausgebrachte „Bettelmanns Oper" war zur Verhöhnung der italienischen Oper in London geschrieben worden, und es gelang ihr auch, die Rivalin auf einige Zeit zu vertreiben. Außerdem gebärdete sie sich als nationales Werk für das englische Volk, und die Gesänge ruhten zum Teil auf volkstümlichen Liedern und Gassenhauern. Wir würden eigentlich diese englische „Oper" mit der Bezeichnung Vaudeville, höchstens Spieloper bedenken: der ge-

sprochene Dialog ist die Hauptsache für den Engländer. Noch Genest, der berühmte Historiograph des englischen Theaters, schreibt über den „Freischütz", als er 1824 in London erschien, er wäre ja ganz nett, aber es wäre doch sehr störend, daß gar so viel Musik drin wäre; die nähme ja kein Ende.

Wir sind geneigt, über die Fortschritte der neueren Theatermaschinerie zu staunen, und was mittels der Abarten elektrischer Beleuchtung erreicht worden ist, mag ja auch bewunderungswürdig sein. Sonst aber haben die alten Techniker schon vor 300 Jahren die tollsten Zaubereien geleistet. Die Ausstattungsstücke waren schon damals fabelhafte Sehenswürdigkeiten, „Spektakel", welchem Wort wir heut die Bedeutung einer Nebenerscheinung (dem Lärm) dieser Künste beilegen. Auf dem Bild des Wiener Burgbasteitheaters erkennt man links in der Luft fliegende Gestalten. Die Radierung von Cantagallina zeigt eine der vielen Zaubereien, mit der eine Festoper im Jahr 1609 zu Florenz prunkte. Im Himmel erscheint ein ganzer Olymp gleichsam. Unten flutet das Meer durch eine Inselschar, und Delphine ziehen das zum Eiland ausgebaute reichbesetzte Schiff des Amerikareisenden. Durch Angabe des Rads links verrät der Zeichner, daß es sich um eine großartige Theatermaschinerie handelt.

Unsere Theaterausstellung barg natürlich auch eine größere Zahl von Bildnissen berühmter Theaterpersonen beiderlei Geschlechts. Eins der ältesten war jenes der Gemahlin des Dresdner Kapellmeisters, der Sängerin Faustina Hasse als Attilia in Metastasios „Attilio Regolo". Es befindet sich mit mehr als einem Dutzend anderer in einem Vestiarium zu dieser Aufführung, das, prachtvoll von einem Miniaturmaler ausgeführt und wunderschön in Leder gebunden, dem König August III., der sich persönlich um alles am Theater kümmerte, vorgelegt wurde. In Dresden befindet sich ein derartiges Vestiarium, in dem sogar noch Stoffproben für jedes Kostüm eingeklebt sind, die dem König zur Begutachtung vorgelegt worden sind. An einer Probe scheint er auch etwas auszusetzen gehabt zu haben, denn sie fehlt und ist offenbar herausgerissen worden.

Das Bildnis der Wiener Gabillon ist eine Wiedergabe des reizvollen Steindrucks von Kriehuber. Ihm verdanken wir etwa 1500



Abschied vor der Loge. Aus dem ‚Monument du Costume'. Kupferstich von R. Delaunay nach J. M. Morlau 1777. Maherault 358,2



Einlaßkarte zur „Comédie Française"
Kupferstich von M. Le Mire. Um 1775

derartige Steindruckbildnisse, darunter zahlreiche Theaterleute. Aber eins wie das andere ist vorzüglich und man kann sie ohne zu ermüden alle durchsehen. Es ist was Eigenes um die gediegene alte Zeit und ihr Stilgefühl, um die Bescheidenheit des Künstlers, der ganz hinter sein Werk zu treten bereit ist. Karl Bauers Bertha Morena ist gewiß ein ansprechendes, vielleicht höherstehendes Bildnis als irgend etwas, das Kriehuber schuf. Aber diesen Stand verdankt es der Voranstellung des künstlerischen Eigenwillens vor dem rein Stilistisch-Technischen. Man muß schon ein großes Genie sein, um immer auf diese Weise die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund stellen zu können. Niemand dürfte es vertragen, nur halb soviel Karl Bauers hintereinander als Kriehubers sich anzusehen. Der Künstler der schlichteren Zeit hält auf die Dauer doch besser stand.

Von den übrigen Abbildungen mag nur noch auf zwei besonders hingewiesen sein, die beide nur äußerlich mit der Theaterwelt zu tun haben. Der „Abschied vor der Loge" ist ein Blatt aus der herrlichen Folge von Sittenschilderungen des J. M. Moreau le jeune aus dem Jahre 1777, die zu den wichtigsten kulturgeschichtlichen Darstellungen gehören, die wir überhaupt besitzen. Der Gesamttitel „Monument du Costume", der ihr von Anfang an beigegeben ward, zeigt, daß schon der Urheber über die Bedeutung seiner Schöpfung im klaren war. Die Einlaßkarte zur Comédie Française mit ihrer entzückenden Dekoration kann einen angesichts unsrer jetzigen Karten mit Wehmut erfüllen. Die heutigen Kunstgewerbler suchen ja immer nach neuen Gebieten zur Betätigung! Die verzierte Besuchskarte hat nicht eingeschlagen, und das ist auch nicht verwunderlich, denn es ist noch sehr die Frage, ob sie an sich nicht geschmacklos ist. Aber die Eintrittskarte vertrug die Verzierung, und heutzutage, da man mit Hilfe der Reklame alles zu retten weiß, müßte sie auch leicht wirtschaftlich lohnend zu gestalten sein.



Die Opernsängerin Bertha Morena
Steindruck von Karl Bauer

Die Reiterin. Von Karl von Berlepsch

Nun Schritt! — Es dämmert schon. Die zarten Birken zittern
In grünlich blauer Abendluft. Es quillt wie Schaum
Der Nebel aus dem Grund. Der Stute Nüstern wittern
Den nahen Stall. Sie schnaubt, beißt knirschend auf den Zaum
Und mag den Zügel nicht. Doch Dora-Annas Wille
Gebietet ihr nach raschem Ritt noch Mäßigung.
Es schlendert sich so gut durch weiche Abendstille,
Gedanken kommen da . . . He du! Was soll der Sprung!
Sei ruhig, Irma! . . . Weißt du noch? Heut sind's vier Jahre,
Als er zum letzten Mal auf Heimaturlaub kam. —
Wir ritten diesen Weg. Er riß an der Kandare,
Ganz gegen seine Art, sonst gar so mitteilsam,
Heut still. Es war, als ob sein Blick gradaus sich bohrte
Ins Abendgrau, und seine Worte kamen stoßweis, zag.
Wie war es doch? . . . Ach, diese Stimme, die umflorte,
Sie fragte mich verstört: „Sag', Dora-Anna, sag'!
. . . Wenn ich . . . nicht wiederkomme . . . wirst du treu mir bleiben?
Du kennst mich ja aus Briefen nur . . . Soldatenlieb!
Und sollst auf Leben und auf Tod dich mir verschreiben! . . .
Vielleicht, daß später doch ein andrer käm . . . und blieb . . ."
„Harald, wozu die Qual! . . . Ich weiß, du kehrst mir wieder!"
„Schwör' es mir, Dora-Anna! Schwör'! Du bleibst mir treu?" . . .
„Ich schwör' es, Harald, dir!" — da hob er seine Lider
Und sah mich an mit einer ungewissen Scheu,
So wie ich niemals ihn gekannt . . . War's eine Ahnung? . . .

Zwei Jahr, nachdem er fiel, — mein Gott, die tolle Zeit! —
Gedacht ich nicht mehr meines Schwurs und seiner Mahnung.
Der andre kam und nahm! . . . Das liegt nun schon so weit! . . .
Und heute plötzlich will's mich fast erdrücken,
Daß ich so schlecht an meinem Toten hab' getan . . .
Irma, was hast du nur? . . . du scheust vor Baum und Brücken! . . .
Ich glaub', das Kreuz am Weg dort hat dir's angetan! . . .
. . . Wieder die Augen . . . Augen, die nicht von mir lassen!
Heut bitten sie nicht mehr! . . . Nein, nein, sie fordern hart! . . .
Und Hände fühl ich ausgestreckt, die greifen . . . fassen! . . .
Ist das ein toller Fieberwahnsinn, der mich narrt? — —
Ich hätte doch so ganz allein nicht sollen reiten!
Irma, geh an! . . . Wer fällt dir in die Zügel, Tier? . . .
Ich kann nicht mehr! . . . Laß . . . laß mich aus dem Sattel gleiten!
Du überschlägst dich, drückst mich tot! . . . Hilf Himmel mir!
. . . Harald, bist du's? . . . Wie grausig kalt sind deine Küsse!
Ich hasse . . . hasse dich! . . . Ach . . . nun ist . . . alles aus! . . .
. . . Ein reiterloses, heißes Pferd, Schaum vorm Gebisse,
Stand zitternd still vor einem hohen, stummen Haus.

Farben, Färberei und Farbenechtheit

Von Dr. E. Chambon

> Die Menschen empfinden im allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer wie es des Lichtes bedarf. — Goethe.



Die Freude an Farben, das Verlangen, sich und die ihn umgebenden Dinge mit Farben zu schmücken, ist dem Menschen von der grauesten Urzeit bis auf den heutigen Tag eigen. Farben zieren den einzelnen und zeichnen ihn aus; sie dienten von jeher zur Verschönerung und Erhöhung jeder feierlichen Handlung und sie unterstützten zu allen Zeiten den Glanz und die Hoheit weltlicher Größe. Wohin wir blicken, drängen sich uns farbige Wirkungen auf; wir werden durch sie beeinflußt, und bewußt oder unbewußt sucht der Mensch seine Existenz durch sie zu steigern und zu beleben. Die Geschichte der Farben und der Färberei ist ein Stück Kulturgeschichte und kein uninteressantes. Leider ist die Kunde davon so dürftig, daß wir uns aus den gelegentlichen Äußerungen der alten Schriftsteller kein rechtes Bild machen können. Plinius und Plutarch nennen beiläufig die Färberei ein schmutziges, eines Freien unwürdiges Handwerk, woraus sich die literarische Vernachlässigung wohl erklärt. Ohne jeden Zweifel stand jedoch schon in vorgeschichtlichen Zeiten die Färberkunst auf keiner geringen Höhe. Bei Mumien aus dem 3. Jahrtausend hat man kunstvolle indigoblaue Leinenbänder gefunden. Die Ägypter kannten und übten die Buntweberei und eine Art von mehrfarbigem Druck auf gebeizten Leinenstoffen; diese Künste mochten ihnen von den viel älteren orientalischen und asiatischen Kulturen übermittelt sein. In der Odyssee spinnen die Königinnen Wolle, die „meerpurpurn", also blau wie das Jonische Meer genannt wird. Unter den von König Numa geordneten Zünften erscheinen die Färber, und als Hauptorte einer kunstvollen Färberei galten im Altertum außer den phönikischen Städten die Insel Thera im Ägäischen Meer und Palermo; dorthin wurde, eine sehr interessante Mitteilung, von den liparischen Inseln Alaun als Beize geliefert; noch heute ist Alaun, d. h. Tonerde, ein für die Färberei wichtiger Stoff. Als Haupterfordernis galten schon damals wie noch heute Dauerhaftigkeit und Waschechtheit der Färbungen. Verhältnismäßig am besten sind wir über den tyrischen Purpur unterrichtet. Dieser dem Indigo nahestehende, sehr echte blaurote Farbstoff wurde aus gewissen Seeschnecken gewonnen. Die mit ihm gefärbten Wollstoffe galten als sehr kostbar, und der Purpur wurde mit der Zeit das Vorrecht der Großen und ein Symbol fürstlicher Hoheit. Aus einer Stelle der Episteln des Horaz (I, 26) geht hervor, daß in Aquinum, einem Städtlein bei Rom, der echte Purpur gefälscht wurde: auch damals schon die minderwertige Nachahmung eines wertvollen Originals! Die verwendeten Farbstoffe stammten mit wenigen Ausnahmen aus dem Pflanzenreich. Sicher kannte das Altertum schon den Indigo. Die Römer färbten mit der einheimischen Indigopflanze, dem Waid, der in ganz Europa bis etwa 1600 allgemein in Gebrauch war, aber zweifellos war ihnen auch schon der hochwertige indische Indigo zugekommen, der, wie es scheint, als Medizin und Malerfarbe diente. Ebenso kannten sie den Krapp, den sie mit Alaun als Beize färbten: es ist dies die Farbe, die wir als Türkischrot noch heute schätzen. Durch Jahrhunderte blieb die Färberei ziemlich auf dem gleichen Stand; wir hören nur gelegentlich von ihr. Im 14. und 15. Jahrhundert hatten die Färbereien in Florenz und den flandrischen Städten großen Ruf; es ist die Blütezeit der Teppichwirkerei. Einige neue Farbstoffe kamen in den Zeiten nach der Entdeckung Amerikas hinzu, das wertvolle Blauholz, die Kochenille: diese tierischen Ursprungs. Im 16. Jahrhundert erschien dann der indische Indigo auf dem europäischen Markte und verdrängte langsam die einheimische Indigopflanze, den Waid, dessen Kultur in Thüringen vor dem Dreißigjährigen Kriege gleichwohl noch einen jährlichen Gewinn von „drei Tonnen Goldes", etwa 300000—400000 Reichstalern brachte.

Alles das änderte sich von Grund aus, als Mitte des vorigen Jahrhunderts die Farben aus Steinkohlenteer, unrichtig Anilinfarben genannt, aufkamen. Der erste Farbstoff dieser Klasse wurde 1856 in Manchester von W. Perkin im Laboratorium des deutschen Chemikers A. W. Hofmann, der später eine Zierde der Berliner Universität wurde, zufällig aufgefunden. Weitere Erfindungen, meistens ebenfalls empirischer Art, folgten dann in Frankreich, aber vom ersten Augenblicke an waren deutsche Chemiker an der Erforschung und dem Ausbau des neuen Gebietes beteiligt, so sehr, daß es im Laufe einiger Jahre sozusagen ihr spezielles Forschungsbereich wurde. Mit Ehren seien hier als bahnbrechende Pioniere außer A. W. Hofmann noch Heinrich Caro, P. Grieß, C. A. Martius und Kekulé genannt, denen sich später noch eine Reihe glänzender Namen deutscher Gelehrten anschloß. Die Wirkung dieser neuen Farbstoffe war ungeheuer. H. Caro hat später gesagt: „Eine neue Welt war erschlossen voll märchenhaften Reizes.



Der Dichter. Gemälde von Prof. Philipp Franck
(Ausstellung der Berliner Akademie 1922)



Für den einen ein Goldland, für den anderen ein aussichtsreiches Forschungsgebiet. Alles eilte dahin mit unwiderstehlicher Kraft getrieben, der Fabrikant, der Gelehrte, der Kaufmann, der Abenteurer." Diese Farben, die durch alle Nuancen des Spektrums gehen, blendeten durch ihren Glanz und ihre Mannigfaltigkeit, durch ihre leichte und bequeme Anwendbarkeit und die Möglichkeit, ganz neue Wirkungen zu erzielen. Aber mit der Zeit zeigten sich auch Nachteile. Man übersah oder prüfte nicht genau genug ihr Verhalten gegen äußere Einflüsse, der Konsument freute sich des neuen Farbenreichtums, der Fabrikant beruhigte sich, wenn seine Ware gekauft wurde. Ohne Zweifel sind da manche Fehlgriffe getan, mancher Mißbrauch getrieben worden, und ein Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Das Publikum kam schließlich hinter die Mängel, es wurde kopfscheu und erinnerte sich der alten Pflanzenfarbstoffe, welche es dann wieder als vermeintlich echter den neuen „künstlichen" Farben vorzuziehen geneigt war. Selbstverständlich gibt es unter den Teerfarben neben echten auch weniger echte, aber es gibt auch echte und unechte Pflanzenfarben, ja man kann mit vollem Rechte sagen, daß es unter diesen mehr unechte als echte gibt. Wenn man, wie es nicht selten geschieht, auf die Pflanzenfarbstoffe verweist, die aus vergangenen Zeiten auf uns überkommen sind, so begeht man einen Denkfehler: man vergißt, daß eben nur die echten Pflanzenfarbstoffe — hier sei in erster Linie das schon erwähnte uralte Geschwisterpaar Indigo und Krapp genannt — auf unsere Zeit gekommen sein können, während die viel zahlreicheren unechten längst vergangen sind. Einen augenfälligen Beweis hierfür bietet der Baumschlag auf alten Gobelins, der häufig blaugrün bis rein blau erscheint. Das Grün wurde aus Indigoblau und einem pflanzlichen Gelb hergestellt; letzteres ist lichtunecht, es verschwindet, und das echte Indigoblau bleibt allein zurück.

Unter Färberei versteht man die Vereinigung eines Farbstoffes mit einem Körper irgendeiner Art ohne Anwendung eines mechanischen Befestigungsmittels. Hierdurch unterscheidet sie sich vom Malen, Anstreichen und dem Buntdruck, die sich zum Befestigen der Farben eines Klebemittels (Öl, Firnis, Leim u. dergl.) bedienen. Beim Färben ist immer eine chemische oder chemisch-physikalische Wirkung zwischen Farbstoff und dem Färbegut anzunehmen. Fast alle Dinge werden gefärbt: Fasern allerart, Papier, Holz, Leder, Federn, Knochen, Pelze, Flüssigkeiten, Steine, Keramiken, Konserven, Eßwaren. Wir wollen unsere Betrachtungen auf die Gespinstfasern beschränken, die für die Volkswirtschaft wie für das tägliche Leben weitaus am wichtigsten sind. Die Gespinstfasern sind tierischer oder pflanzlicher Natur: erstere Wolle und Seide, letztere hauptsächlich Baumwolle, Leinen und Kunstseide. Für den menschlichen Haushalt haben die Pflanzenfasern — Baumwolle und Leinen in erster Linie — eine viel größere Bedeutung als die tierischen (Wolle und Seide). Dies ist schon in unseren Klimaten der Fall, aber noch weit mehr in den wärmeren, wo Wolle kaum noch in Betracht kommt. Das Verhältnis von 4:1 wird die Sachlage ziemlich richtig verdeutlichen. Hieraus folgt, daß alle Farbstoffe, die für Pflanzenfasern geeignet sind, eine größere Wichtigkeit als jene für Wolle haben, und weiter, daß die allerwichtigsten diejenigen sind, die auf ihnen echte Färbungen liefern. Wolle und Baumwolle zeigen ein ganz verschiedenes Verhalten, dem bei der Färberei Rechnung getragen werden muß. Wolle (und ähnlich Seide) ist sehr empfindlich gegen Lauge, Soda, scharfe Seife, aber widerstandsfähig gegen Säuren; bei Baumwolle und Leinen ist es gerade umgekehrt. Die Baumwolle wird durch ätzende Natronlauge veredelt. Dieses Verfahren wurde 1844 von Mercer erfunden, daher der Name Mercerisieren; so werden die glänzenden Perlgarne und seidenartigen Gewebe hergestellt. Säuren machen pflanzliche Fasern rasch morsch und brüchig. Es gibt daher Farbstoffe, die nach der Art ihrer Anwendung nur für Wolle und Seide oder nur für Baumwolle und Leinen geeignet sind, dann wieder andere, die für beide Gruppen dienen können. Zu den letzteren gehören die beiden ältesten und echtesten Farbstoffe, der Indigo und das Alizarin, der Farbstoff des Krapps. Die Wollfaser zeigt im allgemeinen größere Verwandtschaft zu den Farbstoffen als die Baumwolle; um echte Färbungen zu erhalten bedarf es für beide Faserarten in vielen Fällen eines Bindemittels zwischen Farbstoff und Faser, einer sog. Beize, wodurch die schöne Nuance und die Echtheit der Färbung erreicht wird. Gefärbt wird die Faser in allen Stadien der Verarbeitung, lose, als Gespinst und als fertiges Gewebe, in heißem oder kaltem Bade, auf Apparaten, die dem jeweiligen Zweck entsprechen. Eine Sonderstellung nehmen die Küpenfarbstoffe ein, deren Haupttypus der Indigo ist. Diese an sich wasserunlöslichen Farbstoffe müssen durch Zusatz chemischer Agenzien erst in Lösung gebracht werden, um in dieser sog. „Küpenform" von der Faser aufgenommen zu werden; durch Verhängen an der Luft wird dann erst allmählich der Farbstoff auf der Faser regeneriert und damit die richtige, echte Färbung erhalten. So wurde vermutlich der tyrische Purpur gefärbt; außer dem Indigo gehören in diese Klasse auch die echtesten aller Farbstoffe, die Indanthrene, von denen später die Rede sein wird. Der Zeugdruck ist eine örtlich begrenzte Färberei; er wird in dreierlei Weise ausgeübt. Einmal, indem der Farbstoff durch Walzen, Formen oder Model in geeigneter Weise auf den Stoff übertragen wird: direkter Druck. Oder indem man diejenigen Stellen, die bei der nachfolgenden Färbung nicht angefärbt werden sollen, mit einer schützenden Masse bedeckt: Reservedruck; oder endlich durch

Zerstören, Wegätzen des vorher aufgefärbten Farbstoffs an bestimmten, begrenzten Stellen: Ätzdruck. Diese drei Methoden können vielfach kombiniert werden und ihre zweckentsprechende Handhabung setzt beim Koloristen kein geringes Maß von Wissen und Können voraus. Drucken ist viel schwieriger als Färben. Wenn der Laie im Laden sechs-, acht-, zwölffarbige oder gar doppelseitige Drucke sieht, wird er sich wohl kaum bewußt, welches Maß von technischer Fertigkeit zu deren Zustandekommen Voraussetzung ist.

Mit Echtheit eines Farbstoffs bezeichnet man das Verhalten einer mit ihm hergestellten Färbung gegen äußere Einflüsse. Die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse wird bestimmt, 1. durch die Natur des Farbstoffs selber, 2. durch die Beschaffenheit des Körpers, auf den er gefärbt ist, 3. durch die Methode der Färbung, durch die Art des Aufbringens auf das Färbegut. Bei ein und demselben Farbstoff können sich äußere Einflüsse, sofern verschiedenes Färbegut und verschiedene Färbemethoden in Frage kommen, ganz verschieden geltend machen. Derselbe Farbstoff kann auf Wolle sehr echt, auf Baumwolle dagegen unecht sein; nach der Methode A auf Baumwolle gefärbt entspricht er allen Anforderungen, nach der Methode B verträgt er nicht einmal eine leichte Wäsche. Die äußeren Einflüsse sind verschiedener Art; man unterscheidet also auch verschiedene Echtheitsarten. Die wichtigsten für das tägliche Leben, für den menschlichen Haushalt sind: Licht-, Wasch- und Wetter- oder Tragechtheit. Letztere begreift in sich den Widerstand gegen die vereinigte Wirkung der Sonne, der Luft, des Regens, des Schmutzes, Schweißes und der nachfolgenden Wäsche. Ferner kann in Frage kommen die Beständigkeit gegen Chlor und sonstige Wasch- und Bleichmittel, gegen Bügeln, Reiben, Straßenschmutz usw. Für die Färberei in ihrem ganzen Umfange gelten zwei fundamentale Sätze, die im wesentlichen dasselbe besagen:

1. Jeder Farbstoff muß so lange halten wie der Körper, auf den er gefärbt ist.

2. Jede Färbung muß sich in ihrem Wesen und ihren Eigenschaften nach dem Zweck richten, für den der gefärbte Körper bestimmt ist. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen. Vorwiegend lichtecht müssen sein: Vorhänge, Tapeten, Möbelstoffe, Wandbespannungen; die Waschechtheit kommt hier viel weniger in Frage. Gefärbte Papiere für Plakate, Lampions usw. haben nur eine kurze Lebensdauer, Tapeten eine lange; hiernach müssen sich die angewendeten Farben richten. Vollkommene Licht- und Waschechtheit, die sich unter Umständen bis zur Tragechtheit steigern muß, wird mit Recht für alle Gebrauchsgegenstände gefordert: Wäsche allerart, Hemden, Taschentücher, Kleider, Schürzen, Blusen, Stickgarne, Trikotagen, Bettstoffe, Arbeitskleider, Wagenplanen, Zelttücher, Jagd- und Tropenkleidung, Kofferbezüge, Markisen, Stoffe für Rucksäcke, Brotbeutel. Bei Wollstoffen und Wollgarnen, die viel weniger gewaschen werden, ist die Lichtechtheit am wichtigsten; die Waschechtheit tritt zurück.

Den beiden wertvollsten Pflanzenfarbstoffen, Indigo und Krapp, hat die deutsche Farbenchemie und Farbenindustrie von Anfang an ihre ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Verhältnismäßig früh gelang es, gestützt auf die Forschungen zweier deutscher Gelehrten, Gräbe und Liebermann, die Farbstoffe des Krapps, die Alizarine, synthetisch herzustellen und dem Weltverbrauche zuzuführen (1869); erst viel später (1897) erschien der synthetische Indigo auf dem Markte, um alsbald seinen Siegeszug durch die Welt anzutreten und seinem Zwillingsbruder von der Pflanze den Garaus zu machen. In beiden Fällen war es die Badische Anilin & Soda-Fabrik in Ludwigshafen am Rhein, die führend voranging, und sie darf sich, ohne die Verdienste der anderen großen deutschen Farbenfabriken — nichtdeutsche kommen nicht Betracht — in diesem wissenschaftlich-technischen Wettstreite irgendwie schmälern zu wollen, das Alizarin und den Indigo sehr wohl als Ruhmestitel anrechnen.

In weitesten Kreisen des Publikums bestehen über Farben und Färberei noch große Unkenntnis und Vorurteile. Jeder hat von den hervorragenden Leistungen der deutschen Farbenindustrie gehört und gelesen, und immer wieder hört man die Ansicht: natürliche, d. h. Pflanzenfarben sind schlechthin echt, künstliche, d. h. Teerfarben ebenso unecht. Das wird ganz harmlos ausgesprochen, als wenn es da gar keines Beweises bedürfte. Man denkt nicht daran, daß man mit solchen gedankenlosen Reden der deutschen Farbstoffindustrie, deren Leistungen unerreicht in der Welt dastehen, das denkbar schlechteste Zeugnis ausstellt! Glaubt man im Ernst, daß sie ihren Weltruf mit geringwertigen Produkten hat erwerben und aufrechterhalten können? Aber man traut ihr ohne Überlegung zu, schlechte Ware auf den Markt zu bringen, ohne die entfernteste Ahnung zu haben, wie intensiv, gewissenhaft und zielbewußt in all den vielen Laboratorien an der Verbesserung und Vervollkommnung der Farbstoffe gearbeitet wird. Man überlegt nicht, daß der unbestrittene Weltruf der deutschen Farbstoffe, das Ansehen und Vertrauen, das die deutschen Farbstoffabriken in der ganzen Welt genießen, doch nur von der Güte und Zuverlässigkeit ihrer Erzeugnisse herrühren kann — diese Güte und Zuverlässigkeit sind aber das Ergebnis einer rastlosen, umsichtigen, von Wissen und Können getragenen Arbeit. Schon seit einer langen Reihe von Jahren geht das Streben der beteiligten Industrien durchaus in der Richtung, echte, allen berechtigten Ansprüchen genügende Farbstoffe und Färbungen herzustellen und auch das verbrauchende Publikum dahin zu erziehen, daß es diese Bestrebungen anerkenne, daß es sie auch seinerseits unterstütze und nicht durch unver-

ständige, von der jeweiligen Mode beeinflußte Anforderungen und Launen jene gewissenhaften Bestrebungen störe. Aber die Erziehung des Publikums ist, wie jeder Praktiker weiß, eine sehr schwierige Sache, und an manchem Übelstand, über den es jetzt klagt und sich entrüstet, ist es selber schuld. Nicht zum letzten ist auf den Unverstand in der Preisfrage hinzuweisen. Gute Sachen kosten im Ankauf mehr als schlechte, sind aber doch billiger: eine Binsenweisheit! Jede gute Ware kann durch geringwertige nachgeahmt und verdrängt, aber nicht ersetzt werden, in einem Maße, daß durch die geringwertige Nachahmung das gute Original in Mißachtung kommt — nicht nur auf dem Gebiete der Farben und Textilwaren! War es zu allen Zeiten empfehlenswert, farbige Stoffe und Gegenstände, die auf lange Dauer berechnet sind: Wäsche, Kleider, Vorhänge, Möbelstoffe und dergl. nur in guten und besten Qualitäten zu kaufen, so ist das heute, wo alle Gewebe, Garne und Stoffe so ungeheuerlich im Preise gestiegen sind, noch viel notwendiger. Die Farbe muß so lange halten wie der Stoff! Verschießt oder verwäscht sie sich früher, so ist der Gegenstand: das Wäschestück, der Sportanzug, das Kleid, der Vorhang entwertet und der Besitzer schwer geschädigt.

Indigo und Alizarin wurden zu allen Zeiten geschätzt und werden es noch heute. Auf Wolle ist der Indigo von hervorragender Beständigkeit; Alizarin, das feurige Türkischrot, ist unverwüstlich auf Baumwolle und Leinen. Hier läßt der Indigo, besonders in hellen Nuancen, etwas zu wünschen übrig, wenn er auch stets seine blaue Farbe behält und durch Licht und Wäsche nicht in Grau umschlägt. Also immerhin blieb der Wissenschaft und Technik noch Raum für Forschen und Verbessern, denn, wie schon gesagt, die Pflanzenfaser ist dem Menschen wertvoller als die tierische. Abgesehen vom Türkischrot sind die Nuancen der beiden Farbstoffe nicht sehr lebhaft; die Menschen empfinden aber eine große Freude an der Farbe, und so ist denn auch der Wunsch nach echten und lebhaften Farben begreiflich und gerechtfertigt. An diesem Problem ist lange gearbeitet worden, aber die Lösung ist über Erwarten gelungen. Eine neue Gruppe von Farbstoffen wurde in den letzten Jahren aufgefunden und ausgebaut. Man hat diese Farbstoffe, die zu der oben erwähnten Klasse der Küpenfarbstoffe gehören, Indanthrene genannt; hier finden sich nahezu alle Farbtöne in bisher unerreichter Widerstandsfähigkeit gegen Licht, Wäsche und gegen die Einflüsse der Witterung. Diese Indanthrenfarben spotten des Sonnenstrahls, und Lauge und Seife vermag ihnen nichts anzuhaben. Man kann sagen, daß die Haltbarkeit der Indanthrenfarben der Lebensdauer der Faser mindestens gleichkommt; wenn diese brüchig wird, ist die Farbe auf ihr noch unverändert; man hat Beispiele, daß indanthrenblaue Waschkleider nach 14jährigem Gebrauche kaum verändert waren. Die Indanthrenfarben sind für alle Arten von pflanzlicher Faser — also nicht für Wolle — und auch für Seide geeignet und entsprechen den höchsten Anforderungen. Die Textilindustrie — Druckereien, Färbereien, Webereien — hat auch alsbald die hohe Bedeutung dieser Indanthrenfarbstoffe erkannt und sich die vortrefflichen Eigenschaften, die leichte und sichere Anwendbarkeit für eine große Anzahl von Artikeln, an deren Echtheit große Anforderungen gestellt werden, zunutze gemacht. Erwünscht sind diese echten Farben auch dem Künstler, dem Innenarchitekten, der nicht mehr in Verlegenheit ist, wenn er echte — hier in erster Linie lichtechte — Farben für Wandbespannungen, Vorhänge, Möbel und Dekorationsstoffe braucht. Er kann seinen künstlerischen Ideen, seinem ästhetischen Empfinden nach Belieben Ausdruck geben, ohne befürchten zu müssen, daß schon nach Jahresfrist der ganze Farbenzusammenklang eines Raumes gestört erscheint, daß das leuchtende Blau oder Violett der Möbelbezüge nur noch in den Falten des Stoffes vorhanden ist oder daß die ursprünglich lebhaften Farben von Stickereien, Markisen, Stoffwänden in Grau zerfließen. Dem Künstler öffnen sich hier Möglichkeiten, die er bisher vergeblich anstrebte.

Das verbrauchende Publikum, jeder der gefärbte Stoffe braucht — und das tut jedermann — weiß noch heute so wenig von diesen Verhältnissen, daß immer wieder die Klage laut wird, es gebe keine echten Farben mehr, daß immer noch die alte Litanei von der Unechtheit der „Anilin"farben wiederholt und geduldig geglaubt wird. Habt doch Vertrauen zu der deutschen Farbstoffindustrie, von der jeder gehört hat, deren Leistungen aber in Deutschland von tausend kaum einer kennt. Es gibt vollkommen echte Farben: am Publikum liegt es, sie zu verlangen! Das Publikum möge die Lieferung echtfarbiger Textilwaren allerart: Garne, Kleiderstoffe, Vorhänge, Kattune, Möbelstoffe mit Bestimmtheit fordern, und der Kaufmann, der Fabrikant wird der Nachfrage Rechnung tragen. Die deutsche Farbstoffindustrie wird diese Richtung nach dem Guten und Echten gerne in jeder Weise unterstützen: sie kann allen Anforderungen genügen. —

Der Genius. Sinnspruch von C. F. W. Behl

Nur wenigen schenkt erstiegne Himmelsnähe
Den Glanz der Firnen und das Grün der Matten —
Ins Flachland schreckt der hohen Schroffen Jähe;
Die Menge hält vom Berge nur den Schatten.

Franz Schuberts „Unvollendete"

Von Dr. Konrad Huschke



Schuberts H-Moll-Symphonie, seine „Unvollendete", ist des Meisters tiefste und edelste Offenbarung auf symphonischem Gebiete. Mit ihrer blühenden Schwester, der himmlisch langen, sonnigen Frühlingssymphonie in C-Dur, streitet sie um den Ruhm der größeren Berühmtheit. Ihre Grundstimmung ist elegisch. Von Schwermut beschattet zieht sie wie ein Lenausches Meistergedicht an uns vorüber, das tragische Bild einer leidenden Seele:

„Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen ragen in die Lüfte
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Toten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Träne bricht,
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht."

Wer das Glück gehabt hat, sie unter einem berufenen Dirigenten, wie etwa Arthur Nikisch, zu dessen größten Wundern ihre Nachschöpfung gehörte, zu erleben, der wird dies nimmer vergessen.

Es war im September 1823, als Schubert an den steiermärkischen Musikverein in Graz, zu dessen Ehrenmitglied er in der Nachfolge Beethovens und Salieris ernannt worden war, ein respektvolles Schreiben richtete:

„Für das mir gütigst übersendete Ehren-Mitglieds-Diplom, welches ich wegen langer Abwesenheit von Wien erst vor einigen Tagen erhielt, danke ich verbindlichst. Möchte es meinem Eifer für die Tonkunst gelingen, dieser Auszeichnung einstens vollends würdig zu werden. Um auch in Tönen meinen lebhaften Dank auszudrücken, werde ich mir die Freyheit nehmen, dem löblichen Vereine ehestens eine meiner Sinfonien in Partitur zu überreichen. Mit ausgezeichneter Hochachtung eines löblichen Vereins dankergebenster, bereitwilligster Diener

Franz Schubert."

Die Symphonie, die von ihm auserwählt wurde, den wackeren Steiermärkern anvertraut zu werden, war die H-Moll-Symphonie. Seit fast einem Jahre lag sie bereits fertig vor. Auf ihrem Titelblatt standen als Aufschrift die Worte: „Sinfonia in H-Moll von Franz Schubert mpia." und als Ort und Datum: „Wien, den 30. Oktober 1822." Die Partitur hatte 29 Blätter, davon waren 25 beschrieben, sorgfältig und mit peinlichster Genauigkeit, nur wenige Verbesserungen waren darin. Der junge, damals 25 Jahre alte Meister hatte sie, wie wenige seiner Orchesterwerke, vorher in einer Art Klavierauszug skizziert.

Er mag sich wohl der Hoffnung hingegeben haben, daß sie in dem schönen, poesieumrauschten Graz, das er so liebte, bald ihre Uraufführung erleben und den Beifall der hochwohllöblichen Steiermärker Musikfreunde finden werde. Aber nichts von alledem geschah. Sein zugeknöpfter Intimus Anselm Hüttenbrenner, dem er sie zur Übermittelung an den Verein schickte, dachte weder an die Übermittelung noch gar an eine Aufführung, obwohl er in den Jahren 1825 bis 1829 künstlerischer Leiter des Vereins war, sondern verbarg sie wie so manches andere Schubertwerk in einer ganz sonderbar verschlossenen Art vor der Öffentlichkeit. Er gehörte, wie Hanslick sich einst witzig ausgedrückt hat, zu jenen Übergewissenhaften, die dieses oder jenes Wunderwerk des Meisters ins Trockene gebracht hatten und nun vor lauter Freundschaft für ihn und Verachtung der Mitwelt, ja wohl auch aus ein wenig Egoismus sorgsam verborgen hielten. Sorglosere sind es gewesen, die Schuberts Gasteiner Symphonie, die 8. des Meisters, die zwischen der Unvollendeten und der C-Dur-Symphonie entstanden ist und von Schuberts Freunden sehr geschätzt wurde, rettungslos verkommen ließen. Schuberts Bruder Ferdinand belegte die C-Dur-Symphonie nach dessen Tode mit Beschlag, hütete sie wie ein Argus und hat es vielleicht im Grunde seines Herzens noch als ein großes Unrecht empfunden, daß er sie im Jahre 1838, also zehn Jahre nach Schuberts Tode, Robert Schumann auf dessen dringende Bitten überließ. Im nächsten Jahre wurde sie von Mendelssohn im Gewandhaus zum ersten Male aufgeführt. Ein Staunen über soviel Herrlichkeit ging durch die Welt. Ihre größere Schwester aber blieb noch länger als ein Vierteljahrhundert vor der Welt verborgen. Erst im Jahre 1865 ist sie den Klauen des alten grämlichen Anselm Hüttenbrenner entrissen worden. Der gewandte und beredte Wiener Hofkapellmeister Herbeck, später rühmlichst bekannt geworden als Freund und Förderer Brucknerscher Kunst, war im Mai 1865 nach Graz gefahren, um eine Hüttenbrennersche Partitur für die Wiener Gesellschaftskonzerte zu erlangen, und brachte eine Hüttenbrennersche Ouvertüre in C-Moll und „daneben" — die H-Moll-Symphonie mit! Einträchtig standen sie im nächsten Winter nebeneinander auf einem Programm der Gesellschaftskonzerte. Warum auch nicht? Hatte doch Hüttenbrenner sogar früher in freundschaftlicher Gesinnung gegen seinen Herzensbruder Franz Schubert eine Reihe „Erlkönig-Walzer" komponiert! Von der Symphonie hatte er sich einen vierhändigen Klavierauszug hergestellt, den er mit seinem Bruder Joseph, Schuberts einstigem getreuen Schildknappen, im Geden-

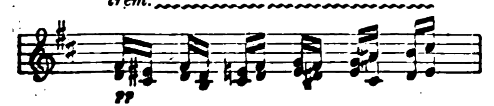
ken an den früh verstorbenen Freund so manches Mal gespielt haben mag, sonst wußte niemand davon. In seinen 1854 niedergeschriebenen Mitteilungen über Schubert ist sie nicht erwähnt. Dem Musikfreund graust es, wenn er daran denkt, daß sie beinah dem Schicksal der Gasteiner Symphonie verfallen wäre — versunken und vergessen! Deshalb sei es Herbeck ewig gedankt, daß er sie davor bewahrt hat. Strahlend wie ein junger Phönix stieg sie, wenn nun auch erst fast ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung, empor zum Licht, ein helles Leuchten des Genius und darum von allen Unbefangenen mit Bewunderung, Ehrfurcht und Begeisterung begrüßt. Die Nörgler, die ihre Form und ihren Aufbau an den Werken Beethovens maßen und die Wunder nicht sehen wollten, die an unerschöpflichen genialen musikalischen Gedanken, hochorigineller Ausführung und kühner Harmonik in ihr ruhten, verstummten bald, und heute gehört sie zu den im edelsten Sinne populären Werken unserer Musikliteratur, und der soll sich gewiß nicht zürnen, dem, mag er, der an Bach und Beethoven Geschulte, auch Rührung an sich als Sentimentalität ablehnen, beim Erklingen ihrer reinen, schmerzlichen Schönheit die Tränen in die Augen treten.

Man hat sie einen Torso genannt, „unvollendet“! Wohl zu Unrecht. Sie hat allerdings nur zwei Sätze, und die Originalpartitur enthält daneben noch den Anfang (9 Takte) eines dritten Satzes, eines Scherzos in H-Moll. Danach hat Schubert in der Tat den zwei Sätzen noch einen weiteren hinzufügen wollen. Aber wer sagt uns, daß er nicht die Geschlossenheit der beiden Sätze erkannt und absichtlich von einer Vollendung Abstand genommen hat, weil er die Vollendung als gegeben ansah? Er hatte ja Vorbilder, nicht zwar unter den Symphonien, wohl aber z. B. in mehreren Beethoven-Klaviersonaten, den Sonaten op. 54, 78 und 90 und vor allem der letzten Klaviersonate Beethovens op. 111, jenem gewaltigen, tiefempfundenen Werke, dessen zwei Sätze in ihrem ganzen Charakter, nur natürlich ins Beethovensche übertragen, eine hohe Ähnlichkeit mit denen der H-Moll-Symphonie zeigen.
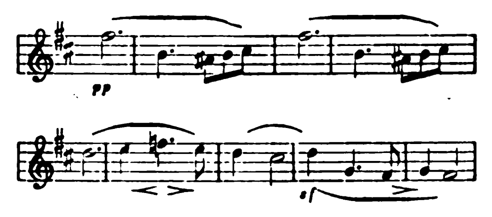
Der erste Satz der Symphonie, ein allegro moderato, beginnt mit einem tiefernsten, drohenden Motiv, das von den Celli und Kontrabässen leise dahingetragen wird:



Nachdem es in Pianissimo verklungen ist, beginnt in der Tiefe ein Murmeln der Geigen, wie ferner Regen, ein Raunen des Leids:



und zu ihm singen die Klarinetten und Oboen in der Höhe ein klagendes und schmerzensreiches Thema, das Hauptthema des Satzes:



Die Stimmung ist die der Lenauschen Schilflieder:

„Trübe wird's, die Wolken jagen
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?“
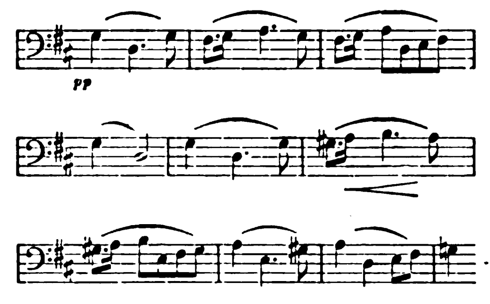
Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.
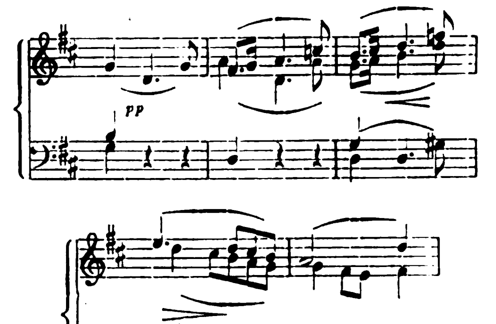
Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor.
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.“

Das Thema dämmert zunächst weiter, nur gelegentlich fallen Lichtstrahlen, dann aber klingt es schärfer und kantiger, bis es sich zuletzt zu einem heftigen sf-Abschluß steigert, und nun — ein paar wundervoll überleitende Takte der Fagotte und Hörner und es ertönt, durch Tränen lächelnd, im Ländlertakt, das berühmte Seitenthema:
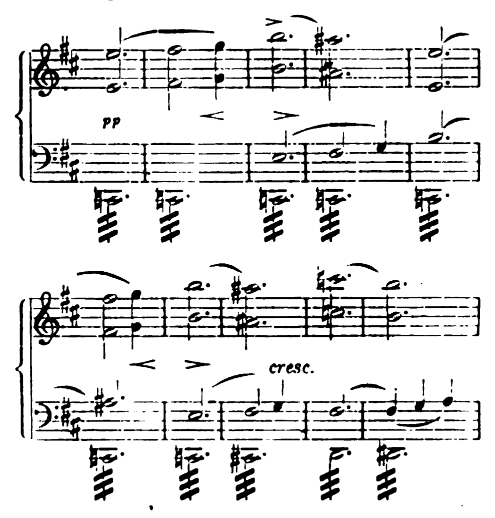


eine schwärmerische Weise von unbeschreiblichem Wohllaut, ein Trostgesang, zuerst von den Celli in der Tiefe gesungen, dann von den Geigen in lichte Höhen erhoben. Plötzlich bricht es ab. Eine kurze, unheimliche Pause. Und harte, verzweifelte Akkorde, raschelnde Tremolos erklingen, der Trostgesang wird in Zuckungen hin- und hergeworfen, der Schmerzensausbruch steigert sich, bis mit den Klängen des Trostgesangs ein rührender „Abgesang“ anhebt:



Ein nochmaliges Aufbäumen, dann verklingt in tiefer Trauer der erste Teil.

Die Durchführung ist weiter auf starke Gemütsausbrüche und verzweifelte Klagen gestimmt, ja sie enthält gleich am Anfang eine Stelle, die an wehem Schmerz zu den erschütterndsten der ganzen Musikliteratur gehört. Die Bässe sinken tief hinab, und Geigen, Bratschen und Fagotte beginnen eine Klage von ergreifender Schönheit:



ein düsteres Nachtbild, das nur selten durch Lichtstrahlen aus dem Reiche des Trostgesangs erhellt wird. Das drohende Anfangsmotiv schreitet im Doppelforte daher, wuchtig und schwer, es prasselt und zuckt im Orchester wie Sturm und Wetter, und wieder ist es ein Lenaugedicht, das dem Hörer einfällt: „Die Winternacht":
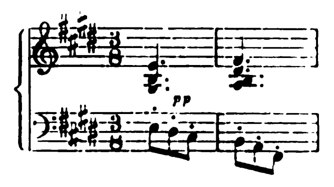
„Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es knarrt der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!"

Schubert war der vorausbestimmte Lenau-Komponist, aber er starb leider, bevor Lenaus Gedichte bekannt wurden.

Der Kampf tobt, bis die Kraft sinkt. Leise lenkt der Satz zum Anfang zurück und endet schließlich in einer schmerzdurchzuckten Koda.
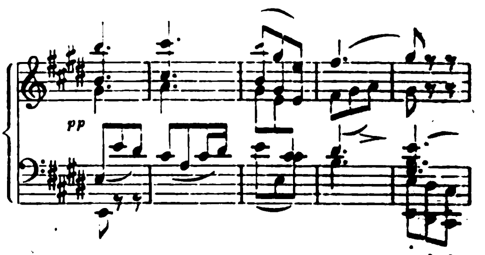
„Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Die dürren Blätter sinken leise."

Ruhiger, aber doch auch auf tiefe Wehmut gestimmt ist der zweite Satz, ein andante con moto in E-Dur. Er beginnt mit zwei einleitenden Takten:



die die Hauptmelodie in ganz eigenartig schöner Weise vorbereiten. Man denkt bei ihnen unwillkürlich an den Vortakt im zweiten Satz der Beethovenschen Riesensonate op. 106, zu dem Ries so Interessantes berichtet hat (vgl. Augustheft 1918).

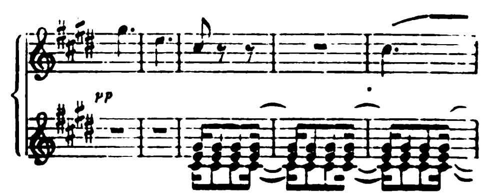
Ähnlich steht es mit den zwei genial einführenden Schubert-Takten. Das Hauptthema schließt unmittelbar an:
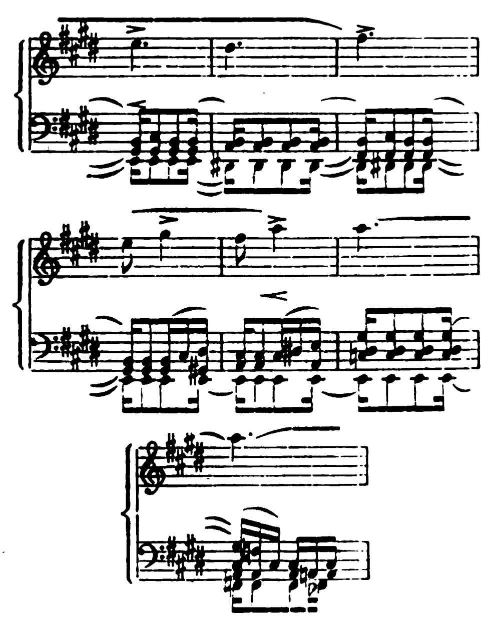


in seiner stillen Schönheit von beruhigender Wirkung, ein „frommer Kindergesang":

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!
Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für."

Ein männliches Aufrecken, von der Baßfigur der Vortakte in der Tiefe gestählt, folgt, dann kehrt das milde Hauptthema zurück, um alsbald in zartem Pianissimo in ein ergreifendes Seitenthema überzugehen, einen Cis-Moll-Gesang, von der Klarinette zauberhaft gesungen, voll weicher, bedeckter Stimmung, der in ätherische Höhen führt und durch die geniale Verarbeitung noch in seiner Wirkung gesteigert wird:
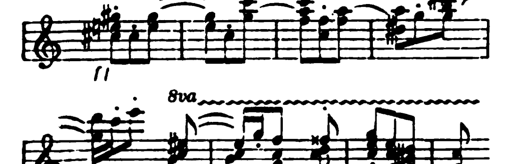




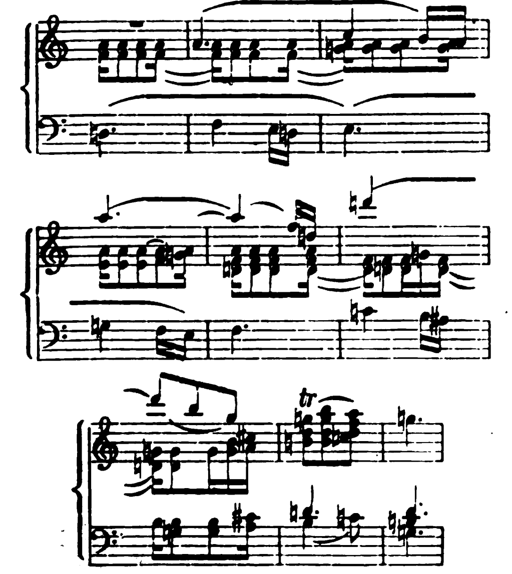
Die Themen wiederholen sich, das zweite diesmal in A-Moll; an die Stelle der Klarinette tritt die Oboe. Das männliche Nebenthema erscheint in Verkehrung, die Baßfigur nach oben gewendet. Dann klingt der Satz in leiser, von zarten Harmonien getragener Schönheit aus, ein glänzendes Zeugnis für die Tiefe des Schubertschen Geistes, „für den erstaunlichen Reichtum einer Natur, in der neben der vollen Naivität des Kindes aus dem Volke auch jene Größe der Empfindung wohnte, die Beethovens Teil war".

„Ein Verrauschen, ein Verschwinden
Alles Leben! — Doch von wannen?
Doch wohin? — Die Sterne schweigen,
Und die Welle rauscht von dannen."

Es ist ein Mondlied von Goethescher Zartheit. Plötzlich — nach leisestem Piano — verfällt der Gesang in ein sich aufbäumendes Forte:



sinkt aber bald wieder in weichere, lyrische Formen zurück:



Schubert hat im Jahre 1816 eine „tragische" Symphonie (C-Moll Nr. 4) geschrieben, aber vom Wesen tragischer Musik hat sie nicht entfernt so viel wie die H-Moll-Symphonie. Diese ist seine eigentliche „tragische" Symphonie geworden, und es ist darum verwunderlich, daß es immer noch Menschen gibt, die nur von ihrer „Anmut" schwärmen; es geht ihnen ähnlich wie bei der Mozartschen G-Moll-Symphonie, Mozarts ernstester und schmerzensreichster Symphonie, auf deren „Anmut" sie gleichfalls wieder und wieder aufmerksam machen zu müssen glauben. Sie werden gewiß auch in der Gefolgschaft der Dreimäderlhaus-Fabrikanten ruhig in den Schmutz der possenhaften Verzerrung edler Schubertscher Melodik hinabsteigen und sich selbst da noch der Schubertschen „Anmut" freuen.

ꕥ ꕥ ꕥ

Bauernfeld hat Schubert eine Doppelnatur genannt, in der Wiener Heiterkeit mit einem Zuge tiefer Schwermut verwebt und veredelt gewesen sei. Die H-Moll-Symphonie ist im Bunde mit dem von Melancholie beschatteten D-Moll-Quartett und den erschütternden Liedern der Winterreise das Werk, in dem der schwermütige Schubert am schärfsten hervortritt, jener Schubert, den Moritz von Schwind so recht erkannt hatte, als er nach seinem Tod an Franz von Schober schrieb:

„Ich habe um ihn geweint wie um einen meiner Brüder; jetzt aber gönn' ich's ihm, daß er in seiner Größe gestorben und seines Kummers ledig ist. Je mehr ich einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein, was er gelitten hat."

Dieser ernste Schubert tritt uns in der neueren Schubertforschung immer lebendiger entgegen und besonders in den heutigen Tagen vaterländischer Not ist er uns in seiner Größe und Innerlichkeit näher gerückt als der Schubert der Lebensfreude, der uns früher so oft mit seinem behaglichen Österreichertum und seiner sprudelnd-genialischen Heiterkeit erfrischt und beseligt hat. Beiden vereint wollen wir in Zukunft im ganzen Schubert, wie er uns aus seinem uns in all seiner Herrlichkeit jetzt mehr und mehr durchdringenden Lebenswerk entgegenleuchtet, unsere Huldigung bringen.

Entrissenes Land

Von Otto Hach

Selten ist um ein verhältnismäßig kleines Stück Land, um das sich bis in die neuste Zeit die Welt nicht gekümmert, das vor hundert Jahren einem Goethe noch „am Ende des Reiches, fern von gebildeten Menschen" erschien, gestritten worden wie um Oberschlesien. Da das große, mächtige Deutsche Reich durch Verrat und Hinterlist wehrlos gemacht worden, griffen seine, von je gefährlichsten Feinde gierig nach Beute: Frankreich im Westen, Polen im Osten, und beiden gelang es, Stücke zu entreißen. Elsaß-Lothringen fiel ohne Widerrede an Frankreich, um Oberschlesien wurde 25 lange Monate gehandelt, gefeilscht, gezetert und gezerrt. Polens Recht auf Oberschlesien war ein zu geringes. Seine natürlichen Grenzen, einerseits ein mächtiger Gebirgswall, andererseits ansehnliche Flußläufe und in seiner Mitte der zum Herzen des Reiches weisende, das Land befruchtende Strom, wie auch der Name Oberschlesien lassen es als zu Ganzschlesien gehörig erscheinen. Aber auch die Geschichte spricht für eine Zugehörigkeit zu Deutschland. Gräberfunde bekunden, daß es in vorgeschichtlicher Zeit von Menschen germanischen Typs bewohnt war; Tacitus nennt als die Bewohner dieses Gaues Silingi und Helesi, aus welchen Namen „Schlesien" entstanden ist. Und diese germanischen Stämme saßen hier, bis sie bei der großen Völkerwanderung von slawischen Chrobaten verdrängt wurden; polnisch wurde Oberschlesien erst 999 durch Boleslaus Chrobry, dessen Nachkommen aber Friedrich Barbarossa zwang, das Land an die berechtigten Piastenfürsten herauszugeben, und von 1163 an gehörte es dauernd zu Schlesien, Preußen-Deutschland. Fränkische, thüringische und niedersächsische Ansiedler brachten deutsche Kultur nach Oberschlesien. Kreuzburg, Rosenberg, Roßberg, Schönwald sind solche alte deutsche Siedlungen, und Königshütte, Friedrichshütte, Borsigwerk, Gieschewald führen ihre Namen bis in die jüngste Zeit.

Wohl hat ein großer Teil der Bevölkerung das sogenannte Wasserpolnisch als Muttersprache, aber die Gesinnung dieser Menschen war, bis eine großpolnische Verhetzung einsetzte, gut deutsch und auch die durch Wilsons Sätze geforderte Abstimmung war eine überwiegend deutsche. Dem schmählichen Frieden von Versailles, dem drückenden Diktate von Spaa ist der aller Gerechtigkeit zuwidere Schandspruch von Genf gefolgt. Der überwiegend deutschen Abstimmung entgegen ist Oberschlesien zerrissen und ein großer Teil den Polen zugeteilt worden. 3270 Geviertkilometer deutsches Land fällt ihnen zu, ohne daß sie einen Finger gekrümmt haben, sie werden Herren über 465000 Deutsche, durch deren Blut, durch deren Siege sie erst vom russischen Joch befreit wurden. Willkürlich und unsinnig ist die scheidende Grenze gezogen, zehnmal schneidet sie eine deutsche Eisenbahn, Besitzungen einzelner Eigner liegen hüben und drüben. Mit klingendem Spiele ist die polnische Soldateska eingezogen, polnische Behörden haben sich eingenistet, sie verordnen, und wir fügen uns. Polnische Bürgermeister, Ortsvorsteher sind an Stelle der deutschen eingesetzt. Straßenschilder und Wegweiser sind polnisch beschriftet, ebenso prangen jetzt polnische Aufschriften an Bahn-, Post- und Gerichtsgebäuden; die Kreisblätter werden, wie alle Bekanntmachungen und Verordnungen, polnisch und deutsch gedruckt. Hunderte von deutschen Beamten sind entlassen, und Tausende von deutschen Handwerkern und Gewerbetreibenden müssen Oberschlesien verlassen, weil sie verschreckt, verfemt und vertrieben werden.



Dreifaltigkeitskirche in Koschentin

Oberschlesien ist für uns verloren, da ist nichts mehr zu raten und zu retten, zu ändern und zu helfen. Die ganze Abstimmung war umsonst! O nein, wir hätten nach Korfantys Forderungen noch viel mehr verloren; Korfantys Ge-

lüste waren auf die ganze rechte Oderseite, einschließlich Groß-Strehlitz, Gleiwitz, gerichtet. Wie weit die Polen raubend und plündernd bereits vorgedrungen waren, zeigten die blutigen Kämpfe des Oberschlesischen Selbstschutzes am Annaberg und die Zerstörungen der Oderbrücken bei Kosel. Furchtbar waren Drangsal und Marter, die die Heimattreuen, Treudeutschen in den 25 Monaten polnischen Terrors erdulden mußten; viele sind erlegen, aber das Niederdrükkendste, Schwerste und Schmählichste war: die Übergabe deutschen Landes, deutscher Leute an Polen. Es ist geschehen, die Grenze ist gesperrt, beschwerlicher und umständlicher Paßzwang ist eingeführt, und Reichsoberschlesiern ist die Heimat verschlossen, verloren. Wir dürfen sie nicht vergessen, wir müssen sie uns immer wieder ins Gedächtnis rufen und können das nicht besser, als wenn wir uns die Bilder dieses entrissenen Landes vor Augen führen und in Erinnerung bringen. Doch nicht nur Nichtoberschlesier, jeder Deutsche soll wissen, was er, was das Reich verloren hat. — Da sind uns erstens zwei Drittel des Kreises Lublinitz entrissen; wenn Gutentag nicht zu deutsch klänge, hätte man es auch genommen. Die Polen brauchten die Bahn von Tschenstochau nach dem Gruben- und Hüttengebiet, also mußte ihnen Lublinitz gegeben werden, wenn das Gebiet auch wirklich überwiegend deutsch ist. Alles, was hier steht und geht, lebt und webt, rafft und schafft, alles was hier blüht und fruchtet, ist deutsche Arbeit, deutsches Werk. Das schmucke Städtchen, um 1300 von deutschen Ansiedlern gegründet, ist ganz deutsch. Deutsch ist auch das nahe Koschentin trotz seines polnisch klingenden Namens und polnisch scheinenden Holzkirchleins. Der große Waldreichtum — im Kreise wird vornehmlich Land- und Forstwirtschaft getrieben — hat die Menschen zum Holzbau geführt, und zwar nicht nur bei Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, sondern auch bei Kirchen und Kapellen. Jedenfalls sind die Holzkirchen, deren es in Oberschlesien noch etwa 150 gibt, eine eigenartige Erscheinung. Von Koschentin führt die Bahn über Stahlhammer, wo an Stelle eines alten, toten Eisenwerkes eine Zellulose- und Papierfabrik das Holz der Koschentiner Forst auswertet, in den Tarnowitzer Kreis und damit in das oberschlesische Gruben- und Hüttengebiet. Schon im 13. Jahrhundert gruben hier deutsche Bergleute Blei- und Zinkerze. Im 16. Jahrhundert rief Markgraf Georg von Hohenzollern, ein fränkischer Ansiedler, nach dem auch Georgenberg benannt ist, jetzt aber Miasteczko heißt, fränkische Bergleute, welche die freie Bergstadt Tarnowitz gründeten und die Erzgewinnung tüchtig förderten.



Rathaus in Tarnowitz

Tarnowitz ist in seinen alten Teilen, wie die Lage der Erze es gerade forderte, angelegt; ein Stück Stadtmauer ist erhalten; mit Kreuzgewölben gedeckte Laubengänge am Markte und einige alte Häuser, darunter das, in dem August der Starke auf seiner Krönungsfahrt nach Warschau genächtigt haben soll, und ein Gasthof zur „Freien Bergstadt" sind Zeugen aus jener Zeit; das neue Rathaus ist den alten Markthäusern angepaßt. Mit seinem, unter Friedrich d. Gr. gegründeten Knappschaftslazarett und der kgl. Bergschule, auf der viele hundert oberschlesische Grubenbeamte ihre Ausbildung erhielten, war Tarnowitz der Mittelpunkt des oberschlesischen Berg- und Hüttenbetriebes. Schon unter der Fürsorge Friedrichs des Großen gelangte der oberschlesische Berg- und Hüttenbetrieb zur ersten rechten Blüte. Er machte den aus Sachsen berufenen Grafen Reden zum ersten schlesischen Berghauptmann und ließ die erste Dampfmaschine und den ersten Koksofen aufstellen. Was deutscher Fleiß und deutscher Schweiß hier geschaffen, ist uns nun geraubt; wo nur Deutsche die erste schwere Arbeit getan, sitzen jetzt Menschen, die gar nicht fähig sind, solche Betriebe zu halten; sie führen dieses Werk dem Niedergange, dem Verderben entgegen. Es bleiben uns

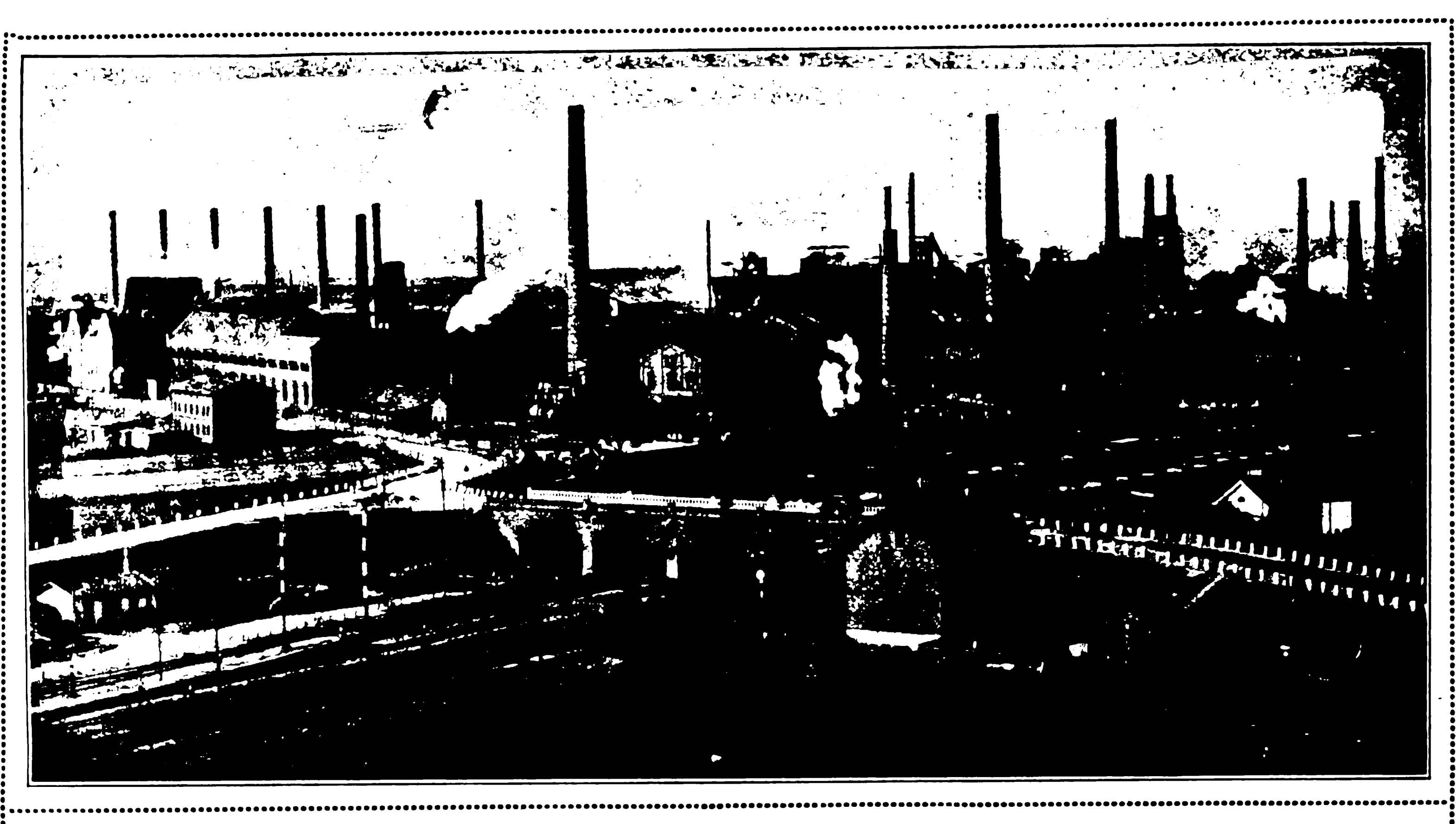
von 63 Steinkohlengruben 12, von 19 Zinkhütten 4, von 37 Hochöfen 15, von 18 Stahlwerken nur 9. — 1912 erbrachten 31 Hochöfen rund 1 Million Tonnen Roheisen im Werte von 69 Millionen Mark; die Eisengießereien lieferten 106516 Tonnen Guß- und 520000 Tonnen Schweißeisen im Werte von 177 Millionen Mark. Dabei erhielten 130000 Arbeiter 48975000 Mark Lohn.

Die Kreise Beuthen, Königshütte und Kattowitz sind ganz, vom Kreise Hindenburg ist die Hälfte entrissen, nur der Stadtkreis Beuthen bleibt, offensichtlich als ganz bedrohter Punkt, deutsch. Hier verliert Oberschlesien, verliert Deutschland seine größten Gruben für Galmei, Zinkerz und silberhaltigen Bleiglanz; hier waren 13000 Arbeiter mit 12 Millionen Mark Verdienst beschäftigt und der Ertrag dieser Werke belief sich 1912 auf 35 Millionen Mark, wovon 20 Millionen allein auf Zinkblech kamen. Die größten Zinkwerke Europas sind verloren; in Deutschland gibt es keine Zink- und Bleigewinnung mehr. All die Riesenwerke mit ihren Gruben und Hütten, mit ihrem Wald von Essen und Schloten, Förderschächten und Fördergerüsten, wo Tag und Nacht Arbeit und immer wieder Arbeit geleistet wurde, sind hin; das Hohe Lied der Arbeit, das ein Menzel mit glühenden Farben zuerst verherrlicht hat, erstirbt, erlischt! Man muß sie gesehen haben, die weiten, lichten Hallen mit ihren Maschinen und Turbinen, mit den sausenden Rädern und Scheiben, mit den hin- und her-, auf- und abgleitenden Hebeln und Stangen, Ketten und Seilen, die Garben von aufspritzenden Funken einer Thomasbirne oder den blendenden Strom eines Eisengusses; man muß es gehört haben, das markerschütternde Gekreisch einer Kaltsäge oder das ohrenbetäubende Hämmern einer Kesselschmiede, um dann still die peinliche Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zu bewundern, mit der eine einzelne Maschine wie das ganze, große Werk im Gange gehalten wird. Da wird polnische Wirtschaft bald abgewirtschaftet haben! Das Herz blutet einem, wenn man ein Bild von Königs-, Friedrichs- oder Bismarckhütte sieht und weiß, daß diese Namen stolzer Erinnerung denen polnischer Maulhelden und Ränkeschmiede weichen müssen. Nun, unrecht Gut gedeihet nicht!

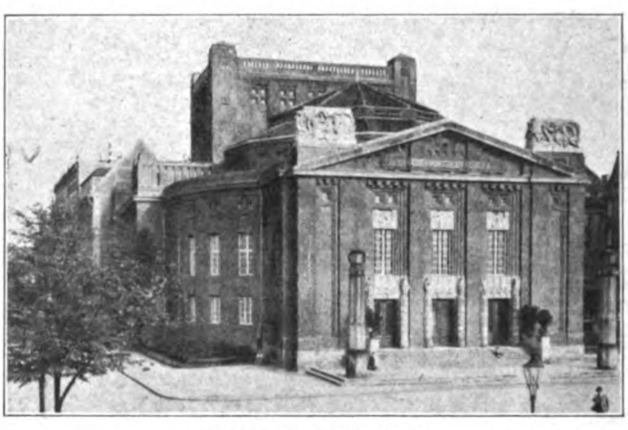
Deutsche waren stets bestrebt, Werte zu heben, Kräfte auszunützen aber nicht auszurauben und auszuschlachten. Mit dem steten Wachsen der Unternehmungen, der materiellen Erfolge wuchs auch die soziale Fürsorge für die, welche diese Werke schaffen halfen; der Staat, Gemeinden, Gesellschaften wie einzelne Besitzer waren bestrebt, tunlichst für die Beamten und Arbeiter zu sorgen. Wie schon Friedrich der Große ein Knappschaftslazarett für Krankheits- und Unglücksfälle gründete, wie schon um 1800 in der Nähe der Gruben und Hütten Beamten- und Arbeiterhäuser gebaut und für ferner wohnende Arbeiter Schlafhäuser errichtet wurden, so sind in unseren Zeiten, den jeweiligen Anforderungen Rechnung tragend, solche Anlagen entstanden. In den großen kasernenartigen Gebäuden mit kleinen Wohnungen gab es allerlei Mißstände. Wie anders ist es heute z. B. in Donnersmarckhütte, Borsigwerk, Dubenskogrube, Gieschewald! Statt der Kasernen finden wir hier jetzt nur Zwei- und Vierfamilienhäuser mit Höfen und Gärten, saubere, mit Bäumen bepflanzte Straßen, überall neuzeitliche Verbesserungen und Verschönerungen, alles zweckmäßig und anheimelnd. Selbstverständlich ist auch die Innenausstattung den Forderungen der Zeit entsprechend. Da sind Kalt- und Warmwasserleitungen, Wasch- und Trockenräume, Kinderhorte und Nähstuben, Lesesäle und Büchereien, Schwimmhallen und Spielplätze — kurz, mustergültige Beamten- und Arbeiterkolonien.

Einen unglaublichen Aufschwung hat Kattowitz genommen. Erst 1865 zur Stadt erhoben, hat es nahe an der ehemaligen russischen Grenze sich in fast amerikanischer Weise entwickelt, so daß sich in sauberen, breiten Straßen mit stattlichen Gebäuden, Kaufhäusern mit neuesten Auslagen, Hotels, Cafés und Bars großstädtisches Leben abspielt. Schon das Leben auf dem großen, neuen Bahnhofe, auf dem vor dem Kriege allerlei Sprachen zu hören waren, macht einen weltstädtischen Eindruck. Dann steht man vor einem großen, neuen Lichtspielhause. Am Stadttheater mit seinen vornehmen, großzügigen Formen und Massen liest man am Giebel „Deutschem Wort, deutscher Art". Wie bald werden diese Worte heruntergemeißelt sein! — Kattowitz war der Sitz fast aller oberschlesischen großen Verwaltungen und darum eine rein deutsche Beamten- und Handelsstadt. Der Oberste Rat zu Warschau hat es zum Sitz des polnischen Wojwoden ausersehen. Straßen und Plätze haben polnische Namen erhalten. Ulica na stémpca tronu heißt die Kronprinzenstraße und der schöne Südpark ist in einen Kosciuskopark umgewandelt. Auf dem Bahnhofe forderte man: „Bitte, dritte Klasse nach Pleß!" Jetzt sagt man: „Prosze bijet trzeci klassy do Przczyny!" Alles Deutsche wird ausgerottet, wenn es auch durch Jahrhunderte geheiligt ist. Mit roher Hand wird es von den Polen ausgerottet, aber mit treuem Herzen wird es gehegt und gepflegt werden, alles Deutsche, deutsche Sprache und Sitte, mit deutscher Treue, bis die Tage der Vergeltung, die Tage der Erlösung und Errettung kommen! Ein deutscher Kulturbund hat sich gebildet und seinen Sitz in Kattowitz.

Nirgends wie hier sieht man so deutlich, was deutscher Geist und deutscher Fleiß geschaffen. Die Vorstädte von Kattowitz, ehedem elende Nester, haben heut, wie Zawodzie, ein so stattliches Rathaus wie die westlichen Vororte Berlins, Eichenau eine Kirche wie Schwabing bei München, Panewnik ein Kloster in edelstem, romanischem Stil. Auch



Julienhütte vom Schachtturm aus



Stadttheater in Kattowitz

Myslowitz, schon 1105 urkundlich erwähnt, ist, nachdem es Jahrhunderte ein verstecktes Dornröschen gewesen, in den letzten Jahrzehnten erst recht aufgeblüht. Es war immer ein unsicherer Winkel; die Nähe der russischen und galizischen Grenze begünstigte einen lebhaften Schmuggel, und wiederholt war es der Herd polnischer Aufstände. 1807 wurde es auf Anstiften des Fürsten Sulkowski in Brand gesteckt, 1863 brach hier ein Polenaufstand aus, den preußische Ulanen dämpften, und 1918 lohte hier wieder der polnische Terror zuerst auf. Die Oberschicht der Myslowitzer war und blieb gut deutsch, trotz der vielen Anfeindungen, das bezeugt der Bismarckturm, der als mächtiger Recke eine Anhöhe krönt, und auf dem und von dem oft genug helles Feuer deutscher Begeisterung lohte. Seine stolze Bedeutung ist jetzt natürlich dahin; Übereifer hatte seine Zerstörung geplant und ihn mit einigen Granaten von drüben angekratzt, nun soll er polnisches Nationaldenkmal werden: eine „Wieza Koszcziuskiego."

Wesentlich andere Bilder als das Gruben- und Hüttengebiet zeigen die Kreise Pleß und Rybnik; die Geologen nennen sie das Pleß-Rybniker Hügelland; Höhen von 350 m gewähren auch wirklich schöne und weite Ausblicke über viele tausend Hektar große Wälder, über das Weichseltal hinüber bis in die Beskiden, deren Schneegipfel und „gruben oft noch im Mai herübergrüßen. Die großen Forsten sind das wirklich Wesenseigene des Pleßer Kreises. Und in diesen Forsten wurde ein Wildstand gehegt und gepflegt, wie wohl nirgend im Deutschen Reiche: Rehe, Sauen, Dam- und Rotwild zu Hun-



Arbeiterkolonie Gieschewald im Kreis Kattowitz



Hochofenbetrieb auf Hütte 3 der Julienhütte

derten; schon 1865 tauschte der Fürst v. Pleß 25 Stück Rotwild gegen vier Wisente aus Rußland ein, die sich hier vorzüglich einlebten. 50 bis 60 Stück waren zeitweise zu sehen, und Kaiser Wilhelm I. war der erste unter den hohen Jagdgästen von Pleß, der in Deutschland wieder einen Wisent schießen konnte, wohl seit Karls des Großen Zeiten.

Jetzt machen ruchlose Wilderer den Tieren den Garaus.

Pleß, ehemals von Ackerbürgern bewohnt, die auch Tuch- und Leineweber oder Hutmacher waren, ist jetzt vorwiegend Beamtenstadt und Sitz des Fürsten. Am viereckigen „Ring" hat die evangelische Kirche barocke Formen wie die dahinter stehende katholische Pfarrkirche, und nahe daneben erhebt sich das fürstliche Schloß in französischer Renaissance. Von fruchtbaren Feldern und saftigen Wiesen umgeben, ins Grün von Obstbäumen gebettet, sind Nikolai und Berun Marktplätze der umliegenden Dörfer, vielfach mit ganz reizenden Landschaften an kleinen Flüßchen oder Teichen. Der Bergbau ist im Pleßer wie im Rybniker Kreise noch in der Entwicklung; ja man kann diese beiden Kreise als das Land der Zukunft Oberschlesiens bezeichnen, denn eine 2240 m tiefe Bohrung hat in 30 Flözen eine Gesamtmächtigkeit von 118 m Steinkohle ergeben. Wenn es in dem Wunderdreieck Gleiwitz, Tarnowitz, Myslowitz, im Ruhr- wie im Saargebiet, in Belgien und England keine Kohle mehr geben wird, dann ist hier noch für Jahrhunderte Vorrat im Schoße der Erde.

Nur ein ganz kleiner Zipfel vom Kreise Rybnik mit dem ehemaligen Zisterzienserkloster Rauden ist bei Deutschland verblieben, dafür ist aber ohne Vernunft und Überlegung und gegen Recht und Gerechtigkeit, obwohl bei der Abstimmung eine doppelte Mehrheit für den Verbleib bei Deutschland war, vom Kreise Ratibor ein beträchtlicher Teil abgetrennt und den Polen zugeteilt worden. Ein schmaler Streifen an der linken Oderseite ist deutsch gelassen, und so können die Polen den Tschechen, die das Hultschiner Ländchen erhalten haben, die Hände reichen, wenn sie sich auch wie feindliche Brüder gegenüberstehen. Niemals hätten die Hultschiner für die Tschechen gestimmt, und weil man das fürchtete, wurde ihr Gebiet ohne Abstimmung den Tschechen zugeteilt. Wir haben aber im Ratiborer Kreise über 400 Geviertkilometer fruchtbarsten Lößlandes verloren; hat doch der Ratiborer Kreis allein drei Zuckerfabriken, fünf Brauereien, fünf Käsereien und drei Molkereien. Es ist mit dem Leobschützer Kreise die Obst- und Gemüsekammer Oberschlesiens gewesen. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie unsinnig in Versailles und Genf gehandelt worden ist.

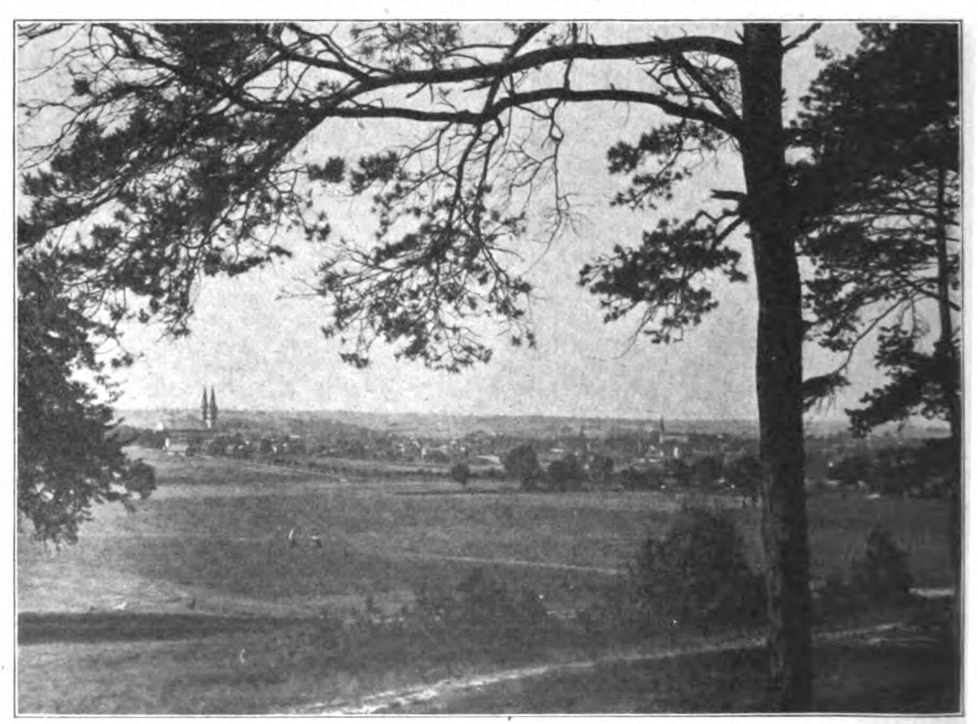
Dies ist das uns entrissene Land mit seinen wirtschaftlichen Werten und Werken, mit seinen landschaftlichen Reizen und Werten, das ist der materielle Schaden; größer noch ist der ideelle, kulturelle. Deutscher Geist, deutsche Sprache, deutscher Fleiß und deutsche Ordnung, deutsches Recht gehen in dem entrissenen Lande dem Untergange entgegen; die größte Gefahr bedroht die

deutschen Schulen. Sie pflegen die deutsche Sprache und das deutsche Denken, beleben den Geist und stählen den Körper — und das ist im polnischen Reiche natürlich ein Verbrechen. Eine Hoffnung erwecken nur noch die Einsicht und der gute Wille der Großgrund-, Gruben- und Hüttenbesitzer. Sie müssen wie früher jetzt noch mehr eigene deutsche Schulen gründen und erhalten. Wie auf den großen Herrschaften eigene Gutsbezirke waren, müssen nun fürstliche, gräfliche Guts-, Gruben- und Hüttenschulen unterhalten werden. Gerade in dem entrissenen Lande haben der Adel und die Gesellschaften den größten Besitz; sie haben aber auch die größte Pflicht, hier Opfer zu bringen.

Und ebenso schwer wie die deutsche Schule ist die evangelische Kirche in Gefahr. Stetig hat mit der wirtschaftlichen Entwicklung auch das Wachsen des evangelischen, kirchlichen Lebens Schritt gehalten; aber mit nur einem Neuntel der Gesamtbevölkerung haben die Evangelischen harte Proben und heiße Kämpfe während der Gefährdung des öffentlichen Bekenntnisses bestehen müssen. Mit glühender Liebe und zäher Treue haben sie am evangelischen Glauben festgehalten und schwere Opfer gebracht. Lublinitz hat nur eine sogenannte Pfennigkirche. Durch Pfennigsammlungen wurden die Mittel aufgebracht, nicht nur eine Kirche, sondern auch ein Pfarrhaus und eine Schule zu bauen; auch katholische Pfennige wurden gespendet — früher, heut wäre es kaum möglich. Die kleine, evangelische Gemeinde zu Anhalt, welche Friedrich der Große aus ihrer Bedrängnis in Galizien durch eine Schwadron Husaren nach Pleß hatte herüberführen lassen, und welche 150 Jahre treu an ihrem protestantischen Glauben, an ihrer deutschen Sprache, sogar an ihrer alten Tracht festgehalten hatte, mußte den polnischen Haß zuerst fühlen; polnische Banden fielen über die Gemeinde her, raubten und brannten das halbe Dorf nieder.

Solcher Opferwille, solche Glaubenstreue, solche Heimattreue müssen wie ehedem auch fortan walten. Geistliche und Lehrer müssen ihre Besten, Mutigsten und Treuesten um sich sammeln, in Vereinen zusammenschließen. Kirche und Schule müssen Hort und Quelle des deutschen und evangelischen Gemeinwesens werden!

Polnische Unvernunft und Roheit, polnischer Wahn und Haß werden trotz aller Verträge und heiligen Versprechungen nicht ruhen, die Deutschen im entrissenen Lande zu bedrängen, die geistigen Güter der Deutschen zu vernichten; deshalb ist es heilige Pflicht und Ehrensache eines jeden Deutschen, an seinem Teile so viel wie möglich für die Erhaltung des Deutschtums mitzuwirken, den Deutschen im entrissenen Lande zu helfen, wo und wie nur möglich. Nur, wenn wir wieder ein ungeteiltes, ganzes, einiges Deutsches Reich haben, werden wir Reichsdeutschen und die Deutschen im Auslande, im entrissenen Lande die Segnungen der Macht und des Friedens genießen!



Blick auf Nikolai. (Aufnahmen des Heimatverlags Oberschlesien)

Ein Hundsfott, wers weitersagt!

Von Hans Franck

Friedrich der Große hatte das Scharwenzeln seiner Offiziere niemals leiden können. Wie manchen der Besten, die mit gezogenem Degen ihm Treue geschworen hatten, mußte er um eines Weibes willen Knall und Fall aus der Armee jagen. Auch in jener Zeit seines Lebens, welche von den meisten seiner Standesgenossen dazu benutzt wurde, sich — statt ungewöhnlicher Weltkenntnis — ungewöhnliche Weiberkenntnis zu erwerben, begriff der König die Jagd nach der Frau nicht. Was Wunder kam denn zustande, wenn wieder einmal eine der glatthäutigen, schönfratzigen Vertreterinnen des anderen Geschlechts, hinter der monatelang eine Meute von Männern her war, sich von dem geschicktesten der Liebekläffer zur Strecke bringen ließ? Bestenfalls ein Exemplar mehr von der Tiergattung, die sich überheblich Mensch nannte, obwohl sie in allen Konflikten nicht den Geboten ihrer vielgepriesenen Vernunft, sondern den Lockungen ihrer geschmähten Sinnlichkeit folgte.

Als dann aber gar Friedrich der Große in die Jahre kam, darin auch unersättliche Don-Juan-Enkel sich in Weiberverächter zu verwandeln pflegen, nahm sein Frauenhaß Formen an, daß man manchmal nicht wußte, ob man seiner lachen oder weinen sollte. Eines Abends, zum Exempel, stieß der König — da er der Schnäbeleien gedachte, deren sich seine Offiziere in diesen Sekunden sicherlich wieder an allen Ecken und Enden der Stadt unter Treueschwüren hingaben — stieß der König so heftig und häufig mit dem Krückstock auf den Boden seines Schlafgemachs, daß er nicht anders vermeinte, als: diese Zeichen seines königlichen Zorns müßten auch in den verhangensten Boudoirs gehört werden und seine pflichtvergessenen Offiziere schnurstracks ihrer kahlen Behausung zueilen. Es geschah aber weiter nichts, als daß Alkmene, die — seit Biche ihm treulos verstarb — zur Favoritin unter den Windspielen des Königs avanciert war, kläffend von dem beschmutzten Seidenstuhl heruntersprang, darauf sie dröselte, und vergeblich nach den Waden zu suchen begann, in welche sie ihre Zähne schlagen sollte. Der König stützte sich, durch das Gekläff des Hundes zur Wirklichkeit zurückgeschreckt, stöhnend in seinem Stuhl auf, begann sich zu entkleiden, rief: „Hier!" und ließ den Kammerlakaien vollenden, was seinen gichtischen Fingern nicht gelingen wollte. Der Diener bat, da das Windspiel, welches noch immer nach dem Widersacher seines Herrn das Zimmer absuchte, seine Waden zu beschnuppern anfing, flehentlich: „Aber, Alkmene, seien Sie doch artig!" Er sagte stets zu dem Hunde Sie. Denn er sprach sich nicht das Recht zu, jenes Wesen, welches von allen Lebenden auf Erden seinem König das liebste war, zu duzen. Dieser hatte sich gerade in seinem Nachtgewand verheddert. Als er unter Mithilfe des Dieners den Ausweg endlich auch für seinen Kopf fand und Alkmenes Absicht nun erkannte, kam er dem Flehenden mit einem „Kusch, Biest!" zur Hilfe. Dann aber, da das Licht gelöscht, der Kammerlakai gegangen war, Friedrich schlaflos in seinem Feldbett, das Windspiel mit gleichmäßigem Schnaufen wieder auf dem Seidenpolster lag — dann bat auch der König seinen Hund. Bat zwei, drei, ein halb dutzend Male: „Komm, Alkmene, komm!" Bat, bis die Wachgewordene sich mit widerwilligem Gähnen erhob, zu dem Bittenden ins Bett kroch und duldete, daß er seine Füße an ihrem blutdurchjagten Körper wärmte.

Am anderen Morgen, als der zuständige Generaladjutant den Berliner Rapport vorlegte, verweigerte der König die Unterschrift unter das Reskript, welches sowohl den Offizieren der Hauptstadt als auch denen der umliegenden Garnisonen die Teilnahme an dem Maskenball gestattete, der am kommenden Freitag — nicht nur die Spitzen der Berliner Gesellschaft, sondern auch viele der ältesten adligen Familien der Mark, Pommerns, Schlesiens für einmal im Jahr vereinend — im Königlichen Opernhause stattfinden sollte. Den Einwand, er habe alljährlich diese Erlaubnis gegeben, wies Friedrich mit den Worten zurück, daß es dann um so mehr an der Zeit wäre, der widerwärtigen Scharwenzelei seiner Untergebenen nicht länger Vorschub zu leisten. Erst das beherzte Wort des retirierenden Generaladjutanten, daß aber der Nachwuchs an Führern der Armee darunter leiden müsse, wenn den unverheirateten Offizieren die beste Gelegenheit genommen würde, sich standesgemäß zu verlieben, machte den König stutzig. Er ließ sich das Reskript noch einmal geben und unterschrieb es. Dann erst überflog er es. Und plötzlich wetterleuchtete es auf seinem abenddunklen Gesicht. Um von der gegebenen Erlaubnis wenigstens einen Brocken abzuzwacken, den er seinem knurrenden Frauenhaß zuwerfen konnte, strich Friedrich die Namen der umliegenden Garnisonen. Damit kein Zweifel entstehen konnte, ließ er von dem Generaladjutanten einen Nachsatz hinzufügen, daß allen Offizieren der Armee, die nicht Berliner Regimentern angehörten, die Teilnahme an dem diesjährigen Maskenball im Opernhause bei Strafe sofortiger Kassation verboten sei.

Durch das Maskenball-Reskript des Königs wurde ein junger Potsdamer Offizier in einen Wirbel der Gefühle hineingestoßen, aus dem er sich nur mit vieler Mühe zu dem schwappenden Boden des Entschlusses hinrang. Bogislaw von Schmettau — so hieß der baumlange Leutnant, den unerwartet Friedrichs Nachsatz-Verbot hart wie niemanden in der Armee traf — war in Liebe erglüht zu Juliane von Borck, der einzigen, sechzehnjährigen Tochter eines Berliner Obersten. Der Vater war der Verbindung der beiden Liebenden nicht abhold. Als aber der von Schmettau gleich am anderen Morgen, da Juliane seine Raserei durch das Eingeständnis ihrer Liebe aufs höchste entfacht hatte, um ihre Hand anhielt, hatte der welterfahrene Alte den Hitzkopf vertröstet. Nicht nein, nicht ja gesagt. Sondern ihn angewiesen, an dem Tage zur Einholung seiner endgültigen Antwort wiederzukommen, an welchem er vom König das Hauptmanns-Patent empfangen habe. Nicht daß die lächerlich geringe Erhöhung der Bezüge des vertrösteten Leutnants — der allerdings ein armer Teufel war — bei der Verbindung seiner Tochter irgendwie ins Gewicht gefallen wäre. Sigismund von Borck war sehr begütert. Aber ihm war zu Ohren gekommen, daß der Potsdamer Schmettau ein lockerer Zeisig wäre, dem es nicht viel ausmache, von Ast zu Ast zu flattern. So hielt er, um die Beständigkeit der Liebe des Werbenden zu prüfen, den Aufschub seiner Entscheidung wenn auch vielleicht nicht für unumgänglich, doch für wohlersprießlich. Ließ sich obendrein, um völlig sicher zu gehen, daß die Gefühle des Leichtentflammten auf eine verläßliche Probe gestellt würden, von dem Verdutzten das Ehrenwort geben: er werde das Haus der Geliebten vor dem Tage, an dem er als Hauptmann kommen könne, nicht wieder betreten; an keinem dritten Ort sich ohne Vorwissen des Vaters Julianen nähern; auch, damit nicht fremde Augen aufmerksam würden, ihr nicht schreiben. Er, das war das Wort, mit welchem Sigismund von Borck den Brausekopf entließ, er allein habe es ja in der Hand, die Wartezeit abzukürzen, die ohnehin nicht lang sein könnte, denn im gleichen Alter wäre seinerzeit er nicht mehr Leutnant gewesen.

Drei Monate — für einen Liebenden also eine Ewigkeit lang — hatte Bogislaw von Schmettau Juliane nicht gesehen. Unverbrüchlich hatte er sein Wort gehalten und alle Kräfte daran gesetzt, die Verleihung des Hauptmanns-Patentes zu erringen. Als dann aber der Januar mit dem Maskenball im Opernhaus heranrückte, wurde der Potsdamer Leutnant auf eine so gefährliche Probe gestellt, daß die Wage lange schwankte und niemand vorauszusagen vermocht hätte, ob sie schließlich nach der Seite seines Mannestums oder nach der seiner Liebe ausschlagen werde. Bogislaw von Schmettau wußte, daß Juliane mit ihrem Vater (ihre Mutter war schon vor Jahren verstorben) auf dem Balle sein werde. Wußte, daß sie viel umworben würde. Es konnte nicht anders sein, als daß ihre Schönheit die Männer anlockte. Wie leicht für ihn, Juliane aus dem Gewühl der unkenntlich Gemachten herauszufinden! Wie leicht, sich unerkannt unter die Menge der Masken zu mischen und sie vor Zudringlichen zu schützen! Wie leicht, sich ihr — durch das Blumensprüchlein, das er in verschwiegenster Stunde zu ihrem Preis gedichtet hatte — trotz seiner Maske unanzweifelbar erkennen zu geben! Wohl war Bogislaw von Schmettau eines Tages mit dem Entschuß nach Berlin gefahren, sich ein Maskengewand anfertigen zu lassen. Aber als er schon die Tür aufgestoßen hatte, hinter deren Schwelle der Wortbruch grinsend wartete, war er umgekehrt.

An dem Morgen nun, da Friedrich die nicht-berliner Regimenter aus dem Maskenballreskript eigenhändig ausstrich, empfing der Potsdamer Leutnant Bogislaw von Schmettau ein Schreiben von Julianens Vater. Er habe — hieß es darin — beschlossen, seine Tochter am Tage nach dem Opernhausball auf ein Jahr nach Holland zu Verwandten zu schicken. Damit sie ihre Welt- und Menschenkenntnisse durch sotane Reise bereichere. Diese Begründung war vollauf Wahrheit. Aber Wahrheit war es auch, daß Sigismund von Borck den Liebenden das Bestehen der Prüfung, welche er ihnen in fürsorglicher Väterlichkeit auferlegt hatte, durch die größere räumliche Trennung leichter zu machen beabsichtigte. Er wolle — hieß es in dem Schreiben weiter — kein antikischer Vater sein. So gebe er ihm für den Abend des Maskenballes im Opernhause sein Wort zurück. Er wäre mithin einverstanden, wenn Bogislaw, obwohl er noch Leutnant sei, sich als Maske seiner Tochter nähere und von ihr gebührend Abschied nähme. Daß er Juliane trotz ihrer Verkleidung aus dem Gewühl der unkenntlich Gemachten herausfände, soviel Spürsinn traue er den Sinnen seiner Liebe zu. Denn — selbstverständlich — in dem Augenblick, wo die Glocke zwölf schlüge und alle Masken abgetan werden müßten, träte sein Ehrenwort wieder in Kraft.

Bogislaw von Schmettau schwamm in einem Meer von Hoffnungen. Er durfte Juliane — viele Stunden lang — sehen. Er durfte in ihre Augen blicken, denen das schützende Gegitter der Maske den Mut zu größeren Freiheiten gab, als das schutzlose Antlitz sie zuließ. Durfte Juliane bei den Händen fassen. Durfte — viele, viele Male — den Arm um sie legen. Durfte — irgendwo mußte sich während des Abends in den Nebengemächern dafür ein menschenverlassenes Plätzchen finden — durfte Juliane küssen. Als der Dienst überstanden war, fuhr der Glückselige nach Berlin. Wählte — ein Gewand anfertigen zu lassen, war



Hüttenwerk in Oberschlesien. Gemälde von Prof. Max Fleischer



es nun zu spät geworden — wählte bei dem Kleidermacher, dem er das Wort, er werde wiederkommen, nun doch einlöste, das prächtigste der vorhandenen Gewänder, das Habit eines Bojaren, aus. Und kehrte — Lied auf Lied vor sich hinträllernd — mit dem Tarngewand seiner Liebe nach Potsdam zurück.

Da am anderen Morgen bei der Parole der Regimentsbefehl verlesen wurde, daß — auf Befehl des Königs — im Gegensatz zu früheren Jahren kein Potsdamer Offizier bei Strafe sofortiger Kassation den heutigen Maskenball im Berliner Opernhaus besuchen dürfe, hielt Bogislaw von Schmettau sich, als wäre er, wie ein Baum, im Boden verwurzelt. Nur dadurch, daß er leibhaftig fühlte, er stände nicht auf, sondern in der Erde, brachte er die Kraft beisammen, nicht zu wanken, nicht vorzustürzen und zu schreien: „Nein! Nein!! Nein!!!", nicht niedergebrochen zu werden von dem Sturm der Empfindungen. Noch als längst „Wegtreten!" kommandiert war, stand er unbeweglich auf seinem Fleck, unbeweglich wie ein Baum. Ein Kamerad trat zu ihm und schlug ihm auf die Schulter. Da erst ging ein Schüttern durch den Körper Bogislaw von Schmettaus. War es der Vorbote des Weinens oder des Lachens? Bahnte es herzbrechendem Geschluchze oder gellenden Gelächterschreien den Weg? Wie hätte irgendein Mensch es vorauszusagen vermocht! Das war gewiß, daß im nächsten Augenblick sich die ungeheure Spannung in dem liebenden Offizier durch einen ungeheuren Ausbruch entladen müsse. Schien gewiß! Denn als der Kamerad den Nachhall des Schütterns in seinen Körper springen fühlte und mit begütigendem Lachen sagte: „Hat das Maskenballverbot wie ein Blitzschlag, der an einer Eiche niederzischt, getroffen? Lohnt nicht, bei Weibern alles auf eine Karte zu setzen. Gibt auch in Potsdam schöne Mädchen. Wollen wir heut abend, damit auf die Brandwunde Balsam geträufelt wird, mit zweien soupieren, bei denen man leichter und vermutlich auch schöner zum Ziel kommt als bei den kostümierten Berliner Fratzen?" — als das Geprassel dieser Wortschloßen Bogislaw von Schmettau traf, straffte sich alles in ihm. Er dämmte ein, was in ihm aufwogte. Machte, als ob erst jetzt der Befehl zum Wegtreten gegeben werde, mit einem Ruck kehrt. Und ließ den verdutzten Kameraden stehen, ohne daß der allerwinzigste Laut aus seinem Munde gekommen wäre.

Auf seiner Stube angelangt, holte Bogislaw von Schmettau das Bojarengewand hervor. Um, mit dem Abschied von ihm, Abschied von seinen Hoffnungen zu nehmen. Er streichelte das rotseidene pelzverbrämte Gewand. Wog den breiten, gelbseidenen Gürtel und das gleichfarbene Beinkleid in den Händen und vermochte nicht zu entscheiden, welches von beiden schwerer wäre. Als er die Pelzmütze zur Hand nahm, um sich von ihr — da er es von Juliane nicht durfte — mit einem Kuß zu trennen, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sie einmal aufzusetzen. Im selben Augenblick jedoch, da sie auf seinem Kopfe saß, fühlte, wußte Bogislaw von Schmettau, daß er das Gebot des Königs übertreten werde. Er mußte Juliane sehen! Mußte Abschied von ihr nehmen, ehe sie für ein endloses Jahr in die Ferne entschwand! Mußte mit seinen Augen, seinen Händen, seinem Munde sagen, daß er ihr Treue halten werde über Zeit und Raum hinaus! Mußte von ihren Augen, ihren Händen und vielleicht gar von ihrem Munde den gleichen Schwur zurückempfangen! Die Maske würde ihn schützen. Es gab der baumlangen Offiziere in Berlin genug. Sogar ein halb Dutzend, die noch eine Handbreit länger waren als er. Er konnte nicht anders, er mußte den Abschied aufs Spiel setzen. Und wenn die Maske ihn nicht schützte, wenn es den Rock, wenn es das Leben kostete: er mußte heut abend Juliane in seinen Armen halten!

Auch der Brief, den Sigismund von Borck am Nachmittag durch seinen Reitknecht eilends sandte und der nur feststellte, was eigentlich keines Wortes bedürfe: daß mit dem Verbote des Königs — selbstverständlich — sein voraufgegangener Brief hinfällig geworden sei, daß er Bogislaw aber, da er, wie gesagt, kein antikischer Vater sein wolle, als Äquivalent für den unmöglich gewordenen Abschied erlaube, seiner Tochter nach Holland zu schreiben, so oft seine Liebe dazu ein Bedürfen empfände — auch der gutmütige Wille des Vaters seiner Geliebten riß den Tollen nicht mehr von dem Beschreiten des schwindlichten Pfades zurück, auf den er bereits den Fuß gesetzt hatte.

Am Spätnachmittag verließ Bogislaw von Schmettau mit einem Koffer in der Hand Potsdam, verschwand in Berlin und tauchte erst bei den schmetternden Klängen der Polonäse als Bojar auf dem Maskenball im Königlichen Opernhause wieder empor.

⁂ ⁂ ⁂

Juliane von Borck hatte dem Wiedersehen mit dem Geliebten gleich Bogislaw von Schmettau in überschwänglicher Hoffnung entgegengejauchzt. Da sie aber von dem Verbot des Königs aus dem Munde des Vaters erfuhr, bezeichnete sie es — sich sein Wort zu Nutze machend — als selbstverständlich, daß der Potsdamer Leutnant nicht auf dem heutigen Maskenball im Berliner Opernhaus erscheinen dürfe. Wenn auch ein Verschieben ihrer Abreise am anderen Tage, da die Postplätze bereits überall im voraus bestellt und bezahlt waren, sich nicht mehr bewerkstelligen und ein unauffälliges Abschiednehmen von Bogislaw sich mithin auf keine Weise ermöglichen ließ, es war — sie sagte es immer wieder mit dem Wort ihres Vaters — selbstverständlich, daß der Geliebte dem Befehl

seines Königs gehorchte, also — selbstverständlich — nicht auf den Maskenball kam.

Als Juliane aber in der Gestalt einer Heckenrose im Opernhaus erschien und viel bestaunt, umschwirrt, bedrängt, umworben wurde, als immer wieder Augen, Worte, Hände Begehrlicher nach ihr griffen, verkündete sie mit schmerzdurchzittertem Auflachen: daß nur Derjenige sie brechen werde, der vermöchte, das Blumenverslein zuende zu sagen, das — einem vergilbten Almanach entstammend — so anhübe:

„Kresse, Iris, Enziane —"

Sie wollte sich — sagte sie zu ihrem hämmernden Herzen — auf diese Weise vergewissern, daß der Geliebte nicht auf dem Maskenball wäre. Denn er allein, der es für sie in verschwiegener Stunde gedichtet hatte, konnte das Verslein zu Ende sprechen. Sie wollte — sagte Juliane — die Furcht in sich niederkämpfen, daß Bogislaw das Gebot des Königs übertreten habe. Ja — ja, sie wollte, was sie sagte. Aber war in ihren Tiefen nicht doch ein Etwas, das erhoffte, was sie nicht wollte, nicht sagte?

Es hatte sich schnell unter den männlichen Masken herumgesprochen, daß das Heckenröslein nur durch die Auflösung eines Blumenrätsels zu erringen sei. Immer von neuem mußte Juliane ihr Verslein beginnen. Jedesmal, wenn sie anhub:

„Kresse, Iris, Enziane — — "

und der Geprüfte nicht mit den rechten Worten fortzufahren vermochte, wollte sie aufjubeln, aber jedesmal gab es ihr einen Stich ins Herz. Und als endlich einer richtig fortfuhr: „heller leuchten —" dann aber, stolpernd, den Vers falsch so vollendete: „keine Blumen", da wollte Juliane erschreckt aufschreien, aber in ihr begann es bei den richtigen Worten zu jubeln und erst bei dem Stolpern des Antwortenden krümmte sich ihr Herz, schmerzhafter als am ganzen Abend, unter den Stichen der Enttäuschung.

Bogislaw von Schmettau hatte mit dem Spürsinn der Liebe, wenige Minuten nach ihrem Eintritt in den Ballsaal, das Heckenröslein erkannt. Er hielt sich aber, um durch seine Unbeherrschtheit keinen Verdacht zu erregen, geraume Weile in der Ferne. Als man ihm mit den ersten Worten seines Blumenversleins das Gelöbnis der Geliebten zutrug, wußte er, daß sie trotz des Verbotes des Königs, trotz des Eilbriefes ihres Vaters im innersten Herzen hoffte, nicht ohne Abschied von ihm nach Holland reisen zu müssen, also ihm vor Mitternacht noch erkennend die Hand zu geben. Juliane, die ihr Blumenrätsel jedem der Herandrängenden siegessicher als Schutz entgegenhielt, zitterte bei dem Gedanken, daß der baumlange Bojar herankommen werde, sie ihn prüfen müsse und auch er die Prüfung nicht bestände. Immer und immer wieder umkreisten die Gedanken Julianens den rankaufgeschossenen Bojaren. Er mußte sie mit Wissen und Willen verschmähen. Warum sonst stellte er sich der Blumenversprüfung nicht? Sie mußte Klarheit haben. Konnte auch der Bojar, woran es eigentlich keinen Zweifel gab, nicht fortfahren — nun, so hatte sie endlich die gewollte Gewißheit, daß der Geliebte sich nicht in unnötige Gefahr begeben hätte. Denn die wenigen Nicht-Geprüften kamen schon wegen ungenügender Leibeslänge nicht in den Verdacht, Bogislaw von Schmettau zu sein. Konnte der Bojar aber wider alle Erwartung doch fortfahren — — „Narretei!" sagte die Verwirrte unwillig zu sich selber. Um sich die Wahrheit dieses Ausrufes unwiderleglich zu beweisen, erzwang Juliane von Borck ein Zusammentreffen mit dem Bojaren. Überlegen begann das Heckenröslein:

„Kresse, Iris, Enziane — —"

und wie ein Hauch — jede Silbe ein beglückt begütigendes Streicheln — kam es aus dem Munde des Unkenntlichen:

„heller leuchten Liebchens Augen!"

Drängender, obwohl ein Zweifel kaum noch möglich war, fuhr Juliane fort:

„Veilchen, Nelken, Thymiane — —"

und, hingerissen über besorgnisvolle Behutsamkeit, ergänzte die Maske:

„süßer duften Liebchens Haare."

Kaum noch zu unterdrückender Jubel baute eine Brücke:

„Rosen, Lilien, Tulipane — —"

und mit dem Ruf:

„schöner noch ist Juliane!"

stürmte der Bojar, des Jubels in sich nicht mehr Herr, zu ihr hinüber.

Juliane wollte erschreckt aufschreien und lachte doch aus vollem Herzen. Juliane wollte mit dem Geliebten um seine Verwegenheit schmälen und jubelte ihm doch aus dankerfülltem Herzen zu. Juliane wollte den Bojaren von sich stoßen, wollte ihn aus dem Saal, ehe er erkannt wäre, hinausdrängen und warf sich doch in seine offenen Arme, preßte ihn an sich, und tanzte. Tanzte, indes eine Welle des Wohlempfindens, daß zwei langgetrennte Liebende sich wiedergefunden hatten, durch den Saal rauschte, tanzte, bis Vergangenheit und Zukunft entschwanden und nur lebendurchpulste Gegenwart war, tanzte, bis alles Wissen, alle Angst, alle Besorgnis in ihr stille wurden und ihr Herz nur noch Liebe schlug, tanzte — — — tanzte — — —

❧ ❧ ❧

Eine halbe Stunde vor Mitternacht betrat ein tiefvermummter Mönch den Ballsaal. Man vermochte vor seiner schlotternden schwarzen Kutte nicht zu erkennen: war sein Körper so ausgemergelt, daß er sich, um ihn mühsam aufrecht zu halten, notgedrungen auf seinen Wandersteckén stützen

mußte? Oder war er ein so geschickter Spieler, daß er mit jeder Faser seines Leibes vortäuschen konnte, was er sein wollte? Ein Erschauern überwellte die Reihen der Fröhlichen, als der schwarze Schatten durch sie mit hartem Aufstoßen seines Wanderstabes hinstümperte. Niemand hätte sich verwundert, wenn der Mönch statt seines Steckens in der Rechten eine Sense und in der Linken, zur Vermeidung jedes Zweifels, ein Stundenglas getragen hätte.

Bogislaw und Juliane hatten beim Eintritt des verspäteten schwarzen Gastes den Ballsaal bereits verlassen. In einem der kleinen Seitengemächer hatten sie ein unbeobachtetes halbdunkles Plätzchen gefunden, an dem sich alle ihre Hoffnungen erfüllten. Nun saßen sie sich Aug in Aug gegenüber, hielten sich bei den Händen und ließen allem, was sich im Herzen drängte — ihren Besorgnissen und ihrem Jubel, ihren Ängsten und ihrem Glück — freien Lauf ins Wortgelände. Die Gefahr, die während des ganzen Abends gedroht hatte, war überstanden. Bogislaw würde nicht mehr in den Tanzsaal zurückkehren. Nur wenige selige Minuten noch stille beieinander sitzen, dann wollte er, so rechtzeitig, daß er nicht von irgendwem zum Abnehmen seiner Maske aufgefordert werden konnte, das Opernhaus verlassen. Immer wieder perlte in der Fröhlichkeit der beiden Liebenden ein: „Weißt du noch?" auf. Als sie sich lachend der vielen Rätselrater erinnerten, die vergeblich versucht hatten, das Heckenröslein für sich zu gewinnen, fragte Juliane plötzlich: „Weißt du auch das Blumenverslein noch, das ich für dich gedichtet habe?" Und mit lachender Überlegenheit antwortete Bogislaw:

„Rittersporn und Eisenhut —
Stolz schützt meines Liebsten Blut!
Kaiserkron und Königskerz —
Adel schützt des Liebsten Herz!
Portiunkel und Agav —
Euer Herze wird bewahren,
Was noch keiner hat erfahren:
Er heißt — pst! — heißt Bogislaw!"

Ein langer Kuß lohnte die Antwort auf dies „Weißt du noch?" Da die Liebenden kaum den Weg zur Erde wiedergefunden hatten, trat der Mönch in das Gemach. Er schritt mit hartem Aufstoßen seines Wandersteckens durch den Raum hin, als ob er nicht gewahrte, daß zwei Menschen, die Hände ineinander verschränkt, darin saßen. Aber wie wohl eine empfindsame Frau inmitten einer fröhlichen im Freien lagernden Festgesellschaft, wenn unvermutet ein Wölkchen über die Sonne gegangen ist, hastig und heftig zum Aufbruch drängt — alle widersprechen ihr, beweisen, daß sie unrecht hat, und wirklich, das Wölkchen hat sich in Nichts aufgelöst, blau strahlt der Himmel ringsum, sie läßt sich zum Bleiben bewegen; doch nicht die Rechthaberischen, sondern sie, die ihr Unrecht zugestand, empfand die Wahrheit vorweg, denn ehe sich's einer der Fröhlichen versieht, unter denen die stille Frau nun eine der lautesten ist, steht das Gewitter zu ihren Häupten und ergießt sich auf die Flüchtenden —: so empfand auch Juliane, als der Schatten des Mönches für wenige Sekunden die Fröhlichkeit ihres Liebesgemaches verdunkelte, das aufsteigende Unwetter vorweg, das sich über sie und Bogislaw zusammenzog. Unablässig bedrängte sie den Geliebten, nicht eine Sekunde länger zu warten, sondern sogleich das Opernhaus zu verlassen und so schnell, wie er vermöchte, nach Potsdam zu eilen. Bogislaw aber widersprach ihr lachend. Bewies, daß sie unrecht habe. Setzte alles daran, ihre grundlose Angst zu verscheuchen. Erst als es ihm gelungen schien — dem war nicht so: Juliane gab sich nur den Anschein der Ruhe und des Einverständnisses, da sie gewahrte, daß durch die Möglichkeit des Widersprechens der Liebste länger festgehalten wurde — erst als sie ihm mit Worten recht gab, daß die Gefahr nicht vor ihnen, sondern hinter ihnen läge, willigte Bogislaw ein, das Opernhaus — obwohl sie bis zur Demaskierung noch eine Viertelstunde hätten beisammenbleiben können — zu verlassen.

Im selben Augenblick aber trat eine Maske — ein Kreuzritter — ein und erbat von Juliane einen Tanz. Sie wollte, Unpäßlichkeit vorschützend, die Bitte dankend ablehnen. Bogislaw jedoch, der ihr Vorhaben erriet und darin eine Wiederkehr ihrer grundlosen Angst sah, widersprach so gebieterisch mit seinen Blicken, daß ihr nichts übrigblieb, als der Bitte der fremden Maske zu willfahren und in den Tanzsaal zu folgen.

Kaum hat Juliane, gefolgt von dem Kreuzritter, das Gemach verlassen, so tritt zum zweiten Male der schwarze Mönch mit seinem Stecken ein. Dicht geht er an den sorglosen Bojaren heran. Tonlos kommt es über seine Lippen: „Sind Sie der Potsdamer Leutnant Bogislaw von Schmettau?" Der König! durchschießt es den Gefragten, als er einen Blick, wie es keinen zweiten in der Welt gibt, durch die Maske brennen sieht. Unwillkürlich springt er auf und tritt, soweit es das Gemach zuläßt, zurück. Was antworten? Selbstverständlich die Wahrheit! Aber dann ist er seines Offiziersrockes ledig. Nie wird er das Hauptmannspatent erlangen. Nie Juliane sein eigen nennen. Nie! Also ableugnen! Lügen? Den König belügen?? Nein! Was antworten! Was nur antworten?? In diesem Augenblick, den von der ersten Frage nur Sekunden trennen, kommt es zum zweiten Mal, nun kurz und kantig, aus dem Mund des Mönches: „Ist Er Schmettau?" Kein Zweifel mehr: Der König fragt ihn. Fragt seinen Offizier.

Da baut Bogislaw von Schmettau sich

vor der verkleideten Majestät, deren Blick, deren Stimme durch nichts verdeckt werden kann, nach dem Reglement auf und antwortet fest und laut: „Ja!" Doch ehe der König auch nur zu dem Bruchteil einer Silbe Zeit findet, tritt der Bojar — die Maskenfreiheit nützend — dicht an den Mönch heran und fährt halblaut fort: „Ja!!! Aber ein Hundsfott, wer's weitersagt!" Der Mönch packt seinen Stab fester und humpelt, ohne ein Wort zu erwidern, davon.

Juliane kommt, von dem Kreuzritter geleitet, zurück. Als die fremde Maske gegangen ist und ihre Augen endlich die des in stummer Erschütterung dastehenden Bogislaw gefunden haben, schreit sie auf: „Was ist? Was ist, Geliebter? Was ist dir widerfahren? War der schwarze Mönch noch einmal da? Leugne nicht! Er war's! War's!! Du — bist — von — — dem Mönch — — — bist vom König erkannt!"

„Nein! Nein!! Nein!!!" widerspricht Bogislaw mit doppeldeutigem Wort, schließt der Ungläubigen mit einem letzten langen Abschiedskuß den Mund und stürmt davon.

Erst da der Geliebte nicht mehr zu erst rufen ist, gewahrt Juliane von Borck, daß die Bojarenmütze, die sie ihm vom Kopfe nahm, um sein Haar streicheln zu können, noch im Halbdunkel auf einem Stuhle liegt. Sie fällt vor ihr auf die Knie und birgt darin, von Schmerz geschüttelt, ihr weinendes Gesicht.

⌘ ⌘ ⌘

Am anderen Morgen war der König vor Tau und Tag in Potsdam, das Regiment, dem Bogislaw von Schmettau angehörte, zu inspizieren. Seit Jahren hatte er seine Gardegrenadiere nicht mehr so umhergetrieben wie in diesen Wintermorgenstunden. Besonders hatte er es auf den Leutnant von Schmettau abgesehen. Aber dem geriet, obwohl Friedrich ihm eine verzwickte Aufgabe nach der anderen stellte, alles nach der Schnur. „Es gibt eben Pferde," flüsterte sein Hauptmann einem anderen voll Stolz zu, „die man ruhig beim Schwanz aufzäumen kann und die doch den Wagen immer noch besser ziehen als mancher Gaul, dem man das Sielengeschirr nach der Vorschrift über den Kopf streifte." Als die Besichtigung vorüber war, ließ Friedrich den Regimentskommandeur zu sich entbieten. Knallrot wie die Abendsonne nach einem gut geratenen Sommertag, kam der weißbärtige alte Herr vom König zurückgeprescht und überbrachte dem Leutnant von Schmettau den Befehl, unverzüglich zu Seiner Majestät zu kommen. Er konnte es nicht unterlassen, zwischen seinen Stummelzähnen noch schnell hervorzustoßen: „Keine Angst. Über den grünen Klee gelobt. Hauptmann sicher. Gratuliere! Gratuliere!!"

Friedrich der Große war inzwischen von seinem Gefolge seitab geritten. Als Bogislaw von Schmettau, trotz des Sturmes in seinem Innern, ihm mit unerschütterlicher Ruhe gegenüberstand, begannen die Blicke des Königs sich tief in ihn einzubohren. Der Geprüfte, dem es war, als ob der Ewige ihn erforsche, vor dem man kein Fältchen seiner Seele verbergen kann, tat sich weit auf und hielt — sein Geschick der Gnade seines Richters anbefehlend — den Augen Friedrichs stand. Der sah den jungen Offizier mit Wohlgefallen an. Dann jedoch überzuckte sein Gesicht wie oft ein Wetterleuchten des Spottes. „Musterhaft!" sagte er mit königlicher Geste. „Jeder Zoll ein Soldat. Ich ernenne Ihn hiermit zum Hauptmann." Dabei streckte der König die Hand vom Pferde herunter. Bogislaw von Schmettau vermeinte nicht anders, als er wolle ihn als erster zu der Rangerhöhung beglückwünschen. Friedrich aber zog ihn, sobald er seine Hand gefaßt hatte, dicht an sein Roß heran, beugte sich zu ihm nieder und fuhr, noch ehe der Belobte ein Wort des Dankes stammeln konnte, mit augenzwinkerndem Nachdruck halblaut fort: „Zum Hauptmann! Aber ein Hundsfott, wer's weitersagt!"

Noch ehe der Überrumpelte begriff, was geschehen war, hatte der König seine Hand fahren lassen und war, zu seinem Gefolge ein: „En avant, messieurs!" hinüberrufend, davongesprengt.

Wieder stand Bogislaw von Schmettau, als wäre er, wie ein Baum, in der Erde verwurzelt. Diesmal aber riß er selber sich mit einem Ruck los und ging zu den begierig wartenden Kameraden, denen der Kommandeur inzwischen die lobenden Worte des Königs mit gebührender Unterstreichung übermittelt hatte, festen, entschlußerzwingenden Schritte zurück.

„Darf man zum Hauptmann gratulieren?" kam es ihm, zugleich mit Dutzenden von Händen, von allen Seiten entgegengesprungen.

„Nein," lautete die bündige Antwort Bogislaw von Schmettaus.

„Was?" platzte der Regimentskommandeur, „den Hauptmann übersprungen und gleich Major geworden?"

„Nein," lautete auch diesmal die ganze Antwort. Doch als der Gequälte sah, daß keiner ringsum begriff, fuhr er verdeutlichend fort: „Ich bin, was ich bis auf diesen Tag war, auch fortan: Leutnant," und ging, ohne ein Wort der Verdutzten abzuwarten, davon.

Der König kam in diesem Jahr häufiger zur Besichtigung, als sich die ältesten Offiziere des Regimentes erinnerten. Er hatte es offensichtlich auf den Leutnant von Schmettau abgesehen. Der mochte sich zusammenreißen, soviel er wollte, niemals war Friedrich mit ihm zufrieden. Er hatte nämlich seinen Kopf darauf gesetzt, dem von Schmettau das sorgsam gehütete Geheimnis, daß er längst Hauptmann sei, abzupressen. Er mußte, nach seiner Meinung, wenn er ihn genügend schurigelte, eines Tages hervorstoßen: „Wie kann der König, wenn alles,

was ich leiste, miserabel ist, mich alsdann zum Hauptmann ernennen, was an dem und dem Tage mündlich unter anerkennendsten Worten geschehen ist." Aber der König mochte den Leutnant von Schmettau herunterputzen wie er wollte — kein Wort des Widerspruches kam über dessen zusammengepreßte Lippen.

Die Kameraden waren sich längst darüber einig, daß nicht ungenügende Leistungen Bogislaw von Schmettaus den ständigen Tadel des Königs hervorriefen. Er übertraf, wie sie nicht nur ihm zum Troste sagten, sondern dann auch neidvoll zugestanden, wenn sie untereinander waren, sie alle. Irgendwo — und es genügte ja eine Winzigkeit, den Zorn des Königs aufzuscheuchen — irgendwo mußte er ein Versehen begangen haben, das Friedrich hartnädig an ihm strafte. Da aber Bogislaw über den Zusammenstoß, den er irgendwo und irgendwann mit dem König gehabt haben mußte, offenbar nicht sprechen wollte, drangen die Kameraden nicht mit Fragen in ihn, sondern sahen unter achselzuckendem Bedauern, wie er sich vergeblich um eine Anerkennung des Königs quälte.

Eines Tages ließ Friedrich sich soweit von seinem Eifer, einen Menschen sich zu Willen zu zwingen, hinreißen, daß er vor versammelten Offizieren mit sich überschlagender Stimme ausrief: Ein Offizier wie der von Schmettau gehöre nicht in die preußische, sondern in die amerikanische Armee. Dort hätte es ja unlängst Einer, der in Seinem ruhmreichen Heer nicht einmal zum Korporal taugte, bis zum General gebracht.

Bogislaw von Schmettau wurde von seiner Erregung einen Schritt aus dem Glied herausgerissen.

Das Gesicht des Königs überflammte jäh der Blitzstrahl der Freude: Am Ziel!

Die Kameraden, die samt und sonders fühlten, daß es in den nächsten Sekunden um ein Menschenleben ging, verhielten den Atem.

„Nun," riß der König, seinen Sieg vorweggenießend, den Vorgetretenen an, „was hat Er mir zu sagen?"

„Nichts," erwiderte Bogislaw von Schmettau.

„Sieht Er, Hauptmann — nicht doch: Leutnant von Schmettau," legte der König, erhitzt über die erste Abfuhr, von neuem aus, „sieht Er, daß er die simpelsten Dinge nicht intus hat, die seinen Musketieren Fleisch und Blut sind. Jeder der Kerle dort hinten, auch der allerbornierteste, weiß, was Ihm abhanden gekommen zu sein scheint: daß, wer auf eignes Geheiß aus dem Glied heraustritt, das Maul aufmachen muß. Was also hat Er mir zu sagen?"

„Nichts," gab Bogislaw von Schmettau auch diesmal zur Antwort und trat, um sein Wort zu bekräftigen, in das Glied zurück.

⁂ ⁂ ⁂

So kam der Tag näher und näher, an dem sich der Opernhausball jährte, auf welchem der Potsdamer Bojaren-Leutnant die Geliebte zum letztenmal gesehen hatte. Friedrich zerhieb den vielgeschürzten Knoten nicht mit der Schneide des Wortes: Hauptmann von Schmettau. Bogislaw durfte, wollte, obwohl er ihn aufzulösen nicht vermochte, dies Wort nicht an sich reißen, um zu tun, was der König verweigerte. Also, wenn Juliane wiederkehrte, noch immer Leutnant sein? Noch immer ihr Haus nicht betreten dürfen? Noch immer keine Gewißheit erhalten, ob sie jemals vor der Welt ihm gehören werde? Nein! Das ging über menschliche Kräfte.

In den ersten Tagen des Januar, als er bei der Beförderung wieder übergangen war, schrieb Bogislav von Schmettau ein Immediatgesuch nieder, darin er den König untertänigst bat, ihm seinen sofortigen Abschied zu bewilligen, da er beschlossen habe, in den Dienst der amerikanischen Armee zu treten.

Schon am übernächsten Morgen war das Antwortschreiben des Königs da. Bogislaw warf es uneröffnet auf den Tisch. Wozu lesen, da er wußte, was drin stand? Es war der blaue Brief. War der erbetene Abschied. Aber wie er vor etwa einem Jahre dem Gelüst nicht widerstanden hatte, die Bojarenmütze, obwohl es sinnlos war, dennoch einmal aufzusetzen und dadurch auf den falschen Pfad gerissen wurde, widerstand Bogislaw von Schmettau, obwohl es sinnlos war, auch jetzt dem Gelüst nicht, mit eigenen Augen die bitteren Worte zu sehen, die über sein Leben und seine Liebe entschieden. Doch kaum hatte er den Umschlag zerfetzt und zu lesen begonnen, so brach aus dem Munde des Überraschten ein Schrei der Freude, daß Kameraden hereingestürzt kamen, um zu sehen, was es gäbe. Die Briefhülle enthielt die Kabinettsorder des Königs, welche den Leutnant Bogislaw von Schmettau zum Hauptmann ernannte. Datiert war sie auf den Tag, an welchem König Friedrich ihn vom Roß herab, am Morgen nach dem vorjährigen Opernhausball, mündlich zum Hauptmann erhoben hatte.

Als Bogislaw sich mit vieler Mühe dem Händeschütteln der Kameraden entrissen hatte, stürmte er nach Berlin zu dem Vater Julianens. Er übergab Sigismund von Borck das Hauptmannspatent und gestand ihm alles, was seit der Stunde, da er, allzu hitzig, um seine Tochter geworben hatte, geschehen war: das Übertreten des königlichen und des väterlichen Verbotes, das Rencontre mit dem unheimlichen Mönch, der niemand anders als Friedrich gewesen wäre, seine mündliche Ernennung zum Hauptmann vor einem Jahr, den Grund, der ihm unmöglich machte, davon zu irgendwem mit einer Silbe zu sprechen, die ganze Qual der endlosen Wartezeit.

Einmal um das andere schüttelte Sigis-

mund von Borck verwundert den Kopf. Als dann aber gar Bogislaw zum Schluß fragte, wie es Julianen in Holland erginge, wußte er seines Staunens kein Ende.

Ob er ihr nicht, was er ihm doch erlaubt habe, nach Holland geschrieben hätte? — Nein. — Nicht ein einzigesmal während des ganzen Jahres? — Da er ihr das Eine nicht hätte schreiben können, das ihnen die Tür zum Glück aufgestoßen hätte — nein! — Ob er auch keinen Brief von ihr empfangen habe? — Nein. — Nicht einen? — Nicht einen einzigen! — So wisse er gar nicht, daß — „daß Juliane bereits da ist?!" reißt Bogislaw von Schmettau dem langsamen Alten die Worte vom Munde weg.

Ja! Seit der Woche vor Weihnachten schon. Sie habe es in der Fremde nicht mehr ausgehalten.

„Juliane!" schallt es, obwohl Sigismund von Borck dem Bewerber um die Hand seiner Tochter noch keineswegs sein Jawort gegeben hat, bis in die fernsten Winkel des Hauses. „Juliane! Juliane!"

Die Gerufene stürzt herein.

In stummer Umarmung finden sich die Liebenden wieder.

Sigismund von Borck überdenkt derweil, was er aus dem Munde des Überglücklichen vernommen hat. Plötzlich schlägt er sich, seine Umgebung vergessend, lachend aufs Knie und ruft: „Ein Hundsfott, wer's —"

„— wer's — —?" fällt Bogislaw von Schmettau, durch dieses Wort im Nu auf die Erde zurückgerissen, ihn an, und in dieser einen Silbe wogt und brandet noch einmal alles auf, was er seit der Stunde im Opernhaus, wo er es als Erster hervorstieß, durchlitten hat.

„Selbstverständlich," fährt der Alte, der es erschreckt gewahrt — sich mit einem Sprung rettend — fort, „selbstverständlich: wer's nicht weitersagt, daß solcher Liebe wie der Bogislaw von Schmettaus und Julianens von Borck kein Vater und kein König so viele Steine in den Weg werfen kann, daß sie nicht dennoch ihr gottgesetztes Ziel erreicht."

Das Liebespaar

Drei Sonette von Wilhelm Lungwitz

Dämmerstunde

Wie Abendwolken sich in stillem Schweben
Erreichen, überschichten und vereinen,
Erging es ihren Seelen in dem reinen
Azur entrückten Schweigens. War noch eben

Im Raume eines Liebeswortes Beben,
Und fühlte jeder innig in der seinen
Des anderen Hand noch — spürten sie am feinen
Vergessen ihrer selbst ein höhres Leben.

Durch ihren Himmel huschten ungewiß
Gedanken schwalbengleich, dieweil im Zimmer
Die Dunkelheit den müden Tag vertrieb;

Und dennoch ward die milde Finsternis
Nicht undurchdringlich, weil darin ja immer
Ein Widerschein von ihrem Glücke blieb.

Zweifel

Auf einmal war es ihr verhaßt, wie er
Den Kopf hielt oder Tee zum Munde brachte,
Sie mit der gleichen Liebkosung bedachte,
Und sah in ihm nichts Übergroßes mehr.

Ihm aber kam es wie von ungefähr,
In welcher Melodie sie immer lachte,
Daß ihn ihr Gertenwuchs nicht mehr entfachte;
Und beide wußten das und litten sehr.

Sie hatten sich am Glücke satt gesehen. —
Wie man ins Dunkle geht, um Sonnenblenden
Sich aus den Augen zu gewöhnen, so

Begannen sie, nach anderen zu spähen,
Und sahen viel und mußten bald sich wenden
Und waren ihrer Wahl nun doppelt froh.

Am Strande

Von glüher Sonne in den Sand gebreitet,
War ihnen Meeresrauschen kühl wie Schatten,
In den sie bräunend sich gelagert hatten,
Von möwenschriller Bläue überspreitet.

Zu immer neuem Liebesspiel geleitet,
Ließ aus gehöhlter Hand sie still den glatten
Flugsand verrieseln auf den Schlummermatten,
Der sich zum Pfühle ihrem Schoß bereitet.

Und neigte sie sich über ihn, berührte
Die Brust betörend seine Stirn, und fein
Und unablässig überfloß ihn Sand.

Und er erschrak vor Glück, als er verspürte:
Nun floß glückhafte Zeit, Tod oder Sein
Ihm ewig aus der Sanduhr ihrer Hand.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Ina Seidel: Das Labyrinth. Ein Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert (Jena 1922) — Clara Ratzka: Sie, die ich nicht kenne (Stuttgart 1921) — Thit Jensen: Die Erde (Leipzig 1922) — Franz Adam Beyerlein: Sechs fröhliche Legenden (Leipzig 1922) — Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit (Wien 1922) — Walther Eggert-Windegg: Vom heute gewesenen Tage. Ausgewählte Mörikebriefe (München 1922)



Der beste Stilist ist noch immer der, der etwas zu sagen hat. Er braucht sich nur schlicht, wie im Gespräch, an dies Wesentliche zu halten, um ein guter Erzähler zu sein. Ina Seidel (neben der anders gearteten Agnes Miegel unsere stärkste Lyrikerin) hat sich mit diesen Vorzügen in ihrem neuen Roman, der weit über ihre bisherigen Erzählungen hinausragt, nun auch im epischen Stadion einen der besten Kränze errungen. Mit jenem künstlerischen Ernst, der das Schwere sucht, den Marmorblock, aus ihm Leben zu schlagen, nimmt sie das Leben des Südseeforschers Georg Forster und seines bedeutenden Vaters, umrahmt von dem Deutschland des Rokokos, zum Stoff eines umfangreichen (und leider sehr klein gedruckten) Werkes: Das Labyrinth. Mit der Gründlichkeit des Dichters, der nicht nur als Artist formt, der kraft vertiefter Innerlichkeit mit seinen Gestalten lebt und fühlt, betrachtet sie das Leben Georg Forsters von frühster Kindheit an. Es gehört zum Reizvollsten der bedächtigen Erzählung: mit dem kleinen Kerlchen, das vor der massiven Selbstherrlichkeit seines gewichtigen Vaters voll Furcht und Ehrfurcht aufwächst, in die ersten Lebenseindrücke zurückzutauchen. Mit Liebe und Humor erzählt die Dichterin, wie er den Sinn der sonderbaren Bilder auf den breiten Rücken der Schweinslederschwarten in des Vaters Studierzimmer enträtselt, wie er von dem Labyrinth des Königs Minos auf Kreta bis in die Tiefen seines furchtsamen Herzchens hinein ergriffen wird und nachts von dem Minotaurus träumt und von dem schrecklichen Herumtappen in dem dunklen Labyrinth, wo man immerfort auf Kröten tritt und das Untier brüllen hört. Klein Georg kann sicherlich nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß er sich den König Minos immer wie seinen Vater vorstellt, den selbstbewußten Pfarrer von Nassenhuben, der siebzehn Sprachen spricht und noch viel mehr Klöße zum Mittagessen auf einmal verzehrt . . .

Wohl ist auch das Leben dieses Georg Forster ein Labyrinth, in dem er nicht Ziel, nicht Ausgang erkennt. Im Dämmerlicht der Knabenträume tappt er umher, folgsam den barschen Weisungen seines tyrannischen Vaters, dessen Stimme er immerfort, wie die des Minotaurus hört — erst in den weißen Nächten des Polareises wird das Ohr mählich von ihrem Dröhnen befreit und lernt auf die eigene Lebensmelodie lauschen. Mir scheint, die Dichterin hat, um des Sohnes willen, den Vater etwas zu ironisch behandelt, er war doch immerhin ein ganzer Kerl, der kraft seiner eigenen Studien in Natur- und Völkerkunde, in Philosophie und Mathematik sich aus dem weltentlegenen westpreußischen Pfarrdorf hinaufarbeitete. Wir begleiten diesen Aufstieg in allen Einzelheiten: Wie Vater und Söhnlein im Auftrag der Kaiserin Katharina II. an die Wolga reisen, um dort die Bedingungen der ersten Ansiedelungen zu studieren — prachtvoll ist hier die Wolga mit ihrer Schwermut geschildert — wir gehen mit nach St. Petersburg und erleben die Enttäuschungen und Kränkungen, auch die leiblichen Nöte des Vaters, der ohne reichliche Mahlzeiten nicht arbeiten kann; aber auch Georgs Leiden, der hier, zwölfjährig, zum erstenmal eine Schule besucht und nicht nur wegen seiner Aussprache des Russischen verhöhnt wird. Aber so frisch und launig die Schicksale der beiden hier und in England erzählt werden, wo der Vater nach einem kurzen Lehramt als Professor der Naturgeschichte wieder trübe und ungewisse Tage verlebt — den Höhepunkt erreicht die Erzählung doch in der Schilderung der zweiten Entdeckungsreise Cooks, die Vater und Sohn als Naturforscher begleiten. Mit Meisterhand sind hier nicht nur die Erlebnisse gezeichnet, auch die einzelnen Personen stehen lebendig in ihrer Besonderheit da, vor allem Cook selber, ein Kapitän von ungeheurer Willenskraft und Bestimmtheit. Er „schien eisig und kristallen . . . er war gleichmäßig, er war unerschütterlich, er hatte den Tag in der Gewalt, und es geschah nichts, was er nicht bis ins Kleinste vorausbestimmt hätte". Unantastbar blieb er der Herr, eisblaue Augen unter den blonden Brauen in dem rötlichen, festen Gesicht und den Mund zu einer schönen, schmalen Linie geschlossen. Psychologisch fein beobachtet ist es, wie hier, in der Freiheit des Meeres, unter lauter tüchtigen, unverbildeten Menschen, der „kleine" Georg zum erstenmal sich aufreckt gleich einer verkümmerten Pflanze, die endlich ins rechte Erdreich gesetzt ist. Er war nicht nur reifer, nein, er war hier eigent-

lich zum erstenmal jung geworden und begann nun sein eigenes Leben, dessen äußere Begebenheiten bekannt (oder doch im Konversationslexikon nachzulesen) sind. Seine „Beschreibung einer Reise um die Welt in den Jahren 1772—1775“ größtenteils zusammengestellt aus den Arbeiten und Notizen seines Vaters, bringt ihm frühen Ruhm. Er wird Lehrer der Naturgeschichte in Kassel, dann nach Wilna versetzt. Unbefriedigt übernimmt er 1788 das Amt eines Bibliothekars beim Kurfürsten von Mainz. Auch hier vermag ihn sein Amt nicht zu erfüllen, seine Kräfte werden verzettelt, dafür aber wird er von den Wellen der Zeit in ihren Strudel gerissen. Nicht durch eigene Entschließungskraft sondern durch den Fluß der Dinge Mitglied der Mainzer Klubbisten geworden, geht er in deren Auftrag nach Paris, sieht dort aber seine freiheitlichen Ideale verblassen, so daß sein Streben versandet und er endlich, in die Reichsacht erklärt, von seiner Frau betrogen und verlassen, einsam stirbt. Und doch nicht unglücklich — in diesem Buch — denn eine Dichterin, die Leid und Freude kennt, aber auch alle die vielen Unwägbarkeiten des inneren Menschenlebens, die dazwischen liegen, — nimmt sein müdes Haupt in ihre Hände und läßt ihn in Frieden träumen. Von dem Leichtmatrosen der „Resolution“, der hoch im Takelwerk arbeitet und sein lustiges Matrosenlied in die Winde singt, von der Mutter und endlich von dem König Minos und dem schrecklichen Labyrinth. Und er erkennt, wie auch unser Leben, eingeschlossen in die Windungen der Veranlagung und des Schicksals, ein Irrgang im Dunkel ist. Anfangs begleiten uns Jugend und Hoffnung, „wir füllen unser Herz mit Welt und wenn wir leiden müssen, geschieht es ungläubig, als hielten wir es für einen Irrtum der Vorsehung. Vor den inneren Windungen des Labyrinthes erwartet uns der Schmerz. Er nimmt uns in Empfang und bleibt bei uns, er heilt uns von der Anschauung, daß er ein Irrtum der Vorsehung sei . . . „Aber wenn wir Geopferten werden zu Opfernden, so haben wir heimgefunden ins Herz der Dinge und Gottes. Das Labyrinth versinkt und wir sind frei.“

Nicht alle Teile des Romans sind von dem hohen Wert, den man dem Werk als Ganzem zusprechen muß. Als Georgs Leben zu versanden droht, gerät auch der Fluß der Erzählung ein wenig ins Stocken, namentlich die Mainzer Begenheiten rinnen zu sehr in die Breite. Aber auch hier ist die Darstellung immer bildhaft, oft in Jean Pauls Art dichterisch gestaltend und aus kleinen herausgegriffenen Einzelheiten, gleichsam aus Stichproben des Lebens sind die Ereignisse anschaulich gemacht. Ina Seidel ist in diesem Werk ganz sie selbst als Dichterin, in keiner anderen ihrer Erzählungen spürt man so das, was ihr Eigenstes ist, ihre Auffassung vom Dasein. Die Leser dieser Zeitschrift wissen, was damit gemeint ist — im Maiheft 1921 haben wir von Ina Seidels „Weltinnigkeit“ mit einiger Ausführlichkeit gesprochen, wie sie ungemein treffend jenen Gedichtband nannte. Wir sahen sie da voll tiefer Andacht in den Kelch einer Blume blicken, in seliger Freude an den Wundern des Lebens. Mit dieser Weltinnigkeit, Daseinsandacht blickt sie hier auch in die Seele ihrer Menschen. Unergründliches ist da zu finden, aber auch Schönes, Tröstendes, das den Glauben an die Welt befestigt und erhöht. Wie wunderbar: in dieser Zeit, die uns Deutsche tief niederzudrücken, uns nichts, aber auch gar nichts zu erlassen scheint: — aus der Seele einer deutschen Dichterin diesen Klang einer fast jauchzenden Weltfreude trotz allem Verstehen von Not, Tod und Tränen herauszuhören. Wie flach und nichtssagend klingt angesichts solcher Menschengestaltung das Schablonenwort unserer jungen Cliquen- und Programmdichter: „Der Mensch ist gut“. Gut und schlecht, groß und klein, das sind für den wahren Dichter keine Begriffe, er erkennt im Kleinen das Große, im Schlechten das Gute und umgekehrt, er hat die Teile nicht nur in der Hand, er hat auch das geistige Band, er versteht die große Verschmelzung in dem einen Worte Mensch. Man betrachte für sich: wie die gescheite Professorentochter Therese Heyne in ihrer weiblichen Unruhe, in ihrem Trieb zu locken und untreu zu werden gezeichnet ist, wie — mit wenigen Strichen nur — die still abwartende, immer sich plagende Mutter, oder den schmutzigen Polen Janusch und sein vernichtendes Heimweh aus bunter Tropenwelt nach dem Mistgeruch seiner Hütte, oder den Geographen Delrymple und sein Haus (hier ist Dickens erreichtes Vorbild), oder Kapitän Cook, oder Larry den Leichtmatrosen, mit wehendem Haar im Takelwerk singend — alles sind Menschen, mit hellem Dichterauge geschaut. Ina Seidels Labyrinth ist kein Buch für jedermann. „Reiselektüre“ ist es ganz und gar nicht. Es braucht andächtige Menschen, die nicht an schillernder Oberfläche Genüge finden, braucht lange Winterabende, um ganz genossen zu werden. Denen aber, die mit dem Grundnetz fischen, werden köstliche Schätze aufglitzern.

Es bedeutet keinen geringen Grad der Wertschätzung Clara Ratzkas, wenn wir gewisse Einzelschilderungen ihres Romans Sie die ich nicht kenne unbedenklich neben ähnliche von Ina Seidel stellen. Ich habe den Roman, der seinerzeit in diesen Monatsheften erschien, jetzt zusammenhängend gelesen und muß gestehen, daß, wenn er den selbstkritisch gewählten Untertitel „Krause Geschichten“ auch verdient, das Ganze doch eine dichterische Leistung von hohem Rang ist. Namentlich als Detailkünstlerin gehört Clara Ratzka zu unseren Besten.

In einem Buch, das ich wahllos in die Hand nehme und durchblättere, finde ich



Bildnis meiner Schwester. Gemälde von Hanns Hanner

von einer jungen Schönheit, der daheim alle Männer zu Füßen lagen und die nun einen „Beruf ergriffen“ hat, folgendes gesagt: „Obwohl sie schöner und verfeinerter als früher war, schien ihr doch, als hätte das Herumirren und Sichselbstversorgen die zarten unsichtbaren Fühlfäden umpanzert, die im allgemeinen unmittelbar auf Männer wirkten.“ Man liest weiter. Auch ein Frauenroman. Thit Jensen heißt die Verfasserin und ihr Buch schlicht: Die Erde. Treffender und verständlicher wäre vielleicht der Titel „Die Scholle“. Denn die Scholle des Grundbesitzers, der Bauernhof ist das eigentliche Schicksal dieser wenigen Menschen, von denen das Buch handelt. Seit Zolas gleichbenanntem Roman haben wir schon oft dieses zähe Nichtloslassen des Magneten Erde von altem Bauernstamme, diese dämonische Gewalt des Bodens über seine Besitzer abwandeln sehen. Aber Thit Jensen, die selber aus uraltem Bauerngeschlecht an der jütischen Küste stammt, hat nicht nachgeahmt, sondern aus Eigenem geschöpft. Sie kennt dies Ringen einer bodenständigen Familie um ihren alten Besitz, kennt offenbar die Opfer an Glück und wohl gar an Ehre, die es fordert. Das stark verschuldete Edensdal vor der Versteigerung zu retten, scheut der alte Malte Kjär, der Besitzer, in letzter Verzweiflung argen Betrug nicht. Er versichert sich hoch gegen Unfall und fährt dann mit ein paar jungen Pferden, die kaum schon Geschirr getragen haben, an der Bahnlinie entlang. Als der Zug heranbraust, gehen die Pferde natürlich durch. Malte richtet bei einem drohenden Anprall an ein Gebäude sein linkes Bein so, daß es zersplittert. Als Stelzfuß kann er nun wieder eine Weile ohne Sorgen wirtschaften, aber für ein solches Anwesen reicht die erschwindelte Summe nicht lange aus. Da muß das Glück seines einzigen Sohnes Gabel herhalten. Der liebt und wird wieder geliebt, heiß, fürs Leben. Aber die kleine Aase ist arm und die ältliche Rigmor ist reich. Heftig ist der Widerstand des Sohnes, aber nicht von Dauer. Der Alte mahnt ihn an die Familienüberlieferung, er droht sogar mit Selbstanzeige seines Betrugs. Aber dessen hätte es beim Sohne kaum bedurft. Er fühlt, wie der Instinkt des alten Bauerngeschlechts sich in ihm zu regen beginnt, er will, er muß das Gut erhalten. Und dies Gefühl gibt ihm eine seltsame Sicherheit, trotz allem Schmerz über das zerstörte Liebesglück. Er heiratet Rigmor, und sie führen eine erträgliche Ehe. Das Vermögen der übrigens tüchtigen und arbeitsamen Frau sichert sie vor allen Sorgen, und Gabel, dem man äußerlich nichts anmerkt, sucht Trost in einem seltsamen Phantasieleben: er meint immer, Aase um sich zu haben, er spricht mit ihr, hört ihre Antwort und sieht sie neben sich. Als endlich Rigmor stirbt, heiratet er die Jugendgeliebte. Aber die war inzwischen drüben in Amerika, sie hat um ihr Dasein kämpfen müssen und nie hat sie jenen ersten Schlag, die Untreue des Geliebten, innerlich verwunden. Sie ist gänzlich verändert. Gleichültig, blasiert, kalt. Diese Ehe ist noch unglücklicher als die erste. Mit einer weichen, müden Traurigkeit klingt der Roman aus.

Thit Jensen, die Schwester des dänischen Schriftstellers Jensen, erreicht als Dichterin und Stilistin nicht die Höhe von Ina Seidel und Clara Ratzka (ohne damit auch diese beiden auf gleiche Stufe stellen zu wollen). Aber sie hat einen guten Roman geschrieben, der den Durchschnitt überragt, und in einem könnte Clara Ratzka von ihr lernen: in der Kunst, eine Fabel aufzubauen und einheitlich durchzuführen. Alles ist folgerichtig und klar, ohne deshalb der Wärme, der tieferen Seelenkunde zu entraten. Sie hat weder die Weite, noch den Humor, noch den Reichtum der beiden Vorgängerinnen, sie beschränkt sich auf das, was sie wirklich kennt, und leistet in diesem Bezirk tüchtige Arbeit, der es nicht an feinen Einzelzügen fehlt. In der Sterbeszene Rigmors hebt sich der Roman sogar zu dichterischem Rang.

Ein Schatzkästlein köstlichen Humors erschließt uns Franz Adam Beyerlein in seinen Sechs fröhlichen Legenden. Und zwar ist es unter den vielen Ab- und Spielarten des Humors (man kann, von Mark Twain, als dem derbsten, angefangen bis hinauf zu Keller und Raabe etwa sechs Gattungen unterscheiden) — eine der feinsten „Marken“. Seine Eigenart ist die, daß der Erzähler in vollkommen ehrbarem Legendenton possierliche Dinge von Frommen und Heiligen erzählt und nur durch ein leises Zwinkern im Auge hier und da einmal, oder durch einen komischen Vergleich verrät, wie schelmisch das ganze gemeint ist. Die Perle unter den sechs Legenden scheint mir „Hieronymus und Paula“. Der heilige Hieronymus (4. Jahrhundert n. Chr.) predigt zornig und eifrig gegen die Klerikerehe, dafür ist er selber mit drei oder eigentlich vier Weibsbildern behaftet, die nicht von ihm lassen und ohne die man ihn niemals sieht. Drei vornehme alte Römerinnen von heftigem Glaubenseifer: Marcella, sechseinhalb Schuh lang und so klapperdürr, daß man erzählt, sie habe in ihren unbekehrten Zeiten beim Tanzen niemals Kastagnetten nötig gehabt ..., Melanie, ihr Gegensatz, klein und kugelrund, unter ihrem eigentlichen Kinn beherbergt sie eine Art Kaskade von nicht weniger denn vier weiteren Kinnen; da ist ferner Paula mit ihrem vierzigjährigen Töchterchen Eustochion, Paula, von einer wahrhaft dämonischen Schwatzhaftigkeit befallen, ein ewig schnurrendes Spinnrädchen, nur mit dem Unterschied, daß ein Spinnrädchen nicht zugleich einschläfernd und aufreizend wirkt. Alle vier kleben wie die Kletten am frommen Hieronymus und disputieren mit ihm unermüdlich über religiöse Fragen. Um sie loszuwerden will er eine heimliche Pilger-

fahrt nach Palästina unternehmen, aber sieh da: Am Morgen, als er zu Schiff steigen will, sind alle vier am Hafen, und wenigstens Paula und Eustochion gelingt es, mit ihm an Bord zu gehen. Alle Versuche des heiligen Hieronymus, sich auf seiner Kreuzfahrt dieser beiden Kreuze zu entledigen, sind umsonst, er führt sie durch gefährliche Gegenden, wo Räuber und wilde Tiere sie anfallen, aber die schrillen Schreie des vierzigjährigen Töchterleins und der Redeschwall der Mutter schüchtern sie ein, ja ein Löwe wird von ihr bekehrt und folgt gehorsam wie ein Hündchen. Schließlich bleibt dem Heiligen keine andere Rettung, als zwei Kloster zu gründen, das eine für Nonnen, das andere für Mönche — gegen diese Trennung vermögen die beiden frommen Weiblein nichts, und der Heilige hat „sa Ruh'". — Hübsch sind auch die kleineren Erzählungen: fein nnd zierlich die Legende von der Heiligen und der Eidechse, spaßhaft-ulkig die Schulmeister- und die branntweinduftende Wächter-Legende, von feinem Humor durchleuchtet der „Dieb unserer lieben Frau" und „Gozbert", d. i. der überweltgeschichtliche Vorgang, wie im Himmelssaal eine Bibliothek gegründet wird. Beyerlein wird mit diesem kostbaren Legendenbüchlein sich viele neue Freunde gewinnen, wir haben ja wirklich jetzt Humor nötiger als sonst.

Franz Karl Ginzkey hat es unternommen, in billigen, aber hübschen Einzelbänden die Romantik der Weltliteratur in weitere Leserkreise zu tragen. Die lange schon im Buchhandel fehlende Selbstbiographie Justinus Kerners: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit wieder herauszugeben, ist unstreitig ein Verdienst. Werden doch die meisten gar nichts vom Vorhandensein dieser Aufzeichnungen wissen, denn, wie Robert Hohlbaum in seinem warmen Vorwort treffend sagt, Justinus Kerner ist überhaupt eigentlich nie populär gewesen; nur seine von Schumann in Melodie gesetzten Lieder sind Nichtliteraten noch bekannt. In diesen Kindheitserinnerungen lernt man weniger den Dichter Kerner kennen, als den prächtigen Menschen und warmen Freund (der er immer war), aber auch den Humoristen, der Freude an einem gut erzählten Scherz hat. Es sind ein paar kostbare solcher Geschichten in dem Buch zu finden. Daneben aber viel Ernstes: wir begegnen schon hier dem Geisterseher Kerner und besuchen mit ihm das Ludwigsburger Irrenhaus, dessen wunderliche Insassen er mit eigentümlicher Beobachtungsfreude schildert. Aber auch das blühende Neckartal mit seinen Klöstern und Dichtern tut sich auf; man wird seine Freude an dem Buch haben, das nur hier und da, z. B. bei unwesentlichen Familienberichten, einige Kürzungen vertrüge.

Wenige Worte genügen, die Auswahl Mörike-Briefe warm zu empfehlen, die der feine Kopf Walther Eggert-Windegg unter dem Titel Vom heute gewesenen Tage herausgibt. Auswahl wie Vorbemerkungen zeugen von dem Geschmack des Herausgebers. Man vertieft sich wieder mit inniger Freude in diese Kostbarkeiten. War doch Mörike einer unserer besten Briefschreiber, der gerade in den Episteln an seine Freunde, ebenso künstlerisch bedacht wie herzlich hingebend, sein Eigenstes enthüllte. Das vornehm ausgestattete Buch ist mit Handschriften und Bildern versehen, die Briefe verketten biographische Notizen.

Miriam. Von Otto Gillen

Ich bin die Tochter der Pyramiden,
Meine Kinderfüße
Tranken vom Tau des Nils.
Golden umgürtet von Königsarmen
Schliefen meine Hüften.
Auf mich herab sangen Rosen
Vom Tempellied der heiligen Isis.
Ich bin eine Magd der Liebe,
Ausgelöscht von Lippen
Liebeschwer
Und süß
Wie das Blut der Datteln.

Ich sammle alle Sterne in meine Augen
Und schütte sie aus vor seine Tür.
Blau rätselt der Mond
Über die Fließen seiner Hallen.
Da gehe ich weinend
In die Tiefen der Mitternacht.
Über alle Schatten
Schleife ich meine müden Falten.
Schwarze Wasser sind mir die Augen.
Alle Sterne habe ich fortgetragen
Vor seine Tür.

Blau spielen seine Augen
In den Himmel meiner Heimat.
Da war ein tiefes Bad meiner Liebe.
Meine Nächte sind überschattet
Von Taubenflügeln
O die Weiße seiner Schultern
Geschwungen über meinen Atem!

Miriam, du Magd der Liebe,
Wie schwarz sind deine Augen geworden.
Nackt sehnen deine Hüften
Nach dem goldenen Gürtel der Königsarme.
Der fremde Staub deiner Füße
Lechzt nach Wassern
Unter dem Schatten der Pyramiden.

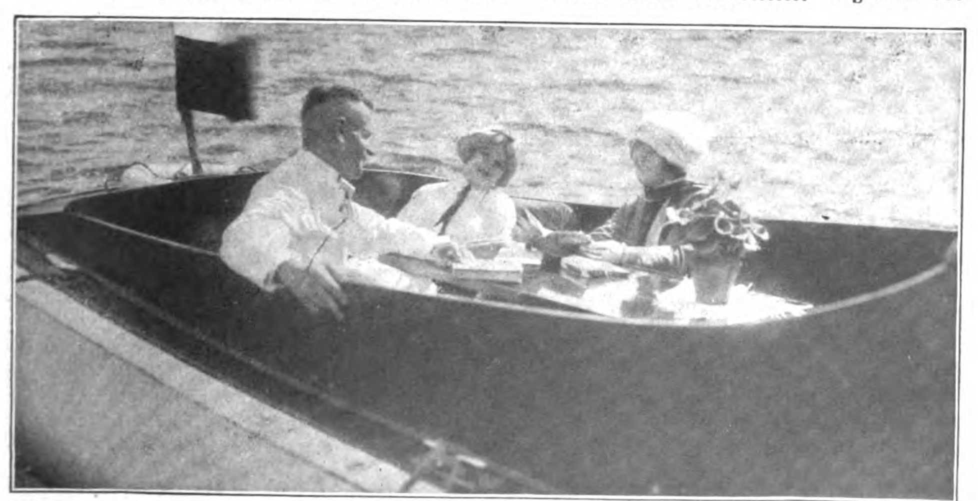
Illustrierte Rundschau

Motorbootfahrt — Kunstgewerbliche Arbeiten von G. Eschle & Co. — Lithographische Ausstellung im Berliner Kupferstichkabinett — Der Bildhauer Josef Heise — Der Sonnenschirm am Strand — Ausstellung älterer Kunstwerke aus Erfurter Privatbesitz — Der Bildschnitzer Ludwig Münstermann — Scherenschnitt von Hans Wolff — Zu unsern Bildern

Die ersten drei Bilder dieser „Rundschau“ haben nichts mit Kunst und Kunstgewerbe in dem hier sonst geläufigen Sinne zu tun, wohl aber mit der wichtigsten Kunst, nämlich der: zu leben und sich das Leben angenehm zu machen. Man sieht es diesen drei Menschen während und nach ihrer Motorbootfahrt an, daß sie eine heitere Geselligkeit zu pflegen wissen, die auch in der freien Natur, unter hellem Himmel, in frischem Wind, auf blauem Wasser noch Formen wahrt und nicht in die wildwüchsige Derbheit von Sandalen- und Kittelträgern entartet. Diese Haltung, die durchaus nichts mit Afferei zu tun hat, ist selbstverständlich nicht an einen kostspieligen Sport wie Motorbootfahren gebunden; sie kann und wird sich bei gebildeten Menschen auch auf der einfachsten Wanderung bewähren, und es steckt mehr dahinter als nur ein schöner Schein. Die Gesetze der Tracht und des Betragens gehören zur Lebenskunst, denn sie erleichtern das Leben, indem sie tagtäglich auftauchende kleine Fragen und Schwierigkeiten des



Picknick



Motorbootfahrt

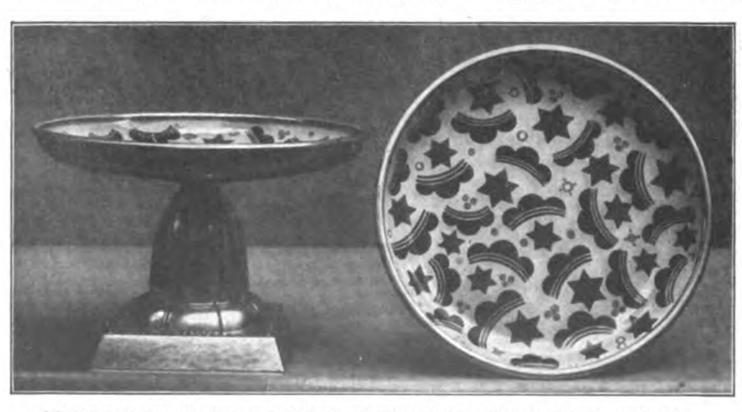


Ausflug ans Land

Verkehrs beantworten und beseitigen, mechanisch gewiß, aber reibungslos.

Das unveräußerliche und unangefochtene Reservatrecht Münchens ist sein Kunstgewerbe. Gewiß, auch in Berlin wird nicht bloß fleißig, sondern auch talentvoll gearbeitet. Aber für den Schmuck des Lebens zu sorgen, versteht der deutsche Süden besser als der Norden. Das kleine Bild auf S. 224 stammt aus den Kunstgewerblichen Werkstätten von G. Eschle & Co. in München, eine bescheidene und vereinzelte Probe. Aber wie wohl tut sie dem Auge und wie tief prägt sie sich dem Gedächtnis ein! Ein kräftig und doch gefällig geformter Fuß trägt eine Messingschale, in die eine Glasmalerei eingelegt ist, nach einem ebenso einfachen wie eigentümlichen Muster. Eschle & Co. arbeiten nur nach eigenen Entwürfen. Sie beherrschen die Gebiete der Holzmalerei, der Keramik, der Glasmalerei, und so gibt es bei ihnen Kassetten und Schatullen, Aschenbecher und Zierteller, bemalte Spanschachteln und Wandkalender, Heiligenbilder und Weihbecken, Glasbilder und Glasteller, Tischlampen, Schmuckdosen usw.

Im vorigen Jahr veranstaltete das Staatliche Kupferstichkabinett eine ebenso schöne wie lehrreiche Ausstellung „Die Radierung“. In diesem bot es seinen immer noch nicht allzu vielen Besuchern einen Überblick über die Entwicklung einer jüngeren graphischen Kunst, des Steindrucks, der Lithographie. Von Aloys Sennefelder 1796 erfunden und ausgebildet, hat die Lithographie bis in die neueste Zeit der Künstlersteinzeichnungen immer den Trieb zu volkstümlicher Wirkung in sich gespürt und hat infolgedessen namentlich in den revolutionären Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts das gezeichnete Pamphlet beflügelt. Ein derartiges Blatt französischen Ursprungs bilden wir ab. Es stammt aus dem Jahre 1830 und zeigt König Karl X., den bourbonischen Erzreaktionär, im sechzehnten (und letzten) Jahr seiner glorreichen Regierung. Der spöttische Hofbericht meldet, daß die seelische Verfassung der königlichen Familie unverändert die gleiche sei und daß Seine Majestät nach der

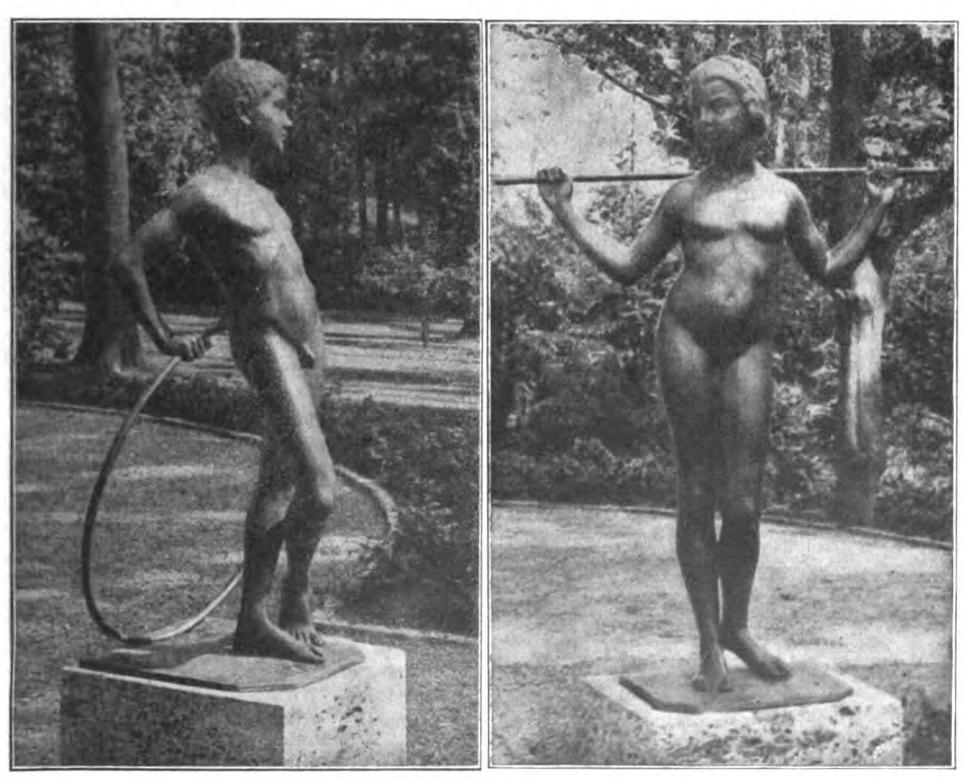


Messingschalen-Aufsatz mit Glasmalereieinlage. Von H. Eschle, München



Aus der Ausstellung „Geschichte der Lithographie im Berliner Kupferstichkabinett"

Messe in ihren Zimmern gejagt habe. Das technisch vollendete und witzige Blatt ist vollgestopft von Bosheiten. Neben der Frömmelei werden auch die kolonialen Abenteuer des Königs verspottet. Die pelzbemützte Dame mit dem Besen vor der Tür als Posten soll wahrscheinlich die Herzogin von Berry sein, dieselbe, die nach der



Gartenplastiken von Josef Heise

Absetzung Karls im Jahre 1832 einen kraftvollen, aber phantastischen Aufstand unternahm, um den Revolutionskönig Ludwig Philipp zu verjagen. Wer nach Berlin kommt, der sollte sich einmal an den stilleren Museen erfreuen, am Kupferstichkabinett, am Antiquarium, am Märkischen Museum. Er wird reich belohnt werden.

⌘ ⌘ ⌘

Über den Bildhauer Josef Heise, den Schöpfer der beiden anziehenden Gartenplastiken auf S. 225, schreibt uns die weimarische Kunstschriftstellerin M. v. Freytag-Loringhoven aus genauer Kenntnis seines Werdens und Wirkens: „Heise wurde 1885 zu Münster i. W. geboren, wo sein Vater ein anerkannter Bildhauer war. In Warburg bei Kassel, wo der Vater 1888 ein Atelier für kirchliche Kunst eingerichtet hatte, wurde Heise in jeglicher Art von Technik ausgebildet, machte sich aber dann frei von schulmäßigen Fesseln und ging seine eigenen Wege. Als Meisterschüler bei Brütt in Weimar angenommen, begann er dort 1910 selbständig schaffend tätig zu



Der Schirm im Ostseestrandbild
(Aufnahme Hünich)



Schäferstück. Gemälde von Christian Wilhelm Ernst Dietrich (1712—1774). Ausstellung älterer Kunstwerke aus Erfurter Privatbesitz

sein. Im Kriege wurde er in der Champagne schwer verwundet. Auch ihm ward der Krieg zu einem tiefinnerlichen, künstlerischen Erleben. Das Horchen auf die bewegenden, schaffenden Stimmen seines Innern ist Wesen seiner Kunst, die aus unerschöpflichen Quellen immer neuer Gestaltung fließt. Harmonie im Rhythmus der Bewegung und in der Schönheit der Linien ist Eigenart seiner Werke, sowohl derer, die sich in das Zarte, Fließende einfügen, wie derer, die in kraftvoller Größe ein wichtiges Motiv mit steinerner Wucht zur Geltung bringen. Überall herrscht einheitliches Wollen zur Ganzheit, zur vollen Geschlossenheit des Kunstwerkes. Josef Heise schafft in der Kunst als ein Glücklicher und Starker."

⌘ ⌘ ⌘

Mit erfinderischer Liebe bedenkt die Mode seit geraumer Zeit das Badekostüm der Damen. Immer wieder fällt ihr etwas ein, um es zu vervollständigen oder zu verschönern. Das Neueste in diesem Sommer war der nach japanischem Muster gearbeitete Sonnenschirm, den die hübsche junge Dame auf unserem Bilde von der Ostsee trägt (S. 226.)

⌘ ⌘ ⌘

Die Vereinigung Erfurter Museumsfreunde veranstaltete im Sommer eine Ausstellung älterer Kunstwerke aus Erfurter Privatbesitz. Eine derartige Umschau ist immer verdienstlich und hatte auch in diesem Fall ein schönes Ergebnis. Freilich, leicht war die Arbeit nicht, die Museumsdirektor Dr. Kaesbach zu leisten hatte. In mühevollen, langen Wochen mußten die Stücke einzeln in den Familien aufgesucht und gesichtet werden. Zu den reizvollsten Bildern, die auf diese Weise aufgestöbert und oft aus der Geringschätzung der eigenen Besitzer erlöst wurden, gehört das Schäferstück von Christian Wilh. Ernst Dietrich, dem Dresdner Hofmaler, einem Künstler eklektischer Veranlagung, der aber ein mannigfaltiges und reiches Erbe mit feinsinnigem Geschmack zu verwalten verstand.

⁂ ⁂ ⁂

Abseits vom Wege lassen sich immer noch wieder Entdeckungen machen. Freilich selten so vielversprechende wie jetzt in Oldenburg, wo man unter der Leitung von Dr. Müller-Wulkow an eine Neuaufstellung der Altertumssammlungen im Schloß geht, einem Bau aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der mannigfach Veränderungen und Ergänzungen durchgemacht hat. Bei dieser Neuordnung wurde die Aufmerksamkeit auf den Bildschnitzer Ludwig Münstermann aus Hamburg gelenkt, der zwar in Fachkreisen lange berühmt, aber unter den Laien kaum dem Namen nach bekannt ist und dessen in Oldenburg verstreute Werke zu den kostbarsten Hinterlassenschaften des deutschen Barocks gehören. — Im Oldenburger Museum sind neben dem mächtigen Taufstein kleine Konsolen zu erwähnen, die wohl von der abgebrochenen Orgel der Kirche zu Varel stammen. Auch diese grausig humorvollen Fratzen sind wie alle Arbeiten des Künstlers aus festem Eichenholz geschnitten. Martha Riesebieter, die mit einer eingehenden Arbeit über Münstermann beschäftigt ist, urteilt: „Ohne Übertreibung darf man ihn zu den bedeutendsten Künstlern seiner Zeit rechnen. Durch räumliche Trennung dem allgemeinen Kunstleben und seinen Wandlungen fernstehend hat er aus innerer Notwendigkeit Neues, Niegewesenes geschaffen und stilbildend gewirkt. Alle seine Werke, aber im besonderen die figürlichen Arbeiten, und sind sie noch so klein, zeugen von der hohen Geistigkeit des Menschen, der sie geschaffen."

⁂ ⁂ ⁂

Mit einem Wort nur sei auf den barocken Humor des Scherenschnittes von Hans Wolff hingewiesen, denn es wird Zeit, daß wir uns zu unseren Bildern wenden. Stürmisch wird das Heft durch die Jagd von Gino v. Finetti eröffnet, ein Gemälde von virtuoser Geschicklichkeit und starkem Temperament. — Ein farbiges Kunststück ist das Damenbildnis von Wilhelm Funk. Wie leicht konnte das vielfach abgetönte Rot süßlich wirken! Es wirkt aber selbstverständlich, denn es zieht seine Berechtigung aus der Haar- und Hautfarbe des Modells. — Die Tüchtigkeit Franz Eichhorsts hat vor kurzem Hans Rosenhagen in einem eigenen Aufsatz gerühmt. Das Bild der Schwälmer Bauern (zw. S. 124 u. 125) bewährt des Künstlers gediegene und geschmackvolle Art aufs neue. — Adolf Thomann stilisiert seine Bauern und sein



Taufstein-Deckel von Ludwig Münstermann
Im Landesmuseum (ehemal. Schloß) zu Oldenburg



Eichenholz-Konsolen von Ludwig Münstermann Im Landesmuseum (ehem. Schloß) zu Oldenburg

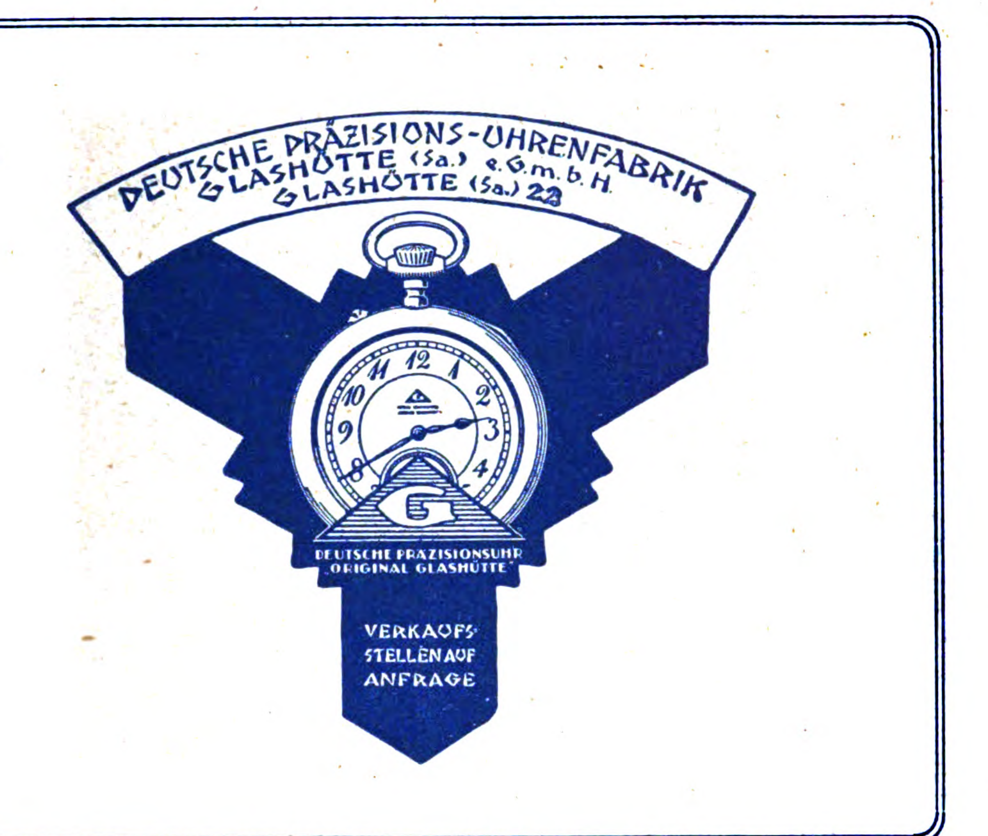


Rindvieh stark, arbeitet mit großen Flächen und einfachen, klaren Linien (zw. S. 140 u. 141). — Gespannt wie eine Feder ist August Draegers „Wettlaufen", eine ungewöhnlich lebendige Plastik, der es gelingt, den Augenblick in seiner letzten Entscheidung zu verewigen (zw. S. 164 u. 165). — Mit der Feierlichkeit von Parallelismen und dem Glanz der Regenbogenfarben hat Ewald Vetter eins der gewaltigsten Gesichte der Offenbarung nachgebildet, das vor dem Thron der Majestät und Herrlichkeit des Vaters: die 24 Ältesten fallen nieder und legen ihre Kronen ab und preisen Gott als den Allmächtigen (zw. S. 172 u. 173). — Wie grau ist gegen dieses überirdische Leuchten der Alltag eines oberschlesischen Hüttenwerkes. Und doch: wie es Max Fleischer gemalt hat, offenbart es seine Würde, seine ernste Schönheit und greift uns ans Herz (zw. S. 208 u. 209). — Immer wieder erfreut Prof. Philipp Franck durch die Lebendigkeit seines Vortrages (zw. S. 196 u. 197). Lesen und Hören ist in diesem Doppelbildnis mit starker Überzeugung wiedergegeben. — Den Schluß der reichen Folge an Kunstblättern bildet das sorgsam gemalte und so überaus liebenswürdig beseelte Mädchenporträt von Hans Hanner (zw. S. 220 u. 221). P. W.



Die fixe Idee. Scherenschnitt von Hans Wolff

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50


DEUTSCHE PRÄZISIONS-UHRENFABRIK
GLASHÜTTE (Sa.) e.G.m.b.H.
GLASHÜTTE (Sa.) 23
DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR
„ORIGINAL GLASHÜTTE“
VERKAUFS-
STELLEN AUF
ANFRAGE



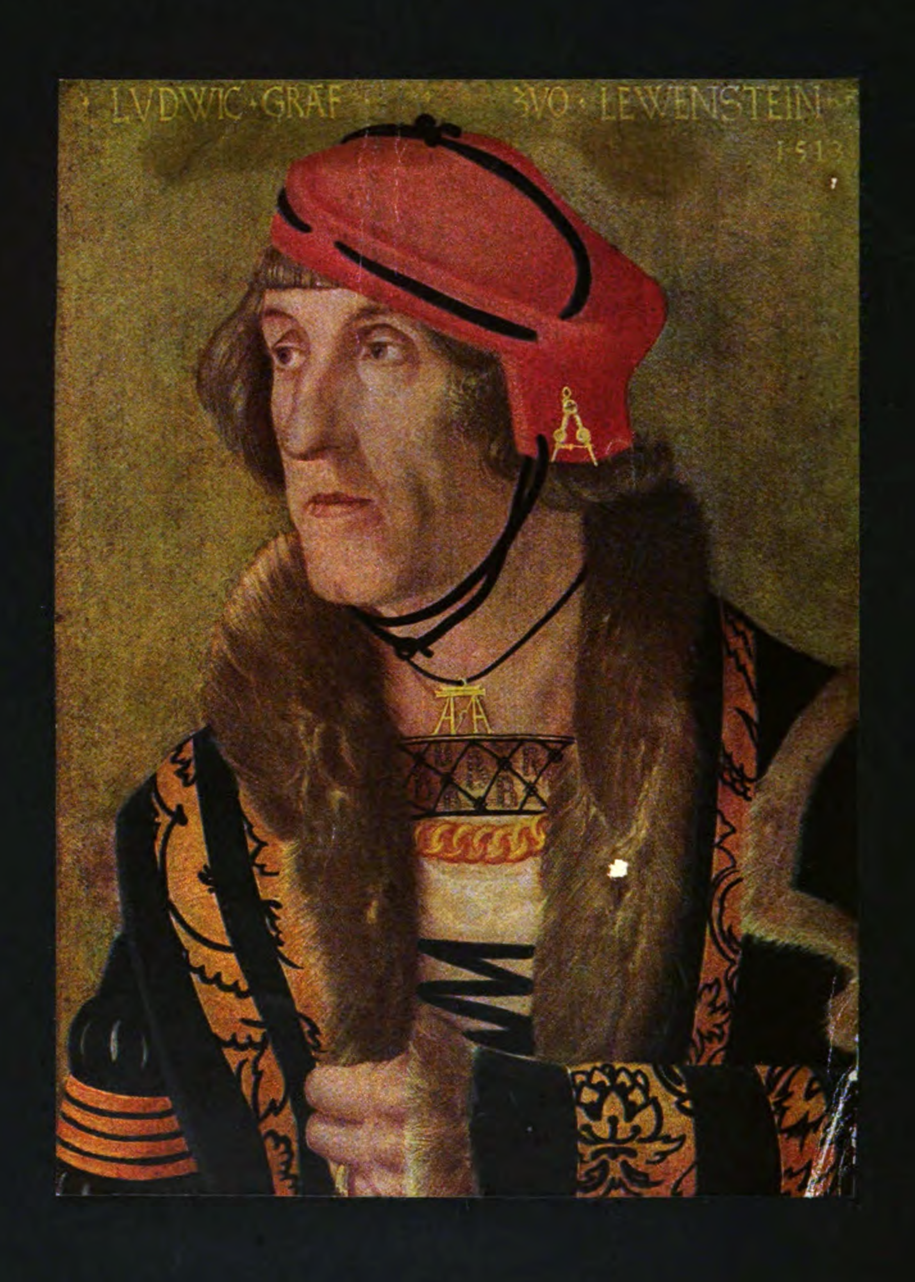
Fischer & Wittig in Leipzig.

37. Jahrg. / November 1922 / 3. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien





Bildnis des Grafen Ludwig zu Lewenstein
Gemälde von Hans Baldung-Grien
(Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)



Wagnesrott

Roman von Ottomar Enking

Fortsetzung

So, was soll nun los werden? Seit wann hat denn so ein kleines Dorf wie Useloit die Gerechtigkeit, Jahrmarkt abzuhalten? Den ganzen Krieg über und auch noch das Jahr nachher war Püstemöhmels Karussell, das sich sonst immer mal auf der Dorfstraße vor der großen Scheune drehte, da, wo sie breiter wird, alle die Zeit war es nicht ein einziges Mal zu sehen gewesen. Rein wie vom Erdboden verschwunden war es.

Aber jetzt, am Sonnabend nach Siebenschläfer, kam der grün und rot bemalte Wagen vom Norden her angerummelt und machte an gewohnter Stelle bei der Chausseewalze halt.

Mosjöh Püstemöhmel hatte eigenhändig kutschiert und nestelte die beiden Schimmel neben dem Graben fest. Von starker Gestalt war er, mit wildem Bart und unheimlich blitzenden Augen, denn bevor er sich dem friedlichen Beruf eines Karussellmannes widmete, hatte ihm ein Raubtierzirkus gehört.

Madam Püstemöhmel, die quicke, hübsche Frau, holte gleich nach der Ankunft Balje, Reibebrett und Seifenwasser hervor und hielt im Freien große Wäsche ab. Man sah: es tat nötig. Vier kleine Püstemöhmels krabbelten um sie herum.

Kaum war das Karussell fertig, so erschien von Süden, von Flensburg her Bäcker Swensen mit einem Handwagen und schlug seine Kuchenbude auf. Ein Lächeln wie Zuckerkringel und Mürbeteig beglänzte sein mondliches Angesicht.

Das waren für den Sonnabend doch wohl Ereignisse genug. Als aber der Sonntag die volle Pracht entwickelte — es hat ja zu Siebenschläfer nicht ein bißchen getröpfelt; wie soll es also heute wohl regnen? — da watschelte weiß der Himmel Mutter Lauentorsk mit der Schiebkarre herbei, borgte sich Tisch und Stuhl und eröffnete einen Handel mit geräucherten Fischen.

Zuletzt wurde noch Arne Nansen, der blinde Geiger, von seiner dürftig gekleideten kleinen Tochter herbeigeführt.

Das Karussell, die Kuchenbude, Mutter Lauentorsk und der blinde Arne — wenn das keinen Jahrmarkt gab, was dann? Wer just durch Useloit wanderte und nicht weiter Bescheid wußte, war sicher dieser Meinung, aber er irrte sich.

Jahrmarkt, das ist was Gewöhnliches, kann jeder haben; die Useloiter jedoch hatten ein Fest vor, das in dieser Gegend seit Jahrhunderten nur in ihrem Dorfe gefeiert wurde: ihr Tonnenabschlagen.

Auf dem Platze beim Karussell kamen sie von allen Richtungen her schlank angetrabt, tippten an die Mütze und musterten einander, neidlos. Sahen ja alle gut aus. Verstand sich von selbst. Useloiter Tonnenreiter, die brauchen sich vor ganz Europa nicht zu verkriechen.

Ihrer an die dreißig — einer immer strammer als sein Nachbar — waren binnen kurzem versammelt. Noch ließen sie ihren Rossen den Willen. Die drängten sich durcheinander, nicköppten und prusteten. Am wehligsten war die isabellenfarbene Stute, die hatte der alte Jinns unter sich. Sein furchiges Gesicht mit den scharfen Zielaugen strahlte. Tonnenabschlagen — das war richtig

noch ein bißchen so, als wenn es zum Angriff ging.

Man ordnete sich. Zwei zu zwei. Ein Bursch, fast noch ein Knabe, zuletzt allein hinterher.

In eine kleine Nebenstraße bog man ein, da wohnte der Bodenkönig. Er harrte schon, daß er mit Ehrerbietung abgeholt wurde. Sein Pferd war herrlichst bekränzt, ihn selbst zeichnete die rotweiße, langbefranste Schärpe aus, auf seiner Brust funkelte der goldene Stern. Flott setzte er sich an die Spitze, und so ward denn am anderen Ende des Dorfes auch der Stäbenkönig begrüßt, ein massiger Mann. Breites blaues Band läuft ihm von Achsel zu Hüfte. Silbern ist sein Orden. Schräg rückwärts vom Bodenkönig war sein Platz.

Noch wurde eingeschwenkt auf ein Gehöft mit großer, weißer Scheune. Da warteten zwei Männer. An einer Stange, die sie sich auf die Schulter gelegt hatten, hing die ganz mit Laub umhüllte Tonne.

Jetzt trabte der Stäbenkönig ein paar Schritte vor: „Liebe Leute! Ja, das Tonnenabschlagen soll wieder gefeiert werden, aber wir wollen doch nicht damit anfangen, ehe wir an unsere Brüder gedacht haben, die nicht aus dem Kriege zurückgekommen sind. Sie waren unsere besten Reiter; es tut uns leid, daß sie heute nicht bei uns sind. Sie sollen unvergessen bleiben. Zur Erinnerung an unsere guten Brüder."

Er lüftete die Mütze, die anderen taten desgleichen.

Lebenden wie Toten war ihr Recht geschehen, nun aber auch los! Der Bodenkönig schwang die Keule — „Bahn frei!" schrie Engholm mit einem Eifer, als hätte er Großfeuer zu melden.

Die Reiter hoppelten erst mal alle hintereinander unter der Tonne hin und versetzten ihr einen leichten, freundschaftlichen Klaps. Sie machten Bekanntschaft mit ihr, und die Tiere sollten sich an den Ton gewöhnen.

Beim zweiten Durchritt aber — Junge! Da wurde es Ernst! Krach! Krach! saßen die Schläge auf dem heftig baumelnden Fasse. Unten ist es offen; nach jedem Treffer rieselt eine Wolke Kohlenstaubes auf den Wettbewerber nieder, daß er pustet. Man hat die Dauben inwendig ausgebrannt, sonst wäre das Eichenholz zu dick.

Krach! Krach!

Seitwärts von der Scheunenwand her stachelte die schneidige Musik Roß und Reiter immer mehr auf. Höh! Der alte Jinns preschte drauf los, als wäre er hinter den Slowaken her. Ein Hieb von ihm erschütterte die Tonne in ihren Grundfesten. Sie wirbelte wie unsinnig herum.

Etliche hingegen ritten gelassen auf das Ziel zu, manche versuchten auch allerhand Künste, wie ihre Keule am wirksamsten sei.

Die meisten Gäule ließen sich regieren und dachten sich nichts weiter bei der Sache — ein paar aber bockten, wenn sie in die Nähe des hangenden Ungetüms kamen — sprangen scheu zur Seite, da sauste der Schlag in die Luft. Die Leute lachten, und der Reiter lachte selber mit.

Der letzte im Zuge, jener lustige Bursche, nahm den Kampf nicht ernst. Er tat, als könne er sich nicht im Sattel halten. — „Huch! Er rutscht!" schreien die Jungfern, da hat er sich schon wieder hochgestrafft und macht den mitleidigen Herzen unartig genug eine lange Nase zu.

Die Menge wurde bei jedem Hindurchritt gespannter, die Züge der Reiter nahmen scharfen Ausdruck an. Unwillig wischten sie sich den Schweiß fort. Rann ein Tropfen zur Unzeit ins Auge, war's mit dem Treffen vorbei.

Krach und Klapp!

Eine einzige Daube saß noch fest. Jetzt kam's drauf an. Mancher hieb bei dem so sehr verkleinerten Ziel ins Leere, manchem gelang nur ein Streifer. Sperrig und sperriger hielt der Nagel das Holz, bis es endlich den Rest bekam und in den Sand wirbelte.

Das hat Niels Schraders Keule getan. Der breite Bauer ist immer mit Bedacht geritten, die Ruhe lohnt sich: er ist der neue Stäbenkönig von Uselott.

Vor allem Volke — es feiert ihn laut — wird ihm von seinem Vorgänger die blaue Schärpe umgebunden und das Silberkleinod angeheftet; eine Peitsche mit blankem Griff und von bestem Leder geflochten drückt man ihm glückwünschend als Gewinn in die Hand. Er probt sie fachmannskundig, ob sie Schwung in sich hat.

Abermals eine Pause, ein Schluck, ein Schmök, dann gilt's das Ganze. Der Tonnenboden wurde in erreichbare Höhe niedergelassen, aus drei Brettern besteht er, ein Querholz klammert sie zusammen. Mittendurch ist das Loch gebohrt, und am Knebelknoten schaukelt der Teller im Gleichgewicht. Die Arme der Reiter mußten noch hergeben, was sie Muskelkraft besaßen.

Unermüdlich und die viel Jüngeren beschämend, donnerte der alte Jinns mit seinem Werkzeug auf den Tonnenrest, als wäre da ein fester Platz, und er hätte ihn mit Artilleriefeuer belegt. Zerfetzt wurde der Rand des Deckels, die Splitter sausten umher. Das linke Brett kriegt den entscheidenden Klapp, es stiebt in einen Haufen kreischender Frauen hinein.

Klapp — dapp — rapp — wapp —! hagelte es bei aufreizendster Galoppmusik auf das todgeweihte Überbleibsel. Hoh! Die rechte Bodenseite rollt auf die Straße, und es baumelt oben bloß noch ein Kreuz — und auch das schon nicht mehr — nichts als das von allem verlassene schwache Querholz bäumt sich wider die Zerstörung auf und fliegt bei jedem Treffer in die Höhe. Man hört es förmlich winseln vor Schmerz.

Gespalten war es und hing schief, und plötzlich kam der alte Jinns wieder an wie der Sturm, reckte sich empor und versetzte dem Brett eins von oben — nach beiden Seiten jagte die letzte Spur der Tonnenherrlichkeit auseinander — Jinns stoppte sein Tier, sein war die höchste Würde des Tages! Ja, für die königlich dänische Artillerie gab's nichts, was sie nicht kaputt gekriegt hätte.

Hüteschwenken, Jubel und Fanfaren! Aber noch durfte sich der Gewinner nicht voll der Siegesfreude hingeben, er warf, so heischte es der Brauch, sein Pferd herum und sprengte davon. Mit Hallo die anderen hinter ihm drein, bis sie ihn zu fassen haben. Und da schütteln sie ihm die Hände, da prunkt er gleich im rotweißen Ehrenbande, und das goldene Zeichen gleißt bei seinen Kriegsdenkmünzen. Das treue Roß aber wurde mit einem prächtigen, schimmernden Zaumzeug beschirrt, das ist die Gabe für den obersten König.

✠ ✠ ✠

Thorfin Yndebroe hatte das Fest gern mitgemacht. Wenn er an solchen Tagen die Spendierbüxen anzog, besaß er immer noch dankbare Freunde genug an seinem Tisch. Er sorgte dafür, daß sein Altknecht die Königswürde gut vertrat. Wagnesrott ließ sich nicht lumpen. Auch Daumor war mit in den Nordpol gekommen und benahm sich nach der Meinung ihres Mannes ganz menschlich. Sie tanzte den ersten Tanz mit Jinns, wie sich's gehörte, und hatte dann wohl Geschmack am Herumhopsen gefunden. Sie ging von eines Tänzers Arm in den anderen. So begehrt war sie. Das gefiel Thorfin Yndebroe trotz seiner sonstigen Eifersucht. Die Huldigungen, die man seiner Frau darbrachte, nahm er mit für sich selbst an. Überdies war weder der bucklige Schulmeister noch sein einbeiniger Adjutant zu sehen, also brauchte er sich nicht zu ärgern.

Ehe man sich umsah, war es wieder hellerlichter Tag. Was tat's? Deswegen sollte man sich in der Luft nicht stören lassen. So wurde fortgewalzt, bis die Musikanten leichenblaß vom Stuhle sanken. Kümmerlich! Nicht mal vierundzwanzig Stunden lang hintereinander konnten sie tuten! Yndebroe ließ die übermäßig Schlaftrunkenen nach Hause fahren, steckte aber vorher jedem ein dickes Geldstück in die Tasche. Flaue Kerls waren es ja man, aber man konnte vun'n Ossen nich mehr verlangen as Rindfleesch...

Thorfin Yndebroe war überhaupt wieder einmal in gehobener und deshalb wohlwollender Stimmung. Seine Majestät König Friedrich hatte nämlich zu befehlen geruht, daß ihm die verdienstvollsten Patrioten von Flensburg und Umgehend vorgestellt würden. Sie sollten nach Kopenhagen kommen und dort einige Tage bei ihm zu Gaste sein. Hans Andreas Klewing stand obenan auf der Einladungsliste, dann kamen die Namen etlicher seiner Freunde, und er hatte sich mit Erfolg dafür eingesetzt, daß unter den Vertretern vom Lande der Herr von Wagnesrott nicht vergessen wurde.

Von Kopf zu Fuß tat sich Yndebroe für diese Reise in den vornehmsten Flensburger Geschäften neu an. Darauf ging er zum Daguereotypisten in der Norderstraße und warf seinen Glanz derartig auf die Silberplatte, daß sie schier erstaunte und eilends ein prächtiges Bild hergab.

Wahrhaftig, Yndebroe durfte sich bei Hofe sehen lassen! Der blaue Frack umspannte die nicht zu magere und nicht zu volle Figur wie angeboren, die engen gelben Hosen mit den Spannriemen strafften sich um muskulöse Beine. Auf der weit herunter gehenden Weste blitzte die Uhrkette in zwei Bogen. In jeder Westentasche, rechts und links, saß ein schwergoldner Zeitmesser, und da, wo die Kette durchs Knopfloch ging baumelte und bimmelte ein Haufe von Kristallen, Siegelringen und Münzen. Die Stiefel aus blinkendstem weichen Leder, der graue Zylinder... und um die bretthart gesteiften Vatermörder schlang sich der große, schwarzseidene Seidenschlips. Von den braunen Handschuhen wurde der eine angezogen; den anderen klemmt ein feiner Mann zwischen Hand und goldnen Stockknopf. Dazu dieser ausgeprägte Kopf! Zwar fing sein Haar auf seinem Haupte jetzt an zu ergrauen, aber das kräftige Kinn, die rosigen Wangen, das Auge mit dem Geradezu-Blick, die buschigen Brauen — ein paar von den Haaren sonderten sich ab, und lagen auf der Stirn — alles in allem, das war einer, auf den sich der König als auf seinen Untertan was einbilden konnte!

Den braunen Mantel mit den drei Kragen ließ sich Thorfin überwerfen, er gab im Gefühl seiner Würde und in der Vorfreude auf die Fahrt Daumor einen herzlichen, väterlichen Kuß: „Bleib' gesund, mein

Deern, und laß dir die Zeit nicht zu lang werden!" — er schwenkte vom Wagen aus den Hut zu ihr zurück und versammelte sich in Flensburg an der Schiffbrücke zu seinen Reisegenossen, die alle sehr aufgeräumt waren. Die Ehre! Klewing brachte ein Zehnliterfäßchen Genever mit auf das Dampfschiff. Das langte sacht bis Kopenhagen. Die Gesellschaft begab sich an Bord, stellte sich frei aufs Verdeck hin und ließ sich vom Bollwerk aus bewundern. Die Königsgäste! Jaja!

Die Aurora fing an, ihre Räder zu rühren, und hinaus ging es durch die liebliche Förde, am ährenwogigen Alsen, am waldüberrauschten Ärroe vorüber der Hauptstadt zu und vor das Angesicht des allergnädigsten Landesherrn!

Die ersten beiden Tage kam es Daumor nicht zu Sinn, daß es schön für sie war, einmal länger ohne ihren Mann zu sein. Sie hatte viel Arbeit, gerade solche, die eine gute Hausfrau sich aufspart, bis der Hausherr mal verreist, damit er nicht in seiner Bequemlichkeit gestört wird. Als indessen das Nötigste überseit war, begann sie doch, sich freizufühlen. Nur wußte sie nicht, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollte. Gleich jedem Menschen, der für eine Weile aus dem Zwange entlassen wird, worunter er für gewöhnlich lebt, so tat auch Daumor Überflüssiges und Zweckloses. Das befriedigte sie dann freilich nicht.

Sie war traurig über jegliche Stunde, die hinlief, ohne daß sie etwas unternommen hätte, was ihr in Thorfins Gegenwart verwehrt oder nicht möglich gewesen wäre. Es drängte sie, aus diesen Tagen etwas Besonderes, ein Fest für ihre Seele zu machen.

Aber womit konnte sie sich solch ein ausnehmendes Vergnügen bereiten? Sie grübelte und grübelte. Sie entdeckte nichts. Das einzige war, sich immer tiefer in die Arbeit zu stürzen.

So wirkte sie von früh bis spät, da sie jedoch am Abend des dritten Tages sehr ermüdet noch einmal in die Stube hinauf kam, die sie als Mädchen bewohnt hatte, und da sie dann — zufällig, oder zog es sie? — zum Fenster hinausblickte: sah sie Licht in Reimer Groths Kate.

Mit einem Male wußte sie, was ihr fehlte, und was dieser Zeit eine Weihe verleihen konnte, daß sie ihr wie ein großer Sonntag durchs fernere Leben funkelte.

Daumor schmerzten vom langen Stehen die Beine. Sie setzte sich hin, lehnte den Ellenbogen auf die Fensterbank, stützte den Kopf in die Hand und schaute hinüber — immer hinüber. Das kleine Licht aus Reimer Groths Kate... winkte es? — Warum nicht? Was hatte der Mensch davon, wenn er immer nur seine Pflicht oder mehr als das tat und nie er selbst zu sein wagte — er selbst mit seinem Verlangen, mit dem, was die Natur von ihm wollte?

Die warme Nachtluft spülte zu Daumor herein. Sie hörte ihr Blut brausen. Ihre Glieder lockerten sich. Sie ließ das Haupt auf die gekreuzten Arme sinken. Ihr Körper wurde durchzittert von unbestimmt-bestimmter Sehnsucht. Sie weinte.

Als sie endlich, tränensatt, den Blick wieder hob, war draußen alles dunkel. Reimer Groths Licht brannte nicht mehr...

Einen Genuß sollten ihr die Tage wenigstens bringen! Sie wollte hier oben schlafen, nicht in dem Zimmer mit den beiden Betten. Wieder Mädchen sein! O, sie hatte solche Hast, die Kleider abzustreifen, sie ließ sie liegen, wo sie gerade von ihr sanken, sie warf sich hin, sie erwartete von diesem Ungewohnten — es kam ihr wie eine Tat vor — eine große Wonne!

Aber als sie dalag, ja, da wurde sie erst enttäuscht. Hier ruhte es sich nicht anders als unten. Sie wäre auch im ehelichen Gemache für sich gewesen und hätte ungehindert lauschen können, wie ihr Blut wühlte, wild kreiste, daß ihr die Schläfen vor Klopfen schmerzten. O dies Blut! Dies Lechzen! Und nie Frieden! Welche Torheit, welche Grausamkeit! Welch ein Mord am eigenen Fleisch! Sie bohrte sich in die Kissen, ihre Phantasie wurde immer beklemmender; wie von Lohe eingehüllt und getragen schwebte sie dahin.

Sie suchte zu schlafen und verscheuchte doch den Schlaf, wenn er ihr nahte. Das Weh des Blutes, das ganze gewaltige Zusammenraffen aller Seelenkräfte auf das eine Ziel zu: Erlösung, das Wogen und Keuchen und endlich nach völliger Betäubung unter mächtigen Blitzesschlägen das süße Ermatten, das wundervolle Durchronnenwerden von Ruhe — sie kostete es aus. Sie kostete es aus an der Brust des Menschen, den sie von Jugend an liebte. Was Reimer Groth im Kriege erlitten hatte, sah sie nicht — sie schloß die Augen davor. Sie kostete es aus, das Letzte, Heiligste, wenn auch nur in Gedanken, hemmungslos. Sie war ja frei. Es hörte sie niemand. Nein, sie war nicht mehr enttäuscht! Es gab kein Bett neben dem ihrigen, wo derjenige schlief, der von ihr zu fordern hatte, was nur Wert hat, wenn es aus selberheischendem Frauenherzen verströmt wird.

Schon am Morgendämmern war sie wie-

der eifrigst beim Schaffen in Haus und Hof. Aber der Sinnenaufruhr in ihr war nicht damit zu dämpfen. Das Weib läßt sich nicht mit dem Unwirklichen genügen; sein Trachten geht auf Wirklichkeit.

Daumor war in dem unklaren Zustande, worin eine Frau nur den einen Trieb hat, sich dem Manne zu einen, dem sie mit Leib und Seele gehört oder zu gehören wähnt. So von Sehnsucht durchtränkt, verliert sie alle Scheu und tut dann leicht etwas, was ihrem Wesen doch innerlichst widerspricht.

Gern redet das Weib in solch drängender Verzücktheit von seinem Mut und begreift nicht den Mann, wenn er sich nicht auch von den Sinnen die Besinnung rauben lassen will. Das Weib täuscht sich. Worin es handelt, das hat mit Willensmut nichts zu tun, es ist die bare Willensunfreiheit. Stromab wird das Weib gerissen und bildet sich ein, es lege aus eigener Kraft eine weite Strecke zurück.

Daumor konnte berechnen, wenn Reimer die Straße entlang kam. Da stand sie ... die Augen groß ... flimmernd ... durstig, Leid auf dem Angesicht. Sie hielt ihn auf, obgleich er vorüber wollte.

„Reimer," sagte sie, „ich muß wieder mal mit dir sprechen. Ich komme zu dir! Ja? Soll ich?" — „Was soll das nützen, Daumor?" entgegnete er. „Tu das nicht. Erst recht jetzt nicht, wo dein Mann fort ist. Du weißt besser als ich, wie du dich in acht nehmen mußt." — „Ich will gern etwas dafür ausstehen, Reimer. Wenn ich das Licht bei dir sehe ... ach! Du! Sehnst du dich denn gar nicht nach mir?" — „Wenn auch, Daumor —" — „Siehst du? Es geht dir ebenso wie mir, nicht wahr?" — „Ich sage nichts mehr, Daumor, es war schon unrecht, daß ich dir eben antwortete." — Er trennte sich rasch von ihr.

Die Woche verfloß. Daumor kam nicht zu Reimer. Warum nicht? Achtete sie seinen Willen so sehr, daß sie ihm fernblieb? Nun, die Befürchtung, etwas gegen seinen Willen zu tun, war nicht so groß, wie das Gefühl des Gekränktseins, ja das Gefühl einer Beschämung darüber, daß er sie nicht haben wollte. Das erregte aber weniger ihren Trotz — gegen den wäre sie nach Frauenart gerade angegangen, sondern es weckte viel mehr ihren Stolz, der sich doch so gern gebeugt hätte! Aber dann war da noch etwas, was in ruhigeren Stunden — und auch solche durchlebte Daumor natürlich — in ihr sprach. Sie gab sich keine Rechenschaft davon, es war aber letzten Grundes die Warnung ihres innersten, von all dem sinnenhaften nur überrauschten Wesens: Hüte dich! Was dich auch lockt, und wie es dich auch reißt — tu nichts wider dich selbst!

Nein, Daumor ging nicht vom Hofe, und Reimer ließ kein Licht mehr zu seiner Stube hinausschimmern. Und eines Abends, es war am Sonntag, da suchte er Olmer Leientost auf. Er humpelte auf dem Wege, während er sich doch sonst schon fast schlank fortbewegte. Er trat zu Olmer in die Gaststube, ließ sich, was selten vorkam, Bier einschenken, trank es schnell aus und fing an: „Ja, Leientost, ich hab' es mir überlegt, du kannst es dem Mann, der gern meine Stelle haben will, sagen, daß ich sie ihm verkaufe."

⌘ ⌘ ⌘

Olmer war zu bescheiden, um nach Dingen zu forschen, die man ihm nicht erzählte. So erwiderte er auf Reimers Worte nur: „Ja ... das ... ich kann dir nun nicht sagen, daß es mich freut, auf der einen Seite, denn es tut mir natürlich leid, daß ich dich hier nicht mehr sehen soll." Trotz seiner Angst, sich irgendwo einzudrängen, konnte er sich aber doch nicht ganz zurückhalten: „Es ist am Ende kein leichter Entschluß für dich gewesen, wie? Das sind wohl spezielle Gründe, kann ich mir denken." — Reimer spielte den Gleichmütigen: „Will ich nicht behaupten. Wo Mutter tot ist — ist ja einerlei, wo ich bin. Und überhaupt, Entschlüsse werden einem verhältnismäßig immer leicht, schwer ist es manchmal nur, bis dahin zu kommen, daß man sie faßt." Er bog ab. Gemütserörterungen wollte er vermeiden. Er kam auf das Geschäftliche: „Es versteht sich also: alles in allem, Haus und Sachen." — „Wenn du die Sachen nicht mitnehmen willst ..." — „Die gehen nicht auf mein Fuhrwerk. Mein Handwerkszeug und ein paar Bilder und sonst noch einiges, das lass' ich nicht hier. Aber das übrige —" — „Wie du meinst. Der Herr, der es kauft, macht dir gar keine Vorschriften." — „Und mit dem Unterschreiben?" — „O, das kann in ein paar Tagen geschehen." — „Also Ende der Woche kann ich auswandern?" — „Das glaub' ich bestimmt, und wenn dir der Preis vielleicht noch zu niedrig ist —" — „Sieh zu, was du für mich herausschlägst. Dein Hintermann muß ja ein mächtig edelmütiger Mensch sein. Wie heißt er denn eigentlich?" — „Ja, entschuldige, lieber Reimer, aber ich habe noch nicht die Erlaubnis, ihn zu nennen. Du erfährst es ja bald." — „Na, kann mir auch gleich sein. Wenn die Geschichte man schnell erledigt wird." — „Dafür steh' ich dir ein."

Olmer sprach nach Reimers Weggang nicht über den Hausverkauf, Nösel aber, die wieder als heimliche Zuhörerin hinter der Tür gesteckt hatte, meinte: „Na ja. Er sieht

denn wohl ein, daß es sonst auf Wagnesrott noch Krach seinetwegen gibt. Und er hat keine Lust zu verantworten das. Einfach lästig ist sie ihm.“ — „Wer?“ — „Deine Schwester. Die mit dem da drüben!“ — „Aber Mutter!“ — „Sie ist ja schon immer verrückt auf ihn gewesen. Und jetzt ist das ganz schlimm. Neulich hat sie stundenlang auf offener Straße gestanden und auf ihn gelauert. Die Haare haben wie so'n Weidenbusch um sie herumgehangen. Kaum, daß sie was Ordentliches anhatte. Und dann hat sie auf ihn losgeredet, immer so!“ Nösel stach mit dem spitzigen Zeigefinger heftig vor sich in die Luft hinein. „So! Und dann ist er zuletzt man so davon gerannt. Wörtelsch hat es gesehen. Schade, daß ich nicht da war. Da hätte ich doch mal den Mund aufgemacht und ihr die richtige Philosophie beigebracht. Es gibt Dinge, wo man als Mutter sprechen muß, wenn man auch sonst und man ist von Natur noch so schweigsam. Man schämt sich ja für sein eigen Kind. O Gott, nein, die Schande! Höchste Zeit, daß er wegkommt. Yndebroe schlägt ihn möglicherweise noch tot...! Und sie auch. Denn kommen sie noch in den Leierkasten.“ — „Ich kann es mir gar nicht vorstellen...“ — „Ja, das ist überhaupt dein Fehler, daß du dir nicht genug vorstellen kannst.“ — „Daumor hat doch früher nie mit irgendeinem Menschen ... und man kann ihr wahrhaftig auch nicht das geringste vorwerfen, solange sie verheiratet ist...“ — „Einmal erlebt jede es, daß sie nicht weiß, wohin mit sich. Und Daumor hat was in sich, das kannst du mir glauben, mein Junge. Gerade so diese Hochnäsigen, wenn die und sie wollen nicht recht mit ihrem Mann zusammen, die kriegen es am tollsten, und dann muß es natürlich ein anderer sein, und wenn es ein Krüppel ist — bloß nicht der eigene Mann. Das liegt so in der Sympathie, die kann kein Mensch und kein Professor erklären. Aber was Daumor angeht — sie hat es von Yndebroeer Seite. Wir Leientofts sind immer ehrbar gewesen. Sieh bloß zu, daß du ihn bald über die Grenze expedierst, eh' noch und es passiert ein Unglück.“

Olmer konnte in der Nacht nicht schlafen. Er war voller Mitleid mit seiner Schwester. Arme Daumor! Wenn Mutter recht hatte, und Mutter war eine lebenskluge und gerade auch in solchen Angelegenheiten erfahrene Frau, dann war also die Jugendliebe so stark in Daumor, daß sie sie nicht zu überwinden vermochte, und das schimmernde Los auf Wagnesrott, womit Mutter prahlte, ach, Daumor genoß es nicht.

Olmer gönnte seiner Schwester alles, alles Gute, Schöne — er hätte ihr auch gegönnt, daß sie mit Reimer — wenn sie ihn denn so furchtbar... aber nein! Er fuhr auf. Das kam heraus, und Thorfin, dieser jähzornige Mann, der sich in der Wut selber nicht kannte — nein, nein! Die Bruderpflicht lag ihm ob, Unheil vom Haupte seiner Schwester abzuwenden, eine heilige Pflicht.

Wenn es erst Tag würde, daß er gehen konnte, sie zu erfüllen! Ein schrecklicher Zwiespalt! Abwenden ließ sich das Böse nur dadurch, daß sie den Menschen, den sie liebte, nicht mehr sah. Nun, allmählich kam sie auch wohl darüber hinweg. Es gab ja sonst kein Mittel. Aber doch... arme Daumor! Und Olmer, der Leidenschaftslose, wunderte sich, daß man überhaupt so lieben konnte. Wie war das möglich? Oder war es bloß Einbildung? Aber dann überlegte er sich: Er hatte ja Daumor auch sehr lieb. Anders war natürlich diese Liebe als die, von der jene beiden zueinander gezogen wurden, im Grunde mußte es jedoch dieselbe Kraft sein. Und die Kraft war groß, und der Mensch war willenlos ihr gegenüber. Denn warum sorgte er sich so für seine Schwester? Sie war nie besonders zärtlich gegen ihn gewesen, sie war auch alt genug, daß sie zu wissen hatte, was sie tun durfte und was nicht. Sie kannte ihren Mann, sie konnte sich denken, was danach kam, wenn er erfuhr, daß sie gestanden und auf Groth gewartet hatte. Er als Bruder brauchte sich eigentlich gar nicht um sie zu kümmern. Dennoch! Sein ganzes Fühlen verdichtete sich um Daumor. Sie schützen, ihr das Schicksal womöglich erleichtern — er mußte es einfach, ob er wollte oder nicht.

Und geschickt mußte er dabei zu Werke gehen. Hm, wie denn? Ja, wenn er ihr nun einfach gleich beibrachte, daß Reimer fortzog, daß also alles, nach Reimers eigenem Willen, zwischen ihnen aus war? Ja, gleich. Das würde für sie am besten sein. Ja.

Und als sich Olmer am andern Morgen auf den Weg nach Wagnesrott machte, da kam er sich vor wie ein feiner Arzt, der mit raschem Schnitt an der rechten Stelle das Übel bei der Wurzel ausrottet.

„Kannst du mir wohl sagen, kleine Daumor, wann dein Mann wiederkommt?“ — „Sie fahren heute von Kopenhagen ab. Morgen nachmittag erwart' ich ihn.“ — „So. Das ist mir lieb zu hören. Ich hab' nämlich was für ihn, und es hat ein bißchen Eile.“ — „Soll ich es bestellen?“ — „Das ist kaum nötig. Ich sprech' ihn dann ja. Er will eine Landstelle kaufen.“ — „Neulich meinte er doch, wir hätten mehr als genug Acker.“ — „Vielleicht nur so'n Einfall. Kommt ja bei ihm vor. Ich mußte schon vor einiger Zeit

für ihn nachfragen, ob der Betreffende verkaufen wollte. Da sagte der noch nein. Aber nun bietet er es deinem Mann selber an."

Daumor ließ die Sache kalt. Nur nebenbei fragte sie: „Welche Stelle ist es?" — „Reimer seine." — „Reimer Groth?" — „Ja. Er meint, weil seine Mutter tot ist ..." — „Wo will er denn hin?" — „Ahn' ich nicht. Die Möbel läßt er auch hier." — „Ganz weg?" — „So hab' ich ihn verstanden."

Olmer vertraute darauf, daß er eine wirksame Heilkur bei seiner Schwester angestellt habe. Da Reimer der Vernunft folgte, mußte sie ja verzichten. Aber seine Zuversicht war falsch.

Daumor besann sich kurz, dann sagte sie entschlossen: „Jetzt geh' ich ganz gewiß zu ihm!" — „Zu Reimer? Um Himmels willen nicht!" — „Mein Mann kann mit der Stelle gar nichts anfangen. Er will ihn bloß vertreiben." — „Dazu hätte Onkel nicht die Macht," entgegnete Olmer. „Aber wollen wir offen sprechen, Daumor? Wo du und Reimer euch früher mal näher gestanden habt — — nein, nein!" unterbrach er sich, als Daumor sich aufrichtete und ihn zornig ansah, „ich meine wirklich nichts Schlimmes damit! Aber Onkel Thorsin bildet sich nun doch eben allerhand ein. Was kannst du dagegen machen? Und deshalb will er gern, daß ihr weiter auseinander seid. Ich kann das nicht so unbegreiflich finden."

„Reimer weiß, daß es sich um meinen Mann handelt?" — „Nein, das ist bis jetzt noch Geheimnis. Ach, Daumor, behalt' deine Ruhe! Onkel ist ja so mißtrauisch. Ich soll es ihm sogar sagen, wenn ich merke, daß du noch mit Reimer zusammenkommst." — „So? Schickt er einen Spion hinter seiner Frau her? Wie nett!" — „Sieh das mal von einer anderen Seite an. Onkel hat dich lieb, und es macht ihm soviel Kummer, daß du nicht seine liebe Frau bist — so, wie er sich das denkt. Daß ich dich nicht angeben könnte, weißt du wohl! Aber hinterlistig meint er es überhaupt nicht. Ich soll nur mit dafür aufpassen, daß dir keiner was zuleide tut."

Daumor schüttelte den Kopf. — „Red' du nur zum Guten! So ist es nicht. Er will einfach mein allmächtiger Herr sein. Meinetwegen auch sonst. Aber von Reimer Groth —" sie stockte und fuhr dann fort: „Du glaubst, es ist ihm ernst mit dem Verkaufen?" — „Er hat zugesagt, und er ist ein Mann von Wort. Ich bitte dich, Schwester, begib dich nicht in Gefahr!" — „Abschied von ihm nehmen will und muß ich!"

Olmer rieb sich seufzend die Hände: „O Daumor, du hast einen harten Kopf. Ist wohl nicht leicht, dein Mann zu sein. Na, denn tu also, was du nicht lassen kannst. Sei nur vorsichtig. Daß dich keiner sieht. Und verrat mich nicht, daß ich davon Bescheid weiß. Onkel kann mich ins größte Elend bringen."

„Hab' man keine Furcht für dich. Du bleibst außenvor, wie es auch kommt." — „Ja, wie kommt es? Wenn man das immer wüßte, nicht wahr? Dann ließe man vielleicht manches nach." Er legte ihr die Hand auf die Schulter. „Wärst du bloß recht glücklich, mein Liebling. Das ist alles, was ich wünsche."

Daumor sah vor sich hin — „Glücklich? Vielleicht werd' ich es noch, Olmer. Es kommt ja nicht darauf an, wie lange das Glück dauert, wenn man es nur überhaupt einmal erlebt."

⌘ ⌘ ⌘

„Reimer, du willst hier weg?"

Daumor hat den Freund herausgeklopft. Es ist fast schon dunkel, dunkler als sonst an diesen Sommerabenden um die gleiche Zeit. Der Nordwest haut kalten Regen um die Katenecke. Die Waldwipfel da hinten scheuern sich heftig aneinander.

Reimer ist es wenig darum zu tun, Daumor zu antworten. Er ist bloß böse auf sie. Sehr böse.

„Ich habe dich doch gebeten, Daumor! — Was soll das nun?"

„Du willst hier weg?"

Klatsch, — kommt ein starker Wasserschwaden gesaust und trifft ihr Kopftuch, daß es trieft. Sie wischt sich das Gesicht mit dem Ärmel ab. Wenn sie fünf Minuten so dasteht, wird sie durchtränkt. Rein wie eine Bettlerin sieht sie aus. Wie eine Obdachlose. Daumor? Nicht wieder zu erkennen. Und doch — ja ... Daumor. Sie bittet durch ihre ganze Haltung um Einlaß, um ein gutes Wort. Sie ist nun einmal gegen seinen Willen da. Einfach fortweisen? Das wäre Roheit. Und es ist sicherlich das letztemal.

Wieder ein Schwaden. An der linken Schulter muß ihr der Regen schon auf die Haut gedrungen sein. Er kann sie nicht hier draußen abfertigen.

„Komm, Daumor. Schütz' dich."

Auf dem Flur. Der Wind fährt durch den Küchenschornstein nach vorn. Die Haustür klappt von selbst zu. Reimer erkennt kaum Daumors Umrisse, aber er hört: sie legt ihr Umschlagetuch ab und wirft es auf die Truhe neben sich. Sie sagt nichts, doch es strömt etwas von ihr aus, in ihn hinein, etwas Begehrliches — Begehren aufstachelnd. So dies: den Willen macht es schlaff, leichtsinnig macht es den Mann, der nahe am

Weibe ist. Er fragt sich dann: Nehmen? Warum nicht?

Schwellendes Begehren.

Reimer sieht zitterige Lichtbilder: mattrote, gewellte Bänder, sieben, acht übereinander. Sie schweben auf und ab.

Was soll werden? Dies Herumstehen hier? Zwecklos. Irgendwie müssen sie sich doch unterhalten. Dafür ist die Stube der gegebene Ort. Soviel Rücksicht ist er ihr wohl schuldig, daß er sie einläßt. Er öffnet: „Tritt näher."

Sie streift an ihm vorbei. Es flutet von ihr zu ihm bis ins Feinste. Rieselig, warm, mattend und reizend zugleich.

In der Stube.

„Willst du nicht Platz nehmen?" — Sie setzt sich. Ihre Augen gehen zu den Fenstern. Nun weiß sie, warum sie von Wagnesrott aus hier kein Licht mehr sehen kann. Er hat die Scheiben mit Säcken verstopft. Da fällt nichts durch.

Sie wendet sich zu ihm: „Gar nichts mehr soll ich von dir sehen? Du willst am liebsten, daß ich überhaupt nicht mehr an dich denke?"

Er hat sich auf den Tisch gestützt: „Für uns beide am besten so, Daumor. Jedenfalls das einzig Richtige und Wahre."

„Und du meinst, der Mensch muß immer das Richtige und Wahre tun?" — „Was sonst?" — „Halt' es nur mal unter ein Vergrößerungsglas, dein Richtiges und Wahres, ob es dann nicht das Allerverkehrteste und Verlogenste ist." — „Ich wüßte nicht, woher ich so ein wunderliches Vergrößerungsglas nehmen sollte." — „Haben wir immer bei uns Reimer. Unser Herz."

„Ach, Daumor, ist das nun nicht, — nimm es mir nicht übel, — ist das nicht überspannt? Schließlich muß sich der Mensch doch nach den Tatsachen richten." — „Tatsachen? Ja, da hast du recht. Danach richt' ich mich auch. Sehr genau. Weißt du, wie meine Tatsache heißt? Daß ich dich liebe. Und daß wir uns glücklich machen könnten. Aber natürlich, wenn du das überspannt nennst."

Die Arme sinken ihr, und sie blickt trübe vor sich nieder.

Die kleine Lampe an der Wand läßt ihre Züge verschwimmen. Um ihr Antlitz liegt ein weicher Lichtkranz. Wie sie aussieht, es rührt Reimer. Er wird milde. Er streicht ihr übers Haar: „Wird alles gut, mein Herz, ein paar Tage . . ."

„Ich habe meinem Manne gehorcht. Ich bin hier nicht hergegangen. Aber du warst doch da!"

„Quäl' mich nicht, Daumor. Wir dürfen uns einfach nicht so lieb haben. Wir dürfen uns nicht —"

„Nicht?"

„Nein! Sonst —"

Sie ist aufgestanden. Sie schreitet auf ihn zu. Brust vor Brust steht sie mit ihm.

Er will zurückweichen, aber der Tisch in seinem Rücken hindert ihn.

„Ja," sie nickt. „Sonst. Laß es doch kommen, das Sonst . . . unser Sonst."

Nicht mehr Brust vor Brust. Brust an Brust. Ihre Lippen geöffnet wie ein Riß in dürrer Erde.

„Gut, Reimer, wenn du fortwillst, wenn du Angst hast . . . vor den Tatsachen, — gut denn. Aber —" sie will nur noch Weib sein, — Weib! — „Aber dann laß uns auch einen wirklichen Abschied nehmen. Ich flehe dich an!" — Ihre Arme fassen um ihn herum. „Abschied, Reimer, . . . daß wir nachher im ganzen Leben nie wieder ganz traurig werden können. Solchen Abschied."

Deutlich hört er's, das schlaffaufreizende Leichtfertige: Nehmen? Warum nicht?

Der Mann in ihm bezähmt sich nicht mehr. Er preßt die Frau an sich. Er fühlt ihren Körper, diese Brust, diesen Leib. Er streift über die vollen Schultern hin. Er sieht auf sie herab. Ihr Kopf ist zurück gebeugt. Ach, die süße, weiße Kehle! Sie hält still. Augen geschlossen. Sie läßt ihn sich berauschen. Scheinbar willenlos. Dann übt ja das Weib seine größte Macht aus.

Sie versinken aneinander . . . sie sinken nebeneinander auf die Bank.

Seine Hand klammert sich hinter ihrem Nacken ein, daß er ihr weh tun muß. Aber das will das willenlose Weib. Der Mann soll ihm weh tun. Im Mannesempfinden, daß er das Weib besiegt, liegt die Gewähr für des Weibes Sieg.

Sein Fiebern . . . über sie hin . . .

Er beugt sich auf sie nieder — seine Lippen kaum noch von ihren entfernt.

Ach, endlich . . . selig . . . daß sie nichts, nichts mehr ist als ein stammelndes, ihm alles gewährendes, im Gewähren sich völlig auflösendes, nur zum Genossenwerden geborenes Geschöpf!

Sie harrt. Sie ist bereit. Ihr Körper hat im Entgegenbäumen jene Spannung erreicht, die sich dann, wenn der Mann ihn rücksichtslos sein eigen nennt, in einem tiefen Stöhnen, diesem Jubel der höchsten Wollust, befreien will.

Da, in diesem Augenblick, — beide stumm . . . sie wissen sich Herr all ihrer Lebenskraft und sind doch ihrer eigenen Kraft bis zum Vergehen untertänig . . . da vernehmen beide ganz deutlich vom Alkoven her,



Wolkentanz. Künstlerische Aufnahme von Richard Wörsching, Starnberg



von Marie Groths Sterbebett ein leises „Ach!"

So, wie wenn jemand in Wehmut aufseufzt: Wie schade, ach, wie schade ist es doch!

Sie fahren empor. Voneinander. Starren nach dem Bett. Die Lichtflamme zwischen ihnen und dem Alkoven weht sonderbar, aber sie schwelt nicht, was sie sonst doch tut, wenn sie sich bewegt.

„Mutter!" sagt Reimer fast tonlos ... lallend. „Mutter!"

Er reißt sich auf, er stolpert nach hinten, greift in den Vorhang, — nein, seine Mutter ist nicht da, da ist niemand ... nur, auf dem Kissen — das ist nun doch alle die Zeit unberührt geblieben — auf dem Kopfkissen ein leichter Eindruck, eine Einbuchtung, als ob da ein Haupt geruht hätte.

„Aber das ist doch unmöglich," murmelt Reimer. „Da hat ja keiner gelegen."

Er schaut ins Licht, als wolle er da des Rätsels Lösung finden. Durch sein Gehen ist die Flamme erst recht unruhig geworden. Jetzt sondert sie Ruß ab.

„Was sagst du, Daumor?"

Die sitzt steif. Ihre Züge sind jetzt wie geschnitten. Sie erwidert nichts.

„Hast du das auch gehört, Daumor?"

Sie schweigt. Sie streicht sich das Haar aus dem Gesicht, ruckweise, die Finger verfangen sich erst. Dann sitzt sie wieder da, ohne sich zu rühren.

„Denkst du an Mutter, Daumor? Worum sie uns gebeten hat, und was wir ihr versprochen haben? O Gott! Wir wären meineidig geworden, wenn sie uns nicht —"

Da tut Daumor den Mund auf: „Es gibt nichts Unbarmherzigeres, als wenn einer sterben soll und er nimmt den andern Versprechungen ab."

„Am Ende wahr. Aber hättest du es Mutter abschlagen wollen?" — „Ich hab' ihr nichts geschworen." — „Ich für dich." — „Du hast mich nicht gefragt." — „Es gilt doch, Daumor. Für uns beide."

„Aber wenn es über Menschenkraft geht, dann ist man nicht gebunden. Dann ist es kein Meineid, wenn man sein Wort nicht hält." — „Es durfte aber nicht über Menschenkraft gehen, daß wir uns soweit —"

„Ach!" sie hält beide Hände vors Gesicht. „Schweig doch!"

Aber er muß reden: „Erinnerst du dich noch: Mutter sagte, sie wollte Gott bitten, daß sie über uns wachen dürfte. Daumor, glaub' es," — es durchschauert ihn — „Mutter ist hier gewesen, und die hat uns beigestanden zur rechten Zeit."

Auch über Daumor will es sich wie ein Grauen schleichen. Sie schüttelt sich dagegen. Sie spricht hart: „Was du dir denkst! Irgendein Geräusch. Wir haben uns verhört. Wer sollte wohl hier gewesen sein? Das ist ja Aberglaube. Die Toten" — sie stockt bei dem Wort.

Reimer nimmt es auf: „Die Toten — ja, Daumor ... die haben wohl ihr eigenes Leben. Die wissen mehr als wir. Und sie helfen uns, wenn wir uns nicht mehr helfen können."

Er hat sich gerade unter die Öllampe gesetzt. Sein Gesicht im Schatten. Er hält die Hände zwischen den Knien. Ein paarmal dreht er den Kopf scheu zur Seite nach dem Alkoven hin. Die Flamme brennt jetzt still und klar.

Daumor fängt an, sich zu regen. Sie zieht mit den Schultern. Sie friert.

Aus dem Feuer plötzlich in diese Eisigkeit ...

Sie glaubt nicht daran, daß hier Übermenschliches im Werke gewesen ist. Das gibt es doch gar nicht. Sie will es nicht glauben. Es ist ihr zu unheimlich. Aber was hat es für Sinn, daß sie sich mit Reimer darüber streitet?

Er will ja gar nicht davon überzeugt sein, daß er sich geirrt hat ... mit dem Ton und damit, daß jemand in dem Bett gelegen hat.

Im Ofen hat wahrscheinlich der Wind gestoßen. Die Katze kann sich hereingeschlichen und auf dem Kissen geschlafen haben.

Reimer, — und die Frau fängt an, das zu argwöhnen, nein, sie durchschaut das dann auch sofort und mit Bitterkeit: Reimer ... ja, er ist froh, froh, daß sie den Abschied, wie sie ihn sich erhoffte, ersehnte, wie sie ihn brauchte, nicht genommen haben.

Seine Mutter, ... was er so nennt, ... das ist nichts anderes als seine Furcht.

Man kann auch Gewissen dazu sagen.

Verloren die Stunde, auf die sie mit Urseelengewalt hingeträumt hat. Verloren, und sie kommt nie wieder.

Seine Mutter — die mit ihrem Schwurabnehmen.

Daumor haßt die Tote.

Vorbei. Mag er hinziehen. Ohne Abschied. Er. Der Mann mit dem Angstgewissen.

Sie erhebt sich. Sucht ihr Umschlagetuch. Sucht. Sie denkt im Augenblick nicht daran, daß sie es auf dem Flur gelassen hat.

Reimer — die Stille peinigt ihn. Irgend etwas! Er fragt das Platteste: „Willst du schon gehen?"

Sie lacht auf: „Ja. Was soll ich noch hier?"

Der Hohn sticht ihn. Er will sich rechtfertigen.

„Daumor,“ stammelig kommt es heraus, „bist du denn nicht selber — selber dankbar?“

Sie blickt ihn überrascht an — unverstehend. — „Wofür?“

„Daß es so gekommen ist. Was hätten wir nachher gehabt?“

„Erinnerung.“

„Meinst du? Nur? Oder auch, daß es uns doch leid getan hätte.“

Sie wiederholt in dunklem Ton: „Erinnerung. Ich wenigstens. Nichts anderes. Aber“ — ihre Stimme wird wieder heller, es klingt nicht ganz ohne Spott: „Die Hauptsache ist, daß deine Mutter nun mit uns zufrieden sein kann. Und das kann sie. Für immer. Fahrwohl.“

Sie steht an der Tür; sie will dem Manne mit der Nachherangst hinter dem Fahrwohl noch ein Wort der Verachtung hinwerfen, aber sonderbar! Sie findet keins. Die Verachtung will ihr nicht kommen. Sie tut einen Atemzug — wider ihren Willen — als träte sie in freie Luft. Sie fühlt — wider ihren Willen — eine Last von sich genommen.

Reimers Mutter — das Geheimnisvolle, oder was es sonst gewesen ist: diese Kraft wirkt auch auf sie. Immer gegen ihren Willen, erst noch, muß sie Reimer recht geben. Leise zuckt schon etwas wie Dankbarkeit in ihr. Sie vernimmt in den Tiefen ihres Wesens ein Wort: Nicht verloren — es ist dir etwas erspart geblieben.

Sie steht. Sie denkt nach. Sie vergißt, wo sie ist.

In diesen letzten Tagen — der Rausch des Blutes . . . sie hat sich immer mehr hineingewühlt, es sei eine unüberwindliche Notwendigkeit, sie müsse zu Reimer, ganz zu ihm . . . sie hat alles vorweg genossen und hätte es auch glühend gern noch Wahrheit werden lassen — vorhin.

Jetzt noch? Nein! O nein!

Diese Ernüchterung . . .

Daumor schiebt sie auf Reimer, auf seine — nun ja! — auf seine Feigheit. Auf diesen Schreck bei irgendeinem unbestimmten Laut. Sein Erschrecken ist viel größer gewesen als das ihre. Ja, auf all das schiebt sie es, daß sie plötzlich und ganz gewiß für immer nie wieder in die Versuchung kommen wird, so vor Reimer zu stehen: Nimm mich!

O, sie hat wohl das Recht dazu gehabt, so zu sprechen. Das Recht ihrer Liebe. Er aber, er hat nicht das Recht gehabt, sie zu nehmen, — seine Liebe ist nicht so groß wie die ihre, ist es ja nie gewesen. Er war nahe davor, sich betören zu lassen, aber das wäre denn auch alles gewesen. Ihm mußte ja nachher die Reue kommen. Was für sie Erfüllung war, das konnte für ihn nur ein Abgleiten sein.

Da hätte sie selber denn freilich nachher doch auch nicht nur die Erinnerung gehabt, da hätte sie ebensogut wie er bereuen müssen, denn zur Erfüllung wäre sie ja doch nicht gelangt. Die gibt es nur, wenn zwei sich gleich heiß lieben . . .

O ja, sie muß schon dankbar sein, wenn ihr die Dankbarkeit auch weh tut. Es ist ihr etwas erspart geblieben.

Freies Atmen.

Und ganz rasch, nach dem Schmerz, ein Umschwung — wahrhaftig, eine Freude.

Daumor fühlt auf einmal, daß es in ihr lichter wird.

Die Beschämte, Enttäuschte — die zeigt sie nicht.

Die Verachtende — zu ihrer eigenen Verwunderung — das ist sie gar nicht.

Sie ist eine Daumor, die das, was in den Tagen vorher war, nicht mehr so ganz von sich selbst begreift.

Die Selbstgerechtigkeit des Weibes urteilt in ihr scharf über die Daumor von vorhin.

Ihr Eigentliches hat gewonnen. Sie wagt es, sich einzugestehen, es ist gut so, wie es kam. Sie sagt es zu sich. Aber dann, mit einer schnellen Eingebung — sie muß ehrlich sein — sie ist froh — geht sie auf Reimer zu und spricht es auch zu ihm: „Ja, Reimer, . . . es ist gut so.“

Auferstehen aus der Schwüle, worin sie lange gelegen hat. — „Es mußte so sein, Reimer. Es durfte nicht anders . . .“ Wohl noch eine Erschütterung, noch ein kurzes Aufdrängen, als ob sie weinen solle, aber nachdem sie auch das noch besiegt hat, ist sie um so frischer.

Von ihr zu ihm, was da strömte — strahlte — es lähmte. Jetzt — schwingt es anders zwischen den beiden. Von ihm zu ihr? Wohl möglich. Es macht sie kräftig.

„Willst du hier nun wirklich noch fortziehen, Reimer?“ fragt sie. „Wozu? Bleib! Bitte! Es ist ja gar keine Gefahr mehr da. Glaub' mir! Glaub' an mich.“

Trübe wird ihm zumut. Er lehnt sich an den Webstuhl und spielt in den Schnüren, als wären es die Saiten einer alten wurmstichigen Harfe: „Mach' doch die Tür nicht erst wieder auf, Daumor. Ich hatte sie so schön fest hinter mir zugeschlossen. Was hier herumsteht und herumliegt, es war für mich gestorben. Mutters Sachen, Daumor — sie sind beinahe schwerer gestorben als Mutter selbst. Da drüben hab' ich auf einen Haufen

zusammengepackt, was ich mitschleppen will. Nun stör' mich nicht."

„Aber, Reimer, wenn doch kein Grund mehr da ist, weshalb du verkaufen mußt? Vor mir brauchst du dich nicht mehr" — sie lächelt wehmütig — „nicht mehr zu fürchten. Stell' mich auf die Probe. Wegziehen — das bleibt dir immer noch übrig, jeden Tag."

Er wird unruhig. Er schaut von einem Gegenstand zum andern: „Darin hast du allerdings recht. Wegziehen, — das kann ich noch immer. Und die Sachen" — eifriger harft er an den Bändern und Schnüren, der ganze Mensch ist erregt — „begraben sind sie ja gerade noch nicht."

„O nein," ruft sie, „sie sind genau so lebendig wie immer. Hörst du, Reimer? Ich will und darf nicht daran schuld sein, daß du gehst! Wohin wolltest du denn überhaupt?"

„Ach," meint er zögernd, „ich dachte, nach Kiel. In die Rahmenfabrik da. Da könnte ich ankommen."

„In die Fabrik? In das Elend? Da hältst du es doch nicht aus. Und meinetwegen? Nein, Reimer, das leid' ich nicht. Ich sprech' mit meinem Mann, wenn es nicht anders geht."

„Was soll der dabei machen?"

„Ach so! Ja, das weißt du noch immer nicht. Mein Mann ist es ja, der die Stelle kaufen will."

Reimer stutzt. — „Dein Mann?" — Sie nickt. — „Das ist allerdings durchsichtig genug, warum er sie haben will. Wenn ich das gewußt hätte . . . Aber ich hab' mein Wort gegeben."

„Es wird so manches Angebot wieder rückgängig gemacht, weil sich einer anders besinnt. Außerdem, Thorfin hat noch nicht erfahren, daß du auf seinen Wunsch eingehen willst. Du kannst ohne weiteres bei Olmer widerrufen."

„Ja, Daumor, ich habe für mich keine Furcht vor deinem Mann, aber wirst du nicht dafür büßen, wenn ich umschwenke?"

„Glaub' ich nicht, Reimer. Schließlich, Olmer braucht meinem Manne gar nichts davon mitzuteilen, daß du jetzt verkaufen wolltest. Deinen freien Willen hast du doch!"

„Gott sei Dank, ja!"

„Und um mich sollst du dir überhaupt keine Sorge machen. Ich will mich so mit Thorfin stellen, daß er nichts mehr gegen dich haben kann. Bleib nur in Uselott!"

„Am liebsten tät' ich's natürlich."

„Tu's! Bestimmt! Vertrau' mir, damit ich ganz fröhlich sein kann. So lieb darfst du mich doch wohl noch haben, nicht wahr?"

„Gut denn. Ich zieh' mein Wort zurück. Du sollst deinen Willen haben. Aber, Daumor, von dir hängt es ab . . ."

„Hat keine Not. Ich weiß, was ich zu tun hab'!"

⁂

Claus Harms, der fromme Prediger, der um diese Zeit als blinder Mann in Kiel saß und darauf wartete, daß ihm sein Heiland die Tore der Ewigkeit öffne, wo es keine Gebrechen des Leibes mehr gab — dieser kluge und seelenkundige Mann hat in seiner Lebensbeschreibung gesagt, daß Bekehrungen immer plötzlich kommen.

Damit hat er recht, aber man darf nur nicht glauben, ein Mensch, der sich zu irgend etwas bekehrt, werde nun auch ein neues und von Neuem erfülltes Geschöpf.

Wir können uns nicht ändern und können nicht in uns entwickeln, was nicht von Anbeginn in uns lag und gekeimt hat.

Daumor hatte einen Zustand durchgemacht, der keinem Menschenkinde, es sei Mann oder Weib, wofern es überhaupt warmes, lebenshungriges Blut in den Adern hat, völlig fremd bleibt.

Unerlöster Trieb, nie gesättigte Leidenschaft, allmählich zu einer immer höheren Kraft in ihr aufgespeichert, hatten mit Gewalt nach Entspannung verlangt. Die war ihnen denn auch geworden, nur freilich anders, als Daumor ursprünglich dachte oder wirr ersehnte.

Wem sie diese Bewahrung vor einem noch so sehr erlechzten Erlebnis, woran sie dann doch gekrankt haben würde, zu verdanken hatte — sie gab sich nicht die Mühe, es zu ergründen. War es der Ausfluß einer liebenden Macht vom Jenseits, war es Reimers Besinnung im letzten Augenblick, war sie es schließlich selbst, indem auch sie sich von jenem Geräusche sofort aufscheuchen ließ, trotz aller ihrer Hingebungssucht — einerlei. Sie war einer Gefahr entronnen, an deren Entstehen sie die meiste Schuld trug.

So mischte sich in ihre Freude doch die Scham.

Aber Daumor war eine zu tüchtige Person, als daß sie nicht einsah: Reue ist das zweckloseste Ding, wofern sie nicht die Wurzel zu guten Taten bildet. Ja, ein böses Gewissen ist sogar Gift für Leib und Seele. Wodurch aber wird der schlechte Stoff zum Heilmittel? Es ist furchtbar einfach: Handle so, daß es eine vollkommene Harmonie auf Erden gäbe, wenn alle Menschen handelten wie du.

Die Achtung vor der Pflicht und damit die Achtung vor sich selber, Daumor hatte sie für alle Zeit gefunden.

Daumor hatte sich selbst erkannt.

Das starkbrausende Yndebroeblut, das eine Zeitlang falsche Bahn genommen hatte, es rollte wieder richtig. Es sollte richtig rollen!

Und noch einmal beschwor sie es bei sich, als sie unten im ehelichen Schlafgemache zur Ruhe gegangen war, was sie Reimer versprochen hatte: da war keine Not mehr. Er konnte ruhig in Uselout bleiben.

Dann schlief sie tief, verschont von folternden Wallungen, und ging am andern Morgen hellen Auges ans Werk, alles für die Rückkunft ihres Mannes vorzubereiten.

Der Daguereotypist sandte das Bild des Herrn Gutsbesitzers. Wohlgelungen war es. Der stattliche Mann!

Daumor stellte das silberblinkende Konterfei auf einen Tisch mit weißer Decke.

Kloke Timm mußte ein Plakat für das Tor fertigen: Willkommen! — Ja, aber anstatt daß er nun das Wort, wie es gewöhnlich Sitte ist, mit einem Eichenkranz oder Blumen umgab, malte er auf des alten Jinns Drängen links und rechts davon eine hochlafettige Kanone. Die beiden Rohre spien gehörig Feuer, und ihr dicker Qualm quoll um den Gruß. Daß war doch mal was Neues. Da saß Sinn und Verstand drin. War einer beim König gewesen, dann schickte es sich wahrhaftig, daß man ihm Salut schoß, wenn auch leider nur bildlich.

Jinns schnallte auch sein altes Kriegsschwert um, zog blank und übte auf dem Hof zum Schrecken des Geflügels Parademarsch. Und dann ließ er die Knechte und die Deerns mit je sechs Schritten Abstand Spalier stehen. Der Herr war jetzt in Kopenhagen an Militär gewöhnt. Soweit es anging, sollte er es auch hier nicht ganz entbehren. Darauf kam es an, daß jeder tat, was er konnte. So ließ sich auf der Welt auch mit kleinen Mitteln allerhand erreichen.

Ein Bote kam gerannt: Der Herr wäre glücklich an Land gekommen. Der Wagen brauchte aber nicht vor abends um sieben in der Stadt zu sein. Die Königsgäste wollten noch erst im Ratskeller frühstücken.

Sieh, da gab Daumor dem Boten einen Brief mit, und Thorsin Yndebroe zog verwundert die Augenbrauen hoch, als er ihn im Kreise seiner Zechgenossen erbrach und las:

Lieber Thorsin!

Ich freue mich, daß Du gesund wieder da bist. Auf Wagnesrott ist alles in Ordnung. Hans soll mit dem Wagen schon um drei im Flensburger Hof sein. Wenn Du kannst, so komm bitte früher heraus, als Du mir sagen ließest, denn ich will Dich gern recht bald wiedersehen.

Viele Grüße!

Daumor.

Das war überhaupt der erste Brief, den Thorsin von seiner Frau erhielt. Und noch dazu — eine Art Liebesbrief!

Thorsin, bis dahin noch der redseligsten einer im lauten Kreise, wurde nachdenklich. Was hatte das zu bedeuten? Er versuchte, sich durch das Trinken mehrerer Gläser Rheinwein Klarheit zu schaffen, aber das glückte ihm nicht recht. Die Sache war zu verwickelt. Daumor wünschte, daß er recht bald wieder zu ihr kam? Bisher hatte sie nie etwas dagegen gehabt, daß er spät wegblieb, oder wenn sie ihn auch ermahnte, früh von einem Gelage nach Hause zu gehen, so tat sie das nicht ihretwegen, weil sie sich etwa nach ihm gesehnt hätte, sondern nur, weil ihr, wie allen Frauen, das übermäßige Pokulieren zuwider war.

Hm, hm, nun, er würde ja sehen, was das zu sagen hatte. Gutes oder nicht Gutes. Seinetwegen, wenn er seiner Frau einen Gefallen damit tat, so konnte er ja auch schon um drei fahren. Das Frühstück brauchte ja nicht gerade bis zum Abend zu dauern, um sich dann, das kannte man, in einen Dämmerschoppen zu verwandeln, der am andern Morgen mit einem Jammerfrühstück sein Ende fand. Bei solcher Gelegenheit wurde die saure Heringstonne mitten auf den Tisch gestellt. Jeder holte sich mit kühner Hand soviel Fische heraus, als sein Haarweh lang war, faßte sie bei Kopf und Schwanz und spielte Mundharmonika darauf. Die Gerippe lagen dann im Halbkreis um die einzelnen Stühle herum auf dem Fußboden.

Leicht war's nicht für Yndebroe, aus der Runde loszukommen. Man schwelgte noch in den Stunden, die man vor des Königs Antlitz hatte verleben dürfen. Jedes Wort der Majestät wurde ausführlich erörtert. Und dann der Prunk! Allein diese Lakaien! Ja, das waren große Tiere, vor denen hatte man schon Respekt. Erst recht aber der näselnde Hofmarschall! Was so ein Mensch alles sah! Nach der ersten Audienz hatte er einen von den Flensburgern gefragt — Esmarch hieß er, war ein schlichter Handwerksmann — ob er es nicht vielleicht möglich machen könne, zur Tafel das Haar rechts gescheitelt zu tragen. Seine Majestät liebten das Linksgescheitelte nicht sehr. Ja, alles recht gut, aber Esmarchs Borsten sollte mal einer umscheiteln! So war der brave Mann schließlich mit zwei Scheiteln erschienen, seinem natürlichen und von Jugend an gepfleg-

ten linken, der sich nicht ausrotten ließ, und dem vom Friseur künstlich herauspomadisierten rechten. Darüber konnte man sich noch immer schief lachen.

Und wie sie dann, zum Staunen des Volkes, in den königlichen Equipagen durch Kopenhagen gefahren waren, immer nur so von einer Sehenswürdigkeit zur andern, und abends in der Oper — breitbrüstig vornan in der Loge mit den betreßten Kammerherren. Oha! Die Kopenhagener hatten ja die Augen nicht schlecht aufgerissen. Und die Berlingske Tidende hatte alle ihre Namen gebracht. Die Nummer damit ragte jedem aus der inneren Rocktasche heraus. Berühmte Leute! So'n Ruhm — den wusch kein Regen wieder ab.

Einer überstürzte den andern. Jeder wußte mehr zu erzählen als seine Freunde.

Nein, so ganz einfach ging es nicht, hier wegzukommen. Thorsin mußte schon um ein Uhr davon anfangen, ihn riefe etwas sehr Dringliches nach Hause — um halb vier war er dann gegen allen Widerspruch, gegen alle Empörung über seinen lächerlich frühen und unkameradschaftlichen Aufbruch glücklich soweit, daß er sich zum Flensburger Hof begeben konnte. Da wartete Hans.

„Na, aber nun auch 'n bißchen Trab!" rief Yndebroe dem Kutscher zu. „Das muß flitzen! Verstanden? Nicht solche Schneckenkriecherei! Donnerwetter, wie stößt der alte Kasten!"

So geht's, wenn man in königlichen Wagen dahin geflogen und gefedert ist, da hat man Geschmack auf die geschwinde und geräuschlose Bewegung bekommen!

Die Useloiter begrüßten den Königsgast ehrfurchtsvoll. Yndebroe tippte an den Zylinder. Das Plakat mit Willkommen! bemerkte er gnädig. Jinns präsentierte hinter dem Hoftor mit seinem Säbel, und das Spalier von den Deerns und Knechten fiel auch ganz passabel aus. Bloß Trina Suck genierte sich, so mitten auf dem Hof stillstehen zu müssen, und drehte ihrem Herrn mit eins die Rückseite zu. Aber die war auch ganz hübsch und ansehnlich.

Daumor stand im Sonntagskleide vor der Haustür und küßte ihren Mann: „Dank vielmals, daß du so früh kommst." — Er schaute sie fragend an: „Ja, weshalb denn? Werd' ich hier gebraucht? Was ist denn los?" — „Nichts weiter. Nur, wie ich dir schrieb. Ich wollte dich gern möglichst bald wieder hier haben." — „Hm."

Ein treffliches Mahl war aufgetischt. Thorsin blieb im Frack, im Hofgewand. Er war doch etwas anders als sonst. Die Kopenhagener Luft wirkte nach. Er reichte seiner Frau die Schüssel mit einer Verneigung. Beinahe galant machte sich das. Das Essen dauerte lange. Yndebroe war äußerst gesprächig, er berichtete Daumor den Verlauf der Reise von A bis Z. Es ist merkwürdig, was die Menschen für ein fabelhaftes Gedächtnis für jede Geringfügigkeit haben, wenn ihre Eitelkeit die Aufzeichnungen macht. Dreimal hatte ihm der König die Hand gereicht und ihm gesagt, es freue ihn sehr, ihn kennen gelernt zu haben. Seine Majestät hatte sogar die politisch höchst bedeutende Bemerkung gemacht, daß mit Gottes Hilfe eine Wiederholung der schleswig-holsteinischen Losreißungsbestrebungen ausgeschlossen wäre.

Ein General hatte mit ihm über den Krieg in der Flensburger Gegend gesprochen. Da war es ihm zunutze gekommen, daß er vor nicht langer Zeit das Idstedter Schlachtfeld besuchte. So konnte er dem General Bescheid sagen. Der Minister erkundigte sich bei ihm nach dem Stande der Landwirtschaft in Südjütland, und Thorsin hatte die Gelegenheit benutzt, um einen stärkeren Anbau von Weizen zu empfehlen. Der Minister wollte erwägen, was da zu machen sei. Ja, so kam man zu Einfluß!

Und dann war da noch so ein kleiner Kerl gewesen im braunen Rock mit Goldlitzen und denn eine Brille auf der spitzen Nase — wohl irgendein höherer Schreiber — der hatte sich auf dem Korridor an Thorsin herangemacht und ihm zugewispert, die Herren würden jedenfalls eine allerhöchste Auszeichnung bekommen, aber ein paar Monate könne das immerhin noch dauern. Er wolle jedoch gern zusehen, ob er die Sache nicht beschleunigen könne. Er säße nämlich in der Ordenskanzlei. Na, Thorsin wußte ja, worauf das hinauslief, und hatte dem Menschen ein Zwanzig-Kronenstück in die Hand gedrückt. Überhaupt, was man bei Hofe an Trinkgeld los wurde — ein verflucht teures Hotel! Aber was schadete das? Man war nur einmal im Leben Königsgast.

So sprudelte es ihm von den Lippen. Dies lebhafte Gesicht dabei, die blitzenden Augen — manchmal kam ihm etwas wie ein Bewußtsein seiner Selbstgefälligkeit — dann flog es schalkhaft über seine Züge — er gefiel seiner Frau.

Nach dem Essen wollte Thorsin in sein bequemes Hauszeug steigen, aber Daumor bat ihn: „Bleib' doch, wie du bist. Weshalb sollen denn nur die Leute bei Hofe dich so sehen?" — Er willfahrte ihr, obgleich ihm die Kleidung hier in seiner gewohnten Umgebung unbequem war. Er setzte sich in

seine Sofaecke. Sie kam zu ihm, nahe, zutraulich. Seine Verwunderung wuchs. Aber dann, er wagte etwas: er schob, freilich zaghaft und die bekannte sanft-bestimmte Ablehnung erwartend, den Arm um sie. Wahrhaftig! Sie ließ ihn gewähren. Es schien ihm sogar, als dränge sie sich leise zu ihm hin. Zuletzt — er war so kühn: er wollte sie küssen. Auch da war sie gut zu ihm.

Thorfin mußte lächeln: Was es doch ausmachte, wenn der Mann mal acht Tage lang von der Frau weg war, und dann noch — ja, die guten Weibchen! — wenn er einen Frack von blauem Tuch mit silbernen Knöpfen trug!

Er riskierte es, zärtlicher zu werden, das Glück blieb ihm treu! Sie wehrte sich nicht. Sie sah, ja, wirklich, beinahe verliebt sah sie aus, beinahe wie eine, die zu schmachten hat. Na, das hatte sie nun bei ihm nicht nötig. Darüber sollte sie sich nicht beklagen!

Immer wieder mußte er nachdenken: dies traulich Vertrauliche — wie kam das nur? Ach was! Die Forscherei war zwecklos. Zugreifen! Wer konnte wissen, wie bald sie wieder zum Eiszapfen wurde?

Dann fiel es ihm ein: im Nordpol warteten seine Trabanten auf ihn, damit er ihnen von Kopenhagen erzählte. Er sagte zu Daumor: „Ich muß noch hin." — Aber sie ließ ihn nicht: „Geh heute nicht mehr aus. Sei den Abend bei mir."

Thorfin hatte mit sich zu kämpfen. Im Nordpol konnte er prahlen. Die Getreuen brachten ihm da als einem großen, von Königssonne beschienenen Manne ein Skaal nach dem andern.

Und hier — diese Frau — ihr Benehmen verhieß ihm etwas, was er noch nicht an ihr kannte, worauf er alle die Zeit seiner Ehe gewartet hatte. Sollte er die Stunde, wo sie so war, ungenutzt vorübergehen lassen? Daumor siegte. Die Nordpoler harrten an diesem Abend umsonst. Thorfin war bei seiner jungen Frau.

Es ward eine hochzeitliche Feier. Eine Brautnacht ward es.

Daumors Wille war stark.

Gutmachen wollte sie an Thorfin das, weswegen sie etwas in sich nagen fühlte, und sie war ganz redlich gegen ihren Mann. Sie dachte in seinen Armen nicht etwa an Reimer Groth, sie gehörte wirklich Thorfin Yndebroe.

Allein ihr Wille hätte trotzdem nicht ausgereicht, sie in rückhaltloser Liebe an Thorfins Brust legen, wenn nicht ihr Blut vorher so leidenschaftlich stürmte.

Einem andern hatte das gegolten, vielleicht dem Manne überhaupt noch mehr als einem Bestimmten.

Der Sturm war vorüber, die Wogen schäumten noch.

Das kam Thorfin Yndebroe zugute. Daumor wurde sein Weib. Und sie blieben miteinander vereint bis in den andern Tag hinein.

※ ※ ※

Was für ein junger Mann, waren auch die Schläfen grau, schritt da, die kurze Pfeife kräftig rauchend, den Stock tüchtig in die Erde stemmend, durch den blanken Morgen über seine Felder! Thorfin Yndebroes Augen blickten sieghaft. Zuversichtlich schauten sie über den Ackersegen. Die Ernte reifte vortrefflich, die für die Scheune und die für sein Herz. In Daumor war locker geworden, was bis jetzt wie ein Stein in ihrer Brust gelegen hatte; endlich spürte er: sie hatte ihn lieb! Weiß Gott! Nicht allein das Leidenschaftliche, nicht das ihn voll Aufnehmende, was sie ihm nach seiner Rückkehr gönnte, war es, wodurch er sich so beglückt fühlte; — wie sie ihn umarmt hielt — daran zweifelte er nicht — das kam ihr aus der Seele, und daran lag ihm alles, das wollte er. Eine richtige Frau haben, mit der er reden konnte, was ihm einfiel, die ihn verstand in jeglichem, wovon sich denn noch was in ihm regte, die im wahren Sinne bei ihm war!

Nach der äußeren Ehre, vor dem König gestanden zu haben, nun diese innere, überquellende Freude: Daumor war sein! Thorfin Yndebroe pfiff sich vergnügt einen strammen Marsch.

Als er nach Hause kam, da winkte er erst mal zur Küche herein. Daumor war eifrigst beschäftigt und ließ sich nicht stören, denn Thorfin erwartete Gäste, Gutsbesitzer, mit denen wollte er eine Genossenschaft für Milch und Butter gründen.

In der Stube war schon Olmer, und da wurde ihm denn noch eine angenehme Überraschung zuteil, denn sein Neffe sagte: „Ja, Onkel, Groth ist bei mir gewesen, neulich, und hat mir mitgeteilt, er wäre damit einverstanden — er möchte verkaufen. Und der Preis wäre ihm an sich recht. Vielleicht legst du ja aber doch noch ein bißchen zu. Es kommt ihm darauf an, daß alles recht rasch geht." — „Also hat sich der junge Mann besonnen," meinte Thorfin wohlgefällig. „Na ja, soviel wie von mir kriegt er ja auch sein Lebtag nicht für den alten Rummelkasten, und das Land ist gut für Unkraut."

Er ging an seinen Sekretär und nahm ein paar Hände voll Taler heraus. Olmer sah beklommen hin. So im Gelde wühlen.

Wer das auch mal könnte. Thorsin zählte die Kaufsumme auf, erhöhte sie freigebig und schob gesondert von dem übrigen einen blanken Haufen für Olmer hin: „Da. Du hast deine Sache wacker gemacht. Prozente müssen sein.“ — „Aber, Onkel, nein... so... ich ... für dich ...“ — „Zier' dich nicht. Steck' ein.“ — „Ja, danke, lieber Onkel.“ — Olmer nahm einen Leinwandbeutel heraus und ließ die Taler hereinrollen. Ach, die liebliche Musik! Wer sie von seinen eigenen Münzen hörte, der wußte nichts von Sorgen.

Dann bemühte er sich erst, den Beutel wieder in die Seitentasche des Rockes zu bergen, aber die war zu klein für die Prallheit. So brachte er ihn notdürftig in der Hintertasche unter.

„An wen die Stelle geht — weiß er das?“ fragte Thorsin. — „Nein. Ich hab' natürlich nichts verraten,“ antwortete Olmer. — „Jetzt kannst du mich ja nennen. Ich wollte bloß nicht, daß er noch wieder bockbeinig würde, wenn er meinen Namen hörte. Ist hier sonst was passiert in der Zeit, daß ich weg war?“ — „Nein, Onkel, was sollte passiert sein, nicht wahr?“ — „Ich wüßte auch nicht. Bleib' man zum Essen bei uns, hörst du? Du kennst doch Harris von Christianstal und Wehding von Westerhusen, Gadsen von Schmedeberg will auch kommen und denn noch die beiden von Ellsund und Fröslee. Das sind alles Leute, die wissen, was sie wollen. Wir kriegen für die Milch bessere Preise heraus. Verlaß dich darauf. Da habt ihr alle was von. Hör' dir die Konferenz an. Kannst was profitieren.“ — „Ja, gern. Ich bin nur nicht danach angezogen.“ — „Denn lauf nach Haus und mach' dich fein.“ — „Gewiß, lieber Onkel.“

Olmer eilte davon. In seinem besten Anzug — abgeschabt genug war er doch — kehrte er alsbald zurück. Er traf Daumor auf dem Hof. Er war ganz aufgeregt: „Denk' dir, Onkel hat mir heute zwanzig Taler geschenkt und mich außerdem sogar noch eingeladen!“ — „Wie schön, Olmer, das freut mich für dich,“ sagte Daumor. — Daß Thorsin eine offene Hand hatte — sie glaubte den Grund dafür zu wissen. Er war eben zufrieden. Wer gibt da nicht gern?

Olmer fuhr fort: „Leicht verdient! Mühe habe ich nicht davon gehabt.“ — „Wovon?“ — „Nun, daß ich das gewissermaßen vermittelte mit dem Verkauf ... von Reimer Groths Stelle.“ — Daumor fiel das Blut aus den Wangen. „Verkauft?“ — „Ja. Du weißt ja.“ — „Was weiß ich?“ — „Ich erzählte dir doch ...“ — „Ja, das war vorgestern nachmittag, aber seitdem ...“ — „Er ist heute morgen, als er zur Stadt ging, noch mal bei mir gewesen. Mutter und ich waren aber auf dem Feld. Da hat er jedenfalls drängen wollen. Denn er hatte es sehr eilig.“ — „Drängen? Nein. Da hat er dir sagen wollen, daß es ihm leid geworden ist und daß er nicht verkaufen will.“ — „Unmöglich! Er wird sich doch alles genau überlegt haben.“ — „Ich habe ihn so lange gebeten, bis er mir versprach, hier zu bleiben.“ — „Du? O Daumor, was hast du da angerichtet! Wenn dein Mann das zu hören kriegt!“

Ja, auch Daumor sah da Gefahr, eine neue große Gefahr, jetzt gerade, wo es herzlich geworden war zwischen ihr und ihrem Mann. Es war sicher am besten, wenn sie von Reimer Groth überhaupt nicht zu Thorsin sprach. So aufrichtig sie gegen ihren Mann sein wollte: soviel war sie doch Frau, um zu wissen, von ihrem Besuch in der Kate durfte er einstweilen nichts erfahren. Dadurch hätte alles zerstört werden können.

Ein Unglück, daß Reimer Groth heute früh weder Olmer, noch seine Mutter vorgefunden hatte!

Vor dem späten Nachmittag, vielleicht vor Abend kam er nicht aus Flensburg zurück. Wie sollte es Thorsin nur beigebracht werden, daß Reimer in letzter Stunde einen andern Entschluß gefaßt hatte?

Olmer wollte nichts mehr von der Sache wissen. — „Nein!“ — er war heftig — „ich will mich wohl wahren! Dazu lass' ich mich nicht gebrauchen! Davon fang' ich nicht bei deinem Mann an. Ich halt' mich an das, was ich mit Reimer abgemacht hab'. Zu was anderm bin ich nicht verpflichtet. Und was du mir hier erzählst, ja, du sagst natürlich von dir aus die Wahrheit, aber ich kann mir gar nicht denken, daß er so wankelmütig sein soll — jedenfalls: ich werde nicht so dumm sein und Onkel das wieder sagen — das von dir, daß du Reimer sogar gebeten hast! Da kommen wir ja beide in Deubels Küche! Das kann Reimer Groth deinem Mann gefälligst selber mitteilen. Da hast du was Schönes angerichtet, Schwester! Warum denn? Mich so in Verlegenheit zu bringen. Du hättest doch gern mal an mich denken können. Aber ihr Frauen! Immer nur, was euch paßt. Und wenn die Welt darüber zugrunde geht. Halt' wenigstens den Mund!“ — Daumor wurde zaghaft: „Wenn du Reimer entgegengingest.“ — „Fällt mir nicht ein! Ich bin von Onkel eingeladen. Was würde der wohl sagen, wenn ich wegliefe? Du und Reimer, ihr müßt es denn schließlich allein auseffen, was ihr euch eingebrockt habt!“ Aber rasch ver-

ging sein Jähzorn. „Das heißt, Daumor, wo ich dir irgend sonst raten und helfen kann — da soll es ja gern geschehen. Ich sehe nur keinen Weg. Du hättest dich nicht hineinmischen dürfen!“

Daumor konnte ihrem Bruder nicht offenbaren und erklären, wie alles gekommen war. Das Schicksal mußte seinen Lauf nehmen. Sie durfte von Olmer tatsächlich nicht verlangen, daß er sich jetzt auf die Suche nach Reimer machte. Ihr Mann würde es sehr übel nehmen, wenn er die Einladung ausschlug. Denn von Thorsin zu Tische gebeten zu werden, mit den andern angesehenen Männern, das war für einen Leientoft trotz seiner Verwandtschaft mit Wagnesrott eine bedeutende Ehre.

Es gab keine Art und Weise, wie sie sich jetzt mit Reimer verständigen konnte. Also mußte der es ihrem Mann morgen mit eigenem Munde sagen, daß er seine Absicht wegzuziehen aufgegeben habe. Das war auch das einfachste. Damit nahm Reimer alles auf sich. So fiel keine Schuld auf Olmer.

Daß nur jetzt nicht gleich wieder ein Zwiespalt zwischen ihr und Thorsin ausbrach! Dann wäre alles von vornherein zu Ende, was sie erreichen, und was sie ihm sein wollte.

Nur den Frieden erhalten, die zarte Pflanze, die sie gestern eingesenkt hatte. Und baute sie auch ihr Glück im Grunde auf eine Heimlichkeit, eine Lüge war es doch nicht. Daran klammerte sich die Frau.

Nun fuhren schon die Geladenen kurz hintereinander auf den Hof. Daumor war die aufmerksamste Wirtin. Die Herren besprachen sich ein paar Stunden miteinander. Guter Wein erleuchtete die Gehirne und machte die Zungen flink. Sie waren mit Yndebroes Vorschlägen einverstanden. Das wurde eine gesunde Gründung. Da sprang was dabei heraus. Sie wählten den Wagnesrotter zu ihrem Obmann. Herablassend dankte er für das Selbstverständliche. „Und wenn wir hier die Molkerei bauen wollen, liebe Freunde, so schenk' ich der Genossenschaft das nötige Land dazu.“

„Skaal! Skaal!“ — Echt Wagnesrotter Nobligkeit! — Olmer aber scheuerte nach seiner Gewohnheit eine Hand an der andern unter dem Tische. Ja, wenn das mit dem Land man etwas wurde! Erst selber haben und dann schenken.

Der Sitzung folgte ein Mahl, und da kamen die Herren gar nicht aus dem Lob für Daumor heraus und priesen Thorsin: eine schmucke junge Frau zu haben, die noch dazu so glänzend kochte, da konnte sich selbst der Neidloseste nicht der Regung erwehren, so hätte er's auch gern! Yndebroe schmunzelte bei dem Rühmen, faßte sein Weib um und gab ihr — sie vermochte sich nicht so schnell zur Seite zu biegen — vor dem ganzen Kreise einen Kuß.

„Skaal! Skaal! So was sieht man gern! So muß es sein!“ riefen die Gäste. — Eheleute sind Liebesleute oder Leidesleute. Zu was für einer von den beiden Gattungen die Wagnesrotter Herrschaft gehörte, das brauchte man nicht erst zu fragen.

Und als die sechs, sieben hintereinander aufgetragenen Speisen — jede für sich gab an Deftigkeit schon ein ganzes Mittagessen her! — allmählich verstaut und mit den gehörigen Flüssigkeiten rutschbar gemacht worden waren, da glitten die Herren behaglich zum Arak hinüber.

Olmer hatte einen schwachen Kopf für diese anstrengenden Getränke und wollte sich drücken, aber sein Onkel befahl ihm: „Ja, was nun? Auskneifen? Das gilt nicht! Du bleibst. Grundstücksmakler müssen was vertragen können. Schenk' ihm ein, Daumor. Aber nicht so flau. Daß er mal fühlt, wie einem Mann zumut sein soll.“

Zwei von den neuen Genossenschaftsbrüdern mußten heimfahren, für die übrigen waren Lager im Hause aufgeschlagen. Und der Abend verlief wie alle solche Abende: in dumpfer Gemütlichkeit.

Olmer schlief auf dem Stuhl ein, so fest, daß er nicht zu erwecken war. Man amüsierte sich weidlich über ihn. Daumor durfte sich entfernen. Sie hatte bis zur späten Stunde genug zu wirtschaften und beiseite zu räumen. Endlich konnte sie, während in der Wohnstube noch gesungen, spektakelt und gegrogt wurde, ins Bett gehen. Sie grübelte, wie sich die Sache mit Reimer wohl gestalten werde. Aber sie konnte ja nichts mehr dazu oder dawider tun. Sie hoffte, es ging gut. Und unrecht — nein, unrecht hatte sie nicht getan!

Das Gelage nahm seinen Fortgang. Einer fragte Yndebroe: „Was ist denn das für Land, das du für uns hergeben willst?“ — Thorsin antwortete: „Kleine Stelle. Eben vorm Dorf. Steht jetzt 'ne alte Kate drauf. Wohnt ein Verräter drin, der Kerl ist mir lange im Weg. Ich wollte ihn immer schon aus dem Dorf heraushaben.“ — Nun kam ihm plötzlich ein Plan. — „Wißt ihr was? Wir gehen morgen früh alle hin, nach meinem neuen Rittergut. Ich verauktionier' das Ding auf Abbruch. Wir trommeln das ganze Dorf zusammen. Zum Verfeuern sind die Balken noch gut. Und ein hochfeines Mobiliar könnt ihr auch kaufen. Wer bringt seiner



Der Heini von Steyr. Gemälde von Ernst Schwartz



Altschen einen Webstuhl mit?" — Er ahmte den Auktionater nach: „Zum ersten, zum zweiten ... und, na, wer bietet mehr? — und zum ..." er haute dröhnend auf den Tisch — „dritten! Donnerwetter, wer hat ihn?"

„Ich! Ich!" jubelten die Gäste.

„Und was dabei herauskommt, Kinder, das wird versoffen, Gottverdammich noch-mal!"

„Ja, das wird ein Spaß! Skaal! Skaal!"

Am andern Morgen. Puha! Der Kopf war heiß. Die Augen waren klein. Na, man trug es heldenhaft. Ein gutes Frühstück half schon. Erst die Appetitsilds und die Anchovis, und was es sonst noch an Pikantem gab. Dann eine Tasse heiße Fleischsuppe mit Mark drin und ordentlichen Fettaugen darauf. Viel Pfeffer muß hineingeschüttet werden. Darauf nahm jeder ein tüchtiges Stück Braten zu sich. Die Scheibe konnte in dem Buttersee gar keinen Grund finden. Drei, vier Spiegeleier. Das war für den Anfang was Reelles. Es folgten der saure Aal und die Bratkartoffeln, und schließlich kamen noch Wurst und Käse in vielerlei Form und Art. Ein duftiger Aquavit wirkte verklärend, nachdem der Madeira schon wieder Stimmung gebracht hatte. Jetzt schmeckte die Piep, und ein Gang in die frische Luft war das beste! Nach der Kate! Das konnte fidel werden.

Daumor hatte keinen Augenblick Zeit. Es war weiß Gott nicht leicht, die ewig trinkenden und essenden Gäste zu befriedigen. Sie hörte nur halbe Worte von einer Auktion und von einem großen Vergnügen. Sie konnte sich keinen Vers daraus machen. Das waren jedenfalls noch so Reden von gestern abend. Was da alles zusammengeklöhnt wurde. Sie achtete weiter nicht darauf.

Die Herren brachen geräuschvoll auf und wanderten los. Den ersten Dörflern, denen sie begegneten, rief Thorsin zu: „Kommt mit, wenn ihr Schillinge in der Tasche habt. Die Verräterkate soll vergantet werden, mit allem, was los und fest ist. Holt euch 'n Milchpott und 'n alten Besen!"

Viel Volks fand sich rasch um die Schar herum, mehr noch strömte nach. Jung und alt.

Da sie aber auf den Hof kamen, trat Reimer Groth dem Wagnesrotter entgegen. An die Wand gedrückt stand Olmer, blaß. Die kleine Friederike schaute ängstlich aus der Tür.

„Na," sagte Yndebroe und streckte seinem Widersacher — denn als solchen empfand er Reimer Groth nun einmal — gnädig die Hand entgegen, „wir sind uns einig? Das ist vernünftig. Das Geld hast du ja denn wohl schon von meinem Neffen gekriegt."

„Ja, Herr Yndebroe, es tut mir leid, daß Sie sich herausbemüht haben. Da ist ein Irrtum. Ich behalte die Stelle." — „Was tust du?" fragte Thorsin, und sein Gesicht flog sich noch röter an, als es schon war. „Behalten?" Er wandte den Kopf zu Olmer: „Hast du mich angeführt?"

„Nein, nein, lieber Onkel!" rief Olmer und hob die Hände flehend. „Ich habe ..."

„Leientoft kann nichts dafür," sagte Reimer, „er wußte es nicht besser nach unserer Unterredung. Ich hab' ihn gestern leider verfehlt, als ich mein Wort zurücknehmen wollte."

„Zurücknehmen? Von gestern auf heute? Ein ordentlicher Mensch muß doch wissen, was er will. Das andere ist jämmerlicher Kram," meinte Yndebroe.

Ruhig entgegnete Reimer: „Es ist bei Ihnen auch wohl schon vorgekommen, Herr Yndebroe, daß Sie nachträglich anderer Meinung geworden sind, nicht wahr?"

„Ach was, anderer Meinung! Überhaupt Meinung! Darauf kommt es gar nicht an. Wenn ich was versprochen hab', dann halt' ich es auch, und wenn es mir nachher noch so schlecht paßt."

„So ein Angebot ist schließlich kein Schwur vor Gericht," erwiderte Reimer, immer in großer Gelassenheit. „Ich wußte nicht mal, wer der Käufer war, und Handgeld hab' ich auch nicht gekriegt. Also konnte ich jederzeit widerrufen."

Die Menge drängte sich herum. Thorsin fühlte sich in seiner Ehre schwer beleidigt. Die Bande freute sich, daß er mit langer Nase abziehen mußte. Die Grinserei! Thorsin ballte die Hände. Die Augen fingen an, ihren stechenden Blick zu bekommen. Wutausbruch war nahe. Noch einen Augenblick, und er kannte sich nicht mehr. Reimer sah die Verzerrung seines Gesichtes und tat das klügste, was er tun konnte. Er herrschte die Dörfler an: „Geht nach Haus! Was habt ihr hier zu suchen? Herr Yndebroe und ich werden uns leicht einig. Das ist bloß ein kleines Mißverständnis. Macht, daß ihr wegkommt!" — Er drängte die Leute zur Pforte hinaus. Das linderte etwas Yndebroes Zorn; er hatte so das Empfinden, gegen diesen Groth kann man nicht recht auf, aber auslassen mußte er sich doch. So fuhr er auf Olmer zu: „Lockst einen hier erst heraus? Was fällt dir ein?" — „Onkel, ich konnte wahrhaftig nicht ahnen, daß du heute morgen —" — „Hast doch gestern abend dabei gesessen, als ich es sagte." — „Da war ich nicht mehr bei Sinnen,"

wehrte sich Olmer in beinahe trotziger Weise. „Da bist du daran schuld. Warum gibst du mir soviel zu trinken? Ich weiß von nichts, was ihr gesprochen habt.“

Die anderen Herren lachten. Abermals eine kleine Milderung für Thorsin. Einer nahm ihn unter den Arm: „Scher' dich doch nicht drum; ist ja ganz einerlei.“ — Auch die anderen redeten auf ihn ein. Das sei doch keine Sache für einen Mann, um sich aufzuregen.

Es half nach und nach. — „Aber das Land für die Molkerei kriegt ihr doch,“ sagte Thorsin hartnäckig. „Ich schneid' es von meinem eigenen Feld ab.“ — „Um so besser! Dies hier ist auch man schlecht gelegen!“ riefen die Männer. Sie waren gutmütig und verständig, sie wollten keinen Unfrieden, und so stimmten sie Thorsin herum: ein Schimpf sei ihm durchaus nicht angetan. Wenn man aufrichtig sein wolle: Groth wäre in seinem Recht, und Leientoft verdiene auch keine Vorwürfe für den Zufall, daß er Groths Umschwenken nicht rechtzeitig erfahren habe. Dafür könne man ihn unmöglich verantwortlich machen. Nur kaltes Blut! Und ein Glas Bier im Nordpol würde schon schmecken. Frisches Faß!

Thorsin ließ sich — wenigstens äußerlich, und weil er sich ja machtlos sah — von den Freunden besänftigen. Er verließ den Hof, ohne Reimer Groth zu grüßen. Auch Olmer, der verunglückte Grundstücksmakler, war Luft für ihn. In den Nordpol! Herunterspülen!

Daumor erfuhr von ihrem Bruder das Vorgefallene.

Gespannt, auf alles mögliche gefaßt, sah sie der Heimkehr ihres Mannes entgegen.

Er kam, ganz munter, mit den andern. Und auch, als die Gäste weggefahren waren, behielt er seine lustige Laune bei.

Daumor hörte freilich etwas Gekünsteltes aus seinem Ton heraus. Sie kannte ihn ja. Er kam sich durch die Geschichte von heute morgen blamiert vor. Das fraß sicher noch stärker in ihm als der Unwille darüber, daß Reimer Groth doch und doch nicht weichen wollte. Aber er war zu hochmütig, um auch noch selber zu erzählen, man habe ihn ausgelacht. Daumor hütete sich natürlich wohl, nur im geringsten darauf anzuspielen.

So blieb der Name Reimer Groth zwischen den beiden unausgesprochen.

⌘ ⌘ ⌘

Elias Jaspersen hatte seine Fibel für die Dorfschulen des Herzogtums Schleswig fertig. Sie ward alsbald in Flensburg verlegt, und die Lehrerschaft war sich einig, man könne der Jugend auf keine einfachere, klarere und folgerichtigere Weise die Buchstabenkunde beibringen, als der Useloiter Kollege es zeigte. Dazu diese hübschen, kleinen Verse! So das sinnige:

> Es ist kein Mäuslein so jung und klein,
> Es hat sein liebes Mütterlein.
> Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
> Damit es nicht leidet Hunger und Not.

Durch solche Verse wurde auch gleich das religiöse Gefühl für Gottes weise Einrichtung der Welt und auch die Tierliebe in dem Schüler belebt. Und wie anregend mußte auf die ABC-Schützen das gereimte Rätsel wirken:

> Ich weiß euch eine grüne Stadt,
> Die lauter grüne Häuser hat.
> Die Häuser, die sind groß und klein,
> Und wer nur will, der darf hinein.
>
> Es wohnen viele Leute dort
> Und alle lieben ihren Ort.
> Ganz deutlich sieht man dies daraus,
> Daß jeder singt in seinem Haus.

Ja, das machte den Kindern Freude herauszukriegen, daß damit der Wald gemeint sei, und so gingen sie gern in die Schule, wo ihnen solche gute geistige Kost geboten wurde. Elias Jaspersen wurde wahrhaftig in seiner Art ein kleiner berühmter Mann; mit um so größerem Ehrgeiz widmete er sich nun seiner Arbeit an dem Lesebuch für die Fortgeschrittneren. Was er dafür alles durchlesen und studieren mußte, man glaubt es kaum!

Nun, er hatte ein liebes Weib — seine Kinder waren alle wohlgeraten — die beiden ältesten Söhne standen schon selbst im Schulamt, die dann folgenden beiden Töchter waren an Lehrer verheiratet, und von den zwei jüngeren Söhnen war der eine auf dem Seminar, der andere Präparand und Unterlehrer in einem Dorf der Westküste. Das Nestkückentöchterlein aber, das jetzt noch zu Hause der Mutter half, hatte so ausgesprochen pädagogische Neigungen, daß es den Vater schon beim Unterrichten vertrat und nicht abließ zu bitten, ob es sich nicht nach der Einsegnung ebenfalls für den Lehrberuf vorbereiten dürfte.

O ja! Die Jaspersens waren eine erzieherische Macht im Herzogtum; vom Strande der Ostsee bis an die Watten des grauen Meeres, von der Königsau bis zum Eiderkanal war das ganze Land mit ihnen durchsetzt. Vaters Fibel aber stand bei allen auf dem Bücherbord gleich neben Gottes Wort.

Bei so glücklichen Familienverhältnissen konnte sich Elias Jaspersen schön dem Schaffen hingeben. Dabei war er unermüdlich tätig, seinen Useloitern lebendiges Brot fürs Gemüt darzureichen und ihnen immer und

immer wieder vorzuhalten und zu beweisen, daß der Mensch nicht gleich stürbe, wenn er einen Tag ohne Kaffeepunsch und Schnaps hinbrachte.

Nur eine kleinstille Kraft unter modrigem Strohdach und brachte seinen Mitmenschen doch viel Seegen.

Pastor Rivesel verkannte den Wert des Lehrers nicht. Er hätte auch immer noch gern mit ihm gemeinsam gewirkt. Aber er war merkwürdig in sich gebunden. In allem Praktischen witterte er etwas Rationalistisches. Er war durchaus Claus Harmsens Anhänger; den Pietismus, wie ihn jener Prediger mit seinen Thesen wider die sogenannte Aufklärung setzte, hatte er ganz zu seinem eigenen Glauben und zu seiner heiligen Überzeugung gemacht. Aber er nahm letzten Endes von seinem Kieler Meister doch nur die Form an. Das Gefühlte und Gewonnene auf die Pfarrkinder richtig auszuströmen blieb ihm versagt. Er empfand das schmerzlich, konnte es indessen nicht ändern, und es kam so weit, daß er zwar seine Pflicht redlich erfüllte, im übrigen aber den Zusammenhang mit seiner Gemeinde fast ganz verlor.

Jedes Buch außer der Bibel war ihm fast unangenehm. Ohne daß er es wollte, mußte er bei allem, was er las, sofort nachforschen, ob es auch der wahren und reinen Lehre entsprach. So bot ihm, obgleich er doch ein klassisch gebildeter Mann war, sogar die reifste und tiefste Dichtung keinen Genuß mehr — denn leider Gottes! einen Goethe, der von der ganzen Reformation nur die Gestalt Martin Luthers an sich gelten ließ und alles übrige einen verworrenen Quark nannte, konnte ein frommer Mann nicht aufschlagen, wenn er nicht mit seinem religiösen Gewissen in Zwiespalt geraten wolle.

Seine Frau war ein lebenslustiges Menschenkind gewesen. Seine Kinder hatten die Natur der Mutter geerbt. Des Pastors Wesen aber drückte auf seine Angehörigen, daß sie verstummten.

Der Sohn studierte zum Kummer seines Vaters nicht Theologie, sondern Medizin und wich immer aus, wenn Rivesel ihn in der Religion auf den Zahn fühlen wollte. Die lieben beiden Töchter hatten es zuletzt daheim nicht mehr ausgehalten. Die eine war jetzt Gesellschafterin bei einer vornehmen Dame in Deutschland. Ach, ihre Briefe zeugten davon, daß in dem Hause viel Weltlust getrieben wurde. Die andere ernährte sich in Korsör als Klavierlehrerin. Sie erlebte Unglück. Der Mann, der sie liebte und dem sie auch ihr Herz schenkte, hatte sich schon früher, vor dem Kriege, an eine andere gebunden. Die war zart und kränklich und wäre zugrunde gegangen, wenn er sie verließ. So hieß es für ihn und Pastor Rivesels Kind verzichten.

Es gab Tage, wo der Geistliche kaum mit seiner Frau sprach, nicht aus Unliebe, sondern aus Versunkenheit in seine auf Gott gerichteten Gedanken. Die Frau seufzte schwer unter seiner ganzen Art. Sie beneidete manchmal ihre Töchter. Die waren wenigstens nicht in Uselοit!

Die Unruhe, die der Krieg erzeugt hatte, war nun ganz abgesunken. Man merkte von der bösen Zeit nichts mehr. Nur, daß alles doch mit einem Ruck teurer geworden war und auch nicht wieder billiger wurde. Das spürte besonders Friederikens Vater, der spiralige Flickschneider. Das Schillingsmaß Köhm füllte die Flasche nicht mehr, und Wörtelsch, die das Geldwesen in dem Haushalt beherrschte, rückte doch keinen höheren Betrag für sein Leib- und Magengetränk heraus als früher.

Da steckte ihm denn Friederike zu, was sie nur heimlich von ihrem Verdienst erübrigen konnte. Ihr Vater, wenn er nicht sein Recht kriegte, machte gar zu erbärmliche Windungen mit seinem hageren Leibe.

In welchem Gleichmaße sich im allgemeinen die Zeit befand, kann man daraus ersehen, daß Kloke Timm wochenlang Strümpfe von einem stillsinnigen, gemütlichen Kaffeebraun trug.

Einmal fiel in diesem Herbst allerdings etwas vor. Drei Spitzbuben drangen zur Nachtzeit ins Schäferhaus ein und gerieten über Nösels Weinvorräte. Sie nahmen etliche Flaschen mit und tranken sie gleich im Chausseegraben aus. Das bekam ihnen aber so fürchterlich, daß sie in höchste Wut gerieten und stracks bei grauendem Morgen zur Polizei liefen. Da zeigten sie die Schäferhauswirtin wegen Nahrungsmittelverfälschung an. Sie verwunderten sich sehr, daß man sie zunächst für ihren Einbruch festsetzte; in ihrer Empörung hatten sie gar nicht mehr an ihre Räuberei gedacht.

Nösel bekam dann den Befehl, sie solle eine Probe von ihrem Wein einsenden, und ein Chemieprofessor versuchte, ihn in seine Bestandteile zu zerlegen. Er hat es aber mit seinen ganzen Laboratoriumshilfsmitteln nicht herausgebracht, wie der Trank zusammengesetzt war. Da konnte man denn Nösel Leientoft nichts anhaben. Ihr Walroßhauer blinkte. Sie hatte nicht umsonst den Vertrag mit dem Kaiser Luzifer abgeschlossen!

Der Landmann hatte die Hauptarbeit für dies Jahr getan. Was die Felder lose

überwogt hatte, das steckte in den Scheuern, so eng gepreßt, daß sich schier die Wände nach außen bogen.

Wohlleben überall.

Wollte ein Bursch sein Mädchen heimführen, so wurde das Kalb, das die Hochzeitstafel als Braten zieren sollte, täglich mit zwanzig Litern süßer Milch gebörnt. Das gab ein saftiges Fleisch.

Auf Wagnesrott war's warm, und es schien, als ob wirklich Daumors schimmerndes Los heraufstieg. Sie wußte, daß sie Mutter werden sollte. Das machte sie weicher, ihrem Manne noch ergebener, und Thorfins Hand, wenn er sie liebkoste, war von ungewohnter Lindigkeit.

Auch im Dorf wurde es bald kund, was sich auf dem Gute ereignen würde. Wörtelsch mit dem reichen Liebesleben sah es Daumor auf den ersten Blick an. Da wechselte Kloke Timm das stillsinnige Kaffeebraun seiner Strümpfe mit einem fröhlichen Hoffnungsgrün.

Seinem Künstlerauge war die hübsche Herrin auf Wagnesrott stets wohlgefällig gewesen, und er wollte doch auch das seinige dazu beitragen, daß sich ihr Glück erfüllte.

⌘ ⌘ ⌘

Die moorige Tiefe überspinnt sich mit Bunt. Das blüht, prangt, schwillt. Man denkt bei seinem Anschauen gar nicht mehr an die Brodelei, die Gärerei da unten. Aber sie ist doch da. Je dichter die frohe Decke, desto unerlöster bleibt der Sumpf. Er kann seine giftigen Naßdämpfe nicht aushauchen. Alles verhält sich in ihm. Wär's möglich, so würde er an sich selbst ersticken. Reißt aber irgendwo im Überwerk ein Spalt auf, so quillt das Dunkle, das Trübe, das im eigenen Moder Verrottende jäh hervor und vergällt Blumen und Gräsern weit herum das Freudendasein.

Thorfin Yndebroe konnte Unlust in seiner Seele mit Lust überziehen und so gewissermaßen vergessen. Aber das bedeutete doch keine innerliche Befreiung für ihn. Mancherlei Mißmut arbeitete in ihm fort. Kleine Anlässe hatten dann schlimme Ausbrüche zur Folge. Er blieb ewig der Leichtgereizte, unvermittelt Auffahrende.

Reimer Groths wurde auf Wagnesrott nicht erwähnt. Grund zu irgendeiner Eifersucht auf ihn hatte ja Thorfin jetzt nicht. Seine Frau und der Krüppel da drüben sprachen nicht miteinander. Das wußte Yndebroe genau. Aber der Ärger über den Menschen, der ihm nun mal unbequem war und dem er die mißlungene Auktion nie verzieh, bohrte in der Brust des Wagnesrotters. Und die verdeubelten aufsässigen Uselolter machten sich einen Jux daraus, Jaspersens Bildungsabend-Adjutanten und Himbeerwasser-Trinker möglichst hochkommen zu lassen.

Sie wählten ihn sogar in den Gemeindevorstand. Ein Verräter sollte als Obrigkeit über treufeste Dänen zu sagen haben. Das wurde immer besser. In Yndebroe kochte es.

Der Nordpolwirt, der bei den Gelagen viel mehr verdiente als bei einer Vorlesung von Schillers Maria Stuart, tat dem angenehmen Gaste vom Gutshof den Gefallen und schimpfte mit über die trostlosen Zustände, die jetzt im Dorf ausbrechen würden. Den Kerl da drüben so zur Macht kommen lassen, das hieß einer neuen Empörung der Schleswig-Holsteiner den Boden bereiten. Man würde ja sehen: in ein paar Jahren ging es wieder los.

Ja, der Nordpolwirt! Was der Mann überhaupt alles wußte! Wenn der man erzählen wollte! Dieser Besenbinder und Pantoffelmacher in der Kate, das war einer von der richtigen Sorte. Tat so, als ob er kein Mädchen anrührte. Aber wer in der Welt Bescheid wußte — und der Nordpolwirt war früher Kellner auf St. Pauli in Hamburg gewesen, er kannte das Leben! — der ließ sich kein X für ein U machen. Es war einfach eine Schande wert, wie die kleine Fide Karstensen diesem Menschen ausgeliefert wurde! Jeden Tag stundenlang bei ihm. Noch dazu auf Veranlassung von Lehrer Jaspersen. Was der Verräter mit dem armen Mädchen anfing, — na, man brauchte Fide Karstensen ja bloß anzusehen. Die blauen Ringe um die Augen. Sie hielt sich kaum noch auf den Beinen. Und sie hatte auch neulich solche Andeutung gemacht: Groth wäre manchmal so sonderbar gegen sie. Na ja, sonderbar! Die stakkels Deern! So ein unschuldiges Kind, was das sich von dem gefallen lassen mußte.

Aber — und der Nordpolwirt zwinkerte mit den Augen — es war wohl nicht das erstemal, daß sich dort hinten dergleichen abspielte.

„Wie denn?“ biß Thorfin zu.

„Nee, nee, nee!“ winkte der Krüger eifrig ab. „Ich will mich wohl hüten und verbrennen mir das Maulleder. Was ich nicht gesehen hab', davon sag' ich nichts weiter.“

In Thorfin wühlte es. Mit dem Messer hatte einer die Grassode aufgeschlitzt. Schwarze Masse stieg hoch. — „Wieso denn?“ drängte er nochmals auf den Wirt ein. „Nicht das erstemal? Weißt du denn, daß da früher was passiert ist? Und mit wem?“ — „Nee, nee, nee!“

Ein Bauer trat ein, einer vom alten

Schlag. — Lesen, schreiben? Bah! Wozu? Mit dem Griffel kann man keinen Acker umwerfen, und Buchstaben sind noch lange nicht mal Buchweizen. Die wachsen nicht, wenn man sie aussät.

„Ja, denn sind wir ja nun soweit," meinte der Bauer, „daß wir können in Gottes Namen Bankerott ansagen mit unserm Dorf. So laß mich denn man noch 'n kleines Warmes kriegen, Krüger, eh' daß und alles ist hier zu Ende."

„Was gibt's denn für Mallör?" fragte der Wirt, während Thorfin noch auf den Tisch starrte.

„Ja, glauben wirst du es nicht, aber es ist wahr, mein Lieber, so gewiß ich will selig werden, die neue Schule soll nun doch gebaut werden. Das haben sie eben beim Schulzen beschlossen. Und das Geld dazu wollen sie sich von der Bank leihen. Sie haben sogar schon vorgearbeitet. Sie kriegen es da auch. Das gibt Schulden, da gehen wir alle dran zugrunde. Ich hab' dagegen geredet. Dreißig Jahr sitz' ich nun schon da auf meinem Stuhl. Aber nützt es was? Denken die von heute noch an das, was in der Bibel steht: das Alter sollst du ehren, und vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen? Fällt ihnen gar nicht ein. Sie saufen Wasser und spucken uns auf den Kopf."

„Schulhaus?" — Thorfin war aufmerksam geworden.

„Ja, der da hat das durchgesetzt," der Bauer wies mit dem Daumen über die Schulter nach draußen, „der Deutsche. Und dafür, daß er hier Stank macht, haben ihn unsere Landsleute im Lazarett zurecht gepflegt. Sie hätten auch besser getan, wenn sie ihn gleich . . ." — Der Alte goß seinen Grog grimmig herunter.

Der Nordpolwirt fluchte kräftig mit. So sollten sie man fortfahren. Auf den aus der Kate sollten sie man hören. Im Handumdrehen war er Schulze. Und was dann?

Thorfin wollte erst in das Lied der beiden mit einstimmen, aber er bezwang sich dann doch. Er stand zu hoch über dem kleinen Hufner. Der brauchte nicht zu wissen, daß er sich ärgerte. Er brach auf.

Immer wieder! Reimer Groth! Wo der ihm einen Tort antun konnte, da tat er es gewiß. Denn das stand für Thorfin Yndebroes Phantasie fest: gerade weil er sich gegen den neuen Schulbau gewehrt und der Gemeinde kein Geld dafür zur Verfügung gestellt hatte, gerade deshalb hatte dieser Mensch, Jaspersens Werkzeug, die Sache erst recht verfochten und durchgekriegt. Er wollte sich auch wohl dafür rächen, daß Yndebroe ihn früher nicht eben freundlich behandelt hatte. All das wurde dem Wagnesrotter immer durchsichtiger, je weiter er ging. Und so was mußte man nun dulden! Dem offenbar verderblichen Unsinn einer Anleihe bei der Bank mußte man zusehen und konnte nichts dawider machen, denn der Gutsherr hatte sich nicht in Gemeindeangelegenheiten zu mischen.

Hätten der Schulze und seine Leute nicht wenigstens noch einmal auf den Hof kommen und versuchen können, ob sie Yndebroe nicht umzustimmen vermochten? Er hatte ja doch häufig schon seine Meinung geändert und in den Beutel gegriffen, wenn das Dorf etwas brauchte. Aber nein, natürlich — der Verräter war Herr im Dorf und hatte ihm beweisen wollen, daß man auch ohne ihn fertig wurde.

Und dann die Sache mit Fide Karstensen — Der Nordpolwirt war oft ein Quatschhans und ein Faselquast, aber ihm wurde viel zugetragen, und irgend was war am Ende dran.

Das mit Fide Karstensen — schließlich, es war ja auch einerlei. Bloß das andere! Es wäre wohl nicht das erstemal, daß sich da dergleichen abspielte. Was hieß das? Hieß das . . . ?

Thorfin Yndebroe haute mit dem Stock gegen eine Zaunlatte, daß das Holz splitterte.

Groth hier, Groth da. Ob er den Menschen im ganzen Leben nicht los wurde?

⁂ ⁂ ⁂

Das ist des Menschen trübseliges Geschick. Um klar sehen zu lernen, muß er erst durch die Verblendung hindurch. Und je mehr er rast, desto weiser dünkt er sich. —

„Du siehst ja so verdrießlich aus, Thorfin, fehlt dir etwas?"

Daumor war in dem kleinen Gebäude neben dem Stall. Da stand die Zeugrolle. Daumor war dabei, der Wäsche ihre Glattheit zu geben. Liese, das Kleinmädchen, half dabei. Die Tür von dem Häuschen, das auch noch zwei Kammern enthielt, war offen. Sonst fiel zu wenig Licht durch das enge Fenster, und der Tag ging ohnedies auf die Dämmerung zu.

Daumor hatte am Klappen des Hoftors gehört, daß ihr Mann heimkam. Sie vernahm seine Stimme draußen. Die klang brüchiger als sonst. Er setzte Jinns über irgend etwas zurecht.

Daumor ließ die Rolle stehen und trat vor die Tür.

Er sah sie, stockte einen Augenblick, gab sich dann einen Ruck, das Gesicht von ihr wegwendend, und wollte aufs Herrenhaus zu.

Da eilte sie ihm schräg entgegen und

hemmte auf die Art seinen Schritt. — „Fehlt dir etwas?"

Früher hätte sie sich nicht um seine Miene gekümmert und kaum nach seiner Verstimmung gefragt, aber jetzt kam sie liebreich und strich über seinen Arm.

Er zuckte, als wolle er sie abstreifen. Er schaute sie lauernd und mißtrauisch an. Sie blickte offen zu ihm auf, mit dem Lächeln, wovon die gescheite Frau weiß, daß es dem Manne die Sorgen löst.

Sie ließ sich in ihrem Bestreben, ihn zu erheitern, auch nicht abschrecken, als sie die Antwort bekam, die immer gegeben wird, wenn einer nichts von dem sagen will, was wie Gift in ihm brennt: „Fehlen? Was sollte mir denn fehlen? Mir fehlt nichts?"

Daumor hatte seinen Arm genommen; ganz von selbst machte es sich, daß sie ihn etwas in die Nähe des Rollhauses hinzog. — „Ich will nur Liese Bescheid sagen. Dann komm' ich mit dir. — Liese!" rief sie hinein, „laß jetzt man! Das andere machen wir morgen!" — Liese hielt auch gleich auf, den mit schweren Steinen belegten Oberteil der Rolle hin und her zu schieben. Wenn ihr einer sagte, sie solle mit der Arbeit aufhören, so war sie nie widerspenstig. — „Was fertig ist, kannst du schon hinauf bringen." — „Ja, Frau!" — Und Liese kam alsbald mit einem Korb voll Wäsche zum Vorschein. Den trug sie ins Haus. Daß sie die Tür des Rollhäuschens offen ließ, verstand sich von selbst. Liese ließ alle Türen offen. Das lag so in ihrer Natur.

Daumor tat Versäumtes lieber mit eigener Hand, als daß sie lange darüber redete. Sie ging hin, faßte die Klinke und warf als sorgliche Hausfrau noch einen Blick auf den Rest der Wäsche, um zu überschlagen, wie lange daran noch zu tun war.

So kam sie unwillkürlich über die Schwelle. Thorsin, der nach etwas suchte, worüber er nörgeln konnte, fand zu seiner Genugtuung an der Verschalung der Rolle ein loses Brett. Er rüttelte heftig daran. Davon wurde es ja nun auch nicht fester, sondern brach ganz aus. Thorsin schleuderte es hin: „Kein Mensch paßt hier auf, wenn ich nicht selber überall bin. Das Dach wird uns noch nächstens über dem Kopf zusammenfallen. Das kommt, wenn man faule Leute hat. Bloß essen und schlafen will das Volk."

„Ganz so schlimm ist es am Ende nicht, Thorsin!" meinte Daumor freundlich. — „Nimm du die Gesellschaft man noch in Schutz!"

Da zog ihn die Frau an sich. Sie wollte vermeiden, daß er mißlaunig ins Haus ging. — „Sag' doch! Was hast du, mein Mann? Du bist doch vergnügt weggegangen? Hat dir jemand . . .?" — Er war nicht dafür zu haben, daß sie sich zärtlich erzeigte. — „Was soll das Getue? Ihr seid ja alle gegen mich!" — „Thorsin! Besinn' dich mal. Gegen dich? Wer — alle? Kein Mensch."

Er fühlte zwar die Ungerechtigkeit seines Verallgemeinerns. Aber der eine war desto mehr sein Feind. Der galt soviel wie alle. Und er haßte den einen. Unvermittelt stieß er heraus: „Ich krieg' ihn hier doch noch weg. Er soll heraus aus dem Dorf!"

Daumor brauchte nicht zu fragen, wer? Sie brauchte keinen Namen zu nennen.

„Aber er tut dir doch nichts." — Und wieder sagte Thorsin: „Nimm du ihn man noch in Schutz. Hast wohl deine Gründe dafür, was?"

Nun sah sich Daumor angegriffen. Da war sie nicht mehr die Weiche, die nur auf das Besänftigen des verärgerten Mannes Hinzielende.

„Ich kenne Reimer Groth und weiß, daß er nichts Schlechtes tut und dir nie im Wege sein will."

Yndebroe lehnte sich an die Rolle, kreuzte die Arme, hämisch kam es heraus: „Kennen. Ja. Glaub' ich. Wohl mehr als genug. Ihr Weiber — immer seid ihr auf der anderen Seite, wenn es mal drauf ankommt. Bloß nicht bei eurem Mann."

Daumor setze sich auf den kleinen Bock, der neben der Rolle stand. Sie zog mit der Schulter: „Ich weiß ja nicht, was du hast."

Das lange in ihm Aufgestaute brach los. Er fluchte auf Reimer Groth. Wie er ihn vor dem ganzen Dorf zum Narren gehabt hatte. Und jetzt den Großmogul spielen im Gemeindevorstand, und dann . . . alle Leute . . . alle natürlich . . . klatschten über Daumor, was da früher zwischen ihr und ihm passiert war . . .

Er konnte sich nicht sättigen im Schmähen. Er sah das alles deutlich. Zweifel gab es nicht. Er war der Angeführte . . . längst . . . immerzu . . . Reimer Groth tat überhaupt nichts anderes, als das er darüber nachsann, wie er ihn lächerlich machen konnte.

Daumor schüttelte das Haupt. Ihr Mann tat ihr leid. Dies wilde, unsinnige sich Einbohren in Dinge, die . . . ja, die doch gar nicht vorhanden waren. Sie dachte an ihre Jugendliebe zu Reimer Groth, an ihr Verzichten, an ihre Sehnsucht, ihr Entsagen für immer. Sie dachte an ihr ehrliches Hinstreben zu ihrem Mann. Sie dachte an ihre geheime Angst. Über Reimer Groth sollte lieber gar nicht unter ihnen gesprochen

werden. Nun fing Thorfin von ihm an, unschönsam lieblos gegen sie.

Das brachte sie auf. Warum sollte sie ewig demütig sein? Immer von neuem drohte er: „Ich bring' den Kerl doch noch auf den Trab." — „Er kann hier ebensogut wohnen wie wir." — „Es gäbe dir wohl einen Stich ins Herz, was? wenn du ihn nicht mehr nahe bei dir hättest." — „Ich sage nur, daß du nicht das mindeste Recht und auch nicht die leiseste Veranlassung hast, ihn fortzujagen." — „Bei dir fänd' ich jedenfalls keinen Beistand, wenn ich das auf irgendeine Art versuchte." — „Nein." — „Und das nennt sich meine Frau!" — „Ach, Thorfin, schäm' dich!" —

Verächtlich war ihr der Mann. Diese Reden — jedes Wort in Galle getaucht, wohl in Blindheit gesprochen, aber in der Bitternis so schlau berechnet, wie er ihr nur weh tun konnte. Ihr schien plötzlich, sie habe das Opfer ihres Entsagens umsonst gebracht, und alle Arbeit an Thorfins Lebensglück wäre vergeblich gewesen.

Ihr Sinn verhärtete sich. Sie erhob sich: „Willst du dich noch länger auf diese Weise mit mir unterhalten? Sonst können wir ja hinaus gehen." — „Ja, wenn einem die Wahrheit gesagt wird, das ist peinlich." — „Die Wahrheit!" sagte sie und blickte ihn von oben bis unten an. „Wahrheit! Was weißt du davon?" — „So? Bin ich betrogen?" — „Nein! Wahrhaftig nicht! Ich hatte gehofft, es würde alles schön und friedlich mit uns werden. Mein Gott, ich wußte ja, du warst eifersüchtig auf Reimer Groth. Ich habe auch kein Hehl daraus gemacht, daß ich ihn lieb gehabt habe. Ich hätte ihn auch gern immer als Freund behalten. Ich hab' ..." — nun schoß ihr eine Blutwelle ins Gesicht. Die Zeit während Thorfins Reise kam ihr in die Erinnerung. Ihr Verlangen — das Recht des Blutes, und danach, wie sie vor ihrem Manne stand. Trotz allem: eine Schuld. Sie beugte sich, es drang in ihr darauf, daß sie jetzt ganz offen gegen Thorfin war, dann mußte er einsehen, daß er keinen Feind in Reimer Groth hatte. Sie ließ ihre Klugheit fahren. Die Furcht ihres Bruders deuchte ihr unwürdig. Sich reinigen von jeglichem Heimlichen, das war's, wonach es sie einzig verlangte. Und sie sprach: „Thorfin, um dir zu beweisen, daß du keine Ursache hattest, gegen mich und Reimer Groth mißtrauisch zu sein, so hab' ich ihn selber gebeten, er sollte sein Angebot rückgängig machen. Sei mir nicht böse. Ich bin dir einmal ungehorsam gewesen. Es tut mir leid. Vergib es mir. Ich habe mit ihm gesprochen, weil ich hörte, er wollte weg. Einmal mußte ich ihm noch die Hand drücken. Und dann kam es so wundervoll, und da war es uns beiden einfach gewiß: er brauchte nicht fort. Er stört dich nicht. Das glaube mir, Thorfin. Sieh, das hat mich noch bedrückt, ich bin glücklich, daß du jetzt alles weißt."

Sie erwartete, ihr Mann würde auffahren, wildes Tier sein. Sie rüstete sich auf Schlimmes. Aber Yndebroe war äußerlich ruhig. Er fragte, und seine Stimme klang trocken: „Wo dein Mann es dir verboten hatte, mit ihn zu sprechen, tatest du es doch? Und das nennst du nicht betrügen?" — „Nein, betrogen hat dich niemand!" — „Und — wo hast dich mit ihm getroffen?"

Ihr stockte der Atem. Jetzt war die Gefahr riesengroß. Aber sie **wollte** keinerlei Geheimnisse vor ihrem Manne haben, mochte daraus entstehen, was da entstand.

Sie antwortete: „Bei ihm." — „So? Besucht hast du ihn?" — „Ja," — „Und wann?" — Sie mußte es sich einen Augenblick überlegen: „Es war ..." — „Nun lüg' dir man nicht erst was zurecht!" — Sie sagte schnell: „Als du in Kopenhagen warst. Den Abend, ehe du zurückkamst. Thorfin!" — Sie hob die Hände empor. — „Ich hatte Mitleid mit ihm. Er sollte nicht um meinetwillen das hier verlieren, was ihm so lieb ist, und wirklich: ich gehör' nur dir. Das weiß ich gerade seit jenem Abend. Bitte, verzeih mir. Ich will dir auch mein ganzes Leben gehorsam sein. Ich hätte es dir auch am liebsten gleich gesagt, aber —" „Du hast dich wohl gehütet!" — „Nicht für mich." — „Für den ..." — „Nein." — So sehr ihr daran lag, alles zu offenbaren, sie scheute sich doch, ihren Bruder mit hineinzuziehen. Sie wußte nicht, wie Thorfin sich entschied. Ob er ihr vergab. Sie hatte ihrem Bruder versprochen, daß er außen vor bleiben solle. Es kam nur darauf an, daß sie alles über sich selber eingestand. Thorfins Zorn mochte allein auf sie fallen.

Aber Zorn kam nicht. Nichts Lautes. Yndebroes Gesicht war starr. Seine Stirn ganz gekraust. Er sann angestrengt nach. Er redete langsam. Er zählte an den Fingern das einzelne Geschehene auf:

„Du bist bei ihm gewesen, den Abend, als ich von Kopenhagen abreiste. Am anderen Morgen hast du mir den Brief geschickt, ich möchte schnell nach Wagnesrott kommen. Und dann hattest du dich fein gemacht und eine sehr liebreiche Miene aufgesetzt. Und dann mußte ich bei dir bleiben, und du warst sehr... sehr... na, wie ich es sonst nicht von dir gekannt habe." — Er streckte

sich, schier wohlgefällig, wie einer, der das Ergebnis von einer schwierigen Rechnung herausbekommen hat. — „Ja, ja, mein Deern. Das hab' ich schon mal gehört oder in der Zeitung gelesen. So verdeckt ihr Frauen so was. Und wir Männer sind dumm genug, darauf hereinzufallen."

„Thorsin! Was traust du mir zu!"

„Hab' dich nur nicht so. Aber natürlich! Das Komödiespielen, das gehört mit dazu!"

Die Gedanken jagten sich in Daumor. Jetzt gleich, blitzschnell etwas finden, was diesen Verdacht im Keime erwürgte, sonst war er überhaupt nicht mehr zu töten. Wo war das richtige Wort? Wo ein Zeuge dafür, daß sie nichts zu verdecken gehabt hatte?

„Frag' Reimer Groth."

Yndebroe lachte auf: „Der wird dich verraten! Für dümmer als dumm brauchst du mich nun gerade nicht zu halten." — Unerbitterlich wiederholte er: „Abends zu Besuch bei ihm — am anderen Morgen der Liebesbrief, und dann — was konnte sie auf einmal nett sein! So schmeicheln. So für alles zu haben — — — Ja, ja, es geht nichts darüber, den Ehemann zu betümpeln!"

Sich verteidigen? Unschuld beteuern? Ihm erzählen, was sie durchgemacht hatte? Sogar ihre Gedankenschuld beichten, um daraus ihre Wandlung zu erklären — ihren Trieb, alles gutzumachen, ihre Einsicht, daß sie die Pflicht habe, ihrem Manne mehr zu sein, als bisher — ihren in der Stunde bei Reimer erweckten ernsten Willen, wirklich als sein Weib zu leben ... ihr Ziel, die beiden Männer einträchtig miteinander werden zu lassen? Von all dem sprechen? Ach, es war zwecklos, wenn er ihr nicht traute. Ihr nicht trauen hieß sie in tiefster Seele verletzen.

Dagegen gab es für eine Daumor kein Sichwehren ... nur ihre Verachtung.

„Wenn du deine Frau für so eine hältst, dann wäre es allerdings besser gewesen, ich hätte ihn nicht gebeten, hier zu bleiben. Und am besten, ich wäre gleich mit ihm gegangen." — „Da hast du am Ende recht." — „Sieh dich vor! Wer weiß, was ich noch tu'! Und wenn ich dein Kind in einem Graben zur Welt bringen soll." — „Fragt sich nur, ob es mein Kind ist." — „Du!" — „Laß man das Theater." — „Ich geh'!" — „Nee. Die Ziehgelüste will ich dir denn doch vertreiben. Du bleibst, bis ich selbst bestimme, ob du zum Hause hinausmußt, oder was ich sonst mit dir machen soll. Das will überlegt sein. Es stellt sich keiner gern so ohne weiteres als Hahnrei hin."

Daumor wollte an Thorsin vorüber zur Tür stürzen.

Er griff nach ihr. Sie rangen miteinander. Er stieß sie zurück. Sie prallte mit der Hüfte auf einen Balken der Rolle. Sie schrie kurz auf.

Als sie sich wieder aufgerichtet hatte, war er schon draußen.

Er drehte den Schlüssel um und zog ihn ab.

Daumor war eine Gefangene.

Thorsin hätte ihr ebensogut das Leben wie die Freiheit nehmen können.

Sie sank besinnungslos hin. — —

Liese kam über den Hof: „Ich wollte man bloß noch die Frau fragen ..." — Thorsin wies sie ab. Liese sah den Schlüssel in seinen Händen: „Aber die Frau? Ist die Frau denn nicht mehr da drinnen?" — „Halt' dein Maul. Scher' dich weg!" — „Hat der Herr ... hat — die Frau eingesperrt?" — „Willst du sehen, wo du abbleibst?" — Liese war erschrocken: „Die Frau eingesperrt?" — Sie ging rückwärts ... aus Furcht, der Herr, der ein grausames Gesicht aufsetzte, werde auf sie zuspringen.

Dann, in einiger Entfernung, drehte sie sich um und lief alles, was sie konnte, davon ... in eine Ecke des Hofes.

Da luden ein paar Tagelöhner Stroh ab. Liese flüsterterte ihnen zitternd zu: „Der Herr hat unsere Frau in der Rollkammer eingeschlossen. Und aussehen tut er — er frißt einen auf. O Gott, o Gott!"

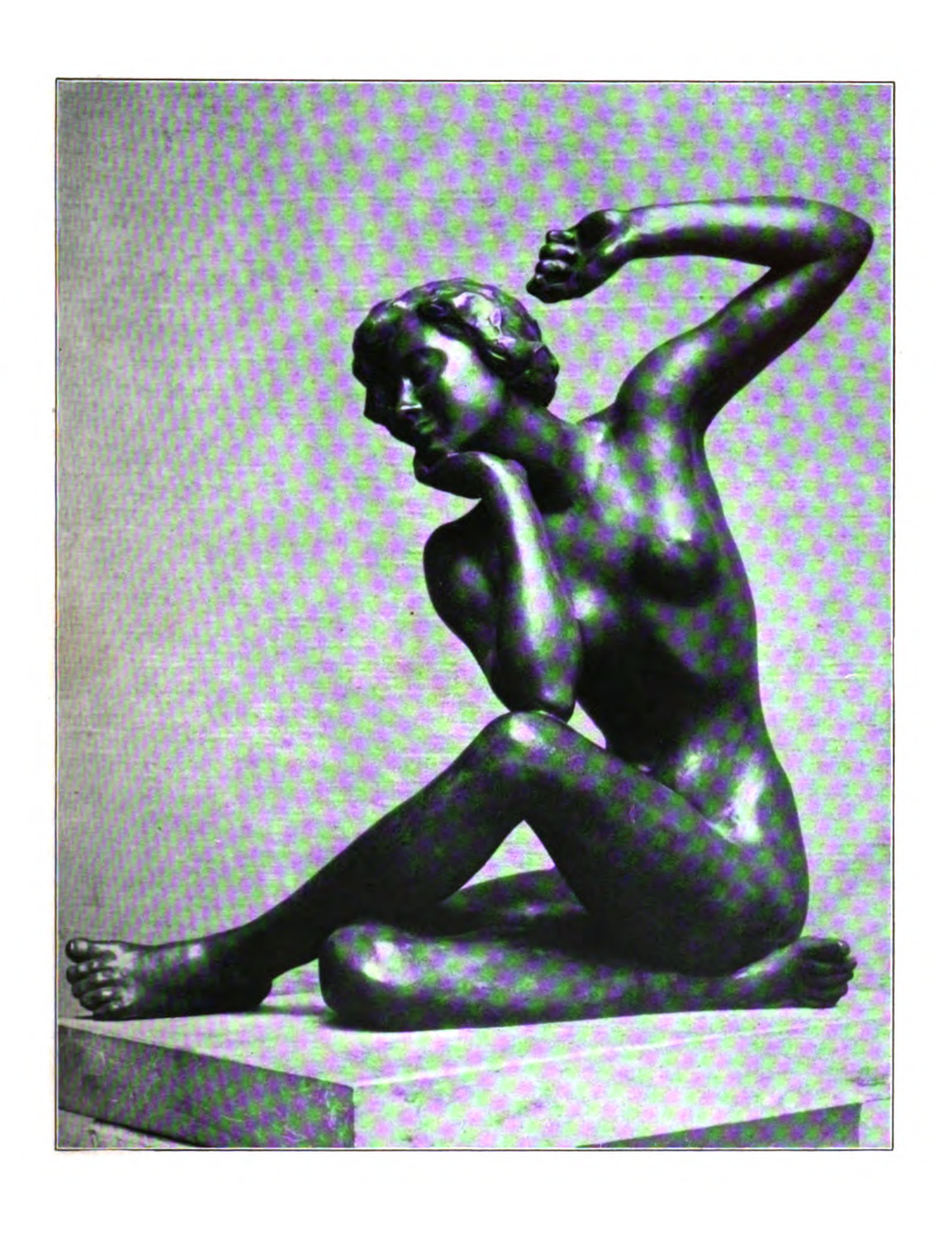
Die Tagelöhner hielten mit der Arbeit inne und schauten nach dem Herrn hin. Auch ein paar Bauern, die just auf den Hof kamen, erhielten gleich die seltsame Kunde. Sie machten sich wieder auf den Weg. Wenn Thorsin Yndebroe nicht gut gelaunt war, konnte man wegen Viehverkaufs nicht mit ihm verhandeln.

„Yndebroe hat seine Frau in die Rollkammer eingesperrt!" lief es durchs Dorf.

Thorsin war schwerfällig auf die Haustür zugegangen. Da kam ihm Olmer entgegen: „Ach, Onkel, ich suche Daumor. Sie ist wohl nicht zu Haus?" — „Ja, zu Haus ist sie. Da —" — Yndebroe wies auf das Gebäude beim Stall. — „So. Danke. Dann kann ich —" — „Nein, Sie hat jetzt keine Zeit. Ich hab' ihr Gelegenheit gegeben, daß sie sich allerlei überlegt. Sie soll sich klar darüber werden, daß zuletzt doch alles herauskommt, und wenn es noch so abgefeimt eingefädelt ist."

„Abgefeimt? Daumor?"

„Ja, mein Junge. Deine Schwester, das ist eine, da kannst du dir was drauf einbilden! Und dann behauptet sie noch, sie hätte Yndebroer Blut in sich. Was die sich



Erwachende. Bildwerk von Prof. Fritz Klimsch

(Akademie-Ausstellung, Berlin 1922)



denkt! Wir Yndebroes sind wohl manchmal wild. Aber wir beschwindeln keinen Menschen. Und die da! Schandbar und schamlos! Betrügerei, daß einem ekelt."

„Nein, Onkel, nun mußt du mir aber näher — was soll Daumor denn getan haben?"

„Ach, nichts weiter. Bloß: ihrem lieben Jugendfreund hat sie nochmal einen Besuch abgestattet."

Olmer begann zu schlottern. Er lallte: „Ja ... und ..."

„Als ich weg war, natürlich."

„Ja ... und ..." wiederholte Olmer, kaum hörbar.

„Und, als ich wiederkam, da —" einen Augenblick würgte es in Thorsin, dann polterte es roh heraus — „na, wenn du es denn wissen willst, da hat das Frauenzimmer mich herumgekriegt, und jetzt hab' ich die Ehre und das Vergnügen und bin gefälligst der Vater von dem Kind. Und weil sie Miene machte, daß sie mir ausreißen wollte, so hab' ich sie erst mal —" Er holte den Schlüssel heraus und hielt ihn Olmer vor die Augen. „Aber verlaß dich darauf: das ist nicht alles. So billig kommt sie nicht davon. So. Nun grüß' deine Mutter. Sie hätte mir 'ne schöne Tochter aufgehängt. Überhaupt ihr Leientofts! Ihr seid welche!"

Olmer war an die Mauer neben der Haustür gesunken: „O du meine Seele. Und das hat dir Daumor alles gesagt — ich meine: so eingestanden?" — „Nee. Eingestehen! Sie hat mir nur das von ihrer Abschiedsvisite gesagt, die dann keine war, weil sich die beiden einig wurden, daß es viel gemütlicher wäre, wenn sie hier zusammenblieben. Aber das übrige, das kann ja eine blinde Frau mit dem Stock fühlen."

„Onkel, du irrst dich gewiß. So kann Daumor nicht — so schlimm ist es sicher nicht. Überleg' es dir doch bloß! Daumor! Die ist immer so anständig gewesen. Es war ja furchtbar unrichtig von ihr, daß sie hinging — ich hab' ihr deshalb auch bittere Vorw ..."

Thorsin hatte ihn vorn an der Brust: „Mensch, du hast das gewußt?"

„Ja, aber —"

„Und mir nichts gemeldet?"

„Nein, aber ich —"

„Und als ich dich fragte, ob hier was passiert wäre — mir nichts davon ... Mensch! Ich habe immer geglaubt, wir hätten im Dorf nur den e i n e n Verräter. Ist man denn von lauter —" er schüttelte Olmer, daß der sich kaum noch auf den Füßen hielt — „von lauter Banditen und Halunken und Schuften umgeben? Marsch! 'raus! Laß dich im Leben nicht wieder auf dem Hof sehen. Und zu Ostern kannst du deine Altsche untern Arm nehmen und mit dem weißen Stock auswandern. Ich will meine Auktion noch haben. Ich verkaufe deinen ganzen Kasten. Nicht ein Dreiling gehört dir. In den grauen Grund sollt ihr Leientofts, alle! Nun? Bist du noch nicht weg? Soll ich dir Beine machen?"

„Ich bitte dich, lieber Onkel, bitte, bitte!"

„Gottverdammich! Ihr Leientofts! Nicht abzuschütteln! So'n Ungeziefer!"

Yndebroe hob den Stock. Olmer duckte sich und wankte davon.

Yndebroe ging ins Haus. Er murmelte immer: „Verräter, nichts als Verräter!"

Er warf sich in den Stuhl. Dunkler schwerer Wein in Güssen.

⌘ ⌘ ⌘

Ja, Olmer wankte über die Straße. Heim. Seine Knie trugen ihn nicht. Er knickte immer ein.

Und sein Hirn war wirr. Sein Kopf pendelte hin und her.

Er hatte nie zu den Stärksten da oben gehört, er hatte nie viel fassen können.

Das, was jetzt in ihn hineingepreßt war — dabei stand ihm einfach der Verstand still.

So was Gemeines sollte Daumor begangen haben? Seine Schwester? Die er so von Herzen liebte? An die er immer dachte? Die mit die Ursache war, daß er sich seit seiner ersten Liebe — und die war auch ziemlich flau gewesen — an kein anderes Mädchen mehr heranmachte, denn — im Vergleich — das waren alle keine Daumors.

Seine Schwester sollte Scham und Ehre und Ehe und Gott vergessen und ihrem Manne das angetan haben?

Olmer hatte von allem Leidenschaftlichen und wozu es den Menschen bringt, nur einen sehr verschwommenen Begriff.

Was Thorsin sagte über das Kind — es dauerte lange, bis Olmer ganz dahinter kam, wessen seine Schwester beschuldigt wurde.

Seine Seele war so keusch, und er wußte vom Weibe so wenig, daß er es sich gar nicht zurechtlegen konnte und mochte, was denn nun eigentlich nach Thorsins Meinung zwischen Reimer Groth und Daumor geschehen sei.

Und als er dann, soweit es ihm möglich war, die Sache durchgedacht hatte, da starrte er doch noch auf ein Rätsel: wie sollte überhaupt eine Frau, und noch dazu seine Schwester, so tief sinken, daß sie sich mit einem andern Manne, und wenn sie ihn auch sehr lieb hatte, abgab? Und wie sollte dann Daumor — die hatte nie gelogen und war immer gegen Mutter, weil die sich kein Gewissen daraus machte, zu flunkern ... wie sollte

dann Daumor sich so etwas aussinnen, um ihren Mann hinters Licht zu führen?

Olmer konnte und konnte das nicht von seiner Schwester glauben! Aber was half das? Wenn Onkel Yndebroe es glaubte, wo gab es Rettung und Reinigung von solchem Verdacht? Olmer wußte keine.

Und ihn drückte auch noch etwas anderes. Sicherlich, Daumor hatte unrecht getan, wenn sie auch keine Sünde beging. Sie hätte nie und nimmer wieder mit Reimer zusammenkommen dürfen und er als ihr Bruder, er hätte ganz anders dafür sorgen müssen, daß es nicht geschah. Er hätte es verhindern müssen. Und war es trotzdem geschehen, und er erfuhr es, so hätte er es seinem Onkel nie und nimmer verhehlen dürfen.

Aus Liebe zu seiner Schwester — ja, er hatte mal im Kalender das Sprichwort gelesen: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

So hatte er jetzt auch gedacht. Aber das Sprichwort war unwahr. Im Kalender mußte es heißen: Schweigen ist — Schuld.

Aus Liebe zu seiner Schwester, einerlei, einerlei! Er war tatsächlich ein Verräter an seinem Onkel Thorfin, an seinem Wohltäter, der ihm geholfen hatte alle die Jahre, dem er es dankte, daß er sich noch wenigstens über Wasser halten konnte.

Schwer war die Schuld. Er durfte seiner Schwester nicht in ihrem Ungehorsam gegen ihren Mann beistehen, und so entsetzlich es ihm war, daß Yndebroe nicht an Daumors Ehrlichkeit und Anständigkeit glauben wollte: sie hatte Heimliches vor ihrem Manne.

Wer Heimliches hat, der lügt. Wer lügt, der ist auch zum Betrügen fähig. Jedenfalls, Onkel Thorfins Verdacht — er konnte ja auch berechtigt sein, so wenig Olmer seiner Schwester das Böse zutraute. Wenn man sich auf Onkel Thorfins Standpunkt stellte, ja, dann konnte man die Sache auch so ansehen, daß sie sehr zu ungunsten Daumors ausfiel.

Recht hatte Onkel Thorfin schon: lauter Verräter um ihn her.

Und noch mehr fiel auf Olmer: weil er immer diese Angst hatte vor Yndebroe — auch deshalb hatte Daumor es verschwiegen, daß sie bei Reimer gewesen war. Wer weiß? Wenn sie Thorfin das sofort erzählte, dann ließ der sich vielleicht davon überzeugen, daß das Ganze harmlos gewesen war, nur aus reiner Freundschaft ...

Ach nein, nicht nur aus Liebe zu seiner Schwester war er zum Verräter an seinem Onkel geworden! Er sollte sich nur nicht besser machen, als er war. Ebensogut aus elender Feigheit. Freilich, die war nur zu begründet. Das sah er jetzt. Yndebroe rächte sich für den Verrat. Er trieb ihn und seine Mutter von Haus und Hof. Dann konnten sie betteln, er und seine alte Mutter.

„Nein," sagte Olmer Leientoft halblaut vor sich hin, als er über die dämmerige Straße auf das Schäferhaus zuging, „nein, betteln, das mag ich nicht. Ich hab' überhaupt keine Lust mehr. Ich bin hier nichts, und ich werd' hier nichts. Das ist wohl meine Schuld. Aber ich kann nichts für meine Schuld. Es hat mit mir nicht anders sein sollen."

Er schaute an dem altersschwachen Hause hinauf, er erinnerte sich an sein armseliges Leben da drinnen. — Nein, keine Lust mehr.

„Ich habe solch Kopfweh, Mutter," sagte er, als er in die Gaststube trat. „Ich will gleich schlafen." — „Tu das, mein Jung'. Aber trink man erst noch'n kleinen Bittern. Kopfweh — das kommt vom Magen. Das Fleisch war fett heute mittag." — „Ach Mutter, ... na ja, gib mir'n Schnaps."

Er trank. Dann stellte er sich in die Tür und sah noch einmal in der Stube herum, in dieser Stube mit den Bier- und Branntweinlachen auf den Tischen, den Tabakresten und dem Wurstpapier auf dem Boden, den schmutzigen, unordentlichen Gardinen, der schwelenden, düster brennenden Lampe — mit seiner Mutter, die ihre groben grauen Strümpfe strickte und ihr Zauberbuch bei sich liegen hatte — und die schwarze Katze schnurrte auf der Bank.

„Gute Nacht denn, Mutter. Ja, es ist ja noch früh, aber ich bin so müde, so müde, Mutter! Stör' mich bitte nicht mehr heute abend. Morgen früh —" „Ja, so ist alles wieder in bester Ordnung, mein guude Jung'," nickte Nösel.

Da trat Olmer noch einmal auf sie zu, beugte sich zu ihr nieder und küßte sie auf den Mund.

„Gute Nacht, Mutter. So müde. Ich mag nicht mehr."

Nösel war sehr erstaunt. Daß sie von Olmer einen Kuß bekommen hatte, das war lange her, aber es freute sie um so mehr, sie eite ihm das bleiche Gesicht: „Ja, schlaf, du strengst dich immer so an."

„Ach, das ist nicht viel, Mutter, ist nie viel gewesen. Aber ich konnte nicht mehr. Grüß' Daumor — ich mein', wenn sie noch kommt."

„Ja, das soll ich wohl."

Nösel hörte, wie Olmer noch einmal den Flur nach hinten entlang ging, auf den Hof. Da kam er aber gleich wieder zurück. Seine Füße schlürften so. Der Arme mußte sich wirklich furchtbar matt fühlen.

Olmer schlich die Treppe zu seiner Kammer

hinauf. Und auf diesem seinem letzten Gange auf jeder Stufe, da hat die Bruderseele der Schwester gedacht und hat zu ihr gesprochen: ,Daumor, meine kleine liebe Daumor, ich glaub' nicht, ich will nicht glauben, daß das so ist, wie dein Mann es von dir sagt. Und selbst, wenn es trotzdem wahr ist, meine kleine Daumor, ich vergeb' dir alles. Das muß wohl so sein, daß es eine Macht gibt, die über allen anderen Mächten ist. Die reißt Gesetz und Recht nieder und ist vielleicht doch das allerhöchste und allergrößte Recht und Gesetz. Was versteh' ich davon? Und ich bin auch nicht dein Richter. Aber, meine süße Daumor, ich glaub' nicht an deine Sünde.

,Und was ich jetzt tu', das mußt du mir auch verzeihen. Sieh einmal, Daumor. Was soll ich länger? Wenn ich weg bin, dann hat dein Mann keinen Grund mehr, sich zu rächen, er ist dann wohl milde gegen Mutter. Sie braucht nicht zu betteln. Sie hat ihn ja nicht verraten.

,Und Daumor: noch das eine — wenn ich weg bin von hier, und das stimmt, was Pastor Rivesel predigt, daß wir dann weiter leben und besser sind und in Herrlichkeit auferstehen — dann bin ich vielleicht auch anders und nicht so traurig schwach wie jetzt, und dann steh' ich dir bei und helf' dir, wenn du mich nötig hast, und segne dich dein Leben lang, daß es dir gut geht.

,Fahrwohl für hier, du meine geliebte Schwester Daumor!' —

Er kam in die kahle Kammer.

So ärmlich alles. Nie war er freudig aus diesem Bett gesprungen, um frisch ans Werk zu gehen, nie hatte er sich hier zufrieden mit sich selber niedergelegt. Immer nur Sorgen, immer das Gefühl, nichts leisten zu können, immer das Bewußtsein, ein verfehlter Mensch zu sein — auch mit, weil seine Eltern nichts anderes waren.

Er hatte keine Lust mehr. Es war genug. —

Nösel hörte die Schuppentür klappen. Ja, da war Wind aufgekommen. Aber die alte Tür — was war denn mit der? Ein Schloß hatte sie nicht mehr, es kostete so viel, ein neues einsetzen zu lassen. Aber sonst war sie doch immer zugebunden.

Eine Weile blieb Nösel noch sitzen. Dann wollte sie lieber mal nachsehen. Das Tau war wohl gerissen, oder wie sonst...

Nösel ging hin, besah sich die Tür. Da war das Tau nicht da. Es lag auch nicht auf der Erde, und sie hatte es doch vor dreiviertel Stunden ordentlich festgemacht.

Jählings durchzuckte es sie.

Olmer ... das Merkwürdige an ihm ... wenn er auch Kopfweh hatte, das kam oft vor, aber er blieb immer bis zum Abendbrot auf. Und dann, daß er sie geküßt hatte, und seine Reden: so müde, so müde...

Die alte Frau fing an zu keuchen. Sie kroch, was sie konnte, die Treppe hinauf. Sie wollte die Stube öffnen. Zugeschlossen.

Sie rief: „Olmer!"

Keine Antwort. So fest konnte er doch nicht schlafen.

„Olmer! Jung'! Jung'!" — Nichts.

Woher sie mit ihren morschen Knochen die Kraft gekriegt hat, das weiß nur Gott, aber die Tür war ja auch nicht die festeste: sie brach das Holz auf.

Sie stolperte hinein. Sie konnte sich erst nicht an die Dunkelheit gewöhnen.

„Olmer! Lieber guter Jung!"

Sie tastete ins Bett. Griff hin. Leer. Sie spähte überall hin. Nun war es ihr schon heller: Da hing ihr Sohn an dem Haken, der oben in den braunen Kachelofen eingelassen war.

⁂

Wie eine gequälte Katze schrie die Frau. Ihre Finger krallten sich in die Luft. Sie umklammerte den Körper, der ein wenig hin und her schwankte. Sie nötigte sich mit ungeheurer Macht, mit einer Macht, deren nur ihre meist so elend überschüttete und dennoch lebendige Mutterliebe fähig war, darüber nachzudenken, was nun geschehen müsse. Wenn sie ihren Sohn so anfaßte, da zog sie ihn ja noch nach unten.

Sie ließ ihn los. Sie suchte nach einer Schere, einem Messer. Da war nichts dergleichen in der Stube. Sie rannte die Treppe hinunter. Sie kam wieder herauf. In der Eile hatte sie sich vergriffen. Mit einem Löffel konnte sie ihren Sohn nicht abschneiden. Wieder hinunter, wieder herauf. Auf den Stuhl geklettert. Ein Schnitt — Olmers Leib fiel auf sie. Sie stürzte vom Stuhl, schlug sich vor den Kopf, lag bewußtlos. Über ihr ihr Sohn.

Aber dann kam sie wieder zu sich. Sie wand sich unter dem schweren Körper hervor. Immer leise winselnd, nestelte sie an der Schlinge. Sie sägte mit dem Messer am Strick. Endlich!

Und nun riß sie ihm das Hemd auf und rief ihn, rief seinen Namen mit allem bitteren Mutterweh: „Olmer, mein Olmer! Komm doch, mach' doch die Augen auf! Hol' doch Atem! Laß mich doch ein Wort hören! Ich will ja auch so gut zu dir sein! Geh nicht von deiner armen Mutter! Wach' auf, mein Junge! Wir haben ja zu leben! Und es wird noch mal viel besser mit uns!"

Es war umsonst.

Da packte die Frau, die erst noch Hoff-

nung gefühlt hatte, ein fürchterliches Grauen vor dem Tode. Sie hockte auf der Erde. Sie heulte auf. Dann sprang sie empor, riß das Fenster auf: „Hilfe! Hilfe!“

Ihr fiel etwas ein. Sie humpelte mit größter Hast in die Gaststube. Sie holte das Zauberbuch, sie holte ihren Wunderbalsam, Tote zu erwecken. Damit kam sie, sie rieb Olmer den Hals, die Schläfen, die Augen. Sie murmelte Beschwörungen ... Umsonst. Alles umsonst.

Leute kamen herauf, fragten.

„Mein Sohn, mein lieber, lieber Jung'!“ war alles, was Nösel antwortete.

Zu erklären war auch nicht viel, man sah alles von selbst.

Sie schleifte sich von einem zum andern.

„Bringt ihn doch wieder zu sich. Er kann ja nicht tot sein. O, ich stakkels, stakkels Frau!“

Mehr Leute. Licht wurde gebracht. Lehrer Jaspersen, Pastor Rivesel — die Stube voll, übervoll. Rivesel betete, Jaspersen machte mit Olmer Armbewegungen, um ihm Luft in die Lungen zu bringen.

Mit ihrem zerzausten grauen Haar und zerrissenen Kleide aber stand Nösel Leientoft jetzt aufrecht an der immer mehr erkaltenden Leiche ihres Sohnes und hatte das Buch aufgeschlagen, griff feierlich in der Luft herum und las den großen Höllenzwang, der gegen alles wirksam war: „Agion Tetagram Voigehren, Stulamaten tetagrammaton vryorum, irion esytion Messias soler Sebaoth Adonay, te aboro te invoco.“

Pastor Rivesel wollte ihr solch heidnisches Gebaren verwehren, aber Jaspersen rief ihm zu: „Lassen Sie doch die Ärmste! Die ist ja nicht recht bei Sinnen! Nehmen Sie lieber mal hier den Oberarm. So!“

Vergebens, vergebens. Olmer blieb tot.

Der Lehrer erhob sich zuletzt, als er sich von dem Fruchtlosen seiner Bemühungen überzeugt hatte: „Ja, meine gute Madam Leientoft, das müssen wir nun tragen.“

Da fauchte die alte Frau auf. Sie kratzte um sich. Sie biß gegen die Menschen, die ihr nahen wollten.

Und sie umkrampfte ihr Buch und stürzte damit die Treppen hinab, fiel etliche Stufen, sammelte sich wieder auf.

In der Küche riß sie dem Topf vom größten Feuerloch des Herdes. Die Flammen blakten heraus.

Hoch schwang Nösel Leientoft den Zauberschlüssel, der sie so jämmerlich im Stiche gelassen hatte, schleuderte ihn in die Glut, stach wütend, den Hauer fletschend, mit der Feuerzange auf das Buch los.

Der Deckel knisterte, die Blätter krümmten sich, die Buchstaben wurden rot.

Bis in die Esse empor sprühten die Funken, und so fuhren alle die Geister und Teufel, die in diesem Hause ihr Unwesen getrieben hatten, zum Schornstein hinaus.

Als nur noch Asche übrig war, da schrumpfte Nösel Leientoft in einer Ecke der Küche zusammen, und immer, wenn jemand zu ihr kam und sie trösten oder ihr eine Stärkung reichen wollte, so schlug und spuckte sie nach ihm.

⁂ ⁂ ⁂

„Ja, Schulmeister, geh man herein und seh zu, daß du ihn zu Verstand bringst. Ich hab' ihm Licht hingestellt, aber als ich von der Geschichte anfangen wollte, hat er mich vor die Tür gesetzt.“

„Aber, bester Jinns, was liegt denn bloß vor?“

„Davon könnte man allerhand sagen. Das muß ein schlechter Dienstbote sein, der was von seiner Herrschaft laut werden läßt. Versuch' du man dein Heil.“

Elias Jaspersen war der einzige, der vom Schäferhaus — von Olmer Leientofts Leiche — schnurstracks nach Wagnesrott ging. Alle anderen drückten sich. Pastor Rivesel wollte sich nicht in Familienverhältnisse mischen. Gräßlich war es ihm: ein Selbstmörder in seiner Gemeinde, einer, dem er nicht den letzten Segen spenden durfte. Nun gar noch zwischen die Eheleute da — das lehnte er ab. Auch die übrigen, die sich im Schäferhause eingefunden hatten und entrüstet genug darüber redeten, daß Yndebroe seine Frau beinahe tot geschlagen und mit den Kopf nach unten in den düstern Keller geworfen hätte — denn soweit hatte das Gerücht es in der einen Stunde natürlich schon gebracht — sie waren nicht dazu zu bewegen, für die mißhandelte Frau einzutreten. Yndebroe liebte es nicht, wenn sich einer mit seinen Sachen befaßte. Er haute zu.

Nur Elias Jaspersen wagte sich in die Höhle des Löwen. — „Wozu ist denn der Mensch da,“ rief er, „wenn er nicht einem leidenden Mitmenschen helfen will?“

Tapfer stampfte er nach dem Hofe. Seine Frau folgte ihm besorgt.

„Ja,“ sagte Jinns, „da sitzt er, in der Stube linker Hand. Probier', ob du was mit ihm anfangen kannst.“ — — —

— — — — — —

„Herr Yndebroe —“

„Ich hab' mir niemand zu Besuch eingeladen.“

„Nein, Herr Yndebroe, ich komme auch ganz von selbst.“ — „Was wollen Sie? Ich geb' nichts für Ihre Bildungsabende.“ — „Ich wollte Sie auch um gar nichts bitten, sondern ich komme, um Ihnen die traurige

Mitteilung zu machen, daß Ihr Neffe und Schwager Leientoft seinem Leben ein Ende gemacht hat."

„Was sagen Sie?" — „Ja, er hat wohl noch eine Unterredung mit Ihnen gehabt, und dann ist er hingegangen und hat sich erhängt. Es war nichts zu machen. Wir haben alles versucht."

Thorfin Yndebroe war aufgestanden. Alle Hitze wich ihm aus dem Kopf. Er war fahl in dem flackernden Kerzenlicht.

Lehrer Jaspersen stützte sich fest auf seinen Schirm: „So ist es, Herr Yndebroe. Das läßt sich nicht mehr ändern, und wer die Schuld daran trägt, daß sich der arme Mensch nicht zu helfen wußte, darüber darf ich mir kein Urteil erlauben. Aber ich bitte vielmals um Entschuldigung, wenn ich noch von etwas spreche — es geschieht weiß Gott nur deshalb, damit wir nicht noch weiteres Unheil erleben. Vielleicht ist ja alles Klatsch, und dann klärt es sich leicht auf. Die Leute erzählen sich, daß Sie Ihre Frau eingeschlossen halten. Wenn das gar nicht wahr ist . . ." Er hielt inne. Er wartete auf ein Nein. — Es kam nicht. Da fuhr er fort: „Also doch. Ich kann nicht wissen, wie Sie dazu gekommen sind, aber weil ich Ihre Frau von klein auf kenne — sie erträgt solche Behandlung nicht — und weil ich eben von Ihrem toten Bruder komme, so bitte ich Sie, Herr Yndebroe, im Namen der Menschlichkeit, selbst wenn Sie Grund zum Zorn haben: treiben Sie's nicht zu weit. Lassen Sie Ihre Frau frei. Auch um Ihrer selber willen, Herr Yndebroe. Wenn es Ihnen einerlei ist, was die Menschen von Ihnen sagen — das müssen Sie mir doch zugeben, Gewalttaten stiften nur Übles. Und bedenken Sie: der Mann, der seine Frau entwürdigt, es mag mit ihr vorgefallen sein, was da will, der setzt schließlich seine eigene Person herab."

So schlicht und in so kräftigem Tone redete Elias Jaspersen. Er sah dabei gar nicht so klein und halb verwachsen aus, wie er war. Seine hellen grauen Augen zwangen den großen, starken Mann da vor ihm.

Thorfin brach nicht in das gewohnte Toben aus. Die Nachricht von Olmers Tat dämpfte den Jähsinn. — „Meinetwegen denn," murmelte er.

Sie gingen über den Hof. Thorfin hatte es eiliger, als er zeigen wollte.

Jinns kam mit der Laterne. Thorfin schloß die Rollkammer auf. Jinns leuchtete hinein: „Frau! Frau!"

Daumor lag glatt auf der Ziegelsteindiele, mit ausgebreiteten Armen . . . frostgeschüttelt . . . ihre Zähne schlugen aufeinander.

Ein Glück, daß Frau Jaspersen zur Hand war.

⊠ ⊠ ⊠

Der alte Jinns hatte Daumor aufs Bett getragen. Thorfin wagte nicht, sie anzurühren. Sie lag bewußtlos, sprach ab und zu leise irr.

Thorfin war starr, hilflos.

Jinns karriolte zur Stadt und holte Doktor Hermannsen. Der schob alle anderen, auch Thorfin, aus dem Schlafzimmer und ließ nur die Lehrersfrau da. Die beiden taten die Nacht über, was in Menschenkräften stand, um den Tod von dem jungen Weibe abzuwenden.

Schwer war der Kampf wider das grause Gespenst, dem der Bruder sich in die Arme geworfen hatte und das nun die harten Finger gierig nach der Schwester reckte.

Schwer, fast unausfechtbar war der Kampf. —

— — — — — —

Die heilige Knospe, das zarte Leben in Daumors Schoße war vernichtet.

— — — — — —

Um Mitternacht schickte Doktor Hermannsen den Wagen noch einmal zur Stadt und ließ einen Kollegen holen. Auch der Apotheker mußte geweckt werden. So schnell als möglich, sollte er die Mittel anfertigen.

So schnell als möglich. Ja, aber Wagnesrott lag ziemlich weit von Flensburg. Und jede Stunde war überfüllt mit Gefahr. In jeder Minute konnte das Gespenst, das mit erhobenen Knochenarmen am Bett verharrte, zupacken, und dann stand das Herz der jungen Frau still. Kein Doktor und kein Apotheker brachte es wieder in Gang.

Stumm arbeitete Doktor Hermannsen. Nur dann und wann warf er Frau Jaspersen ein anordnendes Wort zu. Die verstand ihn und gehorchte ihm wie die geborene barmherzige Schwester.

Als der Kollege eintraf, waren Doktor Hermannsen und er sich rasch einig, was noch zu tun sei, aber beide waren auch so gut wie hoffnungslos.

Das Gespenst wog die Fäuste hin und her, mit einer genauen, unheimlich langsamen Berechnung, wo es hingreifen sollte, um sein Opfer am sichersten zu umkrallen.

Jetzt — jetzt schien es ein Ende machen zu wollen.

Daumor wurde matt und matter. In den Blicken, die die Ärzte einander zuwarfen, lag trauriger Verzicht. Ihr bißchen Kunst war nichts mehr nütze, wenn sich nicht noch irgendwelche Kräfte in diesem Leibe gegen die Vernichtung regten.

Und dies kaum Gehoffte, nicht ernstlich

Erwartete trat ein: Daumor erlebte die nächste Sonne.

Freilich: ob nicht der kommende Abend sie trotzdem entseelt fand?

Der zweite Arzt fuhr heim. Hermannsen blieb auf Wagnesrott und nahm nur auf dem Sofa ein paar Augen voll Schlaf.

Auch Thorsin Yndebroe durchwachte die Nacht. Er ging in der Wohnstube — sie war durch einen Korridor vom Schlafzimmer getrennt — unablässig auf und ab.

Seltsam leer war es in ihm.

Von all dem Geschehenen fühlte er sich gar nicht berührt. Als sähe er durch ein Fernrohr, aber von der breiten Seite, so endlos weit von ihm dünkten ihn alle Menschen, alle. Auch Daumor. Die Menschen gingen ihn alle gar nichts an.

Olmer sollte tot sein? Sich aufgehängt haben? Nach ihrer Unterredung hier auf Wagnesrott? Ja, warum hatte er das denn begangen? Ach so, ja, die Drohung, ihn von Haus und Hof zu jagen . . .

Das war nicht milde gesprochen, gewiß, aber: hatte er es denn nicht verdient, daß er so behandelt wurde? Hatte er sich nicht durch sein Schweigen auf Daumors Seite gestellt, und war er nicht dadurch ihr Mitschuldiger geworden?

Er hatte sich selbst die Strafe gegeben. War sie zu hart ausgefallen — wer konnte etwas dafür? Jeder mußte sein Schicksal haben, wie er sich es selber wählte. Schwächlinge gingen eben unter. Wenn nicht heute, so wäre Olmer sicher zu irgendeiner anderen Zeit und aus einer anderen Veranlassung zum Selbstmörder geworden.

Und wenn Daumor jetzt krank war — da steckte auch so was wie Gerechtigkeit drin.

Daß es so schlimm war — daß man an Sterben zu denken brauchte — Unsinn!

Thorsin lauschte bisweilen hin, und wenn Frau Jaspersen aus der gegenüberliegenden Stube kam, öffnete er die Tür und fragte: „Wie steht es? Ist es schon wieder besser?“

Frau Jaspersen machte dann nur ein paar unbestimmte Bewegungen.

Ach was, die Lehrersfrau kannte er, sie war immer zum Fürchten aufgelegt.

Der Doktor ließ sich gar nicht sprechen. Nun ja, die Ärzte übertreiben immer gern, damit man sie nachher als desto größere Heilkünstler feiern soll.

Wenn wirkliche Gefahr da war, so mußte es doch das Erste und Nächste sein, daß der Mann an das Bett seiner Frau gerufen wurde. Aber die wirtschafteten da drüben ganz für sich. Daumor war kräftig. Sie hatte wohl mehr an ihrem Gewissen zu leiden als körperlich. Und an diesen Leiden war sie allein schuld. — Thorsin Yndebroe ließ nicht ab, alles wieder und wieder durchzugehen, scharf, so ganz auf die Wahrheit gerichtet.

Seine Schlüsse waren unzweifelbar. Er wußte alles. Hintergangen und verraten war er, schmählich, verbrecherisch, und wenn einer Mitleid verdiente, so war er es, nicht die anderen, weder Olmer, noch Daumor. Und wenn denen, die seine Ehre beschmutzt und ihn angelogen hatten, das Ärgste widerfuhr: so war er selber auf die Art gerächt worden. Und das gehörte sich so. Weiter war nichts geschehen.

Thorsin Yndebroe trank Arrak, beißenden, ohne Wasser. Der betäubte ihn nicht etwa. O nein, er machte ihn immer heller. Stolz war er auf seinen ungeheuren Spürsinn, der alles Schlechte bloßlegte bis in die verborgensten Wurzeln.

Thorsin Yndebroes Gehirn wurde immer klarer: beinahe Freude empfand er. Es gab noch Vergeltung auf Erden!

Und immer mehr versteifte er sich da hinein: nur ihm selbst war Unrecht geschehen — Unrecht getan hatte er keinem.

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in dieser Nacht fromm geworden und hätte an einen Gott geglaubt, der die Sünder heimsucht und die Reinen siegen lässet.

Ja, er wollte sich wohl mal mit Pastor Rivesel über diese Sache unterhalten.

Glas auf Glas . . . Pfeife nach Pfeife . . ewiges Umherwandern . . . Sprechen zu sich . . entschiedene, heftige Gebärden: er verteidigte sich nicht, er klagte an — mehr noch: er saß zu Gericht, hoch und hehr; ihm war die Befugnis gegeben, das Urteil zu fällen über die, die sich gegen ihn vergangen hatten.

Bis ihm die Beine versagten. Die Knie flogen. Er sackte stöhnend in den Lehnstuhl. Sein Kopf klappte vornüber. Er schlief sofort ein. Mühselig holte er Atem. Bisweilen schreckte er auf. Aber er war zu müde, um sich eine bequemere Stellung zu wählen.

Wär's aus dem Schlaf in den Tod übergegangen, so hätte Thorsin Yndebroes Seele noch vor Gottes Thron die Züge der großen, frechen Selbstgerechtigkeit getragen.

Aber das Leben ging vorwärts. Das Bewußtsein wühlte sich durch diesen Schlummer hindurch, worin es lag wie in einem zähfilzigen, gasbrodelnden Moor.

Und als er endlich erwachte, da sah die kahle Ernüchterung, dies höhnisch grinsende, lumpige Frauenzimmer, zum Fenster herein und wies mit ihrem lagen, gelbbraunen Spinnenfinger auf ihn, und ihm war nicht anders, als wenn sich der spitze Finger geradeswegs in seine Brust frittbohrte.

Er kroch aus dem Stuhl. Alle Glieder schmerzten ihm. Er hatte Not damit, daß er stehen konnte. Breitbeinig stellte er sich hin. Die Arme schlaff herunter. Die Finger gespreizt. So schaute er im Zimmer herum — fremd ... erst nach und nach schoß die Erinnerung an gestern heran. Wie ein häßlicher, klebriger Schimmelpilz überwucherte sie ihn.

Er sah die beinahe geleerte Arrakflasche. Der Dunst, der davon hergezogen kam, war ihm widerlich.

Der Pfeifenqualm hatte sich gesetzt und wurde aufgestöbert von jeder noch so geringen Bewegung, die Thorfin machte.

Ein Lichterrest qualmte noch, die anderen waren mit Stumpf und Stiel aufgebrannt.

Die Stickluft. Die Wüstenei. Halb herabgerissen die Tischdecke. Die Stühle unordentlich. Der Boden mit Trittspuren befleckt.

Ihm sengte der Schlund., Er konnte kaum schlucken, und mit eins war alles in diesem Manne Ekel. Ein ihn schüttelnder Ekel vor sich selbst.

Dahin sein blitzender Stolz. An dessen Stelle Scham und Reue, das griese, triefiidrige Schwesternpaar, das eine Säge zwischen sich hin und her führt. Hin und her. Da schreien die Knochen des Gemarterten. Da wimmert sein Mark.

Thorfin Yndebroe griff herum; er wußte nicht, worauf er sich stützen sollte, denn den Stock der Selbstgerechtigkeit hatte ihm der Schlaf heimtückisch aus der Hand gewunden. Und seine Rede bei sich selbst — die Lippen gingen ihm zuckend von- und zueinander — war nicht mehr Anklage und Verurteilung, sondern seine Rede war lauter Selbstbezichtigung, und als Antwort umdröhnte es ihn: Ja, Thorfin Yndebroe, jetzt bist du auf dem richtigen Wege, jetzt darfst du sagen, ich hab' meinen klaren Verstand. Deine Unbarmherzigkeit und Lieblosigkeit hat dies alles vollbracht, und wenn du rasen mußt, so rase wider dein eigenes Ich.

Olmer von ihm in den Tod getrieben, und Daumor ...

Als er den Namen dachte, da wurde er plötzlich ganz schreckenswach, da kehrten ihm die Kräfte im Nu zurück.

Er riß die Tür auf —

Frau Jaspersen blickte aus dem Schlafzimmer: „Sch! Sch! Nicht so laut!" — „Ist sie ...?" — Immer dieses unbestimmte Achselzucken, das ihm gar nichts sagte und ihn um so mehr peinigte. — „ich will aber wissen —" flüsterte er hitzig. — Frau Jaspersen hielt beide Hände vor sich und wehte damit auf und nieder, um ihn zu beschwichtigen. — Yndebroe trat auf den Flur: „Ich will hin!" — Er stürzte vor. Frau Jaspersen versperrte ihm die Schlafstubentür: „Das hat der Arzt streng verboten. Da könnte das schauerlichste Unglück draus entstehen!"

Das schauerlichste Unglück.

So war es denn wenigstens noch nicht geschehen. Und also war noch Hoffnung da ... Sollte noch Hoffnung da sein.

„Nur mal hineinsehen, Frau Jaspersen!"

„Ja, denn in Gottes Namen, aber vorsichtig, vorsichtig!"

Und er schaute sein Weib: Mit geschlossenen, eingesunkenen Augen, bleich, reglos sah er sie liegen. Die Hände über der Brust gefalten.

Todesangst würgte ihn. War sie noch lebendig, oder machte man ihm bloß etwas vor?

Frau Jaspersen begriff die Frage in seinem wilden Blick. Sie schloß rasch die Tür: „Wenn es Gottes gnädiger Wille ist, so kommt unsre Daumor durch, Herr Yndebroe. Aber vollste Ruhe braucht sie so nötig wie nichts anderes. Sie dürfen auch nicht die geringste Spur ungeduldig sein."

Der alte Jinns kam. Er schlürfte mit den Stiefelsohlen über die Diele hin. Nur nicht auftrampfen!

„Wenn ich dem Herrn eben mal was sagen darf ..." — „Komm."

Jetzt, vor seinem Knecht, gewann Yndebroe wieder etwas Fassung. Wie ihm zumute war, das brauchte keiner zu wissen.

Er ging voraus, in ein anderes Zimmer, nicht in das, wo er die Nacht seiner Selbstherrlichkeit verbracht hatte.

Er setzte sich hin, nahm Würde an: „Na?" — „Ja, Herr, das ist nämlich so: die Altsche im Schäferhaus ist verrückt geworden. Rein rabiat. Sie hat die ganze Nacht bei Leientoft gesessen, keinen 'ran gelassen. Wörtelsch hat es versucht. Die hat einen Nagelkratz auf der Backe wie so 'n Streifschuß. Das ging ja nun aber auf die Dauer so nicht. Da haben wir sie vorhin zu packen gekriegt, Nielsen und ich, die anderen trauten sich nicht, und haben sie erst mal im Spritzenhaus eingesteckt. Gottverdorig hat das alte Weib mit allen vieren um sich gehauen. Nun hat der Schulze Order nach dem Siechenhaus geschickt, da sollen welche herkommen und sie holen." — „Und mit meinem Neffen?" — „Da weiß der Schulze eben nicht, was er anfangen soll. In der Kasse bei Leientofts sind man ein ganz paar Schillinge, und ein Begräbnis, das kostet heutzutage Geld. Tischler Larsen hat noch 'n alten Sarg stehen — von damals her, als er bei Ole Mundt falsch Maß genommen hatte. Der war zu dick und zu lang für das Stück

Arbeit. Die Kiste will er billig hergeben. Aber da sitzt ja sonst noch allerhand dran." — „Was ist das für dummer Schnack! Versteht sich von selbst, daß ich für alles aufkomme. Du vertrittst mich, hörst du? Du sorgst dafür, daß Leientoft anständig begraben wird. Ich kann hier nicht weg. Das muß jeder einsehen. Wegen meiner Frau ... solange die so krank ist." — „Gut, Herr, ich nehm' das in die Hand."

Der alte Jinns machte kehrt und verließ die Stube. Seine Züge verrieten nichts von dem, was sich in ihm rührte. Er war seinem Herrn nicht wohl gesonnen — nee, so Gott! — lange nicht.

Was eigentlich los war, das konnte er nicht wissen, aber daß der Herr mit seiner Toberei das Elend verursacht hatte, das war durchsichtig wie Kloßbrühe.

Der alte Jinns hätte dem Herrn gern mal die echte Wahrheit gesagt, aber ein Artillerist — der hat Disziplin im Leib. Was ein Vorgesetzter tut, das wird nicht kritisiert. Wenigstens nicht äußerlich. Innerlich — ja. Die Gedanken, das sind keine Arme und Beine — auch wenn das Kommando: Steht still! ertönt, die Gedanken tun doch, was sie Lust haben.

Und da kam der Herr Vorgesetzte beim alten Jinns schlecht weg.

Thorfin spülte sich ein paar Kannen Wasser über den Kopf und ließ sich Kaffee und Brot bringen. Nicht mehr so völlig, wie zuerst nach seinem Aufwachen, lag sein Selbstbewußtsein am Boden. Aber gewiß: Angst und Scham quälten ihn noch genug. An der Wage seines Gewissens schlug bald die eine, bald die andere Schale in die Höhe. Immer wieder hielt er sich's, um sich vor Zerknirschung zu bewahren, vor die Augen, daß sein Zorn ja einen wirklichen Grund gehabt habe und also gerecht, manneswürdig gewesen sei.

Nur in der Art, wie er ihn über die Häupter der Schuldigen ausgoß, hatte er sich vergriffen. Er hätte sanfter mit ihnen verfahren können. Wohl. Er hätte sie ja mit Verachtung strafen können. Dann wär' das andere am Ende nicht passiert.

Aber weiter — weiter ging sein Versehen unter keinen Umständen! Welcher Mann kann sich denn beherrschen, wenn er so was herauskriegt? Dennoch — es ließ ihn nicht los: die Wirkung seiner Wut war schrecklich.

So fühlte er sich zerrissen und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte.

Hatte er sich eben gerechtfertigt, so überfiel ihn sogleich wieder eine Wut über sein eigenes Wüten — hatte er eben bereut, Olmer in die Verzweiflung gestürzt zu haben, so wuchs darüber riesengroß hinaus die Sorge um Daumor.

Er ging nicht aus dem Hause.

Doktor Hermannsen war ein guter Bekannter von Yndebroe. Sie hatten sogar mal im Ratskeller zu später Stunde, als die gesamte Runde in Rheinwein und Bruderliebe schwamm, das Du miteinander getauscht. Und Doktor Hermannsen, der kleine, fein gebaute Mann mit dem grauen Bart und der schmalgläserigen Brille, kam nun zu Thorfin hinein. Der blickte ihm gespannt entgegen.

„Ja," meinte Hermannsen und ließ, wie er zu tun pflegte, den Bart durch die Hand gleiten, „es wäre gewissenlos, wenn ich irgend etwas, Gutes oder Schlechtes, prophezeien wollte. Es kommt vor allem darauf an, daß der Frau die Geschichte mit ihrem Bruder vorläufig durchaus verborgen bleibt. Einstweilen können wir es ja so einrichten, daß niemand, aber auch tatsächlich niemand zu ihr kommen darf außer Frau Jaspersen. Das wird ihr gesagt, und da vermißt sie den Bruder nicht. Im übrigen: mannhaft abwarten." — „Wann kann es sich denn entscheiden?" — „Auch das kann ich nicht beantworten. Es muß ein furchtbarer Gemütsstoß gewesen sein, den die arme Frau erlitten hat. So ein gesunder Organismus sonst! Nimm's mir nicht übel, lieber Yndebroe, aber nach allem, was ich so höre: du bist nicht so gegen deine Frau gewesen, wie sie in ihrem Zustand hätte behandelt werden müssen. Deine Vaterfreuden hast du dir selbst zerstört." — „Meine Vaterfr ...? Na, darüber wollen wir später mal sprechen. Es gibt Dinge, die man nicht erträgt." — „Dann muß man ertragen, was aus dem Unerträglichen aufsprießt. Ich geh' jetzt noch ins Schäferhaus und dann nach Flensburg. Ändert sich irgend etwas im Befinden deiner Frau, so holt ihr mich gleich. Stör' sie ja nicht! Du weißt nicht, was es für einen Eindruck auf sie machen kann, wenn sie dich sieht. Guten Morgen!"

Wieder wanderte Thorfin Yndebroe, sein eigener Gefangener, von einer Ecke der Stube in die andere. Weder Tabakskasten noch Flasche rührte er an. Manchmal preßte er eine Hand mit der anderen, bis sie schmerzte. Das linderte dann etwas dies Messerschneiden in der Brust.

Und in dem Gemache, wo sie nach langen Kämpfen sein wirkliches Weib geworden, wo sie zur Mutterschaft geweiht worden war, da rang Daumors Leib gegen Daumors Seele und wollte noch nicht schon wieder zeraschen in der Erde, von der er genommen war.

(Schluß folgt)

Friedrich Stahl
Von Fritz von Ostini

Im Dezember 1923 wird der bayrische Maler Friedrich Stahl 60 Jahre alt. Ein Junggebliebener! Wer den in voller Frische bewahrten Mann sieht, möchte ihm kaum „Fünfundvierzig“ geben. Und wer seine Entwicklung in der letzten Zeit kennt, nicht mehr! Denn er bleibt noch nicht stehen, denkt nicht daran, in einem Schema zu erstarren. Er hat in den letzten Jahren Bildnisse geschaffen, die in ihrer Art, an Vertiefung und Wahrheit, wie an rätselvoller Qualität der Malerei einzig sind, ganz anders als Früheres, hat sich eine Landschaftskunst von einer Leichtigkeit und Zartheit des Empfindens herausgearbeitet, zu deren Vergleich man schon die besten Namen des 19. Jahrhunderts nennen muß. Die allerbesten! bis zu Corot hinauf! Man kann beinahe sagen, daß er die italienische Landschaft für die deutsche Kunst erst entdeckt hat. Nicht wieder entdeckt. Es haben viele und gute deutsche Landschafter italienische Motive gemalt, aber zumeist mißverständlich. Sie

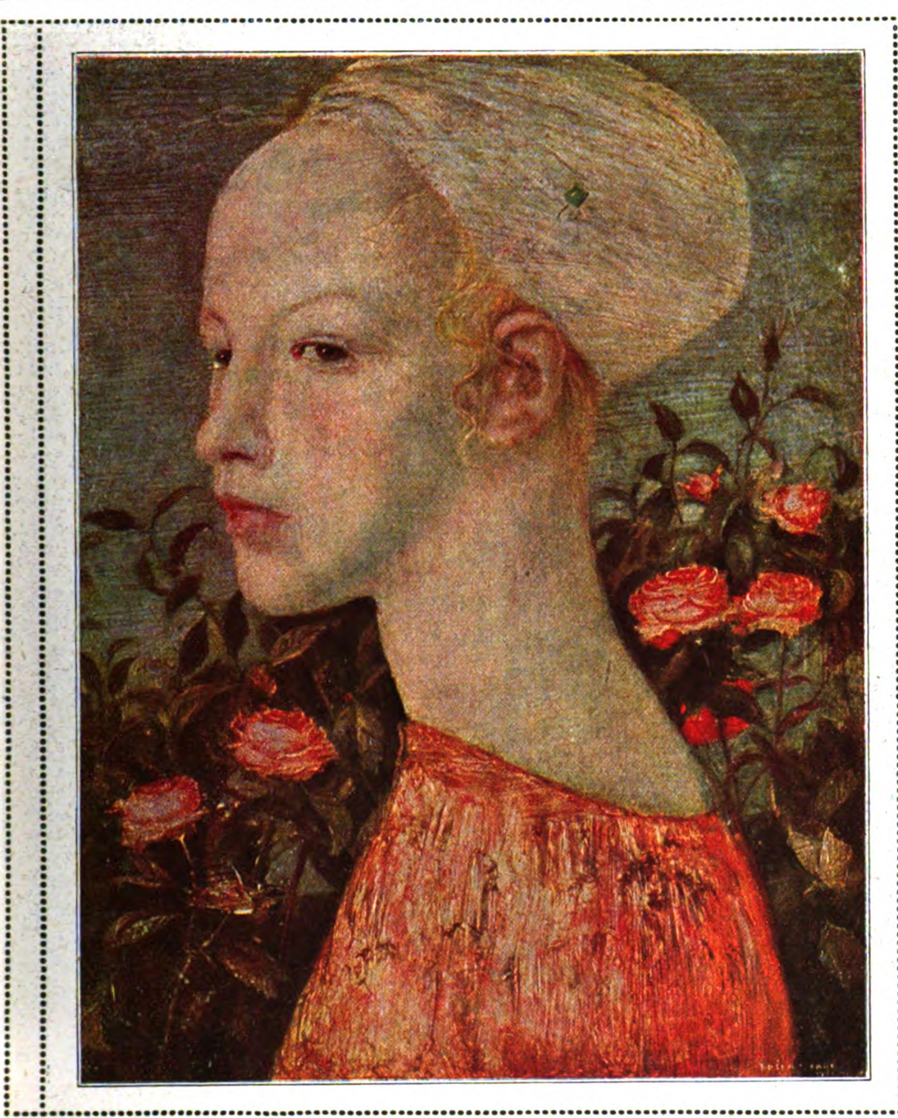


Chinesische Nelken



Ausfahrt (Venedig)

sahen den hauchfeinen, silbrigen Duft über den Dingen nicht, der allem die Schwere nimmt, sie sahen — mit wenigen Ausnahmen! — deutsche Farben im italienischen Licht, was ein Unding ist, sie sahen die gewaltigen Formen der Bauten und des Geländes wuchtig und lastend, statt in ihrer märchenhaften, traumfremden Größe. Diese Landschaften, die Frucht einer ersten Italienreise nach dem Kriege, sind in seiner Entwicklung unendlich wichtig, sind absolut Neues. Sie widerlegen gründlich die Meinung, daß Friedrich Stahl mit der Klassifizierung als ein, nach der alten florentinischen Kunst orientierter, raffinierter Geschmackskünstler abzutun sei. Das ist ganz Eigentum, und die Alten haben die Landschaft auch ganz anders betrachtet. Überhaupt: Stahls Stilisieren à l'italienne! Erstens ist er — als Mensch und als Maler — gut deutsch! Mit tieferem Schmerz als er hat keiner Deutschlands Leid und Not empfunden, und seine Italienliebe geht aus rein künstlerischen Neigungen hervor. Diese haben ihn freilich auch das italienische Volk verstehen und lieben gelehrt, das ja am schmachvollen Verrat des Bundesgenossen so gut wie unbeteiligt ist. Von den Alten, den Italienern nimmt er für seine Kunst im Grunde nur gelegentlich das Gewand. Als Bildnis- und Stillebenmaler zeigt er keinen italienischen Zug, er antikisiert auch seine Figurenbilder kaum, ist stark realistisch im Ausdruck — nur Motive, Hintergrund und Kostüm sind manchmal italienisch. Die ersteren aus einer Vorliebe für die Kultur der Renaissance heraus, die ein langjähriger Aufenthalt in der Zauberstadt Florenz, wo jeder Schritt und Tritt auf Dokumente jener gewaltigen Zeit führt, in dem Maler er-



Im Rosenhag

weckte; die Vorliebe für die Landschaft Oberitaliens entstand damals von selbst und sie hat sich seltsamerweise in einem, durch den Krieg bedingten achtjährigen Fernbleiben von Italien verstärkt, vertieft, veredelt. Da wirkte die Sehnsucht mit. Als Stahl vor Jahr und Tag ein paar schöne Wochen wieder in Italien verleben durfte, brachte er fast einen neuen, vergeistigten Landschaftsstil nach Hause und als künstlerische Ausbeute ein handgroßes Skizzenbüchlein, auf dessen Blättern miniaturenhaft fein und doch impressionistisch leicht das Geschaute in einer Weise festgehalten war, daß ein ganz einzigartiger, malerischer Kodex zustande kam. Es wird wenig Ähnliches existieren.

Ein Teil dieser hingehauchten Notizen wurde schon zu Bildern, zu so guten, daß, als sie unlängst in München ausgestellt waren, ein Maler — ein sehr ernsthafter! — erklärte: Donnerwetter — da sieht man ja, daß wir alle miteinander nicht malen können! Nämlich — das Malenkönnen! Stahl ist als Techniker auch ein Einziger, der auf seinem Eigen steht, und dieses Eigen erwarb sich der einsiedlerische Künstler in unendlicher Arbeit, für die allein er lebt. Alles andere interessiert ihn nicht — am wenig-

sten der Markt, vor dem er den Abscheu seiner feinfühligen Natur hat. Als er 1916 im Münchener Glaspalast eine große Sonderausstellung hatte, wurde jedes Stück verkauft, aber nicht nur einmal. Manche Bilder wechselten während der Ausstellung zwei- bis dreimal ihre Besitzer. Dies Spekulieren mit dem, woran sein Herzblut hing, widerte den Maler so an, daß er im nächsten Jahre zwar auf Wunsch wieder eine Kollektion ausstellte, aber fast alle Bilder als unverkäuflich erklärte.

Von den vielen Geheimnissen seiner Technik wissen intimere Freunde einiges. Das letzte hat wohl keiner gesehen. Und sein Hauptgeheimnis ist, daß er an seinen Bildern lange, oft viele Jahre malt, obwohl er ungewöhnlich schnell arbeiten kann. Aber er übergeht die Tafeln gern in seiner Werkstattstille immer wieder, zerstört, was ihm nicht gelungen scheint, schleift ab, lasiert, übermalt — läßt das Ganze reifen wie eine schöne, edle Frucht am Spalier und hat seinen Genuß dabei! Fertig ist ihm ein Bild erst dann, wenn es ausgeglichen, durchgearbeitet ist bis ins letzte Eckchen, wenn kein kleinster Teil der Bildfläche mehr ohne Reiz, ohne jenen juwelenhaften Reiz ist, der uns Stahls Werke so lieb und sie so geheimnisvoll macht. Da verbindet er den unermüdlichsten Fleiß mit härtester Strenge gegen sich selbst, er verwirft die Frucht langer Arbeit ohne jede Wehleidigkeit, beginnt seine Arbeit von neuem, oft nur, um einen Unterschied zu erzielen, den von zwölf Laien elfe nicht einmal sehen würden. Dies Durchdringen des Problems bis zum letzten, was er zu geben hat, ist *sein* Lebensgenuß. Er ist als junger Maler dem Lärm des „Kunstbetriebs" aus dem Wege gegangen, nach selbst gesteckten Zielen strebend und kümmert sich jetzt an der Schwelle seines siebten Jahrzehnts erst recht nicht darum, was nach dem Willen der Maßgebenden die Kunst soll und darf.

Am 27. Dezember 1863 wurde Friedrich Stahl in München geboren und ihm stand



Herodias



Ponto vecchio

früh fest, daß er Maler werden würde. Sein Vaterhaus war viel von Künstlern besucht, die dort die gute Kegelbahn frequentierten, ein harm- und anspruchsloses Künstlervölkchen, wie es das eben im alten München noch gab. Da verkehrten Willroider, Braith, Mali, Adolf Lier und Ebert — die Meister des altmünchener „Paysage intime", von Älteren Lichtenfeld, der Landschafter Kirchner u. a. Schon mit fünfzehn Jahren trat Stahl zur Akademie über und machte die übliche Stufenleiter durch vom Antikensaal bis zur „Komponierschule", war erst bei Hackl, dann bei Benczur und in der Malschule von Löfftz, die ihm am meisten fürs Leben mitgab; zuletzt war er Meisterschüler von Wilhelm Diez, mit dem ihn keine starken Fäden verbanden. Diez interessierte sich nicht für anders gerichtete Temperamente und das einzige, was der junge Schüler und sein Lehrer gemeinsam hatten, war die — Lust am Fischen.

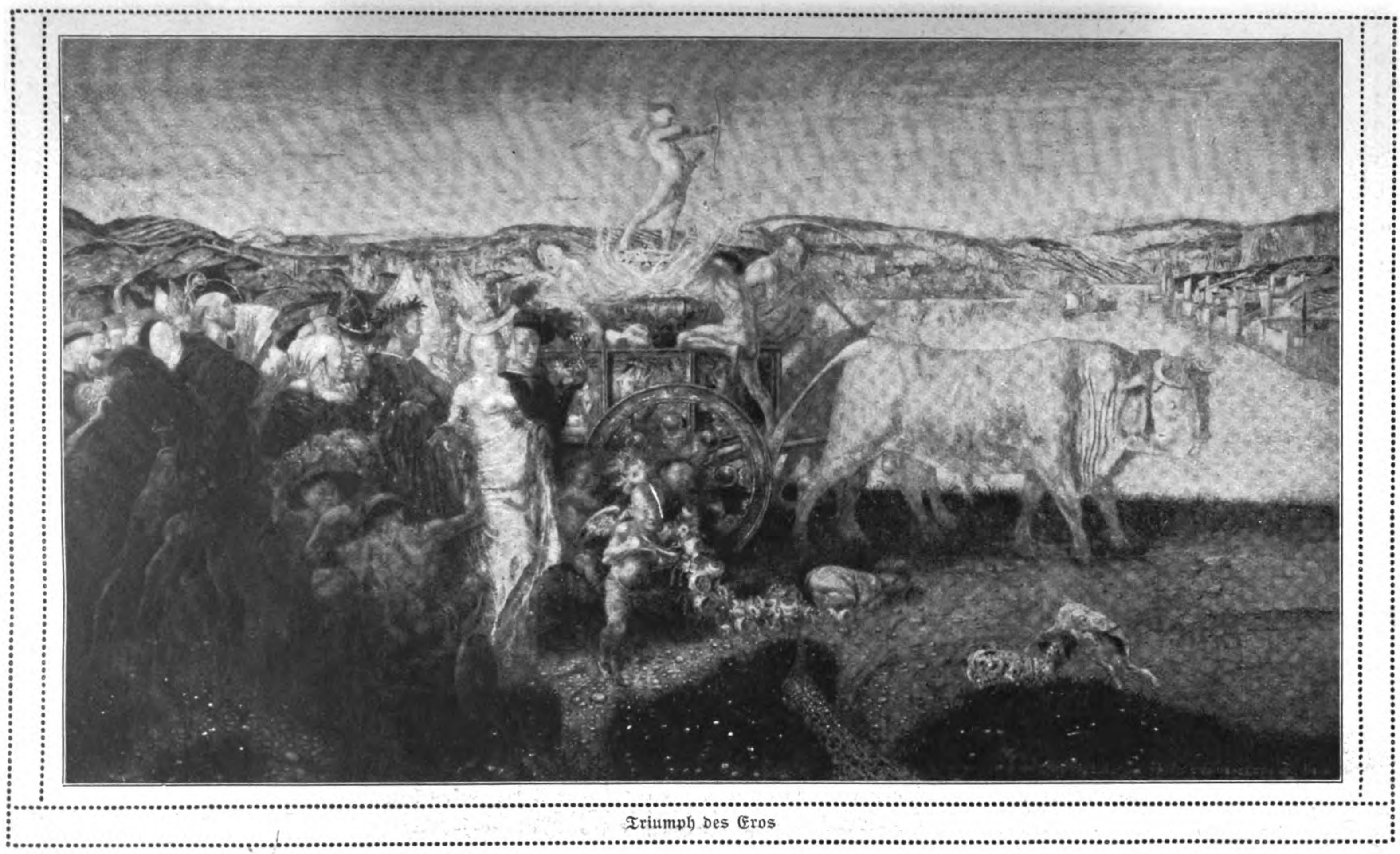
In der Diez-Schule noch hatte Stahl ein Bild begonnen, mit dem er 1887 in Berlin seinen ersten großen Erfolg in der Öffentlichkeit errang — er stellte es bei Gurlitt aus und nannte es „Schluß der Saison" — eine Herbstszene aus einem Kurort mit elegantem Publikum. Die Eleganz der großen Welt schilderte Stahl zunächst auch lange Zeit mit Vorliebe, vor allem auch als Zeichner der „Fliegenden Blätter", in denen er neben Schlittgen, René Reinicke und wenigen anderen dies Stoffgebiet besonders vertrat. Er ging zunächst von der malerischen Aufgabe aus und erst in den letzten Jahren, seit der Verlag der „Fliegenden Blätter" seine Schätze an Originalen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, kann man jene Arbeiten des Künstlers auf ihren wahren Wert schätzen. Seine Originale waren nämlich „auf Ton" gearbeitet und die „Fliegenden" ließen sie von ihren Meistern des Tonschnitts ausführen; das gab technisch wundervolle Holzschnitte, aber eben die Holzschnitte waren jenen Meisterxylographen wichtiger, als die Arbeit des Künstlers. Die rückte tatsächlich oft erst in die zweite Linie, gediegene, intim und liebevoll ausgeführte Blätter erschienen, als wären sie ohne Rücksicht auf edlere Form auf Schick und flotte Erscheinung allein hin geschaffen. Und das hat dem Künstler immer ferne gelegen, mit so billigen Wirkungen gab er sich nie zu-

frieden, auch diese Stoffe hat er mit der ihm eigenen Naturandacht und technischen Sorgfalt behandelt. Aber vielleicht hat ihn später die Unmöglichkeit, bei solchen Motiven wenigstens den Schein einer leichten „mondänen" Auffassung zu vermeiden, von diesem ganzen Stoffgebiet abgelenkt. Er hoffte es anfangs auch für seine speziellen Malerneigungen zu erobern. Von diesen modernen Bildern, die noch nicht beeinflußt erscheinen von der Atmosphäre von Florenz, von italienischen Menschen, italienischer Landschaft und italienischer Kunst, seien genannt: „Unter den Linden" — eine Abendstimmung! — „Verfolgt", „Frage", „Frühling", der Berliner Matthäikirchhof im Schnee — er lehnt noch mit dem Gesicht an der Mauer in Stahls Künstlerwerkstatt, ein „Abend im Kurhaus zu Baden-Baden", der „Badestrand in Ostende", der „Pariser Blumenkorso", ein Gemälde mit lebensgroßen Figuren, das die Nationalgalerie besitzt — ausgestellt 1897 — und die „Henley-Regatta". Das sind in Lichtfülle getauchte, nach damaligen Begriffen fast impressionistische Werke. Hat es doch ein Kritiker fertig gebracht, Friedrich Stahl mit Sisley, Pissaro und — Manet zu vergleichen, obwohl er nie mit dem Rüstzeug des dogmatischen Impressionismus, mit „Farbenzerlegung" usw. gearbeitet hat. Tolle Vergleiche mußte sich der schwer zu ergründende Maler überhaupt gefallen lassen: als seine Bilder jenen Anhauch italienischer, alter Kunst bekommen hatten, kramten die Leute ihren Schulsack aus und fanden Anklänge nicht nur an Mantegna, sondern auch an Gozzoli und die Sienesen! Was hat diese reife und hochkultivierte Kunst mit den Primitiven der Frührenaissance zu tun! Diese Kunst, dieser Stil ist in allen ihren Äußerungen und doch in jedem Pinselstrich Natur!



Dekameron

Um die Jahrhundertwende war Friedrich Stahl nach England gegangen — auch ein



Triumph des Eros



Der heilige Sebastian

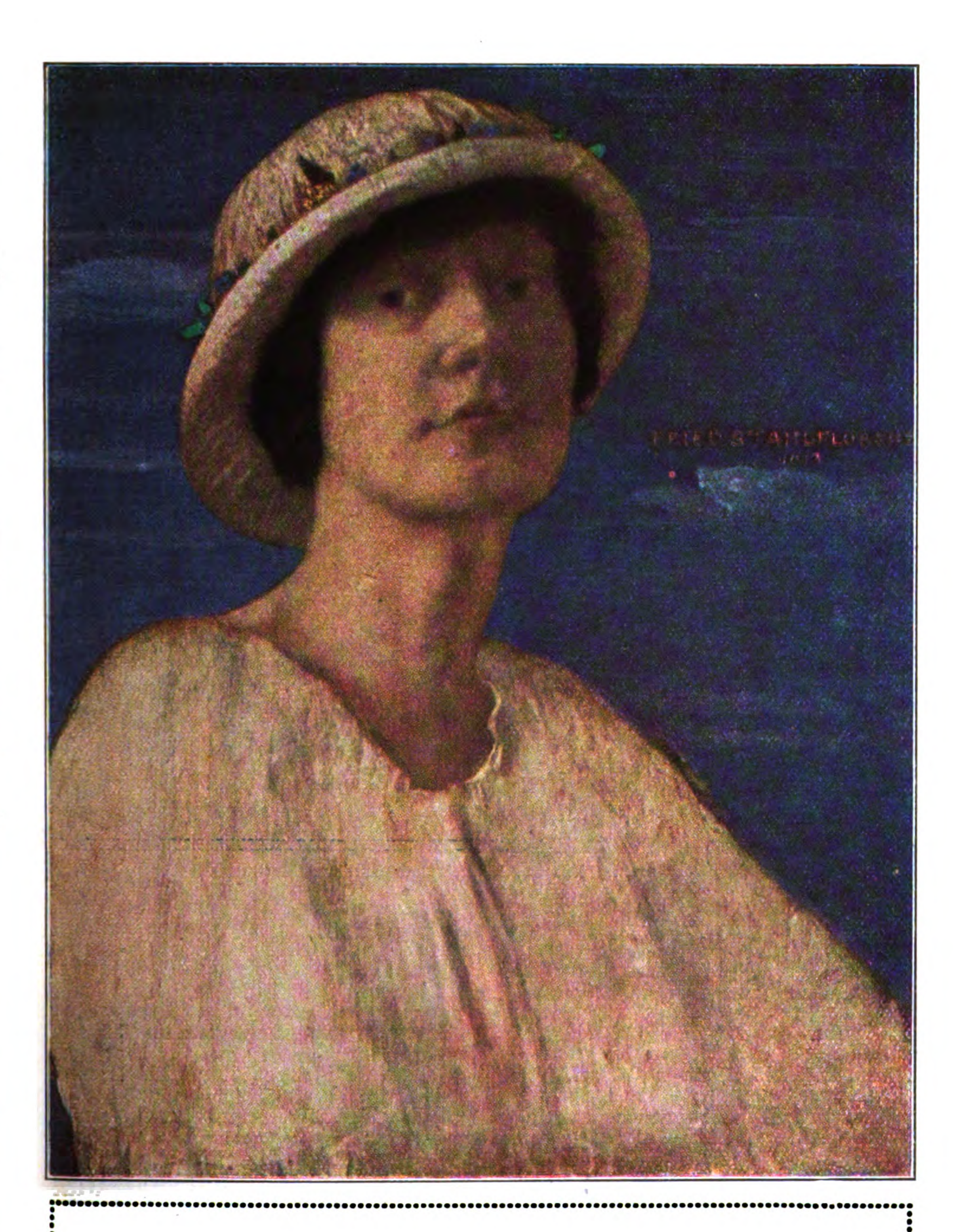
telli, Bilder, an denen kaum einer heute noch die Hand Stahls erkennen würde. Auch das Bild „Frühling" entstand im Jahre 1902, ein Reigen von Frauen in blumigen, duftigen Gewändern und halbnackten Männern.

In der Zeit von 1904 bis 1905 hat Stahl ganz in Florenz gelebt und die Arnostadt ist seine wahre künstlerische Heimat geworden. Er signiert seine Bilder auch heute noch „Friedrich Stahl-Florenz" und das hat seine Berechtigung. Denn ein großer Teil jener Tafeln, die er immer wieder aus geheimnisvollen Gründen hervor ans Licht zieht, um die wohl ausgetrocknete Malerei mit Behagen und tausend Finessen der Technik zu funkelnder Schönheit zu vollenden, wurde in jenen Jahren in Florenz konzipiert, begonnen, oft fast bis zum letzten fertiggestellt. Die dortige Umwelt scheint seine Phantasie in einzigartiger Weise befruchtet zu haben, die unvergleichlich vornehme Florentiner Hügellandschaft mit ihren gedämpften Tönen und fein bewegten Formen wählt er heute noch gerne zum Hinter-

künstlerisch begabter Bruder des Malers lebt dort — und dort hatte er jene Henley-Regatta gemalt, das Treiben auf dem Fluß mit zahllosen geputzten, festlichen Menschen, überflutet von Licht, heiter und voll Leben. Von England aus zog er von jetzt ab alljährlich nach dem Süden, der ihn immer mehr gefangen nahm. Ein Jahr — um 1902 — verlebte er in Rom. Dort fand er in der grünen Einsamkeit der Villa Borghese eine prächtige Künstlerwerkstatt und zunächst war es auch der mehr auf Pracht und Repräsentation gerichtete römische Geist, der Einfluß auf seine Kunst gewann. Aus jener Zeit stammen kräftige, koloristisch reiche, lebensgroße Porträte der einst vielgenannten Kardinäle Steingruber und Vanu-



Drachentöter



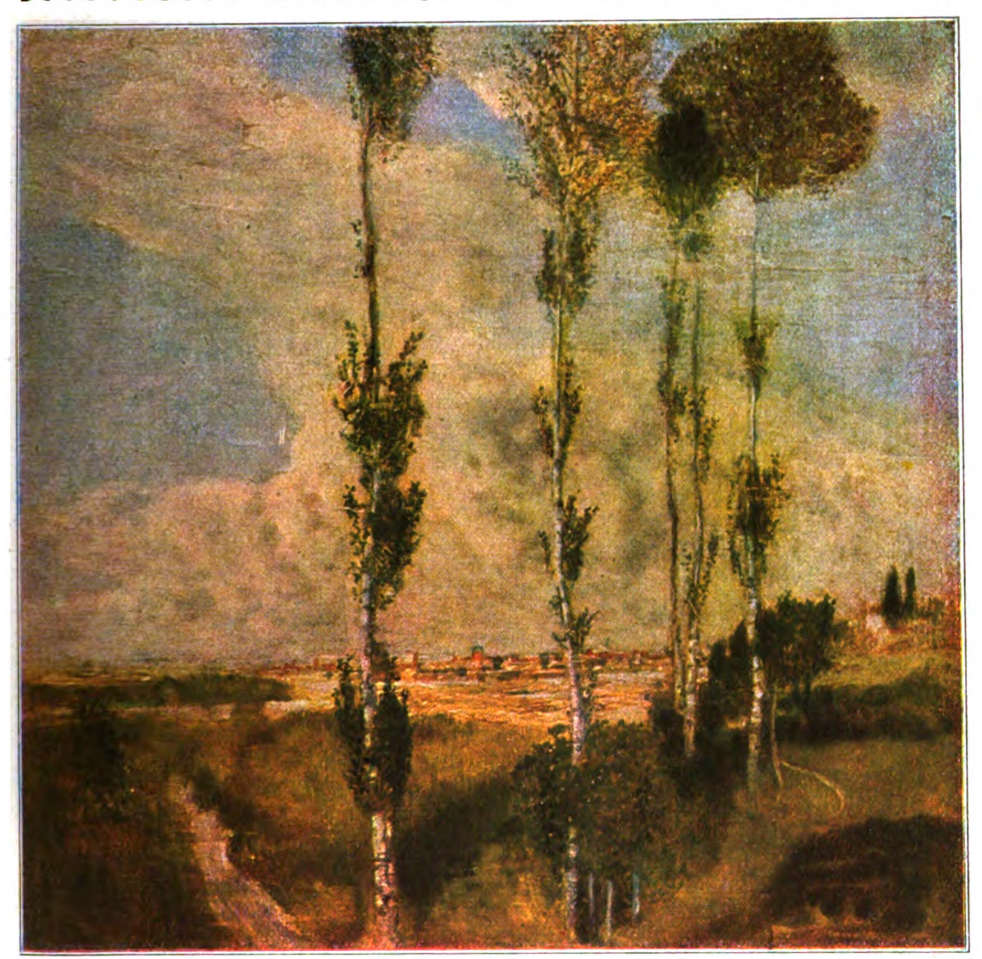
Bildnisstudie



Liebesgarten. (Aus Ed. Schulte's Kunsthandlung, Berlin)

grund auch neuer Bilder und die ganze, alte und edle Kultur der Medizeerresidenz bestimmt immer noch das innere Wesen, das Pathos seiner Bilder. Dies ist ein vollkommen Einheitliches; das Äußerliche dabei, das dem Laien auffällt und vom schreibenden Laien gelegentlich als retrospektiver, antikisierender Stil angesprochen wurde, ist reines Nebending. Wenn Friedrich Stahl einmal das moderne Bildnis eines Industriellen oder den Charakterkopf einer alten Bauersfrau vom Starnberger See gemalt hat, ist er keinen Zoll von der Linie seines malerischen Stils abgewichen und doch hat dann gewiß niemand daran gedacht, ihm „Altertümelei" vorzuwerfen. In irgendeine moderne Schablone paßt er freilich nicht hinein — die Art, wie alte Kunst und die Umgebung des Südens auf ihn eingewirkt haben, ist eben etwas ganz Besonderes und sie wird wohl bei einem zweiten so bald nicht wieder vorkommen. Bei ihm hat ja z. B. Stilleben oder Landschaft vielfach einen ganz anderen Sinn, als bei anderen, er gibt da viel mehr, viel Eigeneres, Juwelen, die erst in der Fassung, in seinen, oft antiken, stets wundervoll gestimmten Rahmen volle Wirkung tun. Von Bildern, die in diesem Sinne ihm vollkommen ausgereift und gelungen erscheinen, trennt er sich schwer. Er hat sie ja in reiner Freude an der Kunst geschaffen, viel mehr für sich, als für die anderen!

Diese, vielfach in München, oder vielmehr in Friedrich Stahls stiller Werkstatt im Gartengrün zu Feldafing überm Würmsee fertiggemalten „Florentiner" Bilder sind es auch, die ihm endgültig seine Anerkennung seitens der Verständigen und die bedingungslose Liebe einer Gemeinde verschafft haben. Es gibt Sammler, einen Holländer und einen Schweizer z. B., die je zwei Dutzend seiner feinsten Werke besitzen. 1911 sahen die Münchener in einem Kunstsalon die erste Sammelausstellung Stahlscher Bilder, 1916 hatte eine noch größere im Glaspalast einen enormen Erfolg, 1917 eine andere und jetzt, im Jahre des Elends 1922 stellte er wieder eine stattliche Reihe neuerer Bilder zu wohltätigem Zwecke in München aus, und sie wirkte auf manche, namentlich auf Maler, als Offenbarung. Wie es selbstverständlich ist, kommt diese Stimmung und Sammlung vom Beschauer fordernde Kunst auf den Bilderjahrmärkten der großen Ausstellungen nicht recht zur Geltung. Kleinere Werke übersieht man da neben den lauten Farben



Mantua

moderner Gemälde und größere wirken als Fremdkörper; die gedämpfte Glut ihrer Farben, die nur hie und da in irgendeinem flammenden Rot oder Blau stärker aufblitzt, verlischt neben dem derben Impasto einer modern gemalten Sache. Stahl lasiert — und zwar mit einem ans Fabelhafte grenzenden Raffinement — und lasierte Bilder passen zurzeit nicht in Ausstellungen. Neben ihnen brilliert jeder frisch aus der Tube gedrückte und mit dem Spachtel aufgestrichene „prismatische“ Ton überwältigend. Ich selbst sah das erstemal ein Stahlsches Bild seines reifen Stils in einer großen Berliner Ausstellung — es war wohl „Der Täufer“ — ich bewunderte es, doch es verwirrte mich, als gehöre es einer ganz anderen Kunstgattung an, als die Bilder ringsumher.

Was der Künstler an Motiven behandelt hat und wann er das betreffende Werk malte, läßt sich kaum sagen. Er liebt es selbst, wenn er letzte Hand an ein Bild legt, einen Zeitraum, nicht ein bestimmtes Datum mit seiner zierlichen Schrift unter das Bild zu schreiben — also etwa „1907—1913“ und gewöhnlich ist der Tag der Vollendung auch der, an dem er ein Werk in die Ausstellung gibt oder verkauft. Schon diese Art zu arbeiten, gibt ein besonderes malerisches Cachet. Und dann liebt der Künstler in seinen figürlichen Bildern einen eigenen Anachronismus — zu seinem „Täufer“ ziehen aus den Toren von Florenz italienisches Volk und stolz gewandete Patrizierinnen, seine „Salome“ tanzt ebensowenig in einem altjüdischen Milieu, als sein triumphierender „Eros“ antike Menschlein im Gefolge hat. Er hat auch Adam und Eva beim Apfelspeisen — mit sehr viel Humor — ins Gewand der Renaissance gekleidet. Das gibt solchen Kompositionen reiche Farbe — und eben auch ihren Stil. Diese Zeitlosigkeit dient wieder ganz anderen Zwecken, als z. B. bei Uhde, der das moderne Gewand der Arbeiter und Bauern für Jünger und Apostel wählte, weil ihm die alte Tracht zu sehr —

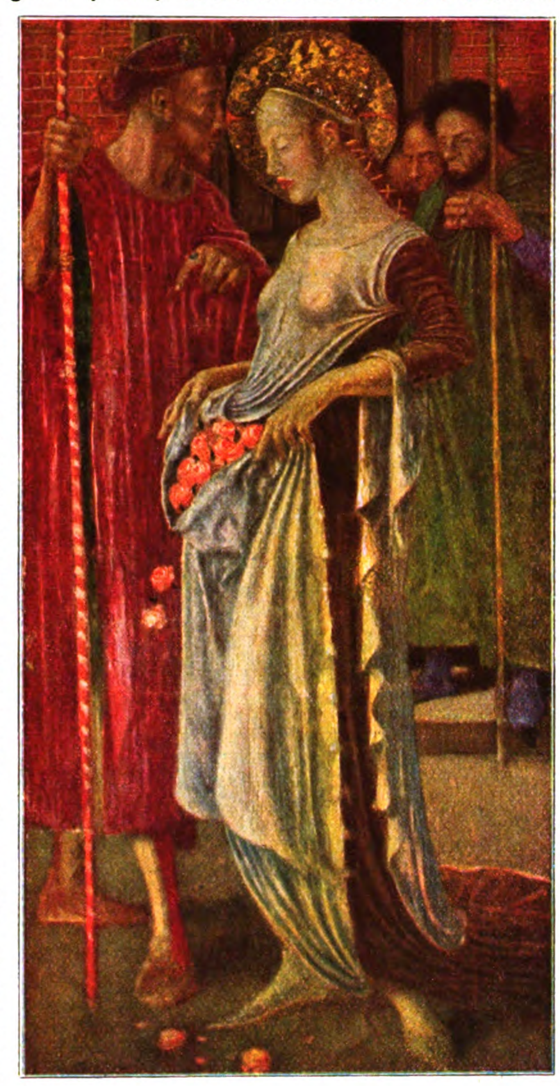
nach Oberammergau aussah und weil eine asketische Schlichtheit im religiösen Wesen seiner Kunst lag. Stahl will Schönheit und Farbe, Reichtum der Linie und die Romantik der Florentiner Renaissance. Sein St. Georg ist kein deutscher Ritter, sondern eher ein welscher Kondottiere, dem ein Lionardo die Rüstung entworfen hat und seine heilige Elisabeth ist nicht die Landgräfin von Thüringen, sondern eine junge Medizeerin, eine Sforza oder Borgia. So imitiert er nicht die alte Zeit und ihre Maler — er lebt in ihr und faßt seine Stoffe auf, fast, wie jene sie aufgefaßt haben. Fast! Denn im Grunde sieht er die Natur natürlicher, seine Figuren sind absolut realistisch, seine Landschaften sind nicht ein Schema, wie bei den Alten; sondern Spiegel der Wirklichkeit. Glatte, abgezirkelte Schönheit meidet er fast immer, seine Frauenbilder sind Individualitäten und recht oft interessiert ihn ein lebensvolles Gesicht, das andere häßlich nennen würden, mehr als alle puppenhafte Regelmäßigkeit. Das gilt nun gar von seinen männlichen Figuren, z. B. von seinem, mehrfach variierten Typ des jungen Johannes.

Gemalt hat er Religiöses, Biblisches, Geschichtliches und Mythisches. Einmal eine „Madonna mit Heiligen", eine andere mit einem Orchideenstrauß, mehrfach, wie gesagt, den heiligen Georg, der den Drachen bekämpft und die Prinzessin befreit, eine heilige Cäcilia, heilige Elisabeth (siehe Abbildung), einen St. Martinus, St. Eligius, den Patron der Goldschmiede, einen St. Nikolaus, einen jungen Petrus „Petri Heil!", eine Art von Fischer — Votivbild, in mannigfacher Variation den heiligen Sebastian, den Apoll der christlichen Kunst. Die eigenartige Version, die den pfeildurchbohrten Märtyrer in winterliche Landschaft stellt, ist hier abgebildet. Von der „Salome", die er in zwei verschiedenen Abwandlungen



Lilienstilleben

1916 gleichzeitig ausstellte, war schon die Rede. Ein großes Bild mit vielen Figuren war die „Venetianische Hochzeit“, reich mit Gold gehöht, wie ein gotisches Bild und doch in allen Gestalten voll Wahrheit, wie wir sie heute verstehen. „Der Sieger“, der „Eingang zum Tempel“, „Der Liebesgarten“, „Scherzo“, „Ein Urteil des Paris“, ein paar „Jungbrunnen“ — siehe Abbildung! — wie „Brunnen des Lebens“, die lebensgroße Figur eines nackten, jungen Geigers, die „Dämmerung“ mit dem ernsthaften florentinischen Ehepaar, das Dreiflügelbild „Buondelmonte“ nach einem, Dante entnommenen, jedem Italiener geläufigen Motiv, eine jugendliche „Eris“, eine „Jagd nach dem Glück“, die „Hoffnung“, ein „Dekameron“, ein „Parzival“ — das sind so einige von den Bildern nach romantischen, historischen und mythologischen Motiven. Gern bringt er ein Stück schöner Wirklichkeit und alter Kunst auf seinen Bildern an, etwa eine der wundervollen Fontänen des Tacca oder das berühmte Brünnlein des Verocchio, der Putte mit dem Fisch. Irgendwie erschöpfend aufgezählt sind übrigens oben seine Figurenbilder noch lange nicht. In farbiger Wiedergabe findet sich hier z. B. das Mädchenbild „Im Rosenhag“ — der glückliche Besitzer hat ein ganzes Zimmer in grüner Wandbespannung dazu stimmen lassen; gleichzeitig stellte er in München noch eine Venus mit Merkur usw.



Die heilige Elisabeth

Zu ganz besonderer Eigenart hat sich seine Stillebenkunst entwickelt. Meist malt er Blumensträuße und anfangs hat er sie ziemlich naturalistisch gemalt mit einem Blick für die Grazie, für das innere Leben der Blumen, wie es sonst nur die Japaner der guten Zeit hatten. Heute geht er weiter: er stimmt seine Sträuße, die meist in schönen Glasvasen stehen, ins Helldunkel eines Innenraums und selten fehlen in diesen Figuren, badende Frauen, Frauen am Toilettetisch, beim Plaudern usw. So entsteht ein ganz anderes, an Gehalt viel reicheres Werk, als ein Stilleben der bekannten Art. Und doch bleiben die Blumen — er liebt solche von möglichst ausgesprochener Zeichnung — Hauptsache, wenn sie schon, ursprünglich beim Studium in voller Frische nach der Natur studiert, beim Fertigmachen im Ton zurückgestimmt werden. So hat er Kugeldahlien, Cyklamen, Herz am Faden, Akelei, Petunien, Buschnelken und andere Nelkenarten, Eisenhut, Tulpen, Wicken, Iris usw zu ebenso anziehenden, als merkwürdigen Bildern „verarbeitet“. Bei diesen Dingen entfaltet er — genießerisch, möchte man sagen! — den ganzen Reichtum seiner hochentwickelten Technik und manch einer würde überrascht sein, erführe er, mit welchen Mitteln eine Wirkung erzielt ist, die ihm zwar rätselhaft, aber doch relativ einfach erscheint. Dem Künstler ist die langwierigste Arbeit und verwickeltste Prozedur eben recht.

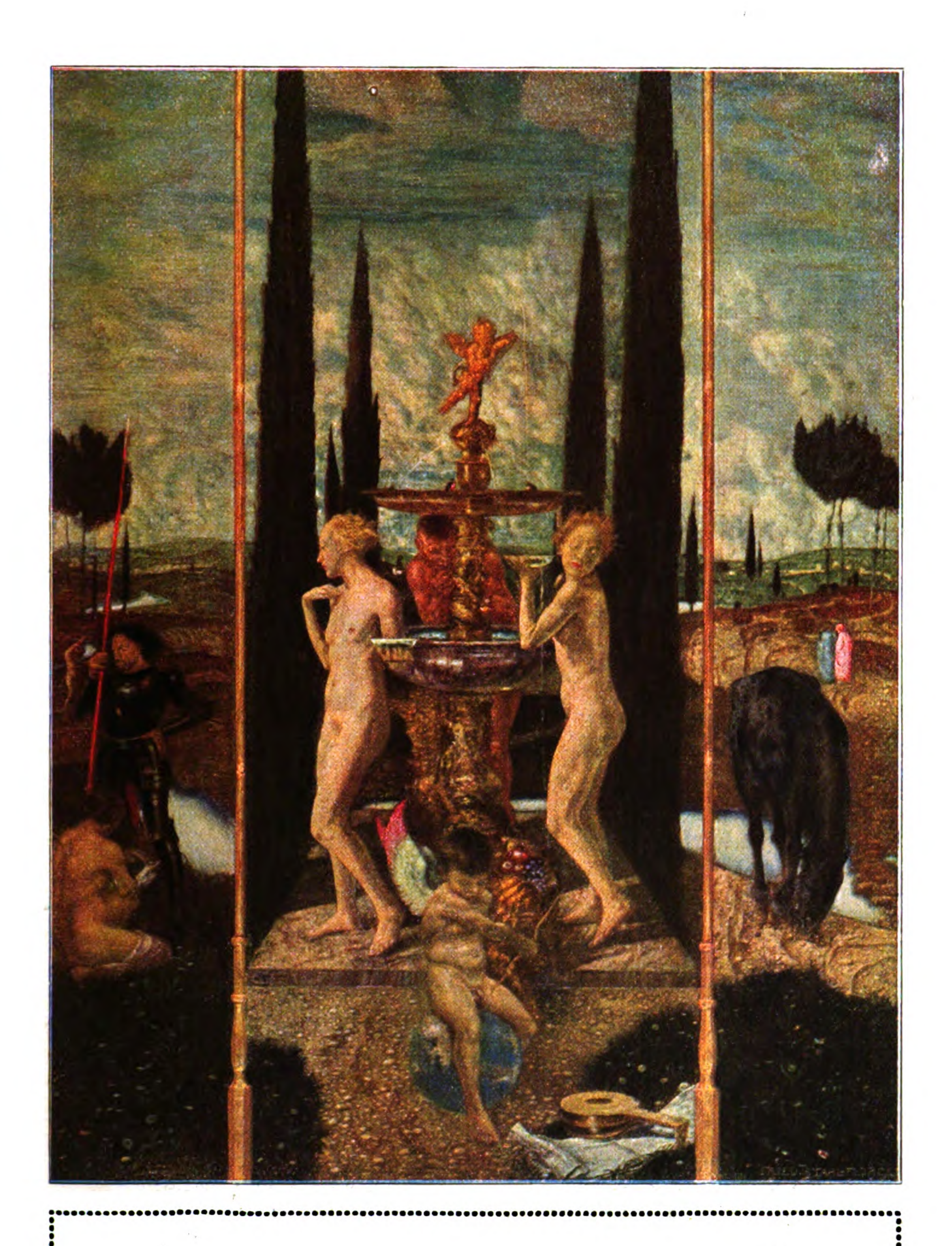
Mit immer steigender Lust hat er sich der Landschaft zugewendet. Schon während des Krieges zog er gerne alte italienische Studien hervor, seine erste Italienfahrt nachher brachte ihm aber dann erst wahre Offenbarungen. Früher einmal hat er das Arno-Tal bei Florenz mit einem Zypressenhain, ein Waldinneres bei Orvieto u. a. gemalt,

jetzt zog ihn die umbrische Landschaft besonders an, er malte, oft in recht kleinen Formaten, die Dornröschenstadt San Gimignano, dann Mantua (siehe Abbildung), Assisi, Perugia, Certaldo und andere Motive, seltsam zart und innig, von wundersamem Duft verklärt. Seine Landschaft ist ein ganz besonderer Kunstzweig geworden, weder Vedute noch Stimmungsbild im alten Sinne, fast so was wie eine Apotheose der Wirklichkeit und doch überzeugend. Diese Künstlernatur hat eben merkwürdig viele Seiten. Er ist ja auch wieder ein anderer, wenn er ein Bildnis malt, meist unterlebensgroß, intim, wie ein Zeitgenosse Holbeins und ganz modern in der Auffassung. So hat er sich selbst und seine Gattin, den Berliner Kunstsammler van M., einen Münchener Industriellen und andere konterfeit.

Diesem imponierenden Malerwerk ging eine reiche Illustratorentätigkeit voraus. Stahl hat an tausend Illustrationen vollendet, meist für die „Fliegenden Blätter", aber auch Heines „Buch der Lieder" und anderes schmückte er mit Zeichnungen und viele dieser Arbeiten waren umfangreich und nicht minder mühevoll, als ihm heute ein Bild ist. Auch kunstgewerblich war er



Eva und Adam



Jungbrunnen

tätig während seiner Berliner Zeit, und zwar als Keramiker. Seine Vasen mit metallischem Lüster fanden zum Teil den Weg in große Museen über den Ozean.

Der Weltkrieg riß Friedrich Stahl wohl nicht aus seinem Schaffen, er nahm ihm aber seine künstlerische Heimat, mit der seine Kunst zu vielfach verwurzelt ist, als daß er sie leicht und vollständig in neuen Boden verpflanzen könnte. Anderseits mag ihn auch der schnöde Treubruch des einstigen Bundesgenossen und Freundes tief ins Herz getroffen haben, denn er ist ein kerndeutscher Mann.

So lebt er mit seiner Gattin ziemlich einsam in seinem Feldafinger Heim, das in dem reich belebten Fremdenort so versteckt liegt, wie kaum ein zweites Haus dort. Wenige Freunde sehen ihn, Entspannung schafft ihm allwöchentlich ein musikalischer Nachmittag und Glück ist ihm die Arbeit, Arbeit tagaus, tagein, von früh bis spät.



Certaldo

Die antike Großstadt

Von Prof. Dr. Ed. Heyck



Städte entstanden daraus, daß dörfliche Landgemeinden gruppenweise eine gemeinsame Schutzburg anlegten. Hierhin zogen sich dann auch das Verkehrswesen und der Götterkult, Handwerke, Märkte entfalteten sich. Die Bedeutung der Häuptlinge oder Obrigkeiten wuchs, die mit dem Schatzhaus, mit Gefolgschaft, Kriegern und Dienern ihren Sitz in der Burgstadt hatten. Es entwickelten sich Regierungen und Hofhalte. Die Organisation des Unfriedens vollzog ihren Fortschritt vom Räuberwesen zur Kriegführung und Politik. Ein Stadtstaat unterjochte andere, es entstanden Königreiche, und wo das Spiel der Zusammenballung sich in höheren Ausmaßen fortsetzte, führte es zu Großreichen, wie China, Assyrien, Persien, Rom. Nicht immer blieb der Ausgangsort der Machtreiche ihr dauernder Mittelpunkt. Zweckmäßigkeit und großschöpferischer Ehrgeiz führten zum Ausbau neugewählter Hauptstädte; wechselnde Stammdynastien innerhalb des Reiches brachten den Wechsel der Residenzen mit sich. Aber immer wandern Massen der gesamten beherrschten Bevölkerung den jeweiligen Hauptstädten zu, und so werden schon aus dem morgenländischen Altertum gewaltige Zahlen über den Umfang der bekanntesten großen Königsstädte genannt.

Doch man übertrieb auch solche Angaben. Zutreffend beschreibt Herodot, der reisende jonische Grieche und Freund des Perikles, die Ziegeltechnik zu Babylon, die großartigen Mauern, Auftürmungen, Substruktionen, Brücken, die Deiche und Umleitungen der Wasser des Euphrat. Die zu unseren Tagen vorgenommenen Ausgrabungen in den gigantischen Trümmern Babylons, nahe der arabisch-mesopotamischen Stadt Hilla, haben jedoch Herodots Angabe des Mauernumfangs, 480 griechische Stadien gleich zwölf geographischen Meilen, auf ein begrenzteres Maß zurückgeführt. Man kann dem „Vater der Geschichte" und der Länderkunde hieraus einen sonderlichen Vorwurf nicht machen. Gelangen wir doch selber als Reisende nicht so zum persönlichen Überblick über die Außengestalt der berühmten Städte. Selten wird dies durch topographische Verhältnisse ermöglicht oder so leicht gemacht wie bei Jerusalem. Meist bleibt es beim Ausblick auf ein getürmtes, gekuppeltes, sich breitendes und entschwindendes Häusermeer. Babylon lag in flacher Ebene, und da man erstlich nicht so ohne weiteres eine Stadtbefestigung messend abschreiten kann, ferner auch andere Zeitverwendungen lohnender erscheinen, begnügte sich der redliche Halikarnassier, die dem wißbegierigen Fremden von Priestern oder Dolmetschern gemachte Angabe ins griechische Längenmaß umzurechnen. —

Die Hellenen zur Zeit ihrer Freiheit lebten in Partikularstaaten, die sich nur in Bündnissen und Hegemonien gruppierten, sie haben keine statistisch so zu nennende Großstadt hervorgebracht. Ihre Theoretiker haben die demokratischen Vorteile der kleineren Stadtstaaten betont — es sind die gleichen, die die Schweiz mit ihrer Kantonalverfassung hat: das Volk behält noch ein Urteil über die Persönlichkeiten, die es in die Amtsstellen hebt und denen es sich als Führern überläßt. Geschützt gegen Verderbnis hat jenes die griechischen Demokratien zwar auch nicht, und selbstverständlich würde die all-griechische Großstadt, bei für sie gegebenen Bedingungen, nicht durch besinnliche Erwägungen aufgehalten worden sein. Innere Hemmungen der Verstädterung zeigen sich nur bei dem rein agrarisch wirtschaftenden, dorisch konservativen Sparta, welches die weitläufige, aus einstmaligen Dörfern zusammengewachsene, mauerlose Gartenstadt beibehielt und bei allem Hochgefühl, womit es die Agora und die Stadtviertel mit glänzenden Staatsbauten und skulpturalen Denkmälern schmückte, bezeichnend noch immer draußen in der Landschaft seine fröhlich belebten Gemeindefeste, die alten Kultfeste des Mythos, beging. Der typische Grieche war aber ein eingefleischter Stadtmensch geworden, ein zoon politikon nach dem Ausspruch des Aristoteles, „städtisches Lebewesen". Aristoteles' Ausdruck ist von Polis, Stadt, genommen, nicht von „Politik", die zwar auch von Polis sprachlich herkommt und durch sie entstanden ist. Wenn auch den Zahlen nach Athen keine Großstadt war, so ward doch durch seinen Seehandel, seinen politischen Hegemoniebereich, durch seine all-griechische Anziehungskraft auf die geistigen, dichterischen, künstlerischen, kunstgewerblichen Begabungen, desgleichen aber auch auf die minder achtbaren Talente und Künste, die lebensbunte Fülle der allregen Metropole herbeigeführt.

Der Athener, dessen Kulturstolz uns so viele schiefe Taxierungen Spartas, des böotischen Theben und anderer Städte hinterlassen hat, stand nun längst nicht mehr auf dem landmannsmäßigen und frühzeitlichen Standpunkt der „sauren Wochen, frohen Feste". So war aber auch die sozial vereinigende, für den schöneren Gemeingeist glückliche Bedeutung der alten Kultfeste erheblich herabgesetzt. Sie traten zurück hinter dem Neueren, aus dem Götterkult selbständig Abgeleiteten, wie dem großen dramatischen Schauspiel und der spottkräftigen Komödie, hinter dem der Freimaurerei vergleichbaren Mysterienwesen, hinter der tri-

vialeren Geselligkeit des Einzeltages. Das Haus war wesentlich für die Frauen, die es nach jonisch-attischer Forderung umschlossen oder eingeschlossen halten sollte, während das Oberhaupt der Familie weit weniger als der Germane Familienmensch und richtiger Hausherr war und sich hauptsächlich zum Schlafen, weniger regelmäßig zum Essen bei den Seinigen einfand. Daher hat sich das städtische Privathaus auch nicht bemerkenswert entwickelt, baulich und in der Einrichtung. Der Athener will Menschen sehn und mit ihnen zusammen sich unterhalten, durch gemeinsames Schauen, Sichvergnügen und durch Diskutieren. Im übrigen waren die Hellenen sehr genügsame Esser und auch Trinker; die Spartaner mit ihrem vielgehöhnten Schweine-Schwarzsauer und häufigem Wildbret, das sie zu ihren Süssitien (Kasino-Mahlzeiten) von der Jagd mitbrachten, aßen im Vergleich am besten. Sich vergnügen in Griechenland will nicht der Gaumen, sondern wollen Augen, Ohren, Mundwerk und, je wie er's vermag und geübt ist, der Verstand. Ihre Weide ist der Markt, die Volksversammlung, das Gericht, die Straße, die mit Schwatzlust und Geschäftsberedung erfüllte Barbierstube, sind alle öffentlichen Einrichtungen, vom straffen, tränierenden Gymnasion, das bekanntermaßen auch die Gelegenheit zur geistigen Übung und Entstehung philosophischer Lehrzirkel ward bis zum laulichen Aufenthalt im Übergangsraum der großen Warmbäder, wo auch die Demimonde der Hetären zur Reklame die halbe Zeit verbrachte, sind die Symposien, die Nachtisch-Gelage mit ihrer schöngeistigen Männerunterhaltung oder nur als lebemännische Geselligkeit mit Flöten- und Saitenspiel, Tänzerinnen, Spaßmachern, Jongleuren und körpergeschmeidigen Akrobatinnen. Mochte das Öffentliche noch so herunterkommen: jeder steckte in der Politik mit drin, sah agieren und agierte mit, ereiferte sich, zog als Bürger Diäten und stillere Handgelder aus ihr, die mit stetiger Zunahme den soliden Beruf entbehrlich machten. Die Bundesgenossen der angeschlossenen Staaten und die freigebige Taktik der großen Geldleute mochten für das alles zahlen. Bei dem Aufgehn seiner Lebensideen im Stadtgetriebe brachte der griechische Bürger keine Opfer seines Natursinns. Noch aus den Straßen erblickte er die zu seiner Zeit begrünten Berge, sah vom Burgberg Athens das Meer und im wundersamsten milden Farbenlicht die Küsten und umglänzten Inseln. Ohne Wegmühe erlebte er's, wie Pindar zum Preise Athens sang, wenn zu Winterende „rosige Horen die Kammer des Morgens öffnen, auf Windesflügeln der balsamische Frühling seinen Einzug nimmt, die Flur bestreuend und aufknospende Rosen zu Veilchen ins ambrosische Haar sich flechtend". Man wußte noch kein Entbehren der Natur. Es mußten noch erst die anwachsenden Übel des spekulativen Getreide- und Großhandels den Hauptstädtern fühlbar werden, daß nun des Komödiendichters Philemon Worte zum Gemeinplatz wurden: „Des Mannes glücklichster Besitz ist Ackerboden! Der gibt ihm treulich alles, wessen ein natürliches Leben bedarf, Brot, Wein, Gemüse, Oliven, Feigen, Honig; nichtig sind die anderen Güter!" So kam auch die späte, durch den griechischen Sizilier Theokrit zuerst ausgebildete Literaturgattung der Idyllen auf, die das Landleben in der schöneren Ursprünglichkeit seiner Tätigkeit, seiner sinnierenden Muße, seiner Geselligkeit und seiner Liebesfreuden poetisch ausmalen, aus der Sehnsucht nach einem wahreren Inhalt des Persönlichen, mit dem Grundton der Erkenntnis, daß man ein echtes Glück schon lange nicht mehr kannte. —

In einem Grade, wie auch Athen nicht, monopolisierte die Hauptstadt **Rom** die schriftstellerischen und dichterischen Betätigungen und ward dann die Ursache, daß diese in den kaiserlichen Jahrhunderten so sehr die Richtung zur Satire nahmen, einer teils noch kämpfenden Art, teils, wie bei Neros Freunde Petronius, einer bereits von jeder Hoffnung losgemachten Ironie. Von den Satirikern haben wir auch die Schilderung der schrecklichen Wohnverhältnisse. Aber „man kann" auch wieder nur in Rom leben. Alle Gelegenheiten sind nur in Rom, für die geistigen Berufsmenschen, für die Verarmten, für das landflüchtige italische Bauerntum, das seine Tätigkeit verloren hat durch den allmächtigen großhändlerischen Import und durch die Latifundien, die die schwerreichen Unternehmer billig zusammenkauften, vielfach, um dort mit Sklaven industrielle Gewerbe monopolitisch betreiben zu lassen. Alle jene Unzähligen können aus Rom nicht mehr weg, selbst wenn sie es wünschten. Wenn man auf ein veraltetes Ehrgefühl verzichtet, kann man auch als Müßiggänger existieren, aus der beschwichtigenden Hand des Staates und der Reichen. Panem et circenses! In Zeiten, die stetig nur schwieriger und häßlicher werden, erblüht die unwählerische Hetze der Vergnügung, weil der Lebensmut und Lebenszweck sich daran klammern, der Schwächung des besser verlangenden Gefühls noch dankbar zu werden, dem wissentlichen Sinken ins Geschmacklose, Leichtfertige, Rohe.

In dem Alter, da wir als Sekundaner den Horaz lasen, verachteten wir den Dichter, der in einer Reihe von mannhaften Oden sich zum Herold der einstigen alten Roma macht, der freien Mannhaftigkeit, der Selbststrenge und der Ehrbarkeit ihrer Bürger, der aber persönlich dem reichen Gönner huldigt, es hinnimmt, daß er der unmittelbaren Sorgen durch ihn überhoben wird, die Gelegenheit ablehnt, als Privatsekretär des Augustus sich wieder materiell, wie in seiner Jugend, auf eigene Füße zu stellen, lieber sein von Mäcenas geschenktes Landgütchen im sabinischen Bergwinkel preist und seinen junggesellischen Ersatz für ein Familien-

leben bedichtet, dessen sittliche Schönheit in den vergangenen Zeiten er auch rühmt. Seit jener Sekundanerlektüre haben wir die Übermacht der Verhältnisse und des allgemeinen Getriebes über die nicht gerade catonische Natur des Horaz mehr verstehen müssen, und der reifere Überblick würdigt es insbesondere, was die Erlangung eines Landhauses fern der Stadt für die Möglichkeit des Poeten zu bedeuten hatte.

Unzählige Male ist Rom archäologisch geschildert worden. Die Bewohnerzahl zur Kaiserzeit schwankt in den Schätzungen der Gelehrten. Am besten begründet sind wohl die, die eine ungefähre Million herausrechnen, statt zweier oder gar vier. Der von ihr bewohnte Raum verteilte sich aber weit ungleichmäßiger, als etwa in dem, durch seine befestigte Ummauerung vergleichbaren Paris. Mehr als der Grieche, verlegte der Römer das Lebensgefühl in die Ausstattungen des Lebens, auch in das Haus. Daher erstrebte er auch vielseitiges und schönes Hausgerät. Was allein das provinziale Pompeji, das erst zum Teil ausgegraben ist, an Kunstwerken, Silbersachen, ziervoller Kleinkunst, an elegantem Gerät und künstlerischer Dekorationsmalerei überliefert hat, gibt kein Ende des Staunens.

Das Verlangen nach Privatbesitz, wer sich's erfüllen konnte, wollte auch nicht auf den Garten verzichten, so wenig wie bei unseren Vorstadtvillen. Diese Gärten, oft winzigsten Formats, lagen aber nie nach der Straße, sondern von ihr am meisten entfernt, als ein zweiter Innenhof. Das Verhältnis zur Straße ward ein ähnliches, wie es noch heute Damaskus anschaulich zeigen kann, wo die Araber die Bauweise der oströmischen Provinzialkultur in den reicheren Häusern und Beamtenpalästen vorfanden. An schmutziger Straße eine unansehnliche, fensterlose Mauer, in deren Durchlaß ein trüber Vorhang hängt; treten wir aber ein, so kommen wir in die schönsten Architekturen mit Teppichen und edlem Gerät und in brunnendurchrauschte, bepflanzte Innenhöfe. Die Eingangsfront der Häuser Roms wurde vom Getriebe der Straßen in Beschlag genommen, die im Durchschnitt wohl nicht ganz so eng, wie in Pompeji, doch viel geräumiger auch nicht waren. Pompeji verliert auch dadurch sehr an veranschaulichender Unmittelbarkeit, daß es so vom Vergänglichen befreit, aufgeräumt und reinlich, dasteht. Ostia wiederum, wo auch ausgegraben wird, war Hafenstadt, Stapelplatz der großkapitalistischen Einfuhr, hatte nicht so das wirre, kleintägliche Getriebe, wie es sich in Rom ergab, ward auch sehr viel jünger und durchdachter angelegt, mit planmäßigen Beamten- und Arbeiterwohnungen und Pferdeställen. In den belebteren Quartieren Roms legten sich dicht bei dicht Läden, Budiken, Schenken, Barbierstuben, Werkstätten und Auslagen der Handwerker zwischen das Haus und die Straße. Solange die Tageshelle war, drängte ein unablässiges Gewühl durch diese Straßen, kauften, besichtigten, feilschten die Einen, riefen die Anderen ihre Ware aus, heulend die Italiener in ihrem melancholischen oder wie drohend herausgestoßenen Tonfall, gestikulierend und heranzerrend die lispelnden Orientalen, schauten die Dritten dem unterhaltsamen Kleinkampf der schließlich bezahlten Preise zu. Hausierende Straßenausrufer mengten sich dazwischen, eilige Passanten schimpften sich mit den diese Hohlwege Versperrenden, Amtspersonen und Reiche wurden begleitet von ihren Kawassen, die rücksichtslos alles aus dem Wege stießen, Landleute trieben Hammel, Ziegen, Gänse zu den Märkten, Damen und Halbdamen wurden in offenen Sänften durchs Gewühl getragen und erregten neue, nicht schüchterne Zurufe. Kurz, ein betäubender, ruhloser Lärm, auf welchen die literarischen Bezüge in den Quellen noch häufiger sind, wie auf die schlechte, mit Dünsten und üblen Gerüchen erfüllte Luft der Einwohnerquartiere. Und zwischen Abend und Morgen klirrte der Hufschlag auf dem Lastrico, dem Steinplattenpflaster, dröhnten in der hallenden Enge der Straßen die hohen und schweren, zweirädrigen Lastkarren, die auf die Nacht verwiesen werden mußten, mit Frachten und Baumaterial.

Entsprechend nun, wie der römische Mittelstand vernichtet war, nahm der Reichtum eine stetig imposantere Selbstbetonung zum Ziel, da seiner Allmächtigkeit keine Schranke des öffentlichen Rechts und des Gemeinwohls ein Halt gebot. Über ganze Hektare, bis zu vervielfachten, dehnten sich die Nebenanlagen und Gärten von luxuriösen Stadtpalästen aus, die Verschontheit vom Lärm und von der üblen Luft bis zum Extrem des Hochmuts genießend. Damit schränkte das neue Optimatentum die Mietsquartiere noch weiter zusammen, türmten sich die dem Italiker ursprünglich verhaßten Stockwerke übereinander, entstanden als Vorgänger der Wolkenkratzer neben dem horizontalen Protz der Reichen die von Insassen wimmelnden Wohnkasernen. Trotz gelegentlichen Gesetzen, die nichts ausrichteten, bauten sie mit gemeinsamen Außenmauern, ohne Loggienumgänge außen herum, die von den Verordnungen schon des Feuerlöschens wegen auch nach oben hin gefordert wurden. Auch den Anschluß an die römischen Kloakenleitung erließen sich viele der Hauseigentümer, stellten den Mietern anheim, wie sie mit ihren Tonkübeln fertig wurden. Auf schlechten Stiegen und Leitern, unregelmäßig und verwinkelt angebracht, wand man sich durch das Gewirre überfüllter Kleinwohnungen. Die Anlage eines Treppenhauses hatte noch nicht das Vorbild des mehrstöckigen Palazzo wie seit der Renaissance. Um die kostbare Grundfläche aufs äußerste zu nutzen, waren die Häuser leicht gebaut und wurden desto liederlicher und winddurchlässiger, je mehr nach oben auch die Wohnungen

kläglicher wurden, Räume, worin häufig nur ein Vorhang, der Ersatz so mancher Tür, gemeinsam darin hausende Familien und Nichtfamilien schied. Feuersbrünste, von denen die unter Nero die bekannteste, vom Gerücht ihm zugeschobene war, legten ganze Straßenreihen in Schutt, mit Ausdehnungen, wovon das heutige Konstantinopel durch die Ruinen abgebrannter Stadtgegenden, die man hier so liegen ließ, noch ein Bild gibt. Durch dies alles bestand eine chronische verteuerte Wohnungsnot, die ungemessene Ernte der Häuserkapitalisten, Vermittler und der sich noch dazwischenschiebenden Teilpächter. Der Staat, der so tief gesunken war, daß er u. a. eine Mietssteuer erhob, mußte wiederum mit der gebenden Hand besänftigen, und um dies zu können, neue nicht bessere Steuerquellen ausschöpfen. Alles dreht sich im Circulus vitiosus; um die unfrohe Stadtbevölkerung zu kirren, wurden von den Kaiserregierungen neue, großartige Bauten für die öffentliche Schaulust und Vergnügung errichtet, Zirkus, Theater, Amphitheater, Badethermen mit jeder denkbaren Ausstattung an Komfort, Kunst, Unterhaltung, gegen deren Raummaße unser Reichstagsgebäude sich ausnimmt wie ein Kinderspielzeug. Mittel, durch deren Raumverbrauch wiederum für die Heilung der Wohnzustände nichts gewonnen wurde. Sie hätte nur erlangt werden können durch eine umfassende Aussiedlung aufs Land und in die Kleinstädte, die als gewalttätiges Vorgehn gegen alle, von den Latifundienherren bis zum Proletariat, empfunden worden wären. Erst Theoderich, der Ostgotenkönig in Italien, hat diese Entschlußkraft gehabt und so durch eine, auch technisch nicht genug zu bewundernde Leistung das — ihm nichts weniger als dankbare — italische Volkstum wieder auf die Beine gebracht.

Es waren nicht nur die geringen Leute, die bis zu zwanzig Familien und mehr in so einem römischen Stockwerk „über 200 zu erklimmenden Stufen“ wohnten. So wohnten auch die Verarmten einst besseren Standes, die nun als Vorteil ansehn mußten, von Mobiliar nichts Nennenswertes mehr zu besitzen. Ein paar noch ererbte Schmucksachen und Ringe halfen, die Erfüllung des Wortes, daß Kleider Leute machen, nach möglichen Kräften zu retten. So flanieren sie umher, machen sich zu den Agenten der Neuigkeiten, umlungern die Spekulanten, die an gewissen Verkehrskreuzen ihre Börse abhalten, trotzen der Behandlung durch die Dienerschaft, wenn sie sich unter die, den Reichen geschmeidig aufwartenden Klienten drängen, mit einer vorbereiteten Nachricht oder knuffigen Huldigung. Die Gratisgelegenheiten des Schauens und Vergnügens halten die Reste von Selbstgefühl aufrecht, womit sie in ermühter, zweifelhafter Eleganz ihre Zugehörigkeit zu denen, die zu leben wissen, noch wahrzunehmen suchen. **Die wirksamsten Zerstörer des Familienlebens** sind die Wohnungsverhältnisse gewesen. Sie ließen die staatlichen Bemühungen um Kindernachwuchs illusorisch bleiben, ebenso die Versuche, die Frauen gemäß den älteren Auffassungen von dem für ihre Augen und Ohren nicht Tauglichen fernzuhalten. Sie taten ihr großes Teil zu einer Entsittlichung der Frauenwelt, die freilich auch in kaiserlichen Damen ihre üppigen, aus nicht so traurigen Schwer-Erträglichkeiten hervorgehenden Vorbilder fand. Es ist noch etwas Jämmerlicheres in diesem Verkommen der Ehen, als das Feile und Unmoralische, wenn die Frauen „offen vor Allen, mit Zusehn des Mannes, aufstehn, um dem Wink des spanischen Schiffsherrn oder des Geldwechslers zu folgen“: die trostlose Öde der Tage und Abende, die mit Hilfe dieser Exoten aus West und Ost einen geschminkten Anteil an der wohllebigen Gesellschaft sucht.

In jene Mietskasernen verteilte sich auch das Quartier latin, um es so zu nennen, die ganze große Zahl der Unterrichtenden allerart, der Vorlesenden und Vortragenden, die sich im kaiserlichen Rom, dank der Bildungsmode, allerorten in den öffentlichen Gebäuden, Theatern, Gerichtshallen, auch den Bädern, zu geeigneten Stunden hören ließen, der Schriftsteller und Dichter. Bei ihnen finden wir das Ausstöhnen der Qualen des geistigen Menschen, dem der Tag keine Stätte der produktiven Sammlung gewährt und für dessen überreizte Gedanken und Nerven die Nächte mit ihrer Schlaflosigkeit noch schrecklicher werden.

Heute lebte ich! sagt Horaz auf seinem sabinischen Gütchen. Schon wird diese noch höhere Bedeutung von den Römern gewürdigt, als nur die einer Zuflucht und einer Stätte der idyllischen Natur. Nach seinem Landgut am Albanergebirge betitelte Cicero seine tuskulanischen „Selbstbeantwortungen“. Die Großstadt sammelt und schichtet, was die Menschheit aus den geistig besten wie den niedersten Trieben bisher hervorgebracht. Sie hebt durch ihre Art von Intelligenz auch ganze Widersprüche auf, vereinigt die grausamste Phantasielosigkeit am Ende mit einer beflissenen Kunst-Ästheterei. Die Allvereinbarkeit ist das Kunststück der imperialistischen Reichshauptstadt. Als der große Nährboden des Suggestiven, Ephemeren, beweglich Unbeständigen erschwert sie die Gewinnung der gedanklichen Distanzen, verflüchtigt die Energie der Rechenschaften. Die prismatische Oberfläche bricht die Dinge, daß sie das seelische Zentrum nicht mehr erreichen. Das gilt nicht am wenigsten vom öffentlichen Zustand und der politischen Geschichte. Im Gradverhältnis des römisch-weltstädtischen Anwachsens beobachten wir die Entkräftung des einst so selbstschöpferischen bürgerlichen Willens. Wir verfolgen es auch in den psychischen, nicht nur materiellen Ursachen, wie das öffentliche Urteil zum schwachwertigen Chorus des Geschehenden und mehr und mehr zur Beugung ins Schicksal sinkt.

Maria Colonna

Novelle von Horst Wolfram Geißler

Vor der schönen Maria Mancini stand ein Diener und hob ängstlich die Hand: „Der König arbeitet! Er will von niemandem gestört sein.“ Die Nichte Mazarins blitzte ihn unter hochmütigen Brauen an. „Ich bin nicht niemand.“

„Der König —“

„Der König wird mich empfangen wie immer. Melde mich, Narr, oder ich lasse dich davonjagen!“

Der Diener verschwand hinter einem blauen Atlasvorhang.

Maria ging mit unsicheren Schritten hin und her. In den Ecken des prunkschweren Zimmers lag schon die Dämmerung. Im Hofe marschierte eine Abteilung der Garde heran. Ein kurzes Kommando — Waffenrasseln — Stille. Irgendwo schlug eine Uhr. Dann schwieg alles um Maria, und sie glaubte das Rieseln ihres schnellen Blutes zu vernehmen. So zusammengespannt mußte das Herz eines Feldherrn sein, der seine Schwadronen gegen eine Übermacht wirft —

Der blaue Vorhang glitt rauschend auseinander. In dem goldenen Rahmen stand der junge König, in jener unvergleichlichen Hoheit, vor der Europa zu verstummen begann. Die Mancini verneigte sich gleitend bis zum Boden.

Ludwig XIV. fixierte sie unbewegten Gesichts. „Sie wünschen mich zu sprechen, Mademoiselle, obwohl ich beschäftigt bin ...“

„Die Sache duldet keinen Aufschub, Sire.“

„Die Sache? Keinen Aufschub? Wenn der König arbeitet? — Immerhin!“ Er winkte ihr leicht und trat in sein Zimmer zurück. Maria folgte. Der Vorhang rauschte hinter ihr zusammen.

„Nun?“

Sie trat auf den König zu. „Sire! Ich erfahre von meinem Oheim, dem Kardinal, daß man meine Entfernung vom Hofe durchgesetzt hat. Ich halte das für eine Lüge, denn ich glaube noch immer, daß der König mich liebt.“

„Wenn es sich darum handelte —“ sagte Ludwig mit abgewandtem Gesicht.

„Wie? Der Kardinal hat also recht? Man schiebt mich in einen Winkel wie ein Stück Möbel?“

Er schwieg.

„Meine Schwester Olympe hat die gleiche Behandlung erfahren müssen. Aber ich habe keine Lust, Sire, ihr zu folgen. — O, ich weiß, Ihre Mutter haßt mich; man fürchtet, daß ich nach Frankreichs Krone strebe.“

„Vielleicht nicht ohne Grund.“

„Und wenn, Sire?“ Sie breitete kampfeszornig die Arme aus. „Bin ich nicht schön genug für den Dreililienthron? Sagen Sie ein Wort, daß Sie mich lieben, daß Sie mich schützen — und keine Macht der Welt soll mich von Ihrer Seite drängen.“

„Ich liebe Sie, Maria —“

Sie riß seine Hand zu sich. „Sie schützen mich?“ Er sah gequält an ihr vorüber und schwieg.

„Ein Wort!“

„Lassen Sie. Ich kann nicht. Der Staat —“ Seine Stimme stockte, eine große Träne rann über die Wange des jungen Königs.

Maria schleuderte seine Hand verächtlich von sich und trat sprühend zurück. „Sie sind König, ich gehe und Sie — weinen?“

Ludwig nestelte an seiner Spitzenmanschette, die sie zerrissen hatte. „Maria, ich liebe Sie und werde Sie stets lieben. Aber der Staat —“

„Genug! Ich bin verraten!“

„Maria!“

Sie rauschte hinaus.

Der König hörte ihre Schritte im Vorzimmer, hörte eine Türe schlagen, und sank schluchzend an den Tisch. Der erste bittere Schmerz seines Lebens brannte.

Maria Mancini aber fuhr zu ihrem Oheim, dem allmächtigen Mazarin. Schwerer Prunk wallte auch in seinen Gemächern, aber dicke, dunkle Teppiche, doppelte Türen dämpften jeden Laut; die Diplomatie ging auf leisen Sohlen. Mazarin, schwarz gekleidet, blaß und alt, lehnte nachdenklich in seinem Sessel.

Als Maria eintrat, hob er die Augen von einem Schriftstück und sah sie halb zufrieden, halb mitleidig an. „Du kommst vom König, mein Kind ...“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß vieles. Es war eine Torheit von dir, so zu handeln. Gegen den Willen der Königin-Mutter sind wir zu schwach. Glaube mir: dein alter Oheim Mazarin hätte dir dein Glück gegönnt; aber der Minister Mazarin hat schwere Bedenken.“ —

Sie zuckte die Achseln. In ihren Augen flackerte mühsam gebändigter Zorn.

„Ich reise in den nächsten Tagen nach dem Süden, der Krieg mit Spanien geht zu Ende, man muß verhandeln. Du hast Gelegenheit, mich zu begleiten; ich freue mich auf deine Gesellschaft.“

Maria stampfte mit dem Fuße. „Ich bleibe hier. Der König liebt mich, aber man hat ihn furchtsam gemacht.“

Mazarin lächelte ein feines, nachsichtiges Lächeln. „Es ist bisweilen klüger, rechtzeitig das Feld zu räumen, als das Schicksal auf die Probe zu stellen. Mit Trotz verliert man in einem Tage mehr, als man in einem Leben wiedergewinnen kann. Frauen sollten sich nicht gegen politische Notwendig-

keiten stemmen; eines kommt dabei immer zu Schaden — entweder die Politik oder die Frau. Ich könnte beides nicht verantworten. Denke an die schöne Gabrielle d'Estrées! Meine Zeit ist gemessen, die Nacht schreitet vor —"

„Ich —"

„Du wirst mich begleiten!" sagte der Kardinal hart und laut. „Oder man wird dich zwingen. — Mein Kind — du hast den König nicht besiegt — — glaubst du Mazarin überwinden zu können? Ich habe bereits Befehl gegeben, daß deine Garderobe gepackt werde. Übermorgen reisen wir. Alles andere findet sich." Er nickte ihr zu und begann wieder zu lesen. Maria zauderte einen Augenblick; dann aber erkannte sie, daß jeder Widerspruch ihn reizen würde. Wenn sie ihre Sache nicht verlieren wollte, mußte sie heute nachgeben. Sie trat ehrerbietig zu dem Oheim, küßte seine Hand und entfernte sich. Heimgekehrt fand sie zu ihrem Erstaunen den jungen Chevalier de Lorraine in ihrem Salon. Als sie eintrat, sprang er auf und eilte ihr entgegen.

„Sie wählen die Stunde Ihrer Besuche seltsam genug, Chevalier!"

„Ich bitte um Vergebung. Mein Herz trieb mich über die Grenzen der Sitte. Hören Sie: ich weiß alles, ich —"

Sie ballte die Hand. „Infamie! Sie wissen alles? Woher wissen Sie es? Was für Intrigen spinnt man gegen mich, daß die Spatzen meine Geschichte von den Dächern pfeifen?" Lorraine lächelte und zog die Zornige neben sich auf ein Sofa. „Ihr Salon ist kein Dach und ich bin kein Spatz. Richtig ist, daß man gegen Sie intrigiert."

„Es scheint so —" sagte sie entrüstet.

„Gleichviel. Der Kardinal will Sie verbannen, eine üble Sache. Sie müssen sich sagen, daß Ihres Bleibens am Hofe nicht länger sein kann. Ich mache Ihnen den Vorschlag, mit mir zu fliehen und mich zu heiraten. Hören Sie doch nur! Ich weiß, daß Sie mich nicht hassen. Der Boden Frankreichs schwankt in diesem Augenblicke unter Ihnen; er wird es nicht mehr, wenn Sie Herzogin von Lothringen sind. Fällt es Ihnen so schwer, mich zu lieben? Seien Sie klug!"

Maria schwieg eine halbe Minute lang. Dann stand sie entschlossen auf. „Gut. Ich nehme Ihren Vorschlag an."

Der Chevalier sank ihr zu Füßen. „Sie machen mich glücklich?"

„Ja. Ja! Davon später. Wie kommen wir fort?"

„Es ist alles bereit. Der Kardinal hat liebenswürdigerweise dafür gesorgt, daß Sie reisefertig sind. Es ist eine Stunde vor Mitternacht — gegen vier Uhr wird ein Wagen vor Ihrem Hause halten. Vertrauen Sie dem Kutscher. Ich hole Sie vor dem Tore ein."

⌘ ⌘ ⌘

Im Morgengrauen rasselte eine Kutsche durch die kalten, leeren Gassen. Die Wache des Tores hielt ihn an. Maria Mancini drückte sich in die Kissen, als könne sie so der Gefahr, erkannt zu werden, entgehen. Indessen prüfte der Soldat den Paß, den ihm der Kutscher gab, salutierte respektvoll und ließ den Wagen passieren.

Feuchte Frühe hing über den erntereifen Feldern. Unter träge tropfenden Bäumen fuhr der Wagen dahin.

Maria wischte mit einem Zipfel des Vorhangs über die Scheiben des Schlagfensters und sah in den verschlafenen Nebel. Wo blieb der Chevalier? Eine Stunde verrann. Sie klopfte, ließ halten und fragte den Kutscher: „Was hast du für Befehle?"

Der Mann zog ein gefaltetes Papier aus der Tasche und reichte es ihr. Noch während sie es las, zogen die Pferde an.

Sie glaubte, das Stocken ihres Herzschlages zu vernehmen —: dies war Mazarins Handschrift . . .!

„Mein Kind, Du unterschätzest mich. Ich bin gewohnt, meine Befehle ausgeführt zu sehen, auch wenn hübsche Mädchen nicht damit einverstanden sein sollten. Indessen verzeihe ich Dir Deine Torheit, weil sie noch kein Unheil angerichtet hat. Der Chevalier hat die Absicht, einige Wochen in der Bastille darüber nachzudenken, daß man Politik auf eigene Faust nicht treiben darf. Der Kutscher ist angewiesen, Dich nach Brouage zu bringen, wo ich Dich auf meiner Reise zur spanischen Grenze zu treffen hoffe. Er ist auch angewiesen, sich um Widerstände nicht zu kümmern. Wird die Nichte des Kardinals Mazarin wirklich töricht sein?"

Maria Mancini zerriß den Brief in hundert Fetzen und weinte vor Zorn.

⌘ ⌘ ⌘

Während Mazarin auf einer Insel des Pyrenäenflusses Bidassoa mit den Spaniern um den Frieden handelte und Maria verbannt auf dem Schlosse zu Brouage seufzte, rang der König einen harten Kampf mit seinem jungen Herzen. Seine Liebe und sein Stolz knirschten in den Zügeln Mazarins und der Königin-Mutter — aber seine Vernunft ließ ihm den Weg, auf den diese Zügel ihn lenkten, gut erscheinen. Seine Gesundheit litt, während seine Selbstbeherrschung wuchs.

Einmal in der Nacht, im ersten Schlummer, gaukelte ein Traum ihm die lockende Gestalt Marias so bebend und lebendig vor, daß er schluchzend erwachte. Seine Pulse flogen. Im Dunkel überklang der Ruf seines Herzens die Stimme der Vernunft. Ludwig sprang auf, ließ sich zur Jagd ankleiden, überhastete Befehle und sprengte aus dem Schlosse mit wenigen Begleitern, die diesen Ritt für eine kurze Laune hielten und auf Ruhe in wenigen Stunden hofften.

Aber der König hielt nicht an. Stunde um Stunde verrann. Die Pferde troffen vor Schweiß, heller Schaum flog in Flocken von ihrem Gebiß. Gegen Mittag wechselte man auf einem Gutshofe die zusammen-

brechenden Tiere. Weiter ging der maßlose Ritt nach Süden. Die Kavaliere verstummten in grenzenloser Erschöpfung, aber der eiserne Ludwig achtete ihrer nicht. In drei Tagen rasten sie dreißig Pferde zuschanden — dann blinkten hinter grünen Ulmenwipfeln alte Zinnen in der Abendluft: Brouage.

Der König, staubweiß und verwildert, sprang aus dem Sattel und lief die Marmorstufen hinauf.

„Maria!"

„Sire!" —

Achtundvierzig Stunden später traf der Kardinal in Brouage ein. Ludwig faltete die errötende Stirn, als er von der Ankunft des Ministers hörte.

Mazarin trat nach seiner Weise ergeben und mit undurchdringlichem Gesicht vor ihn. „Sire! Ich bewundere Ihre Weisheit, die Sie im richtigen Augenblicke hierher geführt hat. Sie geben mir dadurch die Gelegenheit, den Frieden sogleich zu unterzeichnen, während meine sonst notwendige Reise nach Norden dies Geschäft verzögert hätte. Und man darf nicht zögern, Sire. Die Vorteile des Vertrages für uns sind allzu groß. Die Grafschaft Roussillon, wichtige Punkte in Flandern und Artois werden uns gehören. Der Sieg ist vollkommen und eines großen Königs würdig. Mehr als das: unendliche Möglichkeiten öffnen sich für Sie; ich sehe die Zeit in der Zukunft, da ganz Spanien sich unter das Zepter des erlauchten Hauses Bourbon beugen wird ..."

Ludwig sah den Kardinal an. „Sie haben —"

Mazarin lächelte. „Für den Ruhm Frankreichs ist mir kein Werk zu schwierig. Spanien willigt in Ihre sofortige Verbindung mit der Prinzessin Maria Theresia ..."

Der König wandte ihm den Rücken. Schweres Schweigen lastete zwischen ihnen.

Der Minister sagte nach einer bangen Weile: „Rechnen Sie mit den Tatsachen, Sire! Es ist falsch, Politik mit dem Herzen zu treiben. Sie zwingen mich, offen zu sein. Nun: ich weiß, daß Sie nicht meinetwegen hier sind. Ihre Leidenschaft ist wohl eines Mannes, nicht aber eines Staatsmannes würdig, denn sie führt zu keinem Ziele. Der König von Frankreich muß nur höchste Ziele kennen. — Es würde mich schmerzen, wenn ich meiner Nichte gegenüber von der Gewalt des Vormundes Gebrauch machen müßte ..."

Ludwig winkte abwehrend.

„Ich verlasse Sie und hoffe, daß Sie sich über Nacht von meinen Gründen überzeugen lassen werden. Überdies werden Sie die Politik Ihres Ministers nicht desavouieren: der Friedensvertrag sieht in einer besonderen Klausel Ihre Verbindung mit der Spanierin vor. Denken Sie an Frankreich!"

Mazarin ging leise aus dem Gemach.

Am nächsten Tage zeichnete der König in großen, barocken Schriftzügen sein ‚Louis' unter das Friedensinstrument und verließ Brouage.

⁂ ⁂ ⁂

Mazarin hatte gesiegt, aber er wollte seines Sieges sicher sein. Er kannte den Widerstreit in der Brust des jungen Königs und fürchtete neue Unbesonnenheiten. Maria Mancini erhielt den Befehl, Frankreich zu verlassen und Lorenzo Colonna, Konnetabel von Neapel, zu heiraten. Der Kardinal eröffnete ihr diese Beschlüsse in dem freundlichsten und liebevollsten Tone — sie erkannte, daß sie sich fügen mußte, wenn sie nicht gezwungen werden wollte.

Sie hatte den Fürsten Colonna nie gesehen. Als Römerin erinnerte sie sich aus ihrer Kindheit, daß die Colonna eine der glänzendsten Hofhaltungen der ewigen Stadt hatten. Im Laufe eines Tages wandelte sich ihr zorniges Herz zu plötzlicher Sehnsucht nach Italien in dem Wunsche, Frankreich, das Land ihrer Niederlage, zu verlassen. So setzte Maria der Abreise keinen Widerstand entgegen und schied gefaßter, als Mazarin erwartet hatte. Trotz und Bitterkeit waren wie ein Fieber in ihr.

Aber als sie von der Höhe der Alpen einen letzten Blick auf die silbergrünen Felder Frankreichs zurückwarf, stürzte der ganze Schmerz über den verlorenen Glanz aus ihren Augen, und als der Wagen die steile Paßstraße hinunterknirschte, war ihr, als wüchsen die Berge wie eine ewige Mauer zwischen ihr und dem Glück.

Weinend und willenlos ließ sie sich ihrem neuen Leben entgegenführen.

Vor Mailand erwartete sie ein glänzender Zug: Lorenzo Colonna mit zweihundert Versippten und Freunden, für Maria selbst eine vergoldete Kutsche, auf der kleine Putten Girlanden hielten und die von acht Schimmeln gezogen wurde. Zu seiten des Weges standen Trompeter, die helle Fanfaren wie Sonnenschein über sie warfen.

Der junge Colonna und die Aufmerksamkeit dieses Empfanges gefielen ihr. Sie fühlte, daß man bemüht war, sie die Größe ihres Verlustes vergessen zu machen und war dankbar dafür. Der Fürst, von ihrer Schönheit geblendet, wünschte mit italischer Leidenschaftlichkeit, daß die Trauung noch am Tage der Ankunft vollzogen werde. Maria ließ ihn abweisen — die Liebe eines Ludwig erlosch in ihrem Herzen nicht wie ein spurlos verhuschendes Meteorgeleucht. Aber Colonna war ihr ebenbürtig an Eigensinn: noch in Mailand fand die Hochzeit statt.

Nie hatte der Marmordom eine schwerer prunkende Feier gesehen, nie waren mehr Goldstücke von seidenstarrenden Pagen unter den tosenden Pöbel geworfen worden. Maria trat langsam in die helldunklen Hallen der Kirche, in der die Orgelklänge wie goldene Wolken schwebten. An ihrem Kleide blitzten Diamanten von eines halben Königreiches Wert. Lorenzo, stolz, strahlend, glücklich, geleitete sie vor den Erzbischof.

Als der Kirchenfürst ihre Hände faßte und zusammengab, sank Maria Colonna welkend und schneebleich zurück. Vor dieser Minute, die sich wie ein Leichenstein auf dem Glücke vergangener Tage aufrichtete, vergingen ihr die Sinne.

Ein schweres Fieber war über sie gekommen. Zwölf Ärzte standen ratlos. Nach einer Woche kam aus Rom der Leibarzt des Papstes und rettete die Fürstin.

Langsam reiste die Genesende nach Süden. Die Wunder Italiens schienen ihr doppelt herrlich, da sie an dem finsteren Tore ewigen Vergessens gestanden hatte. Die Höfe in Parma und Florenz empfingen sie wie eine Königin. Gold und bunter Schimmer flimmerte um ihre Schönheit. Die Erinnerung und der Schmerz über die Tage in Frankreich verblaßten. Lorenzo Colonna betete sie an, er stellte sich unter ihre Schönheit — nicht darüber, wie Ludwig, der auch in seiner Liebe ein König geblieben war.

Als sie in dem scheidenden Lichte des Tages über der Ebene die Peterskuppel aufbrennen sah, breitete sie die Arme glückselig aus und schloß Frieden mit dem Schicksal.

Rom jauchzte ihr zu, denn sie kam aus Paris, und schon galt Paris als die hohe Schule königlichen Lebens.

Der Palast der Fürstin Colonna wurde das Becken, in dem alle Strömungen der Gesellschaft zusammenliefen und aus dem sie alle wiederum aufstrahlten.

Ihre Schönheit stand wie der Morgenstern über der Stadt, und wie die Venus Botticellis ruhte sie in einer Muschel. Colonna hatte ihr dieses Muschelbett geschenkt. Es war ganz mit Gold überzogen, vier Tritonen und vier Sirenen trugen es auf ihren Schultern, auftauchend aus den Lapislazuli-Wellen des Postamentes. Über der Muschel schwebten zwölf Putten und hielten eine schwere Brokatdecke als Himmel.

In diesem Bette gebar sie ihren ersten Sohn, und Lorenzo beschenkte ganz Rom in seiner Freude. Ein strahlendes Fest beglückte die Stadt. Alle Kardinäle und der Adel kamen, um die junge Mutter zu sehen, die sie, noch in ihrem Muschelbette sitzend, empfing.

Das Abenteuerbegehren der Maria Mancini schien begraben, Maria Colonna thronte wie eine Königin über Rom und genoß die Anbetung eines Volkes.

Sonnenglanzjahre vergingen.

Bei der Geburt ihres dritten Sohnes rang die Fürstin mit dem Tode und wurde nur wider Erwarten gerettet. Die Ärzte erklärten Lorenzo, daß er sich fortan nur als Bruder Marias ansehen dürfe, wenn ihm ihr Leben teuer sei.

Colonna erschrak — und schwieg.

✠ ✠ ✠

Die Fürstin mußte fühlen, wie ihr Lorenzo entglitt. Sie war schön, aber er sagte in einer trunkenen Laune offen: sie sei schön wie ein Apfel unter einem Glassturz; er liebe die Äpfel, die seine Hand von den Bäumen erlangen könne. Sie hielt ihm die Rohheit seiner Worte vor — und er zuckte die Achseln. Seitdem begann sie sich erkältet zurückzuziehen.

Dennoch war es ihr ein brennender Schmerz, als sie erfuhr, daß Colonna von nächtlichen Schwärmern gesehen worden sei, wie er auf einer Strickleiter zum Balkon der Marchesa Murti hinaufklomm, der Freundin des Kardinals Barberini. Sie suchte Ablenkung von den quälenden Gedanken und nahm die Studien wieder auf, bei denen sie, ein Kind noch, die Gelehrten in Erstaunen gesetzt hatte. In einem Zimmer ihres Palastes an der Piazza SS. Apostoli, das mit einer Loggia verbunden war, richtete sie ein Laboratorium ein und gab Tausende für Versuche aus, durch die sie den Stein der Weisen zu finden hoffte, oder sie beobachtete den Lauf der Planeten, denn sie arbeitete an einem astrologischen Traktate.

In einer Juninacht, während sie den rötlichen Schimmer des Mars studierte, hörte sie im Garten ein Geräusch. Der Fürst ging vorsichtig zwischen den Rabatten — und glitt durch eine versteckte Pforte nach dem Hause der Marchesa Rusca hinüber.

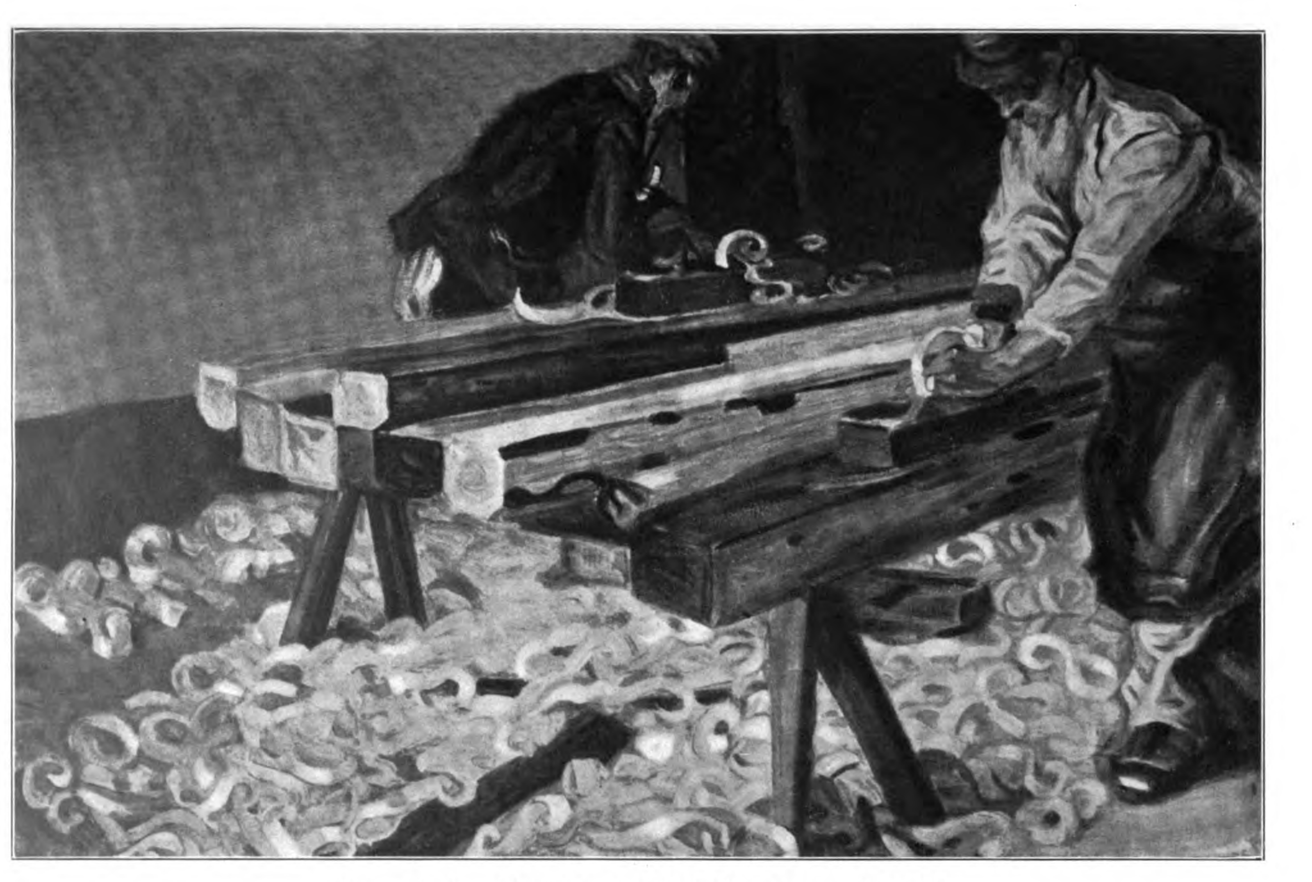
Maria Colonna warf das kleine Fernrohr, das sie in der Hand hielt, nach dem verschwundenen Treulosen und brach in Tränen aus: sie war eifersüchtig. Sie hatte die Marchesa von jeher gehaßt, und ihre Eitelkeit war tief verletzt.

Zwei Tage später verließ sie Rom, um ihrem Ärger zu entgehen. Aber die Erinnerung an ihr zum zweiten Male zerstörtes Glück flog mit ihr und streute schwarzen Staub auf die Paradiese des Landes, von denen sie sich Freude erhofft hatte. Der Anblick des Mailänder Domes ließ sie fliehen. Erst in Venedig schien sie ruhiger und leichteren Sinnes zu werden.

Zwischen den Palästen, die sich in unsäglicher Vornehmheit im dunklen Wasser spiegelten, war ihr, als versänke alles in die tiefsten Tiefen, was bis zu diesen Tagen um sie gewesen. Sie war nicht mehr die Fürstin Colonna und nicht mehr die aus Frankreich getriebene Mancini — sie war sie selbst, Maria, voll Sehnsucht nach dem Unbekannten, zitternd neugierig nach dem, was die Stufen heraufschreiten konnte. Das geheimnisvolle Gleiten schwarzverhangener Gondeln, der rauschende Prunk der Dogenherrschaft erregten sie wie ein Feenmärchen. Ihre stolze Schönheit wurde milde wie der Mondstrahl, der in den Lagunen schimmert.

Es geschah, daß die Republik, die mit den Türken im Kriege lag, einen glänzenden Seesieg über den Feind erfocht. Ein gewaltiges Freudenfest wurde gefeiert, Gesandte aus ganz Italien kamen, um dem Dogen Glückwünsche zu bringen. Roms Gesandter war der schöne Kardinal Flavio Chigi.

Auf der Piazzetta wurde ein großes Feuer-



Zimmerleute. Gemälde von Prof. Ludwig von Herterich

werk abgebrannt, und alles Volk und alle Nobili waren zugegen.

Der Kardinal trat neben Maria Colonna, die aus einem Fenster des Dogenpalastes dem Feuerwerke zusah. Der Schein einer aufperlenden Goldrakete spielte in seinem Gesicht, als er die Fürstin begrüßte. Maria verbarg den Eindruck nicht, den seine Erscheinung auf sie machte.

„Wie stimmt das Friedenskleid der Kirche zu Ihrem Römerkopfe, Chigi?“ fragte sie lächelnd. „Mich dünkt, Sie sollten auf dem Viergespann des Feldherrn stehen.“

Der Kardinal behielt ihre Hand. „Sie erraten meine heimlichen Wünsche, Fürstin. Das purpurne Kleid ist eine seltsame Tracht für mich und könnte eine Fessel sein — wenn ich mich darum kümmerte. Sie sahen mich selten in Rom. Warum? Ich jage in den Bergen, da die Triumphe eines Feldherrn so selten geworden sind, daß man sie kaum finden kann. Oder ich lese in meiner Villa in Frascati Horaz und — Lucian. Was kann ein armseliger Kirchenfürst wohl anderes tun?“ Er zog ihre Hand unvermerkt an seine Lippen.

„Sie sind gefährlich, Chigi!“

„Ich bin ein Jäger —“

Der Kardinal blieb länger in Venedig, als man erwartet hatte. Er verließ die Stadt erst, als ihm der Erzbischof mitteilte, daß seine häufigen Gondelfahrten mit der blendenden Fürstin Colonna dem Volke zum Ärgernis würden; das niedere Volk sei hier keineswegs wie in Rom und erwarte von einem Priester, daß er mehr fromm als galant sei. Chigi hatte dazu geschwiegen, aber die Colonna war durch die unhöfliche Deutlichkeit des Erzbischofs empört und reiste am nächsten Tage ab — in der Begleitung des Kardinals.

In Rom empfing man sie mit vertraulichem Lächeln: man wußte alles. Die Fürstin war damit zufrieden und machte kein Hehl daraus, daß Chigi ihr Geliebter sei.

Lorenzo Colonna schwieg; vielleicht hielt er die Rechnung für beglichen. Maria war enttäuscht, daß ihre Untreue keine andere Wirkung auf ihn hatte. Sie hatte auf seine Eifersucht gehofft und das süße Gefühl der Rache kosten wollen — nun sah sie ein, daß sie sich abermals geirrt, und begann den Fürsten zu verachten. Lorenzo war gleichgültig genug, um eine Einladung Chigis zur Jagd in den Abruzzen, mit der Maria ihn spöttisch hatte reizen wollen, anzunehmen. So zogen sie mit großem Gefolge zu dritt zur Sauhatz in die Berge. Colonna langweilte sich nach drei Tagen, kehrte in seine Schlösser zurück und ließ Maria und Chigi allein in ihrem schäferhaften Waldlager. Auch das letzte Band riß.

Im Herbst fuhr Chigi mit der Fürstin im offenen Jagdwagen, den sechs Hengste zogen, nach Rom zurück; denn die Tage der großen Gesellschaften und Opern standen vor der Tür. Sie, schlank und gekräftigt, eine Diana, faßte die Zügel des großen Lebens wieder und gab glänzende Feste. Sie saß wieder leichtsinnig beim Spiel um das Glück der Stunde, wie sie es ehedem getan hatte, da sie noch die Geliebte eines Königs gewesen. Sie kümmerte sich nicht um das Ärgernis, das etwa um sie entstand. Ihre Schwester Hortense Mazarin war wegen eines Fehltrittes, von dem ganz Rom sprach, in das Kloster auf dem Campo Marzo gesperrt worden. Die Lebenslustige floh trotz päpstlichen Verbotes aus den frommen Mauern zu Maria, blieb und tanzte dort und spottete über die Empörung aller Tugendhaften. Die Schwestern Mancini verstanden es, Rom in Atem zu erhalten.

Die öffentlichen Lustbarkeiten des Karnevals blieben dem Kardinal, bei aller Freiheit, verboten. Maria schwur ihm schmollend, daß sie sie allein genießen werde, und sie hielt Wort.

Als sie in ihrer Kutsche, die zu einem heidnischen Tempel umgeschmückt war, durch die lärmende Brandung des Maskentreibens fuhr, sprang ein verlarvter Sarazene keck neben sie und flüsterte zu ihr in französischer Sprache: „Kennst du mich nicht mehr, schöne Göttin?“

Die Fürstin erblaßte. „Paris? Wer —“

„Frage die Bastille!“

Es war Lorraine.

✠ ✠ ✠

Maria Colonna hörte wieder die einschmeichelnde Sprache, wie sie am Hofe des Sonnenkönigs klang. Sie sah den Chevalier wieder, der um ihretwillen monatelang in der Bastille gefangen gewesen war und um ihretwillen die Gunst Ludwigs verloren hatte.

Eine Stunde gemeinsamer Erinnerungen — und die Fürstin warf Chigi beiseite. Lorraine trat an seine Stelle. Rom hatte Anlaß zu unendlichem Klatsch.

Maria hatte sich in Chigis Arme geworfen und dabei an Lorenzo Colonna gedacht, weil sie seine Untreue strafen wollte. Jetzt ergab sie sich Lorraine, weil sie Lorenzo Colonna vergaß; er war ihr gleichgültig geworden.

Aber das Schicksal spielte gegen sie mit unberechenbarer Laune. Da man allzuviel um den Skandal flüsterte, der sich um die Fürstin und den Chevalier erhob, begann Colonna aufzuhorchen. Daß ihm nun Gleiches mit Gleichem vergolten werden sollte, empörte sein eitles Herz. Zu spät für Maria erwachte seine Eifersucht. Immerhin war er sich seiner Schuld bewußt und suchte den Frieden auf seine Weise zu schließen. Der Beichtvater der Fürstin war ihm bekannt; Lorenzo erklärte ihm, daß er seine Fehler bereue und wünsche, daß auch Maria von den ihren lasse.

Der Mönch beeilte sich, sie von dieser Wandlung zu unterrichten, als er sie im Palazzo Mancini besuchte.

Die Fürstin hörte seine Mahnungen mit spöttischem Lächeln: „Sagt Colonna, es sei

zu spät. Ich kenne keine Liebe ohne Grenzen. Seine Schuld kümmert mich nicht."

„Immerhin —" wandte der Mönch ein.

„Nichts mehr!"

Als der Beichtiger trotzdem nicht verstummte, ließ sie ihn aus dem Hause jagen.

Am Abend dieses Tages wurde Lorraine von einer Rotte verkappter Gesellen überfallen, als er den Palast verließ. Es gelang ihm zu entkommen, aber ganz Rom sprach von diesem Überfall. Da Colonna selbst in Florenz war, riet man auf den Kardinal Chigi als den Anstifter und glaubte seinem Leugnen nicht.

Lorraine aber blieb der stete Begleiter der Fürstin, die sich sicher glaubte, weil das Volk sie anbetete. Er ritt mit ihr auf die Jagd, arbeitete mit ihr im Laboratorium, war um sie bei ihren Spaziergängen.

Als Colonna zurückkehrte, flammte ein heißer Kampf zwischen den Gatten auf. Lorenzo, durch den kühlen Spott Marias rasend gemacht, zog seinen Degen, um sie zu durchbohren. Sie trat ihm lächelnd entgegen.

„Wagen Sie es!"

Colonna ließ knirschend den Stahl in die Scheide zurückzischen und rannte hinaus. Er war ohnmächtig gegen diese Frau. Seine Eifersucht war rastlos. Als der Frühling kam, ließ sich die Fürstin vor der Porta del Popolo ein chinesisches Badehäuschen in den Tiber bauen — und auch dahin begleitete sie der Chevalier. Eines Tages überraschte Lorenzo sie hier, wie sie nackt in einer phantastischen Gondel lag und sich von Lorraine malen ließ. Der Fürst, unsinnig vor Wut, stieß die Staffelei mit dem Bilde ins Wasser und schwur dem Chevalier, er werde das Bad nicht lebend verlassen, wenn er sich nicht sogleich zum Kampfe stelle.

Lorraine nahm die Herausforderung an, und die Klingen klirrten zusammen, während Maria Colonna von ihrem seltsamen Throne dem gefährlichen Spiele zuschaute. Als die Kraft Lorraines vor der Wut des Fürsten zu erlahmen drohte, trat sie, blendend und nackt, zwischen die Kämpfer.

Lorenzo schrie: „Zurück!"

„Ich bleibe!" sagte sie ruhig. „Wenn Sie mich töten wollen, so töten Sie mich..."

Sein Degen klirrte am Boden. „Maria!"

Die Fürstin sprach: „Gehen Sie nach Hause Colonna! Sie haben hier nichts mehr zu tun..."

Lorenzo Colonna war es müde, das Gespött der Römer zu sein. Er verband sich mit dem französischen Gesandten und erreichte, daß der Chevalier de Lorraine den Befehl erhielt, unverzüglich nach Versailles zurückzukehren. Obwohl der Fürst zu niemandem davon sprach, erfuhr Maria doch, wem sie diese Intrige zu verdanken habe. Sie rächte sich an Lorenzo und machte ihn lächerlich durch Andeutungen, daß er die Regierung Frankreichs habe brauchen müssen, um einen Nebenbuhler zu beseitigen. Mit geschickter Hand streute sie dieses Gift der Lächerlichkeit in seinen Weg, und wohin er kam, empfing man Colonna mit einem Ernst, der zu absichtlich geheuchelt war, als daß er es nicht hätte fühlen sollen.

Sein Haß gegen Maria wuchs und ward geschürt durch Chigi, der sich ihm genähert hatte. Er schickte Spione auf die Spuren Marias, sie erkannte es, aber sie kümmerte sich nicht darum, tat und ließ, was ihr beliebte. Lorenzo glaubte in einem Gitterkäfig zu sein: überall fand er Hindernisse, die sie gegen ihn gebaut hatte und die ihn zur Verzweiflung brachten.

Eines Tages fing die Kammerfrau der Fürstin, eine Mulattin, einen Brief auf, der für Lorenzo bestimmt war. Sie brach das Siegel, las den Brief und gab ihn ihrer Herrin.

„Wenn Sie sich von der Last befreien wollen, die über Ihrem Leben liegt, so kommen Sie morgen abend zu der alten Monna Theresa. Dort finden Sie alles, was Sie brauchen. Scheuen Sie keine Ausgabe, sondern wählen Sie, was am besten ist und keine Spuren hinterläßt. Sie werden gut bedient, ich stehe dafür ein. C."

Die Fürstin atmete schwer.

Endlich sagte sie: „Colonna soll diesen Brief erhalten."

Anderntags ließ sie durch die Mulattin den Fürsten verfolgen und erfuhr, daß er das angegebene Haus betreten habe. Monna Theresa war eine der verrufensten Giftmischerinnen Roms.

Maria kam zu ihrer Schwester Hortense Mancini, mit blasser Stirn und bebenden Händen. Sie erzählte ihr alles.

„Man will mich vergiften, ich soll verrecken wie eine Ratte! Aber noch lebe ich. Er soll sich abermals betrogen sehen!"

„Was willst du tun?"

„Fliehen!"

„Wohin?"

Die Fürstin richtete sich auf. „Wohin? Nach Frankreich, nach Frankreich! In das Land meiner süßen Jahre!"

Alles wurde vorbereitet. Maria kehrte an diesem Tage nicht in den Palazzo Colonna zurück und ließ den Fürsten wissen, daß ein Fieberanfall sie bei ihrer Schwester halte. Sie hatte die Absicht, mit der Post und verkleidet nach Norden zu reisen, aber Hortense überzeugte sie von der Torheit dieses Planes. Ein schneller Reiter Lorenzos hätte den Vorsprung, den sie vielleicht gewann, in einem Tage eingeholt — und doppelter Grimm Colonnas wäre ihr sicher gewesen. So beschloß sie, dem spurlosen Meere zu vertrauen. Die Mulattin fand einen neapolitanischen Schiffer, dem alle Schmugglerschliche bekannt waren und der gegen einen Beutel voll Dukaten sich verschwor, selbst dem Teufel zu entgehen. Er erhielt den Befehl, in einer flachen Bucht weit abseits der Tibermündung bereit zu sein.

Dann kehrte Maria in den Palast Co-

lonna zurück. Ohne die Speisen zu berühren, die für sie bereitgestellt waren, schloß sie sich in ihren Gemächern ein. Die Mulattin schnürte ein weniges Geld, das Juwelenkästchen der Fürstin und Männerkleider zu einem Bündel.

In der Nacht schlichen sie durch die Hinterpforte des Palastes in die finsteren Gassen und irrten durch schmutzige Winkel und Gärten vor die Stadt hinaus, wo der Neapolitaner mit einem kleinen Wagen auf sie wartete.

Sie fuhren durch die braune warme Mainacht, daß die Funken stoben.

Als schon die Sterne matter leuchteten und ein kühler Hauch im Laube zu atmen begann, stieg vor ihnen das schlafende Meer empor, glatt, ungeheuer und voll schrecklichen Schweigens. In einem Fischerdorfe ließen sie den Wagen zurück und wanderten zu der abseitigen Bucht am Strand entlang.

Ein Segel hob sich dunkel in dem bleifahlen Morgenlicht, leise geschaukelt von den gleitenden Wellen.

Während der Schiffer sich an der Barke zu schaffen machte, wechselte Maria Colonna die Kleider, gab das Weibergewand der Mulattin und trat als lottriger Schiffsknecht in das Fischerboot.

„Lebe wohl, Morena!" sagte sie zitternd.

Dann stemmte der Fischer das Fahrzeug ins tiefere Wasser, griff nach dem Steuer und faßte die Leine des flappenden Segels. Es erstraffte, vom scharfen Morgenwinde gebläht, das Boot neigte sich sanft — und mählich trat das Land zurück. Italien verdämmerte. Maria Colonna sah die Blüte ihres Lebens im leuchtenden Meere versinken.

Weil sie ihre Tränen vor dem Schiffer verbergen wollte, duckte sie sich in die enge Kajüte hinab, legte sich auf hartknotige Netze und empfand grübelnd die Verworrenheit des Augenblicks. Das helle Plätschern der Wellen an den Schiffswänden und das sanfte Wiegen machten sie schläfrig. Im halben Schlummer hörte sie das Knarren des Segels und atmete freier und tiefer . . .

Nach einer Stunde lag drückende, teerdunstige Hitze in dem engen Holzraum. Das Boot stampfte, hob sich und fiel klatschend wieder auf das Wasser zurück. Maria stieg die fünf Stufen zum Deck empor. Ein strahlender Sonnentag stand über dem Meere. Über die aufschäumenden Kämme der glitzernden Wogen strich der Wind. Das Land war verschwunden.

Der Schiffer nickte ihr zu. „Wir machen gute Fahrt, Principessa! Wenn alles sicher bleibt, sind wir um Mitternacht in Elba. Welch eine Leistung, Principessa!"

„Es soll nicht zu deinem Schaden sein," sagte sie zerstreut. „Aber wenn man uns verfolgt?"

„Man wird uns nicht fangen."

„Und wenn man uns fängt?"

„So seid Ihr meines Bruders Sohn und mein Schiffsknecht. Ihr seht lustig aus in Mannskleidern!"

Sie mußte lächeln — aber dann setzte sie sich seufzend neben den Steuernden und zog ein kleines Fernrohr aus der Tasche. Der Neapolitaner sah es zufrieden. „Wenn wir fleißig Ausschau halten, soll uns keine Galeere einholen. Meinen Kopf zum Pfande!"

„Was nützt mir dein Kopf?" sagte sie.

Gegen Mittag erschrak Maria: drei segelvolle Masten stiegen über den Horizont. Der Schiffer sah durch das Glas und runzelte die Stirn. „Es sind toskanische Galeeren, sie halten auf uns. Was denkt Ihr, Fürstin?"

„Sie suchen uns . . ."

Er blickte scharf nach den Schiffen. „Ich glaub' es fast. Indessen vor drei Galeeren fürchtet sich Paolo nicht! Haha — wir sind schneller als sie." Er nahm ihr das Steuer wieder aus der Hand und ließ das Boot weiter fliegen.

Nach einer Viertelstunde tauchten neue Segel über das Wasser. Im Halbkreise standen sie von Westen her gegen die Fliehenden.

„Wir sind verloren!"

Der Neapolitaner ballte die Hand. „Vierzehn! Vierzehn Schiffe! Und doch sollen sie zuschanden werden. Hunde! Feige Wölfe! Wollt Ihr, daß wir ihnen in die Arme laufen, Principessa?"

„Lieber tot!"

„Ich sollt' es meinen! Sie würden den armen Paolo lebendig braten, weil er der schönen Fürstin Colonna davonhelfen wollte. Ich dachte an eine lustige Fahrt, aber nun wird eine Jagd daraus. Es bleibt uns eines, Principessa: hinaus ins freie Meer, nach Westen. Nach Korsika!"

„Nach Korsika, Paolo!"

„Aber: wenn ein Sturm kommt?"

Maria drückte das Steuer in seiner Hand zur Seite, daß das Boot mit jähem Ruck herumflog und das Segel sich in heller Breite dem Südwinde darbot. „Dann ersaufen wir zusammen, Mensch! Sie sollen uns nicht lebendig fangen!"

„Es soll gelten!" sagte der Schiffer und hielt den Kurs nach Westen.

Eine Stunde verrann. Die toskanischen Schiffe standen noch immer halbgekreist hinter ihnen.

Die Sonne glitt aus ihrer höchsten Höhe. Maria trank von dem warmen, faulen Wasser, das in einem Fäßchen gluckste, und aß ein Stück Brot. Ihre weiße Haut brannte in der Hitze, ihre geblendeten Augen schmerzten.

Der Wind drehte sich langsam und kam aus Südwesten. Die fremden Segel wichen nicht . . .

Gegen Abend, als schon die Sonne hingestreifte Horizontwolken röter färbte, beruhigte sich die See. Paolo zitterte. „Wir kommen in ruhiges Wasser, Fürstin!"

Maria vertraute ihm und war sicher geworden, weil die Toskaner nicht um einen Steinwurf näher gekommen waren. Sie sagte mit erwachendem Leichtsinne: „Das Schaukeln war mir schon lange zuwider."

„Noch sind wir verfolgt!“

Sie hob das Glas wieder. Rund um das Boot sanken die Wellen mählich. Am Bug verstummte das Rauschen und Säumen. Wie ein glatter seidener Flecken lag das Meer -- aber die vierzehn Galeeren holten im Winde auf. Maria Colonna erschrak. „Sie kommen! Sie kommen! Paolo — wohin?“

Er sah sie an und zuckte die Achseln. „Es bleibt uns nichts, als zu warten. Kann ich den Wind aufstehen lassen?“ Sie sahen rückwärts. Der glatte Fleck der See wuchs gegen den Feind, dessen Schiffe immer deutlicher aus den Abendstrahlen leuchteten. Nach schrecklich langsamen Minuten hatte die blanke Zone das erste Schiff erreicht — seine Segel erschlafften ohnmächtig.

Der Neapolitaner atmete auf. „Sie bleiben zur rechten Zeit liegen! Die Sonne neigt sich zum Untergang — der Wind wird in der Abendkühle wiederkommen. Dann gewinnen wir einen Vorsprung, während die anderen noch im stillen liegen. Wir sind gerettet, Principessa! Die Nacht verbirgt uns, und im Morgengrauen decken uns die Felsen des korsischen Ufers. — Legt Euch zur Ruhe, schöne Fürstin.“ —

Als Maria Colonna erwachte, schaukelte das Boot in einer felsigen Bucht. Ein großer Block versperrte den Blick vom freien Meere. Paolo lag neben dem Maste und schlief, aber er fuhr auf, als sie sich rührte.

„Ah! Principessa: sie sind fort! Ha! Was sagt Ihr nun?“

Die Fürstin griff das Juwelenkästchen aus ihrem Bündel und warf ihm eine kleine Perlenschnur in den Schoß. „Da!“

Er hob das Geschmeide in die Sonne. „Madonna! Ich bin reich! Ich werde ein Herr sein! Soll ich Euch um die Welt fahren?“

Sie lächelte und drängte zum Aufbruch. Aber Paolo ließ sie ans Land gehen. Er schritt voran und fand eine Fischerhütte, in der sie freundlich aufgenommen wurden. Endlich erklomm er die höchste Klippe und sah, daß die toskanische Flotte verschwunden war. Da hißte er das Segel und pfeilte in die blendenden Wellen hinaus. Einen halben Tag lang glitten sie an Korsikas Ufer vorbei. Abermals in Felsen verborgen erwarteten sie die Nacht. Beim Morgendämmern lösten sie sich von der Insel und steuerten gegen Westen, dem versinkenden Dunkel nach.

Vierundzwanzig Stunden später jauchzte Maria Colonna der aufdämmernden Küste Frankreichs entgegen.

⌘ ⌘ ⌘

Mit fürstlichem Lohn entließ sie den Neapolitaner. Das weiße Marseille umleuchtete sie, ihre Tage waren wieder voll Glanz. Die Hälfte ihres Schmuckes verkaufte Maria, mietete einige Diener und stattete sich und die Leute aufs prunkvollste aus. In einem eigenen Wagen verließ sie nach kurzer Zeit die Stadt und reiste nach Norden.

Ihr Ziel blinkte wie ein Stern: Der Hof des Königs in Fontainebleau. Mit kindlichem Vertrauen hatte Maria den Boden Frankreichs betreten, sicher, daß hier das Glück ihrer harre, um das sie sich so oft betrogen gesehen hatte. Während der langen Fahrt wandelte sich ihre helle Zuversicht in kluge Nachdenklichkeit. Der allmächtige Mazarin, ihr Oheim, war lange tot; Ludwig war mit jener Spanierin verheiratet, um derentwillen Maria vertrieben worden war; die Montespan beherrschte den König — — Maria Colonna reihte diese Gedanken aneinander und wurde fast kleinmütig. Sie hatte die Absicht gehabt, keck in den Hof des Schlosses Fontainebleau einzufahren und schon durch diesen Verstoß gegen die Sitte die Augen auf sich zu lenken. Nun begann sie vorsichtig zu werden und blieb schließlich in einem Gasthause in der Nähe des Schlosses. Zu alledem erfuhr sie, daß Lorraine, auf den sie gerechnet hatte, in England sei. Ihr Mut sank, ihr Herz zitterte.

Maria Colonna schrieb an den König. Nie hatte sie so große Sorgfalt auf einen Brief verwendet.

Dann wartete sie in klopfender Ungeduld auf den Boten, der ihr die Antwort und eine Einladung an den Hof bringen mußte.

Tage vergingen. Die Fürstin erneuerte alte Bekanntschaften — und konnte sich ihre Enttäuschung nicht verhehlen. Das Leben war anders geworden um den Sonnenkönig. Das ungeheure Zeremoniell in seiner Umgebung befremdete die freieste der Römerinnen. Sie zwang sich, nicht an die Tage zu denken, da sie die ungekrönte Königin über die ewige Stadt gewesen war. Ihr Verstand sagte ihr, daß sie hier niemals mehr sein könne, als ein Spiegel unter den vielen Spiegeln, durch die der glänzende Ludwig seinen Glanz vermehrte.

Nach einer Woche ließ der Herzog von Vendôme, Geheimsekretär des Königs, sich bei der Fürstin melden. Maria empfing ihn in tief zitternder Erregung.

„Seine Majestät der König,“ sagte der Herzog nach einer Viertelstunde vorsichtig einleitenden Gespräches, „ist außerordentlich erfreut, die Nichte des großen Kardinals in seinen Landen zu wissen . . .“

Maria wagte nicht aufzuatmen.

„Es wäre der dringendste Wunsch des Königs gewesen, die Fürstin Colonna an seinem Hofe zu sehen. Indessen hat Seine Majestät mit aufrichtigem Bedauern von Ihrer festen Absicht vernommen, Frankreich wieder zu verlassen und sich nach den Niederlanden zu begeben — — Da es somit nicht in der Macht des Königs steht, Sie zu halten, übersendet Seine Majestät als Zeichen seiner äußersten Gnade eine Anweisung auf tausend Pistolen, zahlbar durch die königliche Generalkasse . . .“

Vendôme legte den Zettel auf den Tisch, verbeugte sich höflich und ging.

Die Fürstin blieb mit geschlossenen Augen in ihrem Sessel.

Das Spiel war verloren. Die Karte, auf

die sie alles gesetzt hatte, war die falsche gewesen. —

Zwei Tage lang blieb Maria weinend in ihrem armseligen Zimmer. Wenn sie unter ihrem Fenster eine der goldrändrigen Hofkutschen rollten hörte, barg sie das Gesicht in den Kissen. Grenzenlose Enttäuschung und Leere war in ihrem Herzen. Der Gedanke an den Freund ihrer übermütigsten Jugend hatte wie ein Stern über dem Leben Marias gestanden, nun war alles verloschen. Frankreich, ihre Sehnsucht, stieß sie zum zweiten Male von sich. Rom, das ihr einst Verbannung gewesen, schimmerte wie ein verlorenes Paradies. In den unruhigen Träumen in traurigen Nächten leuchtete die Peterskuppel über der ginstergelben Campagna wie ein seliges Ziel.

Maria Colonna sehnte sich nach den blauen römischen Tagen, nach dem Glanze der freien Feste, nach der Bewunderung einer kleinen Welt. Ihr Wunsch ward ihr zur Überzeugung: nichts stehe ihr im Wege, nach der ewigen Stadt zurückzukehren. Ja: sie war geflohen; Colonna hatte ihr nach dem Leben getrachtet. Aber war dies nicht ihre eigene Schuld gewesen? Oh — sie würde mit dem sanften Reiz der Reue vor ihn treten — — sie war schön — —

Die Fürstin beschloß, Italien wiederzusehen und schrieb an Hortense Mancini: sie solle sie in Turin erwarten. Zwei Tage später verließ sie Fontainebleau, kaum noch wehmütig über ihre Niederlage, das ewig hoffende Herz voll goldener Träume eines neuen Lebens zwischen den sieben Hügeln.

Einige Meilen vor Turin traf sie auf Hortense, die in einem offenen Wagen ihr entgegenkam.

„Nicht weiter!" sagte die Schwester. „Dein Herz hat dich in die Irre geleitet, Maria. Lorenzo Colonna hat nichts vergeben und nichts vergessen. Er wird dir nachstellen bis an dein oder bis an sein Ende. Welche Tollheit, dich nach Italien zurückzuwagen!"

Die Fürstin starrte sie an. „Sprichst du die Wahrheit?"

Hortense hob die Schultern. „Gehe nach Turin, wenn du willst. Colonnas Häscher werden dich in der ersten Stunde gefangen haben."

Maria weinte.

Die Schwester suchte sie zu trösten, aber sie mußte ihr den einzigen Trost versagen: die Heimat.

„Alles ist verloren, alles! Die Erde stößt mich zurück, wohin ich auch komme. Immer langte mein Herz nach neuen Hoffnungen und ward Herr über die Ränke des Geschicks. Immer lag es von Täuschung gefesselt. Wo soll ich hingehen, um zu sterben?"

In einem Wirtshaus an der Landstraße blieben sie einen Tag lang beisammen. Dann beschloß die Fürstin, Italien abermals zu fliehen. Nach Frankreich konnte sie nicht zurückkehren, nur der Weg über die Alpen nach Deutschland blieb ihr offen.

Mit wortloser Traurigkeit trennte sie sich von der Schwester und sah die Zackenmauer der Alpen wieder vor sich aufsteigen. Stumm und erloschen reiste sie nach Norden. In Augsburg verkaufte sie die andere Hälfte ihres Schmuckes, entließ ihre Diener und fuhr einsam von dannen; niemand wußte um ihren Weg; niemand kannte sie in den Städten, durch die er führte.

In Amsterdam mietete Maria Colonna ein kleines Haus am Rande des Lebens, von dessen Fenster aus ihr Blick über das ewige Meer hinträumen konnte. Hier wollte sie bleiben und von der Welt vergessen werden. Müde lächelnd sah sie im Spiegel ihre traurigen Augen und die Schrift des Leides, die das Leben in ihr Gesicht gezeichnet hatte. Sie war jetzt vierunddreißig Jahre alt, aber ihre Schönheit war von stillem Schmerz umhaucht wie eine weiße Rose.

Monate vergingen in Ruhe und verhießen weitere Jahre sanfter Stille. Maria Colonna forderte nichts mehr von der Welt.

Eines Morgens lärmten Waffen und schwere Schritte vor ihrer Tür. Es waren Soldaten der Republik, die die Fürstin Colonna verhaften sollten . . .

Maria glaubte an einen Irrtum und folgte ihnen willig. Man brachte sie zum Rathause. Dort wurde ihr eröffnet, daß Lorenzo Colonna den Niederlanden mitgeteilt habe, die Fürstin sei suspekt und betreibe Kundschaft im Dienste Frankreichs; man wisse ja, daß der König . . .

Maria beschwor ihre Unschuld, aber man zweifelte an ihr. Eine Untersuchung blieb ohne Beweise für die Anklage. Trotzdem erreichten ihre Feinde, daß man sie aus dem stillen Gartenhause vertrieb und ihr ein Kloster zum Aufenthalte anwies, das nichts anderes war, als ein frommes Gefängnis.

Die Fürstin Colonna, die heimliche Königin Roms, eingesperrt in ein Kloster — — Zorn und Leidenschaft wallten in ihr auf. In Wochen scheinbarer Ergebung dachte sie nur daran zu fliehen. Endlich bot sich, in den finsteren Nächten der Herbststürme, eine Gelegenheit. An der schlafenden Wache vorbei huschte die Fürstin, schlich durch schreckliche Gassen nach dem Hafen und gab den Rest ihres Geldes einem spanischen Kapitän, der sie in seinem Schiffe verbarg. Nach zwei Tagen lichtete das Schiff die Anker und ging nach Santander in See.

Maria Colonna betrat den Boden Spaniens arm, unglücklich, gefaßt und dennoch mit einer heißglühenden Sehnsucht: Italien!

Italien, das Land ihrer Triumphe, war ihr Ziel und Erfüllung geworden, nachdem die Heimat ihrer Jugend und auch die Fremde sie zurückgestoßen hatten . . . Italien, das ihr einst Verbannung gewesen, lockte sie mit tausend Zauberklängen — unwiderstehlicher, je verschlossener es für Maria Colonna sein mußte. Denn auch in Spanien ahnte sie die haßvollen Ränke und Verfolgungen Lorenzos.

Die müde Flüchtige suchte sich in Madrid am Hof der pfälzischen Maria zu halten, aber Colonnas Spione verleumdeten sie auch hier. Endlich wies man ihr das Kloster San Domingo el Real zum Aufenthalte an, und sie, die niemals ruhigen Herzens über die blühende Erde geschritten war, fand enttäuscht und bitter Frieden in den weißen Mauern. Über Ebenen und Wälder wanderte der einsame Blick ihres Geistes nach der Stadt königlicher Päpste und ragender Monumente, aber sie schwieg — und wartete.

Ein Sommer nach dem andern verstrahlte um sie. Leise schimmerten helle Fäden in ihrem dunklen Haar, und die leidvollen Augen wurden müde vor sehnsüchtigem Warten und Schauen. Siebzehn lange Jahre wandelte die Fürstin durch die Gärten und Gänge des Klosters zu San Sebastian.

Einmal begehrte ein Weib die Laienschwester Maria zu sprechen.

Maria Colonna ging zu der Fremden.

Zwei schwarze Augen schauten sie aus gelbem Runzelgesicht an . . .

Die Fürstin schrie auf. „Morena —!"

Die Mulattin kniete vor ihr.

„O süße Herrin — ich bin geeilt, geeilt, um Euch zu melden, daß Ihr frei seid! Lorenzo Colonna ist gestorben!"

Maria hielt sich am Rande des Brunnens. „Frei . . . frei . . . Rom, ewige Stadt, Licht in der Finsternis — — so halt' ich heute doch das Glück, nach dem ich ein Leben lang gewandert bin . . ."

Die treue Morena fing sie in ihren Armen auf. Mit sinkender Seligkeit öffnete Maria Colonna die Augen zu dem tiefen Himmel empor, lächelte strahlend auf — und verlosch wie ein irrender Stern im unendlichen Raume.

Belfried in Flandern. Von Stefan Zweig

Einst war er Wächter über Unbegrenztes:
Das Meer klang her und wusch der Stadt die Füße
Und nächtens, sternhaft zwischen Sternen glänzte
Sein Blick den Fahrenden Europas erste Grüße.
Mit hundert Schiffen, Mast an Masten starrte
Der Hafen wie ein weißer Wald zu ihm hinauf,
Sie brachten Ferne mit von vielen Fahrten
Und nach den Schlachten stellten sie Standarten
Als bunte Flammen rund um seinen Knauf.
Da reckte er, ganz mit Triumph behangen,
Die Stirne höher in den Sturm hinein
Und seine aufgelösten Glocken klangen,
Als hätte hundert Münder jeder Stein,
Und jeder schrie nur, um die Stadt zu loben,
Die unten nebelte, gegürtet und bewehrt. —
Er aber stieß mit seinem Stolz nach oben
Und riß die Himmel auf als ein granitnes Schwert.

Doch stumm umkreisten seine Rast die Jahre,
Und jedes Jahr ebbte der Strand zurück.
Bald konnten Schiffe nicht mehr ihn umfahren
Und seine Häfen, die voll Atem waren,
Erstarrten seicht und wurden Schlamm und Schlick.
Von immer ferner blinkerten die Segel,
Die einst an seinen Knien ausgeruht
Und waren bald nur mehr wie weiße Vögel,
Ein Strich, ein Hauch am Horizont der Flut.
Das Land brach vor, der Sand wuchs auf den Dünen,
Die Dünen wölbten sich zu runden, weichen Deichen,
Vergebens warf sein Schatten sich zu ihnen,
Sein Meer, das ungetreue, zu erreichen,
Vergebens donnerte die braune Kehle
Der Glocken, flammten seine Augensterne
Aus der granitumschienten Stirne her —
Die Schiffe, seine Kinder, blieben ferne,
Und zwischen großen Wolken und den kleinen Straßen,
Die mählich ihren Sinn und Glanz vergaßen,
Blieb einzig groß und unverändert: Er.

Und immer ragender, je mehr sich jene mindern,
Und immer größer in der kleinern Zeit
Steht er, ein Held im Harnisch, zwischen Bettelkindern
Nun in dem Klüngel ihrer Ärmlichkeit.
Verächtlich blickt, der einst zum Kampf gerufen,
Ein Wächter wider die Unendlichkeit,
An all dem Bettelvolk vor seinen Stufen
Und jenes Lebens feiger Krämerei,
Dem sich der Tag nur klein in Stunden krümelt,
Eh' er im Spind der Sparsamkeit verschimmelt,
Mit einem ungeheuren Blick vorbei.
Voll Trotz, in steinern aufgerecktem Hassen, —
O, daß er doch in solche Knechtschaft fiel! —
Stemmt er sich weg vom fetten Rauch der Gassen,
Weg vom Gewürm, das ihn zu nah umwimmelt,
Und muß doch dulden, daß querüber auf dem Platze
Die Bürger, die beim Sonntagsbiere schwatzen,
Sich eitel sonnen unter seinem Glockenspiel.
Gehorsam muß er diesen Sklavenseelen
Den Rosenkranz der Stunden in die Finger zählen
Und bis ins Spülicht ihres Schlafs hinein
Die Uhr in die verhangnen Fenster schrei'n. —
Allein dann ist ein Grimm in seinem Rufen,
Und wenn er mit dem erzgewohnten Munde
Die Stunde hallt und ihre Melodie,
Reißt er sie weit über die verflachte Runde,
Als spräch' er nur zu Gott und nicht für sie.

Aber manchmal bei Nacht
Wenn, ein Meer überm Meere, Springsturm herweht,
Wenn der Blitz zornwütig das Dunkel durchrennt
Und Donner ihm nach in die Tiefe kracht,
Dann drücken
Die kleinen Bürger sich feig und erschrocken
In ihre Betten zu blassem Gebet,
Und die Häuser kriechen folgsam und stumm
Wie niedergeschreckte, verschüchterte Glucken
Nassen Gefieders um ihn herum.
Er aber steht
Von Wolken umflogen, vom Donner umdröhnt,
Von den Blitzen mit springendem Lichte gekrönt,
Ein steinerner Baum, eine quaderne Wacht
In hochgemauerter Majestät
Unter dem feindlichen Firmament,
Das in Funken splittert und brennt.
An seinem Trotz zerschellen die gellen
Risse des Sturmes, die ihn umbellen,
Und die Blitze, die ihn zackig umschnellen,
Zeigen nur wieder, wie stolz er aufragt. —
Da kommt über ihn sein altes Frohlocken
Und, Sturm im Sturme, läßt er metallen
Seinen Kampfruf wider den Himmel hallen.
Urzeiten fühlt er sich wiederkehren,
Da keine Macht ihm zu trotzen gewagt,
Da er noch Herr war bis hin zu den Wellen
Und die Schiffe herrief mit steinerner Hand. —
Und noch einmal schreit der Zorn seiner Glocken
Donnergebot weit über das Land,
Als wollt' er das Meer, das ferne beschwören,
Es solle kehren und rückwärts wallen,
Zu seinen Füßen, zum alten Strand
Und als müßten ihn tief in den steinernen Hallen
Die Toten hören, sie, seine Vasallen,
Die ihn noch als ihren König gekannt.



Der neue Freistaat Danzig

Von Artur Brausewetter

Mit zehn Originalaufnahmen von Dipl.-Ing. Döring, Danzig

Danzig.

Vom Meere her weht frischer Wind. Königlich ragen in den herben Sonnenschein stolze Bauten, schlanke Türme; schmiegsam und voll stillen Behagens kuscheln sich um sie schmalgiebelige Häuser, verträumte Beischläge halten vor ihnen Wacht. Leise und behutsam hallt des Wanderers Schritt, als fürchte er sich, vergangene Zeiten aus holdem Schlaf zu stören. Es ist, als würde etwas lebendig, das einmal war und nicht mehr ist, etwas Großes und Starkes und Schönes. Durch eine so träumende Herrlichkeit geht man nur vorsichtig, ängstlich beinahe. Nur nicht daran rühren. Bleibe, holder Traum! Es ist jetzt so viel Wirklichkeit um uns. Und diese Wirklichkeit ist schwerlastend und drückend.

Spitz wie eine Nadel glüht der goldverbrämte Rathausturm in den geheimnisvoll blauenden Himmel wie ein stiller Fingerzeig in Fernen, die man nur suchen und ahnen kann, in das Sehnsucht weckende Land der Ewigkeit. Unter ihm streckt sich der schöne Bau des Rathauses, fein gemeißelte Spitzbogen zeigen ihr wundervolles Gewebe, um den alten Neptunsbrunnen schwirren und girren Tauben, vornehmer Miene blickt der Artushof auf sie herab. Gedenkt er der Zeiten, da er die Gäste der blühenden Hansestadt in seinen kunstgeschmückten Hallen sammelte? Da Fürsten und Könige über seine Schwelle schritten und er Feste sah, wie sie nur in einer alten deutschen Hansestadt möglich waren? Bleibe, holder Traum! Es ist jetzt so viel Wirklichkeit um uns. Und diese Wirklichkeit ist schwerlastend und tut weh.

Und was sagst du nun zu alledem, du wunderlicher Geselle, du altehrwürdiger Recke, der du wie ein Riese aus verklungener Zeit plötzlich dein stolzes Haupt über all die Giebel und Türme hinweg erhebst und zu mir hinunterschaust mit einem Blick, in dem so viel Wehmut und so viel Größe ist, so viel Leid und so viel Stärke zugleich, du unvergleichlicher Turm der alten Oberpfarrkirche zu St. Marien? Gefällt es dir in der Zeit nicht mehr, in der wir leben? Packt dich auch die heiße, die unbezwingliche Sehnsucht nach Tagen, die einmal waren und jetzt so weit, so schmerzlich weit hinter uns liegen?

Kommen und gehen sahst du der Menschen Geschlechter, jahrhundertelang. Ihre Kraft sahst du und ihren Mut, ihr Irren und ihr Straucheln. Sahst, wie sie kämpften und siegten, wie sie Länder eroberten, Siedelungen machten, Wildes kultivierten, Stadtteil auf Stadtteil erbauten, mit Bürgern mit blauen Augen und deutschen Stirnen bevölkerten.

Sahst Zeiten der Größe und Zeiten des Verfalls, sahst Deutsches dem Undeutschen weichen und Wolken, undurchdringlich und schwer, über einmal frohes Himmelleuchten sich lagern, sahst Trug und Treue einander sich die Hände reichen, sahst deine geliebte Stadt, als deren Hüter und Wächter du bestellt warst, belagert und bedroht von fremden Eroberern, hörtest den Donner der Geschosse zu dir emportoben, die deine königliche Höhe doch nicht erreichten.

Sahst dann neues Blühen und neues Leben, warst der stolze Zeuge eines herrlichen Aufstieges, da dein geliebtes Danzig im Mittelpunkt eines politischen und wirtschaftlichen Lebens voller Stärke und Reichtums stand und alles deutsch war und echt und treu. Und durch die engen Gassen schritt der Danziger Patrizier mit gemessenem Schritt und hoch erhobenem Haupt wie ein König durch sein Reich.

Und über allem throntest du und grüßtest deine Vasallen, die schlanken Türme unter dir, und ließest dein Auge über das fernhin wogende Meer schweifen, über die fruchtstrotzende Niederung und ihre buntglühenden Felder und Täler, über die welligen Höhen, die waldigen Hügel, die starkragenden Kuppen und Klippen am Meer. Und warfst dich ein wenig in die Brust und dachtest bei dir: ‚Das alles ist mir untertänig — Danzig, das bin ich!'

Es ist das alte Danziger Patriziergeschlecht nicht mehr, auf das du blickst. Ein neues ist an seine Stelle getreten. Fremde Trachten, fremde Bauten mischen sich in die alten, heimischen. Aber eins kann man von Danzig sagen: Wie die Zeiten auch wechselten, wie die Stürme über das trutzige Haupt von St. Marien auch dahinbrausten, in ihrem Kern und Wesen blieb die alte Hansestadt immer treu und deutsch.

Mochten unselige Verhältnisse und auch eigene Schuld die Kraft des Deutschen Ritterordens zerbrechen, mochte sich die Stadt in schwerster Notlage in den Schutz des Königs von Polen begeben, mochte sie später trotz aller tapferen Gegenwehr durch einen Staatsstreich auf dem Reichstage zu Lublin unter die Oberhoheit Polens kommen und mit dem ganzen Herzogtum Preußen dem polnischen Reiche angeschlossen werden, mochte der polnische König Stephan Bathori die Stadt, die sich bereits den deutschen Kaiser Maximilian zu ihrem Schirmherrn erwählt hatte, mit allen Mitteln zur Unterwerfung zwingen — stets blieb Danzig ein Bollwerk deutschen Wesens, deutscher Kultur.

Zwei große Blüteperioden kann man für

Danzig und den Osten feststellen: die erste, im Mittelalter, unter dem Deutschen Orden, der das brachliegende Land fruchtbar machte und besiedelte. Die zweite unter dem Zepter der Könige Preußens, die als Nachfolger des Ordens das verlorene Gebiet nach dreihundertjähriger polnischer Herrschaft, der es jedoch niemals gelang, Danzig zur polnischen Stadt zu machen, zurückgewannen und das verarmte und in Verfall geratene Westpreußenland in anderthalb Jahrhunderten treuer landesväterlicher Fürsorge, unterstützt von dem zähen Fleiß und der nie rastenden Tüchtigkeit seiner Einwohner, einer neuen wirtschaftlichen Zukunft entgegenführten.

Freilich, Zeiten der heißesten Not blieben Danzig nicht erspart. Aber gerade sie verankerten die Stadt nur um so fester und inniger mit dem deutschen Mutterlande. Unter den Stürmen der Napoleonischen Kriege, unter dem unseligen Sturz Preußens, unter den Schrecken der Napoleonischen Belagerung und der Gewaltherrschaft des französischen Generals Lefèvre, unter der erneuten fürchterlichen Belagerung des Gouverneurs Rapp, die die Stadt an den Rand des Abgrundes brachte und Hunger und Elend, Not und Tod in ihre Mauern einziehen ließ, ja, unter der gewaltsamen Angliederung an Frankreich — — mit unentwegter Treue, unbeirrter Kraft hielt Danzig sein Deutschtum hoch und heilig.

⌘ ⌘ ⌘

Und heute?

Der Friede von Versailles hat einen großen Teil des Ostens ohne weiteres vom deutschen Lande losgerissen und den Polen ausgeliefert, die altdeutsche Hansestadt Danzig aber mit einem kleinen Hinterlande zu einer Freistadt gemacht.

Auch das ist nichts Neues. Wie überhaupt nichts Neues unter der Sonne geschieht und alles nur ewige Wiederholung und auch die Geschichte der Völker nichts ist als fließendes Gleichnis. Das ist das ausgleichende Gesetz allen Geschehens und Leidens.

Bereits früher war Danzig eine Freistadt unter dem Schutz und der Oberhoheit Polens, wie sie heut eine Freistadt unter dem Protektorat der Entente ist.

Aber, mag es tausendmal auf dem Papiere stehen, mag es durch den Versailler Vertrag verbrieft und verbürgt sein — — gegen die Natur und ihre heiligen Gesetze kann niemand an, auch die stärkste Macht der Welt nicht. Durch einen einfachen Schiedsspruch, und mag er von dem klügsten Richter der Welt kommen, läßt sich ein Kind von der Mutter nicht trennen. Alles, was in Danzig von Jahrhunderten her lebt und webt, wirkt und schafft, leidet und sich freut, die ganze Seele der alten Hansestadt, ihr Kern und Wesen lehnen sich gegen eine so willkürliche Scheidung auf. Und mehr wie je gilt jetzt für Danzig die Losung: Up ewig ungedeelt.

Schade nur und traurig, daß man im weiten deutschen Vaterlande so wenig von Danzig weiß, so ganz falsche Vorstellungen



Der Fischmarkt

mit seiner Art und seiner heutigen Beschaffenheit verbindet.

In vergangenen Friedenszeiten, da gab es Menschen im Westen und Süden unseres Vaterlandes, die verbanden mit dem Namen Danzig etwas Sibirisches. Sie froren bei seinem Klange, und mußten sie einmal eine Reise „nach da oben“ machen, so träumten sie in der Nacht vorher von Eisbären und Schneestürmen.

Heute verbinden die Leute im Westen und Süden etwas anderes mit dem Namen Danzig: das Polnische. Sie meinen, wir da oben in Danzig seien bereits polnisch oder so gut wie polnisch.

Dagegen müssen wir mit allem Nachdruck Verwahrung einlegen. Nein, wir in Danzig sind nicht polnisch. Wir sind deutsch und wollen deutsch bleiben, solange in unserem blutenden Vaterlande deutsche Herzen noch schlagen, leiden, kämpfen, solange es einen Gott im Himmel noch gibt, der nicht duldet, daß ein so blühendes, herrliches, ein so treues deutsches Land durch Willkür verteilt, zerrissen, zerstückelt wird.

„Mein Herz in mir
Teil' ich mit dir,
Vergess' ich dein
Vergeß Gott mein,
Das soll deutschen Bundes
Gelöbnis sein.“

⌘ ⌘ ⌘

Eine besondere Stellung ist Danzig, wie bereits erwähnt, durch den Versailler Vertrag zugewiesen worden. Es ist Polen zwar nicht einverleibt, aber doch als „Freistaat“ von Deutschland losgetrennt und auf sich selber gestellt.



Zeughaus



Katharinenkirche

auch für Deutschland war es nicht leicht, das richtige Verhältnis zu dem losgetrennten Kinde einzunehmen. Daß es ihm die Einfuhr aus dem Reich nicht ohne weiteres freigeben konnte, lag auf der Hand, denn damit wäre ein ungehindertes Tor für Polen geöffnet. Aber das Danziger deutsche Wirtschaftsabkommen vom Februar 1920 hindert naturgemäß den Danziger Handel auf das bedenklichste und erschwert bei der Notwendigkeit steter Einholung der Ausfuhrerlaubnis jede Freiheit.

Was aber das Danzig-polnische Wirtschaftsabkommen betrifft, so sieht sich die Stadt, auf Polen und den Handel und Wandel mit ihm angewiesen, durch die immer wechselnde Valuta den größten Schwierigkeiten und Hemmnissen gegenüber.

Zu alledem kommt die für Danzig verhängnisvolle Entscheidung des englischen Hohen Kommissars, der sämtliche Eisenbahnen im neuen Freistaate, selbst die Vorortzüge nach Zoppot und Neufahrwasser, den Polen zugesprochen hat.

Noch viel schlimmer, ja verhängnisvoll für Danzigs Handel und Gedeihen, gefahrdrohend für das Leben seiner Bewohner ist die neuerdings durch den Völkerbund bestätigte Entscheidung des englischen Hohen Kommissars, die den Polen die Anlegung eines Munitionslagers mitten im Hafengebiet der Stadt gestattet. Eine Entscheidung, die wie ein Hohn auf die „Freie" Stadt anmutet und das Vertrauen auf eine gerechte Behand-

Es hat Menschen gegeben, die haben diese Wendung der Dinge mit Freuden, ja, mit den höchsten Hoffnungen und kühnsten Erwartungen begrüßt, haben einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, eine vielversprechende industrielle und finanzielle Entwicklung für den neuen Freistaat mit Sicherheit vorausgesagt.

Sie denken jetzt anders darüber. Sie haben manche schöne Hoffnung, manchen kühnen Traum traurigen Herzens begraben. Sie wissen, daß wir alle unsere Kraft zusammennehmen, mit aller Weisheit operieren und vor allem — kämpfen müssen bis aufs Blut, um das neugebaute Schiff des jungen Freistaates an den vielen Klippen vorbeizuführen, die ihm drohen.

Der Umstand, daß Danzig, bis dahin eine Stadt wie jede andere im Deutschen Reiche, nun plötzlich ganz auf sich angewiesen, im Handel und Wandel durch allerlei Zollvorschriften und Ausnahmegesetze eingeengt und in ihrem Verkehr gehemmt ist, stellt die Leitung des Freistaates vor ungeheure Aufgaben. Gewiß,



Langermarkt

lung durch den Völkerbund stark erschüttert hat.

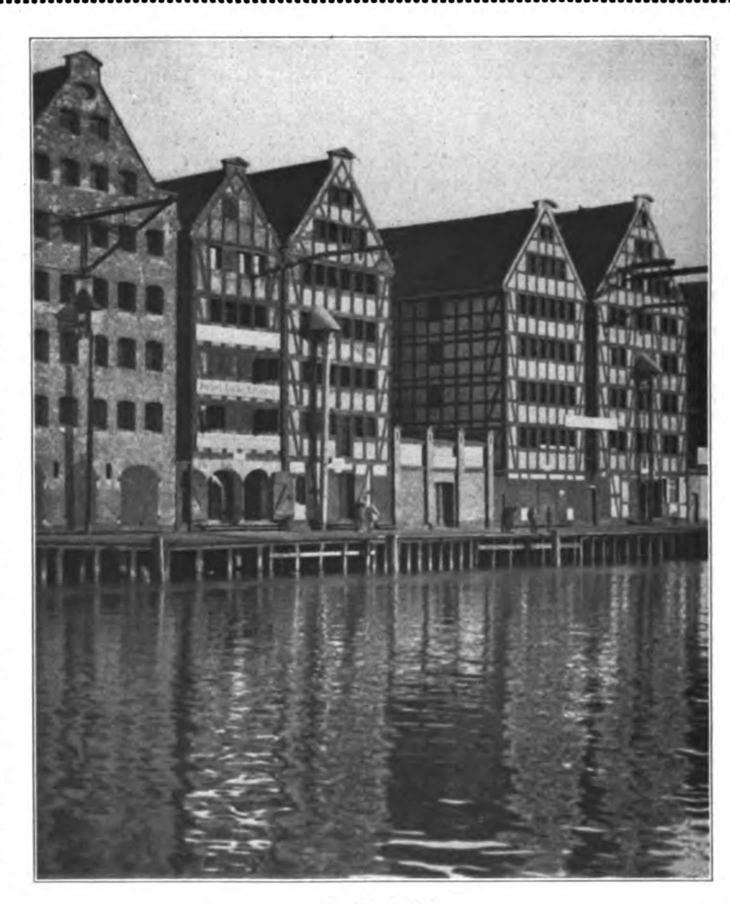
Aber was für einen Zweck hat es, dem Schweren und Enttäuschenden nachzugrübeln, das diese Danzig wenig freundlichen Entscheidungen gebracht? Jetzt gilt es nur eins: Kopf hoch und handeln! Das ganze Leben für den Deutschen besteht heute, wo er auch lebt und wirkt, lediglich in der Überwindung der Hemmnisse, die sich von allen Seiten türmen, und das heißeste Gebet für ihn heißt: „Gott, erhalte mir meine Widerstandskraft!"

So gilt es im besonderen für den neuen Freistaat, stark und mutig mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen, sich um keinen Preis unterkriegen zu lassen, sondern tapfer auf seinem Posten zu stehen und das Seine zu tun, ein jeder, was ihm zu tun gebührt. „Tapfer sein ist auch Religion," hat einmal einer so schön gesagt. Und diese Religion hat niemand so nötig als der Bürger und die Bürgerin des neuen Freistaates.

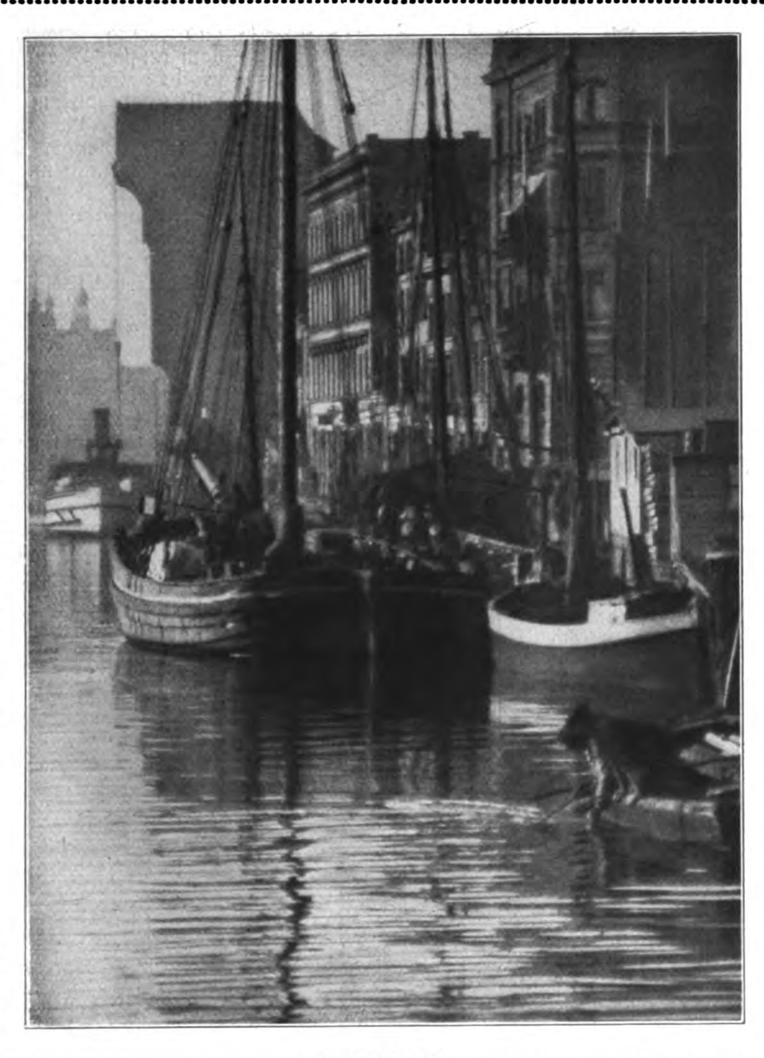
Den Kopf hängen zu lassen haben die Danziger keine Veranlassung. Das rein deutsche Gepräge ist der Stadt erhalten geblieben. Alle öffentlichen Gebäude von irgendwelcher Bedeutung sind deutsch geblieben. Auch die Hochschule, um die man oft in Sorge war. Jetzt erwächst dem Freistaat nur die Aufgabe, mit allen Kräften für die Bewahrung des deutschen Elementes, auch in der Hochschule, einzutreten. Nationalbewußtsein und Nationalstolz, diese dem Deutschen so oft mangelnden und doch so unerläßlich notwendigen Eigenschaften, nirgends sind sie von so entscheidender Bedeutung wie für den Freistaat Danzig. In dieser Beziehung können wir von den Polen lernen, denn das Nationalbewußtsein und der Nationalstolz sind bei ihnen im stärksten Maße und in seltener Höhe entwickelt.

Als Cäsar vor Rom erschien und der Senat und die angesehenen Bürger in wirrer Flucht davoneilten, soll er in die Worte ausgebrochen sein: „Die nicht für diese Stadt kämpfen — für welche Stadt werden sie kämpfen?"

So könnte man auch von Danzig sagen:



Speicherinsel



Am Fischmarkt

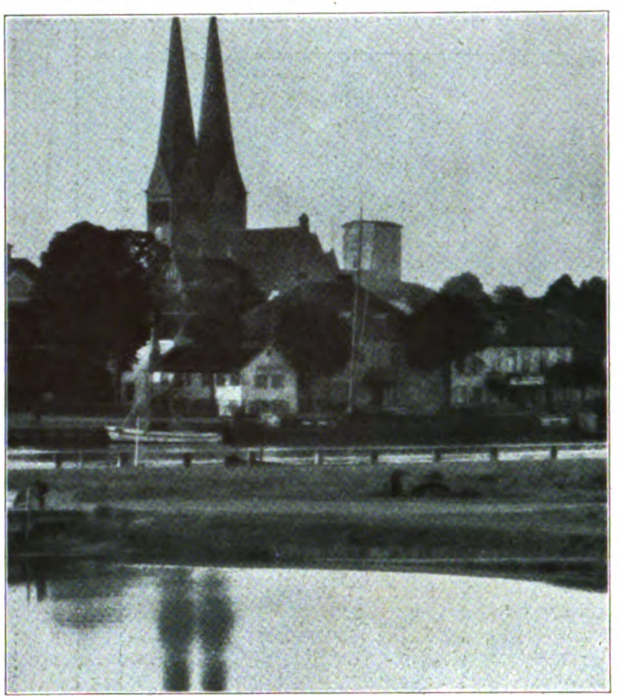
Wer für diese Stadt nicht freudigen, opferbereiten Herzens eintritt, für welche sollte er es tun? Denn Danzig ist nicht nur eine kerndeutsche, Danzig ist zugleich eine selten schöne Stadt, geschmückt mit den reichsten Erzugnissen deutscher Kunst und Kraft, geziert durch unvergängliche Baudenkmäler, die „Stadt der Türme und Glocken", wie man sie treffend nennen könnte.

Und nicht nur die Kunst macht sie so schön. Auch die Natur hat das ganze Füllhorn ihrer Gaben über sie ausgegossen. Dieses Meer mit seinen lieblichen Buchten, dem Kranze seiner Hügel und Wälder! Dieses Oliva mit seinem alten Kloster und Garten, den reizvollen Waldspaziergängen und Höhepunkten!

Aber die Krone von allem ist doch Zoppot. Wo findet man eine Natur, so lieblich und erhebend zugleich, wo eine Luft so weich und erfrischend, wo die Schönheit des blauenden Meeres mit der der rauschenden Wälder so wunderbar vereint wie in diesem gottgesegneten Badeort?

Freilich, vieles haben auch hier die Verhältnisse geändert. Wo sind die Zeiten hin, wo der Danziger Kaufmann, der Beamte oder Handwerker mit Weib und Kind, sowie die ersten linden Frühlingslüfte wehten, seine Sommerwohnung in Zoppot beziehen und bis in den Herbst in diesem herrlichen Flecken Erde seiner Erholung leben konnte?!

Andere Menschen wandeln heute über den Zoppoter Steg, bevölkern die zahlreichen Gasthäuser und Vergnügungsstätten, eilen



Neufahrwasser

schmale Mondsichel, blaß noch und wenig leuchtend, grüßt vom ernsten Abendhimmel — in den Spielsälen Zoppots rollt unaufhaltsam die Kugel, staut sich die ihr Glück suchende Menge, klingt . . . nein, das kann man ja heute nicht mehr sagen, gleitet, knistert, rauscht das Geld in nie aufhörenden Strömen von Hand zu Hand. Und nicht nur die Roulettesäle, auch die kleineren Cagnottesäle, in denen an ovalen, von grünschimmernden Lampen geheimnisvoll umdämmerten Tischen Baccarat gespielt wird, beginnen sich zu füllen . . . „ich bitte, das Spiel zu machen." Rolle, Schicksalskugel!

Nicht nur die Tatsache, daß Zoppot eine Spielbank hat, der Umstand in noch viel höherem Grade, daß die Kommune Zoppot von ihr unterhalten wird, hat viel Empörung hervorgerufen. Ja, die Empörung erreichte eine solche Höhe, daß die verfassunggebende Versammlung für den zu den mit allem Glanz und Geschmack ausgestatteten Spielsälen der Kurhaus-Kasinogesellschaft, könnten einem Zoppot verleiden, ja, unmöglich machen — wenn seine Schönheit nicht selbst über sie triumphierte.

Draußen lacht mit hellen, heißen Augen die Sonne. Silberflimmernd breitet sich der Strand, wie ein Gespinst von blauer, blasser Seide träumt das Meer seine schönsten Träume — in den Spielsälen Zoppots weiß man nichts von solchen Träumen, wehrt man ängstlich jedem Blick der vorwitzigen Sonne, ahnt man nichts von all der lachenden Herrlichkeit da draußen. Hinter den geschlossenen Vorhängen hört man nichts als das mit eintönigem Gesumm unaufhörlich wiederholte: „Ich bitte, das Spiel zu machen", das leise surrende Rollen der Elfenbeinkugel; sieht man nichts als ernst gespannte Gesichter, die mit mehr oder minder gemeisterter Erregung dem Lauf der Kugel folgen. Rolle, Schicksalskugel!

Die Sonne hat die Augen geschlossen und sich in ihr weißes Wolkenbett begeben, das seidene Blau des weiten Meeres ist in ein perlengraues übergegangen, die



Schichauwerft



Marienkirche

Freistaat Danzig fast einstimmig beschloß, den Staatsrat zu bitten, die Polizeiverwaltung in Zoppot anzuweisen, die Konzession des Spiel- und Kasinoklubs sofort zurückzuziehen.

Dieser Beschluß ist nie zur Ausführung gekommen, und die Wogen haben sich merkbar geglättet. Aber die schweren moralischen Bedenken bleiben trotzdem in vollem Umfang bestehen, sie werden auch in keiner Weise aufgehoben durch die durchaus praktischen Erwägungen, die der für das Wohl seiner Stadt in jeder Weise und mit großem Geschick eintretende erste Bürgermeister Zoppots, Dr. Laue, im Preußischen Verwaltungsblatt (Bd. 42, 3. 9. 21) anstellt:

Infolge der langen Kriegsjahre mit ihren Nachwirkungen, insbesondere durch die langjährige Sperrung jeglichen Badeverkehrs, durch die Stillegung fast jeder Bautätigkeit, durch die gewaltigen Ausgaben für Kriegsfürsorge, für Behebung der Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit war die Stadtgemeinde Zoppot unverschuldet in schwere finanzielle Nöte geraten. Sie lebensfähig zu erhalten, reichte die Steuerkraft bei weitem nicht aus. Der Selbsterhaltungstrieb zwang daher Zoppot, das sonst fraglos zugrunde gegangen wäre, in Ermangelung jeder anderen Einnahmequelle unter Zurückstellung aller noch so gewichtigen moralischen Bedenken, den Zusammenbruch durch Einnahmen aus dem Spielbetrieb abzuwenden.

Allmählich brach sich dann der Gedanke eines gemischt wirtschaftlichen Unternehmens mit einem Privatunternehmerkonzern unter Beteiligung sämtlicher zu einer G. m. b. H. zusammengeschlossenen Stadt- und Landkreise des Freistaates Bahn, die nun als „Freistadtgemeindeverband-G. m. b. H." die Angelegenheit der „Zoppoter Kasino-G. m. b. H." in die Hand genommen hat.

Hat Zoppot in dieser Beziehung manchen moralischen Vorwurf über sich ergehen lassen, so sollen darüber die wesentlichen Verdienste der Kommunalverwaltung Zoppots in vieler anderer Beziehung nicht vergessen werden.

So ist Zoppot seit Vorkriegsjahren vorbildlich auf dem Gebiete des Wohnungswesens und der Bodenpolitik gewesen. Große Gutskäufe in den Jahren 1904 bis 1911 sicherten ausreichenden Grundbesitz. Die Wohnungsbautätigkeit wurde für alle Kreise der Bevölkerung belebt, so daß in den Jahren 1913 bis 1914 die Zoppoter Fischersiedlung entstand, eine Kleinhaussiedlung für die Zoppoter Fischerbevölkerung nach sozialen und bodenreformerischen Grundsätzen. Die großen Verdienste, die sich in alledem der zu früh heimgegangene erste Bürgermeister Woldmann um die Stadt erworben, und die jetzt von seinen hochbefähigten Nachfolger Dr. Laue konsequent weitergebaut werden, gereichen der Stadt zum größten Nutzen. Und weiter:

Während des Krieges richtete Zoppot nicht nur als eine der ersten Städte im Osten zwei umfangreiche Kriegerheimstättensiedlungen ein, und zwar eine ländliche und eine mehr im Inneren der Stadt gelegene städtische, sondern führte als erste Stadt die Wohnungssteuer als Mietssteuer für vorhandene und daher unter der Mieterschutzgesetzgebung preiswerte Wohnungen ein, während sie aus den Erträgen der genannten Steuer im Wege der Zuschußbewilligung eine Reihe umfangreicher Neubauten errichtete.

Damit hat sich Zoppot nicht nur auf dem Gebiete des Badewesens, der Waldoper, des Sportes, sondern gerade auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet an führende Stellung gesetzt.

⌘ ⌘ ⌘

Eins soll zum Schluß dieser Abhandlung über den neuen Freistaat noch hervorgehoben werden, was so leicht unterschätzt wird: die nationale und kulturelle Bedeutung eines guten deutschen Theaters für bedrängte und von fremdländischen Elementen durchsetzte Gebiete. Denn darüber dürfen wir uns hier keiner Täuschung hingeben: sind die Leitungen unserer Theater nicht auf dem Posten, verstehen sie nicht, das echt Künstlerische mit dem Deutschen in ausgeglichener Weise zu verbinden, so werden wir bald ein fremdländisches Theater an Stelle des deutschen hier haben.

Um so freudiger darf gesagt werden, daß der Freistaat in dieser Beziehung gut versorgt ist. Direktor Schaper, der Leiter des Danziger Stadttheaters, pflegt mit einem sowohl auf dem Gebiete der Oper wie des Schauspiels bewährten Personal einen deutschen Spielplan und hat in den Oberspielleitern Hermann Merz für das Schauspiel und Julius Brischke für die Oper zwei Kräfte gewonnen, die ihre künstlerische Fähigkeit in den Einrichtungen sowohl klassischer wie moderner Stücke bewiesen haben. Gerade in einer immer mehr gefährdeten Stadt wie Danzig ist es wertvoll in Rudolf Schaper den Mann gefunden zu haben, der das künstlerische wie nationale Interesse in gleicher Weise fördert.

Mit der gleichen Anerkennung darf man Otto Normanns Tätigkeit als Direktor des Zoppoter Stadttheaters erwähnen, der diese Bühne durch seine Leitung auf eine beträchtliche Höhe gebracht hat und die größten Künstler Deutschlands an seine, die Bedeutung eines Kurtheaters weit überflügelnde Sommerbühne ruft.

Mehr als in jedem anderen Lande heißt es für den kämpfenden Freistaat: Vorwärts auf allen Gebieten des Lebens und aufwärts Kopf und Herz!

Dann wird es, mag es noch so schwer oft sein, schon gelingen. „Nec temere nec timide," dieser alte Danziger Wappenspruch hat jetzt seine rechte Bedeutung erhalten.



Einfahrt in Neufahrwasser

Der Arzt, sein Beruf und sein Stand

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Karl Sudhoff



erztliches Tun hatte in den Anfängen der Menschheit mit Berufs- und Standesethik nichts zu schaffen. Helfen und Heilen war wohl frühe edles Menschenwerk, wenn es auch schon im Tierreich seine Vorläufer hat. Der verletzte Gatte und Sohn fand vor allem Hilfe bei Gattin und Mutter, nachdem ihm Weid- und Kampfgefährten schon die erste Hilfe hatten angedeihen lassen. Wundpflege und frühes Arzttum lag lange in der Hand der Frau. Noch das deutsche und französische Edelfräulein des Mittelalters erhielt in der Wundbehandlung und Krankenpflege, auch in der Heilkunst von Mutter und anderen weiblichen Anverwandten Unterweisung.

Aber trotzdem haben sich Heilfertigkeit und Heilwissen sehr früh aus dem allgemeinen Menschenwerk in der Familie, in der Sippe, im Clan und der weiteren Stammes- und Volksgemeinschaft gelöst. Die Vorstellungen vom Krankwerden und den dagegen zu ergreifenden Maßnahmen brachten es in ihrer allmählichen Weiterentwicklung mit sich, daß nur eine besondere Geschicklichkeit und Begabung, eine voraussetzungsvolle Technik und Übung ihnen volles Genüge und Zielgewißheit wie Erfolgsicherheit zu bieten vermochten. Auch schon ehe man klar erkannt zu haben glaubte, daß böse Geister, dämonische Mächte Krankheit und Tod veranlaßten und gegen sie eine Beschwörungskunst von immer wachsender Umständlichkeit und Vielgestaltigkeit angewandt werden müsse, die den Herrscher über die Krankheitsgeister auch zum Gewaltigen über Menschenglück und Menschenleid machten — auch vorher schon hatten die Streichungen und Knetungen und Klopfungen am kranken Menschenleibe, um einen krankmachenden Fremdkörper zu beseitigen, große Übung und Geschicklichkeit, eine oft verwickelte Technik erfordert. Sie konnte nur wenigen Auserwählten in einer solchen Vollkommenheit zu eigen werden, daß sie Erfolge zu erringen vermochte am Marterbette des von Krankheit Heimgesuchten. Aus dem Schamanentum, aus den Techniken des Medizinmanns entwickelte sich der Priesterarzt, der sich wieder in den Tempelverwalter des Heilwissens und den ausübenden Heilkünstler als Beschauer, Beschwörer, Masseur und Tempelapotheker schied.

Auf keiner dieser Stufen kann von Berufs- oder Standesethik ernsthaft gesprochen werden. Der Arzt auf dieser Stufe war im besten Falle der begeisterte Diener seines Gottes, zu dessen Ruhme er Wunder tat, die wieder der Tempelgenossenschaft Ehre und Gewinn brachten, wenn er nicht gar die Notlage der Unglücklichen in schlauer Weise zum eigenen Vorteil auszunutzen ohne Gewissensbisse bestrebt war.

Wie so vieles andere ist auch das Verhältnis zwischen Arzt und Kranken, solange es nicht mehr ein Teil einfacher Familien- und Sippengemeinschaft gewesen und damit zum Pietätsverhältnis gestempelt war, erst durch das gottbegnadete Hellenentum geadelt, zu einem der Edelgüter der Menschheit ausgestaltet worden. Schon in der Heldenzeit des Griechenvolkes ist ärztliches Wissen und Tun gleichsam mitgeadelt im Leben dieser reckenhaften Adelssippen. Und schon fällt das Wort, daß ein heldenhafter Mann, der zugleich Arzt ist, an Wert viele andere aufwiegt — wenn man seiner bedarf in Wunden, Not und Siechtum.

Wunderbar ist es zu sehen, wie aus dem königlichen Vater Asklepios, den homerischen Helden vor Troja, Podaleirios und Machaon, allen dreien heilkundigen Männern hohen Wertes, sich allmählich im Heilkult die wunderbare Helfergestalt des Asklepios herausbildet, der die Künstlerheroen eines Praxiteles und eines Skopas als sehnendem Heilsucher und im Pathos des die Brust fast sprengenden Helfensdranges so überwältigenden Ausdruck verliehen haben. Höher noch wiegt das Ethos der späten Heilandserscheinung des gleichen Griechengottes, der als letzter des entvölkerten Olymp dem Erlösungssehnen des späten Hellenismus, der ausklingenden alten Welt Genüge bot und Stillung des Verlangens nach Hilfe und Erhebung über alles Erdenleid, der am längsten dem Christenheiland die Herrschaft streitig machte, zu dem auch der „abtrünnige" Kaiser Julianus zurückkehrte und alles Volk im Glauben an ihn und in seinem Dienste beglücken wollte, eben Asklepios.

Aber nicht nur in den Höhen des Himmels war heilendes Arzttum dem Griechenvolke in Verklärung aufgegangen, wie irdisch, allzu irdisch es auch in den Asklepiostempeln oft zuging — auch in der Helle des Joniertums und in der Herbigkeit des dorischen Wesens war auf festem Boden der Erfahrung, des Tatsachendienstes und der Wissenschaft dem Griechentum ein Ärztestand erwachsen, dem es ein Heiliges war um seinen Beruf, der aus sich heraus sich selbst Gesetze und Normen schuf, Berufsethik und Berufspflichten sich aufstellte, die bis zum heutigen Tage Leitlinien und Leitschranken der Ärzte aller großen Kulturvölker geblieben sind. Und wie es über der Schwelle des Heiltempels von Epidauros als Mahnung dem Hilfesuchenden entgegenrief, um ihn in die für den Heilvorgang geeignete Seelen-

verfassung zu bringen: „Heilige dich selbst zuerst in Gedanken! Reinheit fordere ich!" in den feinen Verszeilen:

„Dem Reinen öffnen sich des Tempels Schranken,
Des weihrauchduftumwallten, jederzeit:
Wir heißen's fromm sein. Aufwärts die Gedanken!
Das ist die Reine, die der Gott gebeut."

So heißt es in dem Ärzteschwur von Kos, den man an den Namen des großen koischen Ärzteheros Hippokrates geknüpft hat, wenn er auch weit älter ist in der asklepiadischen Ärztegilde auf der kleinen Insel, die ihr Antlitz der kleinasiatischen Küste von Knidos zuwendet — beides altärztliche Pflegestätten des Heilwissens höchsten Ranges — so heißt es vollentsprechend im alten koischen Ärzteschwur: „Rein und fromm will ich mein Leben und meine Kunst bewahren," nachdem Apollo, der Heilmächtige, und Asklepios und Hygieia als Zeugen angerufen sind und Achtung vor den Lehrern der Kunst und vor den Kunstgenossen angelobt sind: „Meine Verordnungen will ich geben zu Nutz und Frommen der Kranken nach Kräften und Gewissen, fern sei mir jede Schädigung. Keinem will ich, selbst auf Verlangen, ein tödliches Mittel reichen oder einen dahin gehenden Rat erteilen. Die Häuser, die ich betrete, will ich nur zum Wohle des Kranken betreten, fern sei mir jede Verführung, und was ich sehe und höre während der Behandlung oder sonst im täglichen Verkehr von Dingen, die nicht unter die Leute kommen dürfen, darüber will ich schweigen und sie hüten als mein ärztliches anvertrautes Geheimnis." Die gleiche Höhe der Gesinnung klingt uns aus dem großen ärztlichen Schriftenkorpus entgegen, das unter dem Namen des Hippokrates selbst geht und in allen seinen Teilen um das Jahr 400 v. Chr. entstanden ist. Leitgedanke ist: nur „wo Liebe zum Menschen vorhanden ist, da ist auch Liebe zur ärztlichen Kunst". Der kranke Mensch steht in der Mitte des Ganzen; was ihm frommt, ist der Maßstab für alles andere. Um dessentwillen drängt Hippokrates auf vollste Ausbildung im ganzen überkommenen ärztlichen Wissen, auf dessen erschöpfende Beherrschung, aber auch auf die harmonische Ärztepersönlichkeit, die den Kranken ganz für sich einnimmt und so die Grundlage schafft für ein ersprießliches Wirken im Dienste des Kranken; in beidem Schulung von Jugend auf unter Leitung tüchtiger, bewährter Männer. Klarheit in der Erkennung der Aufgaben und hohes Verantwortlichkeitsgefühl. Volles Schweigegebot bleibt grundsätzlich aufrecht erhaltene Forderung, jedem einzelnen heilige Pflicht; aber es werden auch schon die Ausnahmefälle erörtert, unter denen unter Rücksicht auf das allgemeine Wohl eine Durchbrechung und öffentliche Erörterung geboten sein könnte. Alles Tun und Lassen ist abzuwägen unter Rücksicht auf die Gesamtaufgabe des Arztes und der ärztlichen Kunst, selbst im Äußeren des Arztes. Selbsthingabe und Selbstverleugnung zum Besten des Kranken wird ärztliche Pflicht. Falsche Empfindlichkeit oder Scham sind abzulegen, wo es das Wohl des Kranken erheischt: die Hinzuziehung eines anderen Arztes in schweren Fällen unter Abtun alles lächerlichen Wissensdünkels und eitler Selbstschätzung wird gefordert. Damit ist auch der Stillstand auf der erreichten Stufe des Wissens abgelehnt und methodische Fortführung der Arbeit um erweiterte wissenschaftliche Erkenntnis zur Aufgabe erhoben. — — —

Das sind die Grundgedanken, die schon zur Zeit der ersten umfassenden Begründung wissenschaftlichen und künstlerischen Ärztetums bei den Hellenen mit Klarheit ausgesprochen wurden. Sie sind es seitdem geblieben. In ihrem Sinne hat man sich immer wieder auf Hippokrates bezogen, Hippokratische Akademien, Hippokratische Körperschaften gegründet, an den Grenzen Persiens und zu Salerno im Mittelalter, zu Florenz in den Tagen der Renaissance. Aus dem gleichen Grundempfinden heraus hat der größte deutsche Arzt auf der Schwelle der Neuzeit, Theophrast von Hohenheim, es ausgesprochen: „Im Herzen wächst der Arzt, aus Gott geht er" — „der höchste Grund der Arznei(kunst) ist die Liebe." Und noch vor wenigen Jahrzehnten hat es ein großer Wiener Kliniker, Hermann Nothnagel († 1905), eindringlich seinen Hörern eingeprägt: „Nur ein guter Mensch kann auch ein guter Arzt sein." Und wir Hochschullehrer der Medizin erziehen unsere jungen Ärzte noch heute in dem gleichen Geiste.

Auch das ärztliche Gemeinsamkeitsgefühl, der Standeszusammenschluß wurzelt in den griechischen Ärzteschulen von Kos und Knidos usw. und wurde in Salerno, Montpellier, Bologna, Paris und allenthalben weiter gepflegt, der Zusammenhalt in Wirkung auf das hohe ärztliche Ziel in Ausbildung und Ausübung. Regel und Pflichtenkreis ärztlichen Tuns im Sinne ärztlicher Körperschaften fand volle staatliche Anerkennung und „Approbation" schon andeutungsweise in letzter römischer Kaiserzeit, in vollem Umfang und mit Klarheit ausgesprochen unter dem letzten großen Staufenkaiser Friedrich II., die Ausbildung, Prüfung und Bestätigung als Arzt der Salernitaner ärztlichen Lehrkörperschaft zuwies und damit die Grundlagen moderner, staatlicher Maßnahmen und Bürgschaften für die Allgemeinheit, den Ärztestand in Ausbildung, Berufsausübung und Überwachung schuf.

Was derart im Laufe von fast 24 Jahrhunderten an ärztlichem Wissen in allen Kulturländern, als gesundheitlicher Dienst am Volke in freier persönlicher und körperschaftlicher Betätigung und unter selbstgesetzter wohlerwogener Zweckgebundenheit organisch geworden ist, findet heute in Lehre und Übung seine sachgemäße Pflege in Hörsaal und Klinik, im blühenden Leben der körperschaftlichen Vereinigungen und wird

tausendfältig täglich und stündlich umgesetzt im ärztlichen Wirken zum Heile der Erkrankten und zur Bewahrung der Gesunden — wenn es die heute in Deutschland dank Haß, Übelwollen und Unverstand verblendeter feindlicher Führer noch gibt.

Klinik und namentlich Poliklinik tun hier bei der Heranbildung des jungen Arztes ihr Edelwerk in Vorbild und Hinweis; besondere übersichtliche Lehrgänge der Anweisung und Einweisung für die ärztliche Praxis legen die Leitlinien fest.

Immer wieder seit vielen Jahrhunderten hat ein erfahrener Arzt sich an seine Standesgenossen, namentlich die jungen Kollegen gewendet und ihnen bald die gebotene Vorsicht und Umsicht gepredigt in den Fährnissen der Praxis, sie auf Fußangeln hingewiesen, die zu meiden seien, auf trügerischen Schein, von dem man sich nicht blenden lassen dürfe. Oder er hat sie auf besondere Aufgaben des Arztes am Krankenbette aufmerksam gemacht, die doch noch gekannt sein wollen, auch wenn man die Technik der Krankheitserkennung und der Findung des Heilplanes voll beherrscht, will man nicht Schiffbruch leiden noch an dem Eingang in den rettenden Port, und selbst wenn man nebenher den ärztlichen Ehrenkodex völlig innehat — Einführung in die ärztliche Politik, oder will man keinen so hohen Kothurn: Abfassung eines Cicerone als Begleiters in das Land der ärztlichen Kunst.

So muß der junge Arzt schon davon ein triftiges Wissen haben, welche Rechte und Pflichten ihm rein formal die „Approbation als Arzt“ verleihen im Reiche und außerhalb, daß ihm z. B. zwar drückende gesetzliche Verpflichtungen abgenommen sind, welche ihn zwangen, jedem Rufe unbedingt zu folgen, daß aber an dessen Stelle der deutsche Ärztetag es als einen schweren Verstoß gegen die ärztlichen Standespflichten einmütig erklärt hat, ärztliche Hilfe zu verweigern, wenn dringende Lebensgefahr wegen frischer Erkrankung oder plötzlicher Verschlimmerung zu bestehen scheint. Jeder muß darauf hingewiesen werden, daß er sich ernsthaft prüfe, ob er körperlich der Aufgabe seines Berufes gewachsen sein wird und seelisch, daß wissenschaftliche Vorbereitung in vollstem Maße noch nicht voll genügt, daß man Kraft des Gemütes und nachhaltige Begeisterung besitzen muß, den schweren Beruf ganz zu erfüllen, den ein erprobter Kliniker einmal als „die edelste Kunst und das elendeste Handwerk“ leider mit vollem Rechte bezeichnet hat. Gesunden Menschenverstand, opferbereite Menschenliebe, warme Teilnahme für die Leidenden, kaltes Blut, Geistesgegenwart, schnelle Entschlußfähigkeit und ein hohes Maß technischer Fertigkeit werden ständig vom Arzte gefordert, soll er die einzigartige Vertrauensstellung ausfüllen, die einen ganzen Mann erfordert.

Auch die Wahl eines Ortes zur Niederlassung, ob Stadt oder Land, verlangt Umsicht, Urteil und in mancher Hinsicht erneute Selbstprüfung, ebenso die Niederlassung selbst und Beschaffung, Auswahl und Ausbau der ärztlichen Einrichtung. Hat doch schon Hippokrates ein besonderes Schriftchen „Über die Werkstatt des Arztes“ geschrieben, ein anderes über seine Kleidung und sein äußerliches Verhalten und Anstand. Gute Allgemeinbildung, welche unnötige Blößen auf dem Gebiete des nicht strengärztlichen erspart, wird dem jungen Arzte das gehaltene Selbstvertrauen geben, dessen er neben vielem anderen bedarf, von dem nur das ständige eigene Fortschreiten mit der Wissenschaft seines Faches auf allen Gebieten noch genannt sei. Gerade bei uns in Deutschland sind ja literarisch und organisatorisch die Vorbedingungen für die ständige Fortbildung der Ärzte besonders entwickelt. Auch die Frage: „Wie kommt man in die Praxis?“ ohne sich selbst oder seinen Stand herabzuwürdigen, bedarf wohl der Erwägung, auch die Frage der Verheiratung und der Wahl einer Frau; an eine gute Doktorsfrau werden große Anforderungen gestellt, in mancherlei Betracht.

Die Kardinalfrage ist aber die der Stellungnahme zwischen dem Arzte und seinen Patienten. Vorbedingungen, daß sie sich gedeihlich gestalte, sind: daß der Arzt nie zerstreut sei, immer Geduld habe, immer Zeit habe, daß er wisse, sich in die Seele des andern zu versetzen, daß er ebenso geduldig zuhören kann, wie geschickt sein in der Fragestellung, daß er vieles erraten muß und eine Frage lieber nicht stellt, ehe er sich der Gefahr aussetzt, eine Lüge als Antwort zu erhalten. Man soll nicht unnötig zu viel und nie ohne Schonung untersuchen, aber beileibe auch nicht zu wenig. Der Kranke will, daß alles klar- und festgestellt werde, genau so gut, wie ihm ab und zu eine ausgiebige Gelegenheit Bedürfnis ist, sich mit aller Gründlichkeit dem Arzt gegenüber selbst über seinen Zustand auszusprechen. Man darf niemals „human“ sein wollen auf Kosten der Krankheitserkennung. Ruhige Entschiedenheit führt immer zum Ziel, und damit ist dann der Kranke auch völlig zufrieden. Niemals darf man den Kranken merken lassen, daß man selbst etwa Ansteckung fürchtet. Man wäscht sich daher z. B. besser die Hände auch **vor** jeder Untersuchung. Die Bekanntgabe des Untersuchungsergebnisses an den Kranken und seine Angehörigen verlangt oft recht viel Takt, Lebensklugheit und Herzensbildung; sie verlangt Schonung, die aber nie zu weit gehen darf, schon um etwaige Gefahr der Ansteckung für die Umgebung des Kranken auszuschließen. Auch bei der Entscheidung über die einzuschlagende Behandlung wird von uns vielerlei verlangt; auch hier ist wieder Lesen in der Seele des Kranken vonnöten, besonders bei der Durchführung, die mit Geduld und Klugheit den Kranken selbst als Bundesgenossen zu ge-

winnen suchen muß für das Genesungsziel unter stiller Durchsetzung des ärztlichen Willens, ohne davon Aufhebens zu machen und ohne den Kranken als willenlose Maschine zu behandeln. Hilfstruppen für die Erreichung des Heilungszieles muß man sich von allen Seiten zu werben wissen. Die Frage einer etwa nötig werdenden Operation verlangt in der psychologischen Vorbereitung besonders viel Klugheit und Takt vom Arzte; man muß mit den Kranken und seinen Angehörigen die Sache beraten, nicht überreden wollen, das Für und Wider darlegen usw. Oft wird das wahre Mitleid unser bester Führer am Krankenbette, weil es uns hellsehend macht und unter der Hülle des Lächelns tiefes Weh erkennen läßt, das nach der Seele des Heilenden verlangt, nicht nach dem Rezept. Aber auch gerade das Äußerliche darf wieder nicht unbeachtet bleiben, das uns die entfernteren Ursachen der Krankheit klar werden läßt. Die ganze Lebenslage ist bei dem Krankenbesuche mit aufzuklären; vieles muß auch hier oft erraten werden, was uns scheu verschwiegen oder verborgen wird und was wir auch wieder ohne viel Worte zu bessern suchen müssen, oft ohne Arznei. Unwägbares ist nicht selten das am meisten ins Gewicht Fallende. Auch die Arbeitsbedingungen sind neben den eigentlichen Lebensverhältnissen (Wohnen, Trockenheit, Licht, Wärme) oft von durchgreifender Bedeutung. Bei der eigentlichen Krankheitsbehandlung ist die Frage der Anwendung einer Arznei, eines Hausmittels oder eines besonderen physikalischen oder chemischen (z. B. Licht- oder Strahlen-) Verfahrens gar nicht so selten mehr Frage des Taktes und der Seelenverfassung des Kranken, seines Mißtrauens und anderer Volksvoreingenommenheiten, als der wissenschaftlichen Tatsachen und Überzeugungen. „Heilen" ist ungeheuer verwickelt und verlangt Vorurteilsfreiheit und Intuition, Wissenschaft und Kunst und dazu den ganzen Menschen als geborenen Arzt. Vom „heilenden Glauben", der sich nicht nur an Übernatürliches klammert, soll dabei noch gar nicht geredet werden.

Während der „Arzt von Fach" früher den fachmännisch ausgebildeten Arzt von Beruf bezeichnete, hat man sich allmählich daran gewöhnt, unter „Facharzt" das zu verstehen, was man früher nicht allzuschön als Spezialist oder Spezialarzt bezeichnete. Das ändert nichts an der unabwendbaren Tatsache, die vorübergehend schon für eine Reihe von Jahrhunderten in der Hochkultur der sinkenden Antike vor zweitausend Jahren Geltung hatte: die Gesamtmedizin und ihre Einzelzweige haben solchen Umfang und solche Ausbildung ins einzelne erfahren, daß in vielen Krankheitsfällen die Maßnahmen zur vollen Aufklärung des gesamten Krankheitsbildes und erst recht die zur Beseitigung des Störungszustandes eine solche Fülle von Handgriffen, Apparaten und Einzelkenntnissen zu deren voller Ausnützung verlangen, daß ein einzelner nicht mehr in allen gleich vollständig ausgebildet sein kann. Stand und Hochschulen wachen darüber, daß die volle Ausbildung des einzelnen Facharztes den Kranken und der Ärzteschaft gewährleistet wird, damit zwischen allgemeinen und Sonderärzten das vertrauensvolle Zusammenarbeiten möglich ist, das nicht entbehrt werden kann. Trotz mancher Schwankungen in seiner Bewertung hat der allseitig gebildete und fortgesetzt auf dem laufenden bleibende Hausarzt seine hohe Vertrauensstellung bewahrt. Und das ist gut so.

Es hat aber auch in das als notwendig erkannte Zusammenwirken mehrerer Ärzte am Bette eines Kranken neue Noten gebracht. Das Konsilium der Ärzte war von jeher eine wichtige Angelegenheit des Berufs und Standes und ist es geblieben, beseelt von der edlen Gesinnung der „Kollegialität", die im ganzen Volksleben Schule gemacht hat und doch anfänglich eine ausschließlich ärztliche Sache gewesen ist. Daß sie Leben habe unter der Ärzteschaft und nicht nur ein leerer Wortklang bleibe, das hat von je bis heute der Stand und seine Einzelkörperschaften ganz besonders sich angelegen sein lassen. Nichts nimmt auch dem oft zu hörenden Gegensatz von „Arzt und Publikum" so sehr alle Schärfen als die freie Übung der Anforderungen einer edelen Kollegialität in dem hohen Sinne aufgefaßt, wie sie gerade die deutsche Ärzteschaft in ihrer Gesamtheit ganz besonders auszeichnet. Das ganze so hochwichtige Ärztevereinswesen, die freie Ärztegewerkschaft ist von ihr erfüllt, und das Wohl der Kranken ist ihr oberstes Grundgesetz. Selbstgegebene Ärzteordnungen, die in der freien Ärztegewerkschaft gipfeln, haben sich wichtiger und fruchtbringender erwiesen als die langerstrebten und endlich erreichten staatlichen Ärztekammern usw. Und wenn der Ärztestand für sich zu kämpfen scheint, für freie Ärztewahl und verwandtes, so kämpft er im Grunde damit nur den Kampf der Allgemeinheit, der an der freien Wahl des Helfers, die jedem Leidenden offen stehen muß, noch im höheren Maße gelegen sein muß und gelegen ist als den Ärzten selber.

Demgegenüber verschwindet an Bedeutung völlig die in Politik, Taktik und — Takt des ärztlichen Verkehrs an sich keineswegs zu unterschätzende Bedeutung des richtigen Verhältnisses zwischen den Ärzten und anderen sie nahe berührenden Berufen. Die Beziehungen zwischen Arzt und Apotheker, nachdem sich die Arzneibeschaffung und Bereitung vom Ärztlichen losgelöst hatte im Morgen- und Abendland — das Altertum war nie so weit gegangen — wurden bald Gegenstand der Vorsorge für die Ärztegilden und kurz nachher auch für die Behörden, z. B. in italienischen und deutschen Städten des ausgehenden Mittelalters. Sie haben sich, in voller Gleichheit und Freiheit,

heute ganz zweifellos und ohne alle Reibungen gestaltet. Das Verhältnis zwischen Hebamme und Arzt ist damit, daß die Ärzte die Ausbildung der Hebammen zugewiesen erhielten, ein völlig klares geworden. In allen anderen Beziehungen zu den Gehilfen- und Wärterschaften, die sich um das Wohl der Kranken unter ärztlicher Leitung bemühen, sind die Bedingungen eines harmonischen Zusammenarbeitens ganz auf die Persönlichkeit des Arztes gestellt. Ihr ist hier eine besonders schöne Aufgabe erwachsen, zumal in dem Hand-in-Hand-gehen mit Pflegerinnen der Kranken, deren Wirken auf so besonders hoher ethischer Stufe steht, mit den „Schwesternschaften“ verschiedener Art, deren schöner Name „Schwestern“ nicht nur die Beziehung zu den Kranken zum Ausdruck bringt, sondern in ihrer treuen Helferschaft auch für das Verhältnis zu dem Arzte Geltung hat und haben muß. — Sie hat sich in den Nöten der Kriegsjahre fast ins uralt Germanisch-Heldenhafte erweitert, indem sie die helfende Pflegerin für unsere Kriegsrecken machte. — — —

Auf die doch so bedeutungsvollen Beziehungen des Arztes zu Verwaltung und Recht als Kreis- und Bezirksarzt, als Gutachter und Gerichtsarzt soll hier nicht eingegangen werden. Die Schweigepflicht des Arztes, sein Berufsgeheimnis, ist auch hier nicht ohne weiteres aufgehoben, selbst nicht „höheren Verpflichtungen“ gegenüber; doch das ist ein weites Feld.

Auch das eigene Handeln des Arztes ist ja von Fragen des Rechts durchzogen; hingewiesen sei hier nur darauf, daß der Arzt der Einwilligung des Kranken zu einem Eingriffe bedarf, daß auch für ihn die Haftpflicht gilt, daß er für angebliche ärztliche Kunstfehler vor Gericht gezogen werden kann, daß für ihn auch schon recht vielfach eine Anzeigepflicht Geltung hat.

Auch das Ordnen des ganzen wirtschaftlichen Wesens des Arztes will gelernt sein, Buchführung, Kassenführung, Versicherungswesen und Steuerwesen, was alles Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Ordnung und Einweisung erfordert, soll sein Gedeihen auch hierin gesichert sein.

Und schließlich die leidige Entlohnungsfrage des freien Arztes! Es gibt noch immer Ärzte, die nur mit Widerwillen Rechnungen schreiben und Forderungen stellen, mag ihnen ihr guter Kopf auch immer wieder die Wahrheit des Satzes bestätigen, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist. Ob es zur Hebung des Ärztestandes beigetragen hat, daß diese „völlig veralteten Leute“ allmählich aussterben und eine „gesündere, modernere“ Anschauung zur herrschenden wird, darüber gehen die Urteile vielleicht auseinander. Schließlich hängt aber die wahre Weihe des hehren ärztlichen Berufes nicht an solchen Äußerlichkeiten. Nein, soll dem Arzte die Bahn frei sein für die Erfüllung seiner hohen Aufgaben in opferfreudigem, werktätigem Idealismus, so müssen zuerst die Bedingungen geschaffen sein für eine auskömmliche Lebenshaltung des Arztes und seiner Familie und die Möglichkeit einer genügenden Rücklage für Alter und Krankheit. Und gerade hier hatte sich der Standesgemeinschaft und dem körperschaftlichen Zusammenschlusse der freien Berufsgenossen zu einer Gewerkschaft ein weites Feld eröffnet, einmal zur vereinten Erringung und, wenn es nicht anders geht, Erkämpfung besserer Entlohnungsbedingungen, sodann zur Stützung des gefährdeten einzelnen gegen Not und Entbehrung, wenn die Bedingungen einer rechtzeitigen Vorsorge für die Zukunft unverschuldetermaßen nicht zu erfüllen waren. — — —

Augenblicksfragen, wie sie die sogenannte Revolution des Novembers 1918 aufgeworfen hat, berühren das Ärztliche im Grunde nur unwesentlich. Kein Wunder, da es sich doch um einen Stand handelt, der seine sozialen Aufgaben in einer Vollständigkeit, Tiefe und Vielseitigkeit erkannt und mutig in die Hand genommen hat, wie kaum ein anderer. Ganz anders war die französische Revolution vom Jahre 1792 verlaufen, die mit anderen Privilegierten den ganzen Ärztestand und seine Ausbildungsmöglichkeiten mit einem Schlage beseitigte und allem Untüchtigen, allem Schwindel freie Bahn schuf. Nur um die Schlagfertigkeit des Heeres wieder zu heben, wurden Ende 1794 einige Arzneischulen wieder eingerichtet, aber erst 1803 beseitigte der geniale Organisator Napoleon Bonaparte wieder die eingerissene Anarchie im Ärztewesen. Im Anschluß an das deutsche Elend nach napoleonischer Knechtschaft wurde in einem deutschen Lande mit noch nicht einer halben Million im wesentlichen landwirtschaftlicher Bewohner von 1818 bis 1886 (in Nassau) der Versuch einer Verstaatlichung des Ärztestandes gemacht, nicht zum Schaden der Allgemeinheit, wie die erhaltenen Berichte zu ergeben scheinen, aber zu allgemeinem Verdruß und Schädigung der Ärzteschaft. Möge die heute wieder schwebende Frage der Verstaatlichung des Ärztestandes eine Lösung finden, die es dem Ärztestande ermöglicht, seine hohen Aufgaben am Volkskörper in voller Freiheit und Zweckdienlichkeit zu erfüllen zu eigener Befriedigung in seinem idealen Streben und zum Wohle des Ganzen. Männer von großem Weitblick haben früher das Wort geprägt: „Die Ärzte müssen die Führer der Völker werden.“ Gar vielfältig sind sie es auf wichtigen Gebieten stillschweigend geworden, ohne daß es die sogenannten Führer des Volkes zugestehen wollen. Wichtiger ist ein anderes, daß in die Kreise der zur Entscheidung Berufenen die Erkenntnis dringe, wie sehr gerade alles ärztliche Tun ist und immerdar bleiben wird und als solches gar nicht überschätzt werden kann — Dienst am Volke! — —

Fräulein Puppe. Szenen aus einem bescheidenen Leben / Von Gabriele Reuter

In einer Weltstadt, in der täglich wilde, grausame Kämpfe um Macht, Gold und Einfluß ausgefochten wurden, wohnte eine kleine Schneiderin mit Namen: Fräulein Puppe.

Lieschen Puppe — ja, so hieß sie. Aber die Damen, bei denen sie arbeitete, redeten sie nur selten mit ihrem vollen Namen an. — „Pupperle" — „kleines Püppchen" oder „geliebtes Püppchen" lauteten die Kosenamen, die jede neue Kundin für sie fand, sobald sie auch nur einen Tag lang still und fleißig am Fenster der Wohnung saß und ihre duftigen, geschmackvollen Kleiderkunstwerke herstellte. Denn sie verstand nicht nur ihr Handwerk — sie hatte Talent, Gefühl für die moderne Linie, für den Fall eines Rockes, die Biegung eines Ärmels und wenn Fräulein Puppe irgendwo eine kleine Verzierung, eine Schleife oder Schluppe anbrachte, so konnte man sicher sein, sie erhöhte die Grazie und den Schick der Toilette. Alles war sauber und adrett genäht, wie sie sich in ihrer eignen kleinen Person hielt. Das Püppchen war nicht größer als ein zwölfjähriges Kind, mit Knöchelchen, so dünn wie die eines jungen Täubchens und leider war sie stark verwachsen; man durfte ruhig sagen: sie war bucklig. Sie selbst konnte auch, munter scherzend, von „ihrem Ast" reden. Überhaupt nahm sie viele Dinge auf Erden nicht so wichtig, wie die Leute von normaler Länge und Breite. Ihre Augen, große Augen in dem blassen, klugen Gesicht, konnten humoristisch lachen und funkeln, wenn sie von den Kämpfen erzählte, die sowohl von den Pastoren, als auch von den Schwestern um die Seelen der Insassen des Stiftes geführt wurden, in dem sie selbst ein hübsches Zimmerchen bewohnte. Und wie auch ihre Nachbarinnen, achtzig- und neunzigjährige Damen, noch nicht mit sich zur Ruhe gekommen seien, und um Weltanschauung, um „Rechts" oder „Links" miteinander rauften.

Das Püppchen war das Küken des Stiftes und eigentlich viel zu jung. Ein freundlicher Geistlicher hatte ihr das Asyl verschafft, wo sie es nun wirklich schön hatte und friedlich Herrin innerhalb ihrer vier Wände sein durfte. Sie konnte dem guten Herrn gar nicht dankbar genug sein — der hatte sich wahrhaftig als ein Christ bewährt. Früher wohnte Püppchen bei einer Verwandten, die einen eigenartigen Charakter besaß — ja leider hatte die Natur sie so geschaffen, dabei war nun nichts zu ändern. Die Verwandte hatte, eben durch den eigenartigen Charakter veranlaßt, das arme Püppchen, vor deren Hinfälligkeit selbst ein Fleischerknecht Ehrfurcht empfunden haben würde, so geschlagen und mißhandelt, daß ihre Gesundheit ernstlich Schaden litt und Arzt und Geistlichkeit einschreiten mußten. Auch hatte diese liebliche Verwandte die Eigenart, hinter Püppchens Rücken deren schöne, solide Wäsche, die die selige Mutter sorgsam für das zarte Geschöpfchen zusammengespart hatte, zu verkaufen, um sich mit dem Gelde allerlei Gutes anzutun. Püppchen war recht traurig, sie mußte ja schon beinahe sagen, die Verwandte benahm sich ruppig. Das tat ihr aus einem besonderen Grunde leid. Während sie selbst, Lieschen Puppe, nie um einen Sommeraufenthalt verlegen war, denn sie hatte stets mehr Einladungen, als sie annehmen konnte, wollte niemand die Verwandte mit dem eigenartigen Charakter bei sich im Hause haben. Püppchen schüttelte bekümmert den Kopf und meinte sorgenvoll: „Sie hätte es wirklich nötig — sie sieht gar nicht gut aus!"

Sprach dann jemand seine Verwunderung aus, daß das kleine Püppchen diese Verwandte überhaupt noch besuche, sah sie den Sprecher groß und vorwurfsvoll an und meinte: „Wir sind doch zusammen Kinder gewesen — die Arme kann doch nichts für ihren Charakter."

So war Püppchen. Nur einen Fehler hatte sie, das mußte sie selbst zugeben. Sie war feige. — richtig feige.

Um ihr Zimmerchen in dem Stift zu erreichen, mußte sie dunkle Straßen der Weltstadt passieren, wo es des Abends wüst herging. Dem Treiben war sie nicht gewachsen. Aber sie konnte unmöglich angefangene Arbeit liegen lassen, um bei hellem Tage ihr Heim zu erreichen. Diesen Konflikt kannten ihre Damen schon, deshalb wurde ihr, solange die Schneiderei währte, auf irgendeinem Sofa ein Lager zubereitet. Sie war ja so winzig, rollte sich zum Schlafen wie ein Kätzchen zusammen und nahm nicht mehr Raum ein, als ein solches. Ein lautloses Geistchen huschte sie durch die Wohnung, kam Besuch, verschwand sie in der Küche und richtete schnell noch für die Köchin eine Bluse ein.

Abends, wenn die Lampe angezündet war, begann ihre Ruhezeit. Dann plagte sie sich nicht mehr mit dem Zuschneiden, bei dem man die Gedanken so sehr zusammennehmen mußte, damit kein Zipfelchen des teuren Stoffes verloren ging. Die kleine Puppe war zuweilen ganz bleich und große Schweißtropfen bedeckten ihre Stirne, wenn sie es fertiggebracht hatte, aus einem allzu knappen Rest, den die Mutter in einer entlegenen Bodenkiste noch gefunden, ein kokettes Jungmädchenkleid herzustellen. Ja — das waren Aufgaben, an die man früher nicht gedacht hätte, als sie noch bei den hohen Damen des Hofes arbeitete. Aber von dieser Zeit sprach die Puppe nur, wenn sie in einem Hause schon ganz vertraut geworden war und sich von Sympathie so recht warm umhegt fühlte. Die Tochter hockte auf der Tischkante und die Kinder umringten die Puppe, die sich aus einer Kommode, welche sie schon kannte, einen Berg weißer Wäsche herausgesucht hatte, und mit ihrer zauberhaften Schnelligkeit — zur Erholung — hier einen Flicken einsetzte, dort einen Stickereistreifen ergänzte, und dabei plauderte — von diesem und jenem... Was war es aber, was diesen Plaudereien des kleinen verwachsenen Fräuleins einen so eignen Zauber verlieh? Es war die feine, weiche Stimme voller Güte — die leise Schelmerei, die als ein leichter Glanz auch über den traurigen Dingen schwebte, von denen sie bisweilen sprach. Sie berichtete keine pikanten Histörchen aus ihrem Kundenkreis — sie trug keinen Klatsch von Haus zu Haus... Am liebsten erzählte sie von ihren Eltern, dem Vater, einem kleinen Beamten, und der Mutter, die so fleißig und tüchtig gewesen sei, freilich auch streng — sehr streng... Und von der Zeit, als sie noch nicht schief gewesen — nur ein wenig zart, bis sich dann ihr Gebrechen mehr und mehr entwickelt habe. Und wie gut da die Ärzte gewesen seien — wie sie sich bemüht und um sie gesorgt hätten. Niemand habe damals geglaubt, sie könne noch lange leben — es müsse deshalb wirklich eine Enttäuschung für die Verwandte gewesen sein, die so sehr auf ihren Tod gewartet habe, daß sie das Erbe nun noch immer nicht bekommen könne.

„Und alle Sonntag nachmittag gehen Sie auf den Friedhof?" fragte eines der Kinder.

„Ja, alle Sonntag besuche ich meine lieben Eltern."

„Aber das muß traurig sein!"

„O nein — da bin ich so glücklich und ich spreche mit meiner Mutter, als ob sie noch lebte. Ja — das tue ich. — Eine von meinen Damen wollte gern, daß ich ganz zu ihr aufs Land kommen sollte, damit ich gar keine Sorgen mehr hätte — aber das kann ich ja nicht. Ich könnte nicht fort aus dieser Stadt, wo ich geboren bin und wo die Gräber meiner Eltern sind. Ich habe auch meine Arbeit lieb und mein hübsches Zimmer im Stift. Ich bin ganz zufrieden."

Und der Ausdruck ihres Gesichtes zeugte, daß Püppchen die Wahrheit sprach — daß es in der gewalttätigen Weltstadt, die vom Ehrgeiz und von der Gier ihrer Bewohner Tag und Nacht mit brausendem, gellendem Lärm erfüllt wurde, einen stillen Menschen gab, der mit seinem Los ganz zufrieden war.

„Geliebtes Püppchen," sagte die Tochter des Hauses, „was haben Sie für schöne Hände... Ich muß sie immerfort ansehen. So feine, zarte, beseelte Hände..."

„Ach, wie können Sie wohl so etwas sagen," rief das Püppchen lachend, „ich habe doch den Ast — wie kann ich da wohl schöne Hände haben."

„Püppchen," sagte die Tochter des Hauses, „Sie wissen — ich liebe Sie vom Kopf bis zu den Füßen und ich liebe auch Ihren Ast — aber am meisten liebe ich Ihre Hände, die sind wie die Hände einer kleinen, verzauberten Märchenprinzessin."

Da senkte Püppchen den Kopf tiefer über ihre Arbeit und wurde rot — aber sie freute sich doch.

Die Verwandte mit dem eigenartigen Charakter sagte zu Püppchen, sie müsse in die Gewerkschaft der Schneiderinnen eintreten — das sei jetzt durchaus notwendig, sie würde sonst von ihren Berufsgenossinnen richtig verachtet. Dazu müsse sie sich in die Versammlung begeben, die in dem und dem Saal stattfinden würde. Die Verwandte hatte die kleine Puppe auch begleiten wollen, doch besann sie sich im letzten Augenblick eines anderen und Püppchen mußte sich, trotz ihrer Furcht vor abendlichen Wanderungen, allein in das Versammlungslokal begeben. Wenn es doch ihre Pflicht war, in die Gewerkschaft einzutreten, wollte sie sich dieser Pflicht gewiß nicht entziehen. Sie wollte auch nicht gern verachtet werden. Sie war doch nun einmal so sehr an Liebe gewöhnt, daß sie den Gedanken, von jemandem verachtet zu werden, nicht hätte ertragen können.

Der große Saal war angefüllt mit Hunderten von Schneiderinnen: vollbusigen, schlanken Damen, mit eleganten Hüten und Pelzen um die Schultern, mit alten, im Kampf des Lebens hart und säuerlich gewordenen Jungfern, mit energischen Frauen,

die scharf und klug um sich blickten und befehlshaberische Stimmen hatten, und mit jungen Dingern, in kurzen, bunten Fähnchen, deren Liebhaber vor der Tür warteten.

Eine der Vorsitzenden hielt eine schöne Rede über die soziale Republik, in der man Gemeinschaftsgesinnung pflegen und seinen Pflichten gegen die Allgemeinheit nachkommen müsse. Richtig wie ein Engel sprach diese Dame, dachte Püppchen und begab sich ermutigt an den Tisch der vorsitzenden Berufsgenossinnen, um sich in die Gewerkschaft aufnehmen zu lassen.

Eine zweite Dame, mit einem weniger sanften Gesicht als die Rednerin, führte die Listen und fragte Fräulein Lieschen Puppe mit lauter Stimme, so daß der ganze Saal es hören konnte, wieviel Gehalt sie für den Tag zu fordern pflege? Die Puppe antwortete bescheiden: sie erhalte meist fünfunddreißig Mark und das Fahrgeld.

„Wie?" — schrie die Dame und wurde zornrot, „für einen solchen Hungerlohn arbeiten Sie? — Schämen Sie sich nicht?"

„Warum sollte ich mich schämen?" fragte Fräulein Puppe. „Ich habe noch nie gehungert."

„Ich nehme sechzig Mark," sagte die Schriftführerin stolz, „und das ist noch viel zu wenig. Nächste Woche werde ich auf hundertundfünfzig erhöhen."

„So —?" fragte Fräulein Puppe erstaunt, „arbeiten Sie denn auch für sechzig Mark? Ich bin ein wenig zart und ich würde mich nicht getrauen, für sechzig Mark Arbeit zu leisten."

Ein flüchtiges Lächeln glitt über das Gesicht der Dame, welche die schöne Rede gehalten hatte und zwei andere Damen steckten die Köpfe zusammen und kicherten.

Dadurch wurde die Schriftführerin noch böser. „Sie unterbieten ja die anderen Kolleginnen," schrie sie das erschrockene Püppchen mit gellender Stimme an. „Das ist ja eine Schlechtigkeit! Das wird in der Gewerkschaft nicht geduldet — Sie haben die Löhne zu nehmen, die Ihnen vorgeschrieben werden. Von der Beköstigung haben Sie noch nichts gesagt! Sie haben täglich Fleisch zu fordern — verstehen Sie mich?"

Das kleine Fräulein reckte sich ein wenig, so daß ihr dünnes Hälschen aus den Kinderschultern hervorkam, und sah die Schriftführerin unerschrocken an.

„Ich fordere gar nichts," sagte sie mit ihrem weichen Stimmchen, doch sprach sie bestimmt und deutlich. „Ich esse was meine Damen essen, nicht mehr noch weniger. Wie kann ich denn wohl Fleisch fordern, wenn die Damen selbst keins haben? Da würde ich doch gegen mein Gewissen handeln."

⁂ ⁂ ⁂

Schon wurde man im Saal aufmerksam auf die Dinge, die sich am Vorstandstisch abspielten. Eine Gruppe von Schneiderinnen, die sich ebenfalls hatte wollen einschreiben lassen, murrte ärgerlich über die Verzögerung.

„Das ist ja eine Feine," schrie man ihr zu, „du bist auch nichts Besseres als wir — willst dich ausschließen — das wollen wir dir schon anders lehren!" Die vorderste schüttelte eine derbe Faust vor Püppchens Gesicht. „Rein in die Gewerkschaft und du wirst schon sehen!"

„Nein," sagte Püppchen, obwohl ihr die Stirn mit Schweißperlen bedeckt war. „Ich habe es mir überlegt — ich trete nicht in eure Gewerkschaft."

„Warum nicht? Warum nicht? Verräterische Hündin!" schrie es vom Saale herauf und plötzlich erhoben sich Frauen und Mädchen von den Stühlen, eine aufgeregte Menge drängte unter heftigen Entrüstungsrufen zum Vorstandstisch.

‚Jetzt werden sie mich totschlagen,' dachte Püppchen und begann zu zittern. ‚Wie furchtbare, grausige Gesichter haben sie alle bekommen — sicher werden sie mich totschlagen ...'

Die Damen vom Vorstandstisch waren aufgesprungen, umringten schützend die kleine Puppe, die Rednerin vom Anfang schwang eine große Glocke und forderte energisch zur Ruhe auf.

„Meine Damen, lassen Sie die Kollegin ausreden. Sie soll uns sagen, warum sie nicht in die Gewerkschaft eintreten will und wir wollen Sie dann eines besseren zu belehren suchen!"

Auf diese Worte folgte eine Stille und jeder konnte Fräulein Lieschen Puppe hören, die, so kleinwinzig und bucklig wie sie war, einen Schritt vortrat und, obgleich ihre Stimme ein wenig zitterte, verstand sie doch jeder, als sie sagte: „Meine Damen, ich kann nicht in Ihre Gewerkschaft eintreten — ich kann es nicht, wenn Sie mich auch noch so sehr verachten. Ich darf mir keine Vorschriften machen lassen. Ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinen, mehr Geld zu nehmen, als ich dafür Arbeit leiste. Ich kann es nicht. Und ich denke auch: Ja, mit der Republik, davon verstehe ich nichts — aber eins weiß ich gewiß: daß die deutsche Republik nicht dazu da ist, damit wir unsern Nebenmenschen das Fell über die Ohren ziehen!"

Auf dieses Wort der kleinen Puppe ent-



Herbstfeuer. Gemälde von Prof. Hans von Volkmann

(Ausstellung im Künstlerhaus, Berlin)



stand im Saal ein Geheul und Gebrüll, als ob eine Herde wilder Tiere losgelassen würde. Die Hunderte von Schneiderinnen, die vollbusigen mit den Pelzen um die Schultern, die hagern, alten Jungfern, die Herrischen mit den lauten Stimmen und die jungen, leichtsinnigen Dinger, deren Liebhaber draußen vor den Türen warteten — sie alle drängten mit lauter Wut zum Podium, schüttelten drohend die Fäuste, schwangen die Regenschirme, stießen gräßliche Worte und Beschimpfungen aus.

Die kleine Puppe war völlig betäubt von dem Lärm und erwartete nichts anderes als im nächsten Augenblick zertreten und zerstampft von den wütenden Weibern am Boden zu liegen.

Die Dame, welche die schöne Rede gehalten, ergriff sie bei den Schultern, wirbelte im Nu ihr dünnes, haltloses Gestältchen in den Hintergrund und in eine Tür, die sie abschloß.

„Nun schnell hier die Hintertreppe hinunter und nach Haus,“ flüsterte sie dem kleinen Püppchen zu. „Machen Sie, daß Sie heimkommen, während die andern Damen die Versammlung beruhigen.“

„Ach — ich danke Ihnen,“ sagte Püppchen. „Es tut mir so leid, daß ich die erste Dame beleidigt habe — Es fuhr mir so heraus. Wahrscheinlich leistet sie soviel, daß sie mit Recht sechzig oder hundertundfünfzig Mark nehmen kann?“

„Die?“ rief Püppchens Beschützerin, „die leistet gar nichts, verpaßt alles — und redet große Töne. Ach überhaupt — wenn man nicht den Glauben hätte, daß man die Frauen allmählich erziehen könnte . . .“

„Ja, den Glauben muß man wohl haben,“ sagte Püppchen nachdenklich. „Ich hätte nicht gedacht, daß Menschen werden könnten wie böse Tiere.“

Die Vorsitzende seufzte. „Nun nur schnell — schnell — hier herunter — vorsichtig, damit Sie nicht fallen.“

Püppchen schlich eilig die Treppen hinunter. — Wenn die wütenden Frauen erst gewußt hätten, daß sie sich zuweilen das Vergnügen machte, bei einigen Damen, von denen sie wußte, daß sie sich sehr einrichten mußten, nur fünfundzwanzig Mark zu nehmen — na — da wär' sie wohl jedenfalls nicht lebendig entkommen. — Wer weiß, ob ihr nicht noch einige nachspürten? Ängstlich schaute sie zurück — sie war ja doch so feige. Sie spannte ihren Regenschirm auf und hielt ihn dicht über den Kopf und den Buckel. Wenn sie nur erst ihr rettendes Stübchen im Stift erreicht hätte! So schnell sie bei ihrer Atemnot laufen konnte, eilte die Puppe unter ihrem Schirm geduckt, im Schatten der Häuser dahin — ein kleiner Gottesfunke in der großen Dunkelheit ringsum.

⌘ ⌘ ⌘

Ist dies eine wahre Geschichte? O — keineswegs. Püppchen ist nur eine Märchengestalt und die Weltstadt, die liegt fern — fern von hier — am Südpol.

Abend im Herbst. Von R. G. Grabe

Nun sind die Tage grau und düster worden.
Der Wald, ein schwarzer Büßerorden,
Steht regenschauerüberweht
Traumtief in schweigendem Gebet. —

Von toten Zweigen tropft mit wehem Klang
Eintönig müder, kalter Regen. —
Tiefeinsamkeit. — Ein letzter Vogelsang
Klagt leis aus nahen Büschen mir entgegen —
Von Sommersonne träumend — nun erstirbt er bang. —
Und schwarzes Schweigen lastet schwer auf allen Wegen. —

Russisches Ballett. Von Pawel Barchan

Unsere Generation erlebt den Untergang eines der köstlichsten und kostbarsten Güter unserer Kultur, den Untergang der Tanzkunst, des Balletts. Und vielleicht ist es nur ein Symptom, ein Auftakt, ein Signal zum Untergang unserer gesamten Kultur. Und wenn das Ende dieser Kunst des Balletts glanzvoll und ruhmreich ist, wenn im Sterben sie solche Siege erringt, wie nie zuvor, wenn die Todesstunde des Kunsttanzes Künstler hervorgebracht hat, ausgestattet mit Zauber, feinstem Geschmack, Delikatesse und dem höchsten Maß an Können, wie die gesamte Geschichte der Tanzkunst keine Gleichen ihnen an die Seite zu stellen hat, so liegt auch in dieser Erscheinung wohl nur eines der Merkmale des Untergangs.

Untergang, doch nicht Niedergang.

Genauer ausgedrückt: schon jetzt macht sich bemerkbar ein Niedergang des Durchschnitts, des Ensemble, der Schule, d. h. des corps de ballet einerseits und eine Blütezeit einzelner Persönlichkeiten anderseits. Es ist ein Gipfelpunkt, und was folgt ist ein jäher Absturz. Wenn das jetzige Geschlecht der Tanzkünstler sang- und klangvoll dahin ist — es gibt keinen Nachwuchs.

Auf all die Gründe näher einzugehen, reicht nicht der Raum. Nur das eine sehen wir: all die ruhmreichen Namen des Tanzes sind Repräsentanten des alten „klassischen" Balletts. Selbst solche, die in der Folge ihre eignen Wege zu gehen versuchten, die Umwälzungen anstrebten, das Ballett aus der Erstarrung zu befreien strebten, es dem modernen Geiste anpassen wollten und ihm Wege der Entwicklung wiesen, und die zum Teil auch Wertvolles geleistet, wie zum Beispiel Michaïl Fokin und Nizinski, auch sie sind in erster Linie glanzvolle „klassische" Tänzer.

All die Umstürzler und Umwandler des alten Balletts, sie sind von einem Gedanken ausgegangen. Sei es Fokin, aus den Anregungen der Isidora Duncan heraus und durch die Schule des Naturalismus in seinen Forderungen bestimmt, sei es Mjassin, der die Grundsätze des Expressionismus für das Ballett und die Pantomime angewandt sehen wollte. Diese und all die andern gingen von dem, auf den ersten Blick allzu greifbaren Gedanken aus: genau wie die Literatur, die bildenden Künste, das Theater muß uns der Tanz die Gedanken, die Empfindungen, die Anschauungsart unserer Gegenwart



Vera Fokina. Aufnahme Eide



Anna Pavlowa. Aufnahme Hutschinson

widerspiegeln, er muß unsere Zeit vertreten, muß den Richtlinien unseres modernen Kunstwillens gehorchen, muß unserem so ganz anders erzogenen Auge sich anpassen; kurz, die neue Tanzkunst muß die gegenwärtige, die heranbrechende Epoche widerspiegeln, genau wie das alte Ballett eine vergangene Epoche dargestellt hat. Eine Theorie, die jedem Kinde einleuchten muß.

Doch allzu annehmbare Gedanken verflüchten sich ebenso leicht wie sie gekommen sind. Schon die eine Tatsache muß unser Mißtrauen wachrufen: in den bildenden Künsten sind einige Kerle erstanden, die aus eigner Kraft neue Formen schufen, eine neue Welt offenbarten und, man mochte sie „mögen" oder nicht, sie annehmen oder nicht, man mußte sich gestehen: hier ringt eine neue Kunst um Ausdruck und — der Ausdruck für eine neue Welt ist hier und da — und zwar nur bei den wenigen Ehrlichen unter den Neurern — gefunden. Und nachdem erst durch schöpferische Geister neue Formen gefunden waren, kamen die Klugen und deuteten sie, stellten die Regeln auf und formten die neue Zeit. Ähnlich war es in der Literatur.

Beim Tanz aber war es umgekehrt. Plötzlich tauchten die Klugen auf — und es gab plötzlich immer mehr solcher Klugen — und verkündeten: ein neuer Zeitabriß ist im Anmarsch, schon ist er da, belieben Sie also in Ihrem Tanze die neue Kunst zu tanzen. Man glaubt gar nicht, wie viele solcher neuen „Richtlinien“, „tiefschürfenden“, „grundlegenden“ Gedanken, Theorien, Forderungen, Stile auftauchten. Auftauchen, angepriesen, verlacht, umjubelt werden, umstritten, verteidigt, abgelehnt und wieder verschwinden. Es ist ein Betrieb! Nur getanzt wird nicht. Man handelt mit Schlagworten, mit großem Aufwand an Kostümen, bald sehr spärlichen, bald überladenen, dekorativen; beides meist kunstgewerblerisch-expressionistisch. Nur getanzt, wirklich getanzt wird nicht.

Durch das erste Berliner Gastspiel der Anna Pawlowa 1908 und das im Jahre darauf folgende große Gesamtgastspiel des Fokinschen Balletts hat man in Europa die Tanzkunst entdeckt. Seitdem will die Begeisterung sich nicht legen. Eine Armee von



Tamara Karsawina. Aufnahme Arbuthnot

Tänzern und Tänzerinnen tanzt seitdem auf sämtlichen Bühnen, Konzertpodien, in den Variétés, Kabaretts, „Dielen", Musikrestaurants, Nachtlokalen und Salons der ganzen Welt. Mit dem Verbrauch von „Tanzkunst" können nur noch die Kinos wetteifern. Neben der seichten und leichten Berufshopserei wird allenthalb auch ernsthaft gestrebt, neue Wege, neue Ziele, neue Formen werden gesucht. Aber noch niemand hat bisher diejenigen erreicht, die zuerst die Tanzkunst nach Westeuropa getragen. Auch nicht im entferntesten ist eine Pavlowa, Karsawina, ein Nizinski oder Fokin und so manche andere der Russen erreicht worden.



Eugenie Eduardowa

Das will aber nicht heißen, daß diese Nation allein die wahre Tanzbegabung besitzt. Dies ist keineswegs der Fall. (Im übrigen gehört auch fast niemand von den bekannten russischen Tanzkünstlern der rein russisch-slawischen Rasse an.) Nur Schule und Schulung, Überlieferung und Emsigkeit, Wille zur Anmut und Ausdauer und ein in der Zurückgezogenheit nur der Arbeit gewidmetes Leben haben diese Blüte zu zeitigen vermocht.

Daß aber gerade Rußland dem jetzigen Geschlecht das alte Ballett in so vollendeter Form und solchem Umfang hat darbieten können, erklärt sich aus dem Umstand, daß Rußland das letzte absolutistische Reich war und das Ballett eben nur auf dem Boden eines solchen Systems gedeihen konnte. Überlieferung, Laune, Muse und die reichen Mittel eines souveränen Hofes konnten sich einen solchen Luxus leisten, für den weder die „Intelligenz", noch die weiten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft ein größeres Interesse aufbrachten. Ja, es galt als Zeichen einer gewissen Minderwertigkeit, wenn man Ballettvorstellungen besuchte und auf diesem Gebiete Bescheid wußte.

Erst um die Zeit der Revolution von 1905, als die Künstlerkreise sich mit dem Ballett zu beschäftigen begannen und einige namhafte Künstler sogar Kostüme und Dekorationen für das Ballett schufen und als bald darauf nach den ersten Auslandsgastspielen die „Siegesnachrichten" daheim eintrafen, entdeckte man in Rußland das „russische Ballett".

Und so könnte man sagen: das Ausland schenkte zum zweitenmal den Russen das Ballett. Denn das Ballett wurde erstmalig, unter der Herrschaft des Zaren Alexej, von Deutschen nach Moskau in den Kreml gebracht, in der Folge war es ein Produkt französischer, später italienischer Schule, Ballettmeister und Tänzerinnen waren stets Ausländerinnen und noch der Vorgänger von Fokin war der sehr verdienstreiche und fruchtbare Marius Petipa und die besten Lehrer der letzten Zeit: Cecchetti und Beketty. Erst die letzte Generation brachte ein paar russische Namen. Aber selbst die Träger und Trägerinnen dieser russischen Namen

sind, wie gesagt, meist nicht rein russischer Abstammung.

Tatsächlich begann die Auflösung des russischen Balletts bereits mit den ersten Gastspielen, nach denen viele Mitglieder der kaiserlichen Bühne zu ihrer Heimstätte nicht mehr zurückkehrten, sondern, durch vorteilhafte Anerbietungen amerikanischer und englischer Varietéagenturen verlockt, durch die Welt umherzuirren begannen. Immer mehr wertvolle Mitglieder bröckelten ab, und augenblicklich besitzen die staatlichen Theater in Petersburg und Moskau kaum noch nennenswerte Kräfte. Die meisten der Abgesplitterten suchten im Ausland sich selbständig zu machen. Sie bildeten eigene Truppen, nahmen fremde Partner, nahmen fremde Ballettmeister, bestellten Balletts bei ausländischen Komponisten, zogen ausländische Maler heran usw., dergestalt daß schon, rein äußerlich genommen, von einem russischen Ballett kaum mehr gesprochen werden kann. So gastierte das Ballett Djagilew die letzten Vorkriegsjahre in Berlin mit einen herzlich schwächlichen Ensemble, das hauptsächlich mit polnischen Tän-



Tina Rutta in einem russischen Bauerntanz
Aufnahme Becker & Maaß



Szene aus dem „Vogel" des Balletts Gavrilow. Aufnahme Binder

zerinnen durchsetzt war. Fokin stellte sich (es war im Kriege) an die Spitze eines schwedischen Ensembles, die Truppe der Pavlowa besteht hauptsächlich aus Engländerinnen, die allerdings von ihr sehr gut eingeübt sind. Irgendwo hat Adolf Bolen ein Ensemble zusammengebracht, Gavrilow sah man mit englischen Girls operieren, Eugenie Eduardowa, die in Berlin durch ihre Ballettschule sich große Verdienste erworben, zählt zu ihren hoffnungsvollsten Schülerinnen einige deutsche junge Mädchen.

Nun könnte man ja sagen, daß die Russen in Westeuropa Schule machen, nachdem sie das Interesse für Tanz und das Bedürfnis nach dieser Kunst in so hohem Grade angefacht. Man könnte glauben, daß die Russen, die einen so stark entwickelten Theatersinn besitzen, die auf der Bühne stets pittoresk, bald leidenschaftlich, bald gebremst, stets bildhaft, mit starkem Sinn für das Plastische Leben auf die Beine stellen, nun ihrerseits gute Lehrmeister für die Pantomime und den Tanz liefern werden.

Doch nichts von alledem ist zu bemerken. Nur die Schaulust ist gesteigert, die Nachfrage auf sämtlichen Brettern verschiedener Qualität wächst und wächst, doch immer und immer mehr veräußerlichen sich die Darbietungen. Nichts mehr von der minutiösen Arbeit, vom peinlichen Ausfeilen, von Selbstkritik, von Selbstzucht und von der großen Geduld, mit der früher die Erziehung zum Tanze gepflegt wurde. In Wirklichkeit wird durch die Industrialisierung, durch die Massenlieferung, durch diese Akkordfertigstellung von Tanzkünstlern die Tanzkunst entwertet, das Interesse bald abgestumpft, während das Niveau immer mehr sinkt.

Wie der Pianist darf der Tänzer den goldnen Boden des Könnens nicht verlassen, d. h. er muß erst diesen Boden erobert haben, und erst hier kann sein Geist und seine Seele sich entfalten und auch goldne Früchte zeitigen. Wer aber nichts als seine Gedanken und seine Empfindungen zu bieten vermag, mögen die letzten noch so echt und mögen die ersten noch so klar faßlich sein, damit allein schafft man keine Kunst und man muß es sich gefallen lassen, daß von „Hopserei“ und dergleichen geredet wird.

Wenn wir an solche Zukunft, vielmehr Zukunftslosigkeit des Balletts denken, müssen wir mit noch größerer Dankbarkeit uns über das wahre Schöne freuen, das das sterbende Ballett uns bietet.



Clotilde Sacharowa. Aufnahme Fairschild

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Als der Krieg begann

Einige Erinnerungen von Dr. A. v. Wilke

aren in diesem Sommer wirklich nicht mehr als acht Jahre vergangen, seitdem die in Ruhe und Frieden hindämmernde Welt aus dem behaglichen Halbschlummer der „Sauregurkenzeit" durch den Klang der Schüsse von Serajewo jäh aufgeschreckt wurde?

Wer dachte damals in Deutschland überhaupt an die Möglichkeit eines Krieges! Der Kaiser auf der gewohnten Nordlandfahrt, Minister und Staatssekretär entweder schon von Berlin fortgeeilt, um sich an der See, im Gebirge vom Aktenstaub an Haupt und Gliedern zu befreien, oder mit den Rüstungen zu den Ferien beschäftigt —

Unvergeßlich bleibt jener 28. Juni 1914, ein Sonntag, an dem des Nachmittags das Telephon die Unglücksbotschaft von Serajewo übermittelte! Es wäre schwer zu sagen gewesen, weshalb sogleich die bange Ahnung aufstieg, daß sich hier ein Ereignis vollzogen hatte, das nur den Auftakt zu weit Schrecklicherem bedeutete.

Vier Wochen der Spannung und Erwartung sollten vorerst noch folgen. Die diplomatischen Noten flogen hin und her, und allmählich überwog doch im Urteil eines jeden einsichtigen Deutschen der Glaube, daß die noch so verabscheuungswürdige Tat serbischen Mordgesindels keinen hinreichenden Grund dafür abgeben könnte, daß die mächtigsten Staaten Europas das Schwert zum Kampfe widereinander aus der Scheide zögen.

Vier Wochen: wie hätte ein Bismarck sie genutzt! Der Mann, der an seiner Stelle stand, ein vortrefflicher Verwaltungsbeamter, war als ein völliger Laie mit dem unbegrenzten Selbstvertrauen, das sich in ihm so seltsam mit Willensschwäche und Entschlußunfähigkeit paarte, an die Lenkung der auswärtigen Politik herangegangen, für die er weder praktische Erfahrungen, noch jene undefinierbaren Eigenschaften des Ahnens, Erratens, Kombinierens und Erlauschens mitbrachte, deren es bedarf für den Staatsmann, um die von Bismarck so häufig betonten außenpolitischen „Imponderabilien" für seine Zwecke zu werten. Vernahm man doch, Herr von Bethmann Hollweg habe am Tage nach seinem Einzug ins Reichskanzlerpalais Wilhelmstraße 77 seinen bisherigen Kollegen, nunmehrigen Untergebenen, den Staatssekretär Freiherr von Schoen, zu sich entboten, ihn an einen Tisch geführt, auf dem eine Karte sämtlicher fünf Erdteile ausgebreitet lag, und ihn aufgefordert, ihm einen kurzen, zusammenfassenden Vortrag über die politische Weltlage zu halten. Herr von Schoen, der humorvolle Rheinländer, von dem seine Gegner sich stets ein durchaus falsches Bild formten, soll das Komische der Situation und das Schulmeisterliche des an ihn gestellten Ansinnens so stark gefühlt haben, daß er zunächst mit einer Hand über die Karte hinfuhr und sein Privatissimum mit den Worten einleitete: „Das also ist Europa!" Herr von Bethmann Hollweg war nicht nur jeglichen Verständnisses für Scherz durchaus bar, er war auch mit einer mimosenhaften Empfindlichkeit behaftet und rechnete Rache zu den Gerichten, die kalt genossen am besten munden. Als Herr von Schoen, der von St. Petersburg in das Staatssekretariat geholt worden war, später wieder, wie ihm zugesagt, einen Botschafterposten erhalten sollte, bat er, auf Befragen, ihm keinenfalls den Pariser Posten zu übertragen, da er — übrigens ganz ohne Grund — manchen als ein Französling galt. Aber siehe da, er bekam just die Pariser Botschaft, mit vollzogener Ernennung, gegen die kein Einspruch mehr sich ermöglichte.

Es wäre wünschenswert, daß auch Sir Edward Goschen, der britische Botschafter in Berlin bei Kriegsausbruch, seine Eindrücke aus der Periode des Kriegsbeginns der Allgemeinheit zugänglich machte. Dann würde man erfahren, ob Herr von Bethmann Hollweg sich wirklich bei der letzten Zusammenkunft mit ihm seinen Stimmungen bis zur Haltlosigkeit überließ und den Botschafter mit den heftigsten Vorwürfen wegen der Treulosigkeit Englands überschüttete. Als ob die Existenz der Triple-Entente ein Geheimnis und nicht längst ein offenkundiges Faktum gewesen wäre! Sir Edward Goschen, der Leipziger Verlegerfamilie Goeschen entsprossen, war kein Deutschenfeind und obendrein mit schärferem Blick begabt als mancher deutsche Politiker. Als er dann, völkerrechtlichem Brauche gemäß, in einem Salonzug vom Bahnhof Friedrichstraße mit seinem Personal nach Vlissingen geleitet werden sollte, äußerte er zu dem Beamten des Auswärtigen Amtes, der seiner Abreise beiwohnen sollte, aus sicherlich ehrlichem Herzen, es werde ein namenloses Unglück für Deutschland sein, sich auf einen Kampf eingelassen zu haben, in dem es nimmermehr Sieger bleiben könne. Der Beamte, — es war der Graf B. W., der bald darauf an die Spitze der deutschen Botschaft in Wien trat — mußte ihm pflichtgemäß erwidern, daß seine Aufgabe lediglich in der Überwachung einer gesicherten Abreise des britischen Botschafters

bestehe, er hingegen zu einem politischen Meinungsaustausch nicht befugt sei.

In Berlin hatten sich bis zuletzt unbelehrbare Optimisten, bis weit oben hinauf, in dem Wahn gewiegt, England werde niemals gegen uns zu den Waffen greifen, und so lauteten auch noch die „halbamtlich" erteilten Informationen, — als der Zufall eines Abends eine Begegnung mit dem Berliner Korrespondenten des Büros Reuter herbeiführte, — einem persönlich untadligen Manne, der ohne Arg gegen Deutschland war. In einem großen Weinrestaurant der Leipziger Straße, das überfüllt war von lebhaft und aufgeregt debattierenden Gästen, stießen wir abends aufeinander. „Wie steht es, Mr. Lawrence," lautete die an ihn gerichtete Frage, „werden wir England auf der Seite unserer Feinde finden?" — „O," versetzte er bedächtig, „ich glaube: Ja!" An dem Tisch aber, an den man zurückkehrte, wurde gerade von einem Neunmalklugen in beifällig aufgenommener Rede auseinandergesetzt, daß England nie gegen Deutschland kämpfen werde, — und im übrigen: wenn schon! Der Reuter-Korrespondent ging nicht nur ein und aus in seiner Botschaft. Er berichtete auch nichts Wichtiges nach London, ohne Rücksprache mit der Botschaft, war oft geradezu deren Sprachrohr und deshalb immerfort auf dem laufenden gehalten. Der nächste Gedanke war daher, die wenigen Schritte zur Reichskanzlei zurückzulegen und das kurze Gespräch dort zu melden, um so mehr als der Korrespondent hinzugesetzt hatte, er selbst wäre im Begriff, nach London abzureisen. Doch Herr von Bethmann Hollweg, der die Presse mit bürokratischer Nichtachtung behandelte, ihr aber jedes abfällige Urteil über seine vermeintlichen staatsmännischen Qualitäten tödlich übelnahm — Herr von Bethmann Hollweg würde höchst wahrscheinlich den ungerufenen Warner ersucht haben, seine Weisheit für sich zu behalten und nicht klüger sein zu wollen als „die von Gott gewollte Obrigkeit".

Die Enttäuschung, die den Gefühlspolitikern die Stellungnahme Englands gegen uns verursacht hatte, wiederholte sich dann noch zweimal: als Italien uns im Stich ließ und als Präsident Woodrow Wilson, statt den würdelosen Schmeichelhymnen entmannter deutscher Pazifisten Gehör zu schenken, in den Krieg mit riesigem Material von Menschen und Geräten eingriff. So meilenfern schien anfangs die Idee eines Konfliktes mit dem Reiche des Sternenbanners zu sein, daß man im ersten Stadium des Krieges eines Nachmittags den Aufenthalt im Wartezimmer des Auswärtigen Amtes — dem Speisezimmer Bismarcks während seiner Ministerperiode — mit einer Abordnung amerikanischer Offiziere, die an die deutsche Front „zu Studienzwecken" hinausging, zu teilen hatte. Die billigen Scherze über die unmilitärischen Yankees, in denen deutsche Kannegießer sich zu ergehen liebten, wären von selbst verstummt im Angesicht dieser hoch und straff gewachsenen, echt soldatischen Erscheinungen, die ihre schwarze, schlichte Uniform ausgezeichnet kleidete.

Schon war der nach und nach bis an die Grenze der Erbitterung gesteigerte Gegensatz zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Reichsmarine-Amt spürbar. Es ging um den uneingeschränkten U-Bootkampf, den das Reichsmarine-Amt verlangte, um den Krieg vor Englands Küsten zu tragen und in ein paar Wochen glorreich zu beenden, und vor dessen Folgen unser Botschafter in Washington Graf Bernstorff unablässig in Berichten und Depeschen dringend warnte. Wenn der Staatssekretär von Tirpitz in der Wilhelmstraße der Doppelzüngigkeit beschuldigt und mit dem nicht eben respektvollen Spitznamen „der olle, ehrliche Seemann" gelegentlich bedacht wurde, so bewegten sich die Offiziere seines Ressorts in den Räumen des „A. A." mit einer betonten kühlen Zurückhaltung und Gelassenheit, die schon äußerlich nicht auf eine sehr einträchtige Arbeit dieser beiden aufeinander angewiesenen Behörden schließen ließ. Je mehr sich die Wagschale zugunsten des ungehemmten Untersee-Kampfes neigte, um so düsterer wurde die Stimmung nicht bei den am wenigsten scharfsichtigen und weitblickenden Herren des „A. A.". „Der unbeschränkte U-Bootkampf macht uns auch Amerika zum Feinde — und dann können wir den Krieg nicht mehr gewinnen!" So sprachen sie, aber man weiß, mit welch ungeheurem Jubel die heiß ersehnte Verkündung des hemmungslosen U-Bootkampfes in der Öffentlichkeit aufgenommen wurde. Herr von Bethmann Hollweg, der sich bis dahin, gestützt auf Graf Bernstorffs Abwehrungen, dem unbeschränkten U-Bootkriege entgegengestellt hatte, konnte dem in ihm wohnenden Applausbedürfnis nicht widerstehen und ließ es geschehen, daß man ihn als den Mann feierte, der dem Widerwillen und dem Bedenken des Kaisers den folgenschweren Entschluß abgerungen habe.

Italien hatte in der Person des Botschafters Bollati in Berlin einen Vertreter, der das langsame Erkalten des Verhältnisses seines Vaterlandes zum Deutschen Reich und endlich dessen offenen Übertritt in das Feldlager der Entente wie einen Zusammenbruch seines Lebenswirkens und ein völliges Scheitern all seiner Mühe und Arbeit traf. Bereits als Sekretär war er längere Zeit der Berliner Botschaft zugeteilt gewesen und kehrte daher, als er von dem Posten des Generaldirektors im Ministerium des Auswärtigen in Rom abgelöst und zum Nachfolger des Herrn Pansa in Berlin bestimmt wurde, in einen ausgebreiteten Kreis von Freunden und Bekannten zurück. Junggeselle, ein eleganter Lebemann in gutem Sinne des Ausdruckes und die deutsche Sprache in allen Feinheiten, witzige Berolinismen miteinbegriffen, völlig beherrschend, so hatte er beständig in Rom — zweifellos ohne Gegen-

liebe zu erwecken — auf die verhetzende Sprache eines Teils der italienischen Presse hingewiesen, deren enge Fühlung mit dem Palazzo Farnese, dem Sitze des französischen Botschafters Camille Barrère, in diplomatischen Zirkeln ein „secret de polichinelle“ war. Der liebenswürdig-heitere Herr Bollati konnte in Zorneswallung geraten, wenn er im Gespräch den „infamen Secolo“ erwähnte. Hatte man Veranlassung, in der Periode, die dem Eintritt Italiens in den Krieg voranging, Herrn Bollati ziemlich regelmäßig zu sehen, so konnte man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß er von Rom aus, seiner unverhohlenen „Germanophilie“ wegen, nicht mehr in die letzten Absichten der dort verfolgten Politik eingeweiht wurde. In der Tat ist er ja dann sang- und klanglos von der politischen Schaubühne abgetreten, um sich in Norditalien zu einer verfrühten Ruhe zu setzen.

Daß einstweilen diese — sagen wir: Übergangsperiode für beide Seiten recht ungemütlich war, läßt sich denken. Von dem Dezernenten für Italien im „A. A.“ — dem jetzigen Botschafter beim Vatikan, Herrn von Bergen — wurde mir, als ich ihm eines Mittags erzählte, daß ich von Herrn Bollati komme und er immer melancholischer zu werden scheine, nahegelegt, ihn zu bewegen, das „A. A.“, wie früher, regelmäßig aufzusuchen; bestehe doch tiefster Friede zwischen Deutschland und Italien. Es gelang, eine Viertelstunde später den Botschafter im Auto abzuholen und nach der Wilhelmstraße zu geleiten.

Doch das Verhängnis ließ sich nur hinausschieben, nicht mehr abwenden. Der Abschied von Berlin fiel Herrn Bollati, aus mehr als einem Grunde, schwer. Kaiser Wilhelm II. versuchte, ihn ihm zu erleichtern, indem er ihm eröffnen ließ, er wünsche ihm in unauffälliger, inoffizieller Form Lebewohl zu sagen, und werde seinen gewohnten Morgenspaziergang im Tiergarten am nächsten Tage in der Nähe der Hofjägerallee vornehmen. Herr Bollati war aufrichtig beglückt, als der Kaiser ihm in dieser Abschiedsstunde mit herzlichen Worten versicherte, er wisse wohl, daß den Botschafter keine Schuld an Italiens Frontschwenkung treffe. Im Publikum richtete sich indes der Zorn über diese Schwenkung auch gegen Herrn Bollati und nahm häßliche Formen an. Einmal flog ein faustgroßer Stein von der Straße her durch das Parterrefenster, unter dem der Botschafter am Schreibtisch saß, und verfehlte nur durch einen Zufall sein Ziel. Ein andermal trieb ein Passant ihm den Hut ein, als er vor der Botschaft in sein Auto stieg. Komisch war dagegen ein dritter Zwischenfall. Herr Bollati überquerte zu Fuß den Potsdamer Platz und mußte gewahr werden, wie zwei Herren sich ihm an die Fersen hefteten und halblaut Schmähungen gegen ihn ausstießen. Mitten auf dem Potsdamer Platz ließen sie ihn dann durch einen Schutzmann um seine Legitimation ersuchen. Die neutralen Diplomaten waren sämtlich bei Kriegsbeginn mit solchen Legitimationen versehen und im eigenen Interesse gebeten worden, sie immer bei sich zu führen. Die Verblüffung des Schutzmanns war nicht gering, den italienischen Botschafter in Berlin vor sich zu haben, denn, so gab er zu seiner Entschuldigung an, jene Herren, Deutsche, die Italien genau kannten, hätten ihn als den französischen Botschafter in Rom bezeichnet und ihn aufgefordert, ihn zu verhaften, — es werde ein guter Fang und eine patriotische Tat sein. Herr Bollati wollte diese kleinen unerquicklichen Vorfälle nicht zum Gegenstande einer feierlichen Beschwerde machen, die mit Notwendigkeit die ohnehin schwüle Atmosphäre noch gefahrvoller getrübt hätte. Er legte es nahe, im „A. A.“ „so nebenbei“ davon zu erzählen. Das geschah, und dem Botschafter wurde, ohne großen Dienstapparat, das Bedauern der Regierung über die ihm widerfahrenen Belästigungen übermittelt. Doch Herr Bollati mochte die Nerven allgemach ein wenig verloren haben, verließ schmerzlich bewegt die deutsche Reichshauptstadt, in der mancherlei ihn gefesselt hatte, und bestimmte als Stunde seiner Abreise zwölf Uhr nachts. Auf dem Bahnhofe erwartete ihn abermals eine freundliche Aufmerksamkeit des Kaisers: der Flügeladjutant von Caprivi fand sich ein, um ihm einen letzten Gruß des Monarchen auszurichten. Deutschland hatte an ihm, das sei nochmals hervorgehoben, einen loyalen Freund. Aber auch ihm saß ein tiefer und leidenschaftlicher Zorn gegen Österreich, das ihm als der Erbfeind seines Vaterlandes galt, im Blute. Lange vor dem Kriege, als Friede auf Erden zu herrschen schien, plauderte ich mit Herrn Bollati über eine Reise nach Tirol, von der ich zurückkehrte, und sprach von Trient. Lächelnd unterbrach er mich und verbesserte mit erhobenem Zeigefinger: „Trento! Trento!“ Er setzte hinzu: „Vergessen Sie nicht, daß auf dem Hauptplatz von Trento das Denkmal Dantes, des größten italienischen Dichters, steht!“ Und bei uns lullte man sich ein in den Wahn, Italiener und Österreicher seien die besten Freunde.

In der deutschen offiziösen Presse wurde Herr Bollati das wohlverdiente Zeugnis ausgestellt, alles aufgeboten zu haben, um Italiens Abfall vom Dreibund zu hindern. Der Versuch, ihm diese Nachrufe durch die mit der Wahrnehmung der italienischen Interessen nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen betraute schweizerische Gesandtschaft zukommen zu lassen, mißlang, indem die Gesandtschaft erklärte, die Gebote strengster Neutralität untersagten ihr in diesem Fall die erbetene Vermittlung.

Als Gegenstück hierzu mag ein Gespräch mit dem Fürsten Bülow gestreift werden, das er nach Beendigung seiner italienischen Mission im Hotel Adlon in Berlin herbeiführte. In dem glänzenden Causeur-Stil, der dem Fürsten Bülow eignet, schilderte er den Charakter seiner Mission, ihren Zweck

und ihren Verlauf. Der Zweck war, so sagte er, den als unvermeidbar erkannten Bruch nach Möglichkeit hinauszuschieben, um dem deutschen und österreichischen Generalstabe die erforderliche Zeit zu militärischer Gegenwehr zu verschaffen. Daher habe er nach jeder Verhandlung angegeben, er müsse, bevor er sich äußere, neue Instruktionen in Berlin einholen, und habe veranlaßt, daß deren Eintreffen sich verspätete. Erst als der Generalstab weiteres Zuwarten nicht für nötig erklärte, habe er die Verhandlungen, als aussichtslos, nicht länger fortgesetzt. Man weiß, in welch ungewöhnlichem Grade dem Fürsten Bülow die Gabe eines fesselnden, geistsprühenden Vortrages verliehen ist. Dem Hörer wurde zum mindesten ein künstlerischer Genuß zuteil, — im Sinne der klassischen Definition, die Emile Zola von einem Kunstwerk formuliert hat: „Une tranche de vie, vue à travers un tempérament" . . .

Wer es unterfinge, ein Buch über das Thema „Berlin im Kriege" zu schreiben, müßte einem Kapitel dieses Buches die Überschrift geben: „Die Hotel-Halle." Der waschechte Berliner „Gent" aus den Regionen des Kurfürstendammes, dieses traurigste Produkt neuzeitlicher „Kultur", spricht freilich nicht „Halle", sondern „hall", mit nasalem, angelsächsisch klingensollendem Tonfall. Mit dem Gasthofbetriebe an sich haben diese Hallen, die anderswo, in Paris und London, lange bestanden, bevor sie in Berlin ihre charakteristische Bedeutung gewannen, nur wenig oder gar nichts zu tun. Der Fünf-Uhr-Tee gibt ihnen ihre Bedeutung und macht aus ihnen Stätten des Stelldicheins verschiedenster Gattungen — galanter und geschäftlicher. Sie wurden schon vor dem Kriege gern von den ausländischen Zeitungskorrespondenten aufgesucht, die hier, wo alle Kultursprachen durcheinander schwirrten, internationalen Boden unter ihren Füßen spürten, Nachrichten erhaschen, austauschen und auch gleich an Ort und Stelle durch Telephon und Telegraph weiter befördern konnten. Am Tage des Attentates von Serajewo prallte ich hier, buchstäblich in der Tür, zusammen mit Monsieur Jacques Hedemann, dem Leiter des außenpolitischen Dienstes des berüchtigten Boulevardblattes „Le Matin". Die Erinnerung an einige gemeinsam in Paris verbrachte, nützlicher Bereicherung des Wissens nicht entbehrende Stunden, denen später auch solche in Berlin gefolgt waren, veranlaßte, daß wir uns gemeinsam in ein Weinrestaurant in der Friedrichstraße begaben, um bei einer Flasche kühlen Schaumweins Erfrischung von der über Berlin brütenden Hitze zu suchen. Monsieur Jacques Hedemann war, wie die meisten Deutschenfresser der Pariser Boulevardpresse, kein Franzose. Ein Deutscher, wie sein damaliger gelehriger Schüler und seitheriger Nachfolger Jules Sauerwein, den Wiesbaden zu seinen Söhnen rechnen darf, war er nicht. Vielmehr ein Holländer israelitischer Rasse, und er verleugnete in der Sprache diese Herkunft keineswegs. Sein Französisch klang so grotesk, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach seine Berichte aus Berlin, oder Wien, St. Petersburg, Madrid, London, Rom an den „Matin" von einem unsichtbar gehaltenen Sekretär in das Idiom Bossuets und Voltaires übertragen ließ.

Es war kein gutes Symptom, wenn Monsieur Jacques Hedemann außerhalb Frankreichs auftauchte. Gegen Deutschland hegte er heimlichen, rachsüchtigen Zorn, seitdem sein Chef, Bunau-Varilla, ihn einmal nach Berlin geschickt hatte, um die Aufhebung des in Elsaß-Lothringen über den „Matin" verhängten Interdiktes durchzusetzen. Man hatte ihn in Berlin überhaupt nicht empfangen, ließ sich aber gern über ihn erzählen. Als unsere Flasche Schaumwein gebracht war, tat der sonst so phlegmatische Monsieur Hedemann, der im Äußern etwas Bäurisch-Pfiffiges hatte, zunächst einen tiefen Zug aus seinem Glase, um alsdann in eine Flut von Anklagen und Verwünschungen gegen die Haltung der österreichischen Regierung auszubrechen, die Deutschland ins Verderben mitziehen werde. „Les Autrichiens sont fous!" rief er einmal über das andere, schlug mit der Faust auf den Tisch und erlaubte sich auch gegen Deutschland Bemerkungen, die es angemessen erscheinen ließen, ihn mit kurzem Abschiedsgruß sich selbst und der Flasche zu überlassen, trotzdem er einlenkte und gelobte, kein Wort von Politik solle mehr über seine Lippen kommen. Die Ursache seines leidenschaftlichen Ingrimms war, wie sich nach Monaten ergab, rein persönlicher Natur. Er hatte vor kurzem den Orden der Ehrenlegion empfangen und war, um sein Knopfloch mit dessen heißersehnten Bändchen zieren zu können, zuvor französischer Staatsbürger geworden. Damit verfiel er aber zugleich der Verpflichtung, im Kriegsfall dem französischen Heere als Soldat der Reserve oder Landwehr einverleibt zu werden, und nach kriegerischen Lorbeeren stand dem vollsaftigen Genießer ganz und gar nicht der Sinn. Er hat das rote Bändchen der Légion d'honneur bald darauf in den Kämpfen vor Verdun mit dem Tode teuer genug bezahlt.

Es ist sicherlich mehr als bloß ein Zufall, daß unter den Kriegshetzern an der Seine und an der Themse stets so viele Nichtfranzosen und Nichtengländer waren. Eine „Nummer für sich", wie der Berliner sagt, bildete Mister Frederick William Wile, amerikanischer Bürger und Vertreter einer amerikanischen Zeitung, doch in erster Linie Korrespondent der „Daily Mail" des ehrenwerten Lord Northcliffe. Gar kein übler Bursche im oberflächlichen Verkehr und als Journalist von unverfälscht yankeehafter Fixigkeit und Beharrlichkeit. In Berlin behagte es ihm offenbar ganz vortrefflich. Ob er tatsächlich als ein Herr Lewi in Würzburg zur Welt kam und sich erst durch Umstellung seines Namens in einen smarten

Mister Wile verwandelte, entzieht sich der Nachprüfung. Das Handwerk systematischer Brunnenvergiftung, das ihm einmal bei einem Fest im Garten des Reichskanzlerpalais vor den Ohren der Umstehenden eine derbe Rüge des Fürsten Bülow und die Mahnung eintrug, nicht zu vergessen, daß man in Deutschland über gesetzliche Maßnahmen gegen lästige Ausländer verfüge, dieses Handwerk betrieb er vor dem Kriege nur mit Maß und wohl ohne innere Passion. Schrieb er doch in Berlin ein dickes Buch: „Men around the Kaiser", das uns in kurzen Abschnitten die Berater und Freunde Wilhelms II. schilderte, sie mit Lob und Anerkennung überschüttete und mit ihren von ihnen selbst geschenkten Bildern geschmückt ward: Als Englands Beteiligung am Kriege außer Zweifel stand, hatte Mister Frederick William Wile für die Sünden seines Brotherrn, das Lord Northcliffe, leiblich zu büßen. Er wurde in der „hall" des Hotels Adlon jämmerlich verbleut, flüchtete sich in den Schutz der amerikanischen Botschaft und mit einem amerikanischen Paß, wahrscheinlich über Holland, nach London, wo er nun in den Kolonnen der „Daily Mail" und des „Daily Mirror" alles Gift gegen Deutschland verspritzte, das sich in seiner Renegatenseele angehäuft hatte.

Mister Frederick William Wile empfindet schwerlich Sehnsucht nach Berlin, wo es ihm doch jahrelang so gut erging. Die Regierung der deutschen Republik hätte ihm keine Schwierigkeit bereitet: hat sie doch schlimmere Hetzer und Stänker aus den Ententeländern nicht gehindert, gleich nach dem Versailler Frieden in Berlin ihre Zelte aufzuschlagen und alles Deutsche in ihren Blättern nach Herzenslust zu schmähen. Gastlichkeit ist eine schöne Sache, aber die Wahrheit des Sprichwortes: „Nur die allergrößten Kälber wählen sich die Metzger selber," ist uns Deutschen, dem Himmel sei es geklagt, noch immer nicht in Fleisch und Blut übergegangen.

Merkwürdig, daß so vielen Deutschen, die doch dem Wandertriebe stärker unterworfen sind als andere Nationen und in der Fremde so leicht deren Sitten und Gebräuche annehmen, anscheinend die Fähigkeit abgeht, sich in die Psyche eines Nichtdeutschen hineinzuversetzen. Der Deutsche weiß oft in der Literatur, in den Künsten und Wissenschaften des Auslandes besser Bescheid als dessen Bewohner, aber ihre Denkweise, ihre Lebensanschauung — ihre „Mentalität", wie ein jüngstes Schlagwort es nennt — bleibt ihm ein Buch mit sieben Siegeln und er begreift nicht, daß die „weltbürgerliche" Neigung so zahlreicher Deutschen, sich an Ausländer anzubiedern, als Bedientenhaftigkeit ausgelegt und verachtet wird. Als Karl Peters durch den Krieg aus England vertrieben wurde und nach Berlin gezogen war, bildete sich um ihn in einem Café am Kurfürstendamm des Nachmittags eine kleine Runde von Freunden und Verehrern des Mannes, der seinem Vaterlande das Kolonialreich in Ostafrika eroberte. Wer das Werk von Karl Peters über England und die Engländer kennt, weiß, daß er nicht nur kein Hasser und Verächter englischen Wesens war, daß er, im Gegenteil, der Großzügigkeit der englischen Staatskunst und dem gesunden, nationalen Egoismus des englischen Volkes hohe Achtung zollte. Eine Herrennatur, fühlte er, darin Bismarck verwandt, sich in mancher Hinsicht zu dem Engländertum hingezogen und angeekelt von der philiströsen Methode gewisser deutscher Politiker, der „sanften Heinriche", wie er sie spöttisch bezeichnete. Nicht müde wurde er, obwohl er körperlich bereits eine Ruine war und sich nicht ohne Hilfe fortzubewegen vermochte, die nach seiner Überzeugung völlig falsche Einschätzung Englands als unseres Kriegsgegners mehr zu beklagen, als heftig zu verdammen. England betrachte, das waren etwa seine Argumente, einen Krieg nicht viel anders als eine geschäftliche Notwendigkeit und zugleich einen sportlichen Match, bei dem es nur auf Kraft, Gewandtheit und den Endsieg ankomme, jedes Sentiment aber schädlich und läppisch sei. Er hielt es nicht für unmöglich, daß Deutschland, nachdem es Jahre hindurch der feindlichen Übermacht standgehalten habe, mit England zu allererst zu einem annehmbaren Frieden gelangen könne. Nicht schwächliches Friedensgewinsel, wohl aber jeder neue deutsche Sieg, jede neue deutsche Kraftprobe, in denen sich Deutschland doch auf die Dauer erschöpfen müsse, werde die Friedensbereitwilligkeit Englands steigern. Und Karl Peters bekundete im Verlauf eines dieser Nachmittage das Verlangen, seinen Standpunkt im Auswärtigen Amt, zu dem er keine unmittelbare Brücke mehr hatte, darzulegen. Er war damit einverstanden, daß der Unterstaatssekretär von Stumm, der schon vor Jahren in die — gescheiterten — Bündnisverhandlungen mit Lord Haldane eingeweiht gewesen war, von seinem Wunsche mündlicher Rücksprache unterrichtet wurde. Durch ein Stadttelegramm an den Schreiber dieser Zeilen willigte Herr von Stumm ein. Die Unterredung unter vier Augen währte reichlich lange. Aus dem historischen Wartesalon des Auswärtigen Amtes hinunter in den Wagen und nach seinem Heim geleitet, blieb Karl Peters stumm und mit düsteren Blicken in sich gekehrt. Ein paar Tage danach deutete er, mit bitterem Lächeln, an, man habe ihn zwar wohlwollend angehört, ihm für sein freundliches Interesse gedankt, ihm jedoch zu verstehen gegeben, daß er, als Außenseiter, natürlich außerstande sei, eine richtige Vorstellung von dem wahren Stand der Dinge zu gewinnen. Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß Karl Peters in diesem Moment der Hoffnung auf Deutschlands Rettung entsagte. Und er hat den Moment nicht mehr lange überlebt.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Anselma Heine: Gürtelkämpfer (Berlin 1922) — Grete v. Urbanitzky: Die goldene Peitsche (Leipzig 1922) — Paul Gurk: Dreifältigkeit (Trier 1922) — Paul Oskar Höcker: Der Mann von der Straße (Berlin 1922) — Jakob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen (Stuttgart 1922)

Mit nachdenklichem Kopfschütteln liest man die Aufschrift des neuen Romans von Anselma Heine: Gürtelkämpfer. Man denkt dabei an die aufregende Bronzegruppe von Molin „Bältespännare", die vor dem Neuen Theater seiner Vaterstadt Gotenburg aufgestellt ist (ein Abguß steht auch vor dem Nationalmuseum in Stockholm): an die wilden, haßverzerrten Gesichter der beiden nackten Männer, die, mit einem Gürtel zusammengebunden, sich in nordischem Zweikampf mit ihren Messern zerfleischen. Das kann, auch wenn man sogleich einen seelischen Kampf an Stelle des körperlichen setzt, unmöglich ein geeigneter Stoff für diese verträumte, ein wenig romantische, ästhetisierende Schriftstellerin sein, die in ihren Erzählungen es ohnehin liebt, eine Menschenseele zu entwickeln und die geheimen Fäden, die sie mit dem Schicksal verbinden, mehr anzudeuten als aufzuzeigen. Der Titel bleibt denn auch das Anfechtbarste dieses Buchs, er verspricht etwas anderes, als die Erzählung hält; aber das ist schließlich Nebensache, wenn es sich, wie hier, um ein künstlerisch erfühltes Werk handelt, in dem nachdenkliche, dem Schönen ergebene Menschen ihre Weltauffassung bestätigt, zum mindesten — geliebkost finden. Es ist wirklich ein Liebkosen in dem Buch, eine frauenhafte Art, zarte Gedanken und hohe Empfindungen zu streicheln und ihnen zuzulächeln. Die Handlung spielt sich zwischen Künstlern ab und nur wie fremde Bestandteile, die beinahe automatisch ausgeschieden werden, treten andersgeartete Menschen in diesen Bezirk.

Mechtildis von Deuren ist eine Bildhauerin voll künstlerischer Unrast und Sehnsucht. Ihre noch ungeborenen Werke machen sie launisch, genießerisch, wie eine wirkliche Leibesfrucht; leidvoll und freudvoll schwankt sie zwischen zwei Männern: ihrem schönen Vetter Victor, einem amusischen Landjunker, mit dem sie verlobt ist, und Michael Dorn, einem bedeutenden Architekten, der sie still verehrt. Dorn erzählt ihr eines Tages von der Grausamkeit des mittelalterlichen Gürtelkampfes (merkwürdig, daß Mechtildis als Bildhauerin die berühmte Gruppe nicht kennt), sie gestaltet die Idee, echt weiblich, in einem Relief, das — Mann und Weib darstellt, wie sie aneinandergekettet sich bedrängen „in Spiel, Tanz, Liebe oder Haß. Kraftvoll aneinandergestemmt, scheinen sie die Scheibe, auf der sie liegen, rundum zu drehen nach der Schwungkraft ihrer Leiber". Man sieht, es ist ein wenig anders geworden, das Gürtelkämpferpaar, als bei Johan Peter Molin. Auch scheint es einigermaßen hergebracht, wenn Dora diesen Kampf erklärt als das ewige Ringen zwischen „Geist und Körper, Seele und Sinnlichkeit". In diesem Schleudern und Geschleudertwerden bemerkt er — hier schon tiefer — den mächtigen Pendelschlag, „der Gottes großes Weltenuhrwerk vorwärts treibt". Aber Mechtildis kommt schließlich doch wohl der Wahrheit näher, wenn sie meint, man müsse sich seinen Körper zum Freunde machen und ihm ab und zu einen Leckerbissen zustecken, aus Dankbarkeit. In Wirklichkeit gibt es harmonische Naturen (wenn sie auch freilich erst durch Kämpfe und Irrtümer zu diesem Einklang mit sich gekommen sein mögen), die dem Körper geben, was des Körpers ist, um frei zu werden und Ruhe zu bekommen zu geistiger Arbeit.

Im Grunde genommen ergeht es auch Mechtildis nicht anders. Sie kostet ihre sinnliche Liebe zu dem schönen Vetter aus, aber ihre Seele gehört — neben der Kunst — einem anderen, Michael Dorn. Unbewußt formt sie seine Ideen, so sehr ist sie innerlich schon sein. Aber er selber hat seine seelische Balance noch nicht gefunden, er liebt die Frauen, aber er verachtet sie, er schilt auf sich selbst (was Mechtildis hochmütig nennt) und glaubt, die Rosen des Lebens sollen ihm vom Himmel fallen. Schließlich ist es Mechtildis, die alles ins Gleichgewicht bringt. Und sie findet endlich heim zu ihrem innerlich Geliebten — mit Victors Kind unter dem Herzen. Dorn nimmt sie auf. „Es ist ein wenig auch dein Kind," lächelt sie, „von deinen Gedanken ist so viel in mein Blut gedrungen." Und er „kommt darüber hinweg". Nun gehören sie zusammen. Aneinandergeschmiedet sind sie, unzerreißbar. Und ihre Liebe zueinander „wird ein ewiges Kämpfen sein, um Erde und Himmel".

Mit diesen ein wenig ausgeklügelt erscheinenden Vorgängen ist gleichsam als erheiterndes Satyrspiel das Schicksal einer asketischen Krankenschwester verknüpft, eine kleine Tragikomödie für sich. Zu Beginn der Erzählung pflegt die züchtig-strenge Lina Quensel im Sanatorium die Patientin Mechtildis. Ein flüchtig hingeworfenes Wort der

soeben operierten Künstlerin bringt ihr geordnetes und gleichmäßig dahinfließendes Leben in arge Verwirrung. Und dies arme, unfrohe, strenge Mädchen, das anscheinend schon versauert und verknöchert ist, sieht in ihrer öden Askese plötzlich, wie eine grüne Oase, ein ungekanntes Glücksverlangen aufleuchten. Sie fühlt sich jetzt von der Natur nicht mehr vernachlässigt, sie hat eine „Mission". Wie sie diese Mission nun erfüllt und deswegen mit ihrem früheren Leben, auch mit ihrem Verlobten bricht, das ist sehr launig erzählt, es würde noch besser wirken, wenn jener gütige Humor, der auch die Geschöpfe, über die man lächelt, noch liebt und als menschliche Geschwister achtet, nicht fehlte.

Dafür entschädigt vieles andere, entschädigt der Roman auch als Ganzes. Vom ersten Satz an spürt man den geistigen Verständnisstrom einer feinen und klugen Natur. Seltsam: solch ein heimlicher Kontakt fesselt in einer Erzählung nicht weniger als aufregende und spannende Ereignisse. Mag der Roman auch dem Durchschnittsleser wenig bieten, weil er ganz erfüllt ist von ästhetischen Fragen und Motiven, so macht doch gerade deren sinnige und feinfühlige Behandlung seinen eigentlichen Wert aus.

Auch in dem zweiten Frauenroman dieser novemberlichen Bücherschau: Die goldene Peitsche tauchen derartige Fragen auf und werden mit Verständnis behandelt, aber sie sind hier nicht die Hauptsache, sie machen in einem Kaleidoskop voll schier unerschöpflicher Bilder nur einen kleinen Teil aus. Was da so bunt an uns vorüberwirbelt, ist das heutige Großstadtleben in der europäischen Not der Nachkriegszeit, ist das unglückliche Wien, mit dem wilden Totentanz seines öffentlichen Lebens (der auch in Berlin schon begonnen zu haben scheint). Unter der goldenen Peitsche des Verdienenmüssens und Erraffenwollens leben die meisten ein mechanisiertes Dasein, das in direktem Gegensatz zu der natürlichen Bestimmung des Menschen besteht. Grete v. Urbanitzky greift dies zeitgemäße Problem von der Seite der Literatur auf. Im Anfang des Romans schildert sie eine Schriftstellerversammlung zur Gründung einer neuen Zeitschrift. Sie soll den jüngsten Zeitströmungen, dem neuen Ethos der reinen Menschenliebe dienen. Ein an der literarischen Börse stark „gefragter" Sensationsschriftsteller, der lediglich Verbrecherromane schreibt, kann es sich leisten, ihnen zu sagen: „Wir sind ja alle Gaukler. Ihr seid ebensowenig Apostel der reinen Bruderliebe — wie ich ein Verbrecher. Wir sind Bücherschreiber, meine Herren." Daß Grete v. Urbanitzky diese Meinung des smarten Herrn nicht verallgemeinert wissen will, sondern eben nur als Kennzeichen einer bestimmten Schicht hinstellt, geht aus dem Wesen ihrer weiblichen Hauptgestalt Hanna hervor, die eine durchaus verinnerlichte Schriftstellerin ist, zweifellos der Verfasserin nicht ganz unähnlich. Sie und Rainer, die sich lieben und finden, heben sich bald aus dem Chaos dieses Kampfes der Geistigen gegen die Mechanisierung, Merkantilisierung und Selbstentäußerung der sinkenden Großstadt hervor, sie scheinen zu unterliegen und raffen sich doch wieder empor, kraftvoll den eigenen Weg zu suchen und zu finden; ihr Beispiel und Schicksal gibt dem Roman einen in die Zukunft weisenden Ausklang: der Mensch soll sich selber finden in der Natur, der Mutter, die uns so viele Geschwister — — Bruder Baum und Tier — gab. Aber die Verfasserin ist zu gescheit, diese schon etwas verbrauchte Weisheit zu verallgemeinern. „Unser Weg," sagt Rainer, „ist kein Vorbild. Es ist eben unser Weg. Wir haben dort die Stille gefunden und die Freiheit — aber ich weiß manchen Bauern, dem hat sein Besitz die Seele gestohlen . . ."

Der eigentliche Wert des gedankenreichen und sinnschweren Romans liegt in seiner überraschenden Wahrheit und Gegenwartsnähe, in der tiefeindringenden Kritik unserer Zeitkultur, deren Wirrnis in vielen hellen und bunten Lichtern aufglänzt, dann aber in dem ernsten und tiefen Läuterungs-, Rettungs-, Erlösungswillen, der zur Selbstbefreiung führt und neuer Hoffnung die Pforte öffnet.

Mit der Schärfe eines unerbittlichen Spiegels sind die einzelnen Typen wiedergegeben: der um sein Rühmchen besorgte „Direktor" Wurm, der immer der neusten Richtung nachläuft, nur um von sich reden zu machen und nicht ins Hintertreffen zu geraten, oder der nicht Anerkannte, der darum immer ganz unsachlich handelt, oder der junge Chefredakteur, der den Niederschlag von Gelesenem seine neuen Ideen nennt und den seine Sippe so lange „fördert", bis er eitel, betriebsam und konjunkturbeflissen wird, wie so viele, und Ziele vor sich sieht, die keine sind. Sie alle wissen von der Erde längst nichts mehr. Sie kennen in ihrer Stadt nur mehr Begriffe, Worte und Geld. Das alles verschüttet ihr Lebendigsein. Bedrückend und erschütternd ist die Darstellung des allgemeinen Verfalls im heutigen Wien. Und doch kann der Starke und Gesunde sich selbst in diesem Ruin noch halten. „Solange," sagt Rainer, „sich mein Innerstes dagegen auflehnt, solange ich das Unsittliche dieses Betriebes nicht bejahe, bin ich dennoch frei." Er und Hanna fühlen, daß sie an das Wunder glauben müssen, das sie erlösen will und das sie darum auch erlöst. Sie sind verwandte Seelen. Töricht und überhebend scheint es der Schriftstellerin Hanna, „wenn man meint, dafür da zu sein, um Bücher zu schreiben und wenn man sein Leben mit einer großartigen Wichtigkeit darauf einrichtet. Das ist Literatur. Leben ist wichtiger, Leben ist das einzige." Sie nimmt sich nicht mehr vor, Bücher zu schreiben, aber als sie monatelang mit Rainer in Berg-

und Waldeinsamkeit sich gesammelt hat, da quillt es von selber aus ihr hervor und sie schreibt nun ihr Buch, das niemand ihr nachmachen kann und das niemand nachgemacht ist.

Vielleicht ist auch die „Goldene Peitsche" so entstanden ... Denn hier sind wie von einem Seismographen die feinsten Erschütterungen verzeichnet. In jeder Zeile spürt man den warmen Hauch des Selbsterlebten, aus der Tiefe von Leid, Kampf, Liebe und Zuversicht Geschöpften. Erstaunlich, daß eine Frau, noch dazu eine so junge (neunundzwanzig Jahre — verrät der Literaturkalender) den Dingen mit diesem klaren Blick, mit diesem tiefen Ernst auf den Grund sieht und ihres Weges so sicher ist. Ihr Roman ist ein Weckruf und ein Wegweiser, alle Großstadtmenschen, die an innerer Not leiden, sollten ihn lesen. (Andere auch.)

Auch Paul Gurk sollte ihn lesen, denn er gehört offenbar zu den Literaten, die ihr Beruf wenig befriedigt. Zur Empfehlung seines Novellenbuchs Dreifältigkeit glaubt der Verlag nachdrücklich betonen zu müssen, daß der Verfasser „Kleistpreisträger" sei. Ich kenne die Werke nicht, die ihm jenen Preis eingetragen haben, jedenfalls dürfte dies Büchlein schwerlich für die Auszeichnung bestimmend gewesen sein. Die Bezeichnung „Novellen" auf dem Titelblatt ist ungerechtfertigt, es sind Skizzen, zum Teil, scheint's, schon in jungen Jahren niedergeschrieben und jetzt durch die Preisverleihung vielleicht erst aus dem Dunkel des Schreibtisches ins Licht der Buchauslage gerückt. Daß Gurk begabt ist, verleugnen auch die schwächeren Stücke nicht, er hat eine eigene Art zu sehen und mit Worten zu zeichnen. So etwa: „Die Nacht saß mit am Tisch ... Sie hatte die Reflexe aus den Weingläsern getrunken und die Kupferköpfe der Stuhlbeschläge eingeschluckt. Nur die roten Feuerpunkte der Zigaretten schwammen noch im Dunkeln."

Aber im ganzen erzählt Gurk ziemlich reizlos, oft zeigt er sich als ein eiskalter, mißmutiger Ironiker, manchmal schwülstig, meist gesucht. Seine Gestalten sind Silhouetten, ihrer Umrisse halber ausgeschnitten und vereinzelt auf weißes Papier gestellt: Mag er nun einen dunklen Ehrenmann schildern, der durch eine Lächerlichkeit in der Gesellschaft zum Menschenfeind und Verbrecher wird, bis er sich endlich im Gefängnis am Hosenträger erhängt, oder die Alltagserlebnisse eines Buchhandellehrlings, der sich in ein schönes Buch verliebt, oder den Abstieg des alten Sochatsch, eines „vertrottelten Ahasver". Dem Titel zufolge scheint Gurk seiner letzten Erzählung „Dreifältigkeit" den größten Wert beizulegen, die sich auch am ersten noch der Novelle nähert. Ein Dichter erzählt seinen Freunden umständlich die Geschichte einer jungen Liebe. Er trifft sie auf der Straße: „Ein vierzehnjähriges Mädchen war sie lüstern und unschuldig, Kind im Sprunge zum Weib, mit Lippen, die nach Formung verlangten, um aus roten Aufschlägen zur Vision des Eros zu werden (!), das Gesicht noch flaumig und rund." Den Dichter hält sein Gefühl davon ab, ihr so zu nahen, wie es in ihrem Kreise gewöhnlich sein mußte: „geradehin, halb roh, halb lüstern, mit Café und Kino, mit einem Kettenring und handgreiflichen Schmeicheleien" — er besucht mit ihr Kunstausstellungen, es drängt ihn „dies Mädchen durch das Medium der Kunst zu besitzen und es zu steigern". Er „bosselt an ihr herum", das Ende ist, daß sie ihm davonläuft. Am Schluß wird noch eine Unsauberkeit angedeutet, vermutlich, um der belanglosen Alltagsgeschichte, deren Bestes wir hervorzuheben suchten, einen Reiz anzuflicken. Es scheint: Gurk kann weder fabulieren, noch recht gestalten. So bleibt sein Buch, trotz mancher hübschen Wendung, eine taube Nuß und das ist zu bedauern, denn namentlich aus der letzten Erzählung scheint hervorzugehen, daß der Verfasser mehr kann. Aber wenn er, wie im Anhang erzählt wird, zu den Beklagenswerten gehört, die „nach jahrzehntelangem erfolglosem Ringen" durch die Verleihung eines Preises „die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gelenkt" haben, so ist zwar der Entschluß des Preisgebers dadurch gerechtfertigt, aber nach der Probe dieser „Dreifältigkeit" möchte man Paul Gurk nahelegen, sich und sein Werk einmal mit den Augen jener Hanna in der „Goldenen Peitsche" zu prüfen: ob er wirklich einzig und allein dazu da ist, Bücher zu schreiben. Vielleicht gehört er zu denen, die durch Abkehr von der Literatur allein einen Weg finden, ihr Bestes zu geben — und so gerade in die Schriftwelt wieder hineinkommen; es ist freilich ein umständlicher Weg: so lange gen Westen zu segeln, bis man nach Osten kommt, aber so werden neue Welten entdeckt ...

Ein neuer Roman von dem Herausgeber dieser Hefte, Paul Oskar Höcker, wird seiner Leser gewiß sein und bedarf nur einer kurzen Anzeige. Wieder greift der beliebte Erzähler hinein ins volle Menschenleben der Gegenwart, und wo er's packt, da ist es interessant. Im Mann von der Straße packt er das Schicksal eines ehemaligen Offiziers von altpreußischem Adel, der nach der Revolution genötigt ist, einen Broterwerb zu suchen, um seine geliebte Gitta heiraten zu können. Die Nöte und Schwierigkeiten, in die er hierbei gerät, muten durchaus typisch für diese jäh aus der Bahn geschleuderte Menschenklasse an, wenn sie auch meist weniger abenteuerlich aussehen mögen. Höcker gibt diesem Einzel- oder wenn man will Doppelschicksal ein getreues Zeitbild als Hintergrund, wobei er einzelne Partien, wie das freche Treiben der Polen in Posen, die vielerörterte Jugendbewegung in Thüringen, das Wirken moderner Apostel und Wanderredner besonders liebevoll und wirklichkeits-

getreu ausmalt. Sein Sendbote Orje, übrigens vortrefflich porträtiert, will Erlösung aus den Nöten der Zeit durch die Freude bringen, Freude, die freilich nicht in der Kneipe wohnt, nicht im Prunksaal noch im Kino oder Tingeltangel, sondern im lachenden Auge des Kindes und in den Liedern der Jugend, zu denen auch Luthers Trutzlied zu rechnen ist ... Der Held gerät zeitweise in schwerste Bedrängnis, sogar in den Verdacht eines Mordes, wird aber durch Aufklärung des Tatbestandes im letzten Augenblick noch glücklich gerettet und führt seine Braut heim. Ein flottgeschriebener, spannender Zeitroman.

⌘ ⌘ ⌘

Mehr als je wird in dieser trostarmen, wie mit Glockenstimmen, zur Besinnung rufenden Zeit auch der Dutzendleser, der sonst nichts als Unterhaltung vom Buch verlangt, den Lebensäußerungen selbständiger und starker Geister Vorzug vor erfundenen Geschichten geben; gute Briefsammlungen und Denkwürdigkeiten sind heute als geistige Nahrung von nicht mehr einfachem Wert. Zum Glück ist unser deutsches Schrifttum besonders reich daran und bedeutender Zuwachs erfreut auch heuer auf diesem Felde. Da liegt ein stattlicher und gehaltvoller Band in schmuckem Kleide (nicht auffälligem, wohlverstanden, sondern mit der Einfachheit des wahrhaft Vornehmen angezogen) vor mir: Jakob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen.

Vorweg sei bemerkt, daß sich der Basler Kultur- und Kunsthistoriker hier von einer ganz neuen Seite zeigt, nämlich als warmer Freund. Diesem vornehmen Erben uralter Basler Kultur schien Wärme des Herzens allein zur höchsten menschlichen Vollendung zu fehlen — wenigstens Menschen, nicht der Kunst gegenüber. Selbst der junge Nietzsche, dessen Bedeutung er früh erkannte und der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihm seine Verehrung zu bezeugen („Burckhardt zuerst verdankt Basel seinen Vorrang von Humanität," heißt es in der Götzendämmerung), wurde von ihm reichlich kühl behandelt, in seinen Dankbriefen für die Werke, die ihm Nietzsche immer sogleich nach ihrem Erscheinen zusandte, hatte er meist nur eine höfliche, aber auch ein wenig ironische Form des Ausweichens, Nietzsche war ihm der gefährliche „Gratwandler", wie er sich einmal ausdrückt. Um so überraschender ist der herzliche Ton, den er in den vorliegenden Briefen nicht nur anschlägt, sondern rund dreißig Jahre (1864—1893) beibehält. Freilich auch hier immer zurückhaltend, aber man spürt doch, wie es ihm innerlich zumut ist. Der Empfänger, dessen Briefe leider nicht erhalten sind, der Stadtdirektor Friedrich von Preen in Karlsruhe, später in Bruchsal, war ein Verwaltungsbeamter von seltener Art: Wissen und Verstehen, Entfaltung der Persönlichkeit, stilles Wirken von Mensch zu Mensch galt ihm als das Wichtige; persönlicher Ehrgeiz, den er bei seinen Beziehungen wohl reichlich hätte befriedigen können, als das Unwesentliche.

Die Briefe handeln von allem, was regen Geistern des Austausches wert scheint. Tagesereignisse wechseln mit literarischen, philosophischen, künstlerischen Fragen, die meist in wenigen aber treffsicheren Bemerkungen gestreift werden. Überraschend ist, daß Burckhardt das lebhafteste Interesse für Politik gehabt hat; er beobachtet alle Vorgänge, namentlich in Deutschland mit scharfem Auge, ohne sich freilich über das Quieta non movere des gelehrten schweizerischen Patriziers und geschulten Historikers zu erheben. Bismarck, der ihm diesen beschaulichen Standpunkt etwas verwirrt, liebt er gar nicht, obwohl er seine Größe anerkennt, er fürchtet eine „Ära von Kriegen", in der vieles, was den Gebildeten lieb gewesen ist, als geistiger „Luxus" über Bord gehen muß. Freilich ruft er auch beim Ausbruch des Krieges 1870: „O was für gewaltige Lichter strahlt jetzt die Philosophie aus!" Er meint: „Das große Unheil ist im vorigen Jahrhundert angezettelt worden, hauptsächlich durch Rousseau mit seiner Lehre von der Güte der menschlichen Natur. Plebs und Gebildete destillierten hieraus die Doktrin eines goldenen Zeitalters, welches ganz unfehlbar kommen mußte, wenn man das edle Menschentum nur gewähren ließe. Die Folge war, wie jedes Kind weiß, die völlige Auflösung der Autorität, worauf man periodisch der bloßen Gewalt anheimfiel ... In den intelligenten Schichten der abendländischen Nationen war inzwischen die Idee von der Naturgüte umgeschlagen in die des Fortschritts, d. h. des unbedingten Geldverdienens und Komforts mit Gewissensbeschwichtigung durch Philanthropie ..." Aber auch Frankreich, das er im übrigen sehr schätzt, schreibt der große Kulturhistoriker schon 1893 ins Stammbuch: „Ganz unberechenbar ist Frankreich, seitdem es den Russenjubel so hat an die große Glocke hängen mögen. Die Nation ist gemütskrank von furchtbar verletztem Selbstbewußtsein her und zwingt einmal ihre irgendwelchen Führer zum Losschlagen ... Das kommt von dem vielen Bundenöri (schweizerischer Ausdruck für point d'honneur), womit man dort von jeher Geschäfte gemacht hat."

Das wertvolle Buch ist herausgegeben von dem unseren Lesern nicht unbekannten Dichter Emil Strauß, der ihm ein vortreffliches Vorwort und einige dankenswerte Erläuterungen mit auf den Weg gegeben hat. Die bedeutenden Köpfe der beiden Briefschreiber blicken den Leser aus zwei Bildbeigaben an: der Hans Freischen Jubiläumsplakette Burckhardts und einem photographischen Bildnis seines Freundes.



Bildnis meiner Frau. Gemälde von Willy Jaeckel



Illustrierte Rundschau

Die Deutsche Gewerbeschau München 1922. Ein Rückblick

Die Riesenhallen und das weite Gelände der Münchner Theresienhöhe, die in diesem Sommer die „Deutsche Gewerbeschau München 1922“ beherbergten, waren mit ungezählten Tausenden gewählter Gegenstände gefüllt, von denen jeder einzelne beanspruchte, als „veredelt“ angesehen zu werden. Wer München und die stattliche Reihe seiner früheren Ausstellungen kennt, mag geneigt sein, diese ungeheuere sachliche Leistung als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, würde sich aber damit an der Bedeutung gerade des diesjährigen Unternehmens leichtfertig versündigen. Bevor wir mit unserer Kritik beginnen, müssen wir also den ethischen Kern herausschälen.

Diese Ausstellung ist unter denkbar schweren Bedingungen geplant und durchgeführt worden. Der Versailler Vertrag war unterzeichnet, und Deutschlands wirtschaftliche Zerstörung und Erniedrigung schien endgültig besiegelt. Paris kündigte eine internationale Kunstgewerbeausstellung an, in der, unter Ausschaltung des gefährlichen deutschen Konkurrenten, die Weltherrschaft des französischen Geschmacks aufs neue aufgerichtet werden sollte. Viele deutsche Händler und Fabrikanten gaben alles verloren; Schleuderei, Ausverkauf und Schunderzeugung blühten und drohten, Selbstachtung und Kredit im Auslande schnell zu untergraben. Aber einsichtige Volkswirtschaftler riefen zur Besinnung und erklärten, daß unser Fortbestehen als Kulturvolk wesentlich davon abhinge, ob es gelänge, die vor dem Kriege mit schönem Erfolg begonnene Veredelung jeglicher Warenerzeugung aufrechtzuerhalten und fortzusetzen, also dem ethisch-künstlerischen Programm des Deutschen Werkbundes eine nationale Auftriebskraft zu entnehmen.

München schien der geeignete Boden für solche Aussaat zu sein. Die Münchner Künstlerschaft, die früher mit strenger Ausschließlichkeit nur bayerische Ausstellungen veranstaltet hatte, erinnerte sich des Reiches und des Deutschen Werkbundes und bekundete, um sie zur materiellen und ideellen Mitwirkung zu veranlassen, ihre ernste Absicht, eine deutsche, nicht eine bayerische Gewerbeschau zu veranstalten. Das Reich stellte erhebliche Geldmittel zur Verfügung, und der Deutsche Werkbund erklärte sich bereit, seine Mitglieder zur tätigen Beteiligung aufzurufen, stellte aber die Bedingung, daß nicht einfach nur Gegenstände gesammelt, sondern mit anregendem Zielbewußtsein versucht werde, die künftigen Wege der Entwicklung zu klären und sich dabei auch der jüngeren, noch nicht zur praktischen Mitarbeit durchgedrungenen künstlerischen Kräfte zu bedienen. Da die Verständigung über diese Forderung einige Schwierigkeiten ergab, so ging im weiteren Verlauf der Verhandlungen der Vorsitz des Deutschen Werkbundes aus der Hand des Architekten Hans Poelzig an Richard Riemerschmid über, der nun die Leitung der Deutschen Gewerbeschau München 1922 mit der des Werkbundes vereinigen konnte.



Dame mit Pelz. Aufnahme von Franz Grainer München, Deutsche Gewerbeschau

Wer als Fremder zum erstenmal dies ideale Münchner Ausstellungsgelände betrat, konnte sich wohl kaum dem erfrischenden Eindruck dieses Milieus ent-

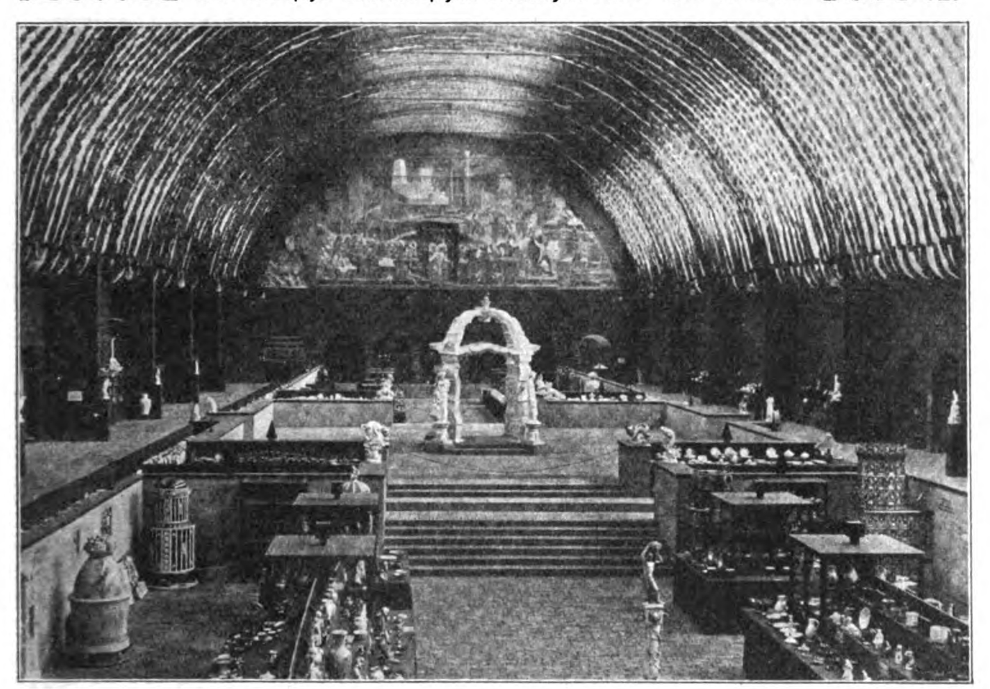
ziehen, das, von traditionellem Geschmack erfüllt, sich so liebenswürdig zu geben wußte. Die schönen Plätze, die architektonisch gut gebauten Hallen, die lebhaften Farben und die umgebende Natur mit alten Baumbeständen, alle diese Faktoren wirkten harmonisch zusammen, um den naiven Besucher freudig und aufnahmefähig zu stimmen; wenn im Inneren der Hallen die Augen an der Übermenge des Gebotenen erlahmen und ermüden wollten, so bot sich immer Gelegenheit, durch einen Blick ins Freie oder durch eine Erholung im Sommergrün sie wieder zu erfrischen.



Generalmajor von Epp. Aufnahme von Franz Grainer München, Deutsche Gewerbeschau

Auch die regelmäßigen Besucher Münchens, denen dies alles nicht mehr neu war, empfingen gern den wiederholten Eindruck dieser Reize, wenn sie auch mit dem Fachkritiker bedauern mußten, daß ihnen der äußere Maßstab des Fortschrittes, der bei Ausstellungen stets im Architektonischen liegt, genommen war. Die kurz vor dem Ausbruch des Krieges eröffnet gewesene Deutsche Werkbundausstellung Cöln 1914 war der diesjährigen Münchner Veranstaltung gegenüber bedeutend im Vorteil, denn sie konnte sich ihren ganzen Rahmen neu schaffen; sie hatte ihre Aufgabe aber auch insofern großzügiger aufgefaßt, als sie die vielerlei Probleme im einzelnen zu bewältigen suchte und damit, abgesehen von einer großen Haupthalle, an der Klippe einer Massenschau glücklich vorbeikam. — Die Münchner hatten sich des unbestrittenen Erfolges ihrer im Jahre 1912 veranstalteten Bayerischen Gewerbeschau erinnert und sich wieder auf die gleiche Einteilung nach Materialien festgelegt.

Am meisten Interesse erntete im allgemeinen die Abteilung der Keramik, obwohl gerade hier die Fehler des Münchner Systems am augenfälligsten waren. Man denke sich eine langgestreckte Halle von ungeheuerer Ausdehnung, die nur von einer einzigen Wölbung in bedeutender Höhe überspannt ist. In ihr sollten zu Tausenden Teller, Tassen und Vasen ausgestellt werden, die trotz ihrer Menge in diesem Raum tatsächlich verschwinden, untergehen mußten. Der raumausstattende Künstler Nida Rümelin verstand es, aus der Not eine Tugend zu machen, indem er tatsächlich die ausgestellten Gegenstände dem ersten Blick entzog, den er allein der architektonischen Lösung zugewendet haben wollte. Er füllte die ganze innere Wölbung des Raumes mit heiter wirkenden blauweißen, kulissenartigen Rüschen und schmückte die schmalen Seitenwände mit Monumentalgemälden. Die Längswände teilte er durch hohe Bretteinzüge, die in rhythmischer Wiederholung als „Träger" des luftigen Gewölbes wirken konnten. So kam denn wirklich ein vertikaler, architektonischer Raumeindruck zustande. Aber dann, wenn das Auge auf die ausgestellten Gegenstände sich herabsenken wollte, geriet es in eine gähnende Leere, die die Halle horizontal in zwei Teile durchschnitt. Auch hier wieder eine Nottugend des Künstlers: er versenkte einen erheblichen Teil der Ausstellungstische und Vitrinen unter die Bodenfläche, wo man dann allerdings vergessen sollte und konnte, wo man sich befand, um die Ausstellungsreihen rein messeartig abzulaufen. Bestimmungslos standen da an den Wänden die Kachelöfen und entbehrten jeglicher architektonischer Beziehung; Service reihte sich ohne die persönliche Aufmachung des Gedeckes an das nächste, und so fort; mächtige Garten-Porzellanfiguren der Volkstedter Fabrik, von Meisel entworfen, und Poelzigs Kandelaber aus der gleichen Fabrik ragten in die beängstigende Luftleere. Wem es gelang, die atmosphärische Säule über sich zu vergessen und die Augen unten zu halten, der konnte dann freilich an den Porzellanen





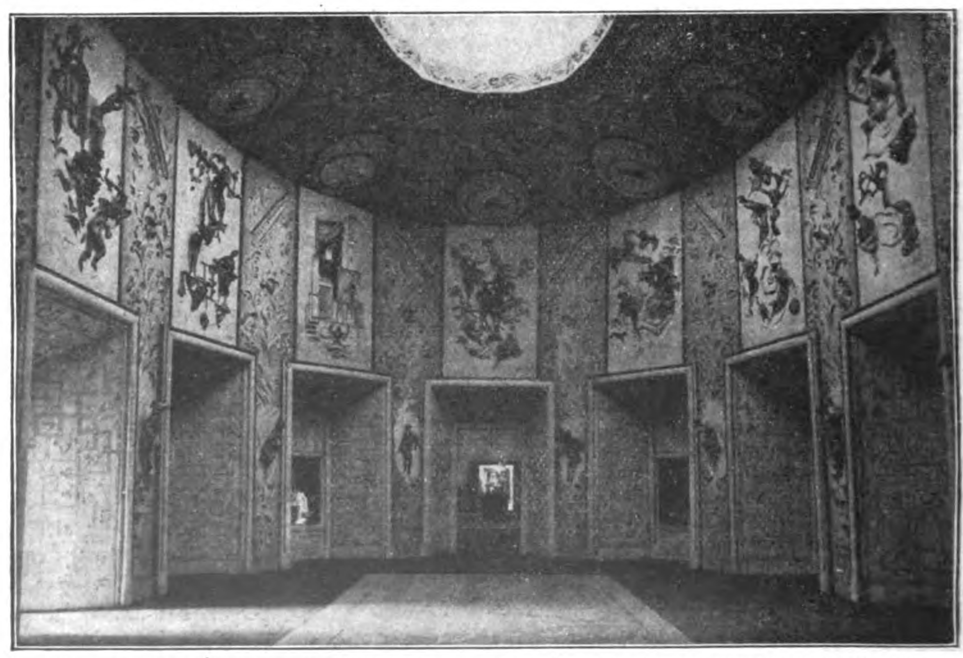
Oben: Blick in den Hauptraum der Keramik-Halle auf der Deutschen Gewerbeschau in München
Ausstattung und Wandbild von Prof. Nida Rümelin, Pasing. Aufnahme Hilsenbeck
Unten: Majolika-Ofen der Großherzoglichen Majolika-Manufaktur, Karlsruhe

von Meißen (Kändler, Scheurich, Esser u. a.), Nymphenburg (Wackerle), aus der Ulmer Schule, von Gertrud Henke in Bremen, an der Keramik von Gmunden, von Klabena in Langen-Zersdorf bei Wien, von Julie Sitte und Vally Wieselthier, beide in Wien, an den herrlichen Majoliken der Karlsruher Manufaktur, an den Meißner Öfen von Ernst Teichert und an sehr vielen anderen Dingen seine helle Freude und gründliche Belehrung haben.

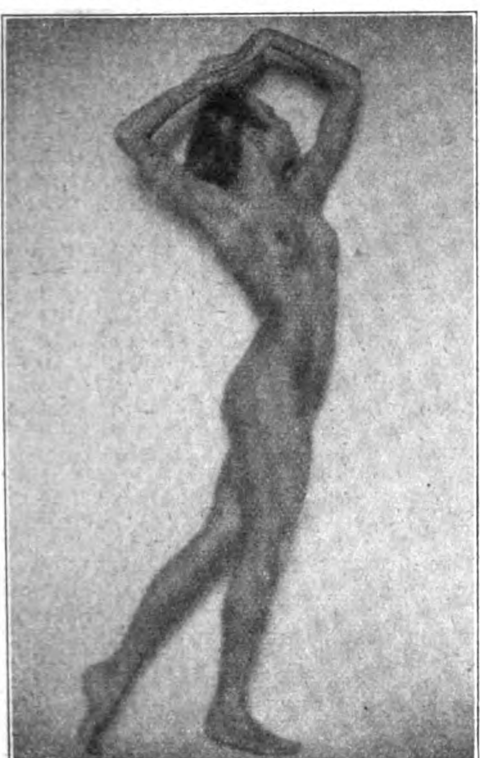
Einen anderen großen Raum, der mit allzuviel Messing und Zinn angefüllt war, hatte Bernhard Pankok gestaltet. Er nahm die leuchtenden Farben dieser beiden Materiale als Flecken und gab sie mit grell rot und blau gestrichenen, zackig geschnittenen Vitrinenornamenten, die er bis an das Gebälk des mit schrägem Oberlicht gedeckten Raumes hinaufzog. Er erreichte damit einen recht lebendigen, aber selbst dem auf derbere Eigenwirkung eingestellten Messing etwas abträglichen Gesamteindruck. Immerhin verstand er es, die Kleinkunst gegen die Architektur grundsätzlich zu behaupten. In Seitenräumen war das Edelmetall untergebracht und hier war die, ebenfalls von Pankok angeordnete Abteilung Bruckmann-Heilbronn zu erwähnen. Der niedrige, fensterlose und deshalb verdunkelte Raum war von allen Seiten mit eingelassenen Vitrinen umgeben, durch deren unsichtbare Oberwand künstliches Licht auf die Silberwaren herniederfloß; von der Zimmerdecke leuchtete im Reflex des Vitrinenlichtes ein farbiges, echt Pankoksches Korallenornament wie ein Halb-

edelstein. Die hundertjährige Firma Bruckmann hatte Nachbildungen aus ältesten Metallformen in zeitlicher Abfolge neuesten Erzeugnissen wirkungsvoll gegenübergestellt. In anderen Abteilungen waren die Vitrinen der Bremer Werkstätten Bremen-Gröpelingen und Arbeiten von Marga Jeß in Lüneburg bemerkenswert. Vor weißen Wänden eines runden Durchgangsraumes standen geschmiedete Eisenstücke, unter denen, immer noch unübertroffen, die Arbeiten von Julius Schramm in Berlin dem Gedächtnis sich einprägten. Im Raume der Solinger Stahlwaren führten Paul Woenne und Professor Rud. Wolff. Technisch und in farbiger Zusammenstellung hervorragend unter den Kleinholzarbeiten darf man die Kästchen nennen, die Albert Schulze in Hannover nach Entwürfen Thorn-Prikkers mit kostbaren Edelhölzern eingelegt hatte. Neidlos von Ausländern bewundert wurden auch in München die Leistungen unserer deutschen Drucker, Buchbinder und Verleger, die sie mit ihren Künstlergehilfen dauernd vollbringen. In der graphischen Abteilung hatte Ehmcke durch sehr geschmackvolle Aufmachung den vorzüglichen Drucken der Reichsdruckerei eine erhöhte Wirkung und vermehrte Popularität gesichert; diese Vitrinen waren dauernd auch von den einfachsten und ländlichen Besuchern umlagert, die sonst an der Graphik achtlos vorüberzugehen pflegen. Man ahnte etwas von der Zauberwirkung der Holzschnitte im deutschen Mittelalter: Kunst dem Volke.

Textile Kunst war an vielen Orten reichlich vertreten. Zahlreiche Webereien hatten sich mit auserlesenen Stoffen beteiligt, so daß es unmöglich ist, hier mit Namensnennung zu beginnen. Drei Künstler scheinen besonderen Einfluß auf die Textilindustrie zu besitzen: der stets geschmackvolle und ideenreiche Professor Aufseeser in Düsseldorf und speziell in der Gobelinweberei Wanda Bibrowicz und Max Wislicenus in Pillnitz bei Dresden, die neuerdings mit den aufstrebenden Industriewerken in Plauen zusammenarbeiten; beiden ist es gelungen, den eigenartigen Gobelincharakter so zu beleben, daß wir ihn wieder als zeitgemäß und in moderner Architektur raumbildend empfinden. Es ist fast ungerecht einige Namen zu nennen, die den Leserinnen dieser Hefte überdies schon bekannt sind: die Spitzenschule der Fürstin von Pleß in Hirschberg, die Spitzenkünstlergruppe in Plauen, die Kunstblumen von Margarete von Liebenau in Dresden, die Kissen und Decken von Eugenie Faber in München und viele, viele andere. Lebensgefährlich war es geradezu, den großen Raum für künstlerische Spielwaren zu betreten, in den die Aussteller nur hundertweise eingelassen und von einem Aufseherstabe fortwährend zum Weitergehen ermahnt wurden. Es war dort eine ganze lebende Stadt der bekannten Puppenwarenfabrik Steiff in Giengen an der Brenz ausgestellt, wofür der Künstler Schlopsnies die vorzüglich stilisierten Modelle geliefert hatte; alle Puppen waren in grotesken, dem Leben abgelauschten Bewegungen zu sehen, so daß des Jubels der Kinder und kreischenden Bäuerinnen den ganzen Tag kein Ende wurde.



Raum der Österreichischen Werkstätten. Entwurf Prof. Strnad-Wien. (Aufnahme H. Hoffmann)



Aktaufnahme von Karl Schenker, Berlin
München, Deutsche Gewerbeschau

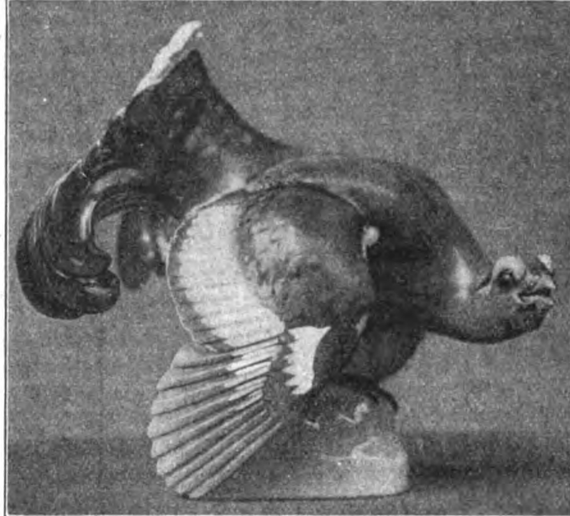
Zimmereinrichtungen hat man nun auf Ausstellungen genug gesehen. Deshalb war diese Abteilung in München sehr eingeschränkt. Den Deutschen Werkstätten in Hellerau und München hatte man einen Komplex von kleinen und großen Räumen zugeteilt, die Eugen Julius Schmidt mit einem entzückenden Vitrinengang verbunden hat. Andere Künstler, die sich hier an der Ausstattung der Räume beteiligt haben, sind neben den allgemein bekannteren Niemeyer, Nida Rümelin und anderen, Heinrich Sattler und Hillerbrandt, die bisher noch nicht genannt wurden. Eine besondere Form der Vorführung von Wohnräumen hatte man den Bremern gestattet, denn, geleitet und finanziert von dem bekannten Kunstfreund Leopold O. Biermann, hatten sie nach dem typischen Grundriß des niedersächsischen Hauses ein Gebäude errichtet, das als ein den Besuchern in Abwesenheit des Besitzers geöffnetes Bremer Landhaus genommen werden sollte. Dessen innere Einrichtung hatte der stets feinsinnige und formgewandte Rudolf Alexander Schröder ausgeführt und im Ton den vornehmen, aber sehr zurückhaltenden Luxus des Bremer Großkaufmanns richtig getroffen. Hamburg war durch Sonderräume der Hapag vertreten, in denen der neue Typ des Einheitsschiffes (in dem die Schranken zwischen Vorder- und Zwischendeck niedergelegt wurden) veranschaulicht werden sollte.

In der besonderen Art, die den Berlinern schon aus einer früheren Ausstellung „Farbe und Mode“ bekannt war, hatte Bruno Paul gemeinsam mit Otto Haas-Heye die umfangreiche Modeabteilung eingerichtet. Der Verband der deutschen Modeindustrie war hier nicht geschlossen aufgetreten, sondern hatte seinen Mitgliedern die Einzelbeteiligung gestattet. Der Modebühne von Bruno Paul angegliedert war ein hübscher Vorführungsgarten, den der Münchner Architekt Robert Tischler gemeinsam mit dem Stadtgärtendirektor Multerer gebildet hatte; beide zeichneten auch für die übrige, bemerkenswert gut gelöste Gartengestaltung der Ausstellung verantwortlich. Zur Modeabteilung gerechnet wurde eine Sonderstellung der deutschen Teerfarbenfabriken, in der die Lichtechtheit der Teerfarben dargelegt werden sollte; den anschließenden Farbenhof schuf Wilhelm Kreis in Düsseldorf.

Die Wiener kommen immer neu, sie sind immer geistreich und witzig und erheben alles, was sie anfassen, ins Künstlerische. Niemals hetzen sie eine Sache zu Tode, wie es in der übrigen Münchner Ausstellung



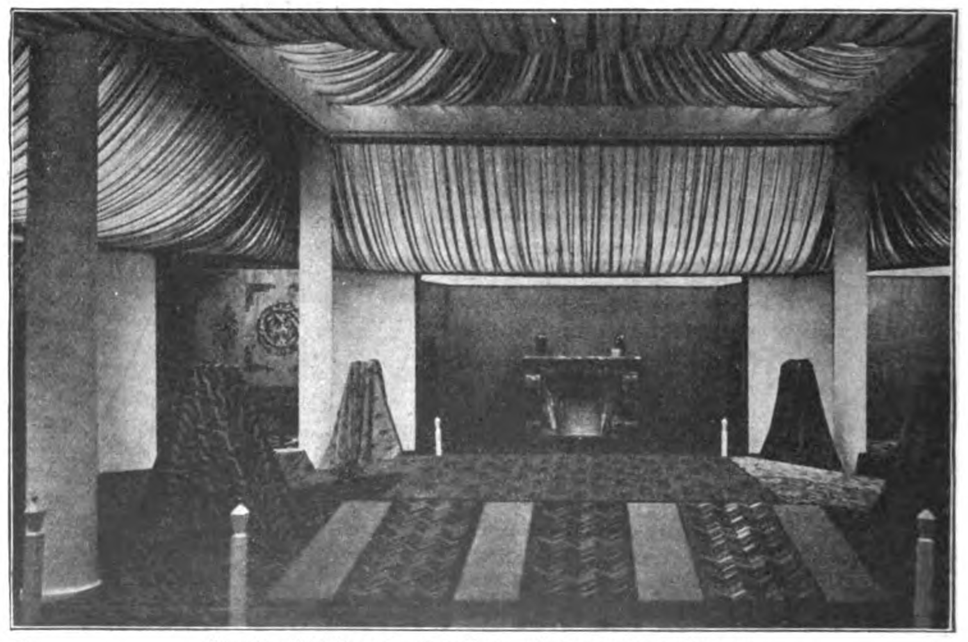
Dame mit Schale. Bildnisaufnahme von Hugo Erfurth, Dresden. München, Deutsche Gewerbeschau



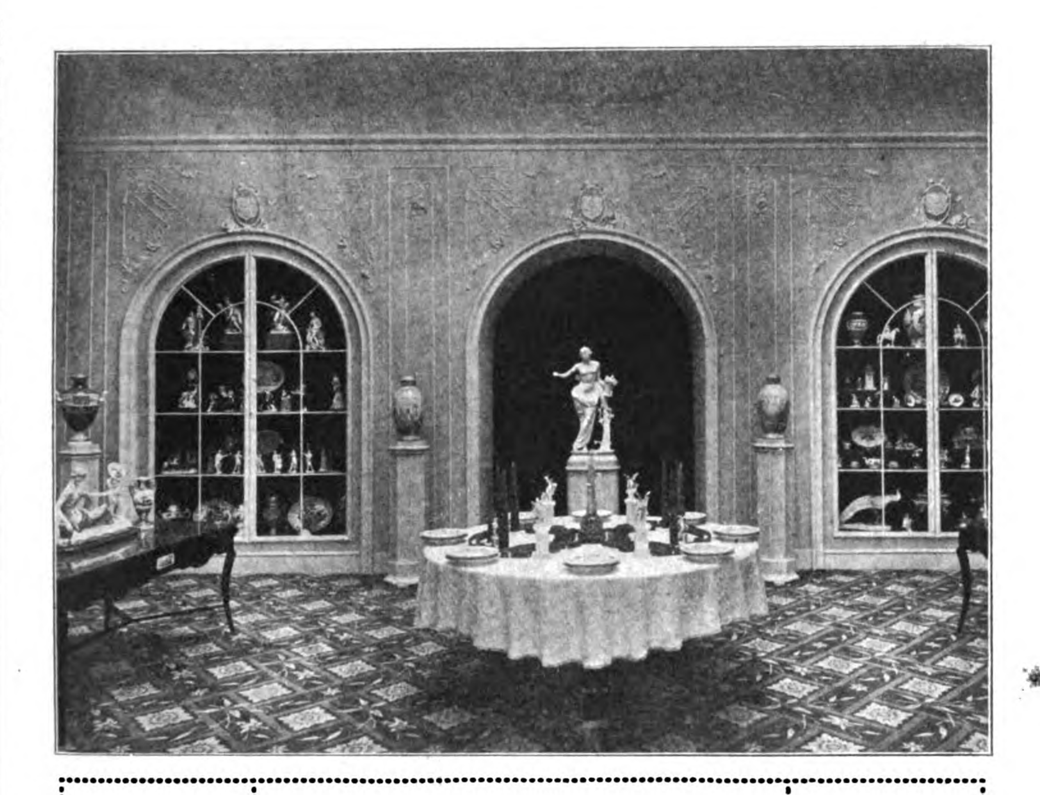
Birkhahn. Porzellanbildwerk von Max Niemeier
Nymphenburger Porzellan-Manufaktur

mit dem nur äußerlich angewendeten, sozusagen „expressionistischen“ Zacken- und Prismen-Ornament leider geschehen war, so daß man sich erlöst fühlte, wenn man den Raum der Wiener Kunstgewerbeschule betrat; an dessen weißgetünchten Wänden von guten architektonischen Verhältnissen prangten nur ein paar goldener Sterne und Monde und in den Vitrinen war ein Stück zierlicher und pretiöser als das andere. Die Wiener hatten auch einen großen Empfangsraum als Ehrenhof durch Oscar Strnad entwerfen lassen, in leichtem Barock, der an die Hofburg erinnerte und aus dessen Wänden in fabelhaft geschickter Weise figürliche Plastik emportauchte, an diesen Figuren, die aus gepreßter Papiermasse bestanden, hatten zahlreiche weibliche Künstlerhände gebildet: zarte, süße Dinge, die heute als Kunst gewertet werden und morgen vielleicht schon an der Grenze des Kitsches stehen, jenes Kitsches, dessen Gemütswerte aber unablässig in die Ewigkeit flattern. Hätten wir Reichsdeutsche doch etwas von dieser Leichtigkeit!

Siedlungshäuschen von geschmackvoller Gestalt — eine große Abteilung der deutschen Kunstgewerbeschulen, deren zahlreiche Schülerarbeiten in hunderterlei Arten und in wohltuender Anonymität gemischt in den Vitrinen zerstreut lagen und die Hoffnung erweckten, daß uns ein tüchtiger Nachwuchs ersteht — eine Abteilung für Lichtbilder und Filmvorführung — eine Sammlung von modernen Bühnenmodellen, über die ein besonderer Bericht sich lohnen würde — das wären nur einige Stücke der umfangreichen Nachlese, die in der Riesenausstellung noch zu machen wäre, wenn



Aus der Abteilung der Textilien. (Aufnahme H. Hoffmann)



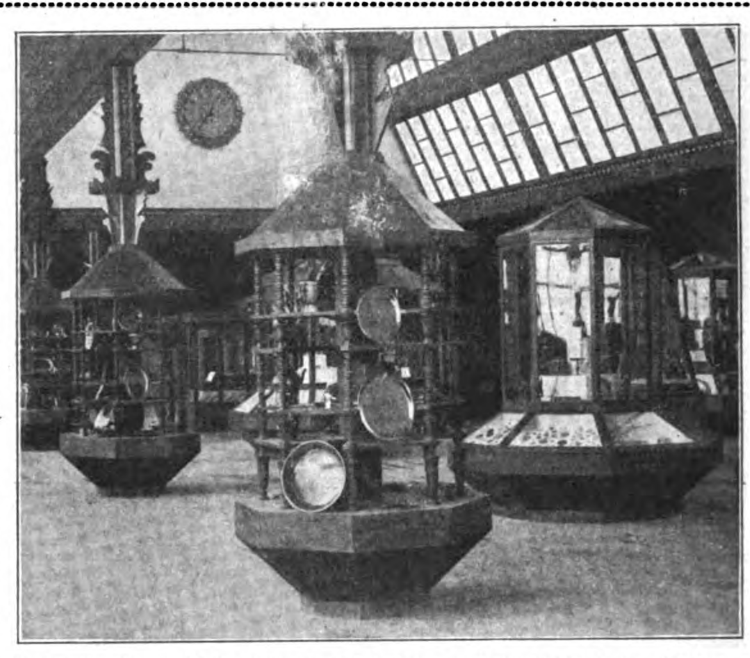


Oben:

Ausstellungsraum der Porzellan-Manufaktur, Nymphenburg. Entwurf Arch. P. L. Troost, München. (Aufnahme H. Hoffmann)

Unten:

Dame mit Putto Porzellanbildwerk von Prof. Paul Scheurich. (Staatliche Porzellan-Manufaktur Meißen)



Inneres der Halle mit Metallwaren. Architekt Bernhard Pankok. Aufnahme Hilsenbeck

der diesem Aufsatz zugemessene Raum es gestattete.

Und was war das Schönste in der Ausstellung? In einem sonst uninteressanten Kirchenraum versteckt ein Glasfenster von Thorn-Prikker; seine Farben leuchten mit mittelalterlicher, herrlicher, mystischer Kraft und wollen im Herzen wieder Hoffnung und Freude am Leben erwecken. Fritz Hellwag.

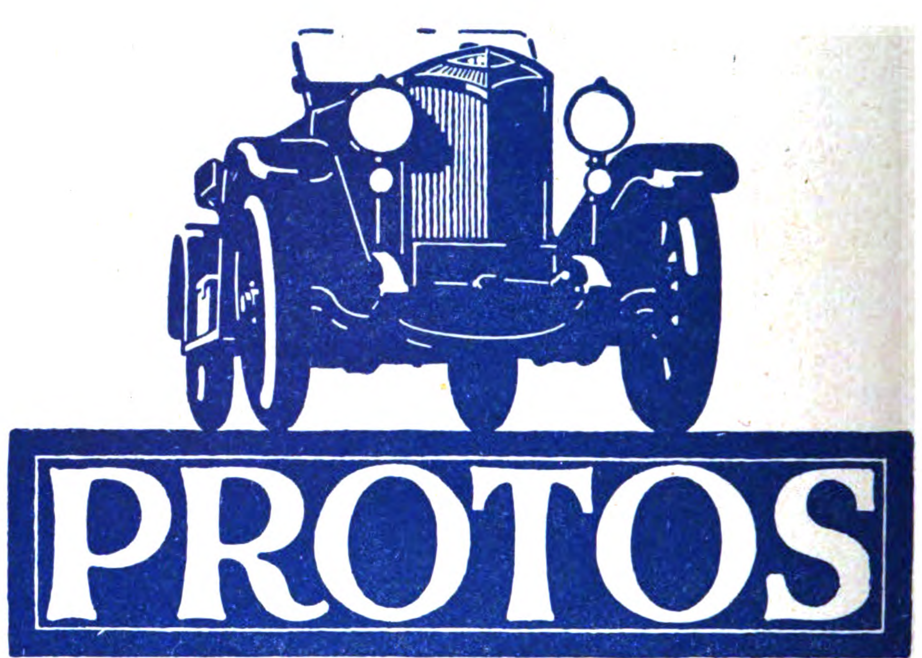
Zu unsern Bildern. In Ergänzung der vorstehenden Ausführungen sei noch besonders auf die Fortschritte hingewiesen, die auch die deutsche Lichtbildkunst in München aufzeigt. Wir geben einige Bildnisaufnahmen der bekannten Lichtbildner Grainer, München, Hugo Erfurth, Dresden und Schenker, Berlin, hier in der Rundschau wieder; als besonderes Kunstblatt bringen wir eine künstlerische Aufnahme von dem auch unsern Lesern längst rühmlichst bekannten Starnberger Kunstphotographen Richard Wörsching: „Wolkentanz". Das lustvoll-sentimentale Scheffelsche Gedicht vom Heini von Steier, das uns heute fast wie ein Volksliedchen anmuten möchte, liegt dem etwas stilisierten und doch farbenfroh bewegten Gemälde von Ernst Schwartz zugrunde. „Kleine, farbige Märchenträume" bezeichnet der Künstler diese und andere Gaben, denen er sich, aus dem Felde heimgekehrt, mit besonderer Zärtlichkeit hingegeben hat. Zum erstenmal trat Ernst Schwartz auf der Jahrhundertausstellung 1913 in Breslau hervor; seit dem Krieg ist er ein gern gesehener Gast in der Galerie Schulte, in der Münchner Sezession und anderwärts. Willy Jaeckels „Bildnis meiner Frau" verblüfft den an zarte Kost gewohnten Galeriebesucher. Aber die geistigen und malerischen Werte dieses Werkes rücken dem Betrachter, der sich die Mühe gibt, unvoreingenommen zu schauen, dann doch näher. Willy Jaeckel steht erst Mitte der Dreißiger. Aber eine große Entwicklung nach oben steht ihm offenbar noch bevor. Hier liegen Leidenschaft, Können und Wille. Und viele, die ihn heute belächeln, werden ihm nach Jahren einen Lorbeerzweig reichen. Aus der Reihe der übrigen Bilder sei nur noch unser Titelbild herausgehoben, das Bildnis des Grafen Ludwig zu Lewenstein, das Hans Baldung-Grien im Jahre 1513 gemalt hat. Die Wiedergabe ist erfreulich gut geraten. Sie schmückt auch die neue Künstlermonographie, die unser Verlag soeben auf den Weihnachtsgabentisch all denen legt, die dem großen Meister folgen, die sein Werk schätzen — und die es ihren Freunden mitteilen wollen. H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

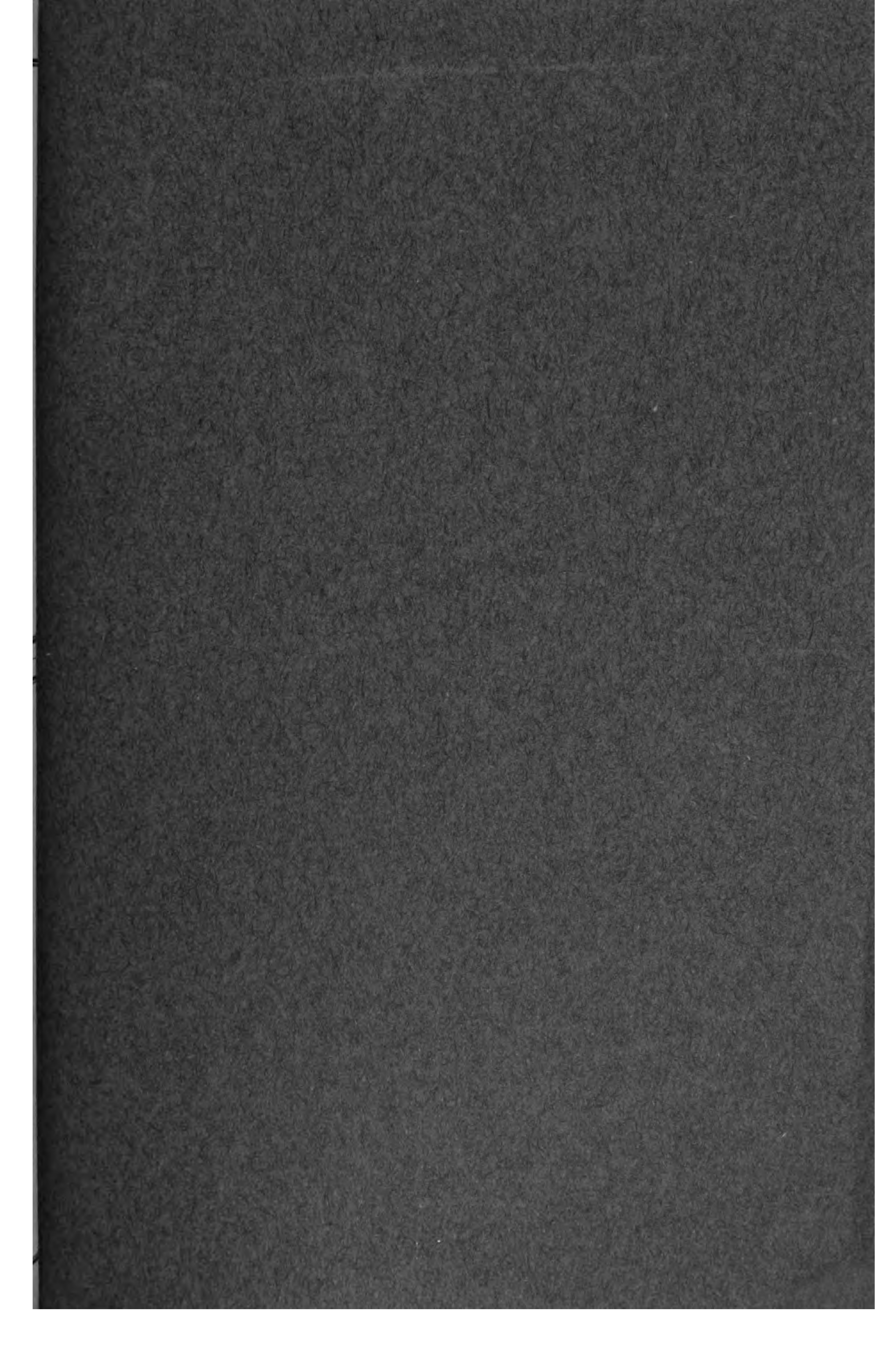
37. Jahrg. / Dezember 1922 / 4. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien


PROTOS


1 MILLION
ERNEMANN
CAMERAS





Madonna auf der Wolke. Gemälde von Prof. Paul Plontke

(Berlin, Ausstellung der Akademie 1928)



Wagnesrott

Roman von Ottomar Enking

Schluß

m Spritzenhaus hörte man Nösel Leientoft keifen, sie verwünschte den Kaiser Luzifer, sie schimpfte wüst auf Ayberos, Nyberos, Pursam, Abiger, sie verfluchte überhaupt die ganzen Geister. Sie schrie, daß sie so Gott eine alte Frau sei und ihre Philosophie binnen habe, aber die Zauberei wäre Schiet und Schwindel.

Dazwischen klagte sie in rührenden Tönen um ihren Sohn: „Mein Olmer, mein kleiner Jung', mein einziger lieber Sohn!“

Aus Flensburg vom Siechenhaus kamen zwei handfeste Wärter, die hatten den rechten Griff. Zwar grub sich Nösels Hauer dem einen tief in den Arm, doch gleich saß sie dann in der Zwangsjacke und wurde — zweckmäßig, aber rauh — wie ein Bündel auf den Leiterwagen geschoben, und fort ging's mit der unablässig zeternden Last zur Stadt. —

Olmers Leiche hatte man die Treppe hinuntergetragen. Sie lag jetzt auf ein paar Brettern in der Stube für die vornehmen Gäste. Wörtelsch, die niemand frieren sehen konnte, deckte ein altes Umschlagetuch über den Körper.

Viel Volks drängte sich herein. Neugierige und mit Grauen erfüllte Blicke streiften den Toten. Kloke Timm hatte sich schwarze Strümpfe gemalt.

Unter der Dorfmenge wucherte der Klatsch. Einer wußte noch mehr als der andere, warum Olmer das getan und was sich auf dem Hofe abgespielt hatte. Die Gerüchte wurden von Minute zu Minute wilder. Die Luft war voll von Mord und Totschlag.

Daumor und Reimer Groth — Thorfin hatte entdeckt, daß die beiden ihn schon längst betrogen. Er hatte Daumor niedergehauen. Sie war nicht mehr am Leben. Aber Yndebroe hatte die Ärzte bestochen, daß sie so taten, als ob Daumor bloß krank sei. Er wollte fliehen und gewann auf die Art Zeit, daß die Gerichte sich noch nicht einmischten. Und Olmer hatte auf seines Schwagers Namen Schulden gemacht und Wechsel gefälscht. Auch das war herausgekommen. Nun konnte man Yndebroe verstehen, daß er außer Rand und Band geraten war.

Kloke Timm trat für Daumor und auch für Olmer ein. Half nichts.

Der Schulze und der Nachtwächter jagten die Leute schließlich zum Haus hinaus.

Doktor Hermannsen kam die Straße gefahren. Er ließ vor dem Schäferhause halten, ging hinein und untersuchte die Leiche. Als er sich wieder fortbegeben wollte, erschien Pastor Rivesel in der Stube. Beim Anblick des Toten falteten sich unwillkürlich seine Hände. „Könnte ich Sie einen Augenblick sprechen, Herr Doktor?“ — „Bitte recht sehr.“ — „Sie haben Olmer Leientoft genau gekannt, ich meine, seine Gesundheit, nicht wahr? Er war ja öfters krank, und Sie sind, wenn ich nicht irre, sein Arzt gewesen.“ — „Allerdings. Er hat von Jugend an viel durchgemacht und war sehr anfällig. Flauer Körper. Ein völliger Gegensatz zu seiner Schwester.“ — „So. Sein Körper. Also war es auch wohl mit seinem Geiste nicht zum besten bestellt, wie?“ — „Nein. Mit Leientofts Geist war es nicht weit her. Das Gemüt spielte bei ihm die Hauptrolle, und das war belastet durch die Familienverhältnisse. Sie wissen

ja." — „Dann halten Sie es für möglich, daß er die Tat in Verwirrtheit begangen hat?" — „Haben Sie Schopenhauer gelesen, Herr Pastor?" — „Nein." — „Der sagt, daß der Mensch im allgemeinen sein Leben dann wegwirft, wenn die Schrecknisse des Lebens die Schrecken des Todes überwiegen. So scheint mir der Fall hier zu liegen."

Der Geistliche dachte nach und meinte dann: „Aber so hätte er immerhin mit Willen und Überlegung gehandelt." — „Ich kann mir vorstellen, worauf Sie hinauswollen, Herr Pastor." — „Ja, es ist mir bitter schmerzlich, daß ich diesem armen Menschen, der regelmäßig zum Tische des Herrn kam und auch sonst ein guter Kirchgänger war, nicht den Segen mit ins Grab geben darf." — „Sie dürfen das nicht?" — „Nach den Bestimmungen ... wenn er bei Vernunft war ..."

Der Arzt reckte sich auf: „Wer will das entscheiden? Wer ist in der letzten Stunde eines Verzweifelten dabei? Leientoft ist das Opfer dieses Hauses. Er hat nicht so viel Kraft und nicht einmal so viel Eigenliebe gehabt, es rechtzeitig zu verlassen. Wenn das eine Schuld ist — meinetwegen. Was ihm den letzten Stoß gegeben hat, das habe ich allerdings erfahren, kann aber nicht darüber sprechen. Ich finde, es geht uns auch gar nichts an. Schwermut lag ihm im Blut, und wo die vorhanden ist, da kommt es leicht dazu, daß einer nicht mehr aus noch ein weiß. Insofern wird jede Flucht aus dem Leben im Wahn begangen. Daß Olmer Leientoft bei seiner Schwächlichkeit für derartigen Irrtum besonders veranlagt war, steht für mich fest, und meiner Ansicht nach können Sie hier also unbeschadet Ihrer Satzungen Ihres Amtes walten."

„In der Tat, Herr Doktor, es war mein innerlicher Wunsch, die Sache so aufzufassen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich darin bestärken."

⌘ ⌘ ⌘

Erst um diese Zeit, als die beiden Männer sich trennten und der Pastor erleichtert heim schritt, bekam Reimer Groth in seiner Abgeschiedenheit zu hören, was die ganze Gegend in Aufregung versetzt hatte. Seine kleine Hausbesorgerin Friederike kam und berichtete es ihm.

Er warf bestürzt Schnitzmesser und Holz beiseite und eilte zu Lehrer Jaspersen. Viel mehr vermochte der ihm auch nicht zu sagen. Olmer war eben tot, und Daumor konnte ihm jede Stunde in die Ewigkeit folgen.

Reimer fühlte: irgendwo stand er selber mit dem Unglück, das über das Geschwisterpaar hereingebrochen war, in Verbindung, aber es gab für ihn kein Mittel, den Dingen auf den Grund zu kommen.

Von Daumor hatte er in den letzten drei Monaten nach jenem Abend in seiner Kate nichts gehört und kaum etwas gesehen. Traf sie ihn je, so sah sie ihn freundlich an, grüßte ihn — das war alles. Er durfte glauben, daß es ihr nicht schlecht ging.

Aber was sich jetzt auf Wagnesrott ereignet hatte — Elias Jaspersen äußerte sich nicht über die inneren Vorgänge, soweit er denn etwas davon wußte — er blieb beim Tatsächlichen und war sehr zurückhaltend.

Reimer konnte ihn gar nicht nach etwas Näherem fragen. Was sollte er sonst tun? Nach Wagnesrott gehen? In seiner Sorge um Daumor es wagen, unter die Augen ihres Mannes zu treten? Wie empfing der ihn? Brachte das nicht vielleicht für Daumor erhöhte Gefahr mit sich, wenn sich der Mensch auf dem Hof zeigte, den ihr Mann haßte?

Reimer Groth sah seine Hilflosigkeit ein, und er kam sich zugleich feige vor, allein, wenn er gerecht gegen sich sein wollte, wie sollte er denn Daumor jetzt beistehen? Er konnte nur etwas verderben, wenn er sich andrängte. Er mußte warten. Vielleicht kam noch die Stunde, wo er Mut für Daumor beweisen durfte.

Nach kurzen Worten mit dem Lehrer nahm er Abschied. Trübselig und mit einer Verachtung der eigenen Ohnmacht im Herzen ging er an Wagnesrott vorüber, trübselig und um das Leben Daumors bangend, verbarg er sich wieder unter sein Strohdach.

Er mit seinen gebundenen Händen! Und da drüben lag die Frau, die ihn liebte, immer geliebt hatte, ihm sogar mehr gegeben hatte, als er erwidern konnte. Sie litt — wahrscheinlich auch mit seinetwegen. Sie starb vielleicht, und er mußte ihr fern bleiben, um ihretwillen! —

Der Lehrer suchte den Pastor in seiner Studierstube auf: „Ich wollte mich nur erkundigen — das wird denn jedenfalls ein stilles Begräbnis werden, Herr Pastor."

Rivesel lehnte sich in den Stuhl vor seinem Schreibtisch zurück: „Lieber Jaspersen, ich habe mit dem Arzt gesprochen und bin sehr mit mir zu Rate gegangen. Wenn die Angehörigen es wünschen, will ich bei Leientoft amtieren." — „So!" sagte Jaspersen und bemühte sich, sein Stutzen nicht merken zu lassen, jedoch das gelang dem ehrlichen Manne schlecht, und deshalb fuhr er aufrichtig fort: „Entschuldigen Sie, Herr Pastor, wenn mich das ein bißchen überrascht. Ich denke an vor zwei Jahren, als Mutter Sörensen zu Wasser gegangen war,

weil sie ihre Kinder nicht ernähren konnte, denn von ihrem Mann, dem alten Saufaus, kriegte sie bloß Prügel und kein Geld."

„Ja, ja, ich weiß," entgegnete der Geistliche verlegen. „Ich bin auch, offen gestanden, heute sehr im Zweifel, ob ich damals recht getan habe, ihr ein kirchliches Begräbnis zu verweigern." — „Ich will dem Herrn Pastor gestehen: diesen Zweifel habe ich gleich gehabt. Aber desto mehr freut es mich, daß Olmer mit guten Ehren unter die Erde soll. Auch für seine Schwester freut es mich, wenn sie denn am Leben bleibt. Und schließlich auch die arme Mutter! Es ist ja möglich, daß sie ihre fünf Sinne noch mal wieder zusammen kriegt." — „Ich weiß nun zwar nicht, ob Leientofts Schwager — er ist wohl der einzige, der als Verwandter in Frage kommt — meine Begleitung wünscht." — „Das wird er schon tun. Darüber kann ich Herrn Pastor bald Bescheid bringen."

Schnurstracks begab sich der Lehrer nach Wagnesrott, und kurz darauf war er wieder im Pastorat und teilte Rivesel mit, Yndebroe wäre dankbar dafür, daß Olmer so beerdigt werden sollte, als wenn er eines natürlichen Todes gestorben sei.

Gegen Abend ward die Leiche in den Sarg gebettet. Auf jedes Auge legte man ein Kupferstück. Das geschah noch unbewußt als Erinnerung an die uralte Zeit, wo man dem Pilger in die andere Welt ein Zehrgeld mitgab.

Die Barmherzigkeit der Frauen kränzte die platte Kiste mit Tannenreisig. Wörtelsch hatte in ihrem Garten noch ein paar Astern entdeckt. Damit schmückte sie den Deckel und sprach dabei viele seufzerreiche Worte über die Nichtigkeit des irdischen Daseins und daß wir im Tode alle gleich seien, ob wir im Königsbette ausatmen oder zuletzt an der Ofenecke hängen.

Die anderen Frauen nickten dazu — so war es auch! — und wischten sich die Augen. Dann setzten sie sich in die Gaststube und tranken Kaffeepunsch. Der tröstet das Herz.

Doktor Hermannsen schickte eine Pflegerin hinaus. Die löste Frau Jaspersen ab. Für Daumor verging die Nacht wie die vorige.

Das Gespenst ließ sich mit Zupacken Zeit. Es weidete sich an den Qualen des ihm ja doch sicher verfallenen Menschenleibes.

⌘ ⌘ ⌘

Der folgende Tag war mit fürchterlicher Dumpfigkeit erfüllt. So, als wenn in der Luft überall blitzgeladene Wolken hängen. Kein Wind wirbelt sie durcheinander. Nirgend entlädt sich die Schwüle. Sie verharren nur über der Erde, geschwollen von Verderben.

Es geschah nichts. Es konnte gar nichts geschehen.

Thorsin Yndebroe lernte es kennen, was er in Wahrheit für ein kleiner, ohnmächtiger Mann war, er, der sich sonst breitschultrig hinstellte: wer kann was, wenn ich nicht will?

Eine Stunde nach der andern . . . erstickend. Wie Schlamm war diese träge Zeit.

Thorsin Yndebroe wollte trinken, aber es widerstand ihm. Immer dies Frieren, dies Gefühl des Schwindeligseins, immer dies Durchdenken von Anfang an, immer die Reue, immer das sich Retten dahinein, daß er es seiner Ehre schuldig gewesen war, so in Zorn zu geraten.

Er verließ noch immer das Haus nicht. Von den Bediensteten durfte nur Jinns zu ihm. Den fragte er, ob für Olmer alles Nötige getan war. Er gab Anordnungen für die Arbeiten auf dem Hof mit merkwürdiger Ruhe und Bestimmtheit.

Frau Jaspersen, die sich mit der Schwester in Daumors Pflege abwechselte, brachte ihm dann und wann Nachricht, wie es stand. Es war fast immer dasselbe, bisweilen etwas günstiger, bisweilen etwas schlimmer.

Die Ärzte kamen und gingen. Yndebroe wollte sie gar nicht sehen. Was sollte er mit der stets wiederholten Versicherung, daß sie täten, was zu tun war?

Aus der Stadt kamen Erkundigungen. Klewing schickte einen Boten, auch andere Freunde fragten an. Sie erhielten alle denselben ungewissen Bescheid.

Thorsin wußte nicht, ob er wünschen solle, daß der Tag überhaupt zu Ende sank, so sehr er das Ende herbeisehnte. Jede kommende Stunde konnte es ja mit Daumor aus sein. Und daß das möglich sei, wollte und wollte er nicht glauben!

Nun, ob er es wünschte oder nicht, auch dieser Tag hatte seine Abenddämmerung.

Thorsin blieb wieder auf, er kam nicht aus den Kleidern.

Nach Mitternacht verfiel Daumor in einen Schlaf, der der erfahrenen Pflegerin Hoffnung einflößte.

Das sagte sie Thorsin. Der griff ihr stumm nach der Hand.

Ihm saß etwas in der Kehle. Aber es war noch nicht soweit, daß es sich löste.

⌘ ⌘ ⌘

Und als dann wieder der Mittagsrauch, der erst kräftig dunkel aus den Schornsteinen gequalmt hatte, graudünn und dünner geworden war, bis er zuletzt in ein leichtes

Zittern über den Essen überging, da versammelte sich mehr denn das halbe Dorf beim Schäferhause.

Es war das Begräbnisgeraune unter den Leuten. Selbst auf der Straße wagt man nicht laut zu sprechen, wenn es gilt, einen zur letzten Ruhe zu bringen.

Die Angehörigen von Mutter Sörensen wisperten giftig. Der Pastor messe mit zweierlei Maß. Aber die Übrigen waren damit einverstanden, daß Olmer nicht als Ausgestoßener zu Grabe kam. Wohl war sein Bild verschwommen gewesen all sein Lebelang, aber man hatte ihn doch einigermaßen lieb gehabt. Niemand konnte behaupten, daß er je Übles getan hätte. Der höfliche, bescheidene, gern zu kleinen Handreichungen bereite Mensch . . .

Dann verstummte die Menge.

Yndebroe erschien. Er trug feierliches Schwarz. Sein Gesicht war eingefallen. Mit diesem und jenem von den Dorfgrößen tauschte er einen kurzen Händedruck aus.

Die Blicke, womit man ihn streifte, waren scheu. Er wurde fast noch ehrerbietiger gegrüßt als für gewöhnlich. Es nicht verderben mit dem da!

Und die Singeschule stellte sich ein, und Elias Jaspersen ordnete sie in zwei Gliedern, und der Pastor kam, und so viele in die Stube konnten, drängten sich hinein.

Nach dem Choral sprach Rivesel von Olmer Leientofts lauterem Charakter, er sprach von der bitteren Fügung, wonach gerade dieser friedliche Mensch ein so trostloses Ende habe nehmen müssen. Er verdammte nicht. Er empfahl die abgeschiedene Seele dem Herrn und seiner großen, unerforschlichen Gnade. Er gedachte der Mutter, die in Verzweiflung über des Sohnes Tod zusammengebrochen war, er gedachte der Schwester, die so schwer daniederlag, daß man ihr des Brudes jähen Heimgang noch nicht mitteilen durfte. Er bat Gott um Genesung für die Beiden, die Olmer am nächsten gestanden hatten, Genesung Leibes und des Geistes. — „Gott segne uns alle und bewahre unsere Herzen, daß wir nicht in den Abgrund stürzen."

Der Zug brach auf.

Man legte die Bänke um, worauf der Sarg gestanden hatte. Die Seele des Verstorbenen sollte keinen Ruheplatz mehr im Hause finden.

Die Totenglocke wurde gestoßen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Totenglocke wurde gestoßen. Ein Hall von dem Gesange der Schulkinder drang in das Krankenzimmer auf Wagnesrott hinein.

Daumor bewegte sich. Ganz eben wandte sie das Haupt auf dem Kissen um, zu Frau Jaspersen hin, die neben dem Bette saß, die Hände gefalten, für Olmer Leientoft betend.

„Wer wird da begraben?" fragte Daumor.

Frau Jaspersen schrak zusammen. Sie hatte Mühe, sich zu fassen: „Ach, Kind, wir wollen uns nicht unterhalten. Doktor Hermannsen hat es strenge verboten."

„Wir unterhalten uns ja nicht. Ich frage nur: wer wird da begraben?"

Frau Jaspersen war verwirrt. Was sollte sie sagen? Sie suchte, Daumor auf andere Gedanken zu bringen: „Soll ich das Kissen auch mal umdrehen?" Sie fühlte über das Leinenzeug hin. „Es ist ziemlich warm geworden, scheint mir. Und dann schlafen wir weiter, nicht wahr?"

Aber Daumor wurde ungeduldig. Sie ließ sich nicht ablenken. Mochte Frau Jaspersen ihr das Bett noch so bequem herrichten, sie noch so lieb beschwören, stille zu sein, es half nicht. Sie gab nicht nach. Eine große Erregtheit kam über sie. Ihre Augen hatten einen hartnäckigen, eigensinnigen Ausdruck, und zum dritten Male wiederholte sie: „Wer wird da begraben? Das können Sie mir doch gern sagen. Das kann mir doch nichts schaden, wenn ich das weiß. Hab' ich ihn gekannt? Wer ist denn jetzt gestorben? So rasch?"

„Ach, liebes, liebes Herz, ich kriege solche Schelte, wenn unser Doktor erfährt, daß ich Ihnen überhaupt das Sprechen erlaubt habe. Sie müssen sich so schonen. Seien Sie gut, kleine Daumor! Seien Sie folgsam, daß Sie bald besser werden!"

Aber all die wohlgemeinten Worte der Lehrersfrau hatten nur die Wirkung, daß Daumor wacher und wacher wurde. Warum sollte sie denn nicht erfahren, wer auf den Kirchhof gebracht wurde? Ein Argwohn stieg in ihr auf: „Dann hab' ich ihn wohl gut gekannt, wie? Und Sie haben Angst, daß ich traurig werde, wenn ich höre, wer es ist. Aber das brauchen Sie nicht zu fürchten. Ich werde ja selber bald hinausgetragen. Ich beneide den da draußen, daß er es überstanden hat. Darum brauchen Sie mir also nichts zu verschweigen. Es ist ein Mann, nicht wahr? Ich hab' es so im Gefühl. Vielleicht ist es meine allerletzte Bitte, Frau Jaspersen, wollen Sie mir die abschlagen? Bloß den Namen. Dann sag' ich gar nichts mehr"

Verzweifelt sah die Lehrersfrau nach der Tür. Wo blieb die Wärterin? Ja, die hatte sich hingelegt. Frau Jaspersen konnte nicht vom Bette gehen. Daumor hatte sich trotz

ihrer Schwäche aufgerichtet. Ihre Augen waren jetzt ganz groß, fast rund. Der Mund blieb halb geöffnet. Es sprach aus ihrem Gesicht der feste Entschluß, daß sie nicht eher aufhören wollte zu fragen, bis sie die verlangte Auskunft erhalten hatte.

Was tun? Lieber Gott! Was tun? Das Geläute nahm kein Ende. Mit jedem Ton wurde die Kranke unruhiger.

„Ist es ein Mann? Hab' ich recht?"

„Ja, ja. Und nun ist es wirklich genug! Wir wollen ein artiges Kind sein. Dann kriegen wir nachher, wenn wir erst wieder kräftiger sind, alles zu wissen."

„Ein Mann," sagte Daumor leise und sank ins Bett zurück. Die Augen schlossen sich. Frau Jaspersen atmete schon auf. Sie hatte hoffentlich durch diese eine Antwort erreicht, daß Daumor Frieden gab. Sie lauschte auf die Atemzüge der Leidenden. Sobald Daumor einschlief, wollte sie schnell hinaus und die Pflegerin wecken. Die war praktischer in solchen Dingen, tatkräftiger. Die hatte die richtige Art, trotzigen Kranken den Mund zu verbieten.

Daumor rührte sich nicht. Frau Jaspersen glaubte, sich wegschleichen zu können.

Da hörte sie, wie Daumor murmelte: „Leer, ganz leer."

„Was denn, mein Liebling?"

Daumor öffnete die Augen nicht, ihr Gesicht hatte etwas ungeheuer Gespanntes. Die Mundwinkel waren zurückgezogen. An der Nasenwurzel krausten sich die Brauen schier zu einem Knäuel. Die Haut saß straff über den Schläfen. Daumor sah aus, als ob sie mit aller Anstrengung auf einen bestimmten Punkt in die Ferne spähte und durchaus erkennen wollte, was es da gab.

„Ganz leer . . . das ganze Haus ist leer," murmelte sie.

Ihre Lider waren wie von mattem Glase gewölbt. Die Augäpfel schimmerten hindurch. Die Arme hielt sie gerade am Leibe entlang gestreckt. Die Finger waren leicht nach oben gekrümmt.

Frau Jaspersen griff unwillkürlich hin: die Hände waren starr.

Daumors Gestalt zeichnete sich eckig unter der Decke ab. Auf der Stirn traten kleine Schweißtropfen auf, die Ohren waren schneeweiß.

Frau Jaspersen erstickte beinahe. War das der Tod? Sie rief: „Daumor! Süße Daumor!"

Aber die Kranke vernahm das nicht. Sie bog den Nacken plötzlich weit hinten über. Das Kinn fiel herunter. Die Zunge schob sich vor und legte sich mit ihrer Spitze auf die Unterzähne. Die Lippen waren von der übrigen Haut nicht zu unterscheiden. Dann und wann zitterten die Nasenflügel.

Frau Jaspersen fühlte nach dem Puls, aber sie war zu fahrig. Sie fand ihn nicht, und so meinte sie, er schlüge nicht mehr.

Aber mit einer Stimme, die tief und mühselig aus der Brust quoll und einen völlig fremden, unheimlichen, rauhen Klang hatte, stieß Daumor ab und zu ein Wort — abgerissene Silben aus.

Frau Jaspersen verstand erst nicht, was sie sagte, jedenfalls konnte sie sich keinen Sinn daraus zurechtlegen, nur soviel erlauschte sie nach und nach: Daumors Seele war bei ihrem Bruder. Der Name Olmer war deutlich zu hören. Wie ein Stöhnen mit einem schmerzlichen Wimmern stieß ihn Daumor heraus.

Und ewig wurde die Totenglocke gestoßen, und der Wind trug jetzt den Choral gerade auf Wagnesrott zu. Dies Emporwürgen einzelner Silben, dies Wimmern dauerte für Frau Jaspersen endlos. Sie saß immer auf dem Sprung, an die Tür zu laufen und nach Hilfe zu rufen, und wagte es dann doch nicht, vom Stuhle aufzustehen.

Sie redete auf Daumor ein: „So, so, mein Herzblatt! Komm nur zu dir. Tante Jaspersen ist ja hier!"

Sie tauchte den Finger in die Limonade und tupfte damit über Daumors trockenen Mund.

Aber dann geschah etwas Grausiges:

Als habe ihr Körper nur ein einziges Gelenk, so klappte Daumors Oberkörper mit einem Male krampfig hoch. Sie saß aufrecht. Ihr ganzes Antlitz leuchtete wie ein einziges durch keine Mauern und keine Entfernung zu hemmendes Auge. Und langsam, immer unendlich mühvoll und schwer, begann sie zu lallen und zu stammeln, und das leise Wimmern unterbrach ihre Worte immer wieder auf Augenblicke:

„Jetzt biegen sie mit Olmer auf den Kirchhof ein. Ach, mein armer Bruder. Und ich hab' dir nicht einmal einen Kranz gebracht. Das da an deinem Hals . . . o Gott! Aber doch, so zufrieden wie du aussiehst. Nun laßt ihn doch nicht fallen! O, so schnell herunter? Mein armer, guter Bruder!"

Als sie das gesagt hatte, brach sie jählings in sich zusammen vornüber. Frau Jaspersen, die sie halten wollte, ächzte von dem Gewicht auf. Rasch drückte sie die Bewußtlose ins Bett zurück, dann stürzte sie davon und holte die Pflegerin: „Denken Sie sich, Schwester! Sie weiß alles!" — „Woher? Haben Sie ihr — ?" — „O bewahre! Ich kann es mir nicht erklären, aber es ist gewiß: sie hat gesehen, wie er begraben worden ist."

Die Wärterin schüttelte ungläubig und ärgerlich den Kopf.

Die Totenglocken und der Gesang waren still. —

Als Daumor aufwachte, besann sie sich lange.

Schattenhaftes Erinnern durchzog sie. Ihr Geist griff danach wie in Nebel. Unfaßbar ist er und doch vorhanden.

Erstaunt blickte sie um sich und fragte: „Bin ich immer hier gewesen? Nein. Ich war doch eben auf und stand auf der Straße, und da kam ein Leichenwagen und da . . .“ Sie wurde wieder furchtbar erregt. „Ist das wahr? Ist das Olmer, den sie eben begraben haben? Wo ist Olmer? Warum kommt er gar nicht und sieht nach mir? Und vorhin,“ — sie sah Frau Jaspersen starr an — „daß ich nicht wissen durfte, wer gestorben ist. Bloß — ein Mann.“ —

Die Erinnerung aus ihrem zweiten Gesicht wurde von Sekunde zu Sekunde stärker.

„Olmer. Ja. Ich hab' ihn gesehen . . . im Sarg . . . und ich weiß auch, woran er gestorben ist. Es ist nicht anders gekommen, als er mir schon mehrmals sagte, daß es mit ihm kommen würde.“

Die beiden Frauen waren todesratlos. Die Pflegerin wollte irgend eine Ausrede finden, aber Frau Jaspersen hielt sie zurück: „Warum ihr widersprechen?“ flüsterte sie der Schwester zu. „Einmal muß sie es ja doch auch von uns zu wissen kriegen.“

Da traf Doktor Hermannsen ein. Die Lehrersfrau berichtete ihm zitternd und bebend, was geschehen war. Der Arzt faßte sich erst bestürzt an die Stirn, aber dann wurde es ihm klar: Hier war eine jener verborgenen Seelenkräfte am Werke gewesen, die der Mensch noch lange nicht erkundet hat. Die Totenglocke hatte Daumors Ahnungsvermögen bis zum Hellsehen gesteigert.

Doktor Hermannsen schimpfte bei sich weidlich über das vertrackte Gebimmel. Immer übertrieben diese Pastoren. Entweder sie ließen einen solchen Menschen wie Olmer ohne jede Feiersamkeit in die Kuhle legen, oder sie machten noch Lärm dabei. Es wäre in diesem Falle besser ohne Geläut abgegangen, aus Rücksicht auf Daumor. Aber daran hatte niemand gedacht, der Arzt selber auch nicht. Und nun half es auch nichts mehr. Bei der Patientin mußte va banque gespielt werden. Man konnte ihr unmöglich etwas vorlügen, etwa, daß irgend ein ihr unbekannter Jens Jensen aus einem entlegenen Dorfe hinüber gegangen sei und bestimmt habe, er wolle just auf dem Uselοiter Kirchhof begraben werden. Das glaubte sie nicht, und einen ihr bekannten Mann totsagen — auch das hätte nichts genützt. Ganz abgesehen davon, daß man selbst als sorgendster Arzt nach Doktor Hermannsens Begriffen wohl verschweigen, aber nicht lügen durfte. Auch dem Kranken gegenüber galt für ihn das Gesetz sittlichen Handelns.

Täuschung oder bloße Beruhigung waren nicht möglich. Daumors Seele war aus eigener Gewalt ausgeflogen und hatte sich selber die Kenntnis verschafft, die ihr von anderer Seite verweigert wurde.

Jetzt gab es für den Arzt nur die eine Aufgabe: Daumor so zart als denkbar wissen zu lassen, daß sie wahr gesehen hatte.

Das ging dann auf Leben und Sterben, aber es mußte sein.

Doktor Hermannsen schickte die beiden Frauen aus der Stube und bestätigte Daumor mit der ihm eigenen feinen Schonsamkeit und Klugheit, was ihr schon offenbart worden war.

❈ ❈ ❈

Das trockene Gewitter ist am gefährlichsten. Strömt Regen, so ist Hoffnung da, das Wetter werde nicht allzu verderblich wüten.

Hermannsen nahm es als gutes Zeichen, daß Daumor für ihren Bruder Tränen vergoß. Als er aber das Schlaf bringende Pulver ins Wasserglas schütten wollte, da wehrte sie ab: „Bitte nicht, Herr Doktor. Ich habe gewiß nur noch ein paar Stunden, und da muß ich noch viel nachdenken und mag nicht schlafen. Darf ich nicht einmal allein sein? Ich klingle dann.“

Doktor Hermannsen überlegte: Widerspruch konnte wohl nur schaden. Daumors Wille baute vielleicht Leben auf. Er nickte: „Wie Sie wünschen.“ Er ging. Die Wärterin hielt draußen Lauschwache. Es war lange still in der Krankenstube. Die Wärterin dachte schon, es könne aus sein, und hatte die Hand auf den Türdrücker gelegt. Da ertönte die Klingel.

„Ich möchte meinen Mann sprechen,“ sagte Daumor. Die Wärterin teilte Doktor Hermannsen voller Besorgnis Daumors Begehren mit. Der überlegte kurz. Dieser Frau, deren Seele wirklich noch immer auf der schmalen Schneide zwischen Erde und Nichterde wandelte, etwas abschlagen? Freilich: es war viel gewagt, eine solche Unterredung zuzulassen. Aber — wer weiß? — möglicherweise war auch viel damit gewonnen.

Doktor Hermannsen war Künstler genug in seinem Fach, um die eigentlichsten Heilmittel für seine Patienten nicht so sehr in den Apothekerkruken als vielmehr in ihrem eigenen Gemüt zu suchen.

Der seltene, aber nicht unerhörte Vorgang jenes Hellsehens, wie er sich in Daumor abgespielt hatte, wies den Arzt darauf hin, daß diese Kranke einer besonderen Behandlung bedurfte, wenn sie denn überhaupt noch genesen konnte. Konnte sie das nicht, so wäre es erst recht unnütze Grausamkeit gewesen, ihr Verlangen nicht zu erfüllen.

Doktor Hermannsen begab sich zu Thorsin. Der saß, noch in seinem schwarzen Anzuge, tief im Stuhl, die Arme schlaff auf den Lehnen, die Beine weit vorgestreckt, den Kopf gebeugt, stieren Blickes. Er schaute nach dem Spießrutenlaufen, das er hatte durchmachen müssen, noch immer dem in das Grab verschwindenden Sarge nach und hörte sein Gewissen: Dein Opfer!

„Willst du eben mal zu deiner Frau kommen, Yndebroe?" fragte der Arzt. „Sie bittet darum."

Thorsin Yndebroe zuckte und sah den Arzt an, als habe er ihn nicht recht begriffen: „Zu meiner —?"

„Ja. Ich riskiere es, dich zu ihr zu lassen. Übrigens: von Olmer weiß sie Bescheid. Es war zwecklos, ihr etwas zu verhehlen, nachdem sie schon alles geahnt hatte. Geh' nur. Daß du alles vermeiden mußt, was ihrem Zustand schaden kann, brauche ich dir ja nicht erst ans Herz zu legen." — „Nein ... Gewiß ..." — Yndebroe krampfte seine Hand in Hermannsens Arm: „Sag' mir ehrlich, ist es das Letzte?"

Die Angst in den sonst so zuversichtlich blickenden Augen! Die Gramfurchen in den sonst so prallen Wangen! Die zitterige, gnadebettelnde Stimme, die sonst wohl rauh, aber doch voll, vor allem herrisch klang.

Hermannsen erwiderte: „Scheint mir nicht. Jedenfalls übernehme ich die Verantwortung. Komm! Sie darf nicht lange warten."

Thorsin rückte sich den verschobenen Rock zurecht, wie man es tut, wenn man einen feierlichen Besuch machen will. Seine Gestalt schwankte, als er hinter dem Arzt herging. Der öffnete ihm die Tür zur Schlafstube und ließ ihn zu seiner Frau hinein.

Yndebroe stand erst eine Weile von fern, dann ging er langsam — die Knie waren ihm wie Blei! — auf das Bett zu und versuchte, ein freundliches Gesicht zu ziehen, jenes Gesicht, womit man Schwerkranken Trost spendet: Ach, es ist wohl nicht so gefährlich, wie?

Aber es mißlang ihm. Er brachte nur eine Grimasse zustande, er merkte, wie die Haut ihre Falten nicht zu einem Lächeln verziehen lassen wollte, und so gab er sein Bemühen zu heucheln auf. Er wurde so ernst und bekümmert aussehend, wie ihm zumute war.

Dicht am Bette machte er Halt. Die Hände hatte er vor dem Leib ineinander gelegt.

Daumor schaute ihm ruhig entgegen. Dann machte sie eine leise einladende Bewegung: „Willst du dich nicht setzen? Es ist lieb von dir, daß du gekommen bist."

Nun saß er zu ihren Häupten, beugte sich zu ihr, blickte sie mit seiner aufrichtigen Sorge an — er fühlte den Drang, etwas Inniges zu ihr zu sprechen ... wußte aber nicht, was es sein sollte ... und so erkundigte er sich nur, nachdem er sich vorher geräuspert hatte, damit seine Stimme nicht hart war: „Hast du Schmerzen?"

Daumor verneinte. Da meinte er dann, indem er sich nun doch zu einer Art von Lächeln zwang: „Na, dann sind wir wohl schon übern Berg, was?"

Daumor nickte: „Das glaub' ich auch ... übern Berg."

Das sagte sie so — er mußte verstehen, daß sie den Worten einen anderen Sinn gab als er. Es war ihm nicht leicht, die Tränen zu verschlucken. Er nahm ihre eine Hand. Sie war schmal geworden, es schien, daß sie zerbrechlich sei. Er hütete sich, sie irgendwie zu drücken.

„Du mußt nur Mut haben, Daumor!"

„Den hab' ich auch, Thorsin. Es wird einmal dunkel um mich, und dann bleibt es lange, lange, vielleicht für alle Ewigkeit dunkel, aber das ängstigt mich nicht; denn ich weiß ja nichts davon. Das ist alles. Es lohnt nicht, sich davor zu grauen. Aber ich will nicht von dir gehen —"

„Ach nein, Daumor, nicht von mir gehen!"

„Ohne daß zwischen uns beiden alles in Ordnung ist."

„Das ist es längst. Ich habe ja alle Schuld!"

„Nein, Thorsin, das ist nicht so. Die Schuld hab' ich. Die Schuld an dir und an Olmer."

„Wie kannst du dich damit quälen! Ich weiß ja gar nicht, wohin ich soll vor lauter Vorwürfen, die ich mir mach'!"

„Tu dir kein Unrecht, Thorsin."

„Daumor, als ich eben hinter deinem Bruder herging — ich schwör' es dir, ich hätte viel lieber selber auf dem Wagen gelegen. Ich war verrückt durch alles, was ich im Kopf hatte, als ich ihm drohte, ich wollte ihm sein Hab und Gut nehmen, bloß weil er mir nicht gesagt hatte, daß du mit Groth zusammen gewesen warst."

„Ja, das war sicherlich zuviel für ihn. Das konnte er nicht aushalten. Aber die

Schuld daran, daß du ihn so anfuhrst, die liegt auf mir. Und sie geht weit zurück, Thorsin."

„Du —"

„Laß mich erst mal alles eingestehen. Ich hätte nicht deine Frau werden dürfen, denn geliebt habe ich immer nur Reimer Groth. Ich bin ihm niemals so teuer gewesen wie er mir. Er hat mich genug von sich gedrängt. Und ich will es auch zugeben: das schimmernde Los auf Wagnesrott — wie meine Mutter es nannte — hat mich gelockt. Ich war dir auch gut — gewiß. So heiraten viele Mädchen. Warum ich nicht? Aber ich kam nicht an dich heran — vielleicht weil du mir schon zu nahe warst. Wir sind sehr miteinander verwandt, Thorsin. Und mein Blut ist aufgestanden und hat mich wild gemacht. Thorsin, ich schwör' es dir, es ist nicht so gekommen, wie du dachtest — mit Reimer Groth und mir. Aber" — und ein tiefrosa Schimmer flog über ihre blassen Züge — „es hätte so kommen können. Siehst du? Du bist wohl ungerecht gegen mich gewesen und trotzdem gerecht. Es hätte so kommen können, Thorsin, und das allein durch mich, das mußt du nie vergessen. Wenn ich nicht mehr bei dir bin, darfst du Reimer Groth nicht im geringsten hassen. Er kann nichts dafür und war böse auf mich, weil ich dir nicht gehorchte. Weiß Gott — ich wollte dann wahrhaftig ganz deine Frau sein und alles wieder gut machen. Verzeih' mir."

„Wenn einer von uns beiden etwas zu verzeihen hat, dann bist du es, Daumor. Ich war unmenschlich roh gegen dich."

„Daran wollen wir garnicht mehr denken, lieber Thorsin. Nur eins sollst du mir sagen: glaubst du mir jetzt, wo ich hier liege und auf die lange, lange Nacht warte, glaubst du mir jetzt, daß es dein Kind gewesen wäre?"

„Ja, Daumor, ich glaub' es!"

„Das macht mir die Brust leicht. Jetzt weißt du alles von mir."

„Du mußt gesund werden, Daumor!"

„Wozu?"

„Ach, zu so vielem! Zu allem! Ich will dich lieb haben! Dir nie wieder zu nahe kommen! Du sollst frei sein, sollst sprechen, mit wem du willst!"

„Aber wenn ich dich nun doch nicht glücklich machen könnte?"

„Ich will mit allem zufrieden sein. Und es fing ja schon an, die letzte Zeit. Was konnte ich mir mehr von dir wünschen?"

„Ja, unehrlich war ich nicht gegen dich. Aber ich litt doch außerdem sehr unter meinem Geheimnis. Und das trieb mich viel zu dir. Du nahmst alles für reine Liebe."

„Ich will gar nichts anderes von dir, als was du mir sein kannst. Wenn du mir nur erhalten bleibst! Bleib' leben, für mich und auch für dich selber!"

Daumor hob die Hand. Er bot ihr die Wange, sacht fuhr sie darüber hin: „Es war schön für mich, daß ich noch mit dir sprechen konnte."

Mit einem langen, verlöschenden, aber freundlich an Thorsin hangenden Blick schlossen sich ihre Augen.

„Daumor!" rief Thorsin. Er wollte sich dämpfen, aber er vermochte es nicht. Wie ein Schrei klang sein Ruf.

Die draußen hörten es, sie stürzten herein. Hermannsen schob Thorsin zur Seite. Va banque! Va banque! War das Spiel verloren? — „Weg hier!" befahl der Arzt, „ich muß mich rühren können. Die Schwester bleibt mir zur Hand."

Frau Jaspersen führte Thorsin hinaus. Er leistete keinen Widerstand. Auf dem Flur streifte er sie ab und ging allein weiter.

Er taumelte in die Wohnstube. Auf dem Sofa fiel er hin.

So hat noch nie ein Mann geweint, wie Thorsin Yndebroe.

⌘ ⌘ ⌘

Und nun kam — alle meinten: des Todes Würgegriff.

Aber nein. Doch nicht.

Sondern nun kam der Engel des Lebens unhörbar herangeschwebt.

Gottes Name steht aus Sternen geschrieben auf seiner Stirn, frühlingsblond wehen ihm die Locken, und schön gewölbt sind seine Brauen.

Hohen Toren gleichen sie, durch die die Morgenröte wandelt.

Lilienblüten sind seine Hände, und azurn leuchten seine Füße.

Sein Gewand ist der starke Wind, der den Fieberdunst vertreibt.

Der Engel senkt sich hernieder wie der Tau. Da wird das schon Verdorrende mit neuer Kraft durchsaftet. —

Ja, im Glanze dieses heiligen Wesens zerschmolz das düstere, graue Gespenst, das lange an Daumors Lager geherrscht hatte. Es verging wie der Rauch in der sonnigen Luft.

Und der Engel des Lebens beugte sich zu der leidenden Frau hernieder, lehnte seine Wange an die ihre und legte seinen Mund auf ihre Lippen.

Siehe, da kehrte das Blut fröhlich in das bis dahin bleiche Antlitz zurück, und Daumor trank Gesundung aus dem Himmelsatem.

Schlaf — langer, tiefer, traumloser Schlaf.



Bildnis der Fürstin M. Eristowa
Ausschnitt aus einem Gemälde von S. Sorin

So blieb Daumors entlastete Seele bei ihrem Körper, und der Engel des Lebens segnete sie mit seinen Lilienhänden und weihte sie zu seinem Dienst.

⁂ ⁂ ⁂

Auf Yndebroes Bitte blieb Doktor Hermannsen auf Wagnesrott. Es brauchte ihn niemand zu wecken, die ganze Nacht über. Und als Daumor endlich, spät am andern Morgen, die Augen aufschlug, da lag in ihrem Ausdruck die Erwartung, daß sie nun etwas Neues zu sehen bekommen würde. Nacht war ja nicht um sie herum. Darin hatte sie sich getäuscht. So stand sie nun vielleicht in Gottes strahlender Pracht.

Und sie schaute fragend umher und wollte es ihren Augen nicht glauben, daß sie nur das Gewohnte sahen. Nein, das mußte noch das Gedächtnis an die frühere Zeit, an ihr früheres Leben sein. Jetzt war sie ja doch zu Ende mit dem da auf Erden, und wenn sie sich dennoch ihrer bewußt fühlte, so mußte sie in Regionen versetzt worden sein, von denen sie bisher nichts ahnte.

Aber ihre Blicke, soviel sie nach nie Wahrgenommenem forschten, trafen immer wieder auf längst Bekanntes, und es half ihr nichts, sie mußte, so sehr sie sich dagegen sträubte, allmählich einsehen, daß sie nicht mit ihrem irdischen Dasein abgeschlossen hatte.

Es ging weiter ... wie bisher. Sie war nicht gestorben, sie hatte im Gegenteil ein regsames Empfinden in sich, als freuten sich ihre Glieder und ihr Herz und ihre Sinne, weil sie von einem Druck erlöst, von einem Gift befreit waren.

Alles freute sich in ihr, nur ihr Gemüt war traurig. Warum fing es wieder an?

Doktor Hermannsen schnalzte vor Vergnügen mit den Fingern. Der ganze Mann wippte wie auf Federn. Va banque! Ja. Aber gewonnen. Hurra! Er stürmte zu Yndebroe: „Deine Frau ist gerettet!“

Das hörte gerade der alte Jinns, der bei seinem Herrn war, um Befehle entgegenzunehmen, und sogleich lief er mit seinen steifen Knochen die Treppe empor zum oberen Flur, vor dessen Mittelfenster die Fahnenstange angebracht war. Eine kurze Weile, da rauschte der geliebte Danebrog und verkündete es dem Hofe, daß die junge Herrin aus der Lebensgefahr herausgeholt worden sei.

Und mit einem Male war es auf Wagnesrott lebendig wie seit langem nicht. Das Wuffen der Hunde, das Krähen des Hahns, das Klappen der Dreschflegel, alles klang anders, munter und vergnügt.

In Thorsin freilich kam die Lust erst nach und nach hoch. Er traute dem Frieden noch nicht. Das verstand Hermannsen und billigte es auch, denn schließlich: Vorsicht war immerhin am Platz. Aber nach Menschenermessen: gerettet!

Noch hatte er eine kurze Unterredung mit Daumor. Die schaute trübe zu ihm auf: „Weshalb muß ich gesund werden, Herr Doktor? Ich war dankbar, daß es aus sein sollte.“ — Er antwortete: „Junge Frau! Was vorher gewesen ist, geht uns nichts mehr an. Was hinterher kommt, wissen wir nicht. Nur dies augenblickliche Leben ist uns sicher. Und das Leben ist in jedem Augenblick ein heiliges Gut. Bloß der Untüchtige weiß nichts damit anzufangen. Mancher lernt erst spät, es richtig zu verwerten. Wohl ihm! Es ist dann wenigstens nicht zu spät. Jeder Augenblick hat seine Pflicht. Und Pflichterfüllung ist das einzig wahre Glück, und darum ist der Mensch töricht, der seine Zeit kürzer wünscht, als sie ihm bestimmt ist. Er will sich selber arm machen. Nein, junge Frau! Pflegen wir uns, und dann stehen wir auf und sind ein frisches, gesundes Weib. Mich dünkt nach allem, was ich hier so mit erlebt habe, Sie haben noch erst die Anwartschaft darauf, Ihren Beruf als Gottesgeschöpf zu entdecken.“

Der Wagen, der den Arzt nach Flensburg bringen sollte, stand bereit, aber Hermannsen lehnte ab. — „Nein, ich habe heute keine Zeit zu fahren, ich muß gehen!“ — Und er wanderte jünglingshaft von dannen. Er mußte sich bewegen. Das Stillsitzen im Wagen hätte er nicht ausgehalten. Es war ihm wirklich so, als ob er rascher heimkam, wenn er zu Fuß ging, als wenn ihn die Pferde zogen. — Der gute Doktor Hermannsen, der Künstlerarzt, der glückliche Gewinner des Va banque-Spiels!

⁂ ⁂ ⁂

Es ging in den Winter hinein. Daumor erholte sich. Thorsin bezeugte ihr lauter Rücksicht. An das Vergangene rührten sie nicht. Sie schafften fleißig und einig miteinander. Auf dem Hofe stand alles zum besten.

Daumor schlief jetzt oben in ihrer Mädchenstube. Das hatte sich von selbst gemacht. Während ihrer Genesungstage war sie umgezogen, damit ihr Mann wieder seine Bequemlichkeit genoß. Und dann blieb es so.

Ihr erster Ausgang galt dem Grabe ihres Bruders. Sie weinte bitterlich an dem Hügel. War Olmer nicht ihr Opfer? Daumor kam nicht darüber hinweg. Das Opfer seiner Brudertreue. Seiner Liebe. Er wollte sie nicht verraten.

Wenn Daumor mit Reimer zusammen-

traf, so reichte sie ihm die Hand und tauschte Worte mit ihm, als mit einem guten Bekannten. Sie konnte ihn ruhig ansehen. Was sie einst für ihn gefühlt hatte, war abgeebbt. Und sie wußte ja, Thorsin hatte nichts wider solche Begegnungen.

Ihre Kräfte hoben sich rasch. Schon spürte sie selbst wieder Freude am Leben und fand in der Erinnerung an Doktor Hermannsens Mahnung ihren Beruf darin, den Besitz ihres Mannes auf das Sorglichste zu verwesen.

Thorsin hielt sich von allem Wüsten fern. Der Nordpol sah ihn kaum. Auch in Flensburg mochte er sich nicht blicken lassen; denn es mußte etwas von den Vorfällen auf Wagnesrott zu höheren Ohren, wie man das so nennt, gedrungen sein, das hatte da einen üblen Eindruck gemacht: als die Königsgäste ihr Danebrogritterkreuz bekamen, wurde Yndebroe übergangen. Das kränkte ihn schwer. Hans Andreas Klewing gab sich die größte Mühe, um seinem Freunde doch noch die Auszeichnung zu verschaffen, aber an den maßgebenden Stellen war man taub. Später vielleicht ... jetzt leider nach den Erkundigungen ... Achselzucken.

Die übrigen Königsgäste gaben ein großes Fest, um sich gemeinsam über ihre Orden zu freuen, und sie gründeten auch einen Stammtisch, woran sie Zeit ihres Lebens das Andenken an ihre Kopenhagener Reise pflegen wollten.

Derlei ist ja auch lebenslänglicher Inhalt genug für den Kultus von Sankt Stammtratschius.

Yndebroe nahm natürlich an dem Essen nicht teil und schloß sich der Runde nicht an. Da wurde er vergessen, denn der richtige Stammtischgast hält einen Menschen, der nicht zur regelmäßigen Stunde mit ihm zusammensitzt, für vermodert.

Thorsin äußerte sich zu seiner Frau nicht über die Ordenssache. Daumor jedoch wußte Bescheid. Ein Grund mehr, daß sie gut zu ihm war.

Zwischen Yndebroe und Reimer Groth gab es keine Aussprache. Die beiden hatten einander nichts zu sagen. Aber der Wagnesrotter Herr erwiderte jetzt den Gruß des Kätners recht geflissentlich. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß Daumor ihr Herz gegen Frau Jaspersen öffnete. Die liebe Frau, die ihr eine rechte Freundin geworden war, hörte denn, aus was für Ursachen alle die schlimmen Dinge geflossen waren. Und sie war es, die auch Reimer Groth wissen ließ, was er schließlich wissen mußte, um fortan jedes Mißverständnis, jeden ungünstigen Schein zu meiden.

Er wollte zu Daumors Gunsten aus ihrem Leben ausscheiden und fand das richtige Mittel dafür.

Die Seele des Flickschneiders fuhr spiralig gen Himmel. Man konnte von ihm wirklich sagen, daß er seinen Geist aufgab, denn er hatte viel Sprit in sich, als er dieser zusammengeflickten Welt entsagte.

Wörtelsch mit dem reichen Liebesleben tränte ihm echt wittibhaft nach, aber bald erkannte sie, daß sie doch noch zu jung und zu begehrenswert sei, um ewig in mannverzichtender Betrübnis einher zu wandeln, und so geschah es eines Tages, daß sie vor den Dorffrauen ausschüttete, was sie schon häufig in ähnlichen Fällen geklagt hatte: „Ach, meine Guuden, ich weiß gar nicht, was das ist mit mir. Ich fühl' wieder mal einen so großen Leidensjaft in mein stakkels Hjerte."

Denn ein jüngerer, hübscher und unverheirateter Kaufmann hatte sich, waghalsig genug, in Uselolt angesiedelt und einen Laden aufgetan, worin es von der Seife bis zum Hering, vom Tabak bis zum Scheuerlappen einfach alles gab. Und dieses Geschäft — es war also genau so reichhaltig und vielseitig wie heutzutage die großen Warenhäuser, die sich auf ihre Allumfassenheit viel einbilden — ja, dies Geschäft bedurfte einer weiblichen Kraft, um in Schwung zu kommen. Dafür fand sich Wörtelsch wie geschaffen. Den kleinen Kindern von Uselolt und Umgebung konnte sie außerdem ans Tageslicht verhelfen. Und weil der Kaufmann den merkwürdigen Geschmack besaß, an Wörtelsch sein Gefallen zu nehmen, so gehorchte diese „dem großen Leidensjaft in ihr stakkels Hjerte" und zog zu ihm. Das war Nummer Sieben.

Friederike war verlassen. Nein, das war sie nicht. Jaspersens nahmen sie zu sich, und ihr Vaterhaus — ach Gott, was hatte sie von ihrem Vaterhaus gehabt? — wurde vermietet.

Ihr reines, weiches Wesen hing längst mit magdlicher Hingebung an Reimer Groth. Das konnte dem nicht verborgen bleiben, und er tat, wenn auch nicht aus Liebe, so doch aus ehrlicher, mehr väterlicher Neigung und um jeglicher Wirrnis sonst ein Ende zu bereiten, den Schritt, den Jaspersens sehr begrüßten: als wieder Ostern kam, machte er Friederike zu seiner Frau.

Daumor fühlte dabei nur einen geringen Schmerz. So, als wenn man auf eine Narbe drückt. Da spürt man das innerlich Verhärtete, aber weh tut's eigentlich nicht.

Die neue Schule wurde gebaut. Yndebroe fand sie noch immer überflüssig, allein, er

ließ der Welt ihren Lauf. In das Schäferhaus setzte er dann einen soliden Pächter hinein, der brachte die Wirtschaft einigermaßen hoch und gab Nösel Leientoft eine Stube. Sie war soweit besser, daß sie nicht mehr im Siechenhause gehalten werden konnte. Ihre Redseligkeit hatte etwas gelitten, aber sie leistete immerhin noch Beträchtliches darin, nur daß ihre Ansichten über Gott und Schöpfung jetzt mehr aus der pessimistischen Philosophenschule herstammten, während sie früher recht etwas Optimistisches gehabt hatten. Mit Zauberei und Geisterbeschwörung gab sie sich nicht mehr ab. Statt der geheimen salomonischen Weisheiten las sie jetzt im „Not- und Hilfsbüchlein für Bauersleute", welches lehret, wie man vergnügt leben und mit Ehren reich werden und sich und anderen in mancherlei Notfällen behelfen kann. Alles mit glaubhaften Historien und Exempeln bewiesen und mit Bildern gezieret durch einen dem lieben Bauernstande redlich zugetanen Bürger.

Dies Buch hatte ihr der Lehrer geschenkt, und das war gesund zu studieren, denn bei den Ratschlägen ging alles auf natürliche Weise her, und Kaiser Luzifer samt seiner Schwefelkompagnie wurden nicht bemüht.

So hatte Nösel ihre geistige Nahrung, und außerdem konnte sie noch ganz rüstig mausen. Das war denn Beschäftigung genug für die alte Frau.

Kloke Timm aber trug wieder Strümpfe von maßvoll neutralem Braun.

⁂

Einsam war Thorfin Yndebroe. Er stand mit seiner Frau auf gutem Fuße. Das war alles. Daumor fürchtete sich vor jeder Berührung. Er tat ihr nichts.

Und er gedachte, daß er unter diesen Umständen mit seinen sechsundfünfzig Jahren doch schon ein alter Mann war, der wohl daran tat, sein Haus zu bestellen.

Daumor — sie hatte noch nicht die fünfunddreißig ganz erreicht — würde ihn ja überleben. Sie heiratete vielleicht sogar nach seinem Tode aufs Neue. Wie sollte er nun sein Geld und Gut vererben?

Ja, Daumor bekam den Hof. Daran gab es keinen Zweifel. Aber von dem Vermögen mußten auch noch andere bedacht werden. Da saßen Verwandte von Regines Seite im Lande Angeln. Die konnten es brauchen, und es war in der Gerechtigkeit und ein Stück Dank für die Verstorbene, wenn er ihnen etwas zukommen ließ.

Derlei beredet man nun immer am zweckmäßigsten mit einem Advokaten. So ein Mann hat es auf der Schule gelernt, wie ein Testament aufgesetzt wird, daß es nachher unter den lieben Familienmitgliedern keinen Krach geben kann. Das heißt: Krach gibt es ja nach **jedem** Testament. Denn wenn das Grab sich schließt, sperrt die Habsucht ihren Gierschlund auf. Aber wenigstens baut ein Rechtsgelehrter solchen Schriftsatz hin, der vor Gericht nicht anzufechten ist.

Laß sie sich denn im übrigen man gegenseitig die Haare ausraufen, die lieben, leidtragenden Hinterbliebenen!

Und so nahm Thorfin Yndebroe eines Tages seine Papiere und fuhr nach Flensburg zu Advokat Sommer in der Norderstraße, dicht beim Nordertor, zwischen dem Haus mit dem Beischlag und dem, wo Böttcher Michelsens Frau immer die Kartoffelschalen auf die Straße schüttete. Und dann glitten die Leute aus und fluchten, und die Polizei war furchtbar aufgeregt.

Advokat Sommer — ein blinkendes Messingschild mit seinem Namen an der Haustür neben dem Glockenzug machte von vornherein einen feierlichen Eindruck auf die Klienten — Advokat Sommer war ein Mann von vornehmem Gebaren. Er trug immer einen langen, schwarzen Rock und wiegte den Kopf — ein mächtiges Haupt war das mit langem, schwarzem Kopf- und Barthaar — bei jedem Satze bedenklich hin und her, als wenn er im Zweifel wäre, ob er die Menschen, die ihn um Rat und Beistand angingen, nur wegen Totschlages oder gleich wegen Mordes verteidigen müsse.

Er sprach so tieftönig und gesangsvoll, daß jeder Küster auf ihn neidisch sein konnte.

„Mein lihieber Herr Yndebroe! Nun? Was verschahafft mir die Ehere?"

Mit diesen Worten hatte er die ganze Orgel mit sämtlichen Registern schon durchgespielt.

Na, Thorfin Yndebroe setzte ihm den Fall auseinander, legte ihm die Papiere vor, zählte seine Eigentümer auf und nannte die Männer und Frauen, die er außer seiner Ehegattin letztwillig zu begeben vorhatte.

Und nun sollte Advokat Sommer so gut sein und das ein bißchen ins Reine bringen.

Advokat Sommer wiegte das übermähnige Haupt und machte ein Gesicht, als ob hier doch wohl blanker Mord ohne jeden mildernden Umstand vorlag.

„Ja, aber mein lieber Herr Yndebroe, es will mir scheiheinen, als hätten Sie in dem Verzaheichnis doch jemand vergessen."

„Wieso?"

„Nun, soweit ich mich entsihinne, waren Sie doch dreimal verhaheiratet, und ich glaube mich nicht zu ihirren: es war doch ein Sohn aus erster Ehe daha."

Yndebroe machte ein mürrisches Gesicht: „Das wollen wir man nicht erst wieder hoch kommen lassen, Herr Advokat. Ich habe damals was unterschrieben, daß ich mich gar nicht mehr um die Frau und das Kind kümmern will. Ich hab' da keine Rechte und keine Pflichten. Die sind für mich nicht da. Und ich weiß auch gar nichts von ihnen."

„Hm ja, nuhun, ich erinnere mich, mein Kollege, der das betreffende Schrihiftstück ausgefertigt hat, erzählte mir ... Also wie Sie meiheinen, Herr Yndebroe. Sie sind durchaus souverän. Nur eine Frahage erlauben Sie mir noch. Sie nehmen an, daß Ihre jetzige Ehe kihinderlos bleiben wird?"

„Ja," entgegnete Thorfin knapp.

„Dann also bihitte sehr."

Und das Testament wurde so abgefaßt, wie Thorfin Yndebroe es wünschte.

Als er nachher auf die Anstrengung seinen Rotwein in Stadt Kopenhagen trank, da verfiel er in die Nachsinnerei. Es stimmte ja: er hatte einen Sohn. Ja, aus erster Ehe. Zwar, er hatte weder Rechte auf ihn, noch Pflichten gegen ihn. Ganz losgesagt hatte sich die Frau von ihm, und wo sie jetzt lebte — keine Ahnung.

Aber einerlei, das ließ sich nicht leugnen, der Junge war nun doch einmal, wie Advokat Sommer sagen würde, vorhahanden. Vorausgesetzt, daß er nicht gestorben war. Ein Mensch von seinem eigenen Fleisch und Blut.

Merkwürdig, daß er daran nie gedacht hatte.

Ach, das konnte er bei genauer Nachprüfung doch nicht sagen. Gedacht hatte er wohl daran, aber dieser Sohn war ihm so entrückt, daß er ihm auch gleichgültig war. Sein Wirklichkeitssinn achtete nichts Entlegenes, noch weniger etwas Unerreichbares.

Dieser Sohn — der war ihm ja einfach gänzlich genommen, und er hatte sich ihn auch gar nicht herbeigewünscht.

Der Gang seiner ersten Ehe war so wenig erfreulich — sein Gewissen sagte ihm: meist durch ihn selbst, und deshalb hatte er immer gearbeitet, die Zeit mit Emmeline möglichst bei sich selbst auszumerzen, und das war ihm im Laufe der Jahre auch ziemlich gelungen.

Jetzt aber, wo er sich allein und alt fühlte, wo Daumor sich ganz von ihm zurückhielt und er sich ihr auch nicht so hätte nähern mögen, daß aus ihrem Zusammensein eine neue Hoffnung auf einen Leibeserben erblühen konnte, jetzt ...

Der Sohn von Emmeline ... Wie der wohl aussah? Wie war er doch noch getauft? Ja, das hatte noch am Tauftage Streit gegeben. Thorfin hatte den Namen Gert durchgesetzt, seine Frau hatte nach ihrem Vater auf Adolf bestanden.

Also: Gert Adolf ...

Und alt mußte er nun sein? Warte mal! 1820 hatte er jene Ehe geschlossen. Gert Adolf kam 1822 zur Welt. Jetzt waren wir bis 1855 vorgerückt.

Ein Jüngling in den besten Jahren.

Ob er seinem Vater ähnlich war? Ob er überhaupt was von seinem Vater wußte?

Der Sohn aus erster Ehe, der seinem Erzeuger bisher nicht die geringste Unruhe verursacht hatte, war Schuld daran, daß Thorfin viel Rotwein trinken mußte, um einer plötzlich in ihm auftauchenden, vatersehnsüchtigen Regung Herr zu werden.

⁂

Aber so nützlich und unraststillend ein guter und reichlich genossener Bordeaux auch sein kann: in diesem Falle half er Thorfin Yndebroe nicht aus der Grübelei heraus.

Der Sohn!

Vielleicht hatte er da, ohne zu wissen, einen Menschen, der ihm glich oder der wenigstens mit ihm übereinstimmte, der ihm etwas sein konnte, eine Stütze in seinem Alter, einen Ersatz für manches, was er entbehren mußte.

Thorfin Yndebroe war durchaus nicht phantasiebegabt, aber unwillkürlich formte er sich in Gedanken seinen Sohn. Und das tat er genau so, wie der liebe Gott es mit den ersten Menschen machte: sich zum Bilde schuf er ihn.

Und wenn der Junge ihm also ähnlich war, so mußte er ein stattlicher Bursche geworden sein.

Thorfin gedachte seiner eigenen Jugend. Ja, wenn er auf einem Fest oder in einer Gesellschaft erschien, ging ein Raunen durch die Reihen der Frauen und Mädchen. Und wo war eine gewesen, die ihm nicht mit den Augen winkte, die nicht mit Herzklopfen darauf wartete, daß er sie vom Tanz heimführte und unterwegs küßte?

Es bildete sich die feste Überzeugung in ihm, daß sein Sohn nach Yndebroeer Schlage geartet sein müsse. Von der Mutter — ach, was sollte er wohl von der flauen kleinen Person haben? Was hatte die doch noch für ein Gesicht gehabt?

Er kramte in den Schubladen, um nach einer Silhouette zu suchen. Er fand sie nicht. Kein Wunder! Er hatte sie ja mal ins Feuer befördert, weil er gar nicht mehr an die Jahre mit Emmeline gemahnt sein wollte.

Die Frau laufen zu lassen, das war notwendig und selbstverständlich, aber dumm

war er doch wohl gewesen, daß er seinen Sohn völlig aufgab.

Freilich, damals hatte er geglaubt, es würde noch ein ganzer Schwarm von Kindern aus seinen Lenden hervorgehen und das Yndebroegeschlecht würde weit im Lande verbreitet werden. Das war mißglückt.

Einsam war er. Kein Kind, nicht ein einziges liebes Wesen hatte er um sich herum, an dem er Vaterfreude erleben durfte.

Nur irgendwo in der Ferne ... da gab es einen jungen Mann, mit dem er durch Blutesbande so fest, wie nur denkbar, verknüpft und der ihm dennoch gänzlich fremd war.

Was für ein Unsinn!

Den Jungen einmal sehen! Das wurde ein heimlicher, immer dringlicherer Wunsch in Thorfin Yndebroe. Es wurde seine Sehnsucht, die ihn nicht losließ.

Er war ja nicht ganz so herrisch mehr wie ehedem, er war in seinen Ansprüchen an das Leben bescheidener und vorsichtiger geworden und gestand ein, daß noch andere und größere Gewalten da waren als die seine. Aber wenn er sich jetzt auch in acht nahm und nicht mehr überall seinen Willen mit Macht durchzusetzen versuchte — denn er hatte gelernt, wie sehr er sich durch alles Brutale schädigte und erst recht nichts erreichte — trotz allem war er noch der alte Thorfin, den es langweilte, sich bloß etwas zu wünschen, ohne kräftig danach zu streben, daß es Wirklichkeit wurde.

Den Jungen einmal sehen ...

So unmöglich konnte das nicht sein. Nur — erst mußte er ja auskundschaften, wo der Junge überhaupt zu finden war. Um das herauszukriegen, war sicherlich Advokat Sommer der rechte Mann.

Er mußte das feiersame Schwarzhaupt sowieso des Testamentes wegen noch mehrmals aufsuchen, und bei einer Gelegenheit fing er an: „Und Sie meinen, ich kann meinen Sohn aus erster Ehe auch noch bedenken, obgleich ich gar nichts mehr mit ihm zu tun habe?“ — „Dem steht nichts im Wehege, mein lieber Herr Yndebroe.“ — „So abgeneigt wäre ich nicht dagegen. Wenn ich bloß einen Schimmer hätte, wo meine erste Frau hingeraten ist.“ — „Nun, ich glahube, das ließe sich wohl feststellen. Es sind Familienmitglieder hier im Lahande. Ein Vetter ist, soviel ich weiß, Professor in Kiel. Eine Nachfrage dürfte von Erfolg sahein. Das wäre unschwer zu mahachen.“

Unversehens ahmte Yndebroe die Sprechweise des Advokaten nach: „Dann mahachen Sie das man mal, mein lieber Herr Sommer.“

Und in der Tat, Advokat Sommer hatte schon viel rätselhaftere Aufgaben gelöst. Nach etlichen Tagen bekam Yndebroe einen Brief von ihm mit der recht umständlich abgefaßten Mitteilung, seine erste Frau wohne in Stuttgart, und zwar als die Gattin des Freihern von Wangenheim, der als Geheimer Justizrat im Ministerium arbeite und ein Neffe des ehemaligen bekannten Ministers von Wangenheim sei.

Sieh! Da hatte es die kleine Emmeline ja recht weit gebracht. Nun ja, zur Geheimrätin paßte sie auch besser als zur Gutsbesitzersfrau. Geheimräte haben keinen Schweinestall, mit dessen Reinigung sich die Frau Gemahlin befassen muß. Geheimrätinnen brauchen bloß immer etepetete in der besten Stube zu sitzen und feine Töne zu lispeln.

Bei so was war nun sein Fleisch und Blut groß geworden!

Thorfin Yndebroe schien es, als harre sein Sprößling bereits alle die Zeit darauf, daß sein Alter kam und ihn aus dieser frostigen Umgebung erlöste und ihm beibrachte, wie man einen Teepunsch mischte.

Geheimräte und nun gar Barone tranken den Tee immer ohne Rum. Das war ein schrecklicher Gedanke.

Der arme Bengel! Was der wohl ausstand, wenn vielleicht auch unbewußt!

Thorfin Yndebroe hielt im Geiste Zwiesprache mit seinem Sohn und drückte ihm sein herzliches Bedauern aus, daß er in solche Gesellschaft verschlagen worden sei.

Wenn er das hätte ahnen können, dann würde er seine Unterschrift unter das Aktenstück, das ihn von allen Rechten und Pflichten ausschloß und entband, keinesfalls geleistet haben.

Aber davon nun abgesehen, Karriere hatte sie dennoch gemacht, die kleine Emmeline. Geheimrätin und sogar Frau Baronin, und das in der Familie eins so berühmten Ministers.

A la bonne heure, Madame!

Ein paar Wochen behielt Thorfin das Erfahrene für sich, dann konnte er nicht länger umhin, mit Daumor darüber zu sprechen. Das oft gedachte Wort: Ich möchte den Jungen wohl mal sehen, floß ihm unwillkürlich von den Lippen.

„Das versteh' ich durchaus,“ erwiderte Daumor, „und ich finde, du kannst es dir auch verschaffen. Wäre das nicht einfach? Wenn du hinreistest?“

Damit hatte sie an etwas getastet, was er schon erwog. Das entsprach seiner tätigen, unternehmungsdürstenden Natur: nach Stuttgart fahren, daß er den Jungen vor Augen kriegte. Warum sollte ihm das nicht ge-

lingen? Wer konnte ihm das verwehren? Er wollte ja weiter nichts.

Überhaupt: mal reisen! Mal raus aus dem Loch! Das mußte erfrischen. Er kannte ja noch nichts von der Welt. Er war im Laufe der Jahre hie und da zu Besuch gewesen und in der Heimat herumgekommen, von Randers und Odense bis Kiel — weiter nicht. Die Kopenhagener Reise durfte er kaum mit rechnen. Da hatte er wenig gesehen, denn er hatte sich immer im Nebel der ehrfurchtsvollsten Erstorbenheit vor allem Königlichen befunden.

Das Bedürfnis auszulüften wuchs in ihm. Daumor bestärkte ihn darin, und er merkte, es geschah nicht etwa, weil sie ihn eine Zeitlang los sein wollte, sondern weil sie ihm wirklich etwas anderes gönnte.

Wie gern hätte sie selbst eine Reise gemacht! Das Gewohnte, Alltägliche abschütteln, neues einsaugen — da kamen auch neue Gedanken, und das alte wurde weggespült.

Nun, dazu, daß sie je Wagnesrott verließ, war nicht die geringste Aussicht, und so bereitete es ihr ein uneigennütziges Wohlgefühl, sich auszumalen, daß wenigstens Thorsin da draußen Erholung einheimste.

Sie drängte ihn, er möge seine Absicht ausführen. Und da er wußte, daß bei seinem Wegsein dank seiner Frau nichts versäumt wurde, so hinderte ihn nichts.

In aller Schwerfälligkeit hatte Thorsin Yndebroe immer viel Trieb. Aus seinem Wunsche war der Plan entstanden, aus dem Plan wurde rasch der Entschluß, und dann vorwärts!

Er befragte sich bei gereisten Leuten, wie er den Weg am besten nähme. Er versorgte sich mit allem, was man auf solcher Fahrt braucht, und ein Seehundskoffer wurde gekauft, so fest, mit dem konnte man ruhig dreimal um die Welt segeln und jedesmal Schiffbruch erleiden — der blieb wie neu.

In gehobener Stimmung nahm Thorsin Abschied von seiner Frau. Das Ziel, seinen Sohn zu suchen, war etwas unbestimmt geworden, uud zwar wurde es verschleiert von der großen Freude am Ausflug selbst.

Er, der nie unter einem Gefühl der Gebundenheit geseufzt hatte, dünkte sich jetzt erst auf einmal richtig frei.

„Farvel, Wagnesrott! Til vi see's igjen! Auf Wiedersehen!“

⁂

Thorsin Yndebroe auf Reisen.

Erst nach Kiel und von da nach Hamburg. Dies Fahren auf der neumodischen Eisenbahn mochte er wohl leiden. Ging ja verdeubelt forsch. Und Hamburg selbst — gewiß, war eine großartige Stadt. Er besah sich vielerlei. Der Hafen — diese Unmasse Schiffe! Weil er aber allein war und keinen kundigen Führer hatte, so gelangte er mit seinen im Beobachten ungeübten Sinnen doch nicht zum Bewußtsein der Mächtigkeit und der Pracht, die in dieser Stadt aufgespeichert lagen.

Es war für Thorsin so, als wenn jemand in ein Buch mit einer ihm fremden Sprache blickt. Da können die herrlichsten Sachen drin stehen — er vermag sie eben nicht zu lesen. Das Buch bleibt ihm tot und leer.

Thorsin würdigte das gute Hamburger Essen und Trinken ausgiebig, landete schließlich auf Sankt Pauli und vergnügte sich in einem Tingeltangel.

Da lernte er denn auch ein liebes kleines Mädchen kennen, das ihm eine gemütsergreifende Geschichte erzählte, wie ihr von Edelmut strotzender Vater ganz unschuldig für einen Freund ins Gefängnis gekommen sei und ihre Mutter immer krank lag, und sie habe acht hungernde Geschwister zu ernähren.

Yndebroe glaubte ihr, war mitleidig und ließ ihr was Warmes bringen. Sie aß denn auch für die ganze darbende Familie.

Es wurde ihm ein bißchen verdächtig, daß sie so genau Bescheid wußte, wo man den besten Porter und Ale schenkte, und als sie zuletzt davon begann, daß sie als Nähterin allein hause und kein undankbares Herz gegen freundliche ältere Herren habe, da brach er die Bekanntschaft ziemlich rauh und unhöflich ab.

In Bremen — Donnerwetter ja! Den Ratskeller: den hätten sie in Flensburg haben müssen. Aber weshalb sie von der alten steinernen Figur auf dem Markt soviel Hallo machten, das begriff er nicht.

Er kam auch ins heilige Köln. Aus einem Dächergewirre ragte der unvollendete Dom hervor. Ja, wenn er, Thorsin Yndebroe, was zu sagen gehabt hätte, dann würde er erst mal all die rummeligen Häuser rund um die Kirche abbrechen, damit man sie von allen Seiten und ganz und gar besehen konnte. Und dann mußte da oben schleunigst die Spitze fertig gebaut werden. Sah jetzt alles so unordentlich aus.

Es ist hieraus zu erkennen, daß der Gebieter von Wagnesrott kein rückständiger Mann war, sondern in seinen Ideen der Zeit sogar voraus eilte. Im übrigen konnte in den engen Straßen keine reguläre Menschenlunge Luft kriegen, und es liefen da soviel Schwarzröcke herum. Die waren ihm unheimlich.

Nein, Köln gefiel ihm nicht sehr. Bloß,

alles was recht war, der Wein ließ sich trinken, und so ein Röggelchen met Kies zu einem Glase Obergährigen Biers . . . ganz nett.

Im allgemeinen war Thorsin Yndebroe bisher enttäuscht. Wenn das alles war, was man reisen nannte, dann verstand er nicht, warum einige Bekannte ihm so begeistert zugeredet hatten, sich anderswo umzusehen.

Als er aber auf dem Schiff stand, das langsam den mächtigen Strom bergan fuhr, da erlebten seine blöden Augen, daß sie sehend wurden.

Denn es war an Bord auch ein rotbärtiger Herr, der hatte einen versonnenen, manchmal jedoch hell aufleuchtenden Blick. Mit dem geriet Thorsin ins Gespräch.

Thorsins Art zu reden verriet deutlich seine Herkunft. Der Herr hatte im dreijährigen Kriege einen natürlich auf deutscher Seite kämpfenden Bruder verloren und im vorigen Jahre dessen Grabstätte in Nordschleswig aufgesucht. Er war auch in Flensburg gewesen.

Yndebroe machte sich auf eine politische Auseinandersetzung gefaßt und hielt eine Hand voll kräftiger Wendungen gegen die schleswig-holsteinischen Verräter bereit, indessen der andere — etliche junge Leute in bunten Mützen, die er bei sich hatte, sagten Herr Proffessor zu ihm — der andere mied alles, was Streit bringen konnte.

„Wir wollen uns lieber der Freude an Mutter Natur hingeben, die haben wir alle gemeinsam. Die entzückt das dänische und das deutsche Herz im gleichen Maße. Sehen Sie dort! Das Siebengebirge!"

Und nun wies der Professor während der Weiterfahrt in schlichter Art, ohne Schönfärberei seine jungen Freunde auf das Fesselnde und Wundersame der Bilder hin, die sich ihnen boten, und Thorsin Yndebroe hielt sich mit lauschenden Ohren nahe bei ihm und ward von Stunde zu Stunde lernbegieriger.

Natur? Die hatte er nie genossen. Es gab Weizenboden, und es gab Kartoffelland, anderswo konnte man besser Rüben, Roggen, Hafer bauen. Außerdem hatte man Weide und öde Strecken und sonst noch allerhand Sorten Landes. Das eine Stück lag hoch, das andere tief. Das eine war deshalb trockener, das andere nasser, aber daß man sich dabei sonst noch was denken konnte, das war Thorsin nie eingefallen. Und jetzt wurde hier soviel von malerischen Ansichten gesprochen, und die Berge mit den vielen Besenstielen, wo der Wein dran saß, wurden als etwas Reizvolles gepriesen — nicht wegen der Trauben, sondern wegen ihrer Form, und die alten kaputen Schlösser nannten sie romantisch und schwärmten dafür, mit Augen, als wenn ein kleines Mädchen rote Grütze mit Rahm und Zucker kriegt.

Thorsin Yndebroe wehrte sich zunächst dagegen, auch mit in diese Bewunderung zu verfallen; denn sie schien ihm kein ganz gesunder und mannes würdiger Zustand, allein völlig entziehen konnte er sich dem auf die Dauer doch nicht: es war tatsächlich eine hübsche Gegend, und wenn sie einem so erklärt wurde, auch noch mit was Geschichtlichem drum herum, dann hatte man allerdings Genuß davon. Man wurde sich sogar klar darüber, wenn man richtig aufpaßte, warum einem die Gegend gefiel, und da gefiel sie einem denn immer mehr.

Der Professor, der Thorsins Obachtgeben wohl bemerkte, wandte sich geradewegs an ihn und zeigte ihm besondere Schönheiten. Er spürte am Ende als Seelenkenner aus Thorsins arbeitenden Zügen den Kampf heraus, den sein Mitreisender mit sich auszufechten hatte, und er besaß die Gabe, ihm alles mit so kernigen Worten zu erläutern, daß er sich doch noch für einen Mann halten durfte, obgleich er anfing, etwas für die Natur zu empfinden.

Thorsin hätte keinen verständnisvolleren Leiter finden können, als er ihm hier zuteil geworden war. Er gab seinen Stolz, der in Wahrheit nur der Trotz der Ungebildetheit war, auf und ließ sich von dem Professor willig unterrichten. Er staunte darüber, wie manches er plötzlich sah. Die Welt war ja ganz farbig! Das hatte er nie gewußt.

Neuland war seine Seele für alle diese Eindrücke, und sie atmete sich voll, wie eine immer in der Stube gehaltene Pflanze alle Poren auftut, wenn sie zum ersten Male in den Regen gebracht wird.

Man stieg von Bord, um an Land zu übernachten. Da zog der Herr von Wagnesrott den Hut vor dem Professor und bat: „Darf ich morgen wieder zuhören?" — „Aber gern, lieber Herr!"

Und die Studenten luden ihn ein, noch mit ihnen zusammen zu sein. Viele Römer wurden in dem Kreise geleert, fröhliche Lieder wurden gesungen, und es ward mit Begeisterung des deutschen Vaterlandes gedacht, ohne daß dabei von anderen Völkern mit Haß und Verachtung gesprochen worden wäre.

Auch das war etwas Neues für Thorsin Yndebroe. So machten es die Dänen nicht. Wahrhaftig! Diese Deutschen waren nicht so übel und am Ende doch wohl nicht die

Räuber und Banditen, als welche sie von den treufesten Dänen geschildert wurden.

Drei Tage befand sich Thorfin in des Professors Begleitung. Stets lichter wurde es um ihn. Immer mehr Freude wurde in seiner Seele locker. Er lernte schauen.

Dankbar drückte er seinem Lehrer und den herzensguten Burschen zuletzt die Hand, und als er mit dem Schiff von Rüdesheim weiterfuhr, während die anderen auf der Brücke blieben — sie wollten in ein Seitental hineinwandern — da schwangen ihm die Studenten die Mützen zu und sangen das alte Lied:

Laßt's erklingen laut mit Schalle,
Brüder, Brüder sind wir alle!
Heiße Lieb' dem Vaterland
Und dem fremden Gast die Hand!

Seines Friedens Regenbogen
Hat der Herre Gott gezogen
Und damit zur Einigkeit
Alle Kreatur geweiht!

Freundschaft über alle Schranken!
Gleichheit in dem Hochgedanken:
Niemand sei des andern Knecht,
Keine Fessel, als das Recht!

Bloßen Hauptes hörte Thorfin Yndebroe dem Gesang zu. —

Da ihm so die Natur offenbart war, suchte er nun auch mit dem Ehrgeiz seiner überall nach selbständigem Tun ringenden Seele in den Städten das Eigenartige, und obgleich ihm am vollen Vergnügen des Begreifens nach wie vor das meiste fehlte, so war er sich dieses Mangels nun wenigstens bewußt.

Das bedeutete schon einen großen Fortschritt in der Erkenntnis.

Thorfin Yndebroe wurde vor dem, was ihn in der Landschaft oder auf Straßen und Plätzen umgab, immer zurückhaltender, immer schülerhafter. Wie groß war die Welt, wie klein war er selbst! Auf Wagnesrott — da brüstete er sich und kam sich wunder wie prächtig vor und war doch schließlich nichts weiter als ein Hahn auf dem Misthaufen.

Geradezu gewaltig strömte unbekannter Reichtum auf ihn ein. Jeder Tag brachte ihm mehr als der vorhergegangene

Auch an Daumor dachte er viel und mit Wehmut, und als er an der Heidelberger Ruine stand und über das blauduftige schimmernde Neckartal hinübersah, da empfand er stark die Sehnsucht: Wenn sie doch auch hier wäre, wenn sie das doch mit mir sähe!

Er entbehrte sie. Die Augen wurden ihm naß. Er schämte sich dessen nicht. In seinem Gasthofe schrieb er herzlich an sie.

❧ ❧ ❧

Er kam in Stuttgart an. Da wurde ihm beklommen zumute. Nun war er ja am Ziel An den Zweck seiner Reise hatte er in seiner Entdecker- und Finderfreude gar nicht recht mehr gedacht.

Jetzt war er da, wo er sein Vorhaben ausführen mußte. Hic Rhodus, hic salta — das Sprichwort wußte er noch von der lateinischen Schule her, und der Sprung, den er tun sollte, schien ihm auf einmal ungeheuer schwierig, beinahe unausführbar.

Aber — unverrichteter Sache umkehren? Das wäre Schande gewesen! — Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz — das war auch noch so ein Wort, das aus frühen Tagen in seinem Gedächtnis haftete.

Er tat den ersten Schritt, freilich sehr zaghaft. In seinem Gasthofe erkundigte er sich, wo wohl der Geheimrat und Freiherr von Wangenheim wohnte.

Der freundliche Wirt sagte ihm, das wäre gar nicht weit; nahe bei der Bohsch̄t.

So? Na, es dauerte ja was, ehe Thorfin heraus hatte, was für ein Ding denn eigentlich die Bohscht sei, und dann suchte er sich das Postgebäude auf und ging da um die Ecke in die Straße, die zu den Bergen emporführte.

Hm, also das war das Haus. Da wohnten seine erste Frau und sein Sohn. Höllisch nobel. Ordentlich Markisen vor den Fenstern und Kandelaber zu beiden Seiten der Tür.

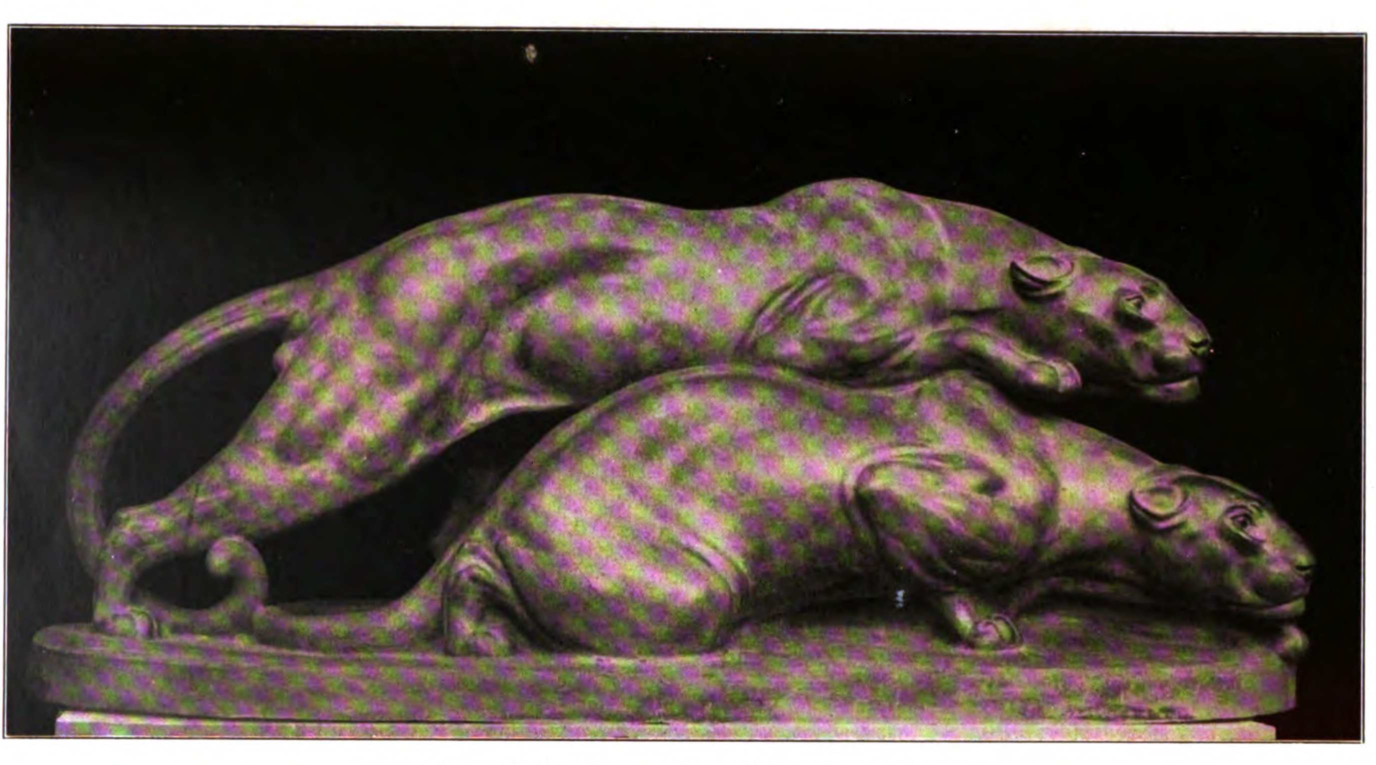
Da trat sogar ein Lakai heraus. Der hatte eine Visage, als ob für ihn der Mensch bloß bis zum Baron und Geheimrat hinunter reichte. Was es sonst noch gab, war Pöbel. — Außer ihm selbst natürlich.

Und an diese Tür mit dem Kupferbeschlag — es war schon mehr Portal als bloß Tür — da sollte er anklopfen und bitten, womöglich diesen Affenschwanz von Lakai bitten, ob er nicht mal seinem Sohn guten Tag sagen dürfte?

Oha! Das war ein saures Stück Arbeit. Wenn das man gut ging.

Drei Tage besah sich Thorfin Yndebroe Stuttgart, studierte schwäbisch, um sich einigermaßen nach den erhaltenen Auskünften richten zu können, und fand die Stadt und den Park sehr angenehm, war aber doch höchst unzufrieden mit sich und begoß mit viel rotem und weißem Pfälzer seine Tapferkeit, damit das schmächtige Blümlein zum Baume wurde.

Bis er sich dann am Morgen des vierten Tages in seinem Bette einen Kujon nannte. Die Selbstbeleidigung konnte er nicht auf sich sitzen lassen. Er sprang aus den Federn, ließ sich ein reichliches Frühstück bringen und



Leoparden auf der Lauer. Bronzebildwerk von Otto Pilz
(München, Kunstausstellung im Glaspalast 1922)



bürstete seinen Rock eigenhändig sorgfältig ab — sogar auf der Futterseite, legte die spitzesten und breitesten Vatermörder um, die er im Koffer hatte, und da die Uhr mittlerweile elf geworden war, so konnte die Expedition losgehen. Das tat sie denn auch. Schnell, damit er nicht erst wieder auf furchtsame Gedanken kam, begab sich Thorfin zum Wangenheimschen Hause und setzte den Pocher in Bewegung.

Wer da aufmachte, das war richtig der infame Affenschwanz. Was half es? Das mußte überwunden werden.

„Ist vielleicht die Frau Geheimrätin zu sprechen?"

Der Lakei reihte den Besucher gleich in die rechte Ordnung ein: zwar vom Lande, aber nicht unbemittelt. Man konnte es am Ende wagen, ihn anzunehmen.

„Ich weiß nicht, ob Frau Baronin schon empfangen. Wen darf ich melden?" — „Ich heiße Yndebroe, und sagen Sie man, ich käm' aus Flensburg."

Ünnebrühe — merkwürdiger Name. Und wo Flensborgh lag, das stand nicht in seiner Lakaienerdkunde beschrieben.

Wäre der Hut nicht von so feinem Haar und der Rock nicht von so feinem blauem Tuch gewesen, und hätten nicht die silbernen Knöpfe so Vertrauen erweckend geblinkert, so schloß sich doch wohl das Portal wieder, ohne daß Thorfin binnen dem Hause war.

Aber so wurde er gnädig hinein gelassen und in eine Stube voller reich geschnitzter Eichenmöbel und golden eingerahmter Ölgemälde geleitet. — „Wollen der Herr einstweilen Platz nehmen." — „Danke."

Unbehaglich fühlte sich Thorfin Yndebroe, als er da zu warten saß. Das ganze Unternehmen war ja lächerlich. Was wollte er eigentlich? Alle die Jahre hatte er sich nicht an sein Fleisch und Blut gekehrt, jetzt auf einmal diese späte Liebe — sehr überflüssig!

Wenn er nur erst wieder zum Tempel heraus war. Am liebsten hätte er die Tür aufgeklinkt und wäre davon geschlichen, ohne jemand zu sprechen. Aber der Affenschwanz lungerte sicherlich auf der Treppe herum und hielt ihn womöglich für einen Spitzbuben, der sich die Taschen mit den silbernen Nippesfiguren, die hier umherstanden, gefüllt hatte und französischen Abschied nehmen wollte.

Er mußte aushalten. Mehr als kühlen Empfang und kalte Ablehnung konnte er ja nicht finden. Und dann sagte er eben wieder „Farvel!" — spülte Pfälzer nach und reiste morgen nach Hause. Damit war der Traum von seinem ersten Sohne ausgeträumt.

Die Tür öffnete sich. Summend trat ein Jüngling herein und tat einige Schritte, bevor er entdeckte, daß jemand im Zimmer war.

Er stutzte: „Verzeihung! Ich wußte nicht.. Kann ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen?"

Yndebroe hatte sich erhoben. Das Blut stockte ihm. Der junge Mensch da — die Figur und auch das Gesicht — da war viel Ähnlichkeit mit ihm selber. War das schon sein Sohn?

Er faßte sich: „Ich wollte mir erlauben, der Frau Geheimrätin meine Aufwartung zu machen. Der Diener hat mich eben angemeldet."

„Dann wird meine Mutter gewiß bald kommen. Wenn Sie gestatten, leiste ich Ihnen solange Gesellschaft."

„Bitte! Das ist sehr freundlich," sagte Thorfin, immer den gespannt forschenden Blick auf den Jüngling gerichtet. „Mein Name ist Yndebroe. Ich komme aus Flensburg."

Der junge Mensch machte ein verwundertes Gesicht: „Yndebroe? So heiß' ich ja eigentlich auch, und aus Flensburg — da in der Nähe bin ich geboren."

„Ja, da sind Sie wohl."

„Auf einem Gut."

„Auf Wagnesrott, nicht wahr?"

„Gewiß! Und dann —" der Jüngling wurde immer lebhafter — „sind wir vielleicht miteinander verwandt, Herr Yndebroe?"

„Das will mir beinahe so dünken. Wenn Sie vielleicht Gert Adolf heißen?"

„Das wissen Sie?"

Ja, denn — wenn ich es sagen soll — die Frau Geheimrätin — war damals meine Frau."

„Also sind Sie — mein richtiger Vater?"

„Ja. Da ist am Ende nicht daran zu zweifeln."

Der junge Mensch, der sonst nicht danach aussah, als ob er leicht verlegen wurde, wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Er wurde rot, kam näher, reichte Yndebroe zögernd die Hand und fragte nochmals: „Wirklich? Glauben Sie? Mein richtiger Vater?"

„Das wird stimmen," entgegnete Thorfin.

„Ja, aber ..." — in dem Blick, womit der Jüngling den Besuch betrachtete, lag vielerlei: Frage, Befremdung, Vorwurf.

Was wollte dieser plötzlich hereinschneiende Mann? Wozu sich hier jetzt auf einmal als Vater offenbaren, nachdem er nie etwas hatte von sich hören lassen? Was verlangte er? Sollte der Sohn im Handumdrehen Liebe für ihn fassen?

Eine Abneigung — etwas wie ein Grauen lag auf des jungen Mannes Gesicht. Er

zog die Hand wieder aus Thorfins zurück und ging von ihm weg.

Thorfin ahnte diese Regung in der Seele seines Sohnes. Es war ihm peinvoll, so dazustehen, ohne eine genügende Erklärung für sein Kommen geben zu können.

Denn das, was er immer zu sich gesagt hatte: Ich will ihn bloß mal sehen — reichte das als Grund dafür hin, daß er hier einbrach und Störung versuchte?

Und es quälte ihn vor allem eine brennende Scham: über der gesetzlichen Abmachung, daß er weder Rechte noch Pflichten an seinem Kinde ausüben wollte, hätte ihm das natürliche Vaterempfinden stehen müssen: es wäre ihm, wenn er überhaupt Vaterliebe in sich bewegte, immer noch möglich gewesen, unbeschadet aller richterlichen Entscheidungen in irgend einer Verbindung mit dem Sohne zu bleiben, seine Laufbahn zu verfolgen, ihm hin und wieder zu beweisen, daß der äußerliche Verzicht nicht das Bewußtsein der Vaterschaft in ihm getötet hatte.

Er aber war für seinen Sohn gar nicht da gewesen, und nun tauchte er hier auf und spielte eine gottsjämmerliche Rolle.

Was hatte er sich eingebildet? Daß sein Sohn mit offenen Armen auf ihn zueilen und ihn, wie man das in Romanen las, umhalsen und ausrufen sollte: Ach, da bist du ja endlich, mein lieber, guter Vater! Ich hab schon immer deiner geharrt! —?

Er sah ein, daß er mit seiner Reise etwas ganz Unüberlegtes, Törichtes, sträflich Leichtfertiges unternommen hatte.

Was warf er in dies Haus hinein — in das Gemüt seines Sohnes? Sicherlich weder Freude noch Frieden, sondern womöglich Zwiespalt.

Und sich selbst setzte er der Gefahr aus, nicht nur mit Kälte abgelehnt, nein, mit Verachtung auf die Straße gewiesen zu werden.

Diese Gedanken bedrückten ihn so, daß er sich in einen Stuhl fallen ließ. Schuldbewußt gesenkten Hauptes saß er und rührte sich nicht und wünschte sich nur die eine Kraft: aufzustehen und das Haus zu verlassen!

Das lange Schweigen — der Anblick des in sich zusammengesunkenen Menschen, den er unmöglich in seinem Herzen gleich als Vater kennen und anerkennen konnte — das wurde für den Jüngling unerträglich.

„Es ist wohl am besten, ich hole meine Mutter," meinte er und wandte sich.

Da riß der Lakei von draußen die Tür auf und ließ eine Dame herein.

Es war eine jener zierlichen und feinen Gestalten, die auch in ihren fünfziger Jahren noch jung erscheinen, denn sie haben von vornherein kaum etwas an sich, was mit der Zeit verfallen kann.

Die Züge wurden ja schärfer als in der Blüte ihres Lebens, aber die sorgsame Pflege, die solche Frauen ihrem Körper antun, läßt nichts welken, und sie verstehen es überdies auch klug, sich immer das seelische Gleichgewicht zu bewahren. Auf die Art verbrauchen sie sich nur ganz langsam.

Im Dämerlicht kann man sie noch für junge Mädchen halten.

Die Dame nahm die Lorgnette vor die Augen. Thorfin gab sich einen Ruck und stand da, als ob er erschossen werden sollte und bis zuletzt Mut zeigen wollte. Der Jüngling eilte auf die Dame zu: „Mutter, denke dir —!"

Sie sah ihres Sohnes erhitztes Gesicht, seine bestürzte Miene, sie sah Yndebroe, den sie sofort als ihren ersten Gatten wiedererkannte.

Rauschten auch noch so viele Jahre darüber hin: Eine Frau vergißt nie den Mann, der sie zum Weibe gemacht hat ...

Und allsogleich war sie auch schon Herrin über die ganze Lage.

„Ach, Herr Yndebroe," begann sie und neigte liebenswürdig das Haupt, als freue sie sich, einen zwar unerwarteten, aber durchaus nicht unwillkommenen Gast zu begrüßen, den sie bloß lange nicht gesehen hatte, der aber doch zu ihrem guten Bekanntenkreise gehörte. „Ihr Weg hat Sie aus dem hohen Norden zu uns geführt? Es ist sehr freundlich, daß Sie bei uns vorsprechen. Ich bin neugierig, etwas von da oben zu hören. Ich bitte sehr." Damit lud sie ihn ein, sich zu setzen.

Also hinaus geworfen war er vorläufig nicht.

Nicht mehr so völlig wie ein Todesdelinquent, aber doch stark wie ein Schuljunge, der seine Lektion nicht kann, saß Thorfin Yndebroe nun vor der Baronin.

Der junge Mensch zitterte noch vor Aufregung und klammerte sich unwillkürlich an den hohen Rücken des Stuhles, auf dem seine Mutter Platz genommen hatte.

Frau von Wangenheim wußte: über alles in der Welt, auch über die größte Unklarheit und Verlegenheit kommt man hinweg, es dürfen bloß keine Pausen im Gespräch entstehen.

Deshalb fragte sie, was man denn Reisende zu fragen pflegt — auf welchem Wege er hierher gekommen sei, ob er befriedigendes Wetter gehabt habe, ob ihm die Stadt gefiele, ob seine Unterkunft gut war.

Thorfin antwortete gewissenhaft. Er war

durch die Geschicklichkeit der Baronin geradezu gerettet. Er erzählte so eifrig, als habe sein Besuch nur den Sinn, daß Frau von Wangenheim erführe, wie herrlich es am Rhein sei und was in Stuttgart alles zu sehen wäre.

Ja, gerettet kam er sich vor und zwar wie ein aus dem Wasser Gezogener. Denn so schwitzte er bei seinen begeisterten Berichten, in die vielfach Ausdrücke des Professors einflossen.

Die Geheimrätin machte ein Gesicht dazu, als vernähme sie etwas ihr unbeschreiblich interessantes Neues.

Hinter der weißen, niedrigen Frauenstirn arbeitete es indessen scharf, um heraus zu bekommen, was der Besuch tatsächlich zu bedeuten habe.

Alle Kräfte ihres Instinktes waren am Werk.

Daß sich bei dem kurzen Zusammensein mit ihrem Sohne bereits etwas ereignet hatte, stand für sie fest.

Gert Adolfs leises Zittern übertrug sich durch den Stuhl auf sie selber.

Sie war in Sorge um ihn, aber ihr Lächeln, ihre Zwischenworte: „So? Ja, sehr recht, ich entsinne mich, da ist es ganz besonders ... allerdings ... wir sind auch dort gewesen ...“ blieben sich gleich.

Leider wird aber jede, auch die vollste Schleuse, wenn sie sich einmal aufgetan hat, mit der Zeit leer, und so war denn Thorfin Yndebroe mit seiner Reisebeschreibung endlich rein am Schluß.

Da nahm glücklicherweise die Baronin das Wort und machte ihn erst noch auf allerhand aufmerksam, wohin er noch gehen müsse. Dabei zog sie ihren Sohn an ihre Seite und strich ihm mütterlich Ruhe bringend über die Hände.

Sie hatte es herausgefunden: Gert Adolf mußte schon erfahren haben, wer Yndebroe war. Jetzt galt es, keine tragischen Verwicklungen aufkommen zu lassen, sondern alles in den Fluß eines netten Konversationsstückes zu leiten.

Wozu freilich ihr Geschiedener hier in die Erscheinung trat, das mochten die Götter wissen.

Sie begann dann auch, von sich zu berichten. Sie sei endlos lange nicht in der Heimat gewesen und habe sich in dem gemütlichen Schwabenlande recht eingelebt. Die Menschen seien hier viel zugänglicher, nicht so verschlossen wie in Schleswig-Holstein. Allerdings vielleicht auch nicht so gründlich. Es gehe hier alles ein bißchen leichter zu.

Ja, das war nun alles ganz gut, aber zuletzt bäumte sich's in Thorfin doch auf. Unmännlich und unehrlich, wie er hier hockte! Auf den Kopf fragen, was er vorhatte, konnte man ihn nicht, das wäre gegen jede Lebensart gewesen, aber zu fordern hatte man das Recht, daß er sich äußerte.

Und er unterbrach das oberflächliche Gespräch, erhob sich von neuem und sagte: „Ich danke Ihnen vielmals, Frau Baronin, daß Sie mich nicht abgewiesen haben. Mein Besuch muß Ihnen wunderlich vorkommen, und ich müßte Ihnen erst eine Menge erklären, bis Sie ihn begreifen könnten. Ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein. Ich kam nicht in dies Haus, weil ich doch gerade in Stuttgart bin, sondern ich bin extra von Wagnesrott hierher gereist. Ich wollte gern ein einziges Mal in meinem Leben meinen Sohn sehen. Das ist mir denn ja auch geglückt, und nun —“ er machte eine Verbeugung, aber die Baronin streckte die Hand empor und zwang ihn zu bleiben.

Auch sie wurde jetzt ernst. Sie war keineswegs bloß die Dame des leichten Geplauders. Wie ein Befehl kam es von ihren schmalen Lippen: „Wo Sie einmal hier sind, Herr Yndebroe, da möchte ich Sie doch bitten, Ihren Besuch noch etwas auszudehnen. Es möchte sonst —“ und sie legte die Hand ihres Sohnes auf ihre Brust — „vielleicht noch Unangenehmes aus dieser Stunde entstehen. Und das wollen auch Sie jedenfalls vermeiden.“

Thorfin gab bei sich zu: die Frau da hatte als Mutter Anspruch darauf, daß er ihrem Wunsch gehorchte.

„Laß mich mit Herrn Yndebroe allein,“ bat sie ihren Sohn. Gert Adolf ging.

Und nun verschwand die Liebenswürdigkeit in ihrem Gesicht. Sie war durchaus streng.

Dem Manne hatte sie einst angehört, und so rasch ihre Ehe mit ihm zerfiel, es hatte doch einen Augenblick gegeben, wo sie ganz sein war. Des zum Zeugnis wandelte Gert Adolf auf Erden. Dieser Augenblick des völligen Vertrautseins war ein unauslöschliches Erlebnis für ihr Frauentum, deshalb kam es von selbst dazu, daß sie ihn Du nannte, besonders, da sie jetzt die Wahrheit von ihm erfahren wollte. Die andere Anrede wäre gekünstelt gewesen und hätte nicht zum Ziele geführt.

Sie begann: „Ich merke ja, mein Sohn weiß Bescheid, wer du bist. Hast du dir klargemacht, was du mit deinem Kommen anrichtest? Gert Adolf ist von meinem Mann adoptiert und vollständig der Bruder meiner beiden Töchter geworden. Da war bisher nicht der geringste Riß oder Unterschied. Von dir und von meinem Leben auf Wagnesrott habe ich ihm nur das Notwendigste ge-

sagt — mit aller Schonung für dich, darauf darfst du dich verlassen. Er hat meinen Mann unendlich lieb und verehrt ihn als Vater. Sich nach dir zu sehnen, hatte er ja nie den leisesten Grund, und nun bringst du ihn aus der Ruhe, bloß weil du ihn, wie du dich ausdrückst, einmal sehen wolltest? Ich meine, diesen Wunsch hättest du mir und meinem Manne vorher schriftlich übermitteln müssen. Dann hätten wir uns entscheiden können, ob Gert Adolf mit dir zusammen sein durfte oder nicht." Ihre Stimme gewann einen heftigen Klang: „Man fällt doch wahrhaftig einem nicht nach zwanzig Jahren Trennung einfach mit der Tür ins Haus. Es ist empörend!"

Da legte Thorfin Yndebroe vor seiner ersten Frau eine Lebensbeichte ab. Nicht, um sich rein zu waschen, nein, er sah sein Unrecht und seine Unklugheit vollkommen ein. Nur, damit sie ihn doch begriff.

Er schilderte ihr, wie gut er mit Regine ausgekommen war, weil sie Bauernart in sich hatte und ihn zu nehmen verstand. Er schilderte ihr, wie das Unglück über ihn gekommen war, wie Ragnar starb, wie Regine starb. Er heiratete Daumor, diese Frau, die ihn nicht so liebte, wie er es von einer Frau brauchte.

Dann war Daumor endlich wärmer gegen ihn geworden. Die Hoffnung auf ein Kind keimte auf, sie wurde zunichte. Und wenn er sich an dieser Stelle der Beichte auch schonte und dem Verhängnis, dem Mißverständnis die allergrößte Schuld zuschob — das war ja nur menschlich — er stellte sich doch nicht als blitzeblanken Engel hin, sondern sagte: „Du hast es ja durchgemacht: wenn mir was in die Quere kommt, da wird es mir schwarz vor den Augen, und dann weiß ich nicht mehr, was ich tu. Das ist mein größter Fehler zu all den andern, die ich außerdem noch hab'."

Von Daumor noch je Kinder zu erhalten' das war für ihn ausgeschlossen. Nun, und da war's ihm eben zu Sinne gekommen, daß er einen Sohn besaß. Er war seinem Drange gefolgt, allerdings, wie er trostlos und zerknirscht eingestand, in verkehrter Weise.

„Hättest du dich Gert Adolf nur nicht sofort zu erkennen gegeben!" versetzte die Baronin. Im übrigen war sie durch Thorfins Worte milder gestimmt. Der scheinbar robuste Mann hatte auch das Seinige zu leiden gehabt und noch zu leiden. Sie mußte seinen Überfall auf seine Ungewandtheit in Lebensdingen zurückführen.

„Du bist in Gert Adolfs Dasein eingetreten und kannst auch nicht wieder ganz für ihn verschwinden. Wir müssen alles tun, um ihm Kämpfe zu ersparen, die ihn meinem Manne entfremden. Fühlt er sich von nun an irgendwie mit dir verbunden, so kann und darf man ihm das ja nicht verbieten. Laß uns recht vorsichtig handeln, damit doch alles gut wird. Ich hoffe, es gelingt. Mein Mann wird in kurzem hier sein, und ich bitte dich, bleibe bei uns zu Tische. Gert Adolf soll nicht den Eindruck haben, als ob ich dich von ihm fernhalte, oder als ob ich in Zwietracht mit dir wäre." — Sie sah ihn voll an und fuhr fort: „Ich hab' ihn ja nun doch einmal von dir."

Sie klingelte. — „Der Herr speist mit uns." — „Sehr wohl, Frau Baronin," entgegnete der Diener.

Frauen sind die geborenen Knotenentwirrerinnen. Sie fühlen schlau den verborgensten Verschlingungen nach, sehen durch das rätselhafteste Knäuel hindurch, wie die Windung läuft, und zupfen mit den Fingerchen so lange herum, bis der Faden wieder klar ist.

Der Baron kam heim. Mit dem Augenblick, wo sie die Schritte ihres Mannes auf dem Flur vernahm, war die Vertraulichkeit zwischen ihr und ihrem ersten Gatten verschwunden. Er war wieder Herr Yndebroe.

Sie stellte die beiden Herren einander vor und unterrichtete den Geheimrat über den Grund des Besuches.

Thorfin verfiel aus einem Staunen in das andere. Die Menschen hier brauchten merkwürdig wenig Worte, um sich miteinander zu verständigen. Eins, zwei, drei wußten sie alles und waren höflich und zuvorkommend. Daß ihnen irgendwas nicht paßte, merkte man nicht die Spur.

In der Flensburger Gegend — wäre da so etwas passiert, wie er es jetzt hier angestiftet hatte, o, da hätte es erst grimmige Auseinandersetzungen mit Aufdentischhauen gegeben. Dann wäre die Rumbuddel herbeigeschleppt worden — die erste Hälfte ihres Inhalts wirkte besänftigend, die zweite aufreizend — dann gab es Mord und Totschlag, und zuletzt trank man Brüderschaft und fand alles wunderschön.

Hier ... kein lauter Ton ... nur Andeutungen ... scheinbar nicht die kleinste Verstimmung. Aber freilich auch kein Grog.

Ja, sie sagten wenig, und das wenige klang glatt, aber — darüber gab sich Thorfin keinem Zweifel hin — sie dachten um so mehr.

Die Flügeltüren zum Nebenzimmer wurden aufgeschlagen. Der Diener meldete: „Madame est servie!"

Nun lernte Thorfin noch die beiden anmutigen Töchter des Ehepaares kennen und

auch die überall gleich aussehende alte Jungfer, den treuen Hausgeist, der gemeiniglich an vornehmen Familientafeln untenan sitzt, obgleich es ihm zu verdanken ist, daß alle Räder in der Uhr des Haushalts ohne Reibung umeinander laufen.

Die Mädchen plauderten zwanglos. Es war das liebe Gezwitscher unschuldiger Seelen. — Gert Adolf saß schweigend bei Tische.

Der Geheimrat fragte seinen Gast nach dänischen Verhältnissen.

Viel gegessen hat Thorfin Yndebroe von Wagnesrott an diesem Mittag nicht. Denn aus Furcht, daß ihm die Speisen von der Gabel oder vom Messer rutschten — was denn auch mehrmals geschah — wagte er es kaum, sich etwas von den Schüsseln zu nehmen, die der ihm zuwidere Lakai herumreichte.

Und zu trinken gab es sowieso nicht viel. Neben jedem Gedeck stand nur ein winziges geschliffenes Fläschchen mit Wein. Im übrigen perlte da eine große Karaffe voll Sauerbrunnen, den der Geheimrat seinem Besuch als aus dem nahen Orte Berg geschöpft sehr empfahl.

Na ja, seufzte Thorfin Yndebroe innerlich und trank das schaurige Zeug, wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Warum fuhr er nach Stuttgart?

Eine kurze Plauderstunde beim Kaffee. Gert Adolf hatte sich zurückgezogen. Die beiden jungen Mädchen stickten. Den bequemen Gesprächsstoff gab immer die Politik her. Der Geheimrat war kein Gegner Dänemarks, sondern erkannte die Rechte der Krone auf die Herzogtümer an. Das war wenigstens etwas Wohltuendes für Thorfin Yndebroe.

Dann kam die Minute, wo der anständige Gast spürt, daß es an der Zeit ist, sich zu verabschieden.

Noch im Stehen hätte Thorfin am liebsten an Persönliches gerührt. Aber der Baron und die Baronin hielten einen unsichtbaren und dennoch undurchdringlichen Schirm vor sich. Thorfin konnte nicht zu ihnen sprechen, wie ihm ums Herz war. Er mußte so von dannen gehen.

Als er indessen, vom Geheimrat mit ausgesuchter Verbindlichkeit begleitet, auf dem Flur war, stürzte auf einmal Gert Adolf auf ihn zu und preßte seine Hand: „Ich möchte so gern mehr von Ihnen wissen! Ich möchte so gern meine Heimat kennen lernen!“

„Ja!“ rief Thorfin Yndebroe. „Das wär' mir so Gott eine Freude!“

„Darf ich, Vater?“

„Deine Eltern werden erwägen, was dir frommt, lieber Sohn,“ antwortete der Geheimrat. —

Thorfin reiste heim. Über ihm rauschten im Herzen Deutschlands die frischgrünen Wälder, und die Brockenhexe umspann ihn mit ihrem Schleier.

Er war traurig, als er wieder in das Flachland hinabsteigen mußte.

⁂ ⁂ ⁂

Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen, singt der brave Wandsbecker Bote. Für den aber, der zu Hause bleiben mußte, ist es doch nur ein spärliches Vergnügen anzuhören, was es da draußen für Herrlichkeiten zu genießen gibt. Es ist nicht viel anders, als wenn der reiche Mann — durch die Weste quillt ihm der Bauchspeck — dem Armen berichtet, daß er heute mittag mal so recht ausgiebig gegessen habe. Und dann zählt er ihm schnalzend und schlürfend die sieben Gänge mit allen Tunken, Gemüsen und süßen Beispeisen auf.

Auch Thorfin war beredt. Sein zwar zusammengeschmolzener Freibierkreis im Nordpol bekam hinreichend zu wissen, welche Sehenswürdigkeiten er in Augenschein genommen hatte, und Daumor wurde ebenfalls durch viele Wiederholungen in seine sämtlichen Erlebnisse genau eingeweiht — sie war wohl selber mit gewesen, schien es ihr schließlich manchmal.

Nur über den Besuch in Stuttgart glitt Thorfin leicht hinweg, obgleich der doch im Grunde Haupt- und Mittelpunkt seiner ganzen Reise war.

Fragte Daumor nach seinem Sohne, so beschrieb er ihn als wunderhübschen und eleganten, jungen Mann. Er erwähnte auch, daß er ihm entschieden ähnlich war. Sehr gescheit mußte er sein. Schon Referendar bei der Regierung! Allerhand Achtung. Ja, der hatte seinen Geheimratsposten in der Tasche. Er beschrieb außerdem die Vornehmheit des ganzen baronlichen Heims, aber zurückhaltend blieb er trotzdem in seiner Darstellung.

„Wir konnten uns natürlich in der kurzen Zeit nicht näher kommen,“ warf er hin. „Es war ja auch genug. Was ich wollte, das hab' ich ja gekriegt.“

Schamgefühl wurde er nicht los. Wangenheims hatten seinen Besuch mit Europas übertünchter Höflichkeit aufgenommen, aber was sprachen sie wohl von ihm! Sie nannten ihn unbedingt einen frechen und unverschämten Eindringling.

Neulich, auf dem Flensburger Jahrmarkt, hatte sich der Uselоiter Bulle losgerissen und war just in die Töpferwaren hinein-

gerannt. Gerade so tölpisch kam sich Yndebroe selber vor. Nachdem er Emmeline sein Herz geöffnet hatte, war sie gütig geworden, aber das Unpassende seiner Handlungsweise war damit nicht weggeschafft. Dies Bewußtsein machte ihn kleinmütig. Am liebsten erwähnte er seinen Stuttgarter Aufenthalt gar nicht.

Und mit seinem Sohn: einmal und nicht wieder!

Der Baron würde sich schon hüten, Gert Adolf die Erlaubnis zur Reise nach Wagnesrott zu geben. Nun, mochte denn auch seine Vaterepisode zu Ende sein, Thorfin tröstete sich damit, daß er ein Stück von der Welt gesehen hatte. Und das war was wert. Das andere, diese Sehnsucht nach einem Menschen, der ihm ganz gehörte, mußte er dann eben für ewige Zeiten einsacken und begraben. So hatte er seine Ruhe. —

Aber es kam doch noch anders.

Denn eines Tages — die Roggenernte war unter Dach und Fach gebracht — langte auf Wagnesrott ein Brief aus Stuttgart an. Darin schrieb der Geheimrat, seine Frau und er wollten der Bitte ihres Sohnes nachgeben und ihm gestatten, seine Heimat zu sehen. Vorausgesetzt, daß es den Herrschaften dort genehm sei, würde Gert Adolf Anfang September eintreffen und einige Wochen verweilen.

„Das ist mir lieb für dich,“ sagte Daumor aufrichtig. „Nun könnt ihr einander etwas werden!“

Thorfin wußte jedoch nicht, ob ihn die Aussicht, seinen Sohn bei sich zu haben, froh oder verlegen machen sollte. Stimmten sie miteinander überein? Das gab vielleicht böse Enttäuschungen. Statt sich einig zu werden, schieden sie am Ende voneinander mit dem Wunsch, sie wären nie zusammengekommen, und seine Schuld war dann erst recht groß. Denn dann litt ja der Junge wirklich durch ihn.

Aber — ein Zurückzucken gab es nicht.

Mit so viel Schnörkeln, als er eben aufbringen konnte, erwiderte Thorfin Yndebroe, indem er seinen Dank dafür aussprach, daß Herr und auch Frau Baronin ihm den lieben, jungen Mann für eine Weile anvertrauen wollten. Der sollte ihm und seiner Frau sehr willkommen sein und es schon gut auf Wagnesrott haben!

Es ward zum Empfang des jungen Barons auf dem Hofe ein General-Reinemachen veranstaltet. Der Saal und das Nebenzimmer oben im Hause wurden ihm eingeräumt, und ein neues Bett wurde für ihn gekauft. Thorfin war die ganzen Tage in größter Besorgnis, daß etwas versäumt werden könne. Gert Adolf sollte merken: auch auf Wagnesrott verstand man zu leben, obgleich man eine andere Weise hatte als die in Stuttgart mit ihrem Sauerbrunnen. Hier gab's Wein, und den nicht in Liliputanerflaschen!

Der alte Jinns bekam für sein Kutschieren und wenn er sonst bei dem Gaste Dienste tun sollte, einen neuen Rock mit roten Aufschlägen und ein neues Käppi, das er nur ungern mit seiner gewohnten Kopfbedeckung vertauschte. Übrigens war er gelassen bei der Sache, denn er wußte mit Baronen umzugehen. Er war in seinen Soldatenjahren bei mehr als einem Offizier von Adel Bursche gewesen. Ja, der alte Jinns fühlte sich du jour, und keiner konnte so stramm mit der Peitsche präsentieren, wenn die Herrschaft ein- oder ausstieg, wie er. Er wollte schon dafür aufpassen, daß der junge Herr eine günstige Meinung von Wagnesrotter und überhaupt dänischen Verhältnissen bekam.

Gert Adolf traf ein — dieser schlanke, helläugige Jüngling mit der stark gezeichneten Yndebroe-Nase und Thorfins dichtem, braunrotem Haupthaar.

Wie glücklich sprang er vom Gefährt, wie geschmeidig eilte er auf Thorfin zu, der vor der Tür stand — sie trug Kranz und Willkommenschild — wie herzlich streckte er beide Arme aus: „Gelt?“ bat er, „ich darf gleich Vater sagen! Und wir nennen uns du, nit wahr?“

Da kam's über Thorfin. Er konnte sich nicht mehr halten. Er schloß Gert Adolf an seine Brust: „Mein lieber Junge!“

Der Jüngling schmiegte sich fest an ihn an. Ihre Seelen berührten einander; sie wurden wirklich Vater und Sohn.

Dann löste sich Gert Adolf von Thorfin — er blickte auf Daumor: „O, grüß' Gott! Die schöne Frau Tante!“

Er küßte ihr die Hand. Das hatte seit dem kleinen Leutnant von Liliencron, der hier mal in Einquartierung lag, niemand getan. Daumor nahm die Huldigung wieder mit ihrem angeborenen Anstand entgegen.

Und nun gingen Gert Adolfs Augen überall hin. Er meinte: „I weiß net (er sprach sein liebenswürdiges Schwäbisch), es ist sonderbar, das kommt mir hier alles so bekannt vor. Als wär' ich hier schon mit Bewußtsein gewesen. Hier bin i glei daheim. Und gelt? Ihr habt mich lieb!“

„Das soll wohl sein!“ rief Thorfin begeistert.

Helle Wochen auf Wagnesrott!

Es war wundersam, wie rasch sich der junge Mensch in die ihm doch tatsächlich fremden Zustände einlebte. Es schien wahrhaftig so, daß in seiner Seele das Urbild

von alledem geruht hatte, was nun um ihn war. Sogar für die dänische Sprache hatte er ein natürliches Gefühl und rasches Verständnis. Sein Wesen war von einer Fröhlichkeit, ja, man mußte sagen von einer Holdheit durchdrungen, die zwar etwas Weiches besaß, aber trotzdem ganz und gar nicht unmännlich wirkte. Er wußte, ohne zu schmeicheln und schön zu tun, jeden zu bestricken, mit dem er zusammenkam, er war nachgiebig und hatte dabei seinen bestimmten Willen.

Lernbegierig und offen waren seine Sinne für das Landleben, ehrlich dankbar war er für alle erwiesene Unterweisung, er schloß sich auch kindlich eng an Daumor an, die ihn von Tag zu Tage mehr in ihr Herz aufnahm, und was das wichtigste war: Gert Adolf wurde gewissermaßen zum Lehrer seines Vaters.

Denn aus Gert Adolfs Munde hörte Thorfin Yndebroe, wie gesegnet mit Schönheit auch die einfache, berglose Landschaft um ihn herum war — daß über der Heide ein eigener Reiz wob, daß der Anblick der eben welligen Hügellinie dahinten am Horizont einem Frieden ins Gemüt senken konnte. Das waren für Thorfin genau solche Offenbarungen, wie sie ihm auf seiner Reise von dem Professor zuteil wurden. Auch Gert Adolf zog ihm Schleier von der Seele. Nicht nur auf den Nutzen kam es an, den der Boden abwarf, nicht nur Felsen und Burgen waren bestaunenswert — die schlichten, anspruchslosen Felder hatten ebensogut ihre Schönheit.

Der Jüngling jubelte, als er mit seinem Vater bei Wassersleben auf dem hohen Ufer stand und die Flensburger Reede erblickte. In der Ferne tiefblau und je näher dem Ufer desto smaragdener atmete das Wasser leise. Nur hier und da ein Schäumchen auf der Welle, wenn sie über eine Sandbank rollte. Sonst sanftes Gewoge, zärtliches Verebben am Strande. Und weiße Linnen waren da draußen gespreitet, vorwärts zogen sie ihre Masten zu fernen Gestaden, auf daß Handel und Wandel rege war.

Nicht eher ruhte Gert Adolf, als bis er selbst eine Fahrt in die offene See hinaus gemacht hatte.

Sein Vater lauschte den sich überstürzenden und doch so echten Schwärmereien mit geradezu verklärtem Gesicht. Das war sein Sohn! Der begriff alles sofort, dem stand jede Tür offen, durch die er schreiten wollte. Der verschaffte sich Genüsse, die nicht aus dem Grogglas stiegen, denn davon wollte Gert Adolf gar nichts wissen.

Ja, eine große und bedeutsame Lehrzeit machte Thorfin Yndebroe durch, wie in den Dingen, die uns von unsern Augen vermittelt werden, so auch in den Beziehungen der Menschen untereinander.

Wozu seine Reise schon den Grund gelegt hatte, das baute der Umgang mit seinem Sohn nun auf: er bekam die Gewißheit, daß Dänemark schließlich doch nur einen kleinen Teil der Erde darstelle und daß man die übrige Welt und vor allem die Deutschen nicht deshalb zu verhöhnen, zu hassen und zu verachten brauche, weil sie nicht zum Danebrog schwuren.

Sich gegenseitig anerkennen, Gutes voneinander glauben — damit förderte man seine eigene Heimat besser als mit dem Wahne, daß alle Sitte und alles Recht nur bei einem selber zu Hause seien.

In das Leben seines Vaters war Gert Adolf ja schon von seiner Mutter eingeweiht worden, und als Thorfin nun mehr und mehr Vertrauen zu ihm faßte, da konnte der Jüngling es ihm infolge seiner Kenntnis durch kleine Seelennachhilfen erleichtern, ganz aus sich herauszugehen. Thorfin fühlte, daß sein Sohn ihn voll verstand und ihm nicht deshalb zürnte, weil er jetzt erst nach ihm getrachtet hatte.

Sie wurden Freunde, der Alte und der Junge, und Gert Adolfs Werk war es dann gleichfalls, daß Daumors Gemüt heiterer wurde. —

Die sonnig klaren Septembertage gingen nur zu schnell dahin.

Gert Adolf nahm Abschied, nicht mit Kummer, sondern mit dem vorfreuenden Versprechen, daß er im nächsten Jahre wieder hier sein werde, auf seinem lieben Wagnesrott!

So hatte Thorfin Yndebroes an sich unbedachtsames Unterfangen ihm eine Frucht gezeitigt, die er nach seinem inneren Eingeständnis nicht verdiente: er hatte seinen Sohn nicht nur einmal gesehen, sondern ihn in der Tat *gefunden*. Das jetzt zwischen ihnen geknüpfte Band würde nicht mehr reißen.

Wahrlich, er war nicht enttäuscht worden! So prächtig hatte er sich den Jungen gar nicht vorgestellt. Das war ja, als ob das Yndebroe-Blut durch ein Sieb gegossen sei; alles grobe Gefaser hatte das Geflecht zurückgehalten, und daß das flüssig Feine, das in Gert Adolf zum Körper geworden war, auch von ihm herstammte, daß es also auch in ihm selber kreiste, wollte Thorfin nur zu gern glauben und nahm sich vor, nie mehr anders zu handeln, als es solchem verfeinerten Yndebroe würdig wäre.

Seinen Sohn gefunden — das hatte er, und doch gehörte ihm Gert Adolf nicht.

Keine Rechte — keine Pflichten. Der junge Mensch war vor aller Welt und nach den ganzen Verhältnissen ein Wangenheim, und allein sein Adoptivvater hatte für sein Wohl zu sorgen und dafür ihm dann auch die Wege zu weisen, die er gehen sollte. —

Der Wagen mit Gert Adolf rollte aus dem Hoftor. Thorfin fuhr mit. Steil saß der alte Jinns auf dem Bock. Der Jüngling wehte noch mit dem Tuche Daumor zu: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

Als Yndebroe dann zurückkehrte und sich auf dem Hofe umschaute, da war ihm unsagbar öde zumut. Leer! Zur ewigen Einsamkeit verurteilt. Tieftraurig sah er seine Frau an, und wenn er sich auch rasch von ihr wandte, Daumor bemerkte doch, daß ihm die Tränen kamen.

Und das Herz der Frau wurde von diesem Anblick bewegt, und sie fragte sich, was sie sich in der letzten Zeit schon oft gefragt hatte, ob es denn nicht möglich sei, und ob es nicht ihr eigentlicher Beruf auf Erden wäre, ihrem Manne solche Tränen zu ersparen. Und ihr Herz antwortete ihr und sprach, was es in dieser letzten Zeit schon oft gesprochen hatte: daß ihre Gedanken sich da keineswegs zu etwas Unmöglichem verstiegen. Der Engel des Lebens habe nicht nur deshalb seine Wange an die ihre gelehnt, dadamit sie Thorfins treueste Magd sein solle, sondern zu viel Größerem, zu ganz Großem, ja zum heiligsten Amte des Weibes sei sie vorbehalten. Sie mußte nur die Hemmnisse beiseite räumen, die ihre innigsten Wünsche, ihre traumhaften Begriffe von Lieben und Geliebtwerden ihr in die Bahn gerollt hatten.

Auf das Höchste verzichten — wohl! Aber das hieß trotz allem nicht nun bis ans Ende im grauen Arbeitsalltag einer kinderlosen Ehe ergeben dahinstumpfen. O nein! Aus diesem notgedrungenen Entsagen konnte sich noch etwas wundervoll Tätiges, das Dasein herrlich Ausfüllendes entwickeln.

Es war nicht zu leugnen: Gert Adolf hatte in Daumor eine gewisse Eifersucht, einen gut begreiflichen Frauenneid, einen stark und stärker werdenden Ehrgeiz entfacht. auch eines an Leib und Seele so köstlich gebildeten Sohnes Mutter zu werden.

In dieser Stunde wurde es reif in ihr: sie mußte sich ihrem Manne geben und weihen, nicht in einer Leidenschaft, die schließlich doch nur selbstisch ihre eigene Wonne und Genüge sucht, sondern in klarer, ruhiger, die vollkommene Frauenblüte erstrebender Weibesbewußtheit.

Dann gab es für Thorfin keine Einsamkeitstränen, und sie selber konnte hoffen, ihrem Kinde würde dereinst das ihr nicht vergönnte Glück des Aufgehens in einem anderen Wesen geschenkt werden.

Wenn irgendein Mensch überhaupt geschaffen war, das zu erleben. —

Daumor ging ins Haus. Sie legte ihre Arme um Thorfin und bat ihn: „Laß uns dicht beieinander sein, ganz dicht. Und was wir beide falsch gemacht haben, laß es uns einander aus tiefster Seele verzeihen. Dann ist es für immer verschwunden, als wäre es nie gewesen. Uns recht lieb haben, Thorfin. Was haben wir sonst?"

⌘ ⌘ ⌘

Jedesmal, wenn die Sense ihr sirrendes Werk vollbracht hatte und die Scheunen von nährendem Golde strotzten, so kam Gert Adolf in seine Heimat gereist, und es waren lustige Wochen, die er da verbrachte.

Und nach ein paar Jahren, da konnte er schon mit einem kleinen Halbbruder spielen.

Ja, gewiß, da lief auf dem Hof so ein draller Bursch herum, ein Yndebroe vom dicht lockigen Scheitel bis zu den festen, stämmigen Füßchen. Auch waghalsig und unbändig genug war er, ganz, wie es sich gehörte. Die Wasserspritze, die ihm Jinns aus einem Stück Holunderast gemacht hatte — zu schießen mußte ja das alte Artilleriegemüt immer gern etwas haben — war der Schrecken aller Hühner und Enten. —

In ihrem Kinde war Daumor glücklich.

Das Wort, das ihre Mutter früher oft im Munde führte, das Wort vom schimmernden Los auf Wagnesrott, es war doch noch Wahrheit geworden.

Kein leuchtendes, strahlendes, aber ein lieb und warm schimmerndes Los . . .

Verklungen. Von Hans-Martin Eckert

Erinnernd klingt mir leise
Ein Lachen nach im Ohr
Wie Kinderliederweise,
Die sich im Wind verlor.

Im Träumen und im Wachen
Folgt mir der liebe Ton —
Mein eignes Kinderlachen . . .
Und starb so lange schon.



Zum sechzigsten Geburtstage (11. Februar 1863)

So mancher Künstler, der nun in der Kunstgeschichte als ewiger Stern glänzt, hatte im fünften Jahrzehnt seines Lebens noch keinen Namen. Wie oft kümmerten sich auch dann noch nur wenige Kenner und Freunde von ihm um die verstaubten Werke in seinem Atelier, und wie dürftig war oft der großen Maler Auskommen in diesen und noch höheren Lebensjahren.

Wer Bescheid weiß, braucht nur an Namen wie Feuerbach, Leibl, Böcklin erinnert zu werden.

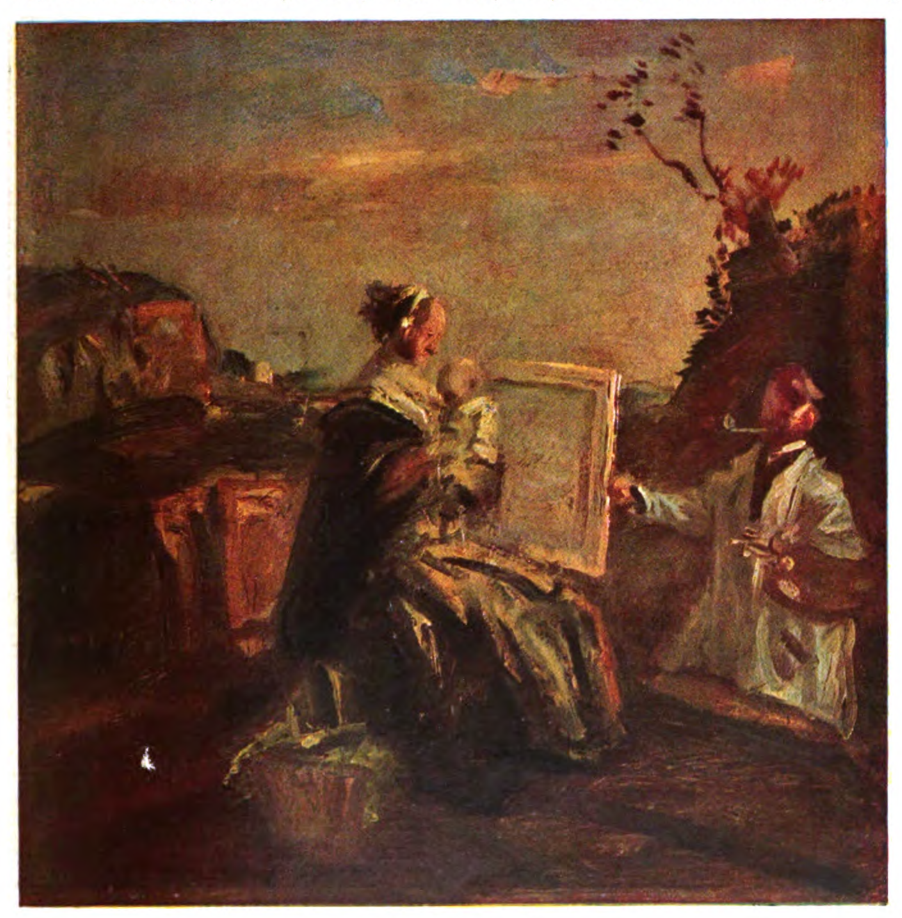
Adolf Hengeler ist weit glücklicher.

Schon vor Jahrzehnten haben ihn seine zahllosen Illustrationen in den „Fliegenden Blättern" zu einem der geschätztesten Zeichner der deutschen Familie gemacht.

Um seine Gemälde aber haben sich die großen Galerien der Staaten und Städte, haben sich die besten Kenner und Kunstfreunde in immer steigendem Maße beworben.

Ich habe also hier nicht erst für ihn zu werben. Die Zeilen sind nur ein Glückwunsch, ein Glückwunsch auch für uns Deutsche, wieder einmal einen Künstler von dem Maße zu besitzen.

Wenn Hengeler, dieser kerngesunde, fröhliche, echt bayrische Mensch, dessen massive Gestalt so manche andere überragt, dessen



⊠ Maler und Modell ⊠



Kinderbildnis. (Privatbesitz)

offene, heitere Art jeder Gesellschaft erhöhte Bewegung gibt, zu den zweifellos bevorzugten Künstlernaturen, zu den Bevorzugten des Erfolges gehört, so gibt das auch unzähligen Kunstfreunden Zeugnis guten Geistes und Gefühls für echte künstlerische Gestalten und Bilder.

Man braucht schon lange nicht mehr erst das Konversationslexikon zu befragen, was eigentlich Hengeler male. Wer seinen Namen hört, sieht vor sich eine Fülle der köstlichsten Bilder, genießt eine Welt, die auf glücklicheren Inseln zu liegen scheint und die doch so greifbar nahe und wirklich ist, so leuchtend, lachend und lockend, wie nur irgend sonst etwas mitten im Getriebe des Alltags.

Ob er in seiner Werkstatt ein Enkeltöchterchen porträtiert, ob er auf freier Höhe seine Staffelei aufstellt, um Mutter und Kind, oder nur Berge und Lüfte, Wolken und Wege zu malen, ob er uns zu Heiligen oder Genießern führt, oder zu Liebespaaren im blühenden Garten oder zum alten Flötenbläser im dämmernden Wald; zu Bettlern, Prinzessinnen, Narren oder Totengräbern — er gibt uns das alles, als ob es ganz selbstverständlich und wirklich so wäre und vor sich gegangen, wie er's uns gemalt.

Er hat eben die Macht bekommen und erworben, aus alten Mauern am Fluß verklärte Legenden, aus Frauen von heute göttliche Mütter, aus blühenden Gärten und fröhlichgeschäftigen Engerln Träume zu schaffen, die wir alle erlebt, Wirklichkeiten

des Glückes, die wir alle ersehnt, oder auch Bilder des Leides oder der Verworrenheit, die uns berühren wie Lieder verklungener Zeiten oder wie die bösen Illusionen der Narren unserer Tage ...

Das kann nur ein Künstler von reichstem Ingenium, begabt mit klaren Augen, reifstem Können. Sonst würden wir wohl von solchen Bildern allenfalls Belehrte, nicht aber glücklich Beschenkte werden.

Hengeler ist Landschafter und Porträtist, er hat Vergangenheit und Gegenwart gemalt, malt Fleisch, Stoffe, Stilleben, Nacktes und Kostümiertes, Mensch und Tier — er kann es als Maler mit jedem Realisten oder Naturalisten aufnehmen, und doch wird sein künstlerischer Charakter weder durch den Umfang seines Gesichtsfeldes noch durch das außerordentliche Maß seines Könnens irgendwie bestimmt.

Wieviel Töne klingen doch hier zusammen, die sonst so selten herrliche Akkorde geben: letzte Naturtreue und legendare Schönheit, Klarheit und impulsiver Drang, Freiheit und Sicherheit der Form und der Mache.

Wie anders war doch z. B. Menzel geartet.

Menzel malte und zeichnete alles, was ihm vor die Augen kam, und zwar alles mit der entschiedenen Absicht, in keiner Weise dem Objekt irgendwelche darstellerische Treue schuldig zu bleiben. So wollte es sein Gewissen, seine Natur. So ist er ein Großer für sich.

Hengelers künstlerische Natur und Rasse hat ein ganz anderes Temperament. Auch sein Auge sieht, wie das Menzels, eine unerschöpfliche Fülle von Schönheiten — aber er überträgt alles in seine freiere, größere, klingendere, breitere Sprache. Er ist immer Dichter und Komponist, der die Worte oder Noten aus der wirklichen Welt nimmt. Er malt also nicht für seine Legenden irgendein Städtchen ab, nicht einen bestimmten Kahn der Vorzeit, nicht die klösterliche Kleidung irgendeines Ordens (wie das für gleiche Zwecke Menzel mit der Gewissenhaftigkeit des Historikers getan). Er malt auch nicht etwa den Starnberger See mit der Treue des Topographen ab, er will ja etwas ganz anderes; eine andere Wahrheit und Schönheit ist ihm viel wichtiger: die Fülle der inneren und äußeren Welt.

So zieht er auch uns in alle Freuden und Schauer, die das wandernde Paar vor dem gewaltigen Wetter genießt, so wird er Erzähler irgendeiner Legende, eines Mär-



Oberbayrisches Vorland. (Privatbesitz)



Legende

chens, vor dem wir alles Vergleichen und Messen mit Wirklichkeiten vergessen.

Er überzeugt, indem er andere Wirklichkeit schafft.

So frei und doch immer gültig gab uns einst Rottmann die alte griechische Landschaft; und die Kentauren und Drachen und Meerfrauen des Böcklin sind so viel naturhafter und gieriger und nasser als die anderer Maler, weil sie freier erschaut und erschaffen vom Künstler, nicht von einem Kopisten der Natur. Und wenn Schillers Tell so sicher und groß See und Gebirg und Männer der Schweiz gibt, so kommt die gewaltige Überzeugungskraft nicht von der Genauigkeit und Belesenheit, sondern von des Dichters Freiheit, Kühnheit und Größe.

Solche Freiheit und Überzeugungskraft, wie sie Hengeler besitzt, wird nie erlernt, eher noch könnte sie dem verloren gehen, der meint, er brauche sich, kraft seiner erfinderischen Gabe, überhaupt nicht mehr die Dinge, die er etwa schildert, gründlich anzuschauen.

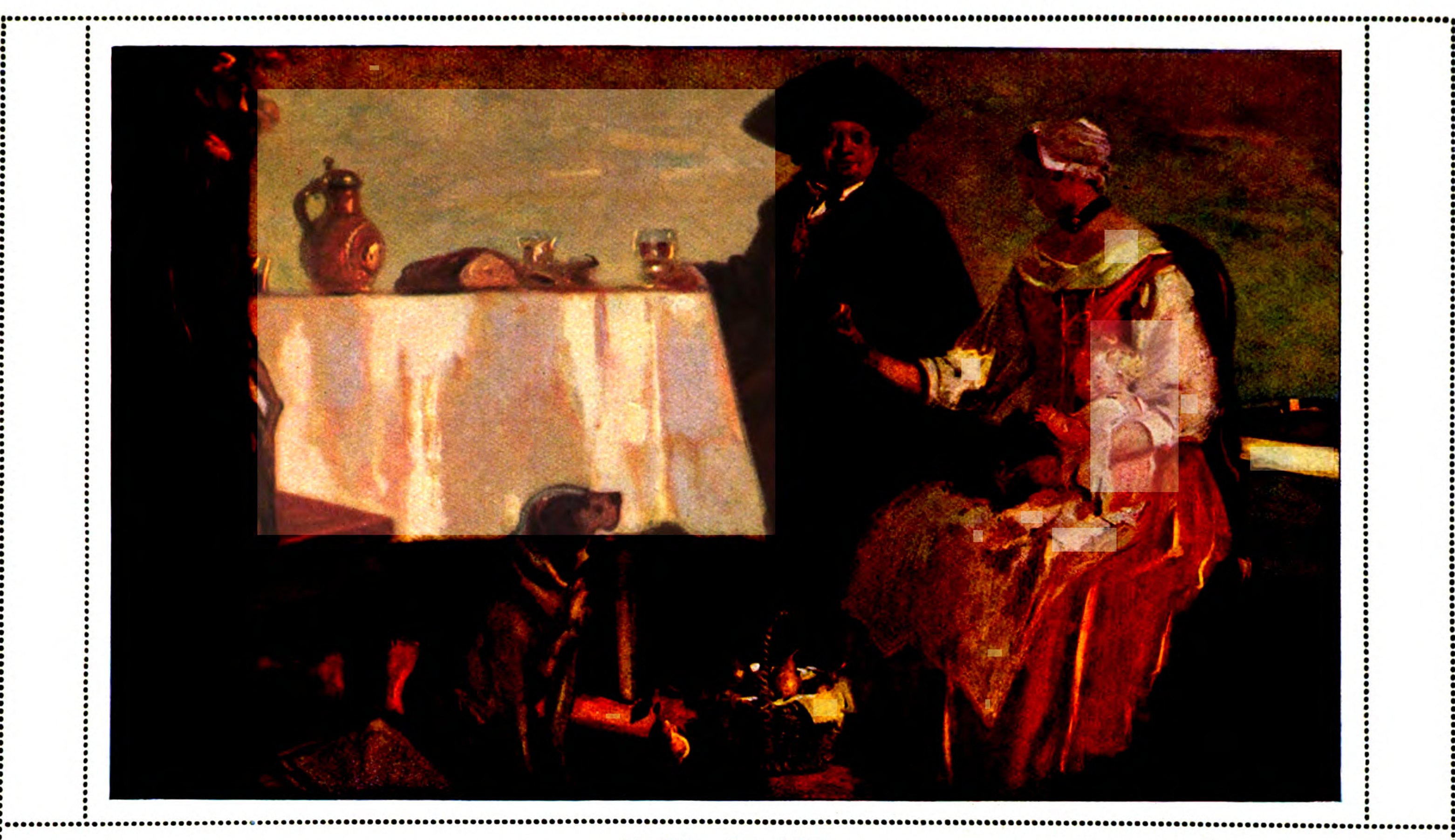
Hengeler weiß das besser als ein anderer. Als Illustrator jahrzehntelang vor die Aufgabe gestellt, bald dies bald das zu zeichnen, hat er eine so unendliche Fülle von Naturstudien betrieben, daß er erst recht mit immer neuer Entdeckerlust, mit frischen, geschärften Augen vor die Natur tritt.

Er war auf der Akademie ein Schüler des Wilhelm von Diez, und in den famosen Raub- und Strauchritterbildchen dieses Müncheners ist schon manches zu finden, was zu Hengeler führt.

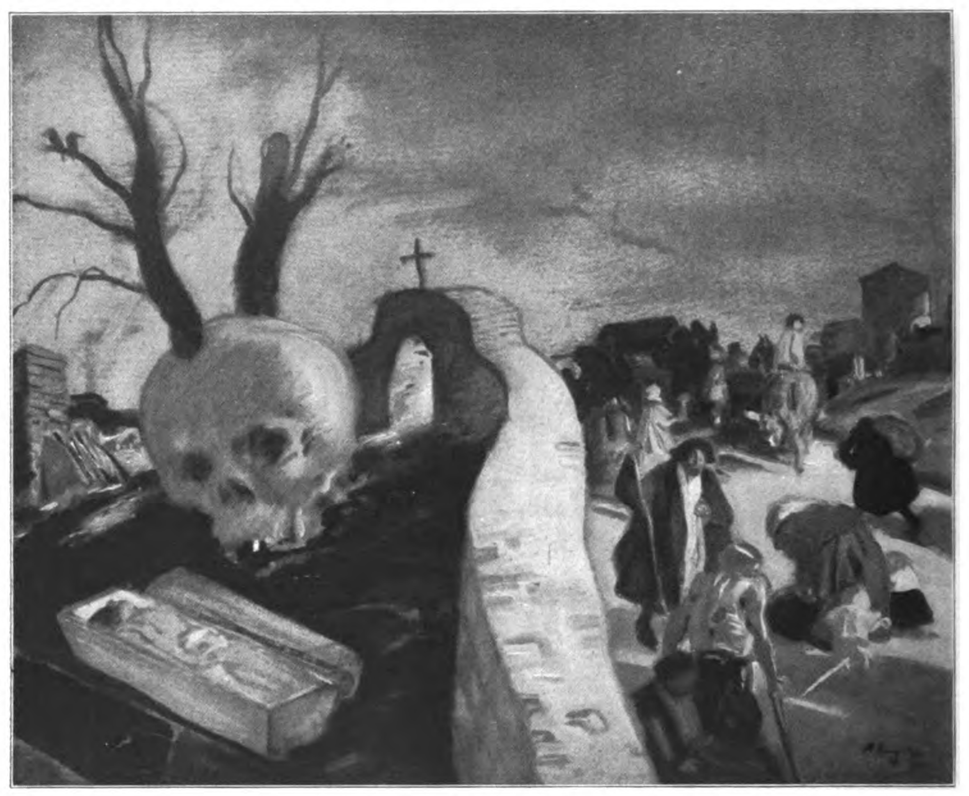
Nur ist Hengeler noch reicher, vielseitiger, erfinderischer — und so viel niederländischen Farbenreiz auch Diezens kleine Gemälde haben, so überragt doch jetzt der jüngere Meister den alten, wenn man ihn ganz ausschließlich messen wollte, als Maler der Natur.

Wer im Münchener Glaspalast 1921 unseres Künstlers Gemälde „Auf der Flucht" gesehen, wird das ohne weiteres bekräftigen. Unser farbiges Abbild gibt von den erstaunlichen koloristischen Reizen eine vortreffliche Vorstellung, das Bild wird noch einmal in eine der Hauptgalerien Deutschlands einziehen, jetzt zeichnet es erst einmal einen Sammler aus.

Es ist schon lange her, daß ein Maler so überzeugend Luft und Wasser und Schnee gemalt und aus dem allen einen so mächtigen Zusammenklang winterlicher Natur geschaffen, wie Hengeler in diesem klassischen Stück Malerei, das den Vorzug vor gleich-



Am Tisch. (Privatbesitz)



Groteske

wertigen genießt, von unmittelbarer, unaufdringlicher deutscher Poesie erfüllt zu sein.

Wie es als Malerei neben den besten Meisterwerken eines Menzel oder Leibl oder Manet bestehen bleibt, so gehört es als glücklichste Gabe deutscher Empfindung neben Schwinds „Hochzeitsreise" oder Richters „Brautzug".

Und wegen beider Qualitäten darf es gar die Nähe Breughels nicht scheuen. Um so weniger, als Hengeler gar nicht daran gedacht, es nun mal dem großen Flamen möglichst gleichzutun. Das fällt ihm gar nicht ein.

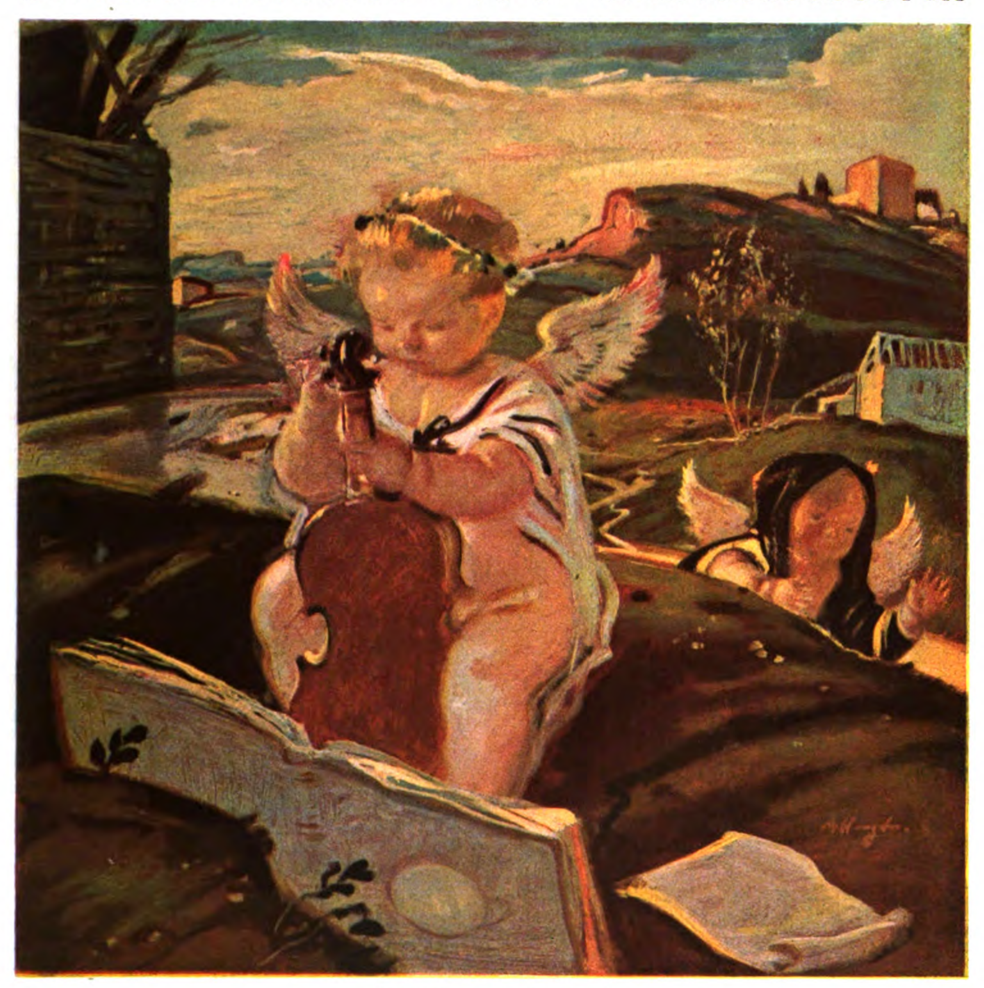
Er macht's nicht wie Epigonen, die aus voller Bewunderung vor Tizian oder Rembrandt sich selbst vergessen und nun Bilder malen, die möglichst wie ein anderer Tizian oder Rembrandt aussehen sollen.

Hier sind viel ursprünglichere Beziehungen zwischen zwei Künstlernaturen. Und nur auf seinem eigenen Gesichtsfeld schafft Hengeler der Maler, Hengeler der Komponist, Hengeler der Erfinder.

Freilich weiß ich, wie auch Hengeler einst vor Breughels Wiener Gemälden aufs höchste beglückt, berauscht, aufs mächtigste angeeifert worden ist — aber schon die lange Zeit, die zwischen jenem Besuch und der Schaffung dieses Bildes verflossen, sagt genug über unseres Künstlers Charakter, seine Zähigkeit im Verarbeiten gewaltiger Eindrücke, sein glückliches Beruhen in der eigenen Natur.

Wie mir offen fließendes Wasser zwischen Schnee und Eis immer ein Bild glücklicher Unabhängigkeit und zielsicheren Selbstbewußtseins ist, so schrieb ich am liebsten unter dieses großartige Winterbild: Das ist Hengelers Natur. Es ist eine Malerei, auf das jeder Sechziger stolz sein darf — und Hengeler doch noch mehr als andere. Denn unser Künstler fing erst mit vierzig Jahren recht eigentlich zu malen an — wie wenigen aber war es vergönnt, nach zwanzig Jahren solche Höhe zu erreichen.

Denn wir anderen vergessen nur zu gern, wieviel mehr Zeit die Beherrschung des malerischen Handwerks erfordert als die



Der Geiger. (Privatbesitz)

Einarbeitung in das Handwerk so manch anderen Berufes. Und wer, wie Hengeler, jahrzehntelang genötigt war, seine Augen ganz allein auf das Zeichnerische einzustellen, dem wird es oft genug sauer geworden sein, Augen und Hand, Pinsel und Malmittel beherrschen zu lernen, wie er es im Momente begeisterter Schaffenslust braucht.

„Wahr ist wohl," sagt Menzel, „daß, je mehr einer zur Kunst zugeschnitten ist, desto sauerer fällt ihm das Handwerk, alle Kunst ist ja aber auch zugleich Handwerk, was bitter erlernt werden muß, und gerade mit darin liegt ihr Großes."

Und dieser so ganz zur Kunst zugeschnittene Hengeler hat alle Stadien der Schwierigkeiten des malerischen Handwerks wie nur irgendeiner erfahren müssen. Er hat mir geradezu gesagt: er wäre mehr als einmal nahe daran gewesen, an allen malerischen Gaben zu verzweifeln, mehr als einmal habe er sich am Abgrunde des Lebens gesehen. Um jede Fußbreite des Fortschritts, des Könnens hat er geworben und gekämpft — immer fester aber wurde sein Schritt zum Ziel. Nun sind Sinn, Auge und Hand eines. Er ist Sieger geworden, weil er niemals Spieler war. Nie war ihm das eben Wiedergebenkönnen von Bildern der Natur oder des inneren Erlebnisses genug.

Nun dürfte er sich als Maler seelisch gleichgültigsten Dingen hingeben — die Qualität seiner Malerei gäbe ihm immer noch Rang genug. Aber würde das ein Hengeler können? Hin und wieder hat er's ja getan; — welchem richtigen Maler wäre

nicht gelegentlich eine gelungene, reine Stoffmalerei Reiz, Freude, Dank genug?

Aber jeder Künstler ist doch eine Ganzheit, und Hengelers ganze künstlerische Natur verlangt anderes zu geben, mehr zu geben als nur Stoffliches. Und das ist ja wohl von je großer deutscher Künstler Verlangen gewesen.

Unseren farbigen Bildern: „Maler und Modell", „Am Tische", „Der Geiger", „Auf der Flucht", „Der Maler", „Romantische Landschaft", „Inspiration" sieht man's doch an, daß sie in jedem Teilchen, daß sie als Ganzes gleichzeitig von Maleraugen und Schwind, Altdorfer wie Grünewald. Aber auch hier darf ein Besonderes der Art unseres Meisters nicht übersehen werden.

Er treibt nie das malerische Können auf die Spitze der bloß artistischen Bravour, er paradiert nicht mit dem al prima-Pinselstrich und -hieb Trübners und mit freier Leichtigkeit verschleiert er die räumliche Bildaufteilung. Und so fest allenfalls spätere Forscher seine künstlerische Persönlichkeit einmal umgrenzen werden, so hat doch Hengeler niemals jene ausschließliche Monotonie des malerischen und geistigen Tones, den



Groteske

Dichterblut konzipiert wurden. Bald mag die Farbe des Gegenstandes wegen, bald mag z. B. die Malleinwand auf der Staffelei, oder das rote Mieder oder die föhnige Luft oder das blasse Violett der Bäuerin am Wasser oder das weiße Tuch über der Stuhllehne, mag die Wolke vorm Turm, mag Tintenfaß oder Nimbus der malerischen Komposition wegen erfunden sein. Hier gab die eine Erfindung die andere: der Könner gehorchte seiner Phantasie, die Phantasie wurde vom Könner beherrscht.

So war's, wenn ich nicht irre, immer bei den besten und stärksten Persönlichkeiten: bei Goya und Breughel, bei Böcklin und z. B. Feuerbach mit seinen blassen Farben der Sehnsucht oder der Resignation nicht müde wurde anzuschlagen.

Freilich nehmen solche bewußte Betonungen gewisser Farbenzusammenklänge der wirklichen Persönlichkeit nichts von ihrem Range, wenn sie wie die Linien und Massen der Kompositionen klare Aussprache immer gleichen Schauens in Welt und Seele sind.

Beweglicher, unbeengt steht Hengeler in der Stimmungen und Leidenschaften Hin und Her. Selten klingt Klage an, wie in Böcklins romantischen Welten.

So kommt in das Gesamtwerk unseres Malers Freiheit und Mannigfaltigkeit, die

auch dann noch von Bild zu Bild lockt, wenn wir ganze Reihen von Gemälden seiner Hand endlich einmal nebeneinander sehen würden. Wohl steht hinter all seinen Bildern immer derselbe Mensch, aber er erotischen Geheimnissen und Deutlichkeiten aus dem Wege.

Und er ließ sich noch nie durch irgendein Diktum guter Freunde oder schlechter Kritiker einschränken oder beeinflussen.

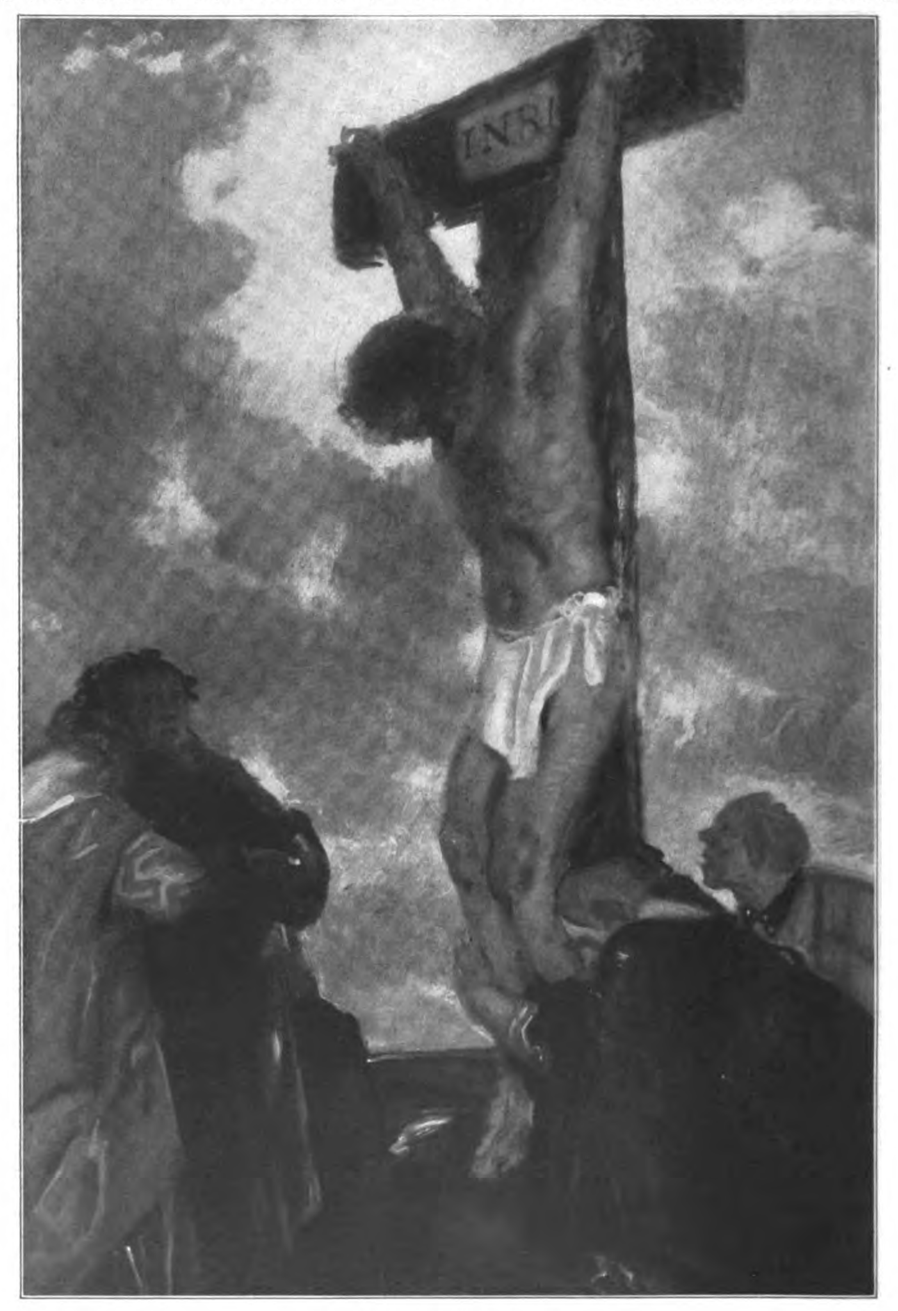


Auf der Flucht. (Privatbesitz)

gibt heute dies und morgen das, immer aus gleicher Treue und Festigkeit. Hengeler kennt keine thematische Beschränkung, kennt kein Rezept, kein falsches Pathos, keine Dienerei vor irgendeiner „geistigen", formalen oder malerischen Mode. Entschieden geht er als kerngesunder Allgäuer allen

Er bleibt der, der er unter stetigem Wachen und Arbeiten geworden. So nur dringt aus seinen Bildern immer der Ton entschieden durch, den er eben anschlagen will.

Im „Kinderbildnis", zwischen den Türvorhängen, kommt er uns einmal mit schier gemachter Feierlichkeit. Aus anderen Bil-



Kreuzigung. (Privatbesitz)

dern spricht heimliche Freude oder behäbiges Genießen. In der „Allegorie“ vom Tode und vom Suchen und Jagen der Menschen nach Besitz wird die Komposition scheinbar chaotisch. In der Groteske aber flattert wie ein buntes Tuch die Narrheit über die Welt.

Hengeler ist wohl nur allzu bekannt als Puttimaler. Wie aber die hellfleischigen beflügelten Kinder nicht etwa Spielerei, wie sie vielmehr Sinnspieler und Komponistendiener gleichzeitig sind, mag unser „Weibliches Bildnis“ für viele andere Bilder sagen.



Der Maler. (Privatbesitz)

Sind sie doch auch beim Heiligen, der seine Inspirationen nachschreibt, künstlerische Gewichte doppelten Sinnes.

Als ich kürzlich von Hengelers Bildern weg, von seinen Heiligen und Genießern, seinen Wanderern und Malern, seinen Madonnen und Engerln über unsere blauenden Berge schaute — da tauchte vor mir auf ein Zug von frohen Künstlern der Heimat. Da war der zarte Sachse Ludwig Richter, der behaglich-grobe Wiener Schwind, der hagere Spitzweg mit seinen Kakteen unterm Arm, der fröhliche Schrödter vom Rhein und Reinick, Pocci, Neureuther waren in dem Zuge, der von anderen Heimatskünstlern, wie Breughel und Rubens und Jordaens, Altdorfer wohl auch und Beham umjubelt wurde. Das ist der Kreis, von dem ich unsern Hengeler nicht trennen kann. Denn wenn wir auch wissen, daß unser Münchener ein sehr großer Schwärmer für Italiens Sonne, Fluren, Bauten und Bilder ist: er war und ist doch als Maler und Mensch ganz von seiner engeren Heimat farbiger Schönheit und Kraft erfüllt und immer schuf er noch aus allen Gaben und Begabungen nordischer Gefühle. Wenn ich aber in der Art seines künstlerischen Temperamentes, seiner Phantasie, seiner kompositorischen Bewegtheit sehr viel von alter flandrischer Art und Lebenslust sehe, so korrigiert mich ja keineswegs der guten, lebensfrohen, südbayerisch-schwäbischen Rasse Art vom Fuße der Alpen, der Hengeler von Geburt und unverkennbar im Leben angehört.



Bildnis

Ich überlasse es gern Späteren, Hengelers Kunst in ihre einzelnen Elemente zu zerlegen und dann den also Sezierten für eine Weile wenigstens schön handlich festzulegen. Aber eines, womit er immer wieder — ohne zu wollen — triumphiert, kann doch niemand wegleugnen: seinen Humor.

Irgendwo und -wie zwingt ihm der Blick auch in die ernsteste Welt wenigstens ein Lächeln ab. Er ist in der Hinsicht keinem näher verwandt als Moritz von Schwind, der gerade in seinen besten romantischen Schöpfungen irgendwo eine echte Schelmerei durchblicken läßt.

Wie Hengeler gar nicht anders kann, als den leidigen und unleidlichen Menschen, Dingen und Ereignissen von Alltag und Festtag lachenden Auges zuzuschauen, hat er schon einmal in jungen Jahren zum Schaden seines recht hungrigen Geldbeutels erfahren müssen.

Als in München die Vorbereitungen für die feierliche Beisetzung König Ludwigs II. getroffen wurden, bekam Hengeler von einer Tageszeitung den Auftrag, das große Leichenbegängnis in einigen Zeichnungen zu schildern. Der junge Künstler faßte den würdigen Auftrag gar ernst auf und hielt die höfischen Kutscher und Prunkwagen, die Staatsbeamten in ihren Galakleidern, die Hartschiere und die Typen der Straße in sorgfältigen Studien fest und gab von dem feierlich ergreifendem Trauerzuge das treueste Bild, das er nur zu geben vermochte.

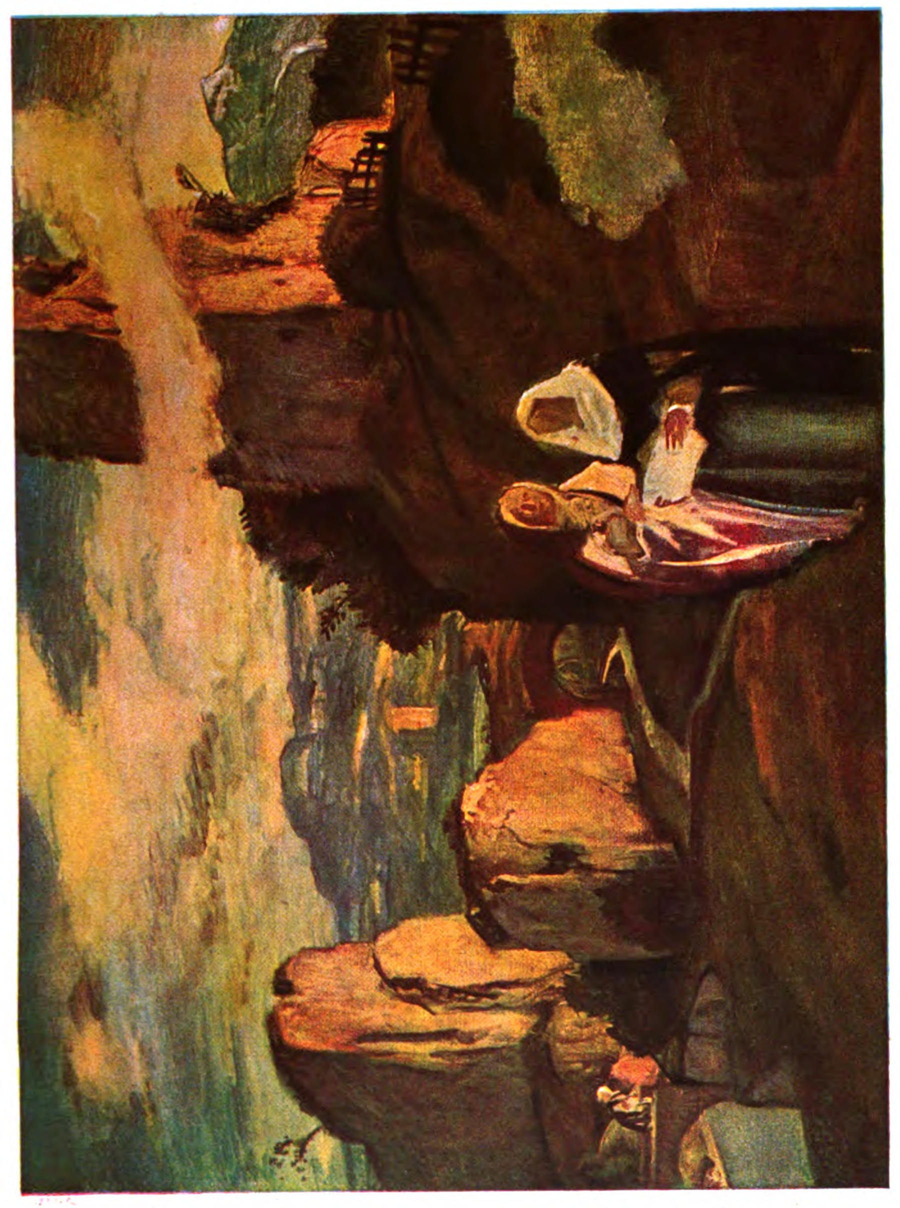
Stolz auf seine Gewissenhaftigkeit und Sachlichkeit, die ihm wohl genug Schwierigkeiten gemacht haben mag, legte er seine Zeichnungen dem Besteller vor.

Aber auf dessen Gesicht spiegelte sich sogleich eine ganz andere Wirkung ab, als die erwartete. Er schmunzelte zwar wohlgefällig; aber sein Schmunzeln ward zum Lächeln, und gerade heraus lachend sagte er dem jungen Freund, daß die Zeichnungen zwar ganz famos, daß aber alles so lustig, ja lächerlich gesehen und gegeben sei, daß eine Veröffentlichung dieser Zeichnungen unmöglich sei. Er müsse ja gewärtig sein, wegen Lächerlichmachung der Leichenfeier angeklagt zu werden. Und die Hengelerschen Hartschiere und Galabeamten wanderten ganz woanders hin, als in das Licht der Öffentlichkeit. Das zeigt aber, wie unbewußt Hengelers Lachen und Fröhlichkeit.

So wurde Hengeler zunächst Illustrator der „Fliegenden Blätter“.

Doch in einem fort Witze illustrieren ist ein gar gefährlicher Beruf auch für begab-

teste Zeichner. Mehr als ein Talent ist daran zugrunde gegangen. Stellt doch schon der Zwang, allzuhäufig einen Vorgang oder gar nur einen Gedanken darstellerisch zu pointieren, eine Forderung an das künstlerische Vermögen, der nicht einmal der Erfinderischste in allen Fällen gewachsen sein kann. — Etiketten oder Menükarten erfinden ist viel weniger gefahrvoll.



Romantische Landschaft

Hengeler hielt stand. Er lernte aus der Aufgabe, wie einst der junge Menzel, er entwickelte sich zum Zeichner aller Dinge, ging, wie jener, immer über die gestellte Aufgabe hinaus, lernte die verschiedensten Schwierigkeiten lösen. (Über 5000 solcher Illustrationen hat Hengeler im Laufe von vier Jahrzehnten für die Zeitschriften geliefert.) Und doch verschaffte er sich immer noch Zeit genug, um in den Münchener Galerien, besonders auch in der Galerie des Grafen Schack, alte wie neue Meister gründlichst zu studieren.



Aufsteigendes Wetter. (Privatbesitz)

Zeit zu fröhlichen Abenden und Festen mit jungen und alten Freunden blieb natürlich dem Künstler auch noch. So wurde das Auge immer reicher, die Hand immer sicherer, immer begabter wurden Sinn und Gefühl. Immer höher und größer konnte er sich seine künstlerischen Ziele setzen.

In der frohgemuten Zähigkeit, alle Unsicherheiten und Hemmungen, Not und Sorgen zu überwinden — durch Arbeit — ist gerade Hengelers langer Weg zur Malerei Beispiel und Ermutigung für alle Jugend, die die Kunst lockt und doch die Wege dahin versperrt sieht.

Wie umfangreich wurde allmählich des Malers Schaffenskreis.

Seine höchst originellen Entwürfe für Kostüme und Kulissen, zum Wolkenkuckucksheim Aristophanes' — Ruederers, dann zum Kaufmann von Venedig, seine vier großen Wandgemälde im Rathaus zu Freising — ungezählte architektonische und andere Entwürfe für Künstlerfeste, für allerlei ernste oder frohe Einzüge und Prozessionen, Bilderbücher und Scheibenbilder, unzählige Entwürfe kunstgewerblicher oder architektonischer Art — alle diese Aufgaben und noch mehr ihre köstlichen Lösungen — geben Begriff vom Umfang der künstlerischen Tätigkeit unseres Müncheners, seiner unerhörten Schaffenslust und immer frisch sprudelnden Schöpferlaune.

Und dabei war noch nicht einmal die Rede von jenen vielen Hunderten kleiner Zeichnungen, die der Künstler meist des Abends im Kreise seiner Familie in bester musischer Stimmung und freiester Impulsivität auf kleine und kleinste Blättchen hinzuschreiben pflegt. Mit Recht hütet Hengeler diesen Schatz seiner edelsten künstlerischen Produktivität fast ganz vor den Augen der Öffentlichkeit. Nur wenige durften sich bisher in ihn vertiefen. Wir bringen wohl als erste den „Bettler auf der Brücke", an dem der beladene Reiche sich vorbeigedrückt, und die so behaglich gefaßte „Heilige Nacht".

Das ist nur ein ganz schwacher Einblick in den unbegrenzten Reichtum an bald leicht erzählerischer, bald beschaulicher Erfindung,



Inspiration. Im Besitze des Künstlers

aber auch den Abbildungen noch ist abzulesen, wie wunderbar empfindsam Hengelers Hand geworden, wie der einfache, schwarze Zeichenstift Stoff, Licht, Ton, ja die farbigen Werte, die unter all diesen Tönen zu verstehen sind, fühlbar macht.

Mögen die Augen der Menge immer lieber auf farbigen Bildern ruhen, wessen Auge geschult an den Blättern klassischer Zeichner, vermißt in solchen „Nachtstücken“ der Maler nicht einmal die Farbenwunder des Regenbogens. Diese Zeichnungen Hengelers sind von dieser Art. In jedem Strich verrät sich der Meister der farbigen Welt. (Zur Freude aller Kenner wird ein bekannter Münchener Verlag — wie ich während des Druckes dieser Zeilen erfahre — ein großes Faksimilewerk solcher Zeichnungen demnächst veröffentlichen.)

Aber hier macht nicht Übung den Meister, hier gilt nur geistige Überlegenheit und höchste zeichnerische Zucht und Sparsamkeit.

Doch Hengelers klassische Zeichnungen könnten gerade wie seine Gemälde ihm Rang unter den genialen Erfindern und Phantasten sichern, wenn man sie nur nach ihrer Gegenständlichkeit bewerten wollte, denn hier breitet er vor uns aus des Lebens und der Welt Unendlichkeit an Glück und Leid, Ernst und Spiel. Es ist sein „liber veritatis“, das



Bettler auf der Brücke

Buch seiner Wirklichkeiten. Hier erschließt sich uns sein ganzes Schauen und Schaffen. Alles was ihn beschäftigt oder je beschäftigte, alles was er erfunden, wird hier mit den malerischen Mitteln des Griffels vor uns ausgebreitet. Es ist des Künstlers umfassendstes Bekenntnis, und in seiner Fülle das Stärkste, was er zu geben hat.

Ein Künstler von solchem Glück der Erfindung kann wohl gar nicht Bildermaler allein sein, so wenig wie ein großer Dichter oder Musiker nur Dramen und Symphonien gestalten wird. Er wird sich immer auch in kleineren Bildchen und Liedern und Worten von impulsiver Fassung aussprechen müssen.



Heilige Nacht

So ein Dichter ist Hengeler.

Und zwar einer, in dem nichts Fremdes, nichts Unverständliches und Verworrenes ist.

Wie er ein vortrefflicher Haushalter, doch von breiten Gesten geworden — (ich sah noch nie in einem Münchener Atelier das Bild einer so geordneten Persönlichkeit) — so ist er es auch mit seinen künstlerischen Gaben.

Sie sind ihm nicht verkäuflich. Er bietet sie verschwenderisch uns dar, wie Fortunatus mit dem unerschöpflichen Säckel.

Von Salome bis Kundry

Von Prof. Dr. W. Berg

Leitwort: „Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruhet,
Mit ihrem Ungestüm hinreißt die Geister,
Die sie umwirbelnd und zerschlagend peinigt."
Dante.

Zu den Frauengestalten aus der Zeit Christi, die unsere Phantasie besonders anregen, gehört ohne Zweifel auch die Ahasvera. Da höre ich schon die erstaunte Frage: „Also eine ewige Jüdin? Ja, gibt es die denn? Man kennt wohl den unseligen Ahasverus, jenen Schuster von Jerusalem, der nach der Sage dem kreuztragenden Heiland auf dem Wege nach Golgatha die kurze Rast vor seiner Werkstatt hartherzig verweigerte und darum verflucht ward, nimmermehr auf Erden Ruhe zu finden. Aber kennt man denn auch eine Ahasvera?" Allerdings gibt es ein solches weibliches Gegenstück zu dem ewigen Juden, und es ist noch dazu eine geschichtliche Person, nicht lediglich von der Phantasie gestaltet. Auch sie hat zur Zeit des Heilands gelebt wie Ahasverus, aber sie ist viel enger mit der Entwicklung der Religion der Liebe und des Jenseits verknüpft als der nur sagenhafte Gegner des neuen Messias, jener Schuster von Jerusalem. Und wer ist nun diese Unselige? Sie ist die Tochter der Herodias, ist jene Salome, von der die Evangelien erzählen. Schon früh hat sich die dramatische Dichtkunst dieser Gestalt bemächtigt; bereits im 16. Jahrhundert wurde der Stoff mit Vorliebe behandelt, so von Georg Buchanan 1578 in einer lateinischen Tragödie, ins Deutsche übersetzt von Ambrosius Lobwasser 1583, von einem Anonymus 1585 und öfter. Gutzkow hat die Gestalt in einer Novelle behandelt, an die sich die folgende Darstellung vielfach anlehnt. Salomes Wesen und Handeln läßt sich jedoch nur aus der Zeit verstehen, der sie angehörte.

Damals, als Salome lebte, bildete Rom den Mittelpunkt der Welt. Die römische Republik war eben zu Ende gegangen. Aus den Wirren der Parteikämpfe war Oktavian als Sieger hervorgegangen und gebot nun als Cäsar Augustus über die Länder und Völker der Erde bis zur Ultima Thule, damals dem Ende der Welt. Man weiß, wie politisch klug und besonnen die Römer als Erobererolk waren. Zahllosen Kronenreifträgern hatten sie ihr Joch auferlegt, aber darum zertrümmerten sie die Monarchien und Dynastien selbst nicht. Sie waren so klug, den Völkern und Herrschern einen Schein von Selbständigkeit zu lassen. Sie waren befriedigt, wenn die im Imperium romanum vereinigten Länder ihnen dauernde Spenden in Gestalt von Gold und Soldaten schickten. Allerdings griffen sie zu rücksichtsloser Gewalt, wenn es den Besiegten einfiel, mit noch unbezwungenen Völkern, etwa mit den Parthern oder Germanen, zu liebäugeln, sich wohl gar mit ihnen zu verschwören. Das duldeten sie nicht. Aber sonst kümmerten sie sich nicht um die nationalen oder kulturellen Gewohnheiten der Unterworfenen.

Rom war damals ein Zufluchtsort für Flüchtlinge jeder Partei. Sie durften sich in dem Menschengewühl der Tiberstadt ganz nach Wunsch bewegen und ihr Leben einrichten, wie sie wollten. Kaiser und Senat ließen jeden Sieger und Besiegten, Thronräuber und Thronbewerber unbehelligt. Das schreckliche Brennuswort Vae victis! hatte nur für diejenigen Geltung, die in Rom selbst nicht von ihren Umtrieben, Feindseligkeiten, Verschwörungen usw. ließen. Besonders zahlreich waren die Flüchtlinge aus dem jüdischen Herrschergeschlechte der Herodäer. Herodes war der Hausmeier des letzten Makkabäerkönigs, des schwachsinnigen Hyrkanus II. gewesen. Er hatte diesen seinen Herrn und König ins Gefängnis werfen und ermorden lassen, sich selbst des Thrones bemächtigt und seine eigene Gemahlin, drei seiner eigenen Söhne, seinen Schwager Aristobulos und dessen Mutter Alexandra aus der Welt geschafft. Nur die „schaudernde Bewunderung" der riesigen Maße seiner wahrhaft gräßlichen Natur konnte dem ersten Herodes die Bezeichnung des Großen geben. Auch die zahlreichen Geschwister, Kinder, Neffen, Nichten und Enkelkinder des Herodes — er hatte nacheinander sieben rechtmäßige Frauen, unterhielt aber daneben noch einen reichlich ausgestatteten Harem — leisteten in Blutgier, Heuchelei und erbärmlichster Kriecherei vor den Römern das Menschenmögliche. Über den Häuptern aller dieser Tetrarchen oder Viertelskönige schwebte ja stets das römische Damoklesschwert. Um sich für die Demütigungen, die sie von den Römern hinnehmen mußten, schadlos zu halten, wüteten diese Herodesse gegen ihre eigenen Untertanen. Jeder Fußtritt, jede Mißhandlung, die sie etwa von einem Pontius Pilatus, von einem Quintilius Varus, der Tausende von ihnen ans Kreuz schlagen ließ, zähneknirschend ertragen mußten, reizten ihre Leidenschaft auf, die ihnen noch gebliebene Macht in ihrer eigenen Herrschersphäre zu erproben.

In dieser schrecklichen Zeit wurden Johannes der Täufer und Christus geboren,

aus ihr heraus ist der Messiasgedanke in der Gestalt entsprungen, die Jesus ihm gab, jene Lehre der Verzweiflung, des Verzichts, die sich in die Formel prägen läßt: Rechnet überhaupt nicht mehr auf diese Erde, sondern setzt alle eure Hoffnung auf die Welt dort oben! Diese Schrecken der Zeit trieben die Eltern Jesu nach Ägypten, wo zahlreiche Juden lebten, hatten sie doch z. B. in Alexandria zwei Stadtviertel allein inne. An den Ufern des galiläischen Meeres wanderte später der Rabbi, der sich als den von den Propheten verheißenen Messias ankündigte, und er lehrte dort das, was für die entsetzlich gewordene Zeit und Welt das einzig Wahrgebliebene war: Hoffet nichts mehr hienieden, setzet vielmehr euren einzigen Gewinn auf eine übersinnliche, unsichtbare, zukünftige Welt! Einem Julianus Apostata mußte später dieser Satz als Hochverrat erscheinen, weil ein Kaiser, wenn er etwa die Parther zu züchtigen gedachte, bei einer solchen völligen Gleichgültigkeit der Welt gegenüber weder zu Geld noch Soldaten kommen konnte.

Aber kehren wir nach Rom zurück! In der Tiberstadt, die von entthronten oder flüchtigen Fürsten wimmelte, lebten wie gesagt auch zahlreiche Herodäer. Alle diese Judenprinzen, die nur den Augenblick ersehnten, wo sie wieder eine Tetrarchie im Vaterlande erhalten würden, standen fortwährend in enger Verbindung mit dem Kaiserhofe und dem römischen Patriziat und lebten mit orientalischer Pracht. Blieben einmal die Gelder aus der Heimat aus, so fanden sie stets Bankiers oder römische Große, die ihnen mit freigebiger Hand Vorschüsse zahlten. Ein wahres Pumpgenie war z. B. Herodes Agrippa, ein Enkel des „großen" Herodes. Zwar waren die Juden, besonders die von niederer Herkunft, im ganzen und großen bei den Römern verachtet und man übte gern seinen Witz an ihnen, aber die Juden von fürstlichem Geblüt erfreuten sich doch häufig, zumal in Hofkreisen und bei den vornehmen Damen, eines nicht geringen Ansehens. Man suchte damals bei der Überschwemmung mit Götterkulten den „unbekannten Gott". Es war sozusagen ein Sport, eine Mode, die Religion wie eine Art von Kurmethode zu betrachten, mittels der man veraltete Übel zu heilen versuchte, nicht mit den abgebrauchten Heilmitteln der von alters her überlieferten Religion und Philosophie, sondern mit den neuen Mitteln fremdländischer Kulte.

Unter den Judenprinzen, die damals in Rom lebten, befand sich auch Herodes Philippus, später Tetrarch über Batanäa, Trachonitis und Auranitis, einer der vielen Söhne Herodes des „Großen". Er war mit seiner Nichte Herodias verheiratet. Diese Herodias hatte aus ihrer ersten Ehe mit Herodes Boëthos eine Tochter. Das war die jüngere Salome, die so schön getanzt haben soll, dieselbe, die oben als Ahasvera die ewige Jüdin bezeichnet wurde. Man kennt diese fürstliche Bajadere aus den Bildern, auf denen Lukas Cranach, Carlo Dolce, Leonardo da Vinci usw. sie gemalt haben, wie sie das blutige Haupt des Täufers ihrer Mutter oder Herodes überreicht. Es ist eigentümlich, aber sicher nicht ohne guten Grund, daß nach den jüdischen Ehegesetzen die Ehen zwischen Schwager und Schwägerin verboten waren. Eines Tages tauchte in Rom ein Schwager der Herodias auf, also der Bruder ihres Gatten und Onkel der Salome, mit Namen Herodes Antipas. Er war nach Rom gekommen, um seine Ansprüche auf das ihm von seinem Vater hinterlassene Erbe, Galiläa und Peräa, bei Kaiser Tiberius zu vertreten. Er sah das Weib seines Bruders, das zugleich nach Vater und Mutter seine Nichte war. Der Anblick der schönen, stolzen und klugen Frau entzündete seine Leidenschaft. Der Verblendete huldigte ihr mit allen seinen Sinnen, gewann ihre Zustimmung zur Heirat und entführte sie, nachdem er von Tiberius als Tetrarch von Galiläa und Peräa bestätigt worden war, in die Heimat. Salome wurde von den Flüchtlingen mitgenommen.

Herodias und ihre Tochter Salome haben ohne Zweifel die „Bildung" der vornehmen Kreise Roms gehabt. Sie standen in regem Verkehr mit dem Hofe der Livia und Julia. Sie mögen mit ihnen manches Plauderstündchen gehalten haben in den marmornen Impluvien, wo die Springbrunnen plätscherten und Kühlung hauchten, wo in den schattenspendenden Oleandergebüschen die Nachtigallen flöteten. Sicherlich hat man hier lebhaft besprochen, wo man die köstlichsten Salben und Duftstoffe, die leichtesten indischen Schleiergewebe, die farbenprächtigsten persischen Teppiche, die längsten Chignons aus dem rotblonden germanischen Frauenhaar erhalten könne, aber auch weniger harmlose Themata mögen die Prinzessinnen und Kaiserinnen angeschlagen haben, die ihre Liebhaber wie die Mode wechselten und in der Anwendung des Mordes eine nicht zu überbietende Geschicklichkeit besaßen. Sie sprachen und schrieben ohne Zweifel lateinisch und griechisch, denn das Latein brauchten sie für Rom und das Griechische für Ägypten und Kleinasien, Länder, mit denen Palästina in altem und regem Verkehr stand, und sie werden sich diese Sprachen vermutlich aus besseren und angenehmeren Quellen als dem Munde ihrer Sklavinnen angeeignet haben. Sie werden auch die Erzeugnisse der römischen Literatur des Tages, besonders die sich auf den Hof beziehende, eifrig gelesen haben, weil man darüber in der Gesellschaft sprach, z. B. die Elegien auf den Tod des Marcellus, des Sohnes der edlen Kaiserin Oktavia, die Gedichte Ovids auf des Marcellus' Witwe Julia, die zahlreichen Spottgedichte auf den Hof und die Mitglieder der Gesellschaft. Auch in die Theater und in den Zirkus werden sie

oft gegangen sein, weil das die Mode so wollte. Herodias war zur Zeit der Kleopatra aufgewachsen. Die schöne Ägypterin war damals die tonangebende Frau gewesen; wer gefallen wollte — und das wollten sie ja alle — trug sich wie Kleopatra. Und die junge, reizende Salome war schon, wie auch Nero, das Kind einer Zeit, die bereits alle Vorurteile überwunden hatte. Kaiser Nero schlug selbst die Leier und sang; vermutlich dünkte er sich ein primo tenore assoluto. Und Salome studierte wohl bei dem berühmten Tanz- und Ballettmeister Bathyllos oder seinem Konkurrenten Pylades die Kunst Terpsichorens, sie tanzte vermutlich so etwas wie Cancan, Matschitsche und derlei mondäne Tänze. Man kann sich zur Genüge vorstellen, was aus dem Mädchen in einer solchen Umwelt werden mußte.

Nach der biblischen Überlieferung wie auch nach der Sage hat Salome die Enthauptung des Täufers herbeigeführt. Der Rabbi Jochanan war damals Staatsgefangener in Machärus, weil er dem Unwillen und Zorn seiner Landsleute über die vom Gesetz verbotene Ehe des Herodes Antipas mit seiner Schwägerin Herodias unerschrocken einen flammenden Ausdruck gegeben hatte. Herodes ist von Jesus als ein Fuchs bezeichnet worden (Luk. 13, 32), und in der Tat glich er diesem lauernden, listigen, sprungbereiten Raubtier. Er schonte daher vorderhand den gefangenen Täufer und erwies ihm sogar eine Art von scheuer Ehrfurcht. Herodias dagegen haßte den kühnen Mann leidenschaftlich und machte auch aus diesem Hasse kein Hehl; sie nannte ihn den Gegner ihres Glückes und Störer ihrer Ruhe. Der Heuschreckenesser und Jordantäufer im härenen Gewande muß eine würdige und bedeutende Erscheinung gewesen sein. Der hoheitsvolle, ruhige, wortgewaltige Mann, der sein geistiges Wirken durch seinen von ihm bewunderten Freund Jesus gesichert sah, muß in seinem langwallenden, schwarzen Haar, mit seinem durch die Armseligkeit des rauhen Wüstenlebens gestählten Körper, in der strengen Tugend eines der Essäersekte angehörenden Schwärmers einen geradezu überwältigenden Eindruck auf jeden gemacht haben, der mit ihm in Berührung kam. Er war der Mann des Tages, alle Welt sprach von ihm, jeder wollte ihn sehen und hören.

Die Liebesregung in einem weiblichen Herzen ist für mehr als einen Gefangenen die Rettung gewesen, besonders im Morgenlande, wo so manche Sultanstochter mit einem armen Sklaven entfloh. Herodes fürchtete den Gefangenen, nicht ohne einen Zug von Bewunderung, Herodias haßte ihn bitter, Salome aber hatte, wie Töchter es zuweilen zu tun pflegen, vor der Mutter die Laune, es mit dem Stiefvater zu halten, und liebte geradezu den seltsamen Rabbi, der so ganz anders geartet war als die Männer, die sie kannte. Der Täufer saß in Machärus gefangen. Herodes pflegte häufig in Begleitung seines Hofes dort seine Truppen zu besichtigen. Salome muß also den gefangenen Rabbi dort oft gesehen haben. Aber der sittenstrenge Pythagoräer beachtete die gnädigen, lockenden Blicke der koketten Prinzessin nicht, ja er verstand sie wohl gar nicht. Mußte da nicht in Salomes Brust diese gänzliche Nichtachtung der ihm so deutlich entgegengebrachten Liebesneigung Empörung, wohl gar Haß und den Durst nach Vergeltung wachrufen? Die Mutter erkannte wohl den Zwiespalt im Gefühl Salomes, ihr Lieben und ihr Hassen, und wußte zu gegebener Zeit sich seiner zu bedienen, um ihr Ziel, die Vernichtung des gehaßten Widersachers, zu erreichen.

Am Geburtstage des Herodes Antipas war's, zu Machärus. Mit einem orientalisch üppigen Festmahle wurde das Ereignis gefeiert. Das Mahl war vorüber. Sklaven und Sklavinnen trugen Körbe mit duftenden Blumen und Amphoren mit Wohlgerüchen durch die reichgeschmückte Halle, um den Speisendunst zu vertreiben. Über dem Stimmgebrause schwebten von dem vergoldeten Chor her, wo die Musiker saßen, die rauschenden Klänge der Aduhe, unseres schellenbehangenen Tamburins, des silbernen Triangels, des kupfernen Kastagnettentellers, den man Zilzel nannte, dazwischen wogte die Tonflut der zehnsaitigen Zither, die man mit dem Plektron schlug und die unsere Geige ersetzte. Auf roten, goldverbrämten, weichen Polstern dehnten sich die zechenden Gäste, Männer und Frauen, mit gesalbten, von Goldbinden umspannten Haaren. Sie hoben die geleerten Becher hoch, die hurtige Sklaven immer wieder frisch füllten. Aus einem Bassin mit sprudelndem Wasser holten die Schenken die gutgekühlten Kannen. Silber- und Goldgeschirr funkelte ringsum, die Luft war geschwängert mit Düften. Dazu leuchteten die farbenprächtigen Festgewande, besonders die der Frauen. Zum Tanze trug die reizende Salome den Oberkörper nur andeutungsweise bekleidet, abwärts davon bis zu den Knien ein feinwollenes Gewand, weich wie Flaum, rotgefärbt vom Safte der phönizischen Purpurschnecke. Um die Unterschenkel schlangen sich goldene Binden bis zu den zierlichen Purpursandalen. Ihre Augen werden mit dem schwarzen Striche angebrannter Mandeln untermalt gewesen sein. In den Ohren trug sie wohl schöngestaltete Gehänge und um den Hals kostbare, mattglänzende Perlenschnüre. Gewandet und geschmückt wie eine Houri des Paradieses mag die junge Sylphide ihren Tanz unter den lüsternen Blicken der Männer gezeigt haben. Und als sie ihn beendet hatte und unter dem rauschenden Beifall ein Blumenregen auf sie niedergegangen war, da rief ihr der entzückte Oheim und Stiefvater zu, sie möge für sich einen Beweis seiner Gnade fordern, und versprach ihr, diesen Beweis zu geben, koste es selbst die Hälfte seines Königreiches. Und sie forderte — das Haupt des Rabbi Jo-

chanan. Herodes mag die Stirn gerunzelt haben, denn auf dieses Verlangen war er nicht gefaßt gewesen und die Hinrichtung des Volkspredigers war ihm unbequem und unlieb. Aber „um des Eides willen und derer, die am Tische saßen, wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte tun" (Mark. 6, 26) und so gab er den Befehl zur Enthauptung des Täufers. Salome ging hinaus und als sie wiederkam, trug sie auf einer goldenen Schüssel das Haupt des ersten, edlen Märtyrers in den prunkenden Saal zu Herodes und seiner Gattin, die nun ihren heißen Wunsch erfüllt sah. Aber als Salome die Halle wieder verlassen wollte und das blutlose, edle Antlitz auf der goldenen Schüssel sie ansah, so ernst, so feierlich in seiner grauenvollen Schönheit, da verhielt sie ihren Schritt und drückte — war es Leidenschaft, Übermut, Mitleid, Reue oder ein verworrenes Gemisch von alledem? — einen Kuß auf die fahlen Lippen. Dieser Kuß ist schauderhaft; furchtbar läßt die Sage die Rache des entweihten Märtyrerhauptes sein. Es wich zurück; seinen Lippen entströmte ein Hauch und hob die Frevlerin hoch in die Lüfte, die Sünderin, die in charakterloser Liebe gesündigt, die am Giftgenuß genascht, aus fremdem Leibe unheilige Wonnen gesogen hatte. Und wie Christus den sündigen Ahasver, den ewigen Juden, wandern ließ, ruhe- und rastlos, so blies der Atem des toten Täufers Salome, die Ahasvera, die ewige Jüdin, in den Luftraum und ließ sie dort im Leeren, Haltlosen, gehalten nur durch die Kraft des rasenden Windes selbst, tanzen, tanzen bis ans Ende aller Tage.

Ihre Gestalt ist nun in die heidnisch-deutsche Sage übergegangen. Schon im frühen christlichen Mittelalter fand, wie die Konzilienbeschlüsse bei Burkhard von Worms um das Jahr 1000 beweisen, eine Vermischung biblischer und antiker Sagen mit dem Aberglauben zunächst des romanischen, dann aber auch des germanischen Volkes statt. Da ist es nun merkwürdig, daß Salome mit ihrer Mutter zu einer Person verschmolz und deren Namen annahm. Schon nach dem Bericht bei Markus (6, 22) muß es scheinen, als ob diese Salome-Herodias eine Tochter des Antipas und der Herodias gewesen sei. Aber wenn sie das wirklich gewesen wäre, so hätte sie damals nur ein Kind von ein paar Jahren sein können. Mit ihrer Mutter zu einer Gestalt unter dem Namen Herodias verschmolzen erscheint sie sodann in dem um 1100 in den Niederlanden verfaßten Gedichte Reinardus und führt dort den Namen Pharaïldis. Jakob Grimm, Simrock u. a. haben angenommen, daß der Dichter des Reinardus ihr den Namen Pharaïldis (= Frau Hilde oder fahrende Hilde) mit Anknüpfung an den Volksglauben gegeben habe, wenngleich er damit an Pharaos Tochter habe erinnern wollen. Aber Faro, Faramann, Faraburg u. a. sind germanische Namen mit dem Stammwort Fara. Pharaïldis ist nichts anderes als Farahild. Näher auf die Sache eingegangen ist Henning in der Zeitschrift für deutsches Altertum 36, 325. Nach der Annahme Jakob Grimms u. a. ist Hilde, die wir aus der Edda nur als eine Walküre kennen, die aus Hel und Nerthus verjüngte Göttin Freyja selber. Die genannten Forscher erinnern daran, daß die Milchstraße in den Niederlanden Vroneldenstraet, d. h. Frauenhildenstraße oder Brunhildenstraße hieß, wie auch irdische Straßen nach Brunhild benannt sind. In den Niederlanden finde man auch eine Verelde, die in Niedersachsen, wo sie das Spinnen begünstige, als Ver Hellen, an der Ostsee als Ver Wellen wiederkehre. Das seien Entstellungen des Namens Frau Hilde, wobei Frau in Ver abgeschwächt sei. Aus Verelde scheine der Dichter des Reinardus seine Pharaïldis gebildet zu haben, die auch Herodias (= Salome) heiße. Die Sage habe sie im Mittelalter an die Spitze des wilden Heeres und seiner nächtlichen Umzüge gestellt, wie sonst wohl Holda oder Diana. Darin liege eine Identifizierung mit Freyja oder Hilda, die mit den Walküren durch die Lüfte brause. Noch mehr aber trete die Mischung christlicher und heidnischer Sagen hervor, wenn ihr der dritte Teil der Welt gehören soll, was sich auf die Seelen der Verstorbenen bezieht. Das müsse von Hel oder Freyja auf sie übertragen worden sein, die sich mit Odin in die Erschlagenen teilte, während auch Thôr ein Anteil gebührt, denn ihm fallen die Knechte (Bauern) zu. Golther hat in seinem Handbuch der germanischen Mythologie die sich in der mitgeteilten älteren Auffassung findenden Irrtümer wie folgt berichtet. Das wütende Heer unter Wodan und anderen Führern zieht bekanntlich in den „Zwölften" und auch sonst häufig in Sturmnächten um. Herodias-Salome, die des Täufers Enthauptung herbeigeführt hatte, und Diana, die nächtliche Mondgöttin und wilde Jägerin, traten an die Spitze des wütenden Heeres. Man glaubte von Frauen, daß sie zu gewissen Zeiten zum Dienste der Diana und Herodias-Salome in die Schar ihrer Gespenster gerufen würden. Zahlreiche gespenstige Unholdinnen, auf Tieren reitend, fuhren in deren Gefolge nächtlicherweile weithin durch die Lande. Nicht zu Rosse führt Herodias-Salome-Pharaïldis die Schar der ruhelos umherirrenden Geister an, die der Erlösung nicht teilhaftig geworden sind, sondern nur getragen von jenem ewig dauernden Hauche aus dem Munde des toten Täufers. So muß sie ewig in der Luft schweben und tanzen bis zum Ende aller Dinge. Ruhe ist der Ruhelosen nur in der Zeit von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei auf den Ästen des Eichbaums oder der Haselstaude vergönnt.

Der gespenstige Zug, den die ruhelose Seele der ewigen Jüdin von Jahrhundert zu Jahrhundert angeführt hat, ist unabsehbar. In diesem Zuge fahren die unseligen

Frauen dahin, welche die Köpfe, die sie abschlagen ließen, hernach wieder küssen, die mit einer schuldbeladenen Vergangenheit zuweilen noch liebäugeln, die ihren Opfern Tränen nachweinen, ewig um sich selbst gewirbelte Naturen, arme Seelen, die vielleicht unser Mitleid, nie aber Rechtfertigung und Erlösung finden können. Solche Naturen kannte das klassische Altertum nicht. Nicht einmal Medea gehört hierher. Auch die Frauen und Töchter der Cäsaren haben noch nicht den sentimentalen Zug, der erst mit dem Nazarenertum gekommen ist. Erst seitdem Ahasverus die Welt durchirrt, durchirren sie auch Ahasvera-Salome und die ihr wesensähnlichen Frauen ihres Gefolges. Sie alle fühlten sich einst durchschauert von der Göttlichkeit eines großen Gedankens und erwarteten von ihm doch nur das Glück befriedigten irdischen Verlangens; sie fühlten sich wie von der Nähe eines Gottes zu Höchstem und Heiligstem erhoben und versanken doch immer wieder in das Nichtige und Vergängliche, in die Leere und Haltlosigkeit des Alltäglichen. Sie lieben morgen, was sie heute hassen; sie werden übermorgen wieder hassen, was sie Tags zuvor geliebt haben. Sie spielen mit Gefühlen und Herzen, sie tändeln sich die Wahrheit hinweg, sie sind nicht warm, sie sind nicht kalt. Nie ist es diesen verschmachtenden Seelen zum Bewußtsein gekommen, daß nichts wahrhaft beglücken kann als Einssein mit sich selbst, als fest und treu bis in den Tod das, was man erstrebt, mit ganzer Seele zu umfassen, auf das aber, was zu erreichen nicht möglich ist, mit Würde zu verzichten.

Die Betrachtung unsrer Sagengestalt würde jedoch nicht erschöpfend sein, wenn nicht noch ihre jüngste, abschließende und zugleich ergreifendste Erscheinungsform in sie einbezogen würde. Das ist Kundry im Parsifal. Diese dichterische Schöpfung Richard Wagners erreicht eine Höhe, über die hinaus die alte Sagengestalt ihrem Wesen nach nicht mehr gesteigert werden kann. — Die Gralslegende und die Parsivalsage haben ihre Heimat in Wales. Auch Kundry gehört ursprünglich dorthin. Die Fragen, von wem, wann und wo die beiden anfänglich selbständigen Sagenkreise miteinander verschmolzen wurden, brauchen uns hier nicht zu kümmern. Jedenfalls kamen sie auf dem Wege über die Bretagne nach Frankreich und von da nach Deutschland. Aus der großen Zahl der Bearbeiter des Stoffes ragen zwei wirkliche Dichter hervor. Das sind Chrestien de Troyes, der größte französische Epiker des Mittelalters, und der Deutsche Wolfram von Eschenbach, der mit seiner Bearbeitung des alten Sagenstoffes die größte dichterische Leistung des mittelalterlichen Kunstepos überhaupt hervorbrachte. Wolfram hat die Dichtung Chrestiens gekannt, aber seine Hauptquelle war nach seiner eigenen Angabe das uns verlorene Gedicht Guiots von Provins, den er Kyot (Kîot) nennt. Die Gestalt der Gralsbotin Kundry erscheint bei Chrestien nur als das „häßliche Mädchen"; Wolfram hat den Namen beibehalten, den Guiot für sie gebrauchte: Kondrîe (oder Kundrîe) la Surziere,, d. h. la sorcière, die Zauberin oder Hexe.

Wagner stellt in seinem Bühnenweihfestspiel zwei Burgen einander gegenüber: Monsalvat, die Gralsburg, und das schastel marveile Wolframs, das Zauberschloß Klingsors. Beide sind Symbole: In Monsalvat befindet sich der Gral, das höchste Heiligtum der mittelalterlichen Legende, ursprünglich ein Märchenkleinod und als solches ein Wunschgefäß göttlicher Herkunft, dann Blutreliquie des Erlösers und als solches von der heiligen Lanze begleitet, zugleich Abendmahlsschüssel und -becher. In Klingsors Zauberschloß waltet die verderbliche Macht satanischer Bosheit; als Hüter des höchsten Heiltums finden wir in der Gralsburg Titurel, Amfortas und Gurnemanz; im heidnischen Zauberschlosse übt Klingsor, der Vertreter des absolut Bösen, seine Herrschaft aus; dort ist das Christentum und die himmlische Seligkeit, hier das Heidentum und die ewige Höllenverdammnis symbolisiert. Und zwischen diese beiden Pole, in Irrtum und Hoffnung, Leid und Sehnsucht hin- und hergetrieben, sind hineingestellt der kämpfende, strebende Mann Parsifal und das dienende Weib Kundry. Die tragende Idee des Bühnenweihfestspiels ist der christliche Gedanke von der Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit. Die jüdische Sagengestalt der Salome-Herodias wurde nun in die heidnisch-germanischen Mythen aufgenommen und trat an die Spitze des wütenden Heeres.

Die stete Ruhelosigkeit teilt diese Gestalt mit der umherirrenden Göttin Freyja, die ihren Gatten sucht (vgl. Gylfaginning in der jüng. Edda 35). Freyja heißt als Führerin der Walküren auch „Walfreyja". Sie ist wie die Walküren und Nornen letzten Grundes aus dem Wesen der Hel abzuleiten. Hel, die furchtbare Todesgottheit Kali der alten Inder, got. Halja, ahd. Hellja, mhd. Hella, woraus unter dem Einflusse jüdisch-christlicher Vorstellungen unsere „Hölle" gestaltet ist, führt etymologisch auf helan „verhehlen, verbergen" zurück. Aber Hel ist nicht nur die verhohlene, in der Unterwelt verborgene Göttin des Todes, sondern auch des Lebens, denn alles lebendige Sein steigt aus geheimnisvollen Tiefen empor. Die der Hel entsprossenen weiblichen Gottheiten oder Dämonen repräsentieren bald die eine, dunkle, gespenstisch-schreckhafte, bald die andere, lichte und freundlich-gütige Seite ihres Doppelwesens. Eine Erinnerung an dieses Doppelwesen der Hel ist auch in der Gestalt der Kundry zu finden. Denn als Gralsbotin erscheint sie äußerlich unscheinbar, ja häßlich und abstoßend, aber hilfreich und gutherzig, im Dienste Klingsors dagegen in verführerischer Frauenschöne, aber satanisch-verderblich.

Im 1. Aufzuge des Parsifal tritt sie uns

hochgeschürzt, in fremdartig-wildem Gewande entgegen; um ihre Hüften schlingt sich ein Gürtel aus Schlangenhäuten, dessen Enden lang herunterhängen. Dieser Schlangenhautgürtel ist eine Hindeutung auf ihr Zauberwesen. Sie fällt überhaupt sofort als eine Gestalt der alten Sage auf. Schwanenhalsketten, die ursprünglich wohl Federringe sind, wie sie Freyja trug, Wolfsfell und Schlangenhautgürtel sind Andeutungen der Verwandlungsfähigkeit dessen, der sie trägt, besonders die Schlangenhäute. Die Schlangen spielen ja überhaupt in den Mythen und Sagen vieler Völker wegen ihres unheimlichen und erschreckenden Wesens eine große Rolle; man denke z. B. an die gehörnten Schlangen der alten Ägypter, an das hebräische Schlangenbild Nehustan, an die griechischen Schlangenmythen, die Jörmungandr der nordischen Sagas, das Husbon der Schweden und die zahlreichen deutschen Sagen und Märchen von Schlangen. Auf Kundrys Herkunft aus dem Morgenlande deuten ihre dunkle, braunrötliche Hautfärbung, ihr schwarzes, in losen Zöpfen wild herabhängendes Haar, ihre tiefschwarzen Augen, die bald wild aufblitzen und stechend blicken, bald unbeweglich und stumpf ins Leere starren. Unheimlich erscheint sie den Knappen im 1. Aufzuge. Der eine erwähnt ihren hämischen Blick und vergleicht sie mit einem wilden Tiere. Sie gilt als eine Verwünschte, als ein Zauberweib. Vielleicht ist sie mit ihrer „Teufelsmähre" durch die Lüfte zugeflogen. Man erinnert sich auch hier wieder an die Art der Walkyren. Aber Gurnemanz weist die Knappen zurück, indem er sie an Kundrys Gralsdienst erinnert:

„Hm! — Schuf sie auch Schaden je? —
Wann alles ratlos steht,
Wie kämpfenden Brüdern in fernste Länder
Kunde sei zu entsenden,
Und kaum ihr nur wißt, wohin —
Wer, ehe ihr euch nur besinnt,
Stürmt und fliegt dahin und zurück,
Der Botschaft pflegend mit Treu und Glück?
Ihr nährt sie nicht, sie naht euch nie,
Nichts hat sie mit euch gemein;
Doch wenn's in Gefahr der Hilfe gilt,
Der Eifer führt sie schier durch die Luft,
Die nie euch dann zum Danke ruft."

Schon bei Wolfram erscheint sie in ähnlichem Licht. Dort erwähnt Sigune zu Parsival, daß Kandrîn la Sorzier ihr jeden Samstag in der Nacht Kost vom Gral zubringe. Die Frage, wie Kundry im Parsival in den Dienst Klingsors und in den des Grals gekommen ist, läßt sich beantworten, wie folgt. Kundry gehört ihrem Wesen nach zu Klingsor. Sie steht schon in der alten Sage neben dem zum bösen Dämon Hackelberen, das ist Mantelträger, gewordenen Gotte Wotan, der hier als Wolken-, Wind- und Totengott gefaßt ist. Vielleicht weist auch der Name Klingsors (Klinschor) auf die Zusammengehörigkeit mit Wotan hin; denn in der gälischen Sage lautet er Gwyddao, in der brit. Gwydion, langobardisch Gwodan, gallisch Gôdan, bei den Franken Wôdan. Aber das ist unsicher. Bei Wagner gebietet Klingsor über Kundry kraft seiner Zaubermacht. Denn er hat Gewalt über alle, die nicht unter der Macht des Christenkreuzes stehen, also über die Ungetauften, die Heiden. Aber an allem, was mit dem Gral zusammenhängt, also mit den Gralhütern und Templeisen, wird seine Macht zuschanden. Nur der Weg der List und der Spekulation auf die allgemeine, menschliche Schwäche ist ihm offen. Und auf diesem Wege wird Kundry seine Helferin, in seinen Dienst gezwungen durch die Gewalt seines Zauberbanns. Er wandelt die Garstige um in das schönste Weib, das man je sah. Und als solches ist Kundry die Vertreterin des herzlosen, gleisnerischen Weibtums, das, wie die Sündenschuld des siechen Amfortas zeigt, das Mannesmark vergiftet. So stand und steht sie in Klingsors Dienst, die Personifikation der Bosheit in verführerischster Erscheinung — ein Fluchgeschick, das ihr selber höchstes Leiden bereitet. Wenn ihr schändlicher Dienst vorüber ist, so treibt die Sehnsucht nach Erlösung die Fluchbeladene hinüber in den Dienst des Grals, wo sie in häßlicher Erscheinung die Vertreterin des liebeerfüllten, reinen, demütig dienenden, aufopferungsfähigen weiblichen Geschlechtes ist, das in der Stille seinem schönen Berufe obliegt.

In Klingsors Munde wird sie ausdrücklich mit Herodias identifiziert. Beschwörend ruft er sie an:

„Herauf! Hierher! Zu mir!
Dein Meister ruft dich, Namenlose:
Urteufelin! Höllenrose!
Herodias warst du und was noch?"

Aber von Herodias ist ihr nur das Fluchgeschick geblieben. Die barbarisch-grausige Freveltat an dem Märtyrerhaupt des Johannes ist bei Wagner nicht mehr vorhanden; sie ist zu einer Sünde umgewandelt, die an dem Heiland selbst verübt wurde. Diese Sünde ist nach Wagners Ausdruck „das verfluchte Lachen", das ist der Hohn, mit dem Kundry dem Erlöser auf dem Gange nach Golgatha gegenübertrat.

Im Fortgange der Beschwörung ruft Klingsor sie: „Gundryggia dort, Kundry hier." Durch den Namen Gundryggia will Wagner auf das Walkürenhafte in Kundrys Wesen hindeuten. Wer aber war diese Gestalt, aus welcher Quelle hat der Dichter den Namen kennen gelernt? Wenn H. v. Wolzogen (Leitfaden zu Parsifal, S. 13) dazu bemerkt: „... deren Namen (nordisch Gundryggja) man übrigens in der Edda als Bezeichnung des Walkürenamts ‚Kampf rüsten' wiederfinden kann," so liegt offenbar ein Irrtum vor; denn in der Edda begegnet uns der Name nicht. Es bleibt nur übrig anzunehmen, daß Wagner in seinem Bestreben, die walkürenartige Gestalt Kundrys aus der germanischen Mythologie zu erklären, sich den Namen aus nordischen Wortstämmen selbst gebildet hat. Gunn ist

altnordisch = Kampf und dryggja = rüsten, betreiben. Dieses Verbum wird ganz speziell von der Tätigkeit der Walküren gebraucht. So heißt es z. B. Völundar kvidha 1, 3: Meyjar flugu sunnan — orlög dryggja, d. h. „Maide flogen südher, Kampf zu rüsten." Aber, ob Salome, Herodias, Pharaïldis, Kondrîe la Surzier, Gundryggja, Kundry, gleichviel — das Wesenhafte der Gestalt bleibt. Es ist der durch das sieghafte Eindringen des Christentums gebildete, gespenstische Niederschlag aus unseren Asinnen, die als abgeblaßte Spukgestalten in die Nacht, das Reich des Unheimlichen, abgedrängt wurden.

Im 2. Aufzuge des Parsifal, in Klingsors Zaubergarten, will Kundry das Herz des „reinen Toren", das, in starrer Selbstsucht befangen, nach fremdem Leid nicht fragt, zur Liebe wecken. Als er aus ihrem Munde von dem Trennungsschmerz und Sterben seiner Mutter vernimmt, da regt sich zum ersten Male in seinem Herzen das Mitleid. Und als bei ihrem glühenden Kusse Feuer durch seine Adern schauert, da brennt ihm die Wunde des siechen Amfortas heiß im Herzen. Mit einem Male hat der „tumbe klâre" gelernt, fremdes Leid zu fühlen; er leidet mit der sterbenden Mutter, leidet mit dem von Schmerzen zerrissenen Amfortas. Er ist „durch Mitleid wissend" geworden. Kundry selbst hat ihn wissend gemacht. „So war es mein Kuß, der welthellsichtig dich machte?" fragt sie ihn. Von ihrer verzweifelten Sehnsucht nach der Erlösung durch Liebe gepeinigt, sucht die Unselige, Verkehrte, in der Verführung selbst, die ihre Schönheit unter dem Zwange des Bösen dämonisch ausüben muß, den Genuß der göttlichen, befreienden Liebe. Aber ihre Lockung:

„Mein volles Liebesumfangen
Läßt dich dann Gottheit erlangen."

verhallt erfolglos. Der reine Tor, wissend geworden in der wahren Liebe des Mitleidens, erkennt, in welch wahnwitziger Irrung Kundrys Sehnen befangen ist, weist sie entschlossen ab und verheißt ihr künftige Erlösung. Doch die gequälte und enttäuschte Kundry verflucht ihn zu langer Irrfahrt:

„Den Weg, den du suchst,
Des Pfade sollst du nicht finden"

und

„Irre! Irre! Mir so vertraut,
Dich weih' ich ihm zum Geleit!"

Erst als sie das Wesen der wahren Liebe gelernt, als sie begriffen hat, daß den Erlöser lieben ihm dienen heißt, als in ihr stürmisches Herz die Stille der Entsagung eingekehrt ist, kann der Fluch von Parsifals Haupt weichen und der Gralsucher zum zweiten Male den Gral finden.

Im Anfange des 3. Aufzuges liegt die vom Fluche gebannte Kundry im Gebiete des heiligen Grals, unter winterlich rauhem Gedörn verdeckt. Es ist die Frühe des Karfreitagmorgens, des Tages, an dem der Gott die größte Liebestat, das Werk der Erlösung der sündenbeladenen Menschheit, vollbracht hat. Der Frühlingsweckruf des zum hohen Greise gealterten, zur Johannesgestalt verklärten Einsiedlers Gurnemanz:

„Auf! — Kundry! — Auf!
Der Winter floh, und Lenz ist da!
Erwach', erwache dem Lenz!"

klingt uns wie eine Prophezeiung des ewigen Lenzes der Erlösung. Von nun an wächst Parsifal, der mit dem heiligen Speer, dem Symbol der himmlischen Entsühnung, das Gralsgebiet wieder betreten hat, vor unsern Augen immer größer empor. Er wandelt sich immer mehr zum Erlöser selbst um. Und mit ihm wandelt sich Kundry. Sie wird hier zur dienenden Martha, nachher zur sehnend entrückten Maria von Bethanien. Nur ein Wort spricht sie bezeichnenderweise während des ganzen 3. Aufzuges, das Wort, in dem ihr ganzes, umgewandeltes Wesen beschlossen ist, das Wort „Dienen, dienen!" — Es folgt die Szene der Fußwaschung und Salbung Parsifals zum Gralskönig und der Taufe Kundrys. Während Gurnemanz mit der Hand Wasser aus dem Quell schöpft und Parsifals Haupt mit den Worten benetzt:

„Gesegnet sei, du Reiner durch das Reine!
So weiche jeder Schuld
Bekümmernis von dir,"

hat Kundry ein goldenes Fläschchen aus dem Busen gezogen und mit dessen Inhalt Parsifal die Füße gesalbt, die sie dann mit ihren schnell gelösten Haaren trocknet. Und nun schöpft Parsifal Wasser aus dem Quell, neigt sich zu der noch vor ihm Knienden und tauft die Geläuterte:

„Mein erstes Amt verricht' ich so:
Die Taufe nimm
Und glaub' an den Erlöser!"

Da netzen Tränen Kundrys Wangen. Parsifal küßt sie sanft auf die Stirne. Kundry ist entsühnt. Ihr erstes Weinen tilgt die jahrhundertlange Qual „des verfluchten Lachens". In der nun folgenden, wunderbar erhabenen Gralszene sinkt Kundry, als Parsifal den heiligen Gral enthüllt hat, den Blick zu ihm emporrichtend, langsam, entseelt zu Boden. Sie ist erlöst! —

Ein seltsames, dichterisches Gebilde, diese Sagengestalt, rätselhaft, wie wallende Nebelgestalten, nicht zu fassen, immer vor den Augen zerrinnend! Und doch bleibt die Substanz stets dieselbe. „Name ist Schall und Rauch." Gerade diese beständige Wandelung ist ihr innerstes Wesen. Was ist sie nun aber letzten Grundes? Wir erkennen in ihren wechselnden Gestaltungen ein Symbol für die sündige, fluchbeladene Menschheit, die den göttlichen Heiland und Erlöser verkennt, verschmäht und verhöhnt, ihn dann durch lange Zeiten kaum in Reue sehnend sucht, ihn, wenn sie ihn gefunden zu haben wähnt, verblendet mit irdischer Liebe umfassen will, bis sie endlich den wahren Heiland wiederfindet und erkennt, daß ihn lieben in Mitleiden und Entsagung dienen heißt:

Kirchliche Plastik im Märkischen Museum

Von Prof. Dr. Otto Pniower

In wie hohem Maße sich auch in den letzten Jahrzehnten die wissenschaftliche Forschung der mittelalterlichen Plastik zugewendet hat, dem großen Publikum ist sie noch immer fremd geblieben. Es fehlt ihm das innere Verhältnis zu den Werken dieser Kunst. Der Laie, der vor einem Heiligenbild steht, empfängt von ihm gewöhnlich den Eindruck einer unvollkommenen Lösung der Aufgabe, die dem Künstler vorschwebte, während es sich in Wahrheit nicht um etwas nicht Gekonntes, sondern anders Gewolltes handelt. Dank einer vielhundertjährigen Einwirkung des Klassizismus sind wir alle in der Anschauung der antiken Plastik befangen. Diese verfolgte jedoch ein anderes Ziel als die mittelalterliche. War das Ideal jener Ebenmaß und Harmonie, so ging diese ganz im Ausdruck, in der Empfindung auf und, da es sich immer wieder um religiöse Stoffe handelte, im Ausdruck der gesteigerten Empfindung, der Inbrunst. Jede tiefere Kunstbetrachtung erfordert ein Mitgehen mit dem Dargestellten, ein Nachfühlen des vom Schöpfer des Werkes Vorempfundenen. Hier aber weigert sich leicht der moderne, in anderen Regionen heimische Mensch zu folgen, weil er trotz dem geringeren zeitlichen Abstand dem Geist des Mittelalters ferner steht als dem der Antike.

So ist es zwar zu beklagen, aber nicht eben verwunderlich, daß von den oft gerühmten Schätzen des Märkischen Museums diese Zeugen der Andacht unserer Vorfahren nicht jene Beachtung finden, auf die sie Anspruch haben, obgleich auch dieser Teil der Sammlung beträchtliche künstlerische Leistungen aufzuweisen hat. Die folgende bildliche Wiedergabe einer Anzahl ihrer hervorragendsten Stücke, der sich Beschreibung und Würdigung anschließen, soll das erweisen und zugleich in den Geist dieser lange verkannten und doch so ausdrucksvollen und innigen Kunst einführen.

Die Abb. S. 381 gibt eine die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben darstellende Gruppe wieder, die aus der Nikolaikirche in Spandau stammt. Sie ist aus Sandstein gefertigt und 1,50 m hoch. Es ist eine Wandgruppe, weshalb die Rückseite der Hauptgestalt unbearbeitet geblieben ist. Nur der Kopf ist, weil er ein wenig geneigt ist, voll behandelt, ebenso der auf dem Arm der Mutter sitzende Jesusknabe. Die Gruppe ist bemalt, und die Bemalung auch leidlich erhalten. Marias Mantel ist außen blau mit würfelförmigen goldenen Mustern und goldenem Saum, innen rot. Das Kleid war wohl goldfarbig und zeigt gemusterte Borten. Den Kopf bedeckt ein weißes Tuch mit heute verblaßten, ursprünglich aber wohl auch goldfarbigen Mustern. Der Knabe ist — was nur in früher Zeit vorkommt — bekleidet. Sein Rock ist violett mit ebenfalls würfelförmigen goldenen Mustern. — Die Gruppe ist gut erhalten, nur die Fußspitzen sind leider abgebrochen. Was an ihr zuerst auffällt, ist die vortreffliche Behandlung der Gewänder. Die Falten sind naturwahr, ohne jedes Übermaß herausgebracht. Dabei ist etwas Nebensächliches wie die kleinen Falten des Rockes auf dem Rücken des Kindes mit der gleichen Sorgfalt behandelt, wie die zunächst ins Auge fallenden der Vorderseite. Gut beobachtet ist auch das Körperliche. Wie schön sind die schlanken, feinen Hände der Maria! Das Haar ist noch etwas hart, aber auch bei seiner Behandlung ist das Bestreben, die Natur zu erreichen, sichtbar. Der Kopf des Jesusknaben ist wohl zu alt geraten und zu klein, auch das Haar nicht recht kindlich. Vortrefflich ist die Haltung der Gestalten. Noch hält die Mutter den für das Kind bestimmten Apfel zurück, der Knabe drückt etwas ängstlich die rechte Hand mit gespreizten Fingern auf die Brust der Mutter.

Nun aber: mehr als Körper und Haltung bedeutet das Seelische. Eine vornehme Ruhe ist über die Gruppe gebreitet. Die Glückseligkeit der Mutter über ihr Kind ist unverkennbar. Sichtlich war der Künstler bestrebt, dieser Freude einen starken Ausdruck zu geben. Daß dabei das Lächeln fast zum Grinsen gesteigert ist, darf nicht überraschen. In der primitiven Kunst beobachten wir öfters, daß die Versuche inneres Seelenleben wiederzugeben zur Verzerrung führen. Ich brauche nur an eine Gestalt aus der Frühzeit der griechischen Plastik zu erinnern: an den sogenannten Apollo, besser Jüngling von Tenea, bei dem in ähnlicher Weise das Ergebnis der Bemühungen des Künstlers um einen individuellen geistigen Ausdruck ein steifes Lächeln war. Jetzt verstehen wir auch die vorher erwähnte Senkung des Kopfes der Maria. Sie drückt ihre Demut aus.

In welche Zeit aber haben wir das schöne Werk zu setzen? Wer mag sein Schöpfer gewesen sein? Die zweite Frage müssen wir völlig unbeantwortet lassen. Für die Antwort auf die erste bieten sich uns aber Anhaltspunkte. Wir haben es mit einer Arbeit aus einer frühen Epoche zu tun. Darauf deutet ebenso die Haltung wie die diskrete Behandlung des Gewandes. Es wird sich zeigen, daß in der gotischen Zeit eine Biegung des Körpers beliebt war. Die ist hier erst an-

gedeutet. Ziehen wir zum Vergleich die berühmten Skulpturen in den Domen von Bamberg und Naumburg heran, die wir datieren können und die man um 1240 und 1270 ansetzt, die aber abgesehen von ihrem höheren künstlerischen Wert aus verschiedenen Gründen, besonders nach der Behandlung der Gewänder einer älteren Stilperiode angehören, so wird man mit der Zeitbestimmung bis zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelangen. Damit stimmt, was ich von dem Lächeln der Maria gesagt habe. Es ist typisch für die Zeit des Überganges zur Gotik.

Haben wir es in der Gruppe mit einem selbständigen Werk zu tun oder ist sie als ein Teil eines größeren Ganzen anzusehen, etwa in der Weise, daß sie zu einem Altar gehörte? Die zweite Möglichkeit ist die wahrscheinlichere. Damit gewinnen wir ein Moment für die Grenzbestimmung nach vorwärts, für den sogenannten terminus post quem. Denn seit der Mitte des 14. Jahrhunderts kommen ziemlich gleichzeitig die aus Holz geschnitzten Altäre auf, von denen noch die Rede sein wird. Als Herstellungszeit der Gruppe ergibt sich somit die Periode zwischen dem Anfang und der Mitte des 14. Jahrhunderts. Nun ist uns urkundlich überliefert, daß im Jahre 1330 für die Nikolaikirche in Spandau ein Altar der Jungfrau Maria gestiftet wurde, der in der Kapelle Unsrer lieben Frauen aufgestellt wurde. (Daniel Friedrich Schulze, Zur Geschichte Spandaus. Herausgegeben von Recke 1913, Bd. 1, S. 80.) Es ist danach gewiß nicht zu kühn, unsere Gruppe mit der Gründung dieses Altars in Verbindung zu bringen und anzunehmen, daß sie irgendwie zu ihm gehörte.



Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben. Aus der Nikolaikirche in Spandau. Bemaltes Bildwerk aus Sandstein aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts

Die Abb. S. 382 zeigt uns eine aus Eichenholz geschnitzte Statue eines Bischofs, die jahrhundertelang die Pfarrkirche St. Marien in Wittstock an der Dosse zierte. Sie mißt in der Höhe 1,95 m, ist also etwas über Lebensgröße. Sie war ursprünglich bemalt, doch sind davon nur sehr geringe Spuren vorhanden. Auch sie ist eine Wandfigur, deren Rückseite unbearbeitet und gehöhlt ist. Die Rechte trägt einen Bischofsstab, dessen oberer Teil abgebrochen ist. Die Linke hält ein Buch. Über sie scheint ein Handschuh gezogen zu sein, auf dem ein quadratisches, von Halbbögen umgebenes Ornament sichtbar ist, das man sich als aufgestickt zu denken hat. Die Gewandbehandlung — über den Rock ist ein Mantel geworfen, den der Dargestellte mit der linken Hand aufgenommen hat — ist wieder schlicht, der Faltenwurf einfach und ungesucht. Was das Werk auszeichnet, ist, daß der Künstler der Gestalt ein durchaus individuelles Gepräge verliehen hat. Es steht nicht — das fühlt jeder — irgendein heilig gesprochener Bischof vor uns, sondern eine bestimmte Persönlichkeit. Die Physiognomie mit den leicht aufgeworfenen, gekräuselten Lippen, der milde, sanfte Ausdruck des Gesichts zeigen, daß ein Mensch von dieser Erde hier abgebildet ist. Wir spüren den Hauch lebendigen Eigenlebens. Es handelt sich also um ein Porträt. Wir können aber nicht sagen, wer dargestellt ist, und müssen uns mit der kalten, nichtssagenden Bezeichnung: Bischofsfigur begnügen.

Die Zeitbestimmung macht einige Schwierigkeiten, in noch höherem Maße die Frage nach der Urheberschaft. Wir können nicht sagen, daß hier das Werk eines bestimmten Meisters oder auch nur die Arbeit aus einer bestimmten Landschaft, einer bestimmten Schule vorliegt. Die schon sehr sichere Behandlung von Haar und Bart, der Faltenwurf und die noch wenig gotische Körperhaltung — auch hier liegt erst ein schwacher Ansatz der später so beliebten Biegung vor — lassen es gerechtfertigt erscheinen, die Statue für etwas jünger als die Mutter Gottes aus Spandau zu halten, sie aber auch noch ins 14. Jahrhundert zu setzen.

Die Bestimmung der beiden seitlichen, in den Abb. S. 383 wiedergegebenen, ebenfalls in Holz geschnittenen, aber voll ausgeführten, bemalten Gestalten ist klar. Es sind Maria und Johannes, die einst zu einem Triumphkreuz in der Marienkirche zu Angermünde gehörten. Man versteht darunter eine Darstellung der Kreuzigung Christi, die an dem Triumphbogen angebracht war, der den Chor vom Kirchenschiff trennt. Eine solche Gruppe hing entweder vom Scheitel des Bogens herab oder sie stand auf einem Balken, der quer durch ihn gezogen war. Hier liegt der zweite Fall vor. Von der Gruppe sind aber nur noch diese beiden den Gekreuzigten betrauernden Gestalten, die zu seinen Seiten standen, vorhanden, während die Christusfigur verloren gegangen ist. Weil sie frei standen, sind sie voll bearbeitet. Ihre Höhe beträgt 1,35 m. Die Maria trägt ein rotes Kleid und einen blauen Mantel darüber. Johannes ist mit einem braunen Rock angetan, während der Mantel rot ist. Maria ist beschuht, Johannes barfuß. Die Figuren gehören der Frühzeit an. Dafür spricht die schlichte Behandlung der Gewänder mit ihren schweren, in geringem Maße fältelnden Stoffen und den senkrechten Falten, die etwas unförmig und groß geratenen Köpfe sowie die Behandlung des Haares bei Johannes. Auch die schief gestellten, zu weit auseinander gerückten Augen verraten eine primitive Kunst. Im Berliner Kaiser Friedrich-Museum zeigt eine Holzfigur aus dem Naumburger Dom ähnlich behandelte Augen. Hier zwingt der allgemeine Kunstcharakter der Plastik, namentlich das sehr bewegte, flatternde Gewand aus dünnen Stoffen, bis in die romanische Zeit zurückzugehen. Sie wird von der Verwaltung ins 13. Jahrhundert gesetzt. Die Datierung unserer Figuren mit ihrer ruhigen Drapierung dürfen wir aber nicht so weit zurückrücken. Wir werden gut tun, sie der Zeit um 1300 zuzuweisen.

Trotz augenscheinlichen Mängeln wirken die Gestalten ergreifend durch den starken Gefühlsgehalt, den ihnen der Künstler zu verleihen wußte. Wie innig empfunden ist die Trauer der Mutter wiedergegeben! Demutvoll, den Schmerz gehalten unterdrückend, steht sie da mit dem gesenkten Kopf und den zum Beten aneinander gefügten Händen. Und schon ist der Künstler bestrebt zu differenzieren. Für die Trauer des Johannes hat er eine andere Geste gewählt, indem er ihn den geneigten Kopf auf die Rechte stützen läßt. Konventionell ist, daß er ihn in der Linken ein Buch, die Symbolisierung seines Evangeliums, halten läßt. — Die mittlere Abb. S. 383 zeigt uns ein Werk, das sich sichtlich von den bisher behandelten Plastiken unterscheidet. In dieser gekrönten Maria mit dem Jesusknaben, die aus der Kirche des im Kreise Königsberg gelegenen Dorfes Dölzig stammt, kündigt sich schon das Unruhige und Malerische an, das für die Skulpturen der hochgotischen Zeit so bezeichnend ist. Die Gestalt der Maria ist nach links gebogen. Die Falten des Mantels sind tief und knitterig. Die Bemalung ist viel reicher, als bei den bisher gezeigten Stücken. Ein goldener, innen blauer Mantel ist über ein braunes Kleid mit goldenem Saum geschlagen. Das Tuch, das den Kopf bedeckt, war weiß, die Schuhe sind rot. Nehmen wir dazu, daß eine goldene Krone das Haupt umschloß, so können wir uns denken, wie die Gruppe einst glitzerte und glänzte. Dieses Überwiegen des Goldes aber, das uns hier zum erstenmal be-

Eichenholz-Statue eines Bischofs aus der Marienkirche in Wittstock a. d. Dosse, 14. Jahrhundert

gegnet, ist bezeichnend für die hochgotische Periode, der es vor allem auf die malerische Wirkung ankam. Diese Bildschnitzer waren zugleich Maler und nannten sich so. Doch deutet der große Kopf und die Gedrungenheit der Gestalt auf die Anfänge dieser Epoche. Wir dürfen die Gruppe etwa in die Mitte des 15. Jahrhunderts setzen. Sie ist nicht voll bearbeitet, im Rücken gehöhlt und gehörte zu einem Schnitzaltar, von dem noch zwei Flügel ins Museum gelangt sind. Sie ist 1,15 m hoch. Auch sie ist das Werk eines künstlerisch empfindenden Meisters, dem die Wiedergabe des Seelischen am Herzen lag. Die großen, weit aufgerissenen Augen drücken das naive Erstaunen Marias über das ihr zuteil gewordene Glück aus. Aus ihnen lesen wir die stumme, demütige Frage: Womit hab' ich's verdient, die Mutter des Welterlösers zu sein?

Auch die in der Abb. S. 384 wiedergegebene Figur gehörte zu einem Schnitzaltar, der in der Kirche von Leitersdorf im Kreise Crossen stand. Sie ist deshalb ebenfalls nicht voll bearbeitet und schmückte wohl einst einen Flügel. Sie hat die Höhe von 1,05 m und war ursprünglich bemalt: ein goldener, innen grüner Mantel bedeckte einen Rock von roter Farbe. Das Kopftuch war weiß. Das schließen wir aus noch vorhandenen, sehr geringen Spuren. Denn mit der Zeit hat sie im ganzen eine braune Färbung erhalten. Dargestellt ist, wie der Fruchtkorb beweist, den die Jungfrau in der Rechten trägt, die heilige Dorothea. Sie lebte unter Kaiser Decius in Cäsarea in Kap-



Maria. Holzfigur von einem Triumphkreuz in der Marienkirche zu Angermünde. Um 1300

Maria mit dem Jesusknaben. Aus der Kirche zu Dölzig, Kreis Königsberg. Bemalte Holzgruppe aus der Mitte des 15. Jahrh.



Johannes. Holzfigur von einem Triumphkreuz in der Marienkirche zu Angermünde. Um 1300

padozien und war, als sie den Heiden Theophilus liebte, ohne seine Neigung zu finden, Christin geworden. Der Statthalter der Provinz, Fabricius, suchte ihre Liebe zu gewinnen, fand aber keine Erhörung. Voll Begierde, sich für die Ablehnung zu rächen, nahm er ihr Bekenntnis zum Christentum zum Vorwand, um sie martern und enthaupten zu lassen. Inmitten der Folterqualen rief sie dem anwesenden Theophilus zu, daß sie zu ihrem Bräutigam gehe, bald in seinen Rosengärten wandeln und himmlische Äpfel genießen werde. Weißt du was? antwortete ihr Theophilus spottend, sende mir einige von deinen Rosen und Äpfeln, wenn du dort bist, zur Probe. Kaum war Dorothea enthauptet, so erschien vor Theophilus ein wunderschöner Knabe, der in den leuchtenden Händen ein Körbchen trug. Es war gefüllt mit den schönsten Rosen, und bei den Rosen lagen drei paradiesische Äpfel. Das veranlaßte Theophilus, Christ zu werden, und Dorothea gleich opferte er sein Leben dem neuen Glauben. Diese Vorgänge erzählt auch Gottfried Keller in der einen seiner „Sieben Legenden", in denen er die alte kirchliche Überlieferung so herrlich erneut, verweltlicht und mit seinem persönlichen Geist erfüllt hat.

Diese Legende bewirkte, daß man in der Malerei und Plastik der heiligen Dorothea einen Korb mit Früchten und Blumen beigab. Die Darstellung wird dem Charakter der Legende in hohem Maße gerecht. Über die Mädchengestalt mit den lieblichen, feinen Zügen ist ein Hauch von zarter Jungfräulichkeit gebreitet. Die äußere Technik zeigt, daß das Bild einer jüngeren Zeit angehört als die vorher betrachtete gekrönte Maria. Schlank und fast ebenmäßig ist die Gestalt. Die gotische Biegung ist beinahe überwunden. Die Drapierung ist gemäßigt; die Falten sind weder gehäuft noch stark gebrochen. Ungezwungen schmiegen sie sich dem Körper an. Wir dürfen die Statue um 1500 ansetzen.



Die heilige Dorothea
Holzfigur aus der Kirche von Leitersdorf, Kreis Crossen a. d. O. Um 1500

Die in den Abb. S. 385 u. 386 wiedergegebenen Gruppen und Einzelfiguren zeigen die Hand eines Künstlers und gehörten zu einem Werke. Alle sind Teile eines Altars, der in der Berliner (in der Spandauer Straße gelegenen) Heiligen Geist-Kapelle stand. Dieses im Anfange des 14. Jahrhunderts erbaute Gotteshaus sollte vor etwa fünfzehn Jahren dem Bau der jetzigen Handels-Hochschule weichen, blieb jedoch im letzten Augenblick, dank einer energischen Agitation, im Äußeren erhalten und wurde dem neuen Gebäude als Vortragssaal eingefügt. Das Ergebnis war, daß damit der architektonisch schönste und hinsichtlich der Akustik beste Raum des Hauses gewonnen wurde.

Das erste dieser Bildwerke (Abb. S. 385) zeigt in einem mit gotischem Maßwerk gezierten Schrein Maria, in dem einen Arm den Jesusknaben haltend. Mit der Rechten rafft sie wohl den Mantel. Man muß sich so vorsichtig ausdrücken, weil die Hand leider abgebrochen ist. Der Kopf ist mit einer kleinen Krone bedeckt. Sie steht auf einer Mondsichel, in deren innerem Bogen ein weiblicher Kopf liegt, auf den sie tritt. Dieses ist ein etwas verzwicktes Symbol. Der Halbmond deutet auf die unbefleckte Empfängnis, das Mädchengesicht auf Eva. Maria aber ist die konträre Erscheinung Evas, die Heilspenderin gegenüber der Sündenbringerin. Ihr Mantel ist außen golden, innen rot, der Rock blau. Bezeichnend ist ihr Gesichtsausdruck. Man sieht: der Künstler war bemüht, sie unnahbar, hoheitsvoll, über das Irdische erhaben er-



Maria mit dem Jesusknaben. Holzgruppe aus der Heiligen Geistkirche in Berlin. Anfang des 16. Jahrh.



Anna selbdritt. Holzgruppe aus der Heiligen Geistkirche in Berlin. Anfang des 16. Jahrh.

scheinen zu lassen. Aber er übernahm sich in seinem Eifer und verfiel der Übertreibung. Mit den ein wenig verzogenen Lippen und den halb geschlossenen Augen hat sie etwas Schnippisches bekommen. Die Gewandbehandlung mit den knitterigen, reich und tief gebrochenen Falten ist weniger einfach und mehr Selbstzweck, dekorativer als bei der Leitersdorfer Plastik.

Eine verwandte Drapierung beobachten wir bei der Frauengestalt des zweiten Bildwerkes. Es ist eine wiederum in einen Schrein gestellte sogenannte Anna selbdritt. Das heißt: Marias Mutter Anna ist abgebildet, wie sie auf dem rechten Arm den Jesusknaben, auf dem linken Maria trägt. Auch ihr Mantel ist außen golden, innen rot; ihr Kleid ebenfalls rot. Den Kopf



Apostel Jacobus. Holzfigur aus der Heiligen Geistkirche in Berlin. Anfang des 16. Jahrh.

bedeckt ein weißes Tuch. Der seelische Ausdruck ist auch hier stark und eindrucksvoll, wobei dieses Mal das richtige Maß innegehalten ist. Mit den zum Himmel gerichteten Augen erscheint sie gottergeben und dankbar selig.

In der ersten Abb. dieser Seite begegnet uns ein kräftiger Mann, dessen Kopf mit einem Hut bedeckt ist. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte hängt ein breiter Riemen mit Schnalle. Die Füße stecken in derben Schuhen. Unzweifelhaft ist es ein Wanderer, dessen rechte Hand, die leider abgebrochen ist, ursprünglich einen Stab hielt. Diese Tracht bezeichnet unter den Heiligen den Apostel Jacobus den älteren, den man, um seinen Eifer als Missionar zu bezeichnen, als Pilger darzustellen pflegte. Zu dem Riemen ist denn auch eine Pilgerflasche hinzuzudenken. Die Physiognomie ist von einer wahrhaft erfrischenden Lebendigkeit und Naturwahrheit. Jeder erkennt den niederdeutschen Typus, und man glaubt einen Bewohner der Waterkant, einen Schiffer oder Fischer, vor sich zu sehen. Gewiß hat der Künstler nach einem lebenden Modell gearbeitet. In seinem Realismus, der ihn veranlaßt, eine Gestalt seiner Zeit und aus seinem Umkreis zu schaffen, verschmäht er es durchaus, dem Gesicht etwas Erdenfernes zu geben. Nur die Tracht: ein blauer oder grüner — das ist nicht mehr genau zu erkennen — Rock, darüber ein goldener, innen roter Mantel weist auf eine ideale Welt. — In der Erscheinung verwandt, mit ähnlichem, wenn auch keineswegs gleichem Haar und Bart ist der ihm gegenüberstehende Heilige, den zunächst zu bestimmen nicht möglich ist, da beide Hände fehlen und damit auch das kennzeichnende Attribut verloren gegangen ist. Indessen ergibt sich aus einer noch zu erwähnenden Aufzeichnung, daß es St. Matthäus als Apostel ist und daß das fehlende Attribut ein Beil war. In der Darstellung scheint er dem Jacobus major verwandt, aber er ist bei näherem Zusehen doch wieder anders. Mit seinem aufwärts gerichteten visionären Blick macht er den Eindruck eines der Erde Entrückten. **Die Lippen sind halb geöffnet und lassen die oberen Zähne sehen. Es liegt Spannung**



Christus. Holzfigur aus der Heiligen Geistkirche in Berlin. Anfang des 16. Jahrh.



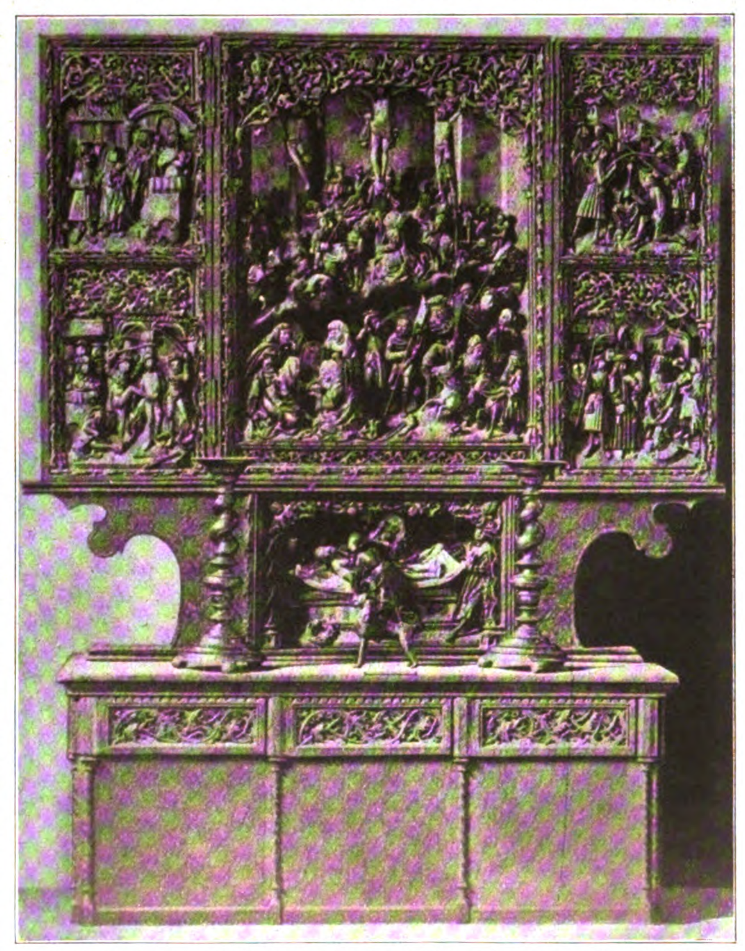
Apostel Matthäus. Holzfigur aus der Heiligen Geistkirche in Berlin. Anfang des 16. Jahrh.

in den Zügen, als erwarte er eine Botschaft. Zugleich ist über das Gesicht bis zu den Augen hinauf ein Lächeln der Befriedigung und der Seligkeit gebreitet. All das läßt leider nicht genau den psychologischen Zustand erkennen, den der Künstler darstellen wollte. Vielleicht wären wir darüber im klaren, wenn die Hände erhalten wären. Jedenfalls ist der Heilige durch diesen gesteigerten Ausdruck von seinem Gegenstück, dem ruhigen, in sich gefesteten Jacobus, unterschieden. Gerade in dieser Differenzierung aber offenbart sich die echte Künstlerschaft des Meisters. Auch in der übrigen Körperhaltung, dem vorgesetzten linken Fuß — der Heilige ist übrigens unbeschuht — weicht er ab. Hingegen besteht in der Drapierung nur geringe Verschiedenheit. Auch sein Mantel ist außen golden, innen rot. Der Rock ist blau.

Die dritte Abb. S. 386 zeigt uns Christus stehend mit aus fünf Wunden blutendem Körper und der Dornenkrone auf dem Haupt, wie er dem Apostel Thomas erschien. Die Figur ist von gleicher Höhe wie die beiden vorher genannten. Im Gegensatz zu den derben Gestalten der Apostel ist der nur mit einem außen goldenen, innen blauen Mantel bekleidete Leib des Heilands zart und schmächtig. Die halb geöffneten Augen deuten auf den vom Tode Erstandenen, der offene Mund auf den zu Thomas Sprechenden.

Die fünf zuletzt besprochenen Bildwerke zeugen von einem hervorragenden Meister. Neben einer vorzüglichen Technik bewährt ihr Schöpfer ein starkes Vermögen zu charakterisieren, ein Vermögen, das weibliche Hoheit und Demut ebenso wiederzugeben weiß wie männlich derbe Schlichtheit und gottergebene Inbrunst. Über den Altar, zu dem sie gehörten, berichtet uns eine bis jetzt nur handschriftlich vorhandene, im Archiv der Stadt Berlin aufbewahrte, etwa um 1750 verfaßte Beschreibung der Residenz von Bekmann, worin bei der Schilderung der Heiligen Geist-Kirche des damals noch ganz erhaltenen Altars gedacht wird. Daraus entnehmen wir, daß der Heilige, dessen Hände heute fehlen, in der einen ein langes Beil trug und daß jene beiden in den Schrein gestellten Gruppen seine Flügel bildeten, während der Jacobus major und St. Matthäus im Mittelteil rechts und links von Christus standen. Weiter gehörte zum Altar die plastisch dargestellte Szene vor dem Baum der Erkenntnis im Paradies. Über diesem Baum befand sich ein vergoldetes Kruzifix. Die Außenseiten der Flügel waren mit vier symbolischen Bildern der Evangelisten bemalt. Sie sind leider im Laufe der Zeit völlig zerstört, wie auch die Szene Adam und Eva im Paradies sowie das Kruzifix verloren gegangen sind.

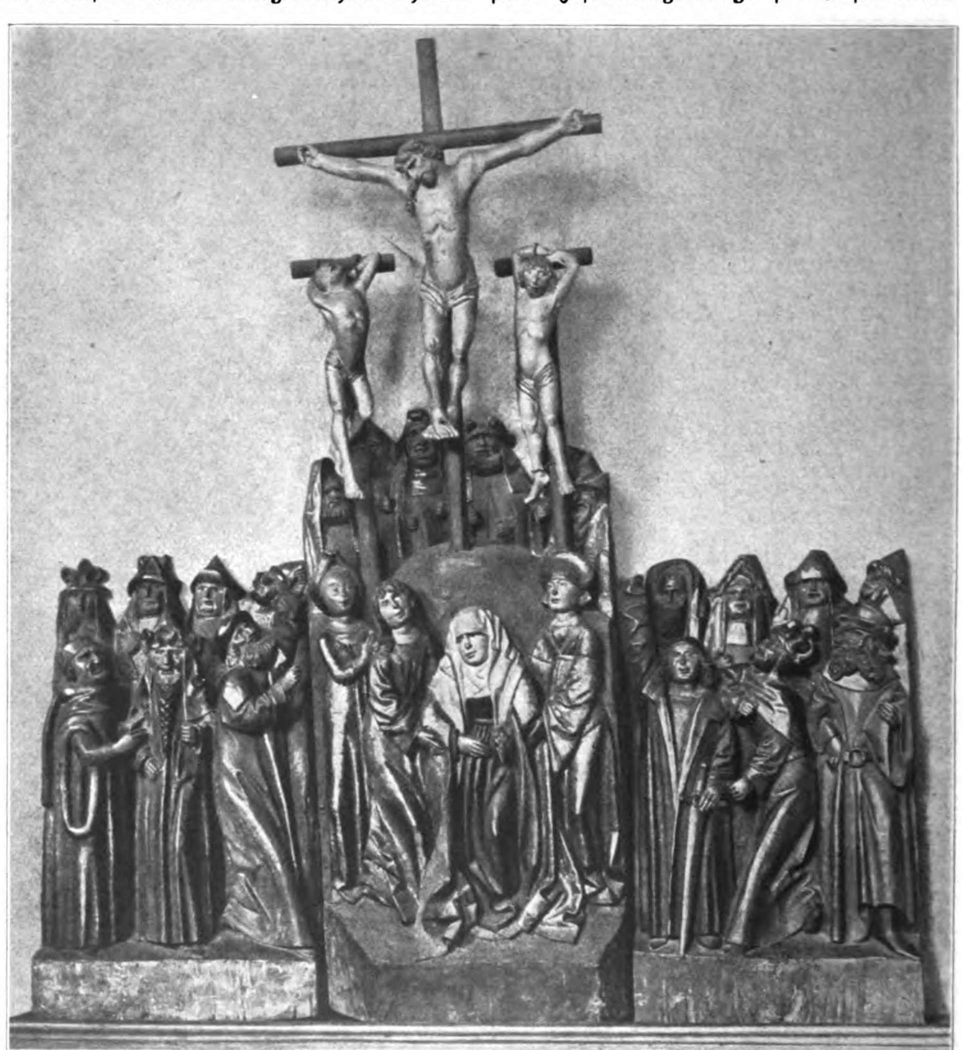
Über die Zeit der Herstellung dieses bemerkenswerten Altars fehlen Nachrichten. Sie läßt sich aber wohl bestimmen. Die



Schnitzaltar aus der Kirche des Dorfes Feldberg bei Fehrbellin. Um 1520

Technik, die Gewandbehandlung, Art und Höhe der Kunst nötigen, seine Entstehung in den Beginn des 16. Jahrhunderts, etwa 1510, zu setzen. Gerne wüßten wir, wer der Meister war, der dieses tüchtige Werk schuf. Leider ist uns darüber nichts berichtet. Als sicher darf man annehmen, daß er der fränkischen Schule, die damals in hoher Blüte stand, angehörte oder wenigstens von ihr stark beeinflußt war. Denn sein Werk atmet ganz ihren Geist. Ruhig darf man dabei den Namen Tilman Riemenschneider nennen. An ihn und seine Art erinnern diese Bildwerke nicht nur, sie sind auch seiner würdig.

Die in den Abb. S. 383 bis 386 wiedergegebenen Gruppen und Figuren waren bis auf zwei Teile von Schnitzaltären, wie sie in Deutschland in der Mitte des 14. Jahrhunderts aufkamen und den eigentlichen Ruhmestitel der gotischen Holzplastik bilden. Das Märkische Museum besitzt mehrere vollständig erhaltene, die gut erkennen lassen, wie sich die vier zuletzt besprochenen Stücke zu einem Ganzen zusammenschlossen oder wie man die in den Abb. S. 383 f. vorgeführten in die Gesamtschöpfungen einzuordnen habe. Ich muß es mir aber hier versagen, einen von ihnen zu behandeln, und spreche lieber von einem etwas anders gearteten, weil er besonderes Interesse beansprucht, wenn auch die künstlerische Lösung der Aufgabe an ihm nicht sein eigentlicher Vorzug ist. Er ist anders geartet als diejenigen, die die hier gezeigten Bildwerke voraussetzen, insofern er nicht Einzelgestalten oder Einzelgruppen bietet, sondern in ihm ganze Szenen dargestellt sind, in denen eine Fülle von Personen zusammengedrängt ist. Dieser Altar



Kreuzigung Christi. Holzgruppe aus der Kirche von Hohenschönhausen bei Berlin. Anfang des 16. Jahrh.

(Abb. S. 387) stand einst in der Kirche des Dorfes Feldberg, das in der unmittelbarsten Nachbarschaft des schlachtberühmten Fehrbellin liegt. Er zeichnet sich durch eine ungewöhnlich gute Erhaltung aus. Noch heute strahlt er in der reichen Vergoldung und Bemalung, die er vor vier Jahrhunderten erhalten hat. Die Zeit seiner Entstehung wird mit Sicherheit durch das Maßwerk bestimmt, mit dem der Mittelschrein und die Flügel verziert sind. Der Spitzbogen ist schon ganz verschwunden und erscheint in Arabesken mit Laubwerk aufgelöst. Wir sind am Ende des gotischen Stiles angelangt, und der Altar dürfte um 1520 anzusetzen sein. Er besteht aus einem Mittelschrein und je einem Flügel, die umzuklappen sind. Da ein solcher Altar für gewöhnlich geschlossen war und nur an den hohen Festtagen geöffnet wurde, so mußten auch die Außenseiten irgendwie bearbeitet sein. Das ist denn auch hier der Fall. Nur haben sie keinen plastischen Schmuck erhalten, sondern sind bemalt. Ein bei Schnitzaltären beliebtes Thema ist behandelt: die Passion Christi mit den sich an sie anschließenden Geschehnissen. Auf dem linken Flügel sehen wir oben, wie Christus dem Volke gezeigt wird, unten die Geißelung, rechts oben die Dornenkrönung, unten Christus vor Pilatus. In dem unter dem Mittelteil gelegenen Abschnitt, der sogenannten Predella, ist die Grablegung dargestellt. Die Außenseiten der Flügel zeigen in Bemalung oben die Kreuzabnahme, unten die Auferstehung, rechts oben die Höllenfahrt, unten die Himmelfahrt Christi. Wie die Ausführung dieser Malerei recht mäßig ist, so steht auch die plastische Arbeit auf keiner besonderen künstlerischen Höhe. Dem Meister kam es in erster Linie auf eine starke äußere, man kann ruhig sagen, theatralische — wir werden die Berechtigung dieses Wortes noch kennen lernen — Wirkung an. Er will blenden. Er schwelgt — was freilich nur vor dem Werke selbst deutlich wird — er schwelgt in Gold und Farbe. Besonders in Gold. Nicht bloß die Frauen haben goldene Mäntel, sondern auch die Männer sind mit goldenen Kleidern oder Rüstungen angetan. Auch das Riemen- und Zaumzeug der Pferde, ja sogar die Schurze Christi und der beiden Schächer prangen in Gold. Dieser Freude des Künstlers an Pracht und Glanz entspricht es, daß er im Mittelteil in der Darstellung der Kreuzigung dem Kriegerischen den weitaus größten Raum gönnt. Der Hauptmann ist mit einer so stattlichen Schar von Reitern und Kriegsknechten erschienen, daß auf sie das Hauptinteresse des Beschauers gelenkt wird, während die Gruppe der hingesunkenen Maria und der Frauen in die linke Ecke, allerdings des Vordergrundes, gewiesen ist. Zu den Füßen des Heilands kniet noch eine Frauengestalt, in der wir wohl Maria Magdalena zu erkennen haben. In der Wiedergabe der Gestalten der Kriegsknechte zeigt sich der Künstler von seiner besten Seite. Hier sind ihm charakteristische Typen derber Landsknechte, die er unbefangen seiner Zeit entnahm, gelungen. Sonst ist die höhere Aufgabe der Kunst: die Beseelung hinter der Freude an Prunk und Pracht, an der glänzenden Maschinerie zurückgeblieben. Der Ausdruck des ungeheuren Schmerzes Mariä und der Trauer ihrer Umgebung ist flach. Auch die Technik läßt zu wünschen übrig. Die Schwierigkeit der Perspektive, die das Zusammendrängen so vieler Menschen und Rosse auf einem engen Raume bot, ist nicht ganz überwunden. Die Größenverhältnisse der Figuren sind nicht durchweg richtig abgemessen. Einige Kriegsknechte erscheinen zu lang, die Pferde zu klein. Trotz diesen Mängeln ist die Darstellung der Kreuzigung durch persönliche Auffassung, Lebendigkeit und einen gewissen Schwung interessant. Sie steht jedenfalls höher als diejenige der vier Felder auf den Flügeln, auf denen die Wiedergabe der Passionsszenen ganz konventionell ist. Hier fällt auch ein technischer Fehler ins Auge. In dem unteren Feld des linken Flügels ist der Kriegsknecht, der Christus mit dem Fuß stößt — auch er ist übrigens wieder ganz in Gold gehüllt — ein wenig verrenkt, so daß die Stellung anatomisch unrichtig ist. Demgegenüber zeigt die Grablegung in der Predella eine höherstehende, recht lebendige Ausführung. Es ist wohl möglich, daß an dem Altar verschiedene Hände tätig waren.

Wie aber mag ein immerhin so stattliches und bemerkenswertes Werk in die Kirche eines so kleinen Dorfes, wie Feldberg war und heute noch ist, gekommen sein? Darüber möchte ich eine Vermutung äußern, die, wie ich meine, einiges für sich hat. Stilistische Gründe führten dazu, den Altar an den Ausgang der gotischen Zeit, etwa ins Jahr 1520 zu setzen. Nun ist uns eine Urkunde vom 16. März 1522 überliefert (Riedel, Codex diplomaticus Brandenb. I, Bd. 7, S. 103 ff.), aus der hervorgeht, daß an diesem Tage Bischof Hieronymus von Havelberg die Herren von Ziethen mit dem Dorfe Dechtow und mit Hebungen aus Bellin, Feldberg und Brumme belieh. Es ist vielleicht nicht zu verwegen, die Existenz des Altars mit den durch die Urkunde bezeugten Umständen in Verbindung zu bringen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Herren von Ziethen zum Dank für die Belehnung den Altar stifteten. Die Besorgung wird dann wohl die bischöfliche Verwaltung übernommen haben. Sie beschaffte den Künstler und gab ihm den Auftrag. So erklärt sich der stattliche Aufwand und so wird verständlich, wie eine kleine Dorfkirche in den Besitz eines so prächtigen Werkes gelangte. Wo es nun aber hergestellt wurde, aus welcher Schule es hervorging, ob es ein einheimisches Erzeugnis ist, diese Fragen bleiben vor der Hand unbeantwortet.

Ich sprach vorhin von der Freude des

Künstlers an Glanz und Pracht. Man darf annehmen, daß sich dabei der Einfluß der Ausstattungskünste der geistlichen Spiele des ausgehenden Mittelalters geltend machte. Wir wissen, daß man damals bei den Aufführungen Prunk zu entfalten liebte und auch solche Darsteller in prächtige Kostüme kleidete, für deren Rollen es wenig angemessen war, wie Diener und Personen niederen Standes (vgl. Wilhelm Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, Halle 1893, Bd. I, S. 215). Und gerade das sehen wir auch an unserem Bildwerk, wenn Kriegsknechte mit goldenen Gewändern angetan sind und die Rosse an goldenen Zügeln geführt werden.

Denselben Einfluß der Bühne nehmen wir an der Plastik wahr, die uns die Abb. auf S. 388 vorführt. Es ist ein selbständiges Stück, das nicht zu einem Altar gehört. Es stellt ebenfalls die Kreuzigung Christi dar, beschränkt sich aber im Vergleich zum Mittelteil des Feldberger Altars auf einen kleineren Ausschnitt aus dem Vorgang. Es stammt aus der Kirche des nunmehr zur neuen Stadtgemeinde Berlin gehörigen ehemaligen Dorfes Hohenschönhausen und ist allem Anschein nach ein Werk aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Wir haben eine dreiteilige Komposition vor uns. Der mittlere und Hauptteil zeigt Christus am Kreuz, rechts und links von ihm die beiden Schächer. Zu ihren Füßen die hingesunkene Maria, von Johannes und Maria Magdalena gehalten. Hinter Johannes steht noch eine trauernde Frauengestalt, die Martha oder Salome sein kann. Hinter den Kreuzen sehen wir Zuschauer. Diese füllen auch die beiden anderen Glieder der Komposition, die Teile links und rechts vom Mittelfeld. Und zwar stehn links (von uns aus betrachtet) die Vertreter der jüdischen, rechts die der römischen Obrigkeit, während die sechs hinter den Kreuzen stehenden unamtlichen Charakters sind. Trotz im ganzen guter Erhaltung weist das Stück leider einzelne Schäden auf.

Auch diese Plastik prangt im reichsten Farbenschmuck. Sie blitzt nur so von Gold und Silber, von dem sich satte Farben wie Grün und Rot kräftig abheben. Maria ist in ein rotes Gewand gehüllt, das ein goldener Mantel mit blauem Futter bedeckt. Über Kopf und Hals ist ein weißer Schleier gebreitet. Maria Magdalena trägt ein goldenes Kleid mit silberfarbenem Mantel. Die hinter Johannes stehende Salome ist ganz in Silber gehüllt.

Die Gestalt Christi ist würdig gehalten, die Erscheinung Mariä mit erfrischender Unbefangenheit ganz naiv und volkstümlich aufgefaßt, ja derb und bäurisch; der Ausdruck des Schmerzes nicht eben tief. Um so stärker erscheint er bei dem neben ihr stehenden, ungeschickt zusammengeknickten Johannes. Die Gestalt ist für unser Gefühl komisch geraten. Aber in der Spätgotik finden wir öfter starke Affekte durch ein solches krampfiges Winden und Renken der Glieder wiedergegeben, wie auch der zweite Zuschauer der rechten Gruppe, ein Richter, dem als Zeichen seiner Würde ein jetzt fehlender Stab beigegeben war, eine ähnlich konvulsivische Haltung zeigt. Auffällt die Physiognomie des einen Schächers (rechts vom Beschauer). Ihm ist mit voller Absicht ein ausgesprochenes Galgengesicht verliehen. Zeigt sich hierin eine Neigung zu satirischer Kraßheit, so gibt ihr der Künstler in noch höherem Grade in der Charakteristik der Zuschauer nach. Indem er sie mit wunderlichen, grotesk gebogenen Nasen, seltsamen Bärten — einer ist zu einem Zopf geflochten — feisten Gesichtern mit sogenannten Kehlbraten versah und ihnen exotische Kopfbedeckungen verlieh, brachte er eine sonderbare Galerie konfiszierter Gesichter zusammen. Dabei hatte er es vor allem darauf abgesehen, den jüdischen Typus in aller Schroffheit herauszuarbeiten und bloßzustellen. Alle aber, Juden wie Römer, grinsen höhnisch erfreut über das erschütternde Geschehnis, dessen Zeugen sie sind.

Uns befremdet diese Einmischung des derb Komischen in die erhabene Tragödie des Erlösers in höchstem Maße. Am Ausgang des Mittelalters aber war sie üblich, und zwar wieder in der dramatischen Literatur. Gerade aus der Mark Brandenburg liegt uns dafür ein beweiskräftiges urkundliches Zeugnis vor. Im Jahre 1471 befiehlt der Bischof Wedego von Havelberg den Geistlichen, die Darstellung von Passions- und Legendenspielen innerhalb ihrer Pfarrgebiete zu unterdrücken wegen der eingestreuten ungehörigen und schimpflichen Possen (vgl. Riedel, Codex diplomat. Brandenb. I, Bd. 3, S. 257). Besonders den Kriegern, Henkern und Juden waren diese burlesken Späße von oft widerwärtiger Roheit zugewiesen. So kam es in Passionsspielen vor, daß die Juden um das Kreuz, an dem Christus hing, einen grotesken Tanz mit Gesangsbegleitung aufführten. Ihnen fiel in besonderem Maße die Aufgabe zu, für die Komik zu sorgen. Um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, gaben die Schauspieler Aussehen, Sprache und Gebärdenspiel der jüdischen Bevölkerung ihrer Zeit karikierend wieder. Sichtlich haben wir in diesen Auswüchsen das Vorbild für die Darstellung der Zuschauer auf unserem Bildwerk zu suchen.

Wer aber mag der Künstler gewesen sein? Welcher Schule gehörte er an? Wer hat das interessante Stück der Hohenschönhauser Kirche gestiftet? Wir wissen es nicht.

So birgt die märkische Plastik noch viele Rätsel, die eine hingebende Forschung hoffentlich in nicht zu ferner Zeit lösen wird. Aber gerade das dichte Geheimnis, in das diese namenlose Kunst noch gehüllt ist, gibt den schönen Werken einen Reiz mehr, jenes Ahnungsvolle, das manchem sinnenden Geist erwünschter sein mag als die oft kalte wissenschaftliche Erkenntnis.



I.

„Wohl vor lauter Singen, Singen
Kommen wir nicht recht zum Leben."
Eichendorff.

Musik, Musik!

Als ob es einmal anders gewesen wäre in Werner Ardelfings Leben! Die Zügel fest in der Hand, den Kopf nach oben: durch! Ja, und nun saß er in seinem gemütlichen Zimmer und wartete auf Cora. Lustig sollte es werden. Sie liebte Zigaretten, sie liebte Licht und Blumen, sie liebte gut zu essen. Gut, gut. Er sprang auf. Die Hände in den Hosentaschen, lief er fröhlich durch die kleine Herrlichkeit, fuhr wie liebkosend mit den Augen noch einmal über all die bunten Dinge hin, rückte hier etwas, zupfte da etwas. Also los!

In ihm knospete ein ausgelassener Frühling.

* * *

Frühling drinnen, draußen Herbst, war es nicht wiederum immer so in seinem Leben gewesen? Ewig die gleiche Sehnsucht nach Beständigkeit, nie Rast, nie Ruhe, denn die eine war es doch nicht! Er hatte einmal davon gelesen, zwei Menschen seien bestimmt für das Leben von Urbeginn der Welt. Das eine Du warte immer auf das andere, um erst das ganze Ich zu werden. Gelacht hatte er über solche Schwärmerei. Das sagten alle Verliebten. Und er wußte ja, wie rasch, wie unheimlich rasch über Nacht ein Herz unter Blüten schwanken konnte.

Cora!

Er lehnte an die Scheiben und sah die Straße hinab. Wie köstlich doch so ein Nichtstun ist und nur das selige Warten. Er kannte es von seiner Kindheit her.

„Aus deinem Jungen wird niemals was!" brummte der Vater. Und die Mutter hatte gelächelt. So ein Lächeln, das aus den Augen springt, man kann es nicht hören, man kann es nur sehen.

„Meinst du?" war dann ihre Antwort.

„Er landet noch einmal als Klavierspieler in so einem Vorstadt-Café, wirst sehen!"

Schrecklich mußte das sein. Werner Ardelfing erkannte in diesem Vorstadt-Café die Vorstufe zur Hölle. Er hörte das Wort zu oft. Es blieb hängen in seiner Vorstellung und stand schwarz und grotesk da wie eine abscheuliche Vogelscheuche mit baumelnden Armen und schlotternden, spinndürren Beinchen; es konnte jeden Augenblick ein Windstoß darüber weg brausen, dann lag die Herrlichkeit im Dreck. Natürlich tat er nichts lieber, als am Klavier sitzen. Die Herren Schullehrer machten bedenkliche Gesichter. Freilich, sie wußten auch nur etwas von Mathematik und Latein und Griechisch und leider sehr wenig von Musik. Das Wort stand nicht im Duden. Und dann kam noch die Geige hinzu. Weil Mutter das so wollte. Es gab einen Heidenkrach. Denn Vater Ardelfing wollte seinen Sohn zu einem tüchtigen Meister seiner Webkunst machen.

„Was fängt man mit solch brotlosen Künsten in solch brotloser Zeit an, he?"

Doch die Mutter hatte nur eigentümlich bestimmt gesagt: „Aber Arthur, du hast mich doch auch nur geheiratet, weil ich dir Musik vormachen konnte."

„Das ist ein himmelweiter Unterschied, meine Liebe. Ich mußte mir meine Erholung erst verdienen durch saure Arbeit. Du weißt ja."

Ja, Werner wußte dann schon immer, was jetzt kam. Daß Vaters Eltern große Webstühle in die Zimmer eingebaut hatten. Daß hier Tag und Nacht geschafft wurde, zäh und unerbittlich, wie das am Niederrhein sich von selbst versteht. Daß Vater selbst als kleiner Junge die fertigen Ballen fortbringen mußte. „Zu Fuß, mein Junge, auf Schusters Rappen. Ich bekam einen Groschen für jeden Weg, der stundenweit war. Und mußte über Stock und Stein. Und knackte einmal ein Steg zusammen über einem Bach, so durfte ich selber hineinplumpsen. Aber hoch über den Kopf hielt ich den Ballen Tuch."

Das war Vaters Heimat.

* * *

Werner Ardelfing war nachher als kleiner Junge öfters dort gewesen. Die Großmutter war tot und die Webstühle waren auch schon fort. Nur Tante Sophie und Onkel Karl lebten noch mit Großvater zusammen. Der trank gerne einen Steinhäger. Aber Onkel Karl war sein erster Freund. Wenn sie dann abends unter der Hängelampe um den runden Tisch herum saßen und die große Pfanne mit Bratkartoffeln mitten darauf stand, ein Becher voll Milch neben jedem Teller, dann pickte der

kleine Werner dem Onkel Karl die Speckkräbbeln vor der Nase weg. Herrlich war das. Und dann ging Onkel Karl jeden Abend hinter das Haus in den großen dunklen Baumgarten, ganz für sich allein. Was Onkel Karl da wohl machte? Die Bäume rauschten und stießen mit den breiten Köpfen gegeneinander, als ob sie sich zankten. Und Äste bogen sich und fielen herab, als ob sie sich schlügen. Werner hatte dann immer Angst. Aber Onkel Karl war das Rauschen der Bäume wie Musik.

Richtig, von ihm hatte er jenes Wort zuerst gehört.

„Musik? Was ist das, Onkel Karl?"

Aber Onkel Karl hat ihm nie eine Antwort darauf gegeben. Er war überhaupt sehr schweigsam und ist ganz früh gestorben. An Schwindsucht.

Das war auch so ein Wort wie Vorstadt-Café. Als Vater einmal zuerst Vorstadt-Café gesagt hatte, mußte Werner an Schwindsucht denken.

Und einmal war er sehr garstig gewesen zu Großvater. Daß der ihn in die gute Stube einsperrte. Vor Wut hatte er mit den Füßen gestampft, dann das Fenster aufgemacht und war herausgeklettert. Wie er da an Großvaters Zimmer vorbeimußte, stand der hinter der Gardine und hatte gelacht. So ein wunderschönes, altes Männerlachen, ganz in sich hinein.

⌘ ⌘ ⌘

Ja, das war lange, lange her. Und Vater war zu den Soldaten gekommen, hatte bis zum Unteroffizier gedient und viele Schießmedaillen erhalten. Dann war er als Werkmeister in die Fabrik gegangen und hatte bei einer Festlichkeit Mutter kennen gelernt. Sie spielte Klavier an dem Abend. Musik machte dem arbeitsamen Mann die Hände frei und das Herz.

Dann wurde ein eigenes Geschäft aufgetan, und er, Werner Ardelfing, kam zur Welt.

Den Vater bekam er nur bei den Mahlzeiten zu sehen und dann mußte er achtgeben, den großen Mann nicht zu erzürnen. Man durfte nichts fragen bei Tisch und sich nie zweimal nehmen von etwas, das man gerne aß. Ein Hauch von feierlicher Strenge lag immer um Vater. Und nur bei der Mutter war es warm und gut. Wenn ihn fror, brauchte Werner nur eine Falte ihres weichen Kleides zu greifen, und dann lächelte die Mutter, und dann lag wieder ein Stück Frohsinn über dem Tisch.

Dann kam er auf das Gymnasium, denn des Vaters Geschäft vergrößerte sich zur Fabrik und Werner sollte einmal das Erbe antreten.

„Der Sohn muß immer mehr sein als der Vater. Sonst taugt es nicht und das Ziel war umsonst."

„Kann man denn nicht auch etwas anderes werden als der Vater?" wagte dann Mutter.

„Man soll nie aus seiner Haut heraus wollen. Tradition ist alles. Das andere sind Firlefanzereien. Merke dir das, Werner."

Und Werner zuckte zusammen und lernte. Die Kandare. Er lächelte. Nein, sie hat nichts geschadet. Im Gegenteil, man wäre ja sonst und womöglich auseinander geflossen noch vor Trunkenheit und Farbenfreude. Es setzte sich etwas fest in ihm so, das herrliche Gefühl: Trutz. Warten können und Trutz. Einmal gelingt es ja doch!

Es waren nichtsdestoweniger qualvolle Jahre. Mehr für Mutter noch, als für ihn. Lichtpunkte blieben immer nur die Ferien.

⌘ ⌘ ⌘

Und die verlebte er bei Mutters Bruder am Rhein, dem alten Musikanten und Junggesellen. Onkel Stephan war eine Welt für sich. Er war Solo-Cellist in einem größeren Orchester gewesen und lebte nun dem besonnten Abend seines fröhlich stillen Lebens. Köstlich, wenn Onkel Stephan von seiner Jugend erzählte, dem alten Hartebeck, Mutters Vater, Organist in Neunkirchen. Nämlich, der junge Stephan mußte schon früh die Geige kratzen und zu Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnissen und Tänzen aufspielen. Immer hm — tata, hm — tata.

Einmal waren sie beide richtig beschwipst, der große Hartebeck und der kleine Hartebeck. Es war im Winter und hundekalt, und die Nasenlöcher froren einem sozusagen zusammen. Die ganze Nacht war gefiedelt worden und auch nicht schlecht gezecht. Jetzt kam der Nachhauseweg, den Berg hinunter. Und glatt war die Straße, daß man hätte in einem Hui bis vor Mutters Bett und in die Kissen hinein schlittern mögen.

Also mal überlegen, woher einen Schlitten kriegen! Da war der kleine Hartebeck auf den herrlichen Einfall gekommen, den braunen Violinkasten zu einer Schlittenpartie vorzuschlagen. Er setzte sich vorne auf, Vater hinten und jetzt los, den Berg hinunter, daß einem Hören und Sehen verging. Und es ging vorzüglich, es klappte herrlich. Bloß, der Kastenboden war dünn geworden, wie ein Blatt Papier. Da war also die Bescherung. Wenn Mutter Hartebeck das bloß nicht merkte!

Überhaupt, der Onkel Stephan war ein Kerl.

⌘ ⌘ ⌘

Als er aus der Schule kam, sollte er Kaufmann werden. Das mit dem Geigenstreichen ist doch kein anständiger Beruf, der einen Mann ernähren konnte, geschweige noch eine Liebste dazu. Sie hieß Lisette.

Lisette, was für ein Name in Neunkirchen!

Und natürlich, sie lachte auch den armen Stephan Hartebeck aus. Er drücke sich ja nur auf Tanzmusiken herum, um anderen für Geld aufzuspielen. Sie aber wolle selber tanzen! So ein vierschrötiger Mensch, der er sei, arm wie eine Kirchenmaus obendrein, sie pfeife auf seine Süßholzraspeleien. Und ein Jahr darauf gebar sie einem nichtsnutzigen, eitlen Burschen ein Kind. Der, eines Großbauern hochnäsiger Sohn, ließ sie sitzen mit ihrem Kind. Und in einer Nacht ging sie auf und davon aus Neunkirchen.

Stephan Hartebeck aber, der Kerl, haute dem Burschen bei nächster Gelegenheit eine herunter, die sich gewaschen hatte. So war es angefangen. Und bei der nächsten Kirmes trugen sie Stephan Hartebeck halbtot in der Nacht nach Hause. Die saubere Gesellschaft hatte ihm aufgepaßt. Er hatte sich wie ein Verzweifelter gewehrt mit Kasten und Violine, bis alles kurz und klein geschlagen war. Da hatten sie Bierseidel nach ihm geworfen, und eines hatte ihm am rechten Fuß die Sehne durchschnitten. Seit der Zeit hinkte Onkel Stephan.

Er hatte es gründlich satt in Neunkirchen und kam zu einem Freund seines Vaters in Lehre. Der wohnte in Amsterdam.

⌘ ⌘ ⌘

Das war nun wieder eine sehr merkwürdige Sache. Stephan Hartebeck, des Organisten Sohn aus Neunkirchen, kam nach Amsterdam! Da fing eigentlich sein Leben erst an.

Sie wohnten in einem uralten Haus mit tausend Stuben, Treppen und Winkeln, in einer der vielen Gassen, an denen Amsterdam so reich ist. Stephan arbeitete sich empor vom Mädchen für alles bis zur rechten Hand des hochwichtigen Prinzipals. Sie handelten meist in Kaffee und Kakao.

Stephan war an die fünfundzwanzig Jahre, da kaufte er sich ein Cello bei einem Juden, der mit allerhand schönen, alten Dingen handelte, Uhren, Tassen, Schränken, Büchern, Bildern, Waffen und Porzellan.

Da kam ein Abend, an dem saß Stephan in seinem niedrigen Zimmer über dem Cello und ein Bote meldete sich vom Hafen, der Herr möchte kommen, das Schiff sei eingefahren. Aber der Herr hatte Stephan schon bedeutet, in diesem Falle ihn zu vertreten. Denn der alte Schiffsmann war eine jener echten Wasserratten, die im Jahre nur viermal an Land gehen. Dann aber auch gehörig. Hm!

Also machte sich Stephan ahnungslos auf den Weg, tappte mit dem jungen Knecht durch die dunklen Hafengassen ans Wasser. Ein Boot ruderte sie an den schwarzen, schweren Kahn, der einsam auf dem dunklen Wasser schaukelte. Und da stand der alte Seebär schon an der Reeling, spuckte aus, als er den flaumbärtigen Stephan Hartebeck erblickte, und meinte: „Was soll ich denn mit dir bei Grog und Weibern?"

„Grog und Weiber? Aber die Ladung, Herr —"

„Die Ladung findet schon ihren Weg und kann warten. Aber Grog und Weiber warten nie."

Und dann fuhren sie zusammen in dem Boot zurück ans Ufer.

„Na, ich will dir mal die Herrlichkeit zeigen, Unschuldsblut."

Stephan war entschieden unheimlich zumute. Sie schlugen einen dunklen Seitenpfad ein auf dem Lande, den er noch nie betreten hatte.

„Ich habe Angst."

„Glaub's dir, Unschuldsblut."

„Ach, sagen Sie doch nicht immer Unschuldsblut! Was heißt das überhaupt?"

„Da mußt du schon die Mädchen fragen."

Und der alte Seemann blieb plötzlich stehen und klopfte dreimal gegen eine schwere Tür. Ein alter, häßlicher Frauenkopf steckte sich zur Luke heraus, nickte und öffnete vorsichtig. Dann übergoß sie beide ein grellrotes Licht, und eine Wolke von allen möglichen Gerüchen brach aus einer Tür, und Stimmen kreischten, und weißes, nacktes Fleisch quoll aus bunten Tüchern. Und auf einmal schrie eine: „Lisette, der Junge da ist was für dich!"

Wie ein Keulenschlag traf dieses Wort den Stephan Hartebeck. Sein Blut brannte die Wangen hinauf. Und die Treppe herunter kam, in kurzen, grünen Höschen, nur ein gelbseidenes Tuch um die Brüste geworfen, lächelnd, eine Zigarette im Munde, kam ...

„Lisette!"

Er schrie es, es war wie Heulen und Johlen.

Dann schlug die schwere Türe mit dumpfem Gepolter hinter ihm zu ins Schloß. Und Stephan lief durch die Gassen an den Hafen, sah Menschen, Häuser, Schiffe, sah Himmel und Sterne und stöhnte wie zerbrochenes Kristall und riß sich sein Herz blutig daran.

„Lisette!"

⌘ ⌘ ⌘

Andern Tags fuhr er nach Neunkirchen zurück. Wenige Jahre später wurde er

Cellist, reiste von Stadt zu Stadt mit seinem Orchester und wurde ein Mann und Sonderling. —

Den mußte Cora kennen lernen.

Wieviel er ihm doch zu danken hatte! Einer von den Menschen, zu denen man in allen Lebenslagen kommen durfte: „Onkel Stephan, ich muß dir mal was erzählen."

„Ja, dann leg' los, mein Junge."

Stundenlang konnte so der alte Herr zuhören, bis man sich endlich selber ganz klar und vernünftig geredet hatte und Onkel Stephan kaum noch ein Jota zu dem eigenen Entschlusse hinzuzufügen brauchte.

Dann hob er nur den alten, schönen Kopf, wenn seine vierzehn Uhren schlugen. Sein Ehrgeiz ist, sie einmal alle zusammen schlagen zu machen. Aber das bringt selbst Onkel Stephan nicht fertig. Ein wogendes Meer bleibt sein Uhrenreich. Als wenn im Reichstag einmal alle zugleich und durcheinander redeten.

Die mächtige, große Standuhr im Arbeitszimmer, dunkelgebeizt, mit reichem Schnitzwerk geziert, war der „Kardinal". Langsam schlug sein Pendel, sein Schlag übertönte gewichtig alle anderen Uhren. Er fing immer zuerst an und war zuletzt fertig. Autorität. Roma locuta, causa finita.

Gewöhnlich haspelte mit ihm zugleich eine schmale, fistelige Hängeuhr über dem Klavier. Nervös und aufgeregt, sich förmlich überschlagend, immer halb in Wut, als schimpfe sie und schriebe schlechte Noten ein in ein dünnes Notizbuch. Natürlich hieß die Uhr der „Oberlehrer".

Aber der „Oberlehrer" ärgerte sich doch nicht mit Unrecht. Gerade unter ihm tickte mit silbernem Glockenschlag eine zierliche Rokokouhr. Im galanten Menuett bewegten sich auf ihr ein ritterlicher Herr in Schnallenschuhen mit wippendem Degen und eine weißgepuderte Reifrockdame. Nach jeder Tour küßten sie sich und blieben dann eine Sekunde lang stehen, wie in süßem Erschrecken. Natürlich, das machte den „Oberlehrer" aufgeregt.

Und im Hausgang hing der „Prolet", in der Küche der „verliebte Unteroffizier", auf dem Schreibtisch polterte natürlich der „Schwadroneur". Aber Cora würde sie ja alle einzeln und persönlich kennen lernen. —

⌘ ⌘ ⌘

Wo blieb sie denn nur?

„Liebste, wie ich warte auf dich!" sagte Werner Ardelfing laut vor sich hin. Er ist so in Gedanken, daß er erschrickt vor der eigenen Stimme. Die Minuten fliegen und er müßte ihr noch so viel erzählen.

Aber wußte sie nicht längst schon alles? Wie er mit Ach und Krach sein Abiturientenexamen gemacht hatte. Ausgelacht hatte sie ihn: „Was hab' ich für einen dummen Mann!"

Aber Paul Weber, nein, den kannte sie noch nicht.

Der war sein Schulfreund gewesen. Die gleichen Interessen hatten sie beide zusammengeführt. Die anderen büffelten und tranken Bier und liebten schon Dienstmädchen. Und die gute oder schlechte Klassenarbeit war der Planet, um den sich alles drehte. Paul und Werner aber beschäftigten sich immer mit Dingen, die noch in weiter Ferne lagen.

Paul wollte Intendant werden. Lächerlich, nicht wahr, als ob man so etwas „werden" könnte! Er sprach das auch nicht mit dürren Worten aus, aber das Ziel war eben da. Da gab es nichts mehr zu rütteln dran.

Paul, der zwei Jahre älter war als er, lenkte Werners Sinn zuerst auf das Theater. Nur Mutter wußte davon, wenn sie abends hingingen. Für Vater gab es eine Ausrede, ach, er hätte das ja nie verstehen können. Losgelöst von einem waren alle Welt, alle Schulsorgen, alle Zukunft. Das Orchester stimmte seine Instrumente, der Samtvorhang bewegt sich leise hin und her, ein Gongschlag und dann das nadelspitze, unerhört kurze Anschlagen des Taktstockes vom Kapellmeistersitz: Die Ouvertüre rauschte über das Haus hin! —

Einmal machten beide eine Fußwanderung durch Thüringen. Angeregt und doch müde kamen sie eines Abends spät in eine kleine Stadt. Ein Gasthof war bald gefunden. Als sie sich eben hinsetzen wollten zum Abendbrot, da legte Paul die Hand auf Werners Arm und deutete lächelnd und sich schon halb erhebend auf ein großes Plakat an der Wand: Heute Lustspielabend: „Die Journalisten" von Gustav Freytag, aufgeführt von Mitgliedern des Residenztheaters in Hildburghausen.

Da nickte auch Werner erfreut und zustimmend, und beide wußten nichts mehr von Hunger und Abgespanntheit, sie waren schon auf dem Wege zum Theatersaale.

Im Vorraum drängten die Menschen, die Kasse war umlagert. Paul betrachtete sich die Bilder der Schauspieler in einem aufgehängten Glaskasten. In der Mitte der Photographien hing die „Adelheid" des heutigen Abend.

Noch spürt Werner das plötzliche Erschrecken in ihm selber, als Paul mit verblüffender Bestimmtheit sagte: „Das Bild muß ich heute abend noch haben. Ich muß sie kennen lernen."

„Du bist wohl ...“

„Nein, ich bin nicht verrückt. Du wirst sehen, ich besitze das Bild heut nacht, sogar mit ihrem Namen darunter.“

Paul war sehr schweigsam während der Vorstellung. Es wurde mit rechter Schalkheit gespielt, und besonders die „Adelheid“ wirkte köstlich in ihrer liebreizenden Ungezwungenheit. Sie mußte übrigens ganz gewiß um einiges älter sein, als sie beide.

In einer Zwischenaktpause ging Paul dann aus der Parkettreihe, um bald wieder zurück zu sein. Er zeigte unter dem Programm dem völlig sprachlosen Werner das Bild der „Adelheid“. Paul hatte einfach die Glasscheibe eingedrückt und das Bild aus dem Kasten genommen. Theaterdiener oder Aufsicht gab es in diesem primitiven Saal nicht.

„Nun muß ich sie noch persönlich kennen lernen,“ sagte Paul ganz ruhig.

Er schickte Werner ohne Widerrede in den Gasthof und bedeutete ihm nur, wach zu bleiben.

Dann wartete er selber am Bühnenausgang auf sie.

Die kleine Stadt war schon schlafen gegangen. Er ging unauffällig und in einigem Abstand hinter ihr her. Mitten auf der Brücke holte er sie ein: „Verzeihen Sie gütigst, ich will Sie nicht belästigen. Ich möchte sie nur herzlichst bitten, mir Ihren Namen unter dieses Bild zu schreiben. Hier ist ein Bleistift.“

Die Überraschung war nun gleichermaßen groß auf beiden Seiten. Die Schauspielerin war erzürnt über die Dreistigkeit des Überfalls, wie sie sich ausdrückte. Und Paul entzückt über die Erregung und Schönheit ihres Gesichtes, das er nun zum erstenmal ganz nahe vor sich sah. Nur seine Augen sprachen und gaben ihr Antwort. Und sie schrieb halb belustigt und etwas hastig ihren Namen unter das Bild: Nora von der Heydt.

„Darf ich Sie auch noch um Ihre Adresse bitten?“

„Das finde ich nun wirklich mehr als kühn.“

Und sie gab ihm auch ihre Adresse.

⌘ ⌘ ⌘

Bei jener Abiturientenprüfung trug Paul Weber ihr Bild in seiner Gehrocktasche wie einen Talisman. Und der Talisman schützte vor den Klippen und vor dem Hereinfall. Dann gingen beide auf die Post und telegraphierten: Examen bestanden. —

Die Zukunft riß sie auseinander. Werner ging in den Norden und studierte Jura, der Vater wollte es so. Er solle seinen juristischen Doktor machen, ehe er anfing, in der Fabrik praktisch zu arbeiten. Und Paul reiste natürlich in den Süden, nach München. Hatte Zeit, herrlich viel Zeit, durfte studieren, was er wollte, nämlich die schönen Künste.

Nora von der Heydt war nach Lübeck ins Engagement gegangen. Paul besuchte sie dort einmal und sah sie spielen. Er berichtete sachlich und kurz darüber im nächsten Brief an Werner. Aber der merkte die mühsam gezähmte Glut unter der kühlen Ruhe und wußte: Nora von der Heydt ist Paul Webers Schicksal.

Über zwei Semester lang sahen sie sich nicht. Bis Paul ihn eines Tages brieflich verlangte, er liege an einer tuberkulösen Rippenfellentzündung im Krankenhaus. Aber schon auf der Besserung.

Was war aus Paul geworden!

Aber Werner hielt sich fest in der Hand, er war es ja so gut gewohnt von zu Hause her. So sahen sie sich wieder. Sie täuschten Sonne vor, wo es sie beide schon fror, wie vor einem Abschied. Paul war rettungslos verloren. Auf seinem Bett lagen Entwürfe, Zeichnungen, Regiebücher. Und auf dem weißlackierten Tischchen neben seinem Bett stand das Bild von Nora von der Heydt.

„Kennst du sie noch, Werner?“ Er strahlte über das ganze, arme, bleiche Gesicht und griff mit seinen langen, weißen Fingern nach dem Bild hin, wie nach einem Heiligtum.

„Denke dir, wie schön, ich habe ihr in diesem Winter öfters helfen dürfen. Wenn sie neue Kostüme brauchte und so.“

„Weiß sie denn von deiner Krankheit?“

„Nein, sie schickt ihre Briefe an meine alte Wohnung. Wozu braucht sie zu wissen? Sie würde sich ja nur ängstigen. Und die ganze dumme Krankheit ist ja auch schon halb vorbei. Du siehst ja, ich bin auf der Besserung.“

„Natürlich, Paul!“

Und acht Tage später war Paul tot. Das Bild von Nora von der Heydt fand man zerbrochen vor seinem Bett liegen. Er hatte wohl danach greifen wollen im letzten Augenblick, und es mußte ihm aus der Hand gefallen sein. —

„Herr Ardelsing,“ sagte nach dem Begräbnis Pauls Vormund, „Sie sind doch mit allen Dingen in Pauls Leben vertraut?“

„Ja, soweit ich ...“

„Kennen Sie eine Dame mit Namen Nora von der Heydt?“

„Ja, und?“

„Dann lesen Sie doch bitte einmal diesen Brief. Ich kenne nicht das Verhältnis zwi-

schen ihr und Paul. Aber Sie werden verstehen, wenn ich hier doch nach Zusammenhängen forschen muß."

Und Werner Ardelfing las den Brief eines Rechtsanwaltes an Pauls Vormund, in dem gesagt war, der verstorbene Paul Weber habe wohl nach bestimmten Vermutungen Frau Nora von der Heydt, seit zwei Jahren mit dem Tenor von der Heydt verheiratet, ein größeres Legat seines Vermögens ausgesetzt für den Fall seines Todes.

Werner schnürte es den Hals zu, er schämte sich so vor der Liebe seines toten Freundes, daß er den Vormund nicht ansehen konnte. Ihm stieg etwas die Kehle hoch, er spürte einen faden Geschmack auf der Zunge. Das Blatt Papier fiel zur Erde. Und der Vormund sagte langsam: „Das sind so Torheiten von jungen Herren."

„Lassen Sie den Toten!" schrie da Werner Ardelfing auf. „Sie war sein Alles!"

„Eine Schauspielerin?" konnte sich der Vormund nicht enthalten verächtlich zu bemerken.

Aber Werner Ardelfing hörte nicht mehr hin. Er war schon draußen vor der Türe.

⌘ ⌘ ⌘

Wie er nur an all das und gerade heute denken mußte!

Seit er Cora liebte, war ihm sein Leben, sein bisher geliebtes Leben, nur wie ein einziger Umweg zu ihr hin. Nun mußte sie erst noch alles wissen. Er quälte sich förmlich und sie, jedes Erlebnis zu entschleiern. Er wollte sich bewußt herabsetzen in ihren Augen. Das Gefühl der endlichen Heimat in dieser einzigen Frau war zu unfaßbar; er wollte kein Idealbild in ihr erstehen lassen, das er selber nie war. Er mußte beichten, Gerichtstag halten vor sich selber und Cora. Einmal mußte alles kühl und nackt dastehen. Einzig die Tat war das Positive.

Und so hatte es damals begonnen. Er fürchtete sich vor dem Weib und seiner Liebe, seit er Nora von der Heydt erkannt hatte. Das war wie die Lisette Onkel Stephans. Und sah er genau zu, so war auch sein Vater selbst nicht glücklich bei seiner Mutter, dieser geliebten Frau. Und forschte er weiter, so mußte auch ein Grund dafür da sein, daß Onkel Karl so schweigsam durch sein Leben gegangen war.

In dieser Wirrnis seines eigenen Ich war damals Loni Lasten in sein Leben getreten. Eine Kontoristin seines Vaters. Er hatte ihr eine ganz nebensächliche Bestellung auszurichten. Sie hatten sich beide angesehen, und eine ihm heute noch unbegreifliche Frage war ihm da plötzlich mitten in den rein geschäftlichen Dingen über die Lippen gesprungen: „Haben Sie eigentlich einen Liebsten, Fräulein Loni?"

Das junge Mädchen aber hatte ganz gelassen geantwortet: „Der, den ich lieb haben könnte, ist mir noch nicht begegnet."

War es diese Ehrlichkeit, an der nicht zu zweifeln war, war es das Gefühl, auch hier ist ein Mensch wie du selbst, einsam und allein — kurz, Werner kreuzte von nun ab absichtlich oder unabsichtlich öfters den Weg der Loni Lasten.

Er hatte Mutter nichts von Paul und Nora von der Heydt erzählt, Loni Lasten erzählte er einmal dieses Erlebnis, als sie beide allein im Kontor beisammen standen. Vater liebte es sehr, wenn er sich unten einmal blicken ließ. Und Werner Ardelfing tat ihm öfters den Gefallen, seit Loni Lasten ihm ihre seltsame Antwort gegeben hatte.

Ihr sprach er auch von seinem inneren Zwiespalt, in den ihn Beruf und Neigung, Lust und Zwang hineingestellt.

„Das kenne ich auch, Herr Ardelfing. Ich bin nicht ohne Ursache in dem Geschäft Ihres Herrn Vaters. Glauben Sie mir das."

„Ich weiß, Sie stehen allein in der Welt, Sie verdienen sich selbst Ihr Geld zum Leben. Aber Sie warten doch auch auf die Erlösung."

„Wissen Sie denn so genau, ob sie in jedes Menschen Leben kommt?"

„Ganz sicherlich, wenn man will."

„Ich glaube das nicht. Ich will schon, aber die Erlösung kommt doch nicht. Übrigens gäbe es nicht so viele müde Gesichter um uns herum, wenn es anders wäre. Müde vor Schuld und Wartenmüssen."

„Sprechen Sie doch nicht von Schuld, Fräulein Loni! Sie!!"

Da hatte sie den roten Kopf tief auf die Brust gesenkt und leise gesagt: „Man muß auch manchmal an der Schuld anderer mittragen, die einem nahestanden."

So erfuhr Werner Ardelfing, daß Lonis Vater Frau und Kinder verlassen habe und mit einer anderen Frau in die Welt gegangen und verdorben sei.

„Die Kandare" hatte er gesagt und die Lippen aufeinander gebissen.

Und in aller seligen Inkonsequenz hatten sie sich geküßt hernach. Ein wartemüdes Menschenkind schlang die Arme um seinen Hals, belog sich selbst und stöhnte in Qual und Glück: „Du — du!"

⌘ ⌘ ⌘

Wie viele Schicksale sich doch in einem einzigen Leben verstricken! Werner Ardelfing stand so auf einmal mitten in einem Kreisel.



Jugend. Gemälde von Rudolf Witzel

(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Wenn er nicht selber absprang im letzten Augenblick noch, so würde er geschleudert werden. Aber er fand nicht den Mut und taumelte in einen Rausch hinein, der ihn selbst ernüchtern und Loni Lasten zerbrechen mußte. —

„Aufhören — Aufhören!" schrie es in Werner Ardelsing.

Aber die Verantwortung hakt sich fest in jedes Menschen Fleisch. Man kann den Haken nicht herausreißen, ohne ein Stück seines eigenen Ich mit fortzugeben.

„Was hast du, Werner?" sagte die Mutter eines Tages zu ihm. Er machte Ausflüchte und Redensarten. Und kam nicht von dem Haken los.

Den konnte nur die eine selbst lösen. Und Loni Lasten tat es an dem Begräbnistag seines Vaters. —

Hell wie eine Fanfare, silbern, bebend schlug da die Glocke an. Alle Gedanken, alle Vergangenheit waren wie abgerissen.

„Cora!" jubelte Werner Ardelsing. Die Gegenwart blühte.

„Liebster!" jubelte Cora. Die Gegenwart blühte. Und da er sprechen wollte, hielt sie ihm den Mund zu mit Küssen.

II.

„Herz, in deinen sonnenhellen Tagen halt' nicht karg zurück."
Eichendorff.

Jedes Menschenleben ist eine Sinfonie, die von ihm selber zu Ende dirigiert werden muß. Was Wunder, daß der eine vorzeitig abklopft, der andere aber wie ein junger Gott eine Jubelhymne der Bejahung daraus macht. Immer doch wechselt das Thema mit dem Gegenspiel. Immer wechselt Andante mit Vivace. Glücklich allein der, dessen Finale noch ein Bekenntnis der Kraft, ein Loblied der Freude ist auf Gott, den Herrn aller Erdendinge!

Werner Ardelsing aber dirigierte wie ein junger Gott!

Durch den plötzlichen Tod seines Vaters gab es auch für ihn eine Umstellung. Die Juristerei zog er aus wie einen alten Rock, der ihm nicht mehr passen wollte. In einer rheinischen Großstadt studierte er Musikwissenschaft. Ein paar Stunden Bahnfahrt, dann war er bei Onkel Stephan. Aber ihn zog nichts hin vorerst.

Cora!

⌘ ⌘ ⌘

Er hatte sie auf dem Konservatorium kennen gelernt. Als Schüler der Dirigentenklasse hatte er Mozarts „Schäferin" mit ihr und ihrem Partner einzustudieren. Und dieser Mozart paßte so herrlich zu Cora mit seiner durchgeistigten Kultur. Dieses Blütenstreuen in Noten, dieses immer Belcanto-Singen, dieses silberne Lachen unter Tränen, dieses mit dem Leben in Schönheit Fertigwerdenwollen!

Cora kam es nicht auf die Technik an, mehr auf die seelische Durchdringung. Ein Stück Heimweh klang auf in ihrem Singen, eine Anmut der Bewegung durchsonnte ihr Spiel, das fern aller Regie nicht einstudiert, sondern angeboren schien.

Und dies alles bei der schlichten, tapferen Cora Hellweg. Sie kam aus einer alten preußischen Beamtenfamilie, Repräsentation, Beherrschung der Form, war ihre Tradition. Aber schon der Kampf in dieser bürgerlichen Familie mit ihrer Bühnenlaufbahn. Die Angst vor dem Ausbrechen aus solider Anschauung. Denn was ist „Theater"? Zigeunertum, Vagantentum, nicht wahr? Eine lange Bahn der Mittelmäßigkeit, wer zieht das große Los? Wer erhebt sich über den Durchschnitt?

⌘ ⌘ ⌘

Ein Gleichklang war in beider Lebenssinfonie.

Denn auch Cora Hellweg hatte Umwege machen müssen. Und wie viele würden noch folgen! Der Tag des lebendigen Menschen steht immer in Blüten, keiner kann sagen, welch neue Knospe das Morgen aufspringen läßt. —

Sie war eines jener ungewollten Kinder, denen die früheste Jugend nur ein rührendes Sehnen ist nach weichen Mutterarmen. Darum schien ihr eine glückhafte Stunde immer unverdient. Sie freute sich mehr an ihr, als tausend andere Kinder ihres Alters. Aber auch etwas Hingebendes kam so in ihr Leben, sie vertraute grenzenlos, um immer nur ebenso grenzenlos wieder enttäuscht zu werden.

Einmal erlaubte es der Arzt nicht, daß sie weiter zur Schule ginge. Cora fuhr mit ihrer Mutter zu der Vorsteherin des Institutes, die sie auf ein Vierteljahr beurlaubte. Aber das Schulgeld müsse weiter bezahlt werden.

Da weinte Mama über dieses nutzlos ausgegebene Geld.

O, sie meinte es ganz gewiß nicht schlecht. Aber Cora fühlt heute noch diese Tränen wie glühende Tropfen in ihrem Herzen.

Einmal war Schützenfest im Heimatstädtchen. Vater ging in seiner alten Offiziersuniform mit im Zuge. Musik war gekommen, Fahnengruppen stellten sich auf, alle Mädchen in weißen Kleidern mit bunten Seidenschärpen zogen mit. Nur Cora mußte noch zur Lehrerin, eine Arbeit nach-

machen. Wie sie sich schämte vor den andern! Aber Mama war für absolute Pflichterfüllung. Vom Fenster der Lehrerin aus hörte sie unten den Festzug mit Musik vorbeimarschieren. Ausgestoßen aus aller Freude! Keiner fragte nach Cora.

„Liebste," hatte Werner Ardelfing gesagt, als sie es ihm erzählte. Und Cora hatte die Arme um seinen Hals gepreßt: „Hätte ich damals gewußt, daß du einmal kommen würdest!"

⌘ ⌘ ⌘

Dann war Mutter leidend geworden, sie mußte öfters fort zu längeren Badereisen. In dieser Zeit vertrat Cora das Hauswesen, empfing als kleine Dame die Besuche ihres Vaters, suchte ihm Couleurband und Mütze aus dem Schrank, wenn er zu einer Altherrenkneipe zur benachbarten Universitätsstadt fuhr, und besorgte mit Frida die Einkäufe für die Küche.

„Weißt du, Werner, ich liebte immer schon, gut zu essen!"

Also Vater standen die Haare zu Berge: „Mama kommt immer zehn Tage länger aus mit dem Geld, als du."

„Mama kocht auch nicht so feine Sachen."

„Willst du wohl stille sein, Cora," lachte dann Vater. Und schmunzelnd zog er den Geldbeutel.

Eines Tages kam die Bäuerin mit einem ganzen Korb Pilze. „Was sollen die denn kosten?"

„Nur sechs Mark, schönes Fräulein."

Nein, das ging nicht, das war unmöglich. Cora stürmte zu Vater ins Arbeitszimmer: „Du sollst mal in die Küche herunterkommen, Pilze sind da."

„Was sollen die denn kosten? Frau," fragte Papa die Bäuerin.

„Nur sechs Mark, Herr Hellweg."

Das war ja toll! Aber diese herrlichen Pilze! „Nimm sie, Cora," sagte Papa, ging rasch wieder nach oben und tat so, als hörte er gar nicht, wie Cora in jubelndes Lachen ausbrach.

Ach ja, Vater! Sie schmückten immer das ganze Haus, wenn Mutter von der Reise zurückkam. Coras Bruder Hans war dann sehr traurig schon. Dann mußte man wieder auf Zehenspitzen schleichen in allen Zimmern, durfte sich kein Loch mehr in die Hosen reißen, durfte Frida nicht mehr duzen, sondern mußte sagen „Fräulein Frida" und „Sie". Und dann gab es immer einen kühlen Kuß von Mama auf die Wangen. Und wenn man wartete, darauf brannte, sie müsse sich nun endlich auch freuen über die bunten Kränze und Schleifen und Willkommenschilder über den Türen, dann sagte sie nur abweisend: „Daß ihr nie den Unsinn lassen könnt!"

Dann biß sich Vater auf die Lippen und stand ängstlich und steif da, als habe er etwas verloren und wage nicht auszusprechen, was.

⌘ ⌘ ⌘

Übrigens weiß er immer noch nicht, daß Cora zur Bühne gehen wird. Sie nimmt nur Gesangstunden auf dem Konservatorium. Singen, ja, das durfte zur Not ein Mädchen aus Hellwegs Traditionen. Aber Theater?

„Mädel, du kommst doch Weihnachten in unsere Berge? Wenn du nicht kommst, Mädel — dann sollst du dableiben," hatte Vater gesagt beim Abschied, herb und hart.

„Natürlich komme ich, du!"

⌘ ⌘ ⌘

Und Cora ist nicht hingefahren. Es war seltsam, an jenem Abend verband sie beide ihr Schicksal. Ist es nicht immer so im Leben, daß an Sekunden oft die ganze Wegrichtung hängt? Für Cora bedeutete gerade dieses Wissen der ganze Gottesglaube. „Schicksal", natürlich, man nannte das so. Aber eine göttliche Macht muß dahinter stehen, sie muß wollen. Es ist nichts Blindes in einer Schicksalsfügung. Und selbst, wenn dieses Schicksal nur Tragik bedeutet, Cora glaubte übrigens, es liege an der Persönlichkeit selbst, auch hier das Positive fertigzubringen. Sonne ist überall, es sei denn, man ziehe selber die schwarzen Vorhänge vor ihr zu.

An jenem Abend nun ging Werner Ardelfing, den Geigenkasten unter dem Arm, Gepäckstücke in der Hand, zum Bahnhof. Onkel Stephan hatte sich angesagt zu Hause bei Mutter, und beide erwarteten ihn mit dem Abendzug. Er würde auch Loni Lasten wieder sehen. Aber er dachte daran nur, wie man einer lieben Erinnerung nachhängt, die mitten im Alltag mit leisen Händen einem über das Herz streicht.

Auf dem Bahnsteig stand Cora Hellweg in ihrer hübschen violetten Sportsjacke. Die Lippen aufgeworfen, recht trutzig die Hände in den Taschen vergraben, wie ein richtiger Lausbub stand sie da. Er hätte sie beinahe über den Haufen gerannt mit seinem vielen Gepäck und in seiner unwirklichen Gedankenwelt.

„Ja, was machen Sie denn hier, Fräulein Hellweg?"

Sie war ganz rot geworden. Und heute noch erinnert sie sich dieses Augenblickes, wie sie da plötzlich nur das eine dachte: ‚Der fehlte noch gerade!'

Und da waren ihr, ohne daß sie es

wollte, die Augen naß geworden: „Ich habe so schreckliches Heimweh, Herr Ardelfing. Vater erwartet mich, ich muß nach Hause, um seinetwillen allein. Und kann doch nicht, Herr Ardelfing! Sie lassen mich ja nimmer fort dann. Vorbei ist es mit meiner Kunst. Ich selbst kann dann auch nicht mehr. Und nun bin ich nur auf den Bahnsteig gegangen, um wenigstens die Züge fahren zu sehen."

Werner Ardelfing war rührend komisch in seiner absoluten Hilflosigkeit. Vorsichtig stellte er erst einmal alles Gepäck um sie beide herum, daß sie wie hinter einer dicken Mauer standen, dann faßte er ihre Hand: „Sie dürfen nicht weinen, liebes Fräulein Cora."

Natürlich heulte sie erst recht da.

Und aus war es mit ihm. Er sah den Stationsvorsteher die Signallampe heben, er erinnerte sich ganz entfernt: Onkel Stephan würde irgendwo am Bahnhof stehen und frieren und warten, Mutter hätte einen Rotwein heiß gemacht mit Zucker und Nelken und Zimmet darin, im Musikzimmer würde Licht brennen, Blumen würden neben seinem Bett auf ihn warten ...

Wie ein Grandseigneur bestellte er nur eine Droschke, verlud Cora und all sein Gepäck, gab rasch ein Telegramm auf nach Hause, und wenige Zeit späten saßen sie in einem herrlich gemütlichen Café und feierten ihre Weihnacht.

⌘ ⌘ ⌘

Molto vivace jubelte die Lebenssinfonie um sie beide. Und die Pauken der Freude dröhnten und die Klarinetten der Liebessehnsucht jauchzten und alle Harfen und Cimbeln frohlockten.

Heute, wie sonst, so war es an jedem Tag. Cora kam! Wußte die Stunde einen köstlicheren Inhalt zu verschenken?

Und wollte er reden, dann hielt sie ihm den Mund zu mit Küssen. —

⌘ ⌘ ⌘

Auf ihrer ersten gemeinsamen Reise aber sagte sie ihm alles.

Der Frühling lockte, Torheiten koboltzten wieder in der Luft und in jedem Blut. Also beschlossen sie eines Tages, für eine Woche heimlich zu verschwinden. Mit dem Münchener D-Zug fuhren sie den Rhein hinunter.

Dampfer grüßten, Schlote rauchten, Burgen winkten, Sagen erzählten, die weißen Kopftücher der Winzer und Winzerinnen leuchteten vom schwarzen Schiefer der Weinberge, das ganze Land lachte in Sonne wie ein verhätscheltes Kind. Und Vater Rhein strich wohlgelaunt seinen weißen, wallenden Bart, und der Nibelungen Gold schüttete mit magischer Glut der Liebe köstlichsten Reichtum auf zwei selig Verliebte.

Sie fuhren weiter den Main hinauf, sausten an Würzburg vorbei, sahen den heiligen Kilian hoch auf der Brücke stehen und mit steinernen Fingern den lieblichen Frankenwein segnen und kamen spät abends in Rothenburg an.

Rothenburg ob der Tauber!

Hier war das Nest ihrer Liebe. Die Wehrgänge und Tore und Brustmauern hielten ab, was an Wirklichkeit sich zwischen sie drängen wollte. Sie schritten durchs erste Tor, und hinter ihnen versank die Gegenwart.

Hatten sie beide sich nicht schon gekannt vor vielen hundert Jahren? Meistersingerzauber lag über dem alten Marktplatz. Der Herterichbrunnen rauschte leise, Holunder mußte bald blühen. Ach, blühte er nicht längst schon in ihnen selber tief? Walter Stolzing und Eva.

„Du!" bebte Werner Ardelfing und preßte den Arm um ihren schlanken Leib. Ihre Stunde war gekommen. Frühling war in der Welt, über Nacht würden alle Knospen springen in der Heimat.

⌘ ⌘ ⌘

Da preßte Cora die Lippen aufeinander, löste mit festen Händen seinen Arm von ihrem Leib, stellte sich ganz dicht vor ihn hin und schlug mit ihren Worten langsam und hart das ganze Frühlingsmärchen in Stücke: „Ich kann nicht dein Weib sein, Liebster. Man darf der Stunde nie befehlen wollen. Einmal wollte ich es schon und ich habe es bitterlich büßen müssen."

Sie brach ab, stand da, den Kopf gesenkt tief auf der jungen Brust, die Hände straff über ihren Leib gespreizt.

„Siehst du, darum habe ich dir immer den Mund verschlossen, wenn du reden wolltest. Ich weiß auch, was ich dir jetzt sage, daran zerbricht der Mann. Es sei denn, er liebte grenzenlos. — Es nahm mich einer, Werner, denn ich glaubte ihm. Er hatte die Sprache der Wunder und alle Dinge waren heilig in seiner Hand. Ich glaubte es ja so gerne! Keine Mutter war, die mir Freundin mochte sein. Keine Freundin war, die mir Frau hätte sein mögen. Da kam er. Aber er riß den Vorhang entzwei, der hinführen sollte zum Wunderland, bevor es erst aufgetan war. Er nahm mich, Werner, ich muß dir alles sagen, er nahm mich wie eine Dirne."

„Cora!!"

Und der Herterichbrunnen rauschte leise, Holunder mußte bald blühen, und über Nacht würden alle Knospen springen in der Heimat.

Die Nacht hielt den Atem an.

„Es war furchtbar, Werner, am Tisch zu sitzen neben Vater, Mama gegenüber, und dieses Wissen zu haben! Ich, die Ausgestoßene von allen, eine Hellweg dazu!" —

Es sind die seltsamsten Gedanken, die einen in bittersten Stunden überfallen, man kann sich nicht dagegen wehren. ‚Lalarigi,' dachte Werner Ardelfing. Er kannte ein Mädchen seiner Heimatstadt, eine, die er lieb gehabt als Kind. Sie waren zum Kaffee dort, er und seine Mutter. Da hatte ihn das Mädchen mit in ihre Stube genommen. Auf dem Fensterbrett stand in einem Wasserglas ein ekelhafter Blutegel. „Lalarigi," hauchte das Mädchen zärtlich zu ihm hin. Sie war eine Schwärmerin. Heute wußte er, sie war eine junge Heldin. Ihr ekelte vor einem Blutegel. Darum pflegte sie ihn. „Lalarigi" nannte sie das Tier.

Immer noch stand Cora vor ihm. Nur ihre weißen Hände rangen sich ineinander, sie allein lebten. —

Da lachte ein Mann über den nachtdunklen Platz in Rothenburg. Wie eine Fanfare klang dieses Lachen, wie ein Schwerthieb: Trutz! Ich stehe da! Und Werner Ardelfing riß sie in seinen Arm: „Ich liebe dich, mein Weib."

Und alle Sterne sprangen auf am Himmel wie Leuchtkugeln.

III.

„Ewig muntres Spiel der Wogen,
Viele hast du schon belogen."
Eichendorff.

Ein Telegramm von Mama rief Cora nach Hause, Vater sei plötzlich schwer erkrankt, es sei das Schlimmste zu befürchten. Sie vermochte nicht einmal, sich von Werner zu verabschieden, so hatte diese Hiobsbotschaft sie überfallen. Als er anderen Tages zum Konservatorium kam, gab ihm der Hausdiener nur ein paar Zeilen Coras, die ihn nur flüchtig aufklärten.

Da fühlte er das erstemal etwas wie Lähmung über sich kommen. In jedes Mannes Liebesleben spielt der Zweifel eine heilige Rolle. Er ist nicht mit Eifersucht zu verwechseln. Werner Ardelfing fühlte, wie das eigne Herz sich in ihm löste. Mit Cora war sein Ich gefahren. Er konnte sich nicht denken, daß eine Macht außer ihm noch Gewalt habe über sie. Nun war er allein, er mußte abwarten —

Hans Hellweg holte seine Schwester mit dem Jagdwagen von der Bahn ab. Als sie ihn sah, wußte sie, Vater sei tot. ‚Und ich bin Weihnachten nicht gekommen,' dachte sie.

Aber Hans hatte mehr Sorgen um Mutter. Es war in der Zwischenzeit etwas vorgefallen zu Hause, von dem Cora nichts ahnte. Er selber hatte es ja nur halb erlebt in seiner Weltunerfahrenheit und sich mühsam die Dinge erst zusammengereimt. Eine andere Frau war in Vaters Leben getreten kurz vor seinem Tode. Hans sagte es Cora, die wie eine Betende die Hände im Schoß gefaltet hielt.

Es war zu einem heftigen Auftritt gekommen, dann war das ganze Haus wie ein Sarg gewesen, still und tot. Mama schlief im Fremdenzimmer seitdem, sonst nichts.

Und der Vater war am Herzschlag gestorben. Er war noch zu Mutter ins Zimmer gekommen, sie tat, als ob sie schliefe. Da hatte er gesagt: „Du solltest wieder neben mir schlafen, Emma." Sie hatte ihn gehen lassen ohne Antwort. Als sie nach Stunden mit Frida die Zimmer zurechtmachen wollte, lag Vater tot im Bett, das Burschenband in der Hand verkrampft, lag ganz ruhig da wie in einer Ohnmacht. Sie wusch ihn mit nassen Tüchern, bis der Arzt kam, damit er wieder zu sich kommen möge. Sie wußte nicht, daß sie einen Toten zum Leben erwecken wollte.

Als der Arzt es ihr sagte, war sie nahe daran, irrsinnig zu werden.

‚Vorbei,' dachte nur Cora Hellweg und blickte doch halb erstaunt auf den Jungen hin, der ihr all diese Dinge so sachlich und fast nüchtern erzählen konnte. „Vorbei auch mit meiner Kunst," wußte Cora. „Jetzt habe ich die Zügel in die Hand zu nehmen."

⁂

In jenem Sommer brach der Krieg aus. Über Nacht stand die Welt in Waffen. Cora pflegte die Mutter, Werner meldete sich als Kriegsfreiwilliger. Keiner wußte vom andern. Sie hatte ihm die gedruckte Todesanzeige ihres Vaters noch geschickt. Er ahnte, sie würde nicht zurückkehren auf das Konservatorium.

Und die Mobilmachung war ihm wie ein Gewitter, das endlich sich entlud. Er fuhr nicht einmal mehr nach Hause oder zu Onkel Stephan. Der Mensch bezieht ja so gerne alles Weltengeschehen auf sich allein. Werner stand auf einmal mitten in einer Aufgabe, die ihn bestimmte, nicht er sie.

Fahnen und Glocken verkündeten Siege über Siege. Beim ersten Sturmangriff, den sie mit gefälltem Bajonett einexerzierten auf dem Kasernenplatz, da rannen ihm die Tränen über die Wangen. Was Heimat, Kunst, was Liebe! Soldat sein, nicht wissen, wo einen die Kugel treffen und ob sie überhaupt einen finden würde. Nur Deutsch-

land gab es, ein liebes, großes, herrliches Deutschland mit seiner Mutter, Onkel Stephan, mit seinen Partituren, mit dem Marktplatz in Rothenburg, mit all seiner übermenschlichen Sehnsucht zu Cora hin. Und der heilige Zweifel: würde sie aushalten? Oder war auch das nur wieder ein Umweg? Nicht denken, marschieren ... marschieren ...

⁂

Auf dem Heuberg am Bodensee wurde ihre Kriegsfreiwilligen-Division zusammengestellt. Sie lagen in einem Gasthof im Quartier. Werner mit seinem Burschen bezogen ein Zimmer. Ein richtiges Zimmer für Hochzeitsreisende, mit bordeauxroten Tapeten, weißen Betten und Goldverzierungen. Alwin hieß sein Bursche, er war Schreinergeselle. Er schrieb jeden Abend an seine Braut. Ihre Briefe lasen sie immer gemeinsam. Sie waren herzzerreißend in ihrer Verzweiflung. Denn sie beide hatten heiraten wollen in diesem Sommer, sie trug ein Kind von ihm unter dem Herzen. Und Alwin war nachher der erste der Kompanie, der fiel.

In einem anderen Zimmer lagen vier Kameraden. Sie nahmen eines Nachts ein Mädchen mit auf ihr Zimmer, die ganze Kompanie wußte es. Sie standen alle wie in einer Wolke von Erotik und Todesverachtung, die einer dem andern sich einredete. Als freiwilliger Kirchgang war, meldeten sich neben Werner nur zwei andere seiner Kameraden. Und der eine von ihnen war mit auf jenem Zimmer gewesen.

„Was soll das alles," stöhnte Werner Ardelfing. „Wo ist Haß und wo fängt das Ideal an! Ist nicht alles nur triebhaft auf der Welt, gibt es überhaupt ein Erheben aus all den trüben Erdendingen, oder kann nur der einzelne für sich allein eine Welt sich aufzimmern, in der es gut sein mag zu wohnen! Krieg, wann warst du einmal nicht in der Welt, warum immer Feindschaft mit jedem Nächsten? Gibt es noch Bruder und Schwester? Gott gibt es, ja." Und Werner Ardelfing fühlte, auch sein kleines Geschick lag in seiner Hand. „Aber warum vernichtet er ganze Reiche, ehe sie gebaut sind? War nicht auch seine Seele ein Reich, das der Vollendung harrte?"

Und Allegro und Fortissimo brauste die Lebenssinfonie.

⁂

Ein Mozart-Scherzo aber tanzte noch einmal mit dem scharf geschliffenen Bajonett. Werner und andere Kameraden waren eingeladen am Abend vor dem Ausmarsch auf die Villa eines der Honoratioren. Werner sang Lieder zur Laute. Und die liebreizende Liesel, die junge Tochter des Hausherrn, saß neben ihm. Sie spielten auch Klavier. Musik in Waffen! Die schweren Stiefel traten das zierliche Pedal. Er phantasierte über sein Lieblingslied: Lieb Heimatland, ade! Da setzte sich Liesel neben ihn auf die Klavierbank, raschelte aus ihrem weißen Unterrock eine kleine Mundharmonika und spielte die Melodie mit.

Cora!

Dann holten sie spät abends in großen Körben noch Blumen für den Ausmarsch. Liesel ging mit. Einmal stolperten sie und bückten sich beide zugleich, die gefallenen Blumen aufzuheben. Und küßten sich.

Cora!

Über Nacht lag die ganze Welt in einer weißen Schneedecke. Es war bitter kalt und die Gäule tanzten ängstlich vor der Glätte und wurden unruhig durch die aufreizende Marschmusik. Der Bahnhof war schon durch Posten abgesperrt. Draußen vor den Brettergittern aber standen Tausende. Im letzten Augenblick kam eine einzige noch auf den Bahnsteig: Liesel. Als der Zug eben sich in Bewegung setzte, erreichte sie das Kupee, und ein ganzer Strauß roter Nelken flog in Werners Gesicht hinein, ein helles Lachen, Winken und Hurraschreien und da, wie auf ein unsichtbares Kommando, sangen all die jungen Kriegsfreiwilligen, sangen alle miteinander: Lieb Heimatland, ade! —

⁂

Hinaus! Wohin? Nach Ost oder West, nach Nord oder Süd, keiner wußte das. Tag war wie Nacht und Nacht war wie Tag. Einmal fuhren sie morgens in aller Frühe durch eine Bahnstation. Eine einzige junge Frau stand da. Sie winkten ihr alle zu wie besessen. Sie aber drehte sich um und weinte.

Also doch nach Rußland. In Gumbinnen wurden sie ausgeladen. Die Russen waren kurz vorher hier gewesen. Die ersten Flüchtlinge waren zurückgekehrt. Deutsche Kriegerfrauen winkten und schäkerten. Krieg?

In den ersten Tagen kam ein ganzer Zug vor das Kriegsgericht, Vergewaltigung eines Polenmädchens.

Dann wurde es ernst. Der Mensch teilte sich in zehn andere. Alle Energien in einem waren angespannt zum Bersten. Und die Schlacht und Sturmangriff und Tote und gräßlich Verwundete und Gefangene und Sieg und Rückzug. Langsam löschte die gemeinsame Not alles Persönliche aus. Irgendeiner hatte irgendwo eine Geige aufgetan, und Werner spielte oft seinen Kameraden vor. Immer stand der Tod auf Posten dabei und wehrte den Kugeln.

Werner Adelfing war mit Leib und Seele Soldat. Übrigens das ganze Regiment war es auch. Mancher Mutter Sohn fiel darüber, und sie begruben ihn in Rußlands Erde. Das Grauenhafte war nur, daß man sich an all das gewöhnte. Man gewöhnte sich daran, dem Tode in das beinerne Gesicht zu sehen, wie man sich daran gewöhnt hatte, die silberne Offizierskokarde zu grüßen.

So wie damals in der rheinischen Großstadt beim Kriegsausbruch war es nicht mehr. Daß ein Student auf den Kandelaber einer elektrischen Lampe kletterte und hunderte Zuhörer in eine rasende Begeisterung riß, sich selber berauschend an seinen Worten. Es war alles unheimlich ruhig in ihnen. Das Reglement regelte Herzenswünsche und Sturmangriffe. Das Leben gebot zu kämpfen, das Schicksal, Gott!

Werner Ardelfing wurde nicht einmal aus der Bahn gerissen, als ihm eines Nachts auf Patrouille eine verirrte Kugel den rechten Oberarm zerhackte.

⌘ ⌘ ⌘

Onkel Stephan besuchte ihn oben hoch in Ostpreußen, als er im Lazarett lag. Onkel Stephan! Also war kein Loch im Ring des Erlebens: Onkel Stephan war wieder da! Langsam holte ihn das alte Leben wieder heim in seine Sinfonie. Richtig, er hatte ja beinahe aufgehört selber zu dirigieren.

Onkel Stephan redete immer drum herum. Und Werner beruhigte ihn fast fröhlich: „Ja, der Traum ist freilich zu Ende. Der Arm wird steif bleiben. Das mit dem Kapellmeister ist vorbei. Aber nur äußerlich!"

Onkel Stephan verstand nicht recht.

Und Werner konnte es ihm auch nicht klarmachen. Als Onkel Stephan wieder abfuhr, merkte er wohl dessen Beklemmung. Es kam natürlich auch gleich ein Brief von Mutter an, er solle nicht verzweifeln. Rührend war dieser Brief in all seiner versteckten Liebe und Zärtlichkeit.

O, Werner Ardelfing dachte nicht an Verzweiflung! Er hatte seine ganze Pflicht getan als Soldat. Er war nicht umsonst ein Deutscher. Was kann die Kugel dazu und der, der sie abdrückte? Ob er es wohl getan hätte, wenn er ihn, Werner Ardelfing, selber gekannt hätte? Nur ein Tier kann hassen.

Langsam kam die Genesung über ihn. Er eroberte sich eine lang entbehrte Köstlichkeit nach der anderen. Hier drinnen im Lande ging alles weiter und draußen an der Front auch. Nur eine winzige Kleinigkeit fehlte. Nämlich die Verbindung. Munitionszüge, Liebesgabensendungen, Lebensmitteltransporte stellten diese Verbindungen her. Aber Seelen hätten es sein müssen. Und diese Seelen hätten unerhört feine Nerven haben müssen. Eine leise Entfremdung konnte im andern Falle einfach nicht ausbleiben, sie mußte von Tag zu Tag weiter einreißen.

⌘ ⌘ ⌘

Werner Ardelfing kam auf seltsame Ideen. „Seelen," sagte er, aber er meinte Frauen. Ja, das war es. Den Armeen fehlte die Wagenburg der Frauen. Wie die alten Germanen auszogen mit Weib und Kind in den Feldzug, so müßte Deutschland an die Fronten ziehen. Das ging natürlich nicht. Das war Unsinn. Aber liegt oft die Unmöglichkeit einer Sache nicht am Unsinn der Erkenntnis?

So eroberte er sich Stück für Stück zurück. Wie ganz unbegreiflich herrlich bloß, einen Streifen Land zu sehen, in dem nicht geschossen wird! Wie ganz unfaßbar schön, mit Messer und Gabel wieder zu essen! Wie berauschend festlich, ein Buch in der Hand zu halten und zu lesen von Dingen, die mit dem Leben eigentlich nichts zu tun haben! Wie über alle Maßen köstlich, wieder einer schön angezogenen Frau zu begegnen, wie sie geht und guckt, zierlich ihre Füße setzt, ein Ding zum Liebhaben. Werner Ardelfing bekam lächelnde Augen. Ja, was wußten sie denn eigentlich hier im Land von den Entbehrungen da draußen. Das Geknalle war es doch nicht. Tausendmal schmerzhafter waren all die kleinen Entbehrungen gewesen, die den Werktag erst zum Sonntag machen.

„Wolfgang Amadeus Mozart," konnte Werner Ardelfing bei solchen Gedankengängen laut vor sich hin sagen. Und dann wölbte sich dieses Wort zu einem Dom beglückender Feierlichkeit.

Was allein hatte ihm denn draußen die herzliche Kameradschaft, fast Bruderschaft seiner Leute geschenkt? Nur, daß er ihnen Musik vormachen konnte. Die Kunst allein ist der Generalfeldmarschall des Lebens. Erst wenn ein Volk die verloren hat, dann ist es verloren. Dann regieren Haß und Gier und Blut und Geld allein.

⌘ ⌘ ⌘

In seinem Lazarett dienten ostpreußische Mädchen als Schwestern. Die starke Lina Kanden war in seiner Station. Ihre junge Helferin hieß Erna Kirstan. Die elterlichen Höfe beider lagen benachbart, und beide Güter hatten die Kosaken eines Nachts in Brand gesteckt.

Lina Kanden hatte nie ein Lächeln auf dem Gesicht, und wenn sie dem Werner

Ardelfing zuhörte, so geschah es immer mit einem halben Ausdruck von mütterlicher Gutmütigkeit. Wie man einem sonnigen Jungen zuhört, der Pläne macht und dauernd in blaue Luftschlösser hineinreitet. Dem man die gute Laune nicht verderben mag, solange es das Leben nicht selbst und gründlich genug besorgt. Den man schließlich auch ein wenig eifersüchtig behütet, weil man Gefallen findet an so viel ungebrochener und gläubiger Lebenskraft.

Schließlich — aber soweit war es vorerst noch nicht.

Lina Kandens Vater hatten die Kosaken an die Wand gestellt und über den Haufen geknallt. Sie sah es von Mutters Zimmer aus, die krank zu Bett lag bei dem Überfall.

„Auf wen haben sie da geschossen?" schrie die Mutter auf.

„Sie haben nur Angst und feuern blindlings in die Luft hinein. Vater wird Hilfe bringen. Er ist auf dem Gaul zum hinteren Hoftor hinaus."

„Sind sie ihm nicht nach?"

„Nein, der Vorsprung war zu weit."

Da schoß zuerst die Flamme aus dem himmelhoch gefüllten Heuschober. Reckte sich wie ein grellrotes Tuch über den ganzen Hof. Und Lina Kanden riß ihre Mutter aus dem Bett, trug sie auf ihren starken Armen aus dem brennenden Haus, deckte ein Tuch über ihr fieberndes Gesicht, daß sie den toten Vater nicht sehen konnte, lud sie auf einen Handkarren und fuhr die Sterbende abseits des lohenden Feuers auf die Baumwiese.

In dieser Nacht nahm ihr der Tod Eltern und Heimat. Sie hat keine Träne vergossen darüber, heute noch nicht. Sie meldete sich als freiwillige Krankenschwester in Königsberg.

Ach, Lina Kanden lächelte über Werner Ardelfing, wie über einen großen Buben, den man lieb haben muß.

⌘ ⌘ ⌘

Erna Kirstan kam auch aus Königsberg. Ihre Eltern konnten rechtzeitig fliehen und konnten auch Silber und Papiere retten. Sie war eben in Königsberg in Pension gewesen und liebte einen, der stand jetzt als Oberleutnant bei der Artillerie im Felde. Und er war ein schneidiger Kerl.

Für Erna Kirstan bedeutete der Krieg nur eine abwechslungsreiche Tätigkeit, kein Schicksal. Sie las heimlich alle Krankengeschichten ihrer Schutzbefohlenen durch, und stand darin einmal etwas Unanständiges, dann zog sie die kleinen roten Lippen spitz zu, als sagte sie unhörbar: „Pfui!"

Werner erzählte Lina Kanden einmal von Cora. Da senkte sie unmerklich ihren herben Kopf und zog die Arme fest an. Es ging wie ein Ruck durch ihren Leib. Aber sie tat nur so, als wolle sie sich gerade hinsetzen auf ihren Stuhl.

Und am anderen Morgen verabschiedete sie sich von Werner Ardelfing. Sie war zum Chefarzt gegangen und hatte am Abend noch durchgesetzt, daß sie gleich zur Station der Schwerstverwundeten kam. —

⌘ ⌘ ⌘

Erna Kirstan wirbelte ins Zimmer hinein. „Ich habe einen Liebesbrief für Sie, Herr Ardelfing."

„Ich empfange keine Liebesbriefe, Schwester Erna," gab Werner Ardelfing lächelnd zurück, „sie sind mir zu fade."

„Pfui," sagte Schwester Erna da und warf ihr Blondköpfchen wie eine Frühlingsblume in den Nacken.

Es lag aber nur die Kritik einer Zeitung in diesem Brief, darunter standen mit Bleistift geschrieben die ersten Noten des Solvegg-Liedes und nur der Name: Cora. —

⌘ ⌘ ⌘

Mit dem Tode ihres Vaters und dem Ausbruch des Krieges war der gesicherte und wie auf Granit gebaute Familienbesitz der Hellwegs ins Wanken geraten. Hart packte die Faust zu. Mutter mußte also doch in ein Sanatorium. Ebenso mußte der Haushalt in Kürze für den Nachfolger Vaters aufgelöst werden. Und das Schlimmste: Mutters Vermögen, das in ausländischen Papieren angelegt war, verlor über Nacht allen Wert. Eine knappe Pension war die starre Zukunft.

Cora und Hans richteten eine kleine Wohnung ein in Berlin. Frida ging mit, und aus dem Sanatorium kam auch Mutter später nach. Sie hat nie mehr das Haus ihrer Ehejahre wiedergesehen.

Hans besuchte nun in Berlin die Schule weiter, und Cora stellte sich auf eigene Füße, sie nahm die Stellung als Schreibfräulein auf einer Bank an.

Hart und mühsam war der Weg, bitter und verzweifelt oft das nackte Leben. Sie hatte sich nach Werners Regiment erkundigt bei seinen alten Wirtsleuten.

Er selber schrieb nicht, o, Werner schrieb nicht!

Draußen wütete der Kampf, drinnen im Land logen sich die Menschen alle selber an mit dem Wort „Opferwillen". Wenigstens dieses Wort stand über aller Gemeinsamkeit, doch nur der, den es traf, litt unter seiner schweren Last.

Cora wollte oft zusammenbrechen darunter.

Und was war mit Werner? Hatte er ihre plötzliche Abreise damals nicht verstanden — vermochte er nicht zu fassen, daß sie nicht schreiben konnte vom Totenbett ihres Vaters — wußte er nicht, daß sie sich sehnte danach, er möchte sie als Tochter zu seiner Mutter bringen? Wollte er sie nur auf die Probe stellen — mußte man eine solche Liebe erst „beweisen“? Oder war auch das alles nur wieder eine Enttäuschung? Gut, dann war es die letzte gewesen ihres Lebens. Denn furchtbar muß der Augenblick sein im Leben einer Frau, wenn sie einmal aufzählen wird: Der erste, der zweite, der ...

So nahm Cora Hellweg, die Tapfere, ihr Leben in beide Mädchenfäuste. Wiederum besaß sie nicht Freundin, noch Mutter, die ein Leid mit zu tragen vermocht hätten. Das Bild des einzigen Freundes verschleierte sich, es stand im tiefsten Winkel ihres Herzens, und der Zutritt dahin ging erst durch bittere Trauer.

Gab es denn keinen Ausweg aus diesem Leid, aus der erdrückenden Nüchternheit ihrer engen Bürgerlichkeit?

Ach, die Kunst — ihre Kunst!

⌘ ⌘ ⌘

Und sie bettelte Mutter die Erlaubnis ab, in ihrer freien Zeit wieder die Studien aufnehmen zu dürfen.

Langsam wich alle Bitternis. Wo Schwierigkeiten sich einstellten, da waren sie nur da, genommen zu werden. Cora war wieder die Tochter ihres Vaters.

Ihr erstes Engagement brachte sie zu einer Provinzbühne bei Berlin. Sie wohnte bei bescheidenen Kleinbürgersleuten, die sie mit grenzenloser Verehrung behandelten. Das Bühnenvölkchen! Wie schön die Welt da sein muß! Sie nannten sie immer nur „ihre“ Cora Hellweg!

Ein junger Schauspieler interessierte sich sehr für Cora, wie man so sagt beim Theater. Und sie mochte gerne einen Kameraden haben. Aber da er ihr einmal von Liebe sprach, da sagte sie nur: „Es wartet einer auf mich und ich warte auf ihn.“

Und sie erzählte ihm die Geschichte ihrer Liebe und nannte auch Werners Namen.

Es gibt Menschen, die bringt ein tiefes Erlebnis erst zu sich selbst. Daß sie plötzlich ihres eigenen Ich sich bewußt werden. Sie finden sich am Scheidewege. Auch dieser Mann war blind durch Abenteuer und Verliebtheiten gegangen. Treue kannte er nicht und sie war ihm nie begegnet. Er pflückte die Blüten, wo sie lockten. Da aber quoll der erste süße Schmerz in ihm auf. Und sein Gefühl war echt genug, auch dafür dankbar zu sein.

Er schrieb ohne Wissen Coras an Werner Ardelfings Regiment. Und am Abend ihrer ersten, großen Partie, es war die „Desdemona“ in Verdis „Othello“, zeigte er ihr die Antwort, in der von Werners schwerer Verwundung des rechten Armes berichtet wurde und die Anschrift seines Lazarettes mitgeteilt war.

Das war Coras köstlichste und reichste Stunde nach langer und banger Zeit.

Anderen Tages schickte sie Werner Ardelfing ihren Brief. Sie wollte dem Schicksal nicht in die Räder greifen. Sie wollte ihren Liebsten nur grüßen. Ein Gruß der Solveyg: „Ich hab' es versprochen, ich harre treulich dein!“ —

⌘ ⌘ ⌘

Werner Ardelfing sah vom Fenster seines Zimmers in den Abend hinaus. Unten auf der Gasse klappte der eintönige Schritt des Postens, immer auf und ab, er hörte ein Wasser rauschen, er hörte die schrillen Pfiffe der Lokomotiven, er wußte, sie brachten neues Material zur Front: Menschen, Pferde, Waffen, Munition. Oder sie kamen heim von draußen, fuhren Not und Elend nach Hause, kaputt geschossene Glieder, vernichtete Existenzen.

War nicht all das nur ein Traum?

Wenn er die Augen jetzt zu- und dann aufmachte, blühten dann nicht wieder Blumen auf dem Tisch in seinem Zimmer, würde dann nicht gleich wieder die Klingel anschlagen, kam nicht Cora zur Türe herein, irgendeinen Klavierauszug unter dem Arm. Ach, er flog meistens einfach auf die Erde, wenn sie die Arme um ihn schlang und sie beide sich küßten.

„Ich hab' es versprochen, ich harre treulich dein!“

Sie hatten sich eigentlich nie große Worte gesagt und nie feierliche Schwüre getan. Menschen, die oft enttäuscht wurden, haben Angst vor solchen Dingen.

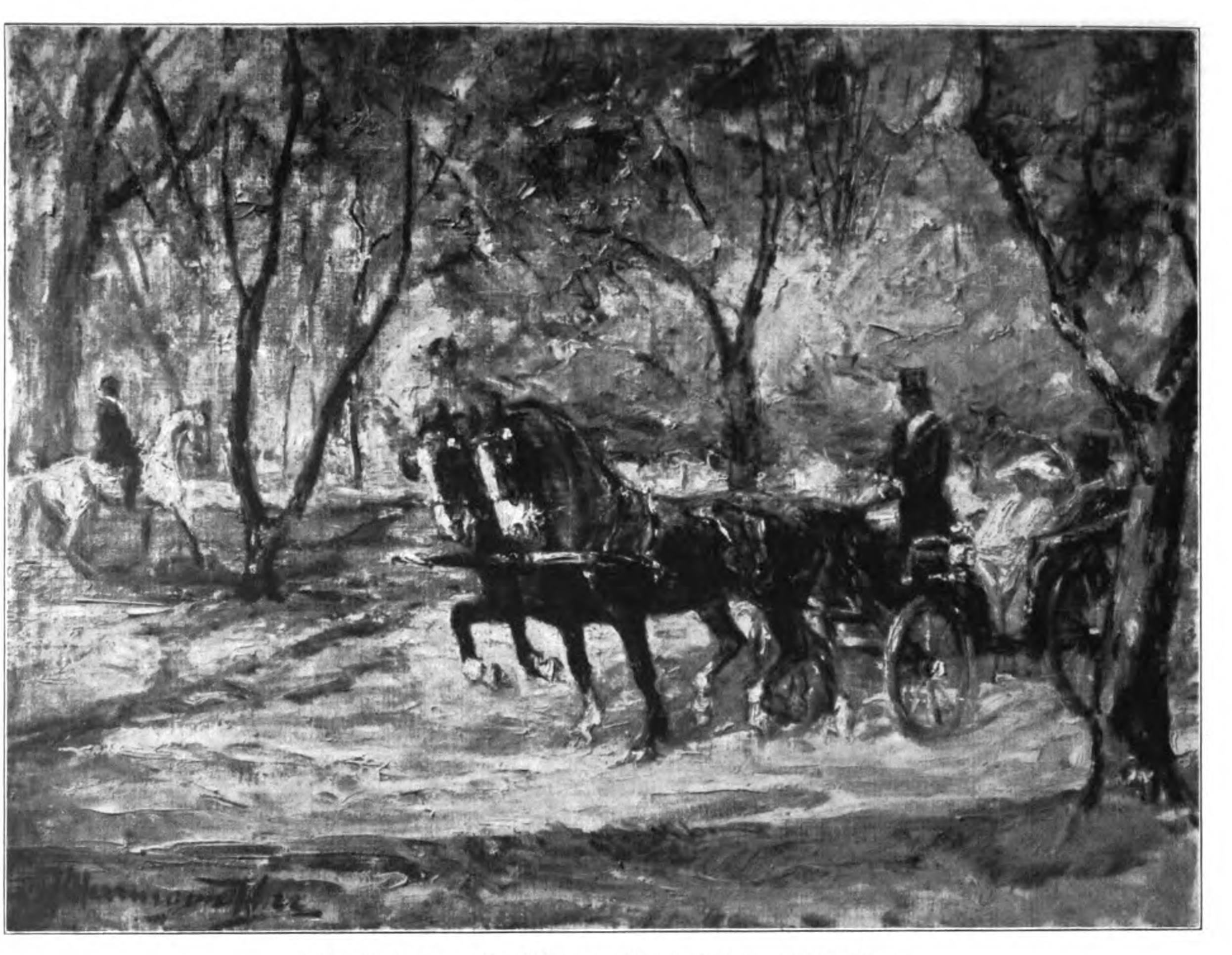
Es klopfte.

Da niemand rief und das Zimmer dunkel schien, öffnete Schwester Erna die Türe.

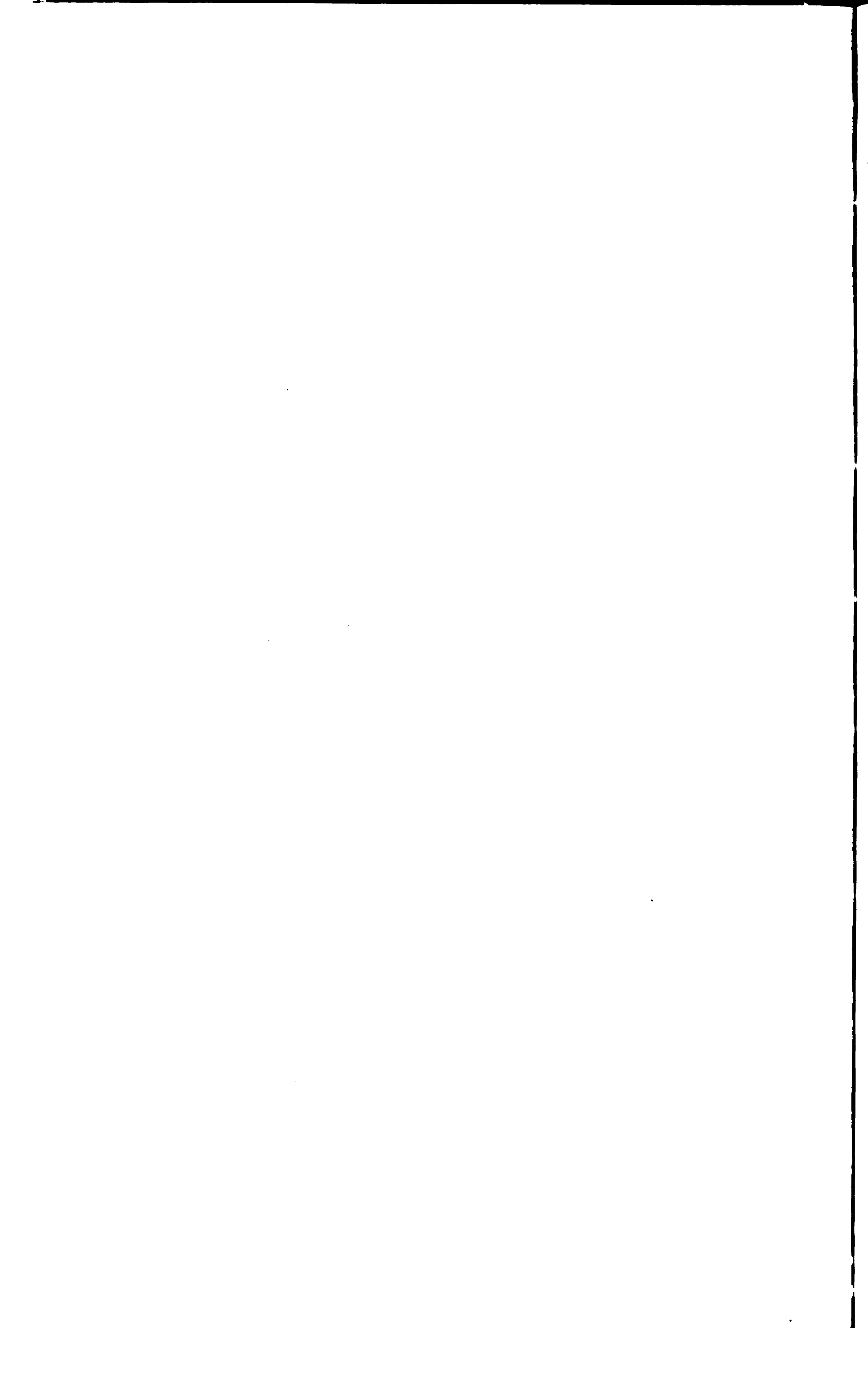
„Also doch ein Liebesbrief, Herr Ardelfing?“

„Ja!“ schrie Werner, war in einem Satz bei ihr, schlang den Arm um ihre schlanke Taille, drückte einen schallenden Kuß auf ihre roten Lippen, riß die Türe auf und war verschwunden.

„Und das Abendessen?“ sagte Schwester Erna nach einer Weile, dachte an ihren Oberleutnant, fuhr zärtlich mit der Hand



Die Ausfahrt. Gemälde von Paul Herrmann-Wallburg



über den noch zuckenden Mund und rückte ihr Häubchen zurecht.

⌘ ⌘ ⌘

Auf diesen späten Besuch war der Chefarzt nicht gefaßt gewesen.

„Ardelfing? Ist etwas nicht in Ordnung?" und er sah auf des jungen Kriegsfreiwilligen Armbinde hin.

„Ja, Herr Stabsarzt, es ist etwas nicht in Ordnung!" Werner Ardelfing lachte ganz unvorschriftsmäßig. „Nämlich, ich brauche dringend ein paar Tage Urlaub."

„Wollen Sie Platz nehmen, Herr Ardelfing!"

„Danke gehorsamst, Herr Stabsarzt." Der Chef hatte „Herr" gesagt. Nanu?

„Ich wollte sowieso einmal in diesen Tagen mit Ihnen reden. Ihre Frau Mutter schrieb mir. Sie scheint sehr besorgt. Sie wollten Kapellmeister werden, nicht wahr?"

Werner nickte höflich.

„Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, der Arm wird seine Beweglichkeit nie wieder erlangen."

„Ich bin vollkommen unterrichtet, Herr Stabsarzt."

Der schien sehr erstaunt zu sein über diese bündige Antwort. „Und hängen Sie nicht mit Leib und Seele an Ihrem schönen Beruf?"

„Den werde ich auch nie aufgeben."

„Aber —"

„Ich denke mir mein Leben im Geschäft meines Vaters aufzubauen. Die Kunst wird in mir bleiben, auch wenn ich sie nicht praktisch mehr ausüben kann. Über sein Schicksal kann niemand hinweg, ich habe viel darüber nachgedacht in der langen Lazarettzeit."

„Ich bewundere Sie, Herr Ardelfing. Aber Ihre Frau Mutter macht sich Sorgen. Haben Sie sie nicht etwas vernachlässigt? Es verliert sich in dieser schweren Kriegszeit mit all ihrer Unerbittlichkeit so leicht der Zusammenhang. Es findet nicht jeder den Mut, so — so kühl mit sich selber fertig zu werden. Es gehört Energie dazu."

„Vielleicht auch nur Liebe, Herr Stabsarzt."

Es kam eine lange Pause. Der Arzt lächelte. Eine klingende Einsamkeit schritt durch das Zimmer. Werner Ardelfing biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu schreien: Cora!

„Wie lange wünschen Sie den Urlaub?"

„Herr Stabsarzt sind zu gütig."

⌘ ⌘ ⌘

So fuhr er durch Deutschlands Norden nach Berlin. Er grüßte jeden Baum, jeden Strauch, jeden Menschen, jedes Haus wie eine unfaßbare Schönheit. Leben zu dürfen — noch — noch leben zu dürfen! Wem hatte er das zu danken? Ein überströmendes Gefühl durchrauschte ihn. Alle Menschen, die dieser Krieg verschonen würde, die müßten gut werden! Ein Gott der Liebe war aufgestanden, seine Menschheit durch Leid zur Freude zu führen.

Hin zu ihr! Wem danken dafür — wem danken? Und die Räder seines Zuges sangen und sein Blut läutete wie Glocken: „Ich hab' es versprochen, ich harre treulich dein!"

IV.

„Geht ein Schiff,
ein Mann stand drinne."
Eichendorff.

Werner Ardelfing hätte einen ganzen Blumenladen aufkaufen mögen für heute abend. Er ging durch das Städtchen wie einer, der sich auf schlechten Wegen befindet. Immer mit der einen Angst: wenn sie jetzt bloß nicht um die Ecke kommt und mir in den Weg läuft.

Herrgott, ist die Welt schön!

Er konnte nur noch einen Logenplatz mühsam ergattern. Er verstand das nicht. Früher saßen keine hundert Leute beisammen in den Bänken, jetzt wartete man Polonäse vor der Theaterkasse. Und wie gräßlich einseitig man dort geworden war in seiner Uniform. Werner dachte daran, wenn jetzt eine Granate platzte in diesem Haufen Menschen!

Granate?

Aber das war wohl ein Begriff geworden, den man in Deutschland nicht mehr kannte. Es mochte aber auch nur an ihm selber liegen schließlich. So ein feldgrauer Rock macht neutral, das Auge gleitet darüber, wie über etwas Stumpfem. Die Farbe wärmt nicht. So mochte ihm doppelt die Leichtigkeit und Eleganz auffallen, die sich auf den Straßen bewegte, fern allem Kanonendonner und allem Gewehrgeknatter.

Doch irgend etwas stimmte ganz gewiß nicht. Es gab auch Menschen, abgearbeitete Frauen, müde Kindergesichter, deren Augen fast gütig über ihn hinglitten im Vorbeigehen. Als sagten sie stumm: „Ja, du weißt, was Not ist, Soldat du!"

Dumme Gedanken!

Da ein junger Fliegerleutnant vorbeigeht, grüßt Werner Ardelfing noch einmal so stramm und aufrecht. Und der dankte lächelnd. Er mochte ein paar Tage Urlaub haben, die Liebste zu küssen, die Nerven zu stählen, dann wieder los, wie ein Falke in die Hölle hinein. Übermorgen war er samt seiner Maschine vielleicht schon verbrannt. Aber er ging dann mit blanken Augen in den Tod für sein Vaterland. Konnte man

es ihm übelnehmen, daß er sich hübsch gemacht hatte, daß alle Frauen nach ihm hinschauten. Gab es nicht Elend genug in der Welt? Immerhin ist es doch besser, aus einer Eisenkette eine Rosenkette zu machen — wenn man es kann.

✠ ✠ ✠

Dann saß er in seiner Loge und sah Cora Hellweg spielen. Ein wundervolles Gefühl: Sie spielte ganz allein für ihn. Sie wußte es nicht, sie ahnte nichts und tat es doch. Er fühlte beglückt ihren federnden Gang, er kannte jeden Gesichtsausdruck wieder, jede Bewegung ihrer Hände war ihm vertraut. Es dauerte drei herrliche Stunden lang. Sie hoben alle Qual und Not, alle Einsamkeit, allen Zwiespalt auf in Werner Ardelfing. Ausgelöscht in ihm waren Krieg und Soldatsein. Er war dem Leben wieder geschenkt!

Wie man nach einer schweren Krankheit das süße Wollen aller langsam wieder erwachenden Wünsche in sich selbst belauscht, wie alle Nerven prickeln in unerhörter Reizsamkeit, wie das Herz seine eigenen Wände sprengen möchte, um die ganze Welt zu umarmen, wie es dann plötzlich einen Ruck gibt in einem selber und man erschöpft und überwältigt die Augen schließen muß — so war es in Werner Ardelfing heute.

Er hätte ewig in dieser Loge sitzen bleiben mögen. Nichts tun, nichts sagen, nichts denken — nur wissen: Es ist gut so.

Aber der Beifall riß ihn hoch. Wie die Menschen klatschten! Immer und immer ging der Vorhang noch einmal hoch. Und der Theaterdiener drückte Cora Hellweg einen großen Strauß roter Rosen in die Hand. —

An den Fronten wühlten sich Menschen wie Tiere in Höhlen hinein, und der Himmel spie Eisen aus, und erstickende Gase krochen in alle Ritzen der Erde. —

Und einer brannten die Rosen in der Hand wie tausend Küsse und ihr Blut stand in Flammen und ihr Mund bebte, weil er nicht schreien konnte vor Lust. —

Der Vorhang fiel.

✠ ✠ ✠

Cora lief wie gehetzt in ihre Garderobe. Aber es war ihr unmöglich, irgend etwas zu tun. Sie fiel zitternd auf den Stuhl nieder und ließ alles willenlos mit sich geschehen.

Die Garderobiere lächelte verstohlen. Sie kannte doch ihr liebes Theater! Auch diese Cora Hellweg hatte es nun gepackt. Ei nun die Rosen!

„Fräulein Cora, für einen Augenblick aber müssen Sie schon die Blumen aus der Hand legen. Ich komme sonst nicht weiter," meinte sie verschmitzt und sah sie warm von der Seite an.

Sie mochte die Hellweg gut leiden. Ein Spaß, gut. Aber keine Liebeleien, immer Distanz. Sie war jung und hatte schon so etwas mütterlich Gütiges in ihrem ganzen Wesen.

„Sind Sie immer noch nicht fertig, beste Frau Thamar?"

„Er wird schon warten, Kleines," wagte die.

Cora aber steckte das Gesicht in die Rosen und sagte nichts. Es war keine Karte mit den Blumen gekommen, nichts — nichts. Und doch war Werner im Theater gewesen. Und er würde warten auf sie. ‚Wenn er nur den Bühnenausgang findet,' dachte sie in jähem Erschrecken und wurde wieder unruhig. Hatte sie nicht jeden Abend so für ihn allein gespielt? Einmal würde er doch kommen!

„Sie sind aber heute wirklich entsetzlich langweilig, liebe Frau Thamar. Ich glaube, ich muß das Abschminken doch noch selber lernen."

„Vielleicht rentiert es sich gar nicht mehr, Fräulein Cora," war die boshafte und lustige Antwort.

„Reden Sie nur, was Sie wollen. Heute nehme ich keinem Menschen etwas krumm." Und weiter dachte Cora: ‚Der Tag in Blüten!' Und sie sprang auf, ließ alles stehen und liegen, hinaus — hinaus nur!

„Soll ich Hut und Mantel zu Ihrer Wohnung bringen lassen?" rief Frau Thamar hinter ihr her. Aber keine Cora hörte das mehr. —

„Liebster — Einziger!"

„Du!"

Sie hielten sich umschlungen. Die Rosen waren zu Boden gefallen, wie früher die Klavierauszüge. Die Sterne stießen sich an und blinzelten köstlich.

„Liebster — Einziger!"

„Du!"

Und irgendwo war Krieg in der Welt.

✠ ✠ ✠

Bei Ardelfings waren heute abend alle Fenster erleuchtet. Werner kam nach Hause! Kam heil aus dem Kriege!

Heil?

Bertha Ardelfing hatte längst nicht mehr die stillfrohen Augen und das geruhige Gesicht. In ihr braunes Haar hatten sich weiße Fäden geschlichen, die sie wie ein feines Muster nun durchzogen. In den Augenwinkeln zuckte es öfters und zu beiden Seiten ihres Mundes liefen ein paar Falten schnurgerade im Winkel.

Es war doch nicht so einfach, mit Musik allein durch das Leben zu kommen.

„Siehst du," sagte Onkel Stephan, „ich habe auch nicht umsonst meine vierzehn Uhren." Er war natürlich ebenfalls da heute abend.

„Ach, mit deinen Uhren ist es wie mit meiner Musik," antwortete Frau Bertha.

„Dann halte sie ja fest, Teuerste. Es geht nichts über den Besitz."

„Ich merke es an meiner Fabrik," sagte Frau Bertha bitter. „Ich tauschte sie weiß Gott gerne und heute am Tage ein gegen deinen Frieden und deine vierzehn Uhren."

„Ihr Frauen könnt doch nie logisch denken! Davon rede ich ja immerzu! Das Steckenpferd, holde Schwester! Ein Mensch ohne Steckenpferd ist wie eine Zigarre ohne Aroma. Sie mag noch so schöne Asche brennen, sie gibt einem nichts. Ihr Dasein ist sinnlos. Sie wurde gedreht, um geraucht zu werden. Schluß. Aber ein Mensch, der nur lebt, um zu leben, besitzt nicht einmal Materialwert," trumpfte Onkel Stephan auf.

Die Frau verlor sich an ihren Jungen, das war klar. Die Fabrik diente ja nur als Vorwand. Ihr mußte man deutlich kommen, sonst rutschten ihr am Ende die Zügel noch aus der Hand. Und der Betrieb durfte nicht stocken, ihretwillen nicht und des Vaterlandes wegen nicht. In Ardelfings Fabrik wechselte längst eine Schicht die andere ab. Kriegsdienst daheim und draußen.

Und diese stille Frau litt wie ein Kampfsoldat an der Front. Es gab nur eine Betäubung: Arbeit. Und nur eine Angst: Die Feldpost.

Ihr Flügel aber stand längst einsam und verlassen da, wie eingerostet.

⌘ ⌘ ⌘

Der alte Stamm der Ardelfingschen Arbeiter war stark gelichtet, deren Mädchen und Frauen waren an ihre Stelle getreten. Endlich kamen Kriegsgefangene hinzu, dann auch Felddienstuntaugliche. Es war schwer, sie alle unter einen starken Willen zu zwingen. Furcht war das Bindeglied, nicht Pflichtgefühl, wenigstens bei dem größten Teil der Arbeiter. Man durfte nicht eingezogen werden, das um alles in der Welt nicht!

Manchmal stand Frau Ardelfing am Fenster ihres Privatkontors, wenn Schichtwechsel war. Wie gedrückt, um nicht zu sagen wie stumpfsinnig all die Gesichter aussahen! Die Männer reckten nicht mehr den Kopf so wie sonst und gingen gebückt, wie unter einer Last. Die Mädchen achteten nicht mehr auf ihren Anzug wie früher, es war vielleicht auch zu kostspielig. Und dachten nicht alle an den Krieg? Ging sie selber nicht immer schwarz gekleidet und wie in Trauer?

Ja, Bruder Stephan hatte gut reden. Bangte der um einen Sohn? Hatte der für Hunderte von Arbeitern zu sorgen? Was ging den die große Not an, die nun schon Monate, Jahre, wer weiß wie lange noch, wie auf Krückstöcken umherschlich, vergleichbar einem alten, ausgezehrten, kranken, dürren Weib, das fahl und starr aus den Augen schaute wie ein Gespenst. Konnte dieses Gespenst zum Äußersten getrieben, nicht einmal sich selbst vergessen, sich recken über sich selbst hinaus bis an den Himmel und ungeheuerlich die Stöcke schwingen, um alles damit ineinanderzuhauen? Und dann, wofür dies alles?

„Liebe Schwester, ihr Frauen macht es euch immer unnötig schwer. Der Mann findet sich leichter mit einer Tatsache ab und richtet sich dann ein. Ihr aber vergeßt so gerne über den Gedanken ein Ding zu bessern, die Tat. Und behindert so nur den Mann an seinem Werk. — Du solltest deine Stimmung dem Jungen nie merken lassen."

Da winkte Frau Ardelfing leise ab. Was verstand denn dieser alte, liebe Junggeselle von den Qualen einer Mutter, die ihr einziges Kind in beständiger Todesgefahr weiß? Wenn sie ihm wenigstens helfen könnte, tausendmal würde sie ihr eigenes Leben für ihn einsetzen.

Gebete, ja. Wohl waren die ein Trost. Und sie glaubte an Gottes Fügung. Hatte sie nicht selber ihr Kind das Beten gelehrt? Aber die gleiche Medizin, oft genossen, muß immer wieder verstärkt werden, soll ihre Wirkung bleiben. Und wenn einmal die Höchstgrenze überschritten, was dann? „O, nicht weiter, Herrgott!" schrie die Mutter manchmal auf in ihr, und sie fürchtete sich vor der Stunde der Verzweiflung.

⌘ ⌘ ⌘

Aber es bleibt einer Frau und Mutter in dieser Welt nichts erspart, was Gott an Leid und Lust geschaffen hat für seine Menschen. Schlimmer noch als Tod war für sie der Gedanke, daß Werner zum Krüppel geschossen werden könnte. Und die Nachricht von seiner schweren Armverletzung kam. Hin seine ganze Lebensaufgabe! Zwei gesunde Arme hatte sie noch und war bald eine alte Frau. Wie sie sich schämte ihrer gesunden Glieder wegen!

„Bertha, du versündigst dich nun wahrhaft," sagte Onkel Stephan. „Wenn du ihn nun niemals wieder gesehen hättest?"

„Aber Stephan, wie soll er darüber hinwegkommen? Alles ist ja aus für ihn."

„Dann müssen wir beide ihm eben wieder alles aufbauen.“ —

So war er damals hingefahren zu Werner in das Lazarett. Aber der Mutter daheim konnte er nichts vormachen. Einer liebenden Frau Auge sieht durch alle Dinge hindurch. Für sie gibt es nur zwei Dinge: Tod oder Leben.

Sie hatte ja nie erfahren in ihrer Ehe, daß die Liebe allein stärker ist, als selbst der Tod!

⁂

Bei Ardelfings waren heute abend alle Fenster erleuchtet. Denn wie nun das Telegramm gekommen war, da schlug doch die Freude allein durch. Da war doch alle Sorge wie fortgewischt. Da war kein Gefühl mehr für die bittere Zukunft, da blühte mit einem Male doch die Gegenwart; er kam wenigstens heim!

Und die Mutter plünderte alle Blumenstöcke ihres Gartens. Und sie selber saß wie ein junges Mädchen vor dem Spiegel. Und zum erstenmal seit dem Tode ihres Mannes kramte sie in ihren alten bunten Kleidern.

„Bertha, altes Haus, in dich könnte sich ja noch ein Mann verlieben!“ strahlte Onkel Stephan.

„Mein Junge soll es!“

„Du, also hör' mal, Scherz beiseite. Aber dem traue ich denn doch einen besseren Geschmack zu.“

„Nichtsnutz! Alter Grobian!“

„Weiter im Text, weiter! So gefällst du mir. Fort mit aller Leichenbittermiene. Das Leben lebt!“

„Mein Junge lebt!!“ —

Dann flog jemand die Treppen hinauf, die Türe wurde aufgerissen, die Feldmütze flog im Bogen in eine Ecke, und Mutter und Sohn hielten sich stumm umschlungen. —

„Was ist denn bei Ardelfings los?“ brummten mürrische Gesicher bei dem Schichtwechsel und blinzelten verstohlen die Häuserwand entlang.

„Der Sohn ist daheim. So ein gut eingefädelter Heimatschuß, munkelt man. Kerngesund und felddienstunfähig. Aber ich will nichts gesagt haben.“

Und einer spuckte aus.

„Hol' der Deuwel die ganze Gesellschaft! Die sitzen in ihrem Speck, wir können verrecken. Es ist drinnen wie draußen das gleiche. Aber die Abrechnung kommt!“

Und eine Faust ballte sich in der Tasche. Und Haß schlug gegen die erleuchteten Fenster.

Drinnen aber erzählte Werner Ardelfing seiner Mutter und Onkel Stephan von Cora Hellweg und seinem jungen Glück.

⁂

Werners Arm blieb steif. Er konnte die Finger bewegen, aber nicht das Gelenk. In einer schmalen Schnurbinde trug er von jetzt ab seinen rechten Arm. Die Reklamation ging selbstverständlich ohne alle Schwierigkeiten vonstatten.

In seinem Zivilanzug verabschiedete sich Werner Ardelfing von seinem Chefarzt, der ihm besondere Grüße an seine Mutter auftrug. Und als er schon fast aus der Türe war, rief er ihn noch einmal zurück.

„Noch eins, Herr Ardelfing. Es ist eigentlich eine etwas merkwürdige Bitte. Aber den Urlaub damals habe ich Ihnen nicht umsonst so bereitwilligst gegeben. Sie wissen, ich bin ein geschworener Junggeselle und werde es,“ er seufzte tief, „hoffentlich auch durchhalten. Aber ich möchte doch gerne Ihrer Hochzeit beiwohnen dürfen, wenn das zu machen wäre.“

„Meiner Hochzeit? Aber, woher wissen Sie? Ich trage doch keinen Ring, ich bin nicht einmal verlobt —“

„Verliebten,“ unterbrach der Stabsarzt, „lese ich stets die sicherste Diagnose von den Augen ab, junger Mann. Also grüßen Sie sie mir einstweilen schönstens. Ich sehe mich derweilen schon nach einem passenden Hochzeitsgeschenk um. Malt sie, singt sie, tanzt sie?“

„Können Sie das nicht auch ablesen, Herr Stabsarzt?“ —

Donnerwetter! Schwester Erna machte Augen und zupfte nervös an einem vorwitzigen Löckchen. ‚Wie hübsch dem Bengel die knappe, blaue Jacke steht,‘ dachte sie.

Aber einen Kuß aus Versehen kriegte sie diesmal nicht. Schade!

Nur Lina Kanden war „leider durch eine dringende Arbeit verhindert, Herrn Ardelfing persönlich Lebewohl zu sagen,“ wie sie bestellen ließ.

⁂

Cora Hellweg erwartete ihn in Berlin am Zuge.

„Freust du dich, mein Mädchen?“

Sie drückte ihm nur die Hand und dachte immerzu an die Frau, die nun ihre neue Mutter würde sein. Sie selbst hatte noch nichts zu Hause gesagt. Es ist so schwer, über Dinge zu sprechen, deren heilige Gewißheit in einem selber so greifbar nahe liegt. Es ist damit, wie bei dem Wiedersehen zweier geliebten Menschen nach einer langen Trennung. Dann spricht man vor stummem Glück auch kein Wort und fühlt nur, wie jede Sekunde gleich einer süßen Traube in der Sonne reifen muß, und läßt sich treiben von dem Augenblick, als läge

man mit dem Rücken auf dem Wasser und macht die Augen zu und lächelt.

Übrigens würde sich das alles von alleine finden.

Auch Werner war in Gedanken. Aber die irrten abseits wie Versprengte einer Truppe, die das Ziel nimmer sehen und sich immer umschauen, ob keiner ihnen den Weg weisen kann.

„Fällt dir eigentlich nicht auf, Cora, daß ein Riß durch alle Dinge geht?" Und da sie ihn erschrocken und verwirrt ansah: „Nein, nein, ich meine uns beide nicht, mein Liebes. Ich meine unser Land, die Leute."

„Deine Nerven sind noch überreizt, Werner. Sie ist halt schwer, diese Zeit, mit all ihrer äußeren und inneren Not. Und ich kann mir denken, daß euch manches verbittern muß im Land, wenn ihr von draußen kommt."

„Ja, ich vermisse das Gleichmaß. Es kommt mir alles vor wie eine unendliche Phrase. Die einen darben, die andern prassen. Die einen drücken sich, die andern fallen für sie. Die große Vaterlandsidee wird zu einer Krämerware. Wer das Geld oder die Macht hat, der geht in diesen Laden und kauft sich das, was ihm beliebt."

„Aber war das nicht immer schon so im Leben, Liebster?"

„Nur, daß man 1914 annehmen durfte, dies würde eben anders. — Aber lassen wir. Das Schicksal geht seinen Gang, wer hineingreifen will, den reißt es unweigerlich mit. Wir aber wollen unsere Symphonie dirigieren, das heißt, du mußt schon den Kapellmeister spielen von nun ab."

Sie lachte fröhlich. „Mir fehlt alle Routine dazu, Werner."

„Ich helfe dir!"

„Siehst du, also müssen wir doch gemeinsam dirigieren."

Ein Kuß besiegelte diese Feststellung ostentativ. — Dann war man daheim. „Meine liebe Tochter," grüßte Mutter Ardelfing und sie umfaßte mit einem einzigen frohen Blick die Geliebte, der verkündete, es ist alles gut an ihr.

Nur Onkel Stephan konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „Ich habe es dir ja immer gesagt, Bertha, der Junge hat einen viel besseren Geschmack, als du ihm zutraust. Der Apfel fällt nicht weit vom Baum."

„Freilich," sagte Werner lachend, „der Baum bist du natürlich."

„Sagt denn das kleine Fräulein Braut auch gleich Du zu dem alten Onkel Stephan? Ich meine, daß ich noch auskoste, wie ein Kuß von jungen Lippen schmeckt?"

„Aber nur deiner vierzehn Uhren wegen, Onkel Stephan," entschied sich Cora.

„Gut, du sollst dir die schönste davon für deinen jungen Haushalt aussuchen dürfen."

„Dann schlagen ja nur noch dreizehn," erschrak Mutter. —

Und dann wurde Musik gemacht. Werner saß im Sessel und hörte zu. Mozart natürlich. Cora lächelte fein, die Liebesarie der „Konstanze". Früchte standen auf dem Tisch, Konfetti, ausgesucht gute Zigaretten, und für den „prima Friedenslikör" hatte natürlich Onkel Stephan gesorgt.

Daß ihn das gar nicht schmerzte, daß sein Lebensberuf unerfüllt bleiben müßte! Und Cora? Sie hing mit Leib und Seele an ihrer Kunst, würde ihre Liebe das aushalten können, sich ganz allein auf ihn umzustellen?

Aber mußte nicht ganz Deutschland sich umstellen? Kam der Zwiespalt nicht ganz allein daher, daß der Erkenntnis die Tat fehlte?

Und Cora sang und küßte ihn mit ihren Augen. Mutter begleitete wie ein Musiklehrer, der verliebt ist in seine Schülerin. „Donnerwetter," konstatierte Onkel Stephan hörbar und goß sich sein Glas von neuem ein: „Ich gebe meinen Krempel ganz auf und komme zu euch in die Fabrik. Cora, du kannst gleich alle vierzehn Uhren auf einmal haben."

⌘ ⌘ ⌘

In Hellwegs Berliner Heim war es sehr still geworden. Hans stellte sich nach bestandenem Notabitur gleich als Fahnenjunker bei der Artillerie. Manchmal ging die Not greifbar durch die bescheiden gewordenen Zimmer. Aber Mama behielt ihre Haltung. Es gab Tage, da sie das Gefühl hatte, manches gutmachen zu sollen aus früherer Zeit. Ihres toten Mannes Bild verlor langsam seine harten Konturen, sie entsann sich mehr und mehr ihrer beiden Kinder. Und wenn sie an die dachte, dann kam etwas wie verspätete bräutliche Liebe über sie für den toten Gatten.

Cora war ihre Veränderung wohl aufgefallen. Sie konnten in stillen Stunden jetzt gemeinsam erzählen von ihrer verlorenen Heimat. Und einer rief dem andern alte Erinnerungen ins Gedächtnis zurück. Und siehe da, ihre Worte putzten sie blank, daß sie ganz hell und durchsichtig auf dem Fensterbord ihres Herzens stehen konnten und alles erwärmten in ihnen. —

Eines Samstags ließ sich bei Frau Emma Hellweg ein Herr Stephan Hartebeck melden, sehr offiziell, im langen Rock und Zylinderhut.

Hm ja, es sei nicht so einfach. Man könne doch nicht gleich so mit der Türe ins Haus fallen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr ...“

„Onkel Stephan,“ wollte er sagen, konnte aber noch eben rechtzeitig herausbringen: „Hartebeck — Stephan Hartebeck.“

Ja, sie habe wohl eine Tochter Cora?

„Allerdings.“

Onkel Stephan aber drehte seinen schön gebügelten Zylinderhut wie eine Kaffeemühle in der Hand herum. Nein, das nimmt einem ja allen Gleichmut, das war ja einfach toll, diese Umschweife. Soviel stand fest, einmal in seinem Leben war er Freiwerber und nicht wieder. Also, weg mit allem Larifari.

Und er stand plötzlich und mit einem Ruck auf: „Verehrte Frau Hellweg, wir lieben alle beide Cora, das heißt, wir alle drei, muß ich richtiger sagen, nämlich meine Schwester Bertha auch. Und den Werner habe ich gleich mitgebracht, er holt Cora noch ab von der Bahn, sie hat ja wohl heute und morgen nicht zu spielen. Die Idee stammt von mir, dann sind wir nämlich gleich alle beisammen. Und können morgen zu meiner Schwester Bertha fahren, sie erwartet uns. Ich brauche nur zu telegraphieren. Sie erlauben doch, daß ich gleich telegraphiere?“

Mama lachte laut heraus. Dieser Herr Hartebeck war doch zu komisch. Aber ihr war gar nicht zum Lachen: „Sie sehen mich einigermaßen überrascht, Herr ...“

„Nun sagen Sie aber gleich Onkel Stephan, wenn ich bitten darf. So kommen wir ja überhaupt nicht weiter,“ ächzte er. Wenn doch bloß das Auto käme mit den beiden und diese Höllenpein umwandelte in ein paradiesisches ‚Ja‘ dieser unglaublich vernünftigen Mama.

„Wir sind ja längst so weit, liebste Frau Hellweg, sagen Sie doch bloß ja!“

Aber das Auto ließ solange auf sich warten, bis Onkel Stephan hübsch der Reihe nach und mit einigen dichterischen Freiheiten das Liebesschicksal der beiden auseinandergefaltet hatte wie einen buntgemalten Teppich, den nun auch Mama bestaunte und nicht wenig neugierig war, ihren sozusagen kategorisch aufgenötigten Schwiegersohn nun auch persönlich kennen zu lernen.

Und das Ende war lautere Harmonie. Und Onkel Stephan strahlte: „Ja, wenn ich die Sache nicht so fein eingefädelt hätte!“

Überhaupt, der Onkel Stephan war ein Kerl.

⌘ ⌘ ⌘

Ihre Hochzeit fand statt in aller Stille. Der alte Stamm der Ardelfingschen Arbeiterschaft füllte die kleine Kirche, die festlich geschmückt war. Werner Ardelfing hatte bei der Trauung seinen alten Waffenrock an. Ihn zierten weder Ordensband noch Tressen. Hart war die Zeit gewesen, hart der Kampf um ihre Liebe, hart und scharf klang sein Ja durch die Kirche, das ihn mit Cora Hellweg verband. Es war ein Ja für Tod und Leben.

In großer Uniform ragte allein die hohe Gestalt des Stabsarztes aus der kleinen Schar der Hochzeitsgäste. Unter ihr auch stand Frau Thamar, Coras Garderobiere. Sie war mit einem großen Blumenkorb eigens zur Trauung geschickt worden. Das gesamte Personal hatte beigesteuert zu diesen prachtvollen Blumen. Sie erzählte es allen, die es auch nicht wissen wollten. Und vor dem Gang zur Trauung hatte sie ihre Cora zum letztenmal frisiert.

„Ich hab' es ja gleich gewußt, daß die Cora das Schminken nicht mehr zu lernen braucht. Ja, ja — mit den Rosen fing es an!“ —

Ihre Hochzeitsreise machten sie nach Rothenburg.

Und der Herterichbrunnen rauschte leise. Und der Holunder blühte. Und rings an den Fronten standen die Heere und kämpften für sie, daß kein Feind einbreche in ihren Frieden.

V.

„Halt hoch dich über dem Leben,
Sonst geht's über dich fort.“
Eichendorff.

Die Fabrik spürte ihre neue Leitung. In aller Ruhe und mit aller Zähigkeit hatte Werner Ardelfing sich eingearbeitet. Eine kurze Besprechung mit seinen Betriebsführern entrollte jeden Morgen das Pensum der Tagesarbeit.

Aber das war nur das Äußerliche.

Die Kriegslage wurde immer drückender, durch die Blockade der Hunger immer größer. Hier und da war es schon zu kleinen Revolten gekommen. Die Arbeit häufte sich von Tag zu Tag, die Arbeitskraft verminderte sich zusehends. Man hörte kein Lied gemeinsam singen in den großen Websälen, grau und eintönig folgte ein Tag dem andern.

‚Der Hebel ist innen anzusetzen,‘ dachte Werner. Und er wußte weshalb. Er sah alles aus dem stillen Glück seiner eigenen Häuslichkeit. Wenn er Cora nicht gehabt hätte! Onkel Stephan und Frau Bertha wohnten in den oberen Zimmern, Werner und seine junge Frau hatten sich unten eingerichtet.

Alle Fäden der Welt flossen in dieser beiden Menschen Gleichtakt zusammen. Es war kein Platz da für Überschwang, gleichmäßig wie eine Lampe brannte die Liebe ihrer Gemeinsamkeit. Sie taten der Stunde, wie dem Glück nicht Gewalt an, beides mußte von allein kommen. Wie ein Hafen, in den alle Gedanken, die tagsüber kreuzten, zur Abendstunde einliefen und sicher Anker warfen, also war dann ihr Beisammensein.

✠ ✠ ✠

„Ich habe heute ein großes Stück Wald dem Fiskus abgekauft," sagte eines Abends Werner zu seiner Frau. „Es wird damit allerhand neue Arbeit geben für uns."

„Willst du jetzt auch noch ein Holzgeschäft anfangen, Werner?" lachte Cora.

„Das gerade Gegenteil. Ich will das Stück Wald in einen Park umwandeln lassen und ihn meinen Leuten zur Verfügung stellen."

Cora war mit einmal sehr ernst. „Meinst du, Liebster, es würde dir gelohnt?"

„Wird einem das Beste überhaupt je gelohnt im Leben, Cora?"

„Manchmal!" sagte sie und sah ihm warm in die Augen.

„Ja, du!" Und nach einer Pause: „Aber ich will doch einmal ernst machen mit diesen Dingen, Cora. Unsere Fabrik ist noch jung, da wird es vielleicht noch nicht zu spät sein. Ich habe manchmal so ein dumpfes Gefühl, das sich nicht abschütteln läßt. Diese Kriegsfrauenarbeit beispielsweise ist ein Verbrechen, wenn man es bei Licht betrachtet. Und doch kann keiner dagegen an. Wer sollte die Arbeit tun im Land, wenn die Männer draußen kämpfen? Aber gewiß wirft uns diese Tatsache ein gewaltiges Stück zurück in unserer gesamten Kultur. — Und Kultur ist nun einmal das, was ein Volk am Leben erhält. Ich war ja auch nicht umsonst in Rußland und hatte offene Augen."

„Glaubst du nicht, daß Kultur gerade zur Degeneration führt?"

„Ist unsere Ehe degeneriert, Cora?

„Der Vergleich stimmt nicht, wir beide kommen aus einer ganz anderen Welt. Und diese Welt ist schön!"

„Siehst du, und da setzt mein Verantwortungsgefühl ein. Haben wir als Besitzende dieser geistigen Welt nicht die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, auch die Ausgestoßenen daran teilnehmen zu lassen?"

„Wenn sie aber nicht wollen, oder nicht folgen können?"

„Aber, es hat ja noch keiner versucht, sie dorthin zu bringen!"

✠ ✠ ✠

Der Park wurde angelegt. Büchereien erstanden, und einmal veranstaltete Werner auch in einem neugebauten Saal einen Konzertabend für seine Arbeiter und deren Familienangehörige. Cora sang, und seine Mutter begleitete sie am Klavier.

Andern Tages meldete sich in seinem Privatkontor einer der ältesten Werkmeister. Er hatte die Anfänge des Fabrikwesens noch unter seines seligen Vaters Lebzeiten mitgemacht. Mit ihm verhandelte Werner immer am liebsten. Der alte Hagedorn, so hieß er, kannte keine schön gedrechselten Worte und es dauerte lange, bis er sprach. Dann aber hatte es auch Hand und Fuß.

„Herr Ardelfing, ich wollte Ihnen eigens danken für den gestrigen Abend."

„Das freut mich, lieber Meister. Es freut mich doppelt, daß Sie das sagen!"

„Aber . . ."

„Aber?"

„Wenn ich Ihnen raten darf, Herr Ardelfing, tuen Sie es nicht mehr."

„Ich verstehe Sie nicht recht, Hagedorn."

In dem alten Mann arbeitete es mächtig. Er versuchte sichtlich, die Worte so zu finden, daß sie dem Jungen da nicht weh tuen möchten: „Ja, mit dem Park fing es an. Offen gesagt, ich kam auch nicht gleich dahinter. Er will seine Millionen unterbringen, die er durch uns verdient, sagten sie. Solange er uns braucht, dürfen wir da hinein, dann ist es aus. Und es ist ‚Wohltätigkeit' und er braucht keine Steuern dafür zu zahlen und hat doch seinen Besitz vermehrt, sagten sie."

„Wer sind diese Schurken?" brauste Werner auf. Sein Gesicht war bleich geworden und seine linke Hand hatte sich zur Faust geballt.

„Die Namen tun nichts zur Sache, Herr Ardelfing. Und ich bin auch kein Anträger. Ich hätte überhaupt nie davon gesprochen, denn ich habe Sie verstanden und ich danke Ihnen, basta. Aber daß man, wie gestern, auch noch über Ihre Frau spricht . . ."

„Hagedorn!"

„Sie müssen mich erst zu Ende reden lassen, Herr Ardelfing. Daß man von ihr sagt, sie sei eine Hergelaufene vom Theater und wolle sich mit ihrer Singerei jetzt rasch die Rote Kreuz-Medaille noch verdienen, darauf mußte ich Sie nun aufmerksam machen, Herr Ardelfing. Das hielt ich für meine Pflicht. Und damit ist eigentlich mein persönlicher Auftrag erledigt."

„Es ist gut, Hagedorn," sagte Werner Ardelfing nach einer schweren Pause. „Ich werde nie vergessen, daß ich mich auf Sie verlassen kann."

„Das können Sie, Herr Ardelfing."

Die Unterredung war zu Ende. Werner saß wieder allein an seinem Schreibtisch und stützte den Kopf wie eine Zentnerlast in seiner Hand. Ein Gesumme wie von riesigen Bienenschwärmen erfüllte die Luft, Räder rasselten, Motore stampften eintönig. Alles war eins in seiner Fabrik, Mensch wie Motor. Nein, die Motore waren wenigstens nicht falsch. Geknechtete Tierriesen, die keinem etwas zuleide tun, der sie zu behandeln weiß.

Wußte er die Menschen am Ende nicht richtig zu behandeln? „Meinst du, Liebster, es würde dir gelohnt?" hörte er Cora sagen. Da stand er auf und begann in bester Absicht eine große Unklugheit.

⌘ ⌘ ⌘

Auf ein Klingelzeichen hin stockte alle Arbeit im Ardelfingschen Betrieb. Erstaunt hob man die Köpfe. Was war los? Die gesamten Arbeiter und Angestellten waren zu dem neugebauten Saal gerufen. Noch stand der Flügel hier von dem gestrigen Konzert, Palmen und Blätterwerk schmückten noch das Podium. Aufgeregt murmelte man in einzelnen Gruppen. War eine neue Nachricht vom Kriegsschauplatz gekommen? Es stimmte da nicht mehr so. Wenn man die Zeitung las, stand es unverhohlen zwischen den Zeilen. Auch waren schon Gerüchte von einer Matrosenrevolution irgendwo durchgesickert. Die Schwerarbeiterzulage stand seit Wochen auch nur noch auf dem Papier. Eine Schweinerei war der ganze Krieg, ein Hundeleben.

Plötzlich lautlose Stille, alles Reden wie abgerissen. Werner Ardelfing hatte den Saal betreten, war mit raschen Schritten, etwas nervös, auf das Podium zugegangen. Sein Gesicht war bleich und verhalten, als er in kurzen, abgehackten Sätzen sprach: „Leute! Es sind mir Stimmen zu Ohren gekommen, die mir die Schamröte ins Gesicht getrieben haben. Ich will nicht jeden von Euch auf Herz und Nieren untersuchen. Das ist mir zu widerlich. Ich glaubte Euch. Und da hätte ein jeder Mensch an meiner Stelle auch den gleichen Glauben für sich beanspruchen dürfen." Und er fuhr fort, trutzig und mit erhobener Stimme: „Der Park ist mit dem heutigen Tage für meine Arbeiterschaft geschlossen. Die Büchereien ebenfalls. Bedankt Euch bei denen dafür, die da geredet haben. Sie werden schon wissen, weshalb. Die Arbeit kann wieder beginnen. Ich danke." —

Ein Stein war in das Wasser gefallen und schlug immer größere Kreise. Diese Ansprache hatte jedenfalls kein Mensch erwartet. Was wollte er denn überhaupt? Für den Park danke man bestens und in der Bücherei standen doch nur Sachen, die kein Mensch verstand. Na, und das Konzert gestern? War es der jungen Frau nicht fein genug gewesen, vor Arbeitern zu singen? Und sie trug doch Kleider, die von dem Arbeiterlohn und Gewinn gekauft waren! Also pfiff der Wind aus dem Loch? Gut!

Und die Aufwiegler hatten leichte Arbeit. Werner Ardelfing hatte ihnen durch sein Verhalten selber den besten Trumpf in die Hände gespielt. Ein Funke noch und das Pulverfaß würde in die Luft fliegen.

⌘ ⌘ ⌘

Und die Katastrophe ließ nicht lange mehr auf sich warten. In Kiel war also wirklich die Revolution ausgebrochen, der Kaiser hatte abgedankt und war nach Holland geflüchtet, die Armeen marschierten zurück, der Feind folgte ihnen auf dem Fuße. Das Volk aber verstand einander nimmermehr.

Zwischen drinnen und draußen war ein Keil getrieben. Und alle hatten an diesem Verbrechen den gleichen Anteil. Nun rächte sich furchtbar, was Generationen zu tun versäumt hatten: Die Brücke zu bauen von Bruder zu Bruder. Kein einzelner war Schuld daran. Sie alle, sie alle!

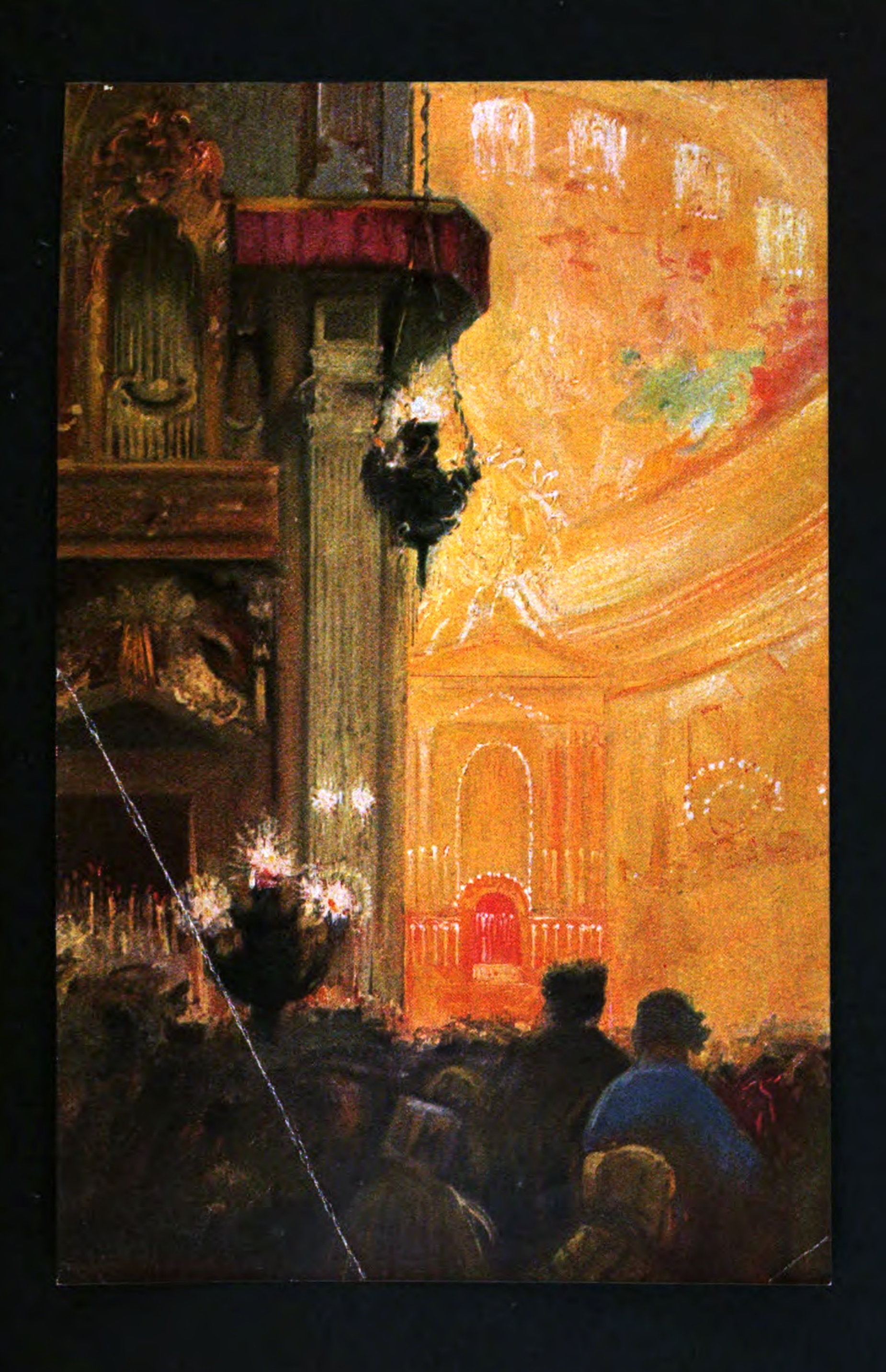
Und Arbeiterbataillone rotteten sich zusammen über Nacht, überzogen die eigene Heimat mit Krieg und verfluchten die steinernen Särge der Großstadt, in die man sie und ihre Eltern und die Großeltern lebendig begraben hatte.

Aber ob man die große Abrechnung hätte mit Waffen halten können? —

Onkel Stephan hatte ohne Werners Wissen Schutzpolizei bestellt zur Sicherheit der Ardelfingschen Fabrik. In der Nacht noch trafen sich die radikalen Elemente und zogen unter dem Gesang der Internationale vor Ardelfings Villa. Wer den ersten Schuß getan, das war niemals festzustellen. Aber wie aus dem Boden gestampft schienen plötzlich all die Gewehre und Handgranaten. Die Schutzpolizei war viel zu schwach gegenüber dieser Macht. Mit wildem Gejohle wurde endlich die Villa gestürmt.

Aber sehr erstaunt war Werner Ardelfing, daß kein bekanntes Gesicht seiner Arbeiterschaft sich unter diesen Fremden zeigte. Sie nahmen Onkel Stephan fest, weil sie glaubten, er sei der Chef. Werner selbst mußte sie erst mit Mühe über diesen Irrtum aufklären.

Das Haus wurde ihnen über dem Kopf angezündet. Nur der Besonnenheit des alten Graukopfes Hagedorn war es zu danken, daß nicht auch die Fabrik selbst in Trümmer ging.



Kirchenfest in St. Ignacio in Rom
Gemälde von Prof. Ernst Pfannschmidt
(Aus Ed. Schulte's Kunstausstellung, Berlin)



Cora hatten sie mit Gewalt von ihm fortgerissen, seine Mutter lag geknebelt in der Tiele. Ein Stoß mit dem Gewehrkolben in den Rücken, er wurde aus seinem Hause gezerrt, auf ein Lastauto geworfen.

Nacht war in ihm.

Nur am Himmel blühten noch die Sterne wie silberne Rosen. Er konnte sie nicht mehr anschauen, verbarg sein Gesicht und weinte.

⁂

Wohin man fuhr, das war in der Nacht nicht zu erkennen, Werner Ardelfing auch vollkommen gleichgültig. Wie früher, wenn er auf Cora wartete, und die Minuten in seliger Ungeduld sich zu Ewigkeiten dehnten, in denen das ganze gelebte Leben in rasender Schnelligkeit an einem vorbeizog, so dachte er auch jetzt wieder an längst entfallene Dinge. Er versuchte auch, sich Coras Gesicht vorzustellen. Aber es entglitt ihm immer wieder, wie ein von fremder Gewalt zurückgezogenes Spiegelbild.

Diese Kerle waren doch zu allem fähig, die Gewehrkugel hing ihnen verdammt lose im Lauf. Übrigens ärgerte er sich über die unvorschriftsmäßige Haltung der Karabiner. Den Gewehrlauf nach unten, so ein Blödsinn. Das waren doch alles gediente Leute. Beinahe hätte er es ihnen gesagt.

„Mach' nur deine Rechnung mit dem Himmel, Freundchen," redete ihn einer liebenswürdig an. „Wir fahren zum Revolutionstribunal, du stehst unter Anklage des Widerstandes gegen den revolutionären Rat."

Werner hörte gar nicht mehr hin. Als Primaner hatte er mit Vater einmal eine Belgienreise gemacht. Es war gelegentlich der letzten Genter Weltausstellung. Vater war auf Reisen nicht wieder zu erkennen. Er wußte dann immer tausend Dinge zu sagen, kannte herrliche Vergleiche, setzte für seinen Begleiter alles erst in das rechte Licht. Es war in Brügge. Zu komisch, daß ihm das jetzt einfallen mußte! Sie standen spät abends noch am Fenster ihres Hotelzimmers. Am Himmel schwammen tausend kleine Wölkchen, durch die sich immer wieder der Mond krabbelte, bald war er oben, bald rutschte er wieder herab. Die Spieluhren der hohen Kirchen ließen jede Viertelstunde ihre perlende Musik läuten. Leer war der weite Platz vor dem Hotel. Auf einmal klang aus einer Nebenstraße Gesang von Mädchen. Zu fünfzehn, zwanzig untergehakt schritten sie in einer Reihe über den Platz und sangen ein schwermütiges Volkslied zur Melodie eines Harmonikaspielers, der in einigem Abstand vor ihnen herging. Werner hätte sich auf die Lippen beißen mögen vor Freude. Und auch den Vater schien die Stimmung gepackt zu haben. Er legte seine schwere Hand auf des Sohnes Schulter und sagte nur: „So gehört dem Kaufmann die ganze Welt, wenn er will!"

Und dann waren sie nach Ostende gekommen. Das Meer, das Meer! Aber mitten in der Stadt, im Hafen, lag ein französisches Torpedoboot am Kai. So nahe vor sich hatte Werner noch niemals ein Kriegsschiff gesehen. Und da sie noch staunten, war ein Orgelmann mit einer Straßensängerin in Kostüm gekommen. Er spielte gerade am französischen Torpedoboot die Melodie: „Deutschland, Deutschland über alles". Er ahnte wohl gar nicht die herrliche Ironie. Nur sie beide hatten sich stumm und beglückt in die Augen gesehen: Deutschland über alles mitten im fremden Land.

Dann Gent und die Ausstellung. Hungrig und kaputt waren sie spät abends in ein Hotel gegangen. Eine schlanke Blondine fragte sie auf französisch nach ihren Wünschen. Da hatte Vater zu dem Fräulein gesagt: „Sprechen Sie doch deutsch, Mädel!" Und richtig, es war eine Münchnerin gewesen und sie verriet ihnen das köstlichste Abendbrot auf der Speisekarte und bekam zum Schluß ein fürstliches Trinkgeld. Aber da sie nun gehen wollten, hatte sie den Vater leicht am Ärmel gefaßt und hatte gesagt: „Passen Sie mir auf den Jungen auf!" —

Mit einem plötzlichen Ruck hielt der Lastwagen vor einem grell erleuchteten Hause. Posten gingen auf und ab. Immer den Gewehrlauf nach unten, stellte Werner wieder ergrimmt fest. Eine etwas merkwürdige Sorte von halbwüchsigen Mädchen bewegte sich ausgelassen unter diesen Waffenträgern. Werner Ardelfing wurde vom Wagen halb heruntergeworfen, auch auf ein paar Rippenstöße kam es nicht an.

Es schien der ehemalige Tanzsaal einer größeren Wirtschaft zu sein. Vor dem Tribunal standen noch eine Reihe anderer Leidensgenossen, wie Werner sah. Er mußte also noch warten. Und hinter sich hörte er da eine angetrunkene, wüste Stimme laut brüllen: „Der ist auch ein Offizier! Nieder mit ihm!"

Dann wickelte sich alles in einer rasenden Geschwindigkeit ab. Ein Weib brach mit einem Schrei aus der Gruppe vor ihnen. Dieses Gesicht! — „Loni Lasten!" wollte Werner noch sagen in maßlosem Erstaunen. Aber sie riß seinen Kopf mit einem Ruck tief auf die Brust herab, im gleichen Augenblick fühlte er den furchtbaren Schlag eines Gewehrkolbens im Rücken, er knickte zusam-

men, Blut brach aus seinem Mund, dann wußte er nichts mehr.

Der Schlag, wäre Loni Lasten nicht gewesen, hätte ihm die Schädeldecke zertrümmert.

⌘ ⌘ ⌘

Cora Ardelsing ging ihren Gatten suchen.

Viele waren im Straßenkampf gefallen, gräßlich Verstümmelte. Sie lagen in Krankenhäusern, im Rathaus, in der Turnhalle. Alle auf Stroh, einer friedlich neben dem andern, Kommunisten und Nationale, alles Deutsche! Die gleiche Decke deckte sie alle zu, kein böser Wille mehr war zwischen ihnen, der Haß war schlafen gegangen.

Nur eine rote Fahne, die wie in Blut getaucht schien, hing müde vom Rathausbalkon herab.

Ein Mann mit Handgranaten am Gurt begleitete Cora Ardelsing. Sie hatte ein Tuch fest um das harte Gesicht gezogen. So schritten sie von einem Toten zum andern. Der war es nicht, aber der nächste konnte es sein. Furchtbar war dieser Gang, ein hundertfaches Sterben und wieder Auferstehen.

Werner Ardelsing war nicht unter ihnen.

„Er wird vor das Standgericht gekommen sein," redete der Mann mit den Handgranaten. Die Frau dauerte ihn in ihrer starren Trauer, die auf alles gefaßt schien. Er wollte ihr noch etwas Gutes sagen: „Vielleicht ist er unschuldig, es werden nicht alle sofort erschossen."

⌘ ⌘ ⌘

Man hatte Werner Ardelsing in einen dunklen Keller gebracht. Er war bewußtlos und fieberte.

Einmal wurde er wach, der Raum war ganz hell und es brannte doch kein Licht. Ein Mann mit einem Christusgesicht stand mitten in der Türe, als wäre seine Gestalt wie eine Silhouette auf das Holz geheftet. Einen Sack trug er auf dem Rücken.

„Was hast du da?" fragte Werner.

„Spielsachen, mein Freund," antwortete der mit einer wundervollen, gütigen Stimme.

„Spielsachen?"

„Ich will sie den Menschen wieder eintauschen gegen Granaten und Gewehrkugeln, gegen Haß und Gier."

Und er öffnete den Sack und schüttete ihn aus. Ein Gebetbuch fiel zuerst heraus, die süße Melodie eines Volksliedes erklang märchenhaft, eine zierliche Birke begann zu wachsen in dem dumpfen Keller, eine Puppe saß possierlich neben einem Teddybär, eine Lampe glühte auf, Frohsinn und Heiterkeit saßen als Geschwister da, eine Amsel schlug, Flieder blühte, ein Posthorn tutete trara — trara, eine Fahne knisterte leise, eine ganze Stadt mit lichten, freien Straßen, mit viel Luft und grünen Spielplätzen erstand . . . Und dann holte die Erscheinung noch etwas Zerknittertes ganz aus der Tiefe des Sackes, warf es zu Boden und zerstampfte es vollends mit dem Fuße. Es war aber das Modell einer Maschine, eingewickelt in Papiergeld.

„O, du, wer bist du?" stöhnte Werner Ardelsing im Fieber auf. Aber die Erscheinung war fort, Dunkelheit lastete im Keller, Schlüssel klirrten, ein Mann stieß die Türe auf und rief in das Dunkel hinein: „Machen Sie sich fertig! In einer halben Stunde werden Sie erschossen!"

⌘ ⌘ ⌘

Alles Volk lief auf die Straßen, Fahnen wurden aus den Fenstern gehängt, die Frauen kauften Blumen und Zigaretten, Sonne war mit einmal wieder da, Musik brandete um die Straßenecke: Die Reichswehr rückt ein!

Kein Schuß fällt, wie von der Erde verschluckt die fremden Aufwiegler. Stahlhelme sind Autorität, die herrlichen deutschen Stahlhelme. Posten salutieren, Truppen marschieren, und eine Melodie schlägt gegen die Fensterscheiben, daß es klirrt:

Sie sah so reizend, reizend aus
Und ich ging mit ihr nach Haus!

Türen wurden aufgeschlossen, Papiere beschlagnahmt, Urteile nicht vollstreckt, Gefangene waren frei! —

Onkel Stephan holte Werner Ardelsing im geschlossenen Wagen ab. Denn drinnen saßen zwei Frauen, denen tat das Licht noch weh, obwohl der Tag in Blüten stand.

„Cora — Mutter!"

„Liebster — Mein Junge!"

Sie stiegen bei Meister Hagedorn ab, die Villa mußte erst instand gesetzt werden. Der Meister blickte stumm zu Boden.

„Was haben Sie denn, Hagedorn?" lachte Werner und reckte sich, daß alle Glieder knackten.

„Sie können noch lachen, Herr Ardelsing?"

„Ich baue auf, Meister! Nun erst recht! Deutschland braucht uns!"

„Liebster Mann," schrie da Cora auf und lachte und weinte zugleich. Und sie barg beglückt ihren Kopf an seiner Brust und sagte schlicht und innig: „Für unser Kind, Werner, nicht wahr?" —

Da läuteten die Glocken in der Stadt. Alle Sirenen der Fabrik tuteten. Morgen ging es wieder an die Arbeit. Morgen und jeden Tag.

Und Werner Ardelsing küßte in gläubiger Zuversicht seines Weibes roten Mund: „Ja, Cora, für unser Kind! Für unser liebes Deutschland!"

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Die erste Staffel. Erinnerungen von Olga Wohlbrück

n einem Montag gegen halb zwölf zog Großmama an der Glocke des kleinen Hauses in der Rue de Douai, das der gewaltige Theaterchronist vom Temps, Francisque Sarcey bewohnte. Ein Diener in einfacher Hausjacke öffnete.

„Monsieur est à table?"

„Pas encore, Madame."

„Na also!" sagte Großmama, „da sind wir ja gerade zurechtgekommen."

Mir war gar nicht wohl zumute. Schon dieses Hereinplatzen zu einem Frühstück als unerwarteter Gast! Und wie — wenn der Gewaltige uns nicht aufforderte zu bleiben? Wenn er mich von allen Seiten ansieht und dann mit ein paar Höflichkeitsphrasen abspeist? Großmama lachte leise.

„Der ist nicht höflich. Und ob er dich überhaupt ansieht, ist noch sehr die Frage. Fraglos ist nur, daß es ein ganz gutes Ragout zum Frühstück geben wird und vorzüglichen Käse als Nachtisch. Am Dienstag gibt's mehr, aber da ist ja auch Thérèse da und spielt Hausfrau . . ."

Thérèse . . . Richtig. Madame Thérèse! Sarceys Freundin. Ich war sehr froh, daß Madame Thérèse am Montag nicht zu Hause war. Mir fehlte völlig jede Einstellung auf die große Pariser Bohème.

„Monsieur attend les dames."

Und während Großmama langsam die ersten Treppenstufen nahm, die ins Allerheiligste führten, sah ich durch die offenstehende Tür des Speisezimmers, wie der Diener bereits zwei Bestecke den anderen hinzufügte. Von oben fiel uns plötzlich kaltes, helles Nordlicht ins Gesicht. Und auf der Schwelle eines großen, atelierartigen Raumes stand ein schlanker, älterer Herr, mit klugem Gesicht und einem auffallend zynischen Zug um den Mund.

„Eh bien, Madame Schuselkà, vous y avez mis du temps pour l'amener cette pauvre enfant . . .! Allons, allons, Mademoiselle, soyez sans crainte, le maître n'nest pas en appétit ce matin, il ne mangera pas de chair crue . . ."

Großmama schlug mit der Hand ärgerlich auf die Rampe: „Si vous dites des horreurs, je m'en vais . . ."

Eine Stimme rief heraus: „Tais toi donc, vieux farceur!"

Ich war an die preziöse Atmosphäre Pariser Salons gewöhnt, an den strengen Ton Meister Ricquiers, die herzliche und doch respektvolle Kameradschaft meiner Partner, die Sprache hier war mir neu und erfüllte mich mit lähmendem Schreck.

„Entrez, entrez, jolie petite demoiselle. Faites votre révérence. Là . . . le beau monsieur à gros ventre . . . n'ayez pas peur!"

Ich stand jetzt mitten in dem sehr hohen Raum, von Bücherwänden umschlossen. Auf einer rotüberdeckten Ottomane, die so groß war, daß sich zehn Leute bequem nebeneinander der Breite und Länge nach lagern konnten, saßen wie verweht zwei, drei Besucher, die eifrig damit beschäftigt waren, Buchseiten aufzuschneiden. Plötzlich spürte ich einen kleinen Ruck an meinen Schultern, von dem ich gegen einen endlos langen Diplomatenschreibtisch geworfen wurde. Hinter diesem Schreibtisch saß — einem Buddha gleich — unerhört dick, die kurzen Arme mit den weißen, fetten Händen auf dem berghohen Leib verschränkt, Francisque Sarcey. Sein rundgeschnittenes Haar war weiß, ebenso sein stoppliger, um das runde, sehr frische Gesicht laufender Bart. Alles an ihm war rund, auch die riesengroßen, dunklen Kuhaugen, die meist halbverdeckt blieben von runden, schweren Lidern.

Diese Augen musterten mich, ohne Schärfe, ohne Neugierde. Mit einem ruhigen, leicht spöttischen Wohlwollen, das übrigens der Grundzug seines Wesens war. „Haben Sie auch so ausgesehen, als Sie jung waren?" fragte er Großmama und fuhr fort, ohne die Antwort abzuwarten: „Die Gräfin Chodzko hat mir Wunder von der Kleinen geschrieben. Aber sie ist eine alte Närrin. Ist die Kleine wirklich begabt, dann soll sie was lernen . . . Ja . . . ja . . . ich weiß . . . Ricquier! Ricquier ist gut. Aber Theorie. Alles Theorie. Theater, das schlechteste Theater ist noch immer der beste Lehrmeister. Na also, mein Kind, auf dem Sofa dort findet sich noch ein Plätzchen für Sie. Setzen Sie sich, schneiden Sie mir ein paar Bücher auf. An die hundert Bände hat man mir heute geschickt. Lesen kann ich sie nicht. Unmöglich. Aber aufgeschnitten müssen sie sein, simple politesse. Also immer 'ran an die Arbeit . . . Stooop . . . Haaalt! . . ." Das galt einem jungen Mann, der oben auf der um den Raum laufenden Galerie stand, und dem beim Einordnen der Bücher in die Regale einige Bände heruntergefallen waren. „Ich werde mir nächstens Akrobaten aus den Folies-Bergères für meine Bibliothek holen."

Und Sarcey lachte vergnügt vor sich hin. Auch die anderen lachten. Als Chorus. Leise, mit respektvoller Distanze. Der Meister war wohlgelaunt: wie meist am Montag, wenn man ihm gerade die letzte Korrekturfahne seiner Chronique vom Tisch geholt

hatte. Nach dem Déjeuner kam das Blatt noch druckfeucht auf seinen Tisch. Alles wartete mit Angst und Spannung auf das, was er geschrieben.

Ein Stück ohne Knoten war ein Unding, ohne dramatischen Höhepunkt eine Stümperei. Bis zu seinem Verstummen verlangte er vom Bühnenautor „die große Szene", „la scène à faire". Wer dieser Szene auswich, ob im Lustspiel oder Drama, der kannte das Handwerk seiner Kunst nicht.

Durch Bücherhaufen von mir getrennt saß eine nicht mehr ganz junge Dame in braunem, unelegantem Kleid. Sie sprach ein bißchen anspruchsvoll über neu erschienene Romane und urteilte ein Stück ab, das Sarcey zufällig in seinem letzten Feuilleton lobend erwähnt hatte. Es wunderte mich, daß sie es wagte, hier in dieser selbstsicheren Art zu sprechen, anderseits fühlte ich Sarceys ironisierenden Ton in seinen Antworten heraus und eine leise Feierlichkeit, die von den anderen auf sie überströmte.

Während des Frühstücks saß ich zwischen ihr und dem älteren Herrn, den Sarcey vieux farceur genannt hatte. Es war einer seiner besten Freunde. Ein überaus geistvoller Mensch, der mit das schönste Französisch sprach, das ich je gehört. Ein Mensch aber, für den die Welt entgöttert war, seitdem seine Frau ihn verlassen hatte, und der keine anderen Gebote kannte, als die seiner augenblicklichen Laune.

„Respect pour l'enfant," befahl ihm Sarcey, als wir uns zu Tisch setzten, indem er auf mich zeigte.

Sarcey hielt dreimal wöchentlich offene Tafel, aber die Küche war bürgerlich einfach, und wenn mehr Gäste kamen, als erwartet waren, dann hieß es: „Je vous préviens, mes enfants — vous ne mangerez pas à votre faim." Und in aller Eile schob man dem oder jenem noch ein paar Spiegeleier zu oder reichte noch einen Korb mit Obst zum Käse herum. Nicht viele werden wohl je gewußt haben, was sie bei Sarcey gegessen, denn Unterhaltung war Hauptsache.

An jenem ersten Frühstück, das ich mitmachte und bei dem ich kaum den Mund aufzutun wagte, führte eigentlich die braungekleidete anspruchsvolle kleine Dame das Wort. Sarcey antwortete karg, aber nicht unfreundlich. Als sie hastig, noch vor dem schwarzen Kaffee, fortging, sah ihr Sarcey mit seinen großen, runden Kuhaugen über die Schulter nach und sagte dann mit der gutmütigen Ironie, die seine stärkste Eigenart war: „Vitu (der Kritiker vom Figaro) hat gar keine eigene Meinung mehr, seitdem sie ihm als Filtrierapparat dient. Und was sie ihm als eigene Meinung vorschreibt, ist verwässerte prinzipielle Opposition gegen mich, eine Opposition, die sich an meinem frugalen Tisch gründlicher sättigt, als ihren Magen ..."

„Sie hätte Schullehrerin bleiben sollen, da wäre sie mehr am Platze, als am Theater," warf Mor ... ein, mein Nachbar.

Wieder das unnachahmliche, gutmütige, ironische Lächeln Sarceys: „Nein — warum? Als Schullehrerin hätte sie uns hundert Mittelmäßigkeiten in die Welt geschickt. So aber verdanken wir ihr nur eine."

Sarcey leistete sich manchmal kleine Hiebe auf die Kollegen. Ohne Galle und Haß. Von der sicheren Warte seiner Unverrückbarkeit herab. Und beim Schauspieler schätzte Sarcey weder große Intelligenz noch Bildung sonderlich hoch ein. Das erfuhr ich zu meinem grenzenlosen Staunen an einem der nächsten Montage. Ein junger Schauspieler war soeben durch seinen Macbeth über Nacht in die vorderste Reihe der Pariser Künstler gerückt. Seine Wirkung bei der Bankettszene, da Bancos Geist erscheint und er sich wie ein vor Angst toll gewordener Junge die Krone vom Haupte reißt und sie gegen die Erscheinung schleudert, war von einer — ich möchte sagen — ungeheuerlichen Wucht. Das ganze übervolle Haus brach in einen Schrei aus. Und in den Zwischenakten hörte man nur den Namen Marais in Verbindung mit dem Ausruf: „une révélation!"

Also er war eine Offenbarung geworden. Auch für mich. Ich mußte unbedingt wissen, was Sarcey dazu sagte, und so gingen wir um die gewohnte Stunde in die Rue de Douai. Man hatte sich gerade zu Tisch begeben und am ovalen Tisch neben Sarcey saß — Macbeth-Marais!

Und er redete, redete — was, weiß ich nicht — ich sah nur seine leuchtenden Augen, seine raschen, nervösen Bewegungen, hörte die prachtvoll metallische Stimme ...

„Mangez donc, petite demoiselle," mahnte der unvermeidliche Herr Mor ... Wie lästig war mir die Fürsorge. Aber dann sah ich, daß auch Sarcey kaum zuhörte und sich leise mit Großmama unterhielt, während er ab und zu seinen mir schon bekannten ironischen Blick über die Schulter zu Marais herüberwarf. Als ich aber gar von Sarceys Lippen ein leises „as-tu fini?" ablas, da erstarrte ich. Begriff nichts. Bis dann Sarcey sich in seinem Sessel zurücklehnte und die Augen schloß. Marais aber redete weiter. Redete Bogen. Sprang plötzlich nach dem Kaffee auf, drückte Sarcey mit einem „cher maître" die Hand, grüßte nach links und rechts und war verschwunden.

Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, gähnte Sarcey laut auf. „Dieu, quel imbécile! Dieu, quel imbécile!"

„Comment ... Marais? Marais — un imbécile?"

Mir war es, als hätte dieser dicke Mann etwas ganz Köstliches, ganz Seltenes in Scherben geschlagen. Sarcey aber legte sich mit seinem schweren Oberkörper breit auf die Tafel und glotzte mich an. „Ja, was denn, mein Kind? Das ist doch der dämlichste Kerl von ganz Paris! Eine Stunde

lang schwatzt er uns hier das Blaue vom Himmel herunter und merkt nicht mal, dieser Schafskopf, daß er nur Worte aneinanderreiht. Daß er nur Geräusch hervorbringt. Sein Macbeth? Genial! Sie können's gleich lesen im Temps."

Ich stotterte: „Ja, aber ... ja, aber ... ein dummer Mensch ist doch gar nicht fähig, eine Rolle so aufzufassen und zu erschöpfen."

Nun lachte Sarcey sehr herzlich und wendete sich an Großmama: „Da will die Kleine zum Theater? Liebe Freundin, faites en une petite savante, mais pas une actrice!" Gleich darauf warf er ärgerlich sein Mundtuch auf den Tisch. „Ja, glaubt ihr denn wirklich, daß der Schauspieler klug sein muß und gebildet? Eingebungen muß er haben. Genieblitze. Sein Handwerk muß er kennen. Diktion, Organ, Bewegung, kurz, den ganzen physischen und technischen Apparat ausgebildet haben. Aber Intelligenz? Bildung? Eine Beigabe. Sehr oft eine störende, weil zersetzende. Ich will keinen Professor auf der Bühne. Unsereins muß Analytiker, der Künstler hat Synthetiker zu sein. Dieser Schafskopf von Marais zum Beispiel ist ein Genie auf der Bühne. Er schlüpft in eine Gestalt wie in einen gut sitzenden Rock. Muß einer wissen, wie der Rock zugeschnitten und genäht wird, um ihn tragen zu können? Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß oft die geschicktesten Schneiderlein selbst am wenigsten gut angezogen sind? Und wie kommt es, daß die meisten Schauspielerinnen erst dann etwas Nennenswertes leisten, wenn sie eine unglückliche Liebe haben — ‚une passion manquée'? Nur weil der Schmerz ihnen jeden Rest von Verstand nimmt und sie sich hemmungslos dem Impuls ihres Gefühls hingeben. Diese Möglichkeit allerdings steht den intelligentesten Schauspielerinnen offen. Und wenn Sie, liebes Kind, zur Bühne gehen wollen, so braucht Ihr Bildungsgang gerade kein unbedingtes Hindernis bei Ihrer Laufbahn zu sein."

Es war nicht erhebend und nicht immer tröstlich, was ich von Sarcey zu hören bekam. Daher wagte ich auch noch immer nicht, die Bitte an ihn zu richten, ihm etwas vorsprechen zu dürfen. Sogar Meister Ricquier riet mir, noch ein wenig abzuwarten. Denn Sarceys Art zuzuhören sei „mordend". Auch im Theater sei er dafür bekannt, daß er nur selten und nur auf kurze Augenblicke das Glas auf die Darsteller richte. Zumeist hielte er die Lider halbgeschlossen und sähe aus, als schliefe er. Auch wippe er unerträglich mit den Knien, wenn ihm etwas mißfiele, oder wende der Bühne den Rücken zu. Seine Erklärung fände das ja zum Teil in der Lichtempfindlichkeit seiner Augen — aufmunternd sei das aber nicht für junge, noch nicht selbstsichere Anfängerinnen. Daher käme es auch, daß Sarcey, der eigentlich ohne jede ätzende Schärfe schrieb und auch dem Tadel eine erträgliche Form gab, der gefürchtetste Kritiker von Paris war. Denn er war der Unbestechlichste, durch kein Lächeln, keinen äußeren Sinnenreiz Einzulullende. Den Gedanken, ihn von der Bühne herab zu erobern, mußte jede Schauspielerin von vornherein aufgeben. Das Beste, was sie tun konnte, war, seine Anwesenheit zu vergessen.

Immer wieder schob ich das gefürchtete und mein Schicksal vielleicht entscheidende „Vorsprechen" hinaus. Bis Großmama eines Montags ohne viel Umstände sagte: „Also, cher maître, jetzt tun Sie mir mal den Gefallen und hören Sie sich die Kleine an."

Zufällig waren die Frühstücksgäste zeitiger als sonst aufgebrochen und man hatte den ‚Schwarzen' in das Arbeitszimmer hinaufgebracht. Nur Herr Mor ..., der Unvermeidliche, war noch anwesend und machte sich am Trick-track-Tisch zu schaffen. Denn eine Stunde Trick-track war Sarceys größte Erholung. Die Herren waren im ersten Augenblick durchaus nicht erbaut davon, ihr Spiel meinetwegen aufzuschieben. Aber diesmal war es Mor ..., der mir, oder vielmehr Großmama beistand: „Courage, mon vieux! Arrêt de mort ou de vie pour la petite figurine de Sachse de notre vielle amie."

Das war die erste kleine Schmeichelei, die bewies, daß auch Sarcey bereits freundlich von mir gesprochen haben mochte. Und nun kam das Gräßliche: Ein Vorsprechen, bei dem der gefürchtete Mann die Hand über die Augen legte. Was ich auch an lebhaftem, unterstützendem Mienenspiel, an charakteristischen Gebärden, vielleicht auch an ein bissel Liebreiz besaß — das alles schaltete damit aus. Nur die Stimme, nur die Diktion, nur die „musique de la langue". Ich litt Qualen und wendete mich schließlich an Großmama als „Publikum". Und Großmama begleitete mit ihrem lebhaften, geistvollen Gesicht so sehr jede meiner Nuancen, war ein so wundervolles stummes Echo all meiner künstlerischen Intentionen, daß ich allmählich warm und unbefangen wurde und es begriff, wie schon ein einziger verständnisvoller Zuhörer genügt, um die Stimmungsfähigkeit eines Künstlers zur höchsten Entfaltung zu bringen und ihm sein Bestes zu entlocken.

Ich hatte geendet. Sarcey hob den Kopf, lehnte sich breit zurück in den Sessel, kreuzte die Hände auf dem Magen und sah mich lächelnd an.

„Ja ... also ... was wollen Sie von mir, mein Kind?"

Ich stürzte aus allen Himmeln. Was ich wollte!? Eine Frage war das! Großmama legte ihm die Hand auf die Schulter: „Nun? ..."

„Was denn! Was denn! Bin ich der liebe Gott? La petite aura du talent — bien possible." Dem Franzosen ist ‚talent' etwas zu Erringendes, nicht Angeborenes. Sarcey fuhr fort: „Elle est douée ..." Und zu seinem Freunde Mor ... gewendet: „Est-elle douée — hein, qu'en dis-tu? Peût-

être bien qu'elle aura du talent, si elle s'y met . . ."

„Gentille . . . très gentille. Il faut faire quelque chose pour elle, mon vieux."

Sarcey hob die Schultern, machte einen furchtbar runden Rücken und sah Großmama grimmig an: „Nun sagen Sie mir, meine Liebe, was wollen Sie eigentlich? Bin ich ein Agent für Salonaktricen? Soll ich die Kleine irgendeiner Herzogin für Teeabende empfehlen, oder was?"

Großmama wurde ganz kleinlaut. „Ob sie sich für die Bühne eignet, sollen Sie sagen, lieber Freund."

Sarcey schlug auf die Tischplatte: „Ja, sapperlipopette — da muß ich sie doch erst auf der Bühne sehen. Stellen Sie sie doch hin auf ein paar richtige Bretter — und wenn es la plus sale petite boîte de Paris wäre. Oben muß sie stehen. Auf den Brettern, verstanden? Nicht auf dem Salonteppich. Die Überraschungen kennen wir: Salonsterne, die von dem zahlenden Galeriepublikum des ersten richtigen Theaters angeblasen werden. Theater, meine Liebe . . . das ist was anderes, ganz was anderes. Das müßten Sie doch wissen, die Sie bei Ihren Landsleuten die grande artiste waren. Gentille . . . was mache ich mit ‚gentille'? Nichts ist das, weniger als nichts. Gehen Sie doch zur Mère Chotel . . . Sie kennen sie ja. Die hat immer noch die zwei kleinen Quetschen. Batignolles und Montmartre. Grüßen Sie sie von mir. Sie soll der Kleinen was zu spielen geben. Ganz gleich, was. Da komme ich mal hin . . . Da will ich mal sehen . . . Dann können wir reden . . . Sie ist alt geworden, die gute Chotel, der Sohn macht das Geschäft. Immer noch eine Goldgrube. Ach ja, der alte Chotel . . . Das war ein Genie! Hat die Seele des französischen Bürgers erfaßt. Was der aus den zwei kleinen Dreckbuden gemacht hat! Wenn ich denke, in meiner Jugend . . . Jeden Sonnabend im Montmartre-Theater — Première! Das war ein Publikum! Studenten, junge Lehrer, kleine Rentiers mit Kunsthunger . . . Künstler von allen großen Theatern. Manchmal lachte man heimlich über dies und jenes, aber dann gab's auch wieder was zum Begeistern, zum Entdecken. Was sind von dort aus für große Schauspieler auf die Boulevardbühnen geworfen worden! . . . Und Chotel selbst, der alte Chotel . . .! Einer von Gottes Gnaden. Wenn er auftrat, dann stand in dem kleinen Kasten ein zitternder Hauch heißer Erwartung. Die vom Français (Comédie Française) kamen, um zu lernen. Lernen! . . . Die Narren — als ob sich so was lernen ließe! Die Comédie wollte ihn haben, machte ihm Anträge über Anträge — er hat ihnen was geblasen. Gott sei Dank! Hätte ja auch die ganze Bande dort über den Haufen gespielt. Und Geld? Soviel Geld konnte ihm die Comédie nicht in fünf Jahren auszahlen, wie er in einem verdiente. Die Witwe hat's Geschäft weitergeführt, und jetzt hilft der Sohn. Immer nach dem gleichen Prinzip: jeden Sonnabend Première: im Montmartre wie im Batignolles. Nach acht Tagen geht das Stück vom Montmartre nach Batignolles und umgekehrt. War selbst schon eine Ewigkeit nicht mehr in dem alten Kasten, aber wenn die Kleine auftritt . . . Eh bien. Vielleicht fällt die Kleine durch, dann bleiben ihr immer noch die Salons. Also kommt mal am Dienstag, damit Thérèse die Kleine sieht . . . und jetzt wollen wir endlich zu unserer Partie Trick-track!"

Gleich am nächsten Tag suchten wir die „Mère Chotel" auf.

Um die Sache zu beschleunigen, wurde mir gleich eine kleine Rolle in dem für die damalige Zeit sehr realistischen Drama „Pot-bouille" nach dem Roman von Zola zugeteilt. Und da die Mère Chotel ohne viele Worte begriff, daß ich nicht gut unter meinem Namen auf dem Zettel stehen konnte, wurde nach einem Pseudonym gesucht. Und noch heute weiß ich mir nicht zu erklären, wieso man gerade einen urdeutschen Namen wählte? Denn unter „Mademoiselle Frieda" stehe ich auf meinem ersten Theaterzettel.

Ich sehe mich noch deutlich, als wäre es gestern gewesen, plötzlich losgelöst von Haus, Gesellschaft, inmitten einer zusammengewürfelten Schar drittklassiger Schauspieler, deren sehr freier Umgangston, deren Witze und Anödereien junger Anfänger mir aus Büchern und gelegentlich aufgeschnappten Schilderungen bekannt waren. Und ich stand da, mehr noch von dem Gedanken, ich könnte mich albern benehmen und für herausfordernd naiv gehalten werden, geängstigt, als von der Aussicht, dem französischen Schmierenton erbarmungslos ausgeliefert zu sein. Das quälende Unbehagen dieser ersten halben Stunde, während der mich die ziemlich zahlreichen Mitglieder umschlichen wie ein kleines Kuriosum — nicht sehr wohlwollend, aber neugierig — vergesse ich nie. Fühlte — wie nichts mich rechtfertigte und nichts mich berechtigte, in ihrer Mitte zu stehen. Empfand plötzlich die Protektion eines Mannes, dessen Macht mich all diesen Menschen aufgedrängt hatte, die durch Bildung und Erziehung tief unter mir, durch die Kenntnis ihres Berufes aber, und einige auch durch ihr Können, turmhoch über mir standen, als etwas so Beschämendes, daß ich am liebsten jeden einzelnen um Verzeihung gebeten hätte, hier eingedrungen zu sein. Mir schien, als müßte ich ihnen etwas erklären, sie bitten, mir nichts übel zu nehmen. Aber eine Scheu, die mich auch später in neuer Umgebung und in fremden Betrieben oft zu überkommen pflegte, lähmte meine Zunge. Eisig, verletzend höflich, so höflich, wie man nur einem Outsider gegenüber ist, gab mir der alte Regisseur — ein überaus tüchtiger Schauspieler — seine Anweisungen. Niemals habe ich mich so sklavisch und beflissen den Anordnungen eines Spielleiters gefügt.

Und wenige Tage später erfuhr ich auf dieser kleinen Quetsche ebenfalls zum erstenmal, wie sehr in Frankreich ein junges Mädchen, das wirklich eins ist, auf Schutz und Achtung auch inmitten der wildesten Bohème rechnen darf.

Ich erblickte nämlich auf der Rückseite einer Kulisse ein mit ganz großen Buchstaben angekreidetes Wort, das ich nie gehört hatte und das ich völlig unbefangen laut ablas, worauf ich meinen jungen Partner, der gerade neben mir stand, fragte, was es bedeute. Da bückte er sich und schien angelegentlich etwas auf dem Boden zu suchen, während ich gleichzeitig von einer Schauspielerin zur Seite gerissen wurde, die mir zuflüsterte: „Fragen Sie nicht, es ist ein häßliches Wort, das Sie nicht zu kennen brauchen."

Als ich nach wenigen Minuten heimlich zur Kulissenwand emporblickte, war das Wort abgewaschen. Großmama, der ich das erzählte, schien sehr erleichtert; denn eigentlich war ihr gar nicht wohl zumute bei dem Gedanken, was wohl meine Eltern sagen würden, wenn sie wüßten, in welche Umgebung ich geraten war. Und obwohl es doch wirklich sinnwidrig war, so durfte ich mich an dem ersten Abend nicht in der Theatergarderobe ankleiden, sondern wurde von Großmama zu Hause geschminkt und angekleidet und von ihr in geschlossenem Wagen, bei rot verhängten Fenstern, kurz vor Beginn der Aufführung ins Theater geleitet. Mère Chotel wartete ein bißchen unruhig in der Garderobe und zankte Großmama gutmütig aus.

„De quoi avez-vous peur?"

O dieser erste Abend! Dieses gähnende, schwarze Loch! Daß es da Kopf an Kopf sich drängte, daß bis oben hinauf kein einziges Plätzchen frei war, das konnte ich nicht erkennen. An die Stimmen meiner Mitspielenden hielt ich mich, wie sich in Sturm und Not der Fischer an das Blinklicht des Leuchtturms halten mag. Aber erst, als ich meine eigene Stimme vernahm, war dieses entsetzliche Gefühl der Uferlosigkeit verflogen. Und als ich dann ein einmütiges Lachen vernahm, als Antwort der mir in den Mund gelegten kleinen, frechen Sätze, da war es mir, als hülle mich plötzlich ein warmer Mantel ein und mir könne nichts mehr geschehen. So frei, so leicht fühlte ich mich, daß ich plötzlich ein Extempore wagte. Durch einen glücklichen Zufall war es so gelungen und so der Situation angepaßt, daß nicht nur das Publikum, sondern auch die Mitspielenden laut herausprusteten. Die eigenartige französische Applaussalve aber, die mich belohnte und auf die wahrlich niemand gefaßt gewesen, verwirrte mich so, daß ich beinahe den Faden verloren hätte. Doch es ging noch alles glücklich von statten, und die netten Worte, die mir im Batignolles an meinem Debutabend von den Kollegen gesagt wurden, machten mich froher und stolzer als alles, was ich bisher an feinen Schmeicheleien in den Salons gehört hatte.

Noch am selben Abend in der Garderobe teilte Mère Chotel die Rollen für die nächste in vierzehn Tagen stattfindende Premiere aus. „Le Courrier de Lyon", ein Sensationsdrama in fünf Akten. Ich bekam die Rolle der jugendlichen Liebhaberin. Ich war selig. In diesem Augenblick hätte ich unbedenklich einen unkündbaren zehnjährigen Vertrag an den Vereinigten Theatern von Batignolles und Montmartre unterschrieben. Aber von Vertrag war keine Rede.

„Ça n'est pas pour nous, ça!"

Jedenfalls wollte ich nicht mehr wie ein Baby oder eine hochmütige Prinzessin zu Hause geschminkt und angekleidet werden. Lächerlich. Ich hatte meinen petit succès gehabt, sollte weiterspielen, ich war überzeugt, daß es einer Beleidigung gleichkäme, wenn ich mich der Gemeinsamkeit der Garderobe entzöge. Mère Chotel nickte, und Großmama gab aufseufzend nach. Nur auf einem Wandschirm bestand sie. Und Mère Chotel ließ auch richtig einen großen Wandschirm aus ihrer Wohnung in der Garderobe aufstellen, der Großmama ich weiß nicht welche moralische Beruhigung gab.

Sarcey versprach, zu einer Vorstellung vom „Courrier de Lyon" zu kommen. Und als er sich ein paar Tage vorher ansagte, da bemächtigte sich des Kulissenvölkchens eine geradezu fieberhafte Aufregung. Meine eigene suchte ich so gut es ging zu verbergen; denn wenn meine Kollegen auch annahmen, mein Weg sei gebahnt, so wußte ich doch nur zu gut, daß von den Worten Sarceys mein Sein oder Nichtsein auf französischem Boden abhing.

Er kam mit seinem Freunde Mor . . ., und die Herren saßen mit Großmama in der Proszeniumsloge. Wenn ich nicht auf der Bühne war, starrte ich durch eine Leinwandritze nach der Loge. Er schien zu schlafen. Sein Opernglas hielt er auf dem Bauch an sich gepreßt, und seine Knie führten von Zeit zu Zeit einen wahren Indianertanz auf. So schlecht hatte ich gewiß noch nie gespielt und erwartete nach Schluß der Vorstellung, halb gelähmt vor Angst, Großmamas Kommen. Als sie endlich neben mir hinter dem Wandschirm saß, immer ein bißchen außer Atem vom Treppensteigen, sagte sie nur: „Wir sollen Dienstag zum Frühstück kommen. Das weitere findet sich."

„Ja und sonst . . . sonst . . .?"

„Er läßt dich grüßen, und du sollst nicht wackeln beim Gehen."

„Aber sonst . . . sonst . . .?"

„Sonst? Ja eigentlich hat er sonst nicht viel gesagt. — Nur Monsieur Mor . . . drückte mir beim Weggehen die Hand und raunte mir zu: ‚Elle est tout de même gentille, la petite. Ça ira.' Und ich denke, das ist geradeso, als wenn Sarcey selbst es gesagt hätte."

Bis zum Dienstag waren noch drei Tage.

Madame Thérèse empfing uns. Eine ganz kleine, tiefbrünette, zierliche Frau mit wunderhübsch leuchtenden Augen und einem allerliebsten Mund.

„Also das ist das kleine Wundertier? Monsieur Sarcey liebt keine femme savante, aber er sagt, daß man es ihr nicht ansieht, daß sie sich in Mathematik auskennt."

„Kenne ich mich auch gar nicht aus," unterbrach ich lachend.

Mir war gleich wohl zumute bei der niedlichen kleinen Person. Sie nannte Sarcey nie anders als „Sie" und „Monsieur Sarcey", er sie „mon enfant" und duzte sie. Wenn er sie vorstellte, sagte er: „La mère de mon enfant". Er hielt sie streng und gütig, wie ein leichtverliebter Onkel. Ein- bis höchstens zweimal durfte sie nach Paris zu ihm kommen. Die übrige Zeit lebte sie mit ihrem Söhnchen Jacques und ihrer Mutter in einem bequemen Landhaus mit großem Garten, das Sarcey ihr in Nanterre geschenkt hatte. Sie vergötterte ihn. War in ihren Instinkten und ihrem Wesen urbürgerlich mit einem honett-pikanten Beigeschmack der Midinette. Ich selbst konnte es beobachten, wie er sie von Jahr zu Jahr fester und liebreicher an sich zog, bis er sie zu seiner Frau machte. Wenn ich nicht irre, so schenkte sie ihm später noch eine Tochter. Nie gab es wohl ein äußerlich ungleicheres und innerlich so fest gekittetes Paar wie diese Zwei.

Der Tag, an dem ich sie kennen lernte, war der Tag, an dem Sarcey zum erstenmal ernstlich von der Möglichkeit meiner Bühnenlaufbahn in Paris sprach. Seine Forderungen ließen sich etwa so zusammenfassen: Ich mußte noch Unterricht nehmen, und zwar bei dem „le plus fin comédien de Paris": bei St. Germain. St. Germain war aber sehr unzugänglich. Er hatte zwar eine Klasse. Aber dort lernte man nichts. Lernen konnte man nur als sein Privatschüler. Da er ein reicher Mann war, leistete er sich den Luxus, wählerisch zu sein. Zudem war er der teuerste Lehrer von Paris und der launischste. Hatte er kein Interesse für seinen Schüler, so konnte der vom Papst kommen, es ließ ihn kalt. Auch war er kein Theoretiker wie Ricquier. Kein Schulmeister. An diesen St. Germain wollte Sarcey mich nun mit ein paar Worten empfehlen. Aber nur unter der Bedingung, daß ich den Sommer über nicht mit Großmama nach Deutschland reise oder nach Rußland. Pariserisch sollte ich hören, nichts als Pariserisch. Verstanden? Und gehen sollte ich lernen. So!

Und nun schrieb der goldige, dicke, brummige Papa Sarcey, der sich ebenso wie Ricquier eher die Zunge abgebissen hätte, als daß er mir ein nettes, anerkennendes Wort gesagt hätte, einen Brief über mich, einen Brief, den aus Händen zu geben in all meiner Freude einen großen Kummer für mich bedeutete. Die kleine, reizende Madame Thérèse aber faltete mit ihren Kinderhändchen das Blatt, schrieb die Adresse und überreichte mir mit drolliger Feierlichkeit das kostbare Schriftstück, das — wie sie mir zuflüsterte — mir nicht bloß einen Lehrer sicherte, sondern darüber hinaus Möglichkeiten eröffnete ... Möglichkeiten ...

War das ein vergnügtes Frühstück an diesem Tag! Zum ersten Male schwatzte ich wie eine Elster darauf los. Alle Befangenheit war abgestreift. Und als Sarcey die Tafel aufhob, ging er nicht hinauf zu seinem Trick-track, sondern führte uns alle in den neben dem Speisezimmer gelegenen sonst nie benutzten Salon, klatschte in die Hände und rief: „Une petite sauterie digestive, hein!?", worauf Herr Mor ... sich ans Klavier setzte und zum Tanz aufspielte.

In meinem Tagebuch steht: „Le grand critique, Papa Sarcey, tanzte mit mir den ersten Walzer. Wie eine Feder, so leicht tanzt dieser dicke Mann. Und ich bin so glücklich... so glücklich ...! Ich kriege dich noch, Paris!"

Zwischenklänge. Von Alfred Ferd. Rabes

Und des Winters Zwischenklänge
Klirren aus zersprungenen Saiten,
Über Tal und Bergeshänge
Längst entschwundne Lieder gleiten.

Heißer Rosenblütenduft
Schlummert unter weißer Decke —
Schlummert, bis ein Lied ihn ruft,
Wartet, daß ein Kuß ihn wecke,

Daß die weichen Sonnenfinger
Flur und Auen schmeichelnd kosen,
Sonne, Sonne, Lebensbringer,
Küß' erwachend meine Rosen,

Fang' der Lieder bunte Menge,
Führe sie in tausend Weiten! —
Doch des Winters Zwischenklänge
Klirren aus zersprungnen Saiten.



Im Garten der Villa Borghese. Gemälde von Kurt Agthe



Sturmfahrten deutscher Segelschiffe um Kap Horn

Von Franz Graf von Larisch

Korrespondent des Instituts für Meereskunde an der Universität Berlin

Leider wird aus wirtschaftlichen Gründen das Segelschiff auf großer Fahrt immer mehr vom Dampfer verdrängt. Der moderne Kulturmensch, dem für seine Waren kein Transportmittel mehr schnell genug, für seine eigene Person keines mehr bequem genug ist, wird sich kaum mehr bewußt bleiben, welche Bedeutung eigentlich der Segelschiffahrt zukommt. Die größten Schlachten der Weltgeschichte wurden auf Segelschiffen geschlagen, jahrhundertelang vermittelten Segelschiffe Handel und Verkehr zwischen den Völkern, und die großen und kühnen Entdeckungsfahrten, die einem ganzen Zeitalter den Namen gegeben haben, wurden auf Segelschiffen ausgeführt.

Als in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts tiefgreifende Veränderungen im Bau der großen Segler eintraten, wurden auf langer Fahrt nach fernen Landen kühne und schnelle Reisen gemacht, die seemännische Leistungen darstellen, wie sie auf einem Dampfer nie möglich wären. Wir erinnern nur an die berühmten amerikanischen Klipperschiffe, deren aufsehenerregende Fahrten um das Kap der guten Hoffnung nach Osten ihren Kapitänen den ehrenvollen Namen „Zyklonenreiter" eintrugen.

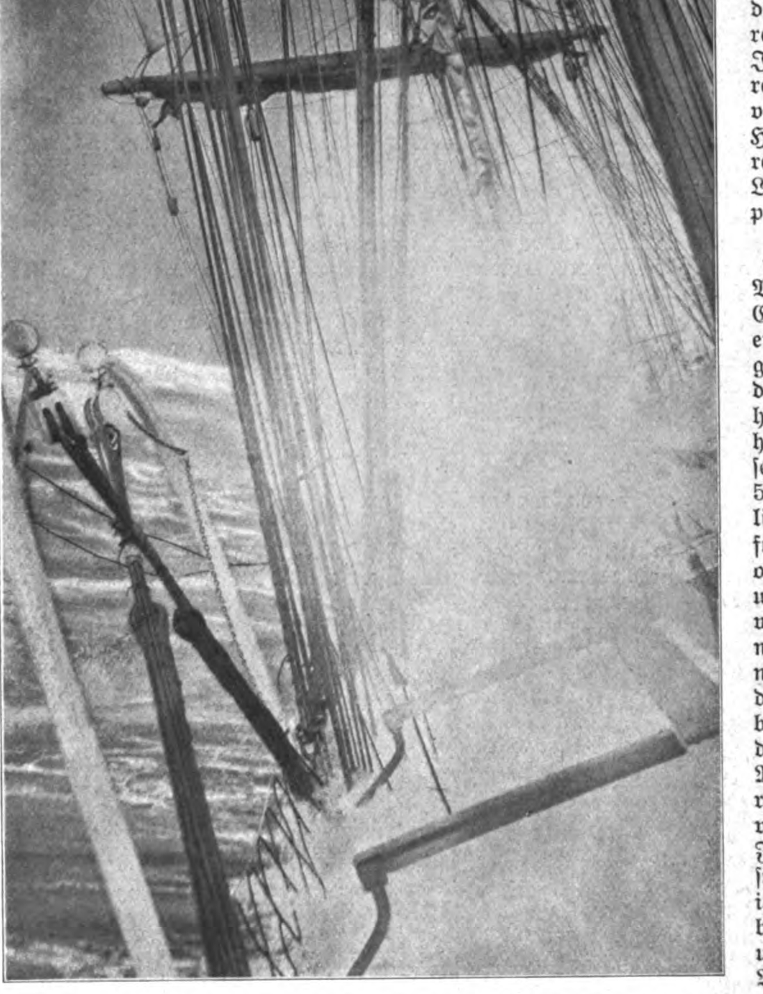
Unter den verschiedenen Seglerwegen ist zweifellos die Kap Horn-Fahrt die berühmteste und berüchtigste geworden, nicht wegen der schnellen, sondern wegen der vielfach endlos langen Reisen und der großen Schwierigkeiten, die sich hier der Schiffahrt entgegenstellen.

Die geographischen und meteorologischen Verhältnisse der südlichen Halbkugel sind ganz verschieden von denen der nördlichen Hemisphäre. Südlich vom 40. Breitegrad hört bereits jedes Land auf. Einsam inmitten des die Erde umspannenden Weltmeeres weist hier nur noch das Kap Horn hinaus in die Fernen des antarktischen Niflheims. Die Verhältnisse, welche die südliche Halbkugel zu einer Wasserhalbkugel im eigentlichen Sinne des Wortes gestalten, verleihen ihr auch ihr charakteristisches Gepräge. Je weiter wir vom Wendekreise nach Süden vordringen, desto geringer wer-



Der Matrose Willy Tiede von Westerland am Ruder der „Pirna" in schwerer See

den die jahreszeitlichen Unterschiede. In einer Breite, welche der von Mitteleuropa entspricht, finden wir hier zu allen Jahreszeiten überall rauhes, stürmisches Wetter, Regen und Schnee, tiefen Barometerstand und niedrige Temperaturen und endlich eine



Schiff „Posen" im vollen Orkan. Eine ungeheure Sturzsee schlägt über das Schiff hin, alles um uns herum nur ein tosender Gischt

so hohe gewaltige See, wie sie ähnlich in keinem anderen Meere der Welt angetroffen wird.

In diesen sturmreichen Meeren ist die stürmischste Gegend die Kap Horn-Region. Hier kommt die Atmosphäre nur selten zur Ruhe. Eine Depression folgt der anderen, und die schweren Stürme dauern oft tage- und wochenlang. In früheren Zeiten, als die Schiffe noch kleiner und die meteorologischen Verhältnisse noch weniger erkannt waren, bildete Kap Horn den Schrecken aller Seefahrer; auch heute noch gehört die Umsegelung nach Westen zu den schwierigsten Aufgaben, welche der Segelschiffahrt gestellt sind.

Als durch Aufblühen des Salpeterhandels in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein reger Segelschiffverkehr um Kap Horn einsetzte, waren es in erster Linie deutsche Kapitäne, welche die eigenartigen meteorologischen Verhältnisse dieser Gegenden richtig erkannt und ausgenutzt und damit die Reisen oft erheblich abgekürzt haben. Die Umsegelung des auf 56 Grad Südbreite liegenden Kapes führte die Schiffe ohnedies weit hinunter in einsame, wilde Regionen; man scheute sich, noch tiefer einzudringen in die unbekannten Fernen des antarktischen Meeres. In geringem Abstande von der Südküste Feuerlands versuchten die Schiffe in kurzen Schlagbugen gegen Wind und See nach Westen zu gelangen. Auf diese Weise kamen oft schier endlose Reisen zustande. Es ist gar keine Seltenheit, in den früheren Schiffstagebüchern Kap Horn-Umsegelungen von fünfzig- und sechzigtägiger Dauer zu finden, und noch viel längere Reisen sind da vermerkt. Es geht eine Sage von einem deutschen Kapitän, der mit einer Anzahl Nachbarschiffe lange Wochen hindurch sich vergeblich bemühte, gegen dauernde orkanartige Weststürme auch nur den Meri-



Schiff „Pirna“ in den Riesenwellen des antarktischen Meeres



⊠ Schiff „Pirna" segelt nordwärts im Stillen Ozean bei schwerem Südweststurm 

dian von Kap Horn zu erreichen. Endlich riß ihm die Geduld. Er machte kurz entschlossen kehrt. Mit den anhaltenden Weststürmen segelte er ostwärts am Kap der guten Hoffnung vorbei, durch den ganzen südlichen Indischen Ozean, durchfuhr den Stillen Ozean in seiner ganzen Breite und gelangte auf diese Weise an seinen Bestimmungsort nach Valparaiso. Die Sage will es weiterhin wahr haben, daß er noch vor seinen Mitseglern anlangte.

Der berühmte Kapitän Hilgendorf war einer der ersten, der erkannte, daß gerade ein Aufsuchen hoher südlicher Breiten, eine Umsegelung in weitem Abstand vom Lande viel günstigere Bedingungen für rasche Fahrten gewährt. Der Grund hierfür liegt in der Form der Depressionen und dem Verhalten der Stürme dieser Gegenden. Diese Verhältnisse können hier nur mit wenigen Worten angedeutet werden, soweit ihre Kenntnis zum Verständnis der Schwierigkeiten für die Schiffahrt notwendig ist.

Die barometrischen Depressionen bilden hier meist keine allseitig ausgebildeten Wirbel, sondern stellen sich als von Westen nach Osten wandernde, nach Süden geneigte Rinnen niedrigen Luftdrucks dar mit dazwischen liegenden, gleichfalls nach Süden abfallenden Rücken höheren Druckes. Die Folge davon ist, daß weitaus die Mehrzahl aller Stürme aus westlicher Richtung wehen, wobei der Wind oft lange Zeit hindurch nicht weiter als von Westnordwest nach Westsüdwest dreht. Unter solchen Umständen wird dann die Umsegelung von Kap Horn für westwärts bestimmte Schiffe zu einer denkbar schwierigen.

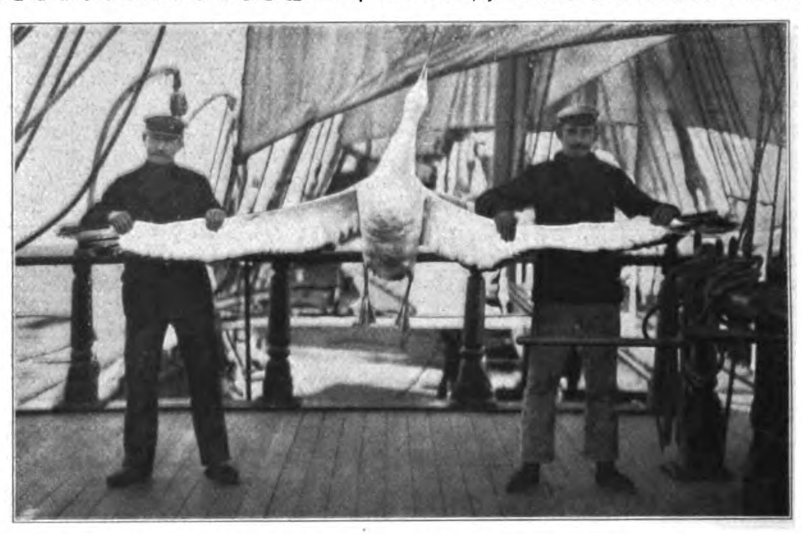
Ich will den Verlauf solcher Reisen kurz schildern auf Grund von Erlebnissen auf vier Fahrten um Kap Horn an Bord der deutschen S. „Posen", „Pirna", und „Passat". Der Leser wird gut tun, zur besseren Orientierung eine Karte der Südpolargebiete zu Rate zu ziehen. Die Kap Horn-Region wird vom 50. Grad Südbreite im Atlantischen Ozean bis zum 50. Grad Südbreite im Stillen Ozean gerechnet. Während der erste Abschnitt in Lee der patagonischen Küste meist ziemlich rasch durchlaufen wird, beginnen mit dem Passieren der Staateninsel die eigentlichen Schwierigkeiten. Von da ab gestaltet sich in den meisten Fällen die Fahrt nach Westen zu einem fortwährenden Kampf gegen Wind und Seegang. Die Wetterlage, welche man hier antrifft, ist von großer Bedeutung für das weitere Vorwärtskommen; gerade an dieser Stelle werden die Schiffe häufig lange aufgehalten. Auch mir ist es so ergangen. Auf

drei Reisen erhielten wir hier orkanartigen Südweststurm, der, von sehr hohem und wildem Seegang begleitet, uns zum Beidrehen zwang. Dabei treiben die Schiffe wieder ostwärts und kostbare Meilen an Westlänge gehen verloren. Auf S. „Posen" folgten auf den ersten Südweststurm in kurzen Abständen zwei weitere Stürme aus gleicher Richtung, während S. „Pirna" nach dem Abbrechen des ersten Südweststurmes durch dreitägige Windstille, der dann ein neuer orkanartiger Südsüdweststurm folgte, lange Zeit hier festgehalten wurde. In diesem Abschnitte der Fahrt wird das Bestreben des Schiffers darauf gerichtet sein müssen, möglichst freien Seeraum zum Ausnützen der Winde aus den verschiedenen Richtungen zu bekommen. Am günstigsten ist hier ein Sturm aus nordwestlicher Richtung, mit dem man, je länger er anhält, desto weiter nach Süden und Westen gelangen kann. Das Segeln unter solchen Bedingungen stellt natürlich hohe Anforderungen an Schiff, Kapitän und Mannschaft. Auf der Reise mit S. „Pirna" erhielten wir nach längerem Aufenthalt durch die Südweststürme endlich mit einer neuen Depression Nordwestwind Stärke 10 bis 11. Jetzt galt es, die verlorene Zeit wieder einzubringen. In schwerstem Sturme wurden Segel gesetzt, gereffte Untersegel und Obermarssegel und Kurs nach Südwest aufgenommen. Die folgenden Stunden werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Es war das großartigste Ozeanrennen mit Wind und See um die Wette, das sich denken läßt. Vom Sturme getrieben rollen die gewaltigen Wogen heran. Sie heben das Schiff hoch empor und fliehen brausend von dannen. Und in wilder Jagd läuft das Schiff mit ihnen um die Wette. Unter dem ungeheuren Winddruck schwer nach Lee übergeneigt, rings von tosendem Gischt umhüllt rast es mit 14 Meilen Fahrt durch die Wellenberge dahin. Schwere Brecher fegen über Deck, und vier Mann sind kaum imstande, das Ruder zu halten.

Solche Momente gehören zu den köstlichsten im Leben eines seefahrenden Mannes; vom Schiffsführer fordern sie höchste Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit. Sowie das mit dem Nordweststurme beständig fallende Barometer im Fallen innehält, ist die Änderung nahe bevorstehend. Der Nord-



Blick vom Achterdeck auf die hohe Kap Horn-See



Ein junges Exemplar von Diomedea regia, der schneeweiße Albatros, Flugspannung 3,40 m

weststurm wird entweder Strich für Strich oder plötzlich in schwerer Böe nach Südwest ausschießen. Und je tiefer das Barometer gefallen ist, je härter der Nordweststurm geweht hat, desto schwerer wird auch der Sturm aus südwestlicher Richtung sein. Das auf Steuerbordhalsen segelnde Schiff muß rechtzeitig auf den andern Bug gelegt werden, denn der von der anderen Seite einfallende Südweststurm würde das Schiff in die größte Gefahr bringen. Auf diese Weise ist schon mancher Segler entmastet worden. Auch darf mit dem Wenden des Schiffes nicht solange gewartet werden, bis etwa der Nordweststurm eine solch fürchterliche Gewalt und die See eine solche Mächtigkeit erreicht haben, daß kein Manöver mehr möglich ist. Der Kapitän wird mit Rücksicht auf die Sicherheit des Schiffes gezwungen sein, rechtzeitig beizudrehen. Die nötigen Arbeiten an Deck und in den Masten sind für die Mannschaft außerordentlich anstrengend und gefahrvoll. Verletzungen durch die überkommenden Wassermassen sind häufig und mehr als ein braver Seemann hat bei solchen Gelegenheiten sein Grab in der tosenden See gefunden, indem ein gewaltiger Brecher ihn über Bord spülte. Auf schwer arbeitendem Schiffe müssen die Matrosen hinauf auf die Rahen, um Segel zu setzen oder zu bergen. Ich habe öfters gesehen, daß acht Mann eine volle Stunde brauchten, um ein schweres, voll Wasser gesogenes Großsegel im Sturme festzumachen.

Ist nun ein Schiff weit genug nach Süden gelangt, so kann es den auf den Nordweststurm folgenden Südwest ausnützen, um auf Backbordhalsen nach Nordwest zu segeln. Auf diese Weise wird es sich langsam immer mehr nach Westen vorarbeiten. In diesem südlichen Abschnitt der Fahrt bieten rein westliche Winde die ungünstigste Gelegenheit, um Westlänge zu gewinnen. Die Raheschiffe können, um bei Sturm und hoher See noch genügend Fortgang zu machen, nicht dichter als höchstens sieben Strich an den Wind gelegt werden. Somit kann man bei Westwind auf Backbordhalsen Nord zu West, auf Steuerbordhalsen Süd zu West anliegen und wird in keinem Fall einen nennenswerten Fortschritt nach Westen machen. Solche Wetterlagen sind hier keine Seltenheit, bei denen der Wind in langen Sturmperioden dauernd aus einer Richtung weht, wodurch die Segelschiffe oft wochenlang festgehalten werden. Wir sind auf S. „Posen" einmal acht Tage hindurch vor Untermarssegel beigedreht gelegen, ohne die Möglichkeit, irgendeinen Fortgang zu machen. Ein Sturm jagte buchstäblich den anderen. Wenn einer vorüber war, hatten wir oft stundenlang völlige Windstille, bis dann plötzlich ein neuer hereinbrach. Einer dieser Stürme wehte vierzig Stunden lang mit orkanartiger Gewalt und brachte uns den höchsten Seegang, den ich je gesehen habe. Der Anblick, der sich an diesem Tage von Deck aus bot, war über alle Maßen großartig. Wenn man hoch oben auf dem Rücken einer Wogengigantin weilte, blickte man wie auf eine wild zerklüftete Gebirgslandschaft, in der wandernde Berge in langen Reihen daherzuziehen schienen; und wenn das Schiff in die Wellentäler wie in ungeheuere Abgründe versank, dann sah man



Schiff „Posen" beigedreht in orkanartigem Sturm, Stärke 11 bis 12, südlich von Kap Horn. Das Schiff liegt wie begraben zwischen den ungeheuren Wellenbergen

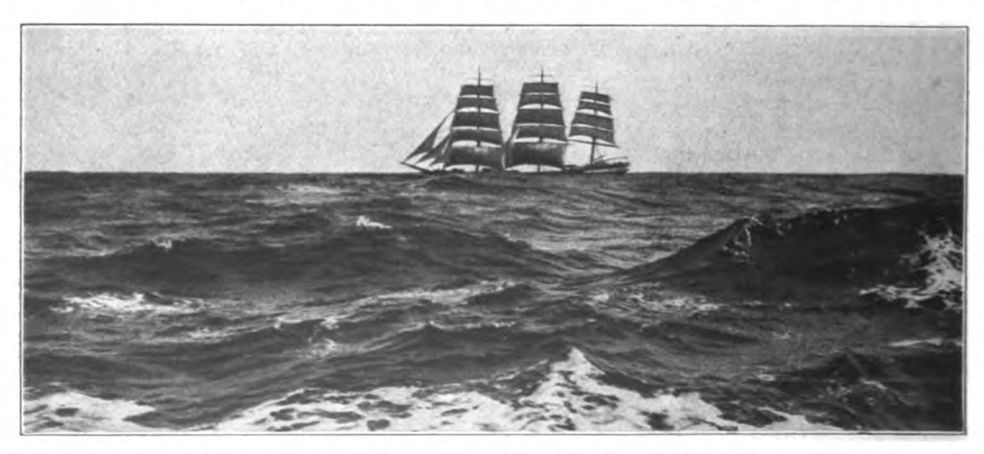
dicht vor Augen den nächsten Riesen heranstürmen, himmelhoch, wildschäumend, unaufhaltsam, unwiderstehlich. Mit dem schweren, stählernen Schiffe spielte die See wie mit einem leichten Ball. Mit eiserner Faust rüttelte sie es, daß es bis in seine innersten Nähte erbebte; unablässig warf sie es hin und her, so daß oft die Enden der Rahen die Wellen zu berühren schienen und die Schanzkleidung ganz unter Wasser verschwand. Dann wieder stürzten gewaltige Wassermassen brausend über Deck; zeitweise war alles um uns herum nur ein tosender Gischt. Jeder Verkehr an Deck war aufs

äußerste erschwert und das Großdeck oft gänzlich unpassierbar. Und doch haftet unsere Erinnerung an das Schlimmste, was wir erlebten, nicht an diesem, sondern an einem der folgenden Stürme, der, obwohl von kürzerer Dauer und mit weniger hohen Wellen, doch mehrere Stunden lang als voller Orkan wehte und das Schiff durch einen äußerst wilden Seegang in große Gefahr brachte.

Der Mensch, der es nicht miterlebt hat, kann sich keinen Begriff von einem solchen Naturereignis machen. Als ob alle Dämonen der Unterwelt im Vernichtungszug daherkämen, so heulte und raste es in den Lüften. Die Wellenberge waren so dicht mit Schaum bedeckt, daß das Meer aussah wie ein wogendes Schneefeld. Die Luft war von fliegendem Gischt derart erfüllt, daß wir oft kaum einige Meter weit sehen konnten. Immer wieder schlugen gewaltige Sturzseen über das Schiff hin. Man verlebt da bange Stunden, in denen auch der beherzteste Mann sich eines Grauens nicht erwehren kann vor den furchtbaren Gewalten der Natur. Ich werde zeitlebens den Eindruck nicht vergessen, den damals ein Wort des Kapitäns auf mich machte. Wir waren auf eine Weile schutzsuchend unter Deck gekrochen und hielten uns in der Messe mühsam irgendwo fest. Hier unten hörte sich das Ganze womöglich noch unheimlicher an, denn bei dem fürchterlichen Herumwerfen des Schiffes krachte und knarrte, ächzte und stöhnte es in allen Fugen, als ob jeden Augenblick alles auseinanderbersten wolle. Und Kapitän Paulsen, der Mann, der Goethe und Schopenhauer und Nietzsche las und ein Freidenker zu sein glaubte, sagte plötzlich: „Lieber Gott, laß es vorübergehen!"

In solchen lang andauernden Sturmperioden werden alle Lebensbedingungen recht beschwerlich. Bei dem schweren Rollen und Stampfen und den häufigen ruckweise schleudernden Bewegungen des Schiffes muß man sich ständig festhalten, um nicht irgendwo in einen Winkel zu fliegen. Bei den Mahlzeiten sind wahre Akrobatenkunststücke nötig, wenn man außer sich selbst auch noch das Essen vor Unheil bewahren soll. Interessant waren oft die Nächte. Man lernt es zwar schnell, sich in der Koje fest und sicher zu verstauen, und kann auch bei hohem Seegang gut schlafen. Aber es kam doch häufig so toll, daß an Schlaf nicht zu denken war. Mit der eigenartigen Tücke des Geschickes passieren häufig die unangenehmsten Sachen bei Nacht. Einmal schlug eine See das Oberlicht auf dem Achterdeck ein und Kaskaden eiskalten Wassers drangen in unsere Kammern, ein andermal stauten sich ungeheure Wassermassen auf dem Großdeck derart, daß die eiserne Gangtür nach Achtern eingedrückt wurde, wodurch unsere Wohnräume überflutet wurden. Alsdann heißt es schnell in die Seestiefel hinein und das wild umherrauschende Wasser nach Möglichkeit wieder ausschöpfen. Solche Situationen geben Anlaß zur Betätigung einer philosophischen Auffassung der Dinge.

Außer diesen kleinen Zwischenfällen erleiden die Schiffe aber nicht selten ernste Beschädigungen. Am häufigsten sind durch die Gewalt des Sturmes veranlaßte Schäden an den Segeln, die entweder zerreißen oder aus den Lieken gerissen und fortgeweht werden. Bei lang andauernden Sturmperioden kommt es vor, daß ein Schiff trotz angestrengter Arbeit des Segelmachers und seiner Helfer nicht mehr über die nötige Zahl heiler Segel verfügt. Dieser Umstand trägt dann wesentlich zur Verlängerung der Reisen bei. Ein Bremer Kapitän erzählte mir einmal, daß er nach mehrwöchigem



Eine Begegnung bei Kap Horn bei gutem Wetter: Schiff „Posen" überholt das Bremer Schiff „Nereus"

Kreuzen in schlechtestem Wetter schließlich fast alle Segel völlig defekt hatte. Als dann günstiger Wind kam, konnte er ihn nicht ausnützen, trotzdem er mehrere Tage anhielt; inzwischen war alles damit beschäftigt, Segel zu flicken und zu ergänzen. Sowie die Segel in Ordnung waren, brach eine neue Sturmperiode herein. Am schwersten aber leiden die Schiffe durch den fortgesetzten Andrang der Wassermassen. Die überkommenden Seen beschädigen die Deckbauten oder schlagen die Luken ein. Durch das andauernde, schwere Arbeiten des Schiffes in dem gewaltigen Seegang lockern sich die Verbände, Spanten können brechen, Ruderschäden das Schiff schwer gefährden. Die Wanten und Pardunen geben nach und reißen schließlich ab. Die geringste Beschädigung in den Riggen muß sofort nach Möglichkeit beseitigt werden, sonst ist der ganze Mast bedroht. Manches Schiff hat sich durch fürchterliches Rollen seine Masten direkt aus dem Leib geschlingert. Diese Gefahr besteht vor allem dann, wenn das Schiff im Sturme falsch manöveriert und gezwungen ist, über den verkehrten Bug beizudrehen, wodurch es quer zur See zu liegen kommt.

Bei ihren Kreuz- und Querfahrten gelangen die Schiffe auf der Suche nach günstigeren Winden häufig sehr weit nach Süden. Mit S. „Pirna" erreichten wir den 61. Grad Südbreite, und wiederholt sind Schiffe bis über den 63. Grad Südbreite hinaus verschlagen worden.

Es ist eine düstere Weltgegend hier unten an der Grenze des ewigen Eises. Schwere, finstere Schneewolken hängen tief vom Himmel herab und verleihen den Wogen eine unheimliche wilde Farbe. Die Menschen auf dem Schiffe fühlen die tiefe, weltabgeschiedene Einsamkeit, die alle Sinne umfängt. Nur der Albatros, der königliche Segler der Lüfte, schwebt in der lautlosen Stille majestätisch über den Wassern.

Im letzten Abschnitt der Kap Horn-Umseglung wird die Fahrt nach Norden häufig durch widrige nordwestliche Winde aufgehalten.

Dieser Teil der Reise gehört, wenn auch nicht zu dem schwierigsten, so doch zu dem gefahrvollsten für das Schiff. Manches schöne Fahrzeug liegt gestrandet an den öden Felsklippen der patagonischen Westküste. Wind, Seegang und Strom versetzen die Schiffe hier stark auf Land zu. Ist man nun nicht weit genug von diesem entfernt, so kann jeder schwere Sturm, der für längere Zeit zum Beidrehen zwingt, ein Schiff in die äußerste Gefahr bringen, weil es nicht genügend Seeraum zum Treiben hat. Deshalb versuchen die Schiffe noch unten im Süden möglichst weit in den Stillen Ozean hinaus zu gelangen, um die Westküste von Patagonien sicher frei segeln zu können. Bei den einzelnen Reisen wird man auch hier wie anderswo die verschiedensten Wetterlagen antreffen. Während wir auf „Posen" und „Pirna" zum Teil mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, brachte uns auf „Passat" ein anhaltender Südweststurm in rascher Fahrt nach Norden. Nach langen Wochen eines harten, mühevollen Lebens sehen Kapitän und Mannschaft mit begreiflicher Freude dem Licht und der Sonne friedlicherer Gegenden entgegen.

Und doch üben diese düsteren, wilden Meere einen seltenen Zauber aus, dem sich auch der rauheste Seemann nicht entziehen kann. Was mich anlangt, so rechne ich die Tage und Wochen, die ich dort unten zugebracht habe, zu den schönsten meines Lebens.

Wie nirgendwo anders habe ich da Augenblicke gehabt, in denen ich das höchste Lebensgefühl empfand, in denen ich mich der Gottheit ganz nahe fühlte, wenn ich unauslöschliche Eindrücke von unbeschreiblicher Größe in mich aufnehmen konnte. Wie kläglich erscheinen dagegen die Freuden und Genüsse unseres sogenannten Kulturlebens. Welch wundervolle Kur für unsere modernen Lebejünglinge würde so eine Reise um Kap Horn als Segelschiffmatrose sein!

Mit dem Verschwinden des Segelschiffes wird die immer mehr mechanisierte Menschheit abermals um ein Stück köstlicher Poesie und um einen erzieherischen Faktor in geistiger wie körperlicher Beziehung ärmer werden. Niemals werden Menschen, die nur auf Dampfern ausgebildet sind, den Segelschiffmatrosen ebenbürtige Seeleute sein. Das Personal eines modernen Dampfers besteht aus Technikern und Handwerkern, der Deckmatrose ist zur reinen Scheuerfrau geworden. Die Liebe zum Beruf, jenes ganze unerklärliche Etwas, das den Zauber des Lebens auf See, das die Seele des wahren Seemanns ausmacht, wird verloren gehen.

Die Meere der hohen südlichen Breiten, die nur von Segelschiffen befahren sind, werden dann in die gänzliche Verlassenheit der früheren Tage zurückkehren. Von keines Menschen Auge mehr gesehen, werden sich die grandiosesten Schauspiele, welche die Natur zu bieten vermag, in urweltlicher Einsamkeit abspielen. Uns aber wird die Erinnerung an das, was wir dort erlebt haben, wie ein kostbares Gut aus vergangenen Zeiten erscheinen.



Winteranfang. Von Erika Spann-Rheinsch

Dieses leise Grün der Wiesen,
Eh' die Erde schlafen geht,
Dieser Felder frommes Sprießen,
Eh' die Nacht sie überschneet,

Dieser Knospen heimlich Schwellen,
Eh' das letzte Blatt verweht:
Fließt nur hin, ihr Lebenswellen,
Das Lebendige besteht!

Winterliebe. Von Kurt Heynicke

Vom Baum entflieht das letzte Laub;
Es sang sich taub
Nach dir, als Sonne schien,
Im Sommerwind.

Es starb das Licht,
Es starb die Zeit.
Kehraus das Lied,
Kehr wieder, Leid.
Noch immer brennt das Wort in mir —
Das eine Wort,
Der Laut von dir,
Der zwischen Baum und Blüten sprang,
Im Paradies ein Engel sang
Das eine Wort . . .

Der Ort im Garten ist erstarrt,
Das Laub ist tot, vom Froste hart,
Das Wort hat mich, ich weiß, genarrt,
Kalt bricht mein Atem durch den Bart
Und flucht dem Herbst
Und sucht den Laut,
Der Himmel über mir gebaut.
Es sinkt nicht mehr im Gartenzaun,
Es nachtigallt nicht mehr im Traum —
Die Sonne floh vorm Wolkenmond,
Und meine Einstgeliebte thront
Im Winde.

Im Winde,
Drin das „Du" verflog,
Das meine Seele zu ihr zog;
Im Winde,
Drin der Laut erstickt,
Mit dem ich sie ans Herz gedrückt;
Im Winde,
Der das „Nein" ertrug,
Mit dem ich meine Liebe schlug!

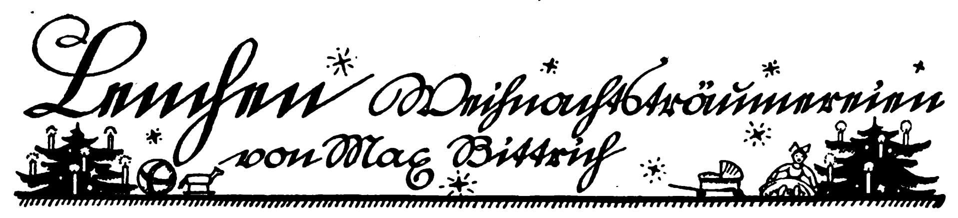
Weihnachtswunder. Von Max Bittrich

Himmlischer Gnadensonnen
Leidenschaftlicher Brand
Lockt aus vereisten Bronnen
Liebesstürme ins Land.

Silberne Äpfel schenken
Sich heute dem Tannenbaum;
Göttliche Wunder lenken
Erdwärts aus Nacht und Traum.

Leicht wie in Kindertagen
Deinen farbigen Ball
Umarmst du mit Singen und Sagen
Lichthungrig das Weltenall.







An den Tagen, da wir gleich den chaldäischen Sehern „seinen Stern" entdecken, tauchen aus dem Meer der Vergangenheit gern Gestalten vor uns auf, die mit Lichterfesten unserer Jugend verknüpft sind.

Lichterfeste der Jugend!

Was lebt in mir, alles überstrahlend, fort? Eine Augustnacht, da der alte Stadtwächter beim Gang durch die Mühlgasse erschauernd das Horn vom Mund nahm, das Tuten vergaß, an die Fensterläden pochte und nicht verkündete, was die Glocke geschlagen habe, sondern die Schläfer aufscheuchte durch die Botschaft: am Himmel geschähen Zeichen und Wunder. Dem Hüter der Stadt war bange geworden im unerhörten Feuerzauber. Unzählbare glühende Strahlen gingen vom blauen Gewölbe aus, hüllten das weite Land in einen aus Goldfäden gewirkten Mantel, dessen erhabene Pracht den Menschen gering werden ließ bis zu dem Verlangen, sich wenigstens gleich kleinen Leben anzuschließen. Und ein anderes Lichterfest taucht auf: der Arm des Vaters hob den Knaben auf, und die Augen sahen sämtliche Fenster der Gegend mit Kerzen besät. Das Land feierte nach Kriegsgeschrei, nachdem schwarze Gefangene unser schadhaftes Straßenpflaster gerammt hatten, sein Friedensfest im Zeichen der Wacht am Rhein. Und wiederum ein ander Lichterfest bescherte dem jungen Blut das liebe Thüringer Land. Beim Anbeginn eines wundervoll klaren Herbstabends kamen viele tausend Kinder mit Stocklaternen über die sanften Höhen gezogen, ein wanderndes Lichtermeer, und dieses Meer sang, die Wellen teilten sich in den Gassen der schönen Stadt, flossen auf den weiten Plätzen wieder zusammen, verschmolzen sich mit wundervollen Chören und Glockenklang am grauen Dom, um abermals bis in die tiefe Nacht die Straßen zu durchfluten mit Leuchten und Liedern, den „Laternchen, Sonne, Mond und Sternchen" gewidmet. So feierte man in Erfurt das Martinsfest, und eine herrlichere, sich dauernder an das Herz klammernde Huldigung ist kaum auszudenken. Und nun erscheint natürlich das Jahr um Jahr sehnsüchtig erwartete und laut begrüßte Fest, das im Zeichen des Schweifsterns und des Tannenbaums steht. Da lockte abends die Kirche, darinnen alle Jugend auf dem Arm von Vater oder Mutter oder auf der Bank saß, ein brennendes, duftendes Wachsstöckchen in der Rechten, berauscht von der unübersehbaren Lichterflut in Schiff und Chor, von der einzigen Heilsbotschaft und bebender und schwebender Musik, bald nachher gefangen genommen durch den prächtigsten aller Weihnachtsbäume im elterlichen Heim, wo Großvater, wenn die harten Finger auch sonst nichts mehr aus den Saiten der kleinen bäuerlichen Tanzfiedel zu locken vermochten, ihnen das Lied von der einer zarten Wurzel entsprungenen Rose abtrotzten und wo unser Lenchen, die dienende Helferin in Haus und Hof, sich nicht eher zufrieden gab, als bis wir ihre überquellenden Gefühle durch ein Kindertänzchen mit ihr besänftigt hatten. Auch sie, begründete sie ihr Verlangen, wollte wenigstens einmal im Jahr den letzten Wunsch erfüllt haben.

Überall nannte man Lenchen unser Idyll, und noch heut vermag ich ihre harte, kurze Gestalt von dem anscheinend entgegenwirkenden Wort nicht zu trennen. Unser Idyll! Das Wort sollte besagen: du träumst und lebst dein besonderes Leben, wirst dich nie einreihen, jedoch zufrieden bleiben bei grober Arbeit.

Auf den Blättern unseres gemeinsamen Lebens, dessen Wege sich nun längst getrennt haben, ist am deutlichsten ein Weihnachtsfest verzeichnet mit Stunden, in denen ein starres Herz plötzlich aufblühte wie die Christrose im Schnee; das Gemüt der beiden noch in Kinderschuhen wandelnden Zeugen wurde mit Geheimnissen überschüttet, deren Sinn ihnen erst nach Jahren aufgehen konnte.

Es fehlten noch wenige Tage bis zu jenem Weihnachtsfest, und der elterliche Beschluß war endgültig geworden, alle vierbeinigen Bewohner der Stallungen bis dahin abzuschaffen, also auch die letzte Ziege Lise, da sich die Reste von Landwirtschaft und Viehzucht mit dem industriellen Zuschnitt des Hauses nicht mehr vertrügen. Lenchen war bestürzt. Für sie, so jammerte sie, werde das Dasein dann jeglichen Reiz verloren haben, mindestens unter unserm Dach. „Die Schweinchens sind schon fort. Der Ziegenstall ist so gut wie leer. Wenn ihr mir noch die Lise verkauft, so wird Schluß gemacht!" Wobei allerdings die Befürchtung ausgeschlossen war, daß Lenchen verzweifelt Hand an sich legen könnte, hing sie doch

mit unerhörter Zähigkeit an der irdischen Pilgerschaft. Ohne Tränenerguß nie die widerwillige Zusage, einen Kranz zum Hause eines Toten zu besorgen! Unheimlich ihrem Kopf auch der Gedanke, einen kranken Nachbar oder einen schwer leidenden eigenen Verwandten besuchen zu müssen! Sie befürchtete Ansteckung an allen Ecken und Enden, doch ihren letzten Groschen gab sie gern dahin zur Unterstützung. Vielen Drängens bedurfte es selbst, bis sich Lenchen dazu aufschwang, einen geisteskranken Neffen zu besuchen. Zitternd und zagend ging sie, schlotternd kam sie zurück, bleich und verstört besorgte sie nachher nur die wichtigste Arbeit, und als sie zwar den Ziegenstall richtig versehen, statt die Kartoffeln für unser Mittagessen aus dem Keller zu bringen aber dreimal mit leeren Händen anlangte und zur Vernunft aufgerüttelt werden sollte, da brach der Jammer los: zerknirscht offenbarte sie, ihre Befürchtung habe sich bereits bewahrheitet, ihr Hirn sei durch den Krankenbesuch angesteckt. Gleich dem „erbärmlichen" Neffen werde sie nie mehr über einen gesunden Schädel verfügen. Mutter beruhigte sie zwar: bei so einem bißchen Hirn sei die Ansteckungsgefahr so gut wie ausgeschlossen, allein Lenchen heulte ihr schweres Leid im Ziegenstall aus, indem sie sich dabei neben ihren vierbeinigen Liebling, die Lise, aufs Stroh streckte und diese staunende Kreatur am Hals krabbelte. Und nur weil die Lise, nach Lenchens später offenbar gewordener Überzeugung, dazu ein gar fröhlich Gesicht machte, gleich einem verliebten Kater, war Lenchen nachher wieder lebensfähig.

So bequemte sie sich auch dazu, der uns angesagten Urfehde ob der völligen Räumung der Ställe abzuschwören, einen mittleren Pfad der Verständigung zu betreten. Die letzte Ziege sollte nicht in ein gänzlich fremdes Haus verkauft werden, sondern ein neues Heim erhalten bei Verwandten Lenchens auf einem nahen Dorf, damit das gute Tier sozusagen wenigstens in der Familie bleibe, wenn auch räumlich von Lenchen und uns getrennt. Und da am Weihnachtsfest alles im Haus geregelt sein sollte, so war Lenchen auch durchaus bereit, den Liebling noch vorher in sichere Obhut zu bringen, damit am heiligen Abend der Trennungsschmerz weder ihm noch uns bevorstände, die neuen Eigentümer in vorauszusehender festlicher Laune auch ein übriges täten am hereingeschneiten meckernden Hausgenossen. Zudem schien Lenchen der Gedanke nicht uneben, an dem so erwartungs- und erfüllungsreichen Tag ihren Dörflern ein so ansehnliches Geschenk zuführen zu dürfen.

Als sie nun am Morgen des großen Tags die Lise aus unserm Stall geholt hatte, hopste die Vertraute sorgenvoller Stunden zwar willig in den sonnigen Empfang und sprang fröhlich über die echt weihnachtliche, glitzernde, dünne Schneedecke; am Tor jedoch bockte Lise. Sie zerrte Lenchen bis zu unserm Platz, dem der Kinder des Hauses, und blieb stocksteif stehen. Wohl redeten wir auf Wunsch der Eltern dem Tier gut zu, begleiteten es auch ein paar Schritte. Doch sobald wir kehrtmachten, sträubte sich Lise vor der Auswanderung. Da wurde auch Lenchen bockig. Nun man sie gezwungen habe, Lise fortzuschaffen, habe man auch die Pflicht, den letzten Wunsch der Verurteilten zu erfüllen. Die Kinder, in deren Augen freilich Abschiedstränen standen, sollten mitgehen, schon weil Tränen in Kinderaugen am Weihnachtstag unmenschlich seien.

Der Tag war herrlich, zwei bis drei Stunden im Sonnenschein zu laufen, mußte eine Lust sein; dazu hatte uns Lenchen zugetuschelt, im Dorf habe das Christkindchen bestimmt mancherlei Geschenke niedergelegt, und ein frommer Schimmel werde uns am Nachmittag wieder heimziehen, zum Glanz des Weihnachtsbaums im Elternhaus.

O, es mußte eine prachtvolle Weihnachtsfahrt werden! In wunderlich-gruseligem Gefühl jauchzten wir dem Abenteuerzug entgegen. Die Eltern waren angesichts unserer betrübten Mienen weich geworden und stimmten zu. So zogen wir denn los, und lustig meckerte nun die Ziege hinter uns her: hinter Lenchen, einem männlichen und einem weiblichen Abc-Schützen.

Köstlich vertrieben wir uns die Zeit, wozu Lise nicht am wenigsten beitrug. Öfter mußte sie am Hals gekrabbelt werden gleich einem Schwerenöter, und wenn sie erst so weit war, Lenchen verliebt anzublicken, so war uns eine neue Viertelstunde gutwilliger Gefolgschaft sicher. Um den Weg zu kürzen, erzählte Lenchen dazu die merkwürdigsten Geschichten. So vom Jäger Zech, der vom Fenster seiner Hütte aus das von keinem fremden Auge wahrgenommene Wild schießen konnte. So auch vom Wilden Jäger, der Lenchen einmal in der Gubener Heide überrascht hatte: mit Klippern, Klappern und Hundegebell und großem Getöse, daß die Fichten schaurig rauschend zusammenschlugen, war der Spuk herangezogen, mit kiffke-kaffke, kiffke-kaffke entschwunden, nachdem Lenchen einige Ohrfeigen empfangen hatte für eine leise Verwünschung.

In Erinnerung an das Ereignis jagten wir heut mit der Ziege durch die Heide, als säßen uns alle bösen Geister im Nacken.

Auch vom alten Fritz wußte uns Lenchen zu berichten. An einem Weihnachtsabend sitzt er hungrig im Feld. Endlich rappelt er sich auf, legt einen Quersack über die Schultern und betritt unerkannt ein fernes Bauernhaus, in dessen verlassener Küche ihm ein gebratener Hase winkt. Flugs verschwindet der Braten im Sack. Als der Bauer auf den König stößt, fragt ihn Fridericus Rex: „Weiß Er schon, daß unser berühmter Generalissimus Lampe in Sackheim eingezogen ist?" Der Bauer schüttelt den Kopf. „Das weiß Er nicht? Da nehme Er, esse und trinke Er mit Seiner Sippschaft auf den Erfolg!" Und hat ihm ein paar Taler in die Hand gedrückt und dabei unversehens den lumpigen Mantel ein bißchen auseinandergeschlagen. Dabei ist aber der königliche Stern erschienen und hat den Bauer geblendet wie der Stern von Bethlehem die Weisen aus dem Morgenland.

Bei solchen Geschichten, teils gruselig, teils fröhlich, und beim Gemecker der Lise erreichten wir das Dörfchen an der Kiefernheide, wegen der Weihnachtsziege freundlich gleich empfangen. Auch durften wir nach dem Mittagessen die Schulstube betreten mit dem Lichterbaum, um den die Kinder mit brennenden Wachsstöckchen saßen wie in der Kirche und, als wir hinter Lenchen eintraten, sofort ein Lied an die Tochter Zions anstimmten. Auch wir erhielten einen bunten Pfefferkuchen, durften noch in verschiedenen Stuben Pyramiden und Krippen bewundern und aßen Äpfel und Nüsse. Dazwischen freilich meldete sich die Sehnsucht, heimzufahren zu den vertrauten noch schöneren Bildern des Festes.

Als nun durch Lenchen unser Wunsch den Verwandten übermittelt war, gab es ein lautes Verwundern: weder Scharobens Schimmel, noch der gewaltige Kutschwagen, noch auch der Bauer Scharobe war zu Hause, sondern sie sollten erst am Nachmittag heimkehren, aus unserm eignen Heimatstädtchen, wohin sie eine Kaufmannsfrau gebracht hatten in der Not, denn sie mußte dort im Krankenhaus ihr Christkindchen erwarten. Wir hatten viel Geduld, ohne Schimmel und Kutsche vor Augen zu kriegen, und auch in der Nachbarschaft bestand keine Neigung, das liebe Vieh am heiligen Abend vor einen Wagen zu spannen. Die Möglichkeit unsers Übernachtens wurde erwogen. Da fielen verstohlene Tränen, bis Lenchen das erlösende Wort fand: „Kinder und Eltern gehören heut zusammen. Seid ruhig! Ihr kommt mit dem heiligen Christ zu Hause an!"

Jedem Einwand der Verwandten trotzend, holte die gute Einfalt den Schubkarren aus dem Torweg, bedeckte ihn dick mit Heu und Stroh, mummelte uns in Tücher, nahm das Karrenband über die Schultern und zog mit der lebenden Ware ab.

Und auf diesem Heimweg, in der grenzenlosen verschneiten Einsamkeit, geschah es, daß Lenchen ihr gequältes Herz ausschüttete — wohl nur scheinbar vor uns, denn sie meinte, so denke ich mir heut, den Lenker aller Geschicke, der am Geburtstag seines Sohnes ein gütiger Zuhörer sein mußte.

Er wird auch mehr behalten haben von diesen Enthüllungen als der kindliche Unverstand, aber was an diesem hängen geblieben ist, erschließt sich doch noch in so späten Jahren als bunter Feldblumenstrauß, und vielleicht greifst auch du gern nach diesem natürlichen, von der Erinnerung in zarte Schleier gebrachten Wachstum.

⌘ ⌘ ⌘

Mit Lust lief das Karrenrädchen durch die feine Schneedecke, denn Lenchen erbaute sich offenbar am Wert der eignen Entschlußkraft, und zwischen allerhand Erzählungen juchzte sie oft auf wie nie zuvor.

Der Gedanke an unsre über solche Fuhre sicher staunenden Eltern begeisterte Lenchen, sogar den Schnee und den blanker werdenden Himmel anzuschwärmen, sich Herz und Leber reinzureden.

Ihre Wiege, so berichtete sie, habe nicht weit von der durch den Besuch des Alten Fritz geweihten Bauernhütte gestanden. Der Alte Fritz habe seinen Sinn in allen Dingen gehabt. „Da steht bei meiner Heimat auch ein Schloß mit der Familie Schönaich. Deren Ur-Ur-Urgroßvater, oder hat er noch früher sein Brot verzehrt, ist in der Hermannsschlacht losgegangen wie Blücher, hat jeden Römer bezwungen. Oha, auf einmal hat's auch ihn erwischt. Er sinkt blutend neben eine Eiche. Sofort ist ein Kamerad bei ihm, windet einen Eichenkranz und sagt: ‚Von heut an,' so sagt er, ‚wirst du zum Dank für deine Heldentat Schöneich heißen!' — Gut! Jahrhunderte verschwinden. Da setzt sich der Alte Fritz, der bei seiner Flöte an die Geschichte denkt, gleich nachts hin und schreibt: ‚Euer Wappen mit dem Eichenkranz und mit den roten Bändern, die wie Blutstreifen sind, paßt für Euch, lieber Baron Schöneich. Nur der Name ist noch nicht vollständig. Von heut an heißt Ihr Fürst Schönaich-Carolath.' — Ja, seht ihr, so war der damalige König, das könnt ihr mir aufs Wort glauben! Oder meint ihr, Lenchen schwindelt euch die Hucke voll, weil ihr Kinder seid und nicht wissen könnt, was Wahrheit ist? O, ich habe schockmal gelauscht, wie ganz brave Leute die Tatsache vor-

getragen haben, zu denen ich schon frühzeitig gekommen bin, wie das so geht, wenn man nicht so wie ihr einen rechten Vater und eine richtige Mutter hat. Ich habe lange Zeit nicht mal genau gewußt, wie mein Name heißt."

Wir Kinder sannen solchem Rätsel nach, ohne eine Lösung zu finden. Mein Schwesterchen aber rief plötzlich: „Ich weiß, wie dein Name heißt — du bist Zions Lenchen!"

„Wer bin ich? Was?"

„Jawohl! In der Schule auf dem Dorf haben sie gleich gesungen zu dir: Tochter Zions —"

Lenchen setzte die Karre nieder, blickte den Himmel an, wischte sich die Augen mit der Schürze und erklärte: „Alles kann unsereins werden; nur gerade das nicht." — „Und warum nicht?" — „Das müßt ihr euch von eurer Mutter berichten lassen, später einmal. Ich kann das nicht so auseinandersetzen, auch das mit meinem Namen nicht. Ich und die Tochter Zions! Ach du liebe Güte! Meine Geschichte fängt in einer Geisterstunde an, vor reichlich hundert Jahren. Da geht einmal ein Bauer von der Stadt aus nach seinem Dorf zurück. Auf einmal in der stockdustern Nacht im Wald packt ihn was von hinten und schreit: ‚Du bleibst hier und setzt uns in der alten Burg Kegel auf!' Was soll er tun? Er spielt den Kegeljungen, und die Geister schieben los. Wie die Glocke eins schlägt, hat er noch eine Kugel in der Hand, nur irgendein Geist ist nicht mehr zu sehen. Aber einer brüllt noch: ‚Die Kugel wird dir Glück bringen bis ins dritte Glied!' Also geht der Bauer davon. Am Morgen ist die Kugel lauter Gold und bringt stets Glück, geschlagene hundert Jahre lang. Auf einmal stehen Krankheit und Mißernte vor der Tür, sind nicht zu vertreiben, das Haus des Kegelaufsetzers wird leer, und sein Nachkomme hinterläßt schon nichts mehr als eine junge Tochter. Die zieht einsam in die Welt, als Ladenfräulein —"

Lenchen brach abermals die Fahrt ab, um sich zu sammeln.

„Und was wird aus dem Ladenfräulein? Meine Mutter ist daraus geworden. Mein Vater aber war ein Soldat, hat in den Krieg gewollt und sie alsbald nicht mehr gekannt. Schon gut! Und was wird nachher aus mir? Mutter hat Geld verdienen müssen in aller Welt, hat auch nicht zum Vater zurückkehren wollen, nimmt sich einen andern Mann und Vater eine andre Frau. Und das Gericht hat nachher bestimmt: das Lenchen bleibt beim Vater. Ich bin schon aus dem Gröbsten heraus gewesen, da hat Mutter noch einmal richtig Abschied von mir nehmen wollen. Also bin ich zu ihr gefahren, und sie hat wie ein Häufchen Unglück im Bett gelegen, so daß ich schon gar kein Krankes mehr sehen kann. Beinahe wie ein Gedächtnis ist sie mir erschienen. Ihr neuer Mann hat neben ihr gestanden schwarz wie ein Kupferstich mit Feueraugen, und Mutter hat so vor sich hingebrummelt, wenn sie einst nicht mehr sein werde, so könnte er am Ende das Lenchen heiraten, damit sie besser versorgt sei. Nein, das hat er nicht zugesagt, doch Mutter hat so weiter gelispelt, und da bin ich heimlich ausgerissen zur Frau meines richtigen Vaters. Aber das hat für die Dauer nicht gutgetan, und als gar die Kranke wieder gesund geworden und mir auch noch nachgefahren ist, bin ich bei keinem geblieben. Eine Gesindevermieterin hat mir weitergeholfen. Zuerst bin ich Kindermädchen geworden, habe in Leipzig sogar Zwillinge zu gleicher Zeit auf den Arm genommen, weil beide zu nudeldick waren zum Laufen. ‚Die Sächsischen sein gern dick' — hat ihre Mutter gemeint. Meine Gesindevermieterin hat mir immer wieder ein passendes Nest gewußt und ist in den Jahren schwer reich geworden mit ihrem seelensguten Mann. Drei Jahrzehnte lang, vom ersten Tag nach der Heirat an, ist er morgens um die sechs aufgestanden, hat die Kaffeemühle gedreht, ‚Großer Gott, wir loben dich!' dazu gesungen und seinem Pinchen das dampfende Frühstück ans Bett gebracht. Die Frau hat mir schockmal versichert, wenn ihr Mann sterben sollte, könnte sie sich zwar mit ihrem Geschäft allein glänzend durchbringen, vom Kaffeekochen jedoch verstehe sie nicht die Bohne. Unverhofft kommt oft! Nicht er, sondern sie ist krank geworden und hat dem Mann ein Zeugnis geschrieben: ‚Herrn August Huber wird hiermit bescheinigt, daß er seiner Ehefrau ohne Unterlaß ein lieber Mann gewesen ist, alle Morgen schon von sechs Uhr an. So soll, wenn ich einmal für immer schlafen sollte, eine rechtliche Person mit meinem Segen ihn wieder heiraten; die wird ihr Glück mit ihm machen. Josefine Huber.' Denn, so hat sie oft erklärt, wenn er sich an eine fusselige Weibsperson hinge, so werde leicht das bisher gemeinsam verdiente und zusammengehaltene Heppchen-Peppchen in die vier Winde zerstreut sein, und der Gram darüber würde nachher der Verewigten keine Ruhe im Grabe lassen — zeitlebens nicht. Später, nachdem sie diese Welt verlassen, hat mir der Witwer ihren Zettel vorgewiesen — Zeugnis auf Wohlverhalten hat er ihn genannt — und so ganz lieb geflötet: ‚Lenchen,' flötete er, ‚täts't wohl du Lust haben, meine lieben sieben Zwetschgen zusammenzuhalten?' Wahrhaftig

hat er geglaubt, ich könnte seine Frau Hubern werden. Vielleicht wäre aus diesem Mürbeteig ein schöner Kuchen geworden, wenn nicht zufällig meine Stiefschwester Antonie, eine junge Witwe, krank gelegen hätte und gestorben wäre. „Herr Huber,' hab' ich jetzt den netten Freiersmann gebeten, ‚schenken Sie der Toten den einen Sonntagsstaat Ihrer Seligen, mir zuliebe!' Denkt ihr, er wäre einverstanden gewesen? Nicht in die Hand! ‚So,' spreche ich ärgerlich, ‚wo der junge Mann der Antonie bereits im feinsten Hochzeitsstaat begraben liegt, soll ihm die Antonie, wenn die Posaunen des Jüngsten Gerichts tönen werden, im ganz schäbigen Fähnchen entgegentreten? Was soll er und die andern Menschen denken? Wie können sie in dem Aufzug nebeneinander bleiben? Und wenn wir sie treffen: müßten nicht auch wir zwei uns schämen vor dem Anblick bis in die Ewigkeit? So etwas kann Ihr Gewissen nicht zugeben, Herr Huber! Sie wollen nicht? Folglich kann aus uns beiden nichts werden. Nein und dreimal nein! Und wenn Sie mir, wie Ihrer Seligen, jeden geschlagenen Tag das Frühstück an mein Lager brächten, und Kuchen dazu, drei Finger dick — jetzt will ich Sie nicht mehr heiraten!' Und ich — schapp-schapp-schapp — aus seiner Stube und die Treppe hinunter auf Nimmerwiedersehen! — Wen hat er nachher geehelicht? Eine Ausländ'sche! Ich lass' mich gleich fressen, wenn die ihm nicht einen verzauberten Liebesapfel in seinen Vorrat gemischt hat. Sofort hat er wie die Fliege am Honig festgesessen. Doch so ein Zauber verfliegt immer, und nachher ist kein Friede zwischen den Leuten. So auch diesmal. Das ist alte Erfahrung. Lenchen läßt die Finger von derart Mitteln, braucht ihre Hände für bessere Dinge. Allerdings ist's ein Jammer, wenn der Mensch stets allein bleibt. Was wird jetzt zum Beispiel meine liebe Lise draußen auf dem Dorf von der Menschheit und mir denken? Die meckert sich die Kehle roh und das Maul fransig nach ihrem fernen Lenchen, doch Lenchen regiert eben die Welt nicht und muß sich fügen. Alleweile geht's ihr auch gar nicht schlecht; sie kann sogar zwei lebendige Christkindchen auf der Schubkarre zu Vater und Mutter bringen."

Damit hob die treue Seele das Gefährt abermals stark an, um uns dahinzuschieben, daß uns Hören und Sehen verging, und lachen konnte sie dazu wie in höchster Glückseligkeit, bis sie ihre Kraft wieder ausgegeben hatte und verschnaufen mußte. Wir verweilten einige Minuten im bänglichen Schweigen von Feld und Heide, bis sich anschwellendes Gerassel und Getrappel eines schweren Fuhrwerks dareinmengte.

Lenchen lugte in das weite, einsame Land. „Jemerchen," begann sie, „was rattert näher? So eine altmodische Dorfkutschöse! Ist das nicht etwa gar Scharobens Wagen mit dem alten Schimmel?" Und sie erhob laut ihre Stimme, legte die Hände als Sprachrohr an den Mund: „Scharobe! Scharobe!" Und ließ uns stehen, um dem Erwarteten entgegenzurennen. Wir Karrenreisende blickten uns nach einem Weilchen um: Vater eilte auf uns zu: „Kinder! Kinder!" während Lenchen neben Bauer und Pferd herlief, und schon saß Vater neben uns auf der Karre und guckte uns forschend an: „Ihr seid nicht erfroren?" — „Wir? Nicht ein bißchen! Warm ist uns!" — „Und seid nicht müde?" — „Gar nicht! Laufen möchten wir mit dir!" — „Und den weiten Weg hat euch Lenchen gefahren? Das soll ihr nicht vergessen werden!"

Er schälte uns aus der Verpackung.

Von einer etwaigen restlichen Fahrt mit dem Kutschwagen wollten wir nichts wissen, sondern lieber das letzte Viertelstündchen des Wegs bis zur Stadt unter die Füße nehmen. Und so trottelten Schimmel und Kutsche ihren alten Kurs weiter, Lenchen wurde unser Schrittmacher, jagte mit der Karre voraus und wir hinterdrein.

Und Lenchen mußte sich schnurstracks zur Mutter begeben, unsre nahe heile Ankunft zu verkünden, und wir andern langten gerade noch vor der Kirche an, als das unvergängliche Lied vom holden Knaben im lockigen Haar in reichen heiligen Strömen durch die offene Pforte drang aus dem einzigen Meer von Liebe und Licht.

Und dann eilten wir der Gemeinde voraus durch die Straßen. Die Posaunen erdröhnten vom Turm. In den Stuben begannen die geschmückten Tannen aufzuleuchten. Die Sterne des Himmels glitzerten über uns. Frohe Laute ringsum.

Unser Haus! Wir sausten die Treppen hinauf, wo Mutter, wie vorher der Vater auf der Straße, schrie: „Kinder! Kinder! — Einen Augenblick —" fügte sie hinzu und eilte in die gute Stube zurück. Die neue „Tochter Zions" aber rieb sich schmunzelnd die Hände in der Ecke und wartete wohl auf das beglückende Tänzchen mit uns mehr als auf andere Geschenke.

Das Christkind klingelte: „Jetzt!" Die Tür tat sich auf. Duft und Licht und Liebe über alle Maßen!

Welche Worte geben den Zauber solcher Zeit treu wieder? — Ich lege die Linke über meine Augen und die Feder still beiseite.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Zdenko von Kraft: Barrikaden. Liebestod. Wahnfried. Ein Richard Wagner-Roman (Leipzig 1920—1922) — Wilhelm Speyer: Schwermut der Jahreszeiten (Berlin 1922) — Hans Christoph: Die Fahrt in die Zukunft (Stuttgart 1922) — Ludwig Finckh: Seekönig und Graspfeifer (Ebd. 1922) — Hermann Bahr: Briefe von Josef Kainz (Wien 1921)

In dieser nächtlichen Zeit, wo man gern nach einem Sternlein den Blick und damit sich selbst erhebt, grüßt noch immer vom Himmelsstrich der deutschen Erzählungskunst manch freundlicher Lichtpunkt. Sogar ein paar große sind darunter, von der Siriusklasse, ich erinnere nur an Kolbenheyers Parazelsustrilogie, an die Weißen Götter Stuckens, die freilich einem englischen Werk sehr viel verdanken, an Ina Seidels Forsterroman und dergleichen. Zu einem großen Wurf hat auch Zdenko von Kraft in seiner Wagnertrilogie ausgeholt. Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht, die titanische Erscheinung Wagners episch ganz zu erfassen, obwohl sie dazu lockt und selber ein Vorbild gibt, wie man große Stoffe mit Wahrung vollkommener thematischer Einheit packe: in der Nibelungen-Tetralogie. Zdenko von Kraft begann sein Werk vor drei Jahren mit dem Roman Barrikaden. Er erzählte Wagners Aufstieg, die ungemein frühe Entwicklung des Tondichters, der schon mit zwanzig Jahren die erfolgreiche Aufführung seiner ersten Symphonie im Gewandhauskonzert erlebte, sein schweres Ringen, die vielen Enttäuschungen und das unstete Leben des Ruhelosen. Die Dresdener Erfolge (Rienzi, Holländer, Tannhäuser) und die Sturmtage der Mairevolution 1849 bilden den Höhepunkt des spannend geschriebenen Bandes. Äußerlich stiller geht es im zweiten Teil Liebestod zu. Er umfaßt Wagners Züricher Jahre, reich an Kämpfen, aber auch an Liebe (Mathilde Wesendonk); der Verfasser nimmt Isoldes Liebestod an der Leiche Tristans beziehungsreich zum Titel dieser ergreifenden Liebestragödie. Der dritte, Wahnfried, beginnt mit Wagners Weltflucht nach Triebschen und dem Kampf um Cosima, er endet mit der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses; es ist also wohl noch ein vierter Band zu erwarten. Mag er einer ergänzenden Betrachtung vorbehalten bleiben, diese drei Bände genügen vorläufig zu einem Urteil über das Unternehmen.

Man liest in steter Spannung — das sei zum Lobe des großangelegten Werks vorangestellt. Kraft erzählt schlicht und klar, er hält sich an das, was überliefert ist, spureifrig und treu registrierend. Die einzelnen Personen sind zum Teil scharf umrissen, namentlich Bülow; aber auch Wagner selber, vornehmlich in Äußerlichkeiten und dem starken Willenstrieb zum Schaffen, der nervösen Unrast des Künstlers.

In gutgesehenen Äußerlichkeiten gibt der Roman sein Bestes. Auch König Ludwig ist treffend gezeichnet. Kurz vor dem Kriege 1866, bei seinem heimlichen Besuch in Triebschen, sagt er zu Wagner: „Einmal, bis die Wittelsbacher vielleicht nur noch ein Name sein werden, über den kaum mehr die ältesten Chroniken dürftigen Aufschluß geben, und aus uns beiden irgendwelche Blumen blühen — von uns wird man noch immer wissen und um unserer Liebe willen glücklich sein. Du wirst nicht untergehen. Und in deinem Namen auch der arme, reiche Ludwig nicht."

Ich habe alles, was sich zum Lobe des umfangreichen Werks sagen läßt, vorangestellt, um ihm möglichst gerecht zu werden. In summa aber muß man sagen, daß hier ein großer Stoff mit unzulänglichen Mitteln angefaßt wurde. Der Verfasser ist ihm nicht gewachsen. Ein tiefes Eindringen in das Wesen der Gestalten läßt er durchweg vermissen. Man merkt bald, daß das Ganze, obwohl mehr Biographie als Roman, doch nur ein lückenhaftes Flickwerk ist; der Verfasser hat ein paar Szenen aus dem großen Lebensdrama herausgegriffen, zu denen ihm Quellen zugänglich waren. So kommt es, daß er völlig Belangloses — wie den Besuch des Bayreuther Bürgermeisters und Bankiers in Triebschen — unerträglich breit ausspinnt (auf dreißig Seiten!) und dafür wichtige Aufschlüsse über die bedeutenden und anziehenden Momente in Wagners Leben oft genug vermissen läßt. Leichtflüssig aber flach plätschert die Erzählung dahin, in einförmigem Ton, ohne dichterisches Schauen. Wenn der Mond über den Rigi aufgeht, schreibt Kraft: . . . „und wurde kleiner und weißer, je höher er emporstieg. Bald hing er, ein milchfarbener Lampion, im Himmelblauen." Oder wenn er Nietzsches innere Beziehungen zu Wagner schildern will, läßt er ihn neben dem Meister gehen und schreibt dazu: „Er fühlte in diesem Augenblick etwas unendlich Tiefes und Edles." Sehr wahrscheinlich. Aber wenn man sich vermißt, solche Männer dichterisch zu gestalten, so soll man sich eben so in sie einfühlen können, daß man sagt, was sie



Um die Weihnachtszeit beim Zuckerbäcker
Gemälde von Josse Goossens

empfinden und denken, es braucht ja nicht wahr, es braucht ja nur wahrscheinlich zu sein, auf der Grundlinie ihres Wesens zu liegen. Was Kraft in diesem Fall sagt, erinnert an den tiefsinnigen Ausspruch des seligen Sabor: „Es geht etwas vor, man weiß nur nicht was.“

Der ganze Teil, der von Nietzsche handelt, ist ein Fehlgriff. Hier weiß der Verfasser gar nichts zu sagen, zu erfinden, er versteht nicht einmal abzuschreiben. Nebenbei erkennt man zu seinem Erstaunen, wie leicht es sich diese Herren Autoren von Künstler-, Dichterromanen und desgleichen machen. Von dem ganzen inneren Verhältnis zwischen Nietzsche und Wagner wäre vieles zu berichten, sogar nach Vorlagen zu berichten, was, in hohem Grade wertvoll, den Leser packen und reich beschenken müßte. Statt dessen erzählt Kraft eine Äußerlichkeit: wie der junge Nietzsche bei seinem ersten Zusammentreffen mit Wagner nicht im Frack kommen kann, weil er kein Geld hat, den fertigen Festanzug zu bezahlen. Diese Anekdote kommt einem merkwürdig bekannt vor; man schlägt nach und siehe da —: in seinem Briefe an Rohde vom 9. November 1868 erzählt Nietzsche diese ganze Geschichte, nur besser, weil kürzer, aber ohne etwas Wesentliches auszulassen, so daß man sich die ganze Situation ohne viel Phantasie ausmalen kann. Was tut der Romanschreiber? Aus der beiläufig hingeworfenen Zeile, daß Nietzsche in einer Konditorei eine Zeitungsnotiz über Wagner gefunden habe, verfertigt er fünf Seiten, die mit abgedroschenen Nebensächlichkeiten, Gesprächen mit der Kellnerin und dergleichen angefüllt sind, ohne auch nur ein kleines Flackerlicht auf Nietzsches Wesen zu werfen. Dann macht er eine zwecklose Umkehrung, indem er den Schneider auf Nietzsche warten läßt, während Nietzsche in Wirklichkeit lange auf den Schneider wartet, und endlich wendet der Verfasser auf den komischen Vorgang selbst ein geistverlassenes Streckverfahren an, er beschreibt umständlich, wie Nietzsche sich Rock und Weste auszieht, wie der Schneider fortwährend über das schlechte Wetter jammert usw. Er ist der wahre Pointenmörder, um Zeilen zu machen; mit dem Erfolg, daß man von seiner umständlichen Breitwalzung des Vorgangs einen sehr mittelmäßigen Eindruck gewinnt, während die knappe Erzählung Nietzsches die Illusion anregt: sich die Situation viel komischer vorzustellen, als der mühselig klaubende Romanschreiber sie zu Papier bringt. Kein Mensch, der nur ein bißchen Phantasie hat, wird die lustige Begebenheit mit Gesprächen über das Wetter abschwächen.

Belustigend, wie der Verfasser schon dem Nietzsche in Leipzig „buschige Augenbrauen“ andichtet. Nietzsche war damals vierundzwanzig Jahre alt, da hat man im allgemeinen noch keine Büsche über den Augen. Zdenko von Kraft scheint gar nicht zu wissen, daß wir ein Bild von Nietzsche gerade aus jenem Jahr haben, es zeigt weder „buschige Augenbrauen“, noch — wie er sagt — „tiefliegende Grübleraugen“, noch einen „drähternen (!) Bart“, sondern ein offenes Gesicht mit hohem Haarschopf und einer Brille (s. Elisabeth Förster-Nietzsches Nietzsche-Biographie, große Ausgabe). Kraft ist also nicht nur außerstande, eine Erscheinung wie Richard Wagner zu erfassen, er beherrscht auch seinen Stoff nicht einmal, das Buch ist flach und flüchtig geschrieben, unbeschadet einzelner gelungener Stellen. Wenn man es trotzdem teilweise mit Spannung liest, so hat Wagner und seine Umgebung, nicht der Verfasser dies Verdienst.

Wir mußten etwas länger bei der Trilogie verweilen, weil die Dichter- und Künstlerromane wahrhaft erschreckend überhandnehmen und ihr durchschnittlicher Unwert einmal an einem Beispiel gezeigt werden mußte. Es gibt Schlimmere als Kraft. Im allgemeinen ist es ein Schmuck mit fremden Federn, in dem Schriftsteller, die an Stoffmangel oder nachlassender Fabulierkraft leiden, einherstolzieren — fällt doch ein Abglanz des großen Namens auch auf sie. Es ist ein höchst bequemes Verfahren, aus den zugänglichen Biographien, Aufzeichnungen, Briefen, Gesprächen eines berühmten Mannes einen Roman zurechtzustoppeln, es gehört nicht viel mehr als eine gewisse Unbedenklichkeit dazu. Namentlich, wenn man so nachlässig wie Kraft arbeitet, ist es sehr leicht: man greift ein paar Episoden heraus, die besonders lebhaft oder anziehend scheinen und zu denen man genügend Material vorfindet, man schiebt ein paar Gespräche, Milieu- und Naturschilderungen ein — fertig. Das übrige mag sich der Leser denken, denn seine Bekanntschaft mit dem Romanhelden wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Ohne die würde man z. B. „Wahnfried“ gar nicht verstehen.

Ein Zeichen dafür, daß es mit der Fabulierkunst augenblicklich nicht weit her ist, liegt auch in Wilhelm Speyers Roman Schwermut der Jahreszeiten vor. Ein Ichroman, der Liebeleien, Abenteuer, Spielerschicksale (in Monte Carlo) mit der Miene des wehmütig vertrauten Kenners in gepflegter, oft poetischer Sprache erzählt; auch das ist bequem. Handlungen zu erfinden, Menschen zu gestalten, das Leben zu objektivieren ist natürlich weit schwieriger, und es gehört ein reicherer Fonds dazu. Die Erzählung Speyers, der sich durch aufgeführte Bühnenwerke bekannt gemacht hat — sein Lustspiel Rugby hatte Erfolg in Berlin — beginnt mit seinem Abschied vom Landeserziehungsheim, nach bestandener Reifeprüfung. Eine bunt zusammengewürfelte, internationale Gesellschaft, Männlein und Weiblein, werden uns bei diesem Abschied vorgestellt. Der Leiter der Anstalt, ein ideal gerichteter Jugenderzieher, hat tüchtige, innerlich gefestigte Menschen aus ihnen machen

wollen, aber traurig bekennt er zum Schluß: „Ich bemerke es in euren Mienen, wie ihr nur auf dieses Leben der großen Städte, der Abenteuer, des Gelderwerbs, der Sinnenlust wartet, wie gierig es sich eurer bemächtigen wird. Nun sehe ich ihm ins Auge, dem Feind, der in meinem Kampf mit ihm gewachsen ist und täglich ein wenig von meinem Blute trank. Heute sehe ich ihm ruhig ins Auge, mit dem Ernst, mit dem der weise Mensch dem Tod ins Auge sieht, dem Überwinder."

Und er hat nur zu recht. Gar leicht löst sich von ihm der „Held" des Romans, der hoffentlich nicht allzugetreu dem Verfasser nachgezeichnet ist — denn die Blasiertheit, die Eitelkeit, der Snobismus dieses Wichtigtuers sind ebenso erheiternd wie die Pose, mit der er sich durch Weltschmerz à la Byron interessant zu machen sucht. Ach, dies melancholische Gesäusel bei aufgepeitschter Lüsternheit und widernatürlichen Anwandlungen — es strömt schon einen nicht gelinden Duft aus von Patschuli und Fäulnis. Auch in der Sprache ist viel Pose. Geschraubt klingt es gleich auf der zweiten Seite: „Ist es Morgen? Erhebt sich ein Tag, der seinen Regen über das Land schüttet, um späterhin, zwischen den geteilten Wolken des westlichen Firmaments, den matten Duft eines Abends ahnen zu lassen?" Nein, es ist Mittag, er weiß es, aber so eine wehmütig-versonnene Frage klingt doch nach etwas, nicht wahr? Man sieht den Romanhelden in berechneter Haltung am Fenster lehnen, mit umflortem Blick in die Weite schauen, den Mund leicht schmerzvoll verzogen, und seufzend die Stirnlocken zurückstreichen.

Nein, wenn Speyer sich wirklich selbst zeichnen wollte, so hat er sich, vielleicht mit Absicht, offenbar verzeichnet. Ich kenne ihn nicht, aber er scheint seinen Schriften nach doch mehr in sich zu haben als dieser Romanheld. Der also wird bald abtrünnig. Anfangs besinnt er sich noch einmal, ob er nicht zurückkehren soll zu den „reinen Quellen" und den reinen Menschen seiner Knabenzeit. Aber bald stürzt er sich hinein in betäubenden Sinnenrausch. Er liebt sie und besitzt sie alle nach der Reihe: die jungen Mädchen, die ihm auf dem Lebenspfad begegnen. Er muß eine fabelhafte Anziehungskraft haben, dieser Romanheld, sie fliegen ihm alle zu, wie die Mücken dem Licht. O, er kann renommieren! Und er tut es reichlich, man hat das Gefühl, er blicke über das Tintenfaß hinweg fortwährend in einen Spiegel, dieser Romanheld, und finde kein Ende in der Selbstbewunderung, die mit kaltem Egoismus bedenklich verschwistert scheint.

Indessen — das Buch ist gut geschrieben. Hier und da gesucht und manieriert, aber in der Hauptsache klingt eine schöne, wohlgepflegte Sprache von seinen Seiten, oft wie von Saiten. In Schilderung einzelner Liebesszenen (S. 115—122, 222 ff.) erhebt sich der Roman in beschwingtem Wohllaut, in leuchtenden Farben zu berückender Schönheit. Hin und wieder dringt auch ein Ton wie aus tiefem Seelengrund hervor (148), der an einen verschütteten Brunnen denken läßt. Ist er wirklich so ganz verschüttet? Man mag es nicht glauben. Man spürt hinter allem Schein und aller Künstelei doch die anima poetae, die große Sehnsucht, die über das Land der Jugend fliegt. Weit entrückt liegt es und unwiederbringlich. So schwer ist dieser träumerische Flügelschlag der Seele, daß sie — nichts anderes will die Aufschrift des Buches besagen — in jeder Jahreszeit die Schwermut der kommenden ahnt.. Aber auch das ist, wie so manches in dem Roman, übertrieben. Wer in einem frischen Märzvormittag aus dem ersten Kiebitzschrei und Lerchentriller die Schwermut des Kommenden heraushört, dem muß sein Brunnen schon arg verschüttet sein. Hoffen wir, daß Speyer uns bald ein helleres Buch schreibt, in dem er das Leben gestaltet, statt sich von ihm niederdrücken zu lassen.

Als ein helles Buch in mehr als einem Sinn kann man **Die Fahrt in die Zukunft** von **Hans Christoph** (wohl ein Deckname) bezeichnen. Der Verfasser nennt es einen „Relativitätsroman" und wirklich bezweckt er nichts Geringeres, als die Einsteinsche Relativitätstheorie mit kühnstem Phantasieflug in praktischen Auswirkungen darzustellen. Heinrich Schlemihl (durch den Namen soll wohl die absolute Helligkeit, Schattenlosigkeit des Mannes angedeutet werden) hat während des Krieges Höhenflugzeuge konstruiert und sich seitdem in der Flugtechnik äußerst vervollkommnet. Jetzt will er, auf Grund der Einsteinschen Theorie, einen Körper schaffen, der, losgelöst von diesem Planeten, im Raum stillsteht, und an dem sich die Erde mit ihrem Geschehen in unheimlicher Lichtgeschwindigkeit vorüberdreht. Steht er nun selber auf diesem Körper, so muß die Erde für ihn verschwinden und sie wird in Sekunden um Jahrtausende älter. Blödsinn! ruft er aus, aber dieser Blödsinn ist — meint er im selben Atem — mathematisch beweisbar. (Es kann nicht unser Zweck sein, die Möglichkeit und Unmöglichkeit dieser Theorie gegeneinander abzuwägen, der Leser tut in solchem Falle gut, unbedenklich in das Phantasieflugzeug einzusteigen, um zu sehen, wohin die Fahrt geht.)

Sie geht bald ins Grenzenlose. Nach vielen Mühen gelingt es Schlemihl endlich, einen solchen Apparat zu konstruieren, dessen Betriebsstoffe Erdschwere, Luftelektrizität und Erdmagnetismus sind, er nennt ihn den „Gravitator" und steigt nach verschiedenen Probeflügen am ersten günstigen Tage damit auf, nur begleitet von Frau Lissi, die er liebt, einer sehr klugen und technisch geschulten Dame, die in alle Geheimnisse ihres Liebsten und seines neuen Triebwerkes eingeweiht ist. Alles geht nach Wunsch und Berechnung. Immer höher steigt der Gravitator, und bald liegt die Erde wie ein Stern

unter ihnen. Schlemihl und Frau Lissi arbeiten an ihren Apparaten, eifrig kurbelnd und registrierend, bis der Gravitator mit furchtbarer Geschwindigkeit dem Licht entgegenfliegt. Auch diese Gefahr wird überwunden, es gelingt, den Gravitator langsam zum Sinken zu bringen. Nach mühevoller Anstrengung entdecken sie die Erde wieder und beobachten nun genau ihre Drehungen, um landen zu können. Aber alles ist verändert: kein Schornstein raucht, kein Eisenbahnnetz gibt ihnen Anhalt. Als sie endlich landen, befinden sie sich im Kommunistenstaat — sie sind 1500 Jahre von der Erde fortgewesen... Na. Wie sieht es denn nun in diesem Kommunistenparadies aus? Eigentum, Geld, Wissenschaft gibt's nicht mehr. Die Menschen leben von dem, was die Erde ihnen gibt, und das gehört allen. Auch geistiges Eigentum und damit die letzte Ursache für Neid und Mißgunst sind abgeschafft. Ein alter Mann begrüßt sie in komisch gesetzter Rede, denn um jede zornige Anwandlung, um jedes Wort, das verletzen könnte, zu meiden, sprechen sie langsam in versartiger Form. Alle sind Landarbeiter und Handwerker, Mann und Weib. Die Geschlechter wohnen getrennt in verschiedenen Häusern. Auch die Frauen sind allen Männern gemeinsam, Sonderrechte gibt es nicht. Für die beiden Ankömmlinge — dies alles ist mit launiger Skepsis erzählt — findet sich kein anderer Raum als das allgemeine Liebeshaus, das wie eine primitive Badeanstalt mit abgeteilten Kabinen und hölzernen Pritschen darin eingerichtet ist... Die Menschen sind nicht mehr so zahlreich wie früher. Als die Jahre der Freiheit kamen, erzählt eine Alte, da gab es ein großes Sterben; es waren so viele Menschen vorhanden, daß die Erde sie nicht ernähren konnte, damals blieben nur die ganz Starken übrig... „Wir schenken nicht vielen das Leben, denn die Erde hat nur Raum für eine ganz bestimmte Zahl von Genossen, und wir gebären auch nur, wenn wir wollen. Daher ist unser Geschlecht stark und gesund."

Es würde zu weit führen, den ganzen Stumpfsinn dieser Zukunftserrungenschaften hier auch nur andeuten zu wollen. Die beiden ergreift ein Grausen, noch ist ihr „Vogel" unversehrt; sie steigen wieder auf, um etwas näher an unser Jahrhundert zu gelangen. (Wundern darf man sich über nichts in diesem Relativitätsroman.) Es gelingt ihnen im Jahre 1983 zu landen, freilich nur unter Lebensgefahr, denn nun hat man die Industrie und Technik so entwickelt, daß die ganze Erdoberfläche mit Drähten überspannt ist, die ganze Atmosphäre mit Kraftwellen erfüllt ist. Kaum kommt der Apparat in die so geschwängerte Erdenzone, so stürzt er brennend ab und die beiden Insassen liegen acht Tage im Krankenhause, bevor sie sich in diesem Kulturalter umschauen können. Auch was sie hier erleben, ist merkwürdig genug, wir wollen nur erwähnen, daß Schlemihl seinen eigenen Sohn als alten Herrn wiederfindet, während er noch in den besten Mannesjahren steht. Alles ist jetzt schon sozialistisch geregelt; es gibt keine richtigen Ehen mehr, meist nur „Notarsehen" auf Kündigung. Massenspeisung, Häuserblocks. Das Geld soll keine Zinsen mehr tragen. Jeder muß 45 Jahre als gewöhnlicher Arbeiter dienen, dann erst kann er an seine Ersparnisse heran. Bei dieser Mechanisierung kommt kein tieferes Gefühl mehr auf, alles muß rein sachlichen Zweck haben, jeder Unternehmungsgeist bleibt gelähmt. Ein dritter Aufstieg ist auch aus diesem Grunde nicht möglich: über die Spezialisierung hinaus gibt es keine Tätigkeit, also auch keine Arbeiter. So bleiben Schlemihl und Lissi denn unter diesen Menschen und Lissi tut das Klügste, was sie tun kann: sie schenkt ihm ein Kind und sagt: „Von der Zukunft habe ich genug; ich will das Leben und die Liebe auf dieser Erde." Der mit ausschweifender Phantasie, die auf wissenschaftliche Berechnungen gestützt ist, geschriebene Roman liest sich durchweg spannend. Der Widerspruch, den er in Einzelheiten beim Leser erweckt, hebt diese Spannung keineswegs auf.

Unsere Vertiefung in die Relativität des Raumbegriffs ist dem Raum dieser Bücherschau verhängnisvoll geworden. Die harte Tatsache, daß die Seite zu Ende geht, obwohl ich noch gern über zwei Bücher, die ich mit Genuß gelesen habe, länger als mit ein paar Worten gesprochen hätte, kann leider kein Einstein aus der Welt schaffen. So sei Ludwig Finckhs neues Erzählungsbüchlein Seekönig und Graspfeifer nur kurz empfohlen. Schließlich haben wir hier über den lieben „Rosendoktor" so oft und so warm gesprochen, daß er sich diesmal begnügen wird, wenn wir feststellen, daß er in diesen anmutigen, schelmischen Erzählungen wieder der köstliche „Bodenseher" ist, der die Landschaft zwischen der schönen Insel Reichenau und den Hegaubergen im Sonnenlicht und in der Sonnenwärme seiner Poesie wundervoll verklärt und dabei an eigenem Erleben viel Wertvolles gibt, das Kopf und Herz bewegt. Auch die Briefe von Josef Kainz, die Hermann Bahr herausgibt, sind ein Labsal für ein paar Winterabende. Kainz war, das erkennen wir aus diesen Briefen, nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein großer Mensch. Kein selbstgenügsamer Mime, vielmehr ein ernster Mann, der unermüdlich an sich arbeitete, für alle Wissensgebiete warmes Interesse hatte (u. a. Übersetzungen aus dem Englischen machte) und dabei ein guter Kamerad war. Er nahm das Leben durchaus nicht leicht, er war fleißig, rastlos und suchte die Tiefe, so sehr gerade sein Beruf, in dem er für alle Zeiten einer der ersten bleibt, leicht zur Oberflächlichkeit verleitet. Hermann Bahr hat dem Buch eine warme und sehr gescheite Einführung mit auf den Weg gegeben.

Illustrierte Rundschau

Puppen und Marionetten — Preisausschreiben der Audi-Werke — Die Bühne als Modeschau — Bruno Héroux: Opus 1 bis 500 — Ein Museum voll Kopien — Zu unsern Bildern

Wieder einmal ist es so weit, daß es zu weihnachten beginnt. Draußen im Walde schwingt Knecht Ruprecht seinen schweren Sack voll Gaben über die Schulter und bald stampft er in die Stuben mit der alten Gewissensfrage: „Nun sprecht, wie ich's herinnen find'! Sind's gute Kind', sind's böse Kind'?" Und die Alten gucken wenigstens ein paar Wochen lang nicht bloß in den Kurszettel sondern auch in die Spielwarenläden, wo die ewig jungen Herrlichkeiten verwirklichter Kinderträume auch in diesem bösen „Friedens"-Jahr wieder aufgebaut worden sind.

In jedem Jahr gibt es neue Puppen, und sie dienen doch immer demselben Zweck: dem ins Spielerische gewandten prometheischen Trieb, Menschen zu formen und ihr Schicksal zu sein. Dieser Trieb hat in der letzten Zeit auch die Großen ergriffen. Jeder von uns fühlt die Machtlosigkeit seines Willens. Man baut sich darum eine Welt, in der man kraft der Phantasie regiert. Es ist nur eine Welt von Puppen und Marionetten, aber es ist doch eine und eine stumme und gefügige überdies.

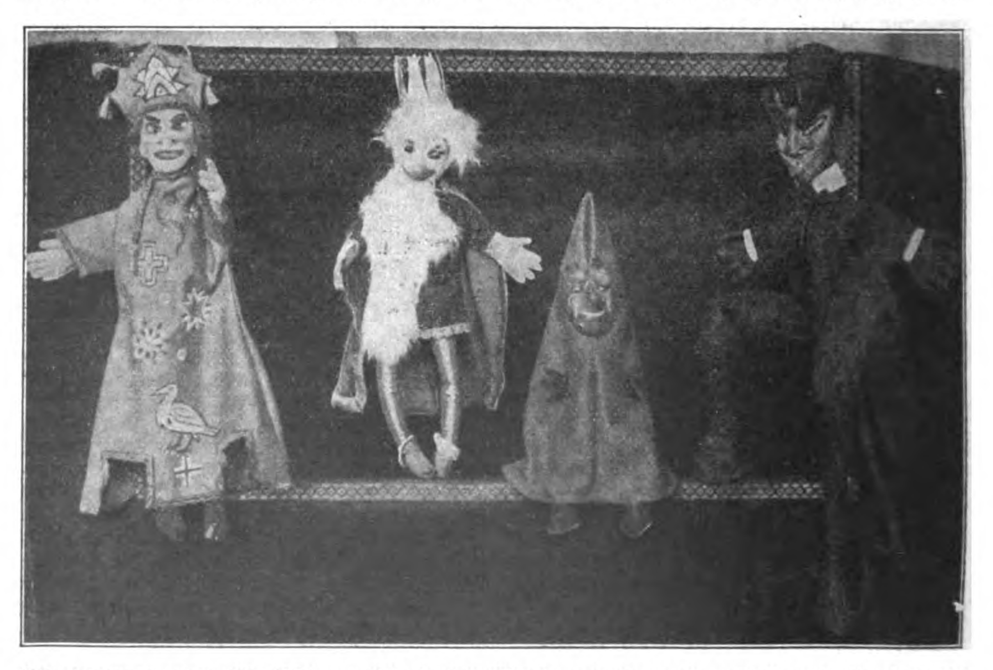
Aus vergänglichstem Stoff zaubert Erna Muth ihre Figürchen, aus Papier. Tänzer, Mohren und Teufel stellt sie mit einer erstaunlichen Lebendigkeit hin. Diese luftigen und lustigen Schöpfungen sind natürlich für Erwachsene bestimmt. Nur sie können den gleichsam metaphysischen Reiz ahnen, der von dieser beseelten Nichtigkeit ausströmt.

Handfester ist die Theaterpuppenherrlichkeit von Ilse Hecht. Die hier abgebildeten Figuren zählen zu den derben, humoristischen. Sie gehören zu einer Bühne, auf der man noch nach dem Grundsatz spielt, daß die dramatische Handlung in Prügeln besteht. Aber die Künstlerin kann auch anders. Ihr liegt die Zartheit nicht minder, und sie hat Figürchen geschaffen, die in einer traumhaften Schwermut zu schwimmen scheinen.

Gleich Else Hecht war auch Margarete Steiff auf der Münchner Gewerbeschau vertreten. Ihr Puppenstädtle ist eine völlig aus der Seele des Kindes empfundene Schöpfung. Die Künstlerin, die unsern Lesern längst bekannt ist, hat vor allem den einen Ehrgeiz, die kleine Welt zu erfreuen, und so schafft sie in einem fröhlichen Realismus Menschen und Dinge nach.

⌘ ⌘ ⌘

Zwei anregende Preisausschreiben hatten die Zwickauer Audi-Werke für ihre hochwertigen Personenkraftwagen er-



Theaterpuppen aus der Werkstätte von Else Hecht in München: Zauberer, Zwergkönig, Schratt und Teufel



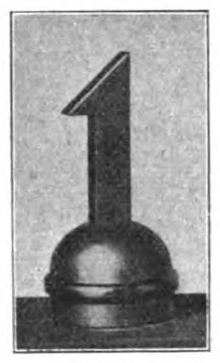
Aus dem Puppen-Städtle der Margarete Steiff-Puppenfabrik auf der Gewerbeschau, München (Aufnahme Harthmaier)

lassen. Verlangt wurden ein Wahrzeichen, das als Fabrikmarke am Kühler angebracht werden sollte, sowie eine Kühlerpuppe. Merkwürdigerweise fand sich unter den Entwürfen für die Fabrikmarke keiner, der die alte Marke an Wirkung übertroffen hätte, so daß die ausgesetzten Preise nicht verteilt werden konnten. Besser war das Ergebnis des zweiten Ausschreibens, obgleich sich auch hier im allgemeinen zeigte, daß die Künstler nicht leicht auf die praktische Seite der Aufgabe eingingen und sich die Wirkung ihres Einfalls am Automobil selber nur selten klarmachten. Den ersten Preis errangen Prof. Arno Drescher und Hermann Gilbert mit der einfachsten Lösung: der Eins auf der Halbkugel, einem klaren und empfehlenden Wahrzeichen, das auch im schnellen Lauf des Wagens noch leicht erkennbar bleibt. Unter den übrigen z. T. recht reizvollen Lösungen fand sich keine, die so scharf auf die Notwendigkeiten grade dieser Aufgabe und die Ansprüche des Auftraggebers zugeschnitten gewesen wäre.

In steigendem Maße werden unsre Bühnen zu Modeschauen. Auch in ernsthaften Theatern hat sich der Brauch eingeführt, daß der Zettel angibt, woher die Hüte, die Kleider, die Pelze stammen. Und wenn es das Stück verlangt, erfährt man auch, wo man die eleganteste Spitzenwäsche kaufen kann. Es ist leicht, darüber die Nase zu rümpfen. Was sich so auf den Markt drängt, wird jedoch nicht bloß von schmutziger Geschäftsgier, sondern auch von Not getrieben. Ein Theater muß sparen und darf sich selbst eine ungewöhnliche Geldquelle nicht verstopfen. Und es hat ja auch einen starken, ästhetischen Reiz, wenn eine so ausgezeichnete Sängerin und bezaubernde Frau wie Lori Leux mit einer neuen Rolle



Papierpuppen von Erna Muth, Dresden



1. Preis
Motto: Prima
Künstler: A. Drescher, Dresden, u. Al. Gilbert, Leipzig



4. Preis
Motto: Einzig
Künstler: Hans Heinlein, München



2. Preis
Motto: Schwalbe
Künstler: A. Walter u. F. Rückert, Breslau



2. Preis
Motto: Turm
Künstler: C. Böhm, Charlottenburg



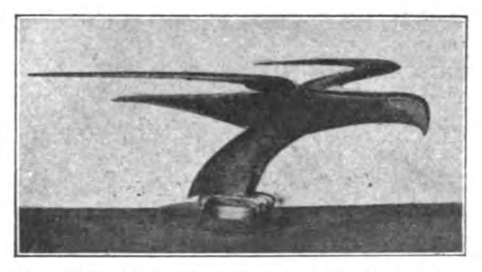
4. Preis
Motto: Audirenner. Künstler: W. E. Schade, Wilmersdorf



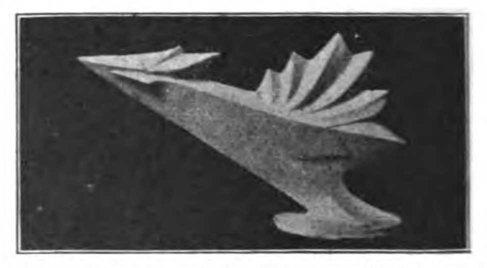
3. Preis
Motto: Windkopf. Künstler: K. H. Schmitt, Nürnberg



4. Preis
Motto: Sieger. Künstler: W. Andreas, Leipzig



4. Preis. Motto: Stoßender Falke. Künstler: W. Schlaper, Starnberg



3. Preis. Motto: Marke I. Künstler: W. Andreas und F. Krösche, Leipzig

Preisgekrönte Entwürfe aus einem Wettbewerb der Audiwerke in Zwickau zur Erlangung eines Wahrzeichens für ihre Personenkraftwagen

auch ein neues Gesellschaftskleid zum Entzücken der Zuschauer „kreiert".

⌘ ⌘ ⌘

Bruno Héroux hat ein Jubiläum gefeiert. Er blickt auf 500 graphische Werke zurück und hat sein Opus 501 geschaffen, sein Selbstbildnis im Spiegel, ein schweres Unterfangen, wie er schreibt: schwerer noch schier als Selbsterkenntnis. Zum Ruhm des Meisters ist bei Richard Bong in Berlin ein Katalog der Hérouxschen Schöpfungen erschienen. Dr. Egbert Delpy hat den einleitenden Text dazu geschrieben; Arthur Liebsch hat das Verzeichnis der Werke neubearbeitet, leider nicht wissenschaftlich erschöpfend, was zurzeit aus wirtschaftlichen Gründen unmöglich ist, wohl aber eine brauchbare und grundlegende Übersicht über ein reiches und mannigfaltiges Wirken. Die „Monatshefte", die dem Künstler viel verdanken,

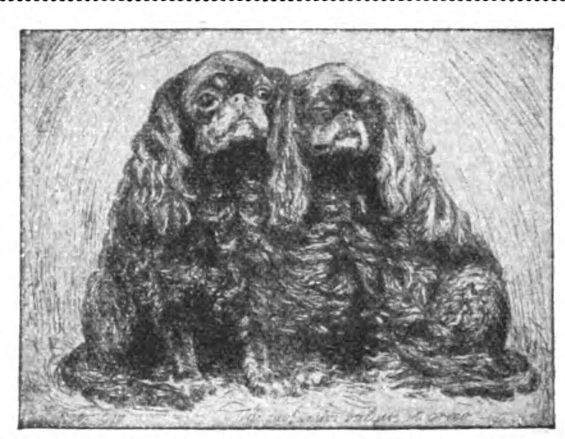
beglückwünschen ihn zu dem starken Aufstieg seines Genius. Die kleine Radierung, die die letzte Seite der Rundschau schmückt, zeigt ihn in einer vielen unbekannten Beleuchtung, nämlich als treffsichern Humoristen.

Mit der Kopie nach Jordaens möchten wir unsre Leser auf einen Maler hinweisen, der die schwierige und entsagungsvolle Kunst des Kopisten unübertrefflich meistert. Es handelt sich um Magnus Mogensen. Von Geburt Däne, hat der Künstler seine Ausbildung in München, im Atelier Lenbachs genossen. Acht Jahre lang gingen alle seine Arbeiten, die Originale wie die Kopien, durch die strenge Kritik des scharfäugigen Meisters, und Mogensen konnte es sich zur Ehre anrechnen, daß Lenbach nicht weniger als 28 Bilder von ihm erwarb. In den letzten Jahren hat Mogensen mit wachsender Liebe kopiert und, einen bereits mit Lenbach besprochenen Plan verfolgend, eine Sammlung zusammengebracht, die Selbstbildnisse aus den bedeutendsten Galerien und von den namhaftesten Künstlern enthält. Es wäre wünschenswert, wenn dieses kleine Museum, das in einer Zeit, wo uns das Reisen erschwert ist, für Kunstfreunde und Studierende höchst wertvoll ist, weiter ausgebaut würde.

Ein weihnachtlicher Orgelton eröffnet das Heft: die „Madonna auf der Wolke“ von Professor Paul Plontke. Schlichtes deutsches Gefühl hat dieses festliche Bild geschaut und geschaffen. Diese Mutter Gottes mitsamt ihrem Knaben und dem Engelvolk, sie hat nichts von der Süßigkeit einer schalgewordenen Überlieferung. Und doch leuchtet aus ihren herben Zügen ein starker Glanz von jener Helligkeit, die das Glück schenkt, von jener Heiligkeit, die ein großes Schicksal verleiht. — Ganz Welt und Wirklichkeit ist das vornehm gemalte Bildnis von dem Russen S. Sorin (zw. S. 340 u. 341). Der Künstler ist von modernen Einflüssen nicht frei geblieben. Er schätzt die Linie und ist sehr deutlich in seinen Konturen. Aber er übertreibt nicht zur Karikatur, sondern hat wahrscheinlich sogar die Neigung, ein wenig zu schmeicheln. — Eine ausgezeichnete Tierbeobachtung von fast erschreckender Wahrheit stellen die lauernden Leoparden von Otto Pilz dar (zw. S. 348 u. 349). Hier ist keine Muskel, die nicht voll Leben wäre. Diese Tiere sind gespannt bis aufs äußerste. — Das bäurische Gegenstück zu Sorins russischer Fürstin verkörpert die Bäuerin von dem Münchner Rudolf Witzel (zw. S. 396 u. 397). Hier zeigt sich auch die derb zupackende Technik, die dort salonmäßig gemildert war. — Ein frisches Augenblicksbild, gemalt in einer sprühenden Technik, gibt die „Ausfahrt“ von Paul Hermann Wallburg (zw. S. 404 u. 405). Über sich selber teilt uns der Künstler mit, daß er erst auf dem Umweg über die Juristerei und die



Neue Theaterkostüme: Lori Leux in einem Gesellschaftskleid (Aufnahme E. Schneider, Berlin)



Vornehme Hunde. Radierung von Prof. Bruno Heroux

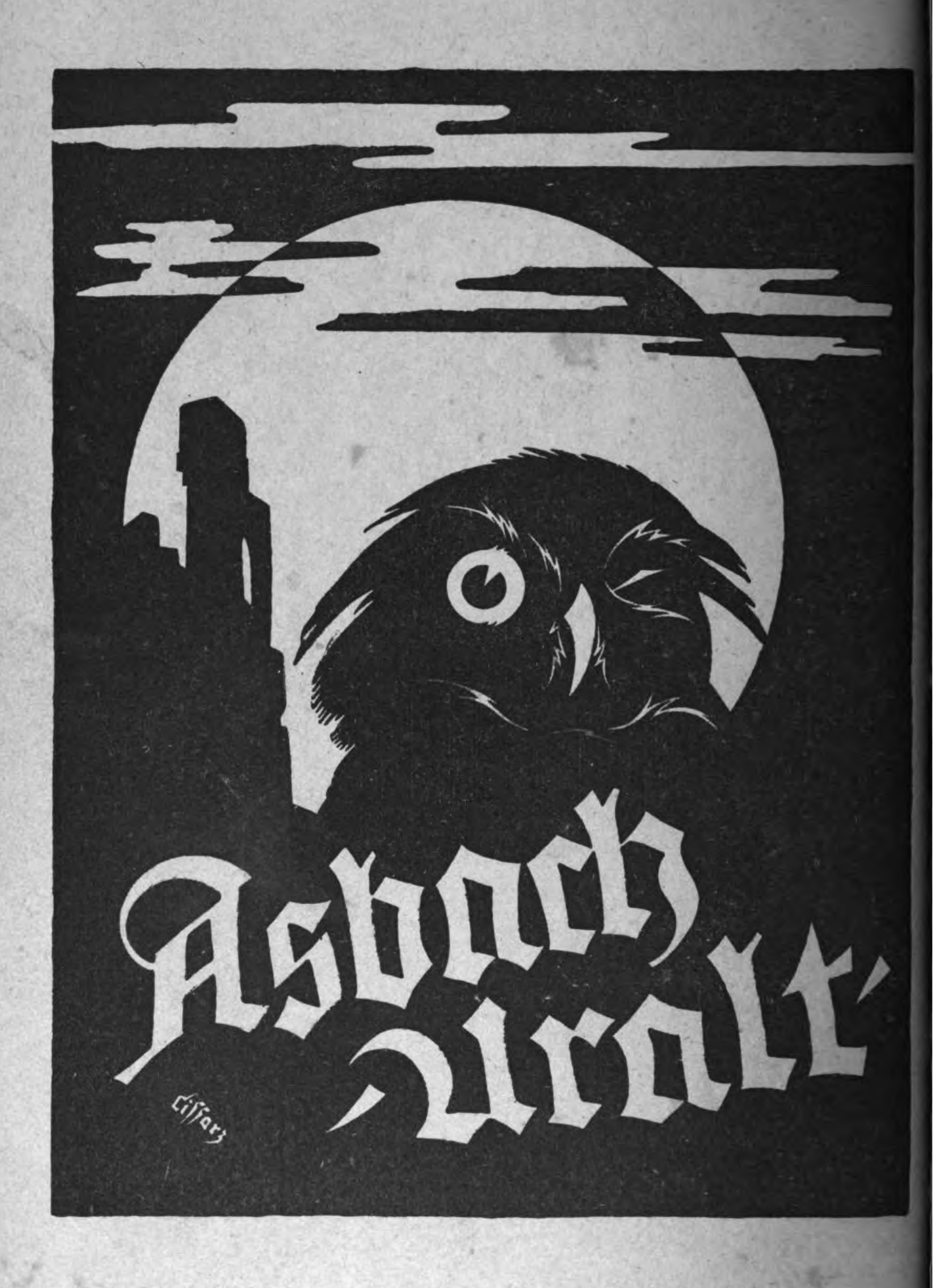
Landwirtschaft zur Kunst gekommen ist: 1909 widmete sich der 1875 in Wien geborene ganz der Malerei. Seine ersten Anleitungen erhielt er von Strützel und Hayek in München. Nach zwei Jahren stellte er sich auf eigene Füße. Er gehört auf Einladung des Professors Baer als Präsidenten der Luitpoldgruppe an. — Mit seinem farbenprächtigen „Kirchenfest" hat sich der evangelische religiöse Maler Ernst Pfannschmidt an einem katholischen Gegenstand versucht und gibt ihn treu, wenn auch ohne den berauschenden Weihrauchduft des feierlichen Hochamts (zw S. 412 u. 413). — Ein treuer Mitarbeiter dieser Hefte, Curt Agthe, hat vor einiger Zeit seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Es ist zu spät für den Glückwunsch, aber nicht zu spät für den Ausdruck herzlicher Freude an seiner Kunst, wie sie etwa auf unserm Bilde (zw. S. 420 u. 421) erfreulich zutage tritt. Agthe ist geborener Berliner. Er hat viel Anerkennung geerntet; u. a. ist er 1913 mit der Großen goldenen Medaille ausgezeichnet worden. Aber er hat über seinem freien Schaffen nie die handwerkliche Grundlage vergessen, ja sie so sorgsam und liebevoll erweitert und gefestigt, daß gleichberechtigt neben dem Maler der Restaurator Agthe steht. — Mit Weihnachten begann das Heft; mit Weihnachten klingt es aus, mit dem lustigen, bunten und doch farbig einheitlich zusammengestimmten „Weihnachtsmarkt" von Josse Goossens (zw. S. 436 u. 437). Und wir denken an die Rast nach dem Getriebe, indem wir wie zu Beginn mit Theodor Storm sprechen: „Alt' und Junge sollen nun Von der Jagd des Lebens einmal ruhn!" P. W.



Selbstbildnis des Malers Jakob Jordaens in den Uffizien in Florenz. Kopie von Magnus Mogensen, Berlin-Schlachtensee

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50


DEUTSCHE PRÄZISIONS-UHRENFABRIK
GLASHÜTTE (Sa.) e.G.m.b.H.
GLASHÜTTE (Sa.) 22
DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR
ORIGINAL GLASHÜTTE
VERKAUFS-
STELLEN AUF
ANFRAGE



Fischer & Wittig in Leipzig.

37. Jahrg. / Januar 1923 / 5. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Januarheft zum Preise von 700 Mark.

Auslandspreis für Holland 1¼ Gulden, für Italien 10 Lire, für die Schweiz 2½ Franken, für die Skandinavischen Länder 2½ Kronen. Nach dem übrigen Ausland zu entsprechenden Auslandspreisen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Januarheftes:

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Ton- und Tiefdruck:

Selbständiges Textbild:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Geschäftliches:





Trabfahren auf dem Eibsee
Temperagemälde von Franz Hienl-Merre
(Sammlung J. v. Gans, Schmölz)



Das Wunderbare

Roman von Jakob Schaffner

Wieder ist es Frühling. Unsichtbare Abgründe des Himmels und des Lebens sind aufgebrochen; sie überschütten uns mit neuen Gestalten, mit Vögeln, Blumen, jungen Tieren, Menschengesichtern, ziehenden Wolken, Wassern, Feuern und Sternen. Die winterliche Stummheit, in der bloß die Stürme sprachen, ist aufgelöst; die Natur hat wieder Stimmen. Ich rede nicht von den Amseln und Nachtigallen; zu viele haben das schon getan. Aber selbst das Fahren der Wagen über die Straßen, das Rollen der Züge durch die Landschaft, das Geschrei der Raben, die jetzt Liebende und Eltern sind — alles hat einen glänzenderen Klang und eine innigere Bedeutung. Alles ist voll Erregung, gespannt, selbst in der Sehnsucht beglückt, weil ja wieder alles möglich und erreichbar scheint. Die Fernen winken. Und was wartet erst hinter den Fernen!

Aber aus den Abgründen bricht auch wie aus Gräbern neue Einsamkeit hervor, und es gibt Menschen, denen durch Menschen nicht mehr zu helfen ist. Nur ein Wunder, das Wunderbare selber kann sie erfassen, und vielleicht über sich selbst hinaus führen. Und dann gibt es noch solche, die selbst für das Wunderbare nicht mehr erreichbar sind. Nie empfinden sie das schärfer, als im Frühling. Es ist, als ob auch das Unglück und die Hoffnungslosigkeit Blüten trieben und die Brust mit einem süß vergiftenden Duft durchdrängen, der Verzweiflung heißt. Denn manchmal ist auch die Verzweiflung ein Labsal, und wenn die Stunde da ist, dann will der Mensch sie mit kühner Leidenschaft. Der Frühling ist also auch die hohe Zeit der Verzweifelten und der Einsamen. Ich will mir darüber Rechenschaft geben, wie ich in diese Gesellschaft geriet, die keine Gesellschaft ist, weil es in ihr keinen Zusammenhang, nur Absonderung gibt, und keine Zukunft, nur Vergangenheit.

⌘ ⌘ ⌘

Einmal hatte ich eine Zeit, in welcher ich mich nach allgemeinen Begriffen glücklich schätzen durfte. Ich besaß alles, was in der Meinung der Leute zur Freude und zum Erfolg notwendig ist, einen leidlich hellen Kopf, Gesundheit, eine gute Erziehung, eine gern gesehene Figur, ein dem Leben zugeneigtes Temperament trotz eines rastlosen Erkenntnisdranges und eines stillen, leidenschaftlichen Ergriffenseins von den jenseitigen Dingen und Fragen. Ich war Doktor der Philosophie und der Theologie, der jüngste aber bei weitem nicht unbeachtetste Privatdozent an meiner Universität, ja, ich galt als die große Hoffnung meiner Fakultäten und hatte einige Publikationen herausgegeben, die bereits zum festen Besitz der Gegenwart gehörten und die dualistische Weltanschauung neu begründeten. Wahrscheinlich hatte ich einen gewissen Vorsprung dadurch, daß ich einer alten, angesehenen Gelehrtendynastie entstamme: die Tribius haben der Welt mehrere große Mathematiker und Theologen und auch einige sehr tüchtige Musiker geschenkt. Ich selbst war ein ernst zu nehmender Klavierspieler, der die ganze einschlägige Literatur beherrschte, aber mein besonderes Feld war Johann Sebastian Bach. Mein Vater war ein weit über Deutsch-

land hinaus bekannter Agronom gewesen, der an der Universität Jena ein Jahrzehnt oder länger unbedingt geherrscht hatte, und zwar im weitesten Sinn, so daß ihm selbst die bodenständige Aristokratie eine gleichberechtigte Stellung einräumte. Durch ihn besaßen wir eine gewisse Zahl von Beziehungen, die meine Mutter, die Tochter eines Regierungsrates aus der gleichen Provinz, klug und vorausblickend weiter gepflegt hatte.

Sie selber war die Frucht einer sehr späten Ehe ihres Vaters mit einem ziemlich jungen Wesen. Ihrerseits hatte sie dann wieder mit siebzehn Jahren in zweiter Ehe den berühmten und bis in sein hohes Alter unerhört rüstigen Greis geheiratet — nicht ganz nach eigener Neigung, wie es scheint, und auch nicht ohne Auftritte gegen die doppelte Tyrannei von zwei alten Autokraten. Die Frucht dieser Ehe war ich; ich bin die einzige geblieben. Meinen Vater verlor ich im Alter von zehn Jahren. Wir waren nicht reich, nicht einmal wohlhabend; mit einem kleinen hinterlassenen Vermögen, mit einigen Beihilfen von öffentlichen Kassen, in die meine Mutter bei ihrer rastlosen Leidenschaft für Vorausſorge uns — zum Teil noch zu Lebzeiten des Vaters und von diesem wacker verspottet — eingekauft hatte, und durch eine scharfäugige Sparsamkeit am Unnötigen und an sich selber war es ihr möglich geworden, mir jeden Spielraum für meine ausgedehnten Studien zu verschaffen. Ich machte noch Examina in der Naturwissenschaft, der Medizin und Chemie, sowie in der Nationalökonomie. Die Jurisprudenz verabscheute ich zu sehr, als daß ich für sie besondere Aufwendungen machte. Darüber hinaus hielt meine Mutter unerbittlich darauf, daß ich wenigstens soviel Sport und andere Liebhabereien betrieb, um gesellschaftlich mit meinesgleichen Schritt halten und meine Stellung behaupten zu können; als erlebnislustige Natur, die ich war, und als offenes Gemüt fiel das mit meinen eigenen Neigungen zusammen. Ich habe mich so von jung auf daran gewöhnt, in größeren Verhältnissen anderer Leute zu verkehren — bekanntlich das beste Mittel, um seine eigenen vorzubereiten.

Dies alles schien mir indessen doch bloß mittelbar von Wichtigkeit. Ich war jung und genußfreudig, aber ich hatte auch schon tief genug in die höheren Zusammenhänge geblickt, um zu wissen, daß dies nicht die letzten Werte waren. Von meiner frühesten Jugend auf begleitete mich eine stetige Sehnsucht nach dem Außerordentlichen, ein Hunger nach dem Wunderbaren im Leben, wovon ich überzeugt war, daß es vorhanden sei, und daß ich ihm einmal in irgendeiner Form oder Gestalt begegnen werde! Ihm galten im Grunde alle meine Vorbereitungen. Mein Denken, Arbeiten und Planen — Fassung sollte es sein für die Aufnahme des Mirakels, wenn es erschien. Worin es bestehen sollte, das wußte ich nicht. Ich wußte bloß, daß ich so lange nichts war, als eine Möglichkeit, eine Form ohne Inhalt, ein Haus ohne Einwohner, bis dies geahnte und manchmal, in einsamen Nächten, bis zu Tränen ersehnte Gleichnislose bei mir eingekehrt war.

Aber seit dem vergangenen Winter glaubte ich es zu besitzen, oder ich hoffte doch auf dem Weg dazu zu sein. Ich liebte ein schönes, stolzes, reiches und geistig hochstehendes Mädchen aus einem altadligen Haus. Zweifellos verdankte ich sie mit den Beziehungen, die meine Mutter seit dem Tode des Vaters weiter gepflegt hatte; sie würde so mit mir auf ein Ziel von langer Hand her in liebevollem Ehrgeiz und manchmal in scharfer Berechnung hingearbeitet haben, ohne den Abgrund zu sehen, oder sich von ihm stören zu lassen, der zwischen unsern Auffassungen über mein Leben und meine Zukunft klaffte. Sie wünschte mir den Erfolg, ich aber suchte auf taghellen und auf nachtwandlerischen Wegen immer jenes Eine, Unaussprechliche, Nichtberechenbare. In Hilde von Oppen schien mir eine Möglichkeit davon, ein kühner, flugfaßbarer Schimmer enthalten zu sein. Schon der Gedanke, sie zu besitzen, war mir eine Erschütterung. Ihr Hochsinn, ihr Geist, ihre kühle Schlankheit, ihre weltgültige Eleganz, dazu ihre scheuen, wortkargen Beziehungen zu Kunst, Dichtung und Musik, ihre stumme Überlegenheit vor den höchsten Offenbarungen der Menschenseele — dies alles erfüllte mich immer wieder mit einem ergriffenen Glücksgefühl. Aber diesem Glücksgefühl, das muß ich gleich ebenfalls festlegen, war von allem Anfang eine Unruhe, irgendein schweifender Zweifel, oft auch ein still nagender Unglaube beigemischt. Nun, das durfte ich mir zugeben: ich kannte noch unendlich wenig von meiner Braut. Die Welten, die hinter ihr lagen, ohne sich auszusprechen, konnten ebensogut bevölkerte Unendlichkeiten, als leere Prunkräume sein. Ich wußte gar nicht, was sie unter ihrem oft blendenden Geist, unter ihrer spöttischen Schlagfertigkeit und ihrer Abneigung gegen theoretische Gespräche in letzter Linie verbarg. Aber ich greife vor.

⌘ ⌘ ⌘

Es war in dem heißen Sommer vor sechs Jahren. Ursprünglich hatten wir ins Gebirge gehen wollen, uns dann aber für die See entschieden, zumal da bei meiner Mutter

das Herz nicht ganz in Ordnung war. Ich drang deshalb auf Nauheim, aber sie lehnte es mit dem spöttischen Ton und der kurzen, ein bißchen schroffen Handbewegung, die sie immer hatte, wenn ihr Wohl in Frage kam, entschieden ab, als „altes Weib sich jungen Menschen hinten anzuhängen"; als ich aber erklärte, sehr gern selber nach Nauheim zu gehen, da ich Oberhessen ohnehin liebte, streifte sie mich mit einem so zwielichten Blick und sagte:

„Du betrachtest mich offenbar schon als abgetakelte Fregatte, da du so viel um mein Herz herum deutest, oder gar als eine halbe Leiche. Steht es so mit mir, dann wollen wir allerdings nach Nauheim gehen, denn du brauchst mich noch eine Zeitlang. Sonst schlage ich Heiligendamm vor, wo große Welt hinkommt."

Wollte ich sie nicht wirklich beunruhigen und unglücklich machen, so mußte ich ihr nachgeben. Ohnehin handelte es sich bei der Herzstörung um keine gefährliche Sache. Sie hatte sich in den letzten Jahren etwas überarbeitet oder noch mehr übersorgt. Sie war eine von den hochsinnigen Seelen, die sich in jede Obliegenheit mit ganzer Leidenschaft hinein werfen, in alles ihren vollen Ehrgeiz setzen und sich daher leicht frühzeitig aufbrauchen, wenn es nicht vorher gelingt, sie in so fertige Verhältnisse zu setzen, daß sie darin nichts mehr finden, woran sie sich reiben können. Zudem wachte sie eifersüchtig darüber, „immer noch präsentabel zu sein und ihrem Sohn keine Unehre zu machen"; wenn solche Redensarten auch scherzhaft klangen, so wußte ich doch zur Genüge, welcher protestantische Ernst dahinter steckte, und mit wie vielen Seiten ihres Wesens sie sich für mich verantwortlich fühlte.

„Du könntest dein Stübchen mit Heiratsanträgen tapezieren," spottete ich wohl auf solche Reden hin, „wenn du nicht so rechtwinkelige strenge Linien im Gesicht aufzögest, sobald ein Mannsbild um den Weg ist!"

Worauf sie unter Umständen mit jugendlichem Erröten aber nicht ohne Laune erwiderte: „Wenn sie alle so vorlaut wären, wie du, so müßte ich zu einer einzigen endlosen Linie erstarren. Ist es erhört, daß ein Sohn seiner Mutter solche Komplimente macht!"

„Man sagt, der Krieg gegen die Vergänglichkeit des Schönen, den du ja aus reinem Vergnügen und zur Unterhaltung betreibst, sei ein spezifisch weiblicher Zug; in diesem Falle wärst du die weiblichste Natur, die mir vorgekommen ist."

„Und wieviel fehlt daran," seufzte sie mit komischem Ernst, „daß ich dir die Schmeichelei zurückgeben kann! Zwar unmännlich bist du nicht, aber schrecklich jungenhaft. Wann willst du endlich ernst und reif werden, Doktor zweier Fakultäten?" —

Wir gingen nach Heiligendamm. Da die Kronprinzessin dort abzusteigen pflegte, so wachte meine Mutter noch strenger über meine Bügelfalten als sonst.

„Die hohe Frau ist schon unter der Haube," ermahnte ich.

„Aber du nicht unter dem Pantoffel!" versetzte sie schlagfertig.

„Ein bißchen," sagte ich und küßte ihr die Hand, was sie immer gut aufnahm.

In Heiligendamm hatten wir zwei Zimmer im Hotel Scherpeltz belegt, das meine sah nach der See hinaus, das ihre nach dem Wald. Sie war nicht dazu zu bewegen, das bessere zu nehmen, und wurde ernsthaft, als ich das ungehörig fand.

„Es wäre endlich Zeit, daß du gehorchen lerntest," bemerkte sie kurz und ging zur Tagesordnung über.

Vor allem ließ sie sich das Fremdenbuch geben; das interessierte sie noch mehr als der wunderbare Wald und selbst der großartige Blick auf die See. Die strömte da im leichten West lebendig vorbei wie ein farbiger Guß aus drei zauberischen Riesentintenflaschen. Mit freudigem Blitzen brandete ein stahlblauer Streifen an dem abstürzenden Saum von Getreidefeldern entlang. Dann lag wie ein Glasfluß oder ein Edelsteinschacht eine geschmolzene grüne Eisbahn leuchtend langhin, und an ihren Wänden spielte silbern die Sonne in ihre Grundgeheimnisse hinab. Auf der violetten ersten Ferne, einem schon dunkler gedeckten Strom, glitt ein Segler still und einsam dahin; sein weißes Leinendreieck überschnitt sich feierlich mit der fernen Horizontlinie. Meine alte Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen rannte mich wieder an. Ach, manchmal überlegte ich in aller Gelehrsamkeit, ob ich nicht meiner Mutter noch auf ein paar Jahre durchbrennen sollte, um Abenteuer in der weiten Welt zu suchen — als Trapper, als Goldsucher —; aber immer wieder sagte ich mir, daß ich die Erfüllung meiner Traumwünsche nicht außer mir, sondern nur in mir selber finden müsse, und versah mich mit einem frischen Vorrat von Geduld.

Als ich hinunter kam, war meine Mutter schon dort und hatte auch bereits ein Gespräch mit dem Oberkellner gehabt, das für sie sehr aufschlußreich gewesen zu sein schien.

„Man ißt hier an der Table d'hote," teilte sie mir mit. „Das ist auch viel interessanter als an Einzeltischen."

„Ich kann das nicht finden," maulte ich

etwas enttäuscht, obwohl sie mir mit der letzten Bemerkung hatte zuvorkommen wollen. „Ich weiß sogar nichts Langweiligeres, als Abend für Abend mit denselben steifen oder aufgeblasenen Leuten zusammen zu sitzen. Es ist eine Blasphemie auf die Natur, von der man über Tag geschwärmt hat."

„O, wieso?" sagte sie sehr bestimmt, um ihre Ängstlichkeit zu verbergen, sie vertrug nichts schlechter, als wenn ich ungehalten wurde. „Du wirst neben der Freiin von Raden sitzen und ich neben dem Gesandten, ihrem Vater."

„Na, und?" fragte ich halb verdrießlich und halb lachend.

Auch sie mußte lachen, und damit war der Streitfall wieder ausgeglichen. Wir gingen durch den herrlichen Wald voller hundertjähriger Buchen und Eichen nach dem Strand, dessen berühmte Aufbauten in vornehmem Weiß durch die grünen Bäume schimmerten. Vor dem Kurhause spielte die Kapelle, viel feudales Volk saß herum und trank Kaffee oder Tee. Der ganze mecklenburgische Adel schien sich da versammelt zu haben. Meine Mutter konnte mir mitteilen, daß der Großherzog auch hier sei, und gleich darauf sahen wir ihn mit der Kronprinzessin und mit anderer gekrönter Menschheit plaudernd zusammensitzen. Die hohe Frau sah frisch aus, und ihre natürliche Anmut kam in der freien Luft noch viel mehr zur Geltung, als in den abgeschlossenen Räumen ihrer Berliner und Potsdamer Herrlichkeit und in den Berliner Konzertsälen. In ehrfurchtsvollem Kreis umsaßen sie die adligen Damen ihres Hofes, und die anderen, die gern dazu gehört hätten. Ich habe mich immer über die zur Schau getragene paralysierte Steifheit gewundert, die bei solchen Gelegenheiten beobachtet wurde, und verstehe noch heute nicht, warum das hübsche, freimütige Beispiel der hohen Frau nicht mehr Schule machte.

Von dem mecklenburgischen Adel waren einige typische Vertreter da, große, blonde, etwas schwere Männer von germanischer Schönheit, die aber leicht einen weichlichen Charakter hatte und im allgemeinen nicht viel Nerv besaß, auch wenig von dem, was man so „Schmiß" nennt; Mecklenburg schien mir immer unter den deutschen Bundesstaaten das Land, das am wenigsten mit Genialität geplagt und mit geistigen Voraussetzungen geschlagen ist. Neben den Uniformen der Männer zeigten auch die Toiletten der Damen eine gewisse Gleichförmigkeit. Alles war gut und echt, aber man sah selten eine wirkliche Eleganz, und ganz unauffindbar schien mir zunächst jene freie Improvisation, die den größten Reiz einer gutgekleideten Frau ausmacht. Alles erweckte den Eindruck von absichtlicher Vorjährigkeit oder betontem Puritanismus wie bei Leuten, die es nicht nötig haben, mit der Mode auf der vordersten Linie zu gehen, und denen die hohe Geburt genug Modernität ist. Ich sage das nicht, um mich irgendwie zu mokieren, wovon ich gerade heute weit entfernt bin. Aber ich war einmal ein Augentier und eine neuigkeits- und welthungrige Seele. Vor allem war meine Geistesverfassung damals das Gegenteil von Puritanismus, und ich bedauerte immer wieder, daß die gezwungene Etikette die deutsche Aristokratie daran verhinderte, ihre manchmal sehr beträchtlichen Reize nach weltläufigem Brauch in der Öffentlichkeit zur Geltung zu bringen, anstatt dies Erlebnis bloß ihren abgeschlossenen Zirkeln vorzubehalten. Noch heute als resignierter Mensch fehlt mir immer etwas und macht es mich ein bißchen unglücklich, auf der Straße einer guten Frauenfigur in dem unterstrichen nüchternen und uniformen Jackenkleid, mit dem runden Hut und den langen Schuhen zu begegnen, mag die Mode vorschreiben, was sie will. Es drückt sich in dieser Absonderung eine gewisse Selbstgerechtigkeit aus, wenigstens macht es nach außen den Eindruck.

Aber ich will nicht hiervon reden und ich führe es nur an, um zu erklären, warum mir eine junge Adlige aus allen andern Figuren auf den ersten Blick auffiel. Sie wurde gerade von einem alten Herrn der Kronprinzessin zugeführt, um vorgestellt zu werden. Was dabei gesprochen wurde, konnte ich nicht hören, aber ich sah an dem schönen, hochgewachsenen Menschenkind eine Haltung von weltläufiger Freiheit, eine so natürlich ungezwungene Bewegung und ein so geistreiches Spiel der Mienen und Blicke, als sie nun ihren Knicks machte und auf die Anrede rasch und freimütig antwortete, während ein prickelnder Feuerkreis kritischer Blicke sie beinahe lautlos — die Unterhaltung war plötzlich an fast allen Tischen der Umgebung verstummt — und keineswegs übertrieben wohlwollend umbrandete — wohlwollende Blicke hatten nur die Herren für sie: ich sage, ich bemerkte dies alles und war sofort gefesselt. Das war eine Gestalt wie aus Ostende oder Nizza, die alle Selbstverständlichkeiten der großen Welt begleiteten und die dabei ihre volle ungebrochene Natur und die Selbstherrlichkeit ihres Geistes behalten hatte — sogar ihren Mutterwitz, wie es schien, denn schon lachte die Kronprinzessin hell auf. Ein Wort gab das andere und mit einer Handbewegung lud sie das Welt-

kind ein, neben ihr Platz zu nehmen; sie hatte also Geschmack an ihr gefunden. Als ein gelindes Aufsehen ging dieser Erfolg durch den Kreis um sie herum; aber zu gut erzogen, um noch länger hinzugaffen, nahm man überall die Unterhaltung wieder auf.

Auch wir gingen weiter. Ich hatte das Gefühl, einem spannenden und schönen Auftritt beigewohnt zu haben. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber die ganze Natur schien mir plötzlich bedeutungsvoller und beseelter. Der Waldweg dicht über der Küste mit dem steilen Absturz kam mir vor, wie eine Partie aus dem Paradies. Selbst meine Mutter war nachdenklich und weicher als sonst. Den Dampfer, der fern auf der Horizontlinie ganz hoch Warnemünde zuzog, begrüßte meine Seele wie einen Boten aus der Welt der Geheimnisse und Wunder, aus der er mit seiner fröhlichen Rauchfahne soeben aufgetaucht war. Meine Mutter hatte wohl recht, wenn sie mich noch einen Knaben nannte, aber ich glaubte, ich hätte auch das Recht, noch einer zu sein, ja, meine Glücksaussicht hinge davon ab und meine Hoffnung auf ein freudiges Mannestum und ein schönes Alter. Links hinter der Rauchfahne stand der leidenschaftlich erglühte Sonnenball in halber Höhe. Der Strand von Brunshaupten und Arendsee grüßte lachend herüber und von der andern Seite ernster die Küste von Nienhagen und der Leuchtturm von Warnemünde. Über mir rauschte der alte Wald. Ich stand mitten in einer vollkommenen Schönheit darin und hätte sagen mögen, daß ich mein Leben auf einem Höhepunkt fühle. Eine solche Wirkung kann das Auftreten eines ganzen Menschen ausüben.

Plötzlich blieb ich stehen und sah mit einem mir selber unerklärlichen Übermut meine Mutter an.

„Soll ich es darauf anlegen, mir das schöne Menschenkind von vorhin als Braut zu erobern?“ fragte ich lächelnd.

Sie betrachtete mich beinahe erschreckt und unruhig forschend.

„Ach, wenn du nicht ein so leichtsinniges Gewächs wärst!“ erwiderte sie langsam und seufzend. „Wie oft hast du dein Glück schon vorbei gelassen, ohne danach zu greifen. — Du,“ warnte sie noch, „zum Spielen ist aber eine solche Sache zu ernst und zu gefährlich.“

„Du sagst, mein Glück, Mutter. Aber mein Glück ist mir bisher noch gar nicht begegnet, sonst hätte ich schon zugegriffen. Und auch das dort —“ ich machte eine Kopfbewegung nach den weißen Palästen —: „Scherz beiseite, Mutter, die sind eine Welt und wir sind eine Welt. — Man muß auch nicht alles haben wollen,“ setzte ich noch vorbeugend hinzu, denn ich kannte sie. „Man ist ja kein Kind, das nach dem Mond greift.“

„Ach,“ entgegnete sie seltsam ernsthaft: „Was an mir liegt, so werde ich dir jeden Weg ebnen, der zu einer guten Aussicht führt. Wir sind nicht so arm und namenlos, daß wir gleich die Flinte ins Korn werfen müßten, weil kein ‚von‘ vor unserem Namen steht. Eine Gelehrtendynastie von unserm Ruf ist auch ein Stand.“

Das sagte sie so bedenklich und erwägend, daß ich lachen mußte.

„Mutter, du bist eine entzückende Person!“ erklärte ich. „Aber du bist noch ein viel größerer Kindskopf, als ich. Soll ich hier in Mecklenburg einmal jodeln?“

Das hatte ich in der Schweiz nicht schlecht gelernt, aber sie schmollte jetzt.

„Ich finde, du fängst an, deiner Mutter respektlos zu begegnen,“ beklagte sie sich. „Hier, küsse mir die Hand und beuge dich vor Erfahrungen, die du nicht hast.“

⌘ ⌘ ⌘

Wir saßen an der Abendtafel nicht neben dem Gesandten von Raden und seiner Tochter, sondern neben dem General von Oppen mit Tochter und Frau. Die Tochter war niemand anderes als die heutige schöne Gegenspielerin der Kronprinzessin. Ich brauchte nicht zu fragen, wer dies Wunder bewirkt habe. Dem Blick, den ich meiner Mutter zuwarf, wich sie aber aus.

Die Vorstellung verlief konventionell und erfolglos. Ich war im Grund verstimmt und konnte mich nicht dazu überwinden, unter Benutzung meiner Schrittmacherin nun meinen Vorteil auszunutzen und eine Unterhaltung zu beginnen. Auch meine Mutter war verschüchtert, gab auf die Höflichkeitsanreden des Generals nur ein paar knappe, flüchtige Antworten und sah immer wieder ängstlich zu mir herüber, so daß sie anfing, mir leid zu tun, aber ich kam nicht darüber hinweg, daß da ein bißchen gekuppelt worden sei, und was das Beunruhigendste war: bei allem Gram über das verdorbene Erlebnis liebte ich sie nur stärker, denn sie kam mir ungleich wertvoller und lebendiger vor, als die ganze standesgemäße, wohlsituierte Familie, um die sie sich so bemüht hatte. Von nahem gesehen und im Umgang mit ihren Eltern und den paar Badebekanntschaften von gleichem Schlag blieb das Fräulein auch weit hinter dem wunderbaren Eindruck zurück, den es heute nachmittag im freien Sonnenlicht gemacht hatte, und ich ärgerte mich über meine eigene Enttäuschung. Ihre Stimme schien mir kalt und ihr Wesen abgeschliffen, und hätte ich mich überhaupt

dazu bringen können, mich in das Gespräch zu mischen, so würde es wohl einen kleinen Eklat gegeben haben, da ich mich durch sie gereizt fühlte. Ich war froh, als dies zeremonielle Nachtessen vorbei war. Traurig Domino spielend, das meine Mutter liebte, saßen wir noch eine Stunde beisammen und trennten uns kleinlaut zu früher Zeit. Sie sagte mir, sie sei müde, und ich war ihr dankbar, daß sie mich allein ließ.

Aber am nächsten Tage war frische Stimmung da. Ein leuchtendes Wolkenbild nach dem andern sahen wir im Lauf des Vormittags hinter dem Küstensaum von Warnemünde herauf ziehen. Es hatte die Nacht ein bißchen geregnet, und die Dörfer gegen Rostock zu schienen zu rauchen. Darein leuchtete wallend und flammend die Sommersonne. Nichts hatte Grenzen. Alles war endlos und unabsehbar, die Ebene, die See, der Himmel. Überall qualmte es auf, nebelte flatternd vorbei, überbrochen von glühenden Klarheiten, die aus der halb verhüllten Höhe von Zeit zu Zeit fast bestürzend hereinfielen, und es war eine solche Bewegung und schaffende Vielheit in der Atmosphäre, daß wir mittags in gehobener Stimmung und leise verwandelt wieder zusammenkamen wie von einem schönen Fest oder von einer Feier, und bevor ich es recht gewahr wurde, war ich in einen lebhaften Austausch mit meiner Nachbarin verflochten; meine Mutter verstrickte indessen den General und die Generalin in ihre Unterhaltung. Wenn es ihr darauf ankam, so konnte sie auch einen Kaiser fesseln. Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben merkte sie nach den ersten Worten, wenn nicht schon aus dem, was der Bayer das „Gschau" nennt, was der betreffende Mensch hören wollte, und gab ihm sein Futter. Diese Leute wollten standesgemäß Gesellschaftschronik hören, und meine Mutter konnte dienen. Gleich fand sich eine Menge beiderseitiger Bekanntschaften in Stadt und Land. Das Generalspaar kannte auch den Namen Tribius, und der General selber war sogar einmal in sehr feudaler Gesellschaft meinem Vater vorgestellt worden und hatte ein paar Worte mit ihm gewechselt. Damit sah sich die Familie im Bilde und wußte, daß sie sich durch den näheren Umgang mit uns nichts vergab. Auch ich war, als ich erst ein paar Gesprächsbrocken von drüben aufgefischt hatte, meinerseits im Bilde. Ich kann nicht mit voller Bestimmtheit sagen, ob noch in einem andern Land der Stand die Menschen so prägt und in Wahrheit tyrannisiert, wie bei uns, so daß sie manchmal nur noch Marionetten zu sein scheinen, die von einer unsichtbaren Hand gezogen und regiert werden. Schon war mir klar, warum dieser schöne, unmittelbare Mensch in jener Gesellschaft sofort ein anderes Gesicht und einen anderen Ton annahm, und ich hatte ihr gestern also unrecht getan. Während wir von Heiligendamm nach den übrigen Ostseebädern und dann nach Holland und der Bretagne kamen — überall hatte sie gut gesehen und gehört und ein treffendes Bild von Land und Leuten mitgenommen — gelangte man drüben mit Heine und seinen „Nordseebildern" zur Literatur.

„Ich bin ein modernes Nomadenkind," sagte das Fräulein eben lachend. „Seit mein Vater nichts mehr zu tun hat, zieht er in der Welt herum, und meine Mutter und ich ziehen mit. Aber wenn das weiterhin so auf five o'clock-Tees und Kurhauskonzerte abgesehen ist, so separiere ich mich und strolche auf eigene Faust umher. In der ganzen Welt überall dieselben Gesichter zu sehen und dieselben dummen Redensarten zu hören, ist auf die Dauer kein Vergnügen."

„O, wenn Sie das im Sinn haben," fiel ich ebenfalls lachend ein, „dann nehmen Sie mich doch mit. In den Wissenschaften sieht es nachgerade auch nicht viel besser aus, als in den Vergnügungsprogrammen der Bäder."

„Nehmen Sie mich mit," versetzte sie übermütig, „ich bin ein schutzloses, schwaches Weib!"

„Es ist gut. Wann soll's losgehen? Heute noch? Ich verspreche Ihnen eine Entführung mit Zimbeln und Pauken."

„Ich habe noch keinen so gefährlichen Gelehrten getroffen. Ein Pessimist sind Sie jedenfalls nicht. Verfahren Sie mit allen Dingen so kurz?"

„Nur mit denen, die mich reizen."

„Ich gehöre zu den Mädchen, die früh daran gewöhnt wurden, Eindruck zu machen," entgegnete sie nach kurzem Schweigen etwas kühler; dazu errötete sie kaum merkbar. „Sie würden es schwer haben, etwas Neues zu bringen, denn ich bin schon das blasierteste und verwöhnteste Geschöpf von meinem Alter, das mir bis jetzt vorgekommen ist."

Da war wieder der Ton in ihrer Stimme, den sie gestern abend ihren Eltern gegenüber gehabt hatte, und ich schloß daraus, daß sie sich in ihrem Leben manchmal langweilte oder gelangweilt wurde und an einem unbestimmten Verdruß laborierte, dem sie nicht zu entrinnen wußte.

„Heine," tönte nun die etwas harte und anspruchsvolle Stimme der Generalin durch den Saal, „ist ein Zyniker und ein vaterlandsloses Subjekt, aber seine ‚Nordseebilder'

sind unsterblich. Wie er das von den Pferden sagt, mit denen er die Wellen vergleicht, das ist großartig. Überhaupt diese Gesänge! Besser hat keiner das Wesen des Meeres dargestellt. Vollends die Christusvision konnte nur aus den Fluten dieser Gewässer auftauchen. Das ist ein wahres Kriterium."

Sie fand viel Zustimmung, die sie mit der Miene einer regierenden Fürstin entgegennahm, aber meine Mutter, an die der Ausspruch eigentlich gerichtet gewesen war, blieb, um mich mit ihren Worten auszudrücken, „bumsstill", wie immer, wenn sie über einen Ausspruch erschrak und keine Möglichkeit sah, mit einer entgegengesetzten Meinung zur Geltung zu kommen. Ich selber hätte mich gegenüber dieser anspruchsvollen Oberflächlichkeit gehütet, mich in Disputationen einzulassen. Aber das Fräulein verkehrte mit der Dame wohl unter andern Voraussetzungen.

„Ich kann das nicht finden, Mutter," erwiderte sie über den Tisch hinweg. „In diesen Nordseebildern ist kein Wort, das nicht gemacht und affektiert wäre. Diese Wellenpferde, was für Vergleiche sind das, wie spielerisch, kleinlich, dazu auch damals gar nicht originell. Vollends die Christusvision ist eine jüdische Blasphemie, ein Literatengeschwätz. Echt an ihm sind für mich nur seine Frechheiten und sein Zynismus. Und vielleicht noch ein paar Zeilen im Rabbi von Bacharach. Aber das Echteste und Verständlichste ist sein Spott über das offizielle Deutschland."

Damit hatte sie einen Brand angesteckt, um den die guten Leute eine Weile zu tanzen hatten. Alles fühlte sich verpflichtet, sich zu empören; die ihr übel wollten, taten es indigniert, die andern lachend. Am indigniertesten war ihre Mutter. Ich wußte jetzt schon eine Menge Bescheid und das Herz wurde mir warm. Der General stand scherzhaft ein wenig seiner Tochter bei, damit sie nicht gleich erschlagen würde, aber ihre Auffassung hatte auch er nicht richtig kapiert; in diesen Fragen war er kaum weniger oberflächlich als seine Gattin, nur vielleicht nicht so anspruchsvoll.

„Ich bedaure immer, daß meine Hilde kein Junge geworden ist," sagte er in seiner langsamen und selbstverständlich gültigen Sprechart. „Das wäre ein Kavallerieoffizier geworden, wie sie heute selten sind. Dein Wohl, Hilde!"

Das Beispiel fand Anklang. Man war froh, den Sturm in einen Scherz auslaufen zu lassen, und einige machten eine Huldigung daraus. Aber Hilde sagte lachend: „An der Eitelkeit der Schöpfungszahnkronen hast du deinen vollen Anteil, Vater. Immer muß man männliche Attribute haben, um als Höhe der Menschheit gelten zu können. Aber ich brauche kein königliches Portepee, um mich zur Geltung zu bringen, was du eigentlich schon bemerkt haben solltest."

„Offen gestanden, darum habe ich mich noch nicht bekümmert," erklärte der General ehrlich mit der fast komischen Sachlichkeit, die er an sich hatte. „Mein Rayon war allerdings extrem männlich."

„Ja, er kannte immer den letzten Rekruten in der entlegensten Garnison seines Korpsbezirks besser, als seine Tochter," bemerkte sie spottend gegen mich. „Haben denn die Männer tatsächlich ihre Beschäftigung, um sich mit ihren wichtigsten Angelegenheiten nicht abgeben zu müssen?"

„Oho! Oho!" tönte es wieder von verschiedenen Seiten.

„Aber Hilde!" rief die Mutter verweisend.

„Also jetzt: Schwadron links schwenkt!" mahnte der General gut gelaunt. „Mit solchen Kerls, wie meine Hilde eine Amazone ist —"

„Eine Brünhilde!" rief jemand dazwischen.

„Eine Amazone ist," verharrte der General pedantisch, „bin ich immer am besten ausgekommen. Genau genommen sind sie der Kern der Kavallerie, ja, der ganzen Armee, und auch Seine Majestät weiß die dollen Nummern wohl zu schätzen."

Und er begann aus seinen Erfahrungen zu erzählen. Hilde aber wurde still, und ich fühlte ihr eine gewisse Bedrücktheit ab, wenn sie sie auch aus Hochsinn nicht merken lassen wollte. Mit einer unausgesprochenen Selbstverständlichkeit blieben wir für den Abend beisammen. Nachher erheiterte sie sich auch wieder. Spät traten wir noch einmal ins Freie, nachdem sie einen leichten blauen Mantel umgenommen hatte. Wir gingen jedoch nicht der See zu, sondern auf der Straße nach Doberan ein wenig landeinwärts.

„Abends rennen sie alle noch einmal programmäßig an den Strand," spottete sie, „um sich dort wieder zu sehen. Ich liebe die Gegensätze. Das Land im Dämmerlicht mit seinen ungewissen Umrissen hat mich immer bezaubert."

Wir gingen in einer wunderbaren Allee von mächtigen Linden, die die Straße bis nach Doberan begleiteten. Einige Vögel zirpten noch. Im Westen lag eine einzige schwimmende Wolkenbank in einem trüben Abendbrand, der schlechtes Wetter ansagte. Über dem Walde stand die kämpfende Scheibe des abnehmenden Mondes. Ein bewaldeter Wellenzug von leichten Hügeln schwang sich

mehr ahnungsvoll als greifbar drüben durch die stumme Ebene. Von Warnemünde her flammte bereits das Blinkfeuer des Leuchtturmes auf, gleich darauf brach in größerer Nähe der Lichtkegel der Rettungsstation Arendsee durch die frühe Nacht. Es begann leise zu regnen, was man in manchen Gegenden fisseln nennt, und wir kehrten um. Plötzlich blieben wir wie gebannt stehen. Rechts hinter einer Walddichtung erhob sich eine Erscheinung, die ich mir zuerst durchaus nicht zu erklären vermochte, ein bleich-silberner hoher Schemen von webendem Schimmer wie ein Feenschloß, eine Burg aus erstarrtem Mondlicht mit Zinnen und Mauern, vor denen sich die Bäume zusammenstellten wie eine dunkle Riesenwacht. Gebannt standen und schauten wir.

„Das sind doch — die Gebäude von Heiligendamm —!“ sagte ich endlich wie erwachend. „Ein Mondwunder im leichten Regen: jetzt kenne ich mich wieder aus —!“

„Sie wußten zuerst nicht, was das ist?“ fragte sie.

„Nein. Ich fühlte mich wie im Märchenland.“

„Sind Sie ein Sonntagskind?“ fragte sie lächelnd.

„Ich glaube beinahe.“

Ziemlich still legten wir den Rest des Weges zum Hotel zurück.

„Kennen Sie das Kloster Doberan?“ fragte sie, ehe wir uns trennten. Ich verneinte. „Wollen wir es morgen zusammen ansehen? Ich war auch noch nicht dort. In einigen Tagen geht's ja mit uns schon wieder weiter und ich habe noch nichts Rechtes erlebt.“

„Das würde nicht manche sagen, die heute der Kronprinzessin vorgestellt worden ist und reussiert hat,“ bemerkte ich.

„Sie haben das gesehen?“

„Nicht eigentlich das, sondern Sie.“ Dann wurde ich vollends kühn. „Ich will Ihnen auch gleich sagen, daß wir nicht zufällig den Platz neben Ihnen bekamen. Ursprünglich sollten wir neben der Familie von Raden sitzen. Aber ich bin genau so erlebnishungrig, wie Sie. — Darf ich Sie jetzt noch nach Doberan begleiten?“

„Das wird sich morgen finden.“

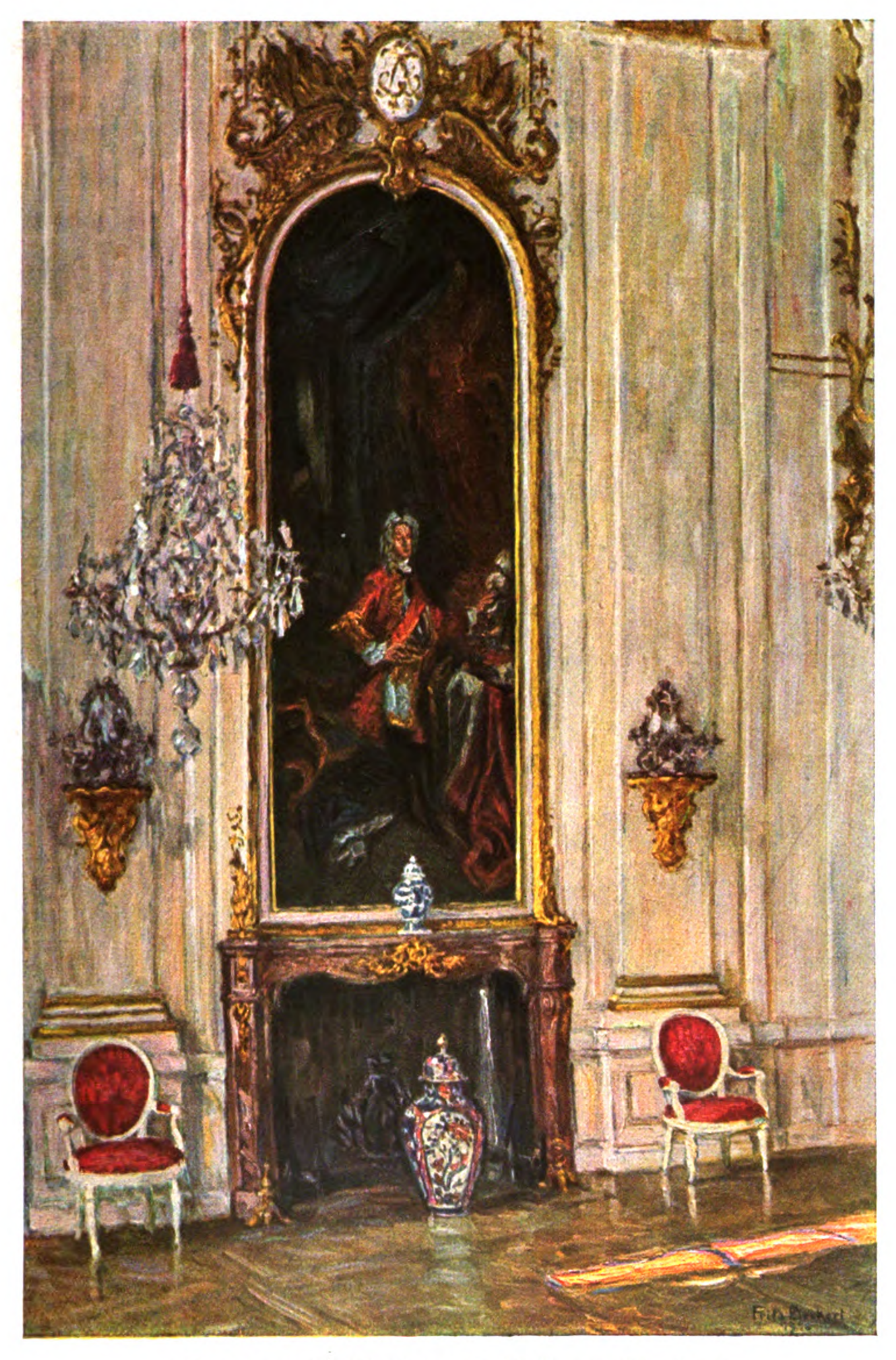
Vielleicht errötete sie wieder, wenigstens ließ es mich ihr flüchtender Ton vermuten. Wir waren jetzt vor dem Hotel wieder angelangt und sie trat ein. Gleich wurde sie von ihrer Mutter beschlagnahmt, da die Exzellenz und einige junge Herren nach ihr gefragt hätten. Mich beliebte sie für diesmal zu übersehen.

„Dann gute Nacht!“ nickte mir Hilde noch lächelnd zu und verschwand mit der würdigen Dame im Innern des Hotels.

Nachher nahm mich meine Mutter mit wachsamem Blick und anteilnehmend aber still in Empfang. In der Folge sprachen wir über alles mögliche, nur nicht über Hilde von Oppen.

⌘ ⌘ ⌘

Erobert habe ich sie mir durch die Musik. Hilde war musikalisch, ohne ausübend zu sein. Das Klavierspiel hatte sie, wie alle Töchter der höhern Stände, gelernt, aber an ihrem fünfzehnten Geburtstag, als sie vorspielen sollte, weigerte sie sich zur großen Überraschung der Familie und seither rührte sie keine Taste mehr an. Der älteren Musik um Bach herum stand sie fern. Bei der neueren ging sie von Mozart begonnen über Wagner und Brahms wenig hinaus. Eine ungewöhnliche Eindrucksfähigkeit war ihr angeboren für Beethoven, obwohl sie gerade über ihn am wenigsten sprach und sich nicht einmal besondere Gemütsbewegungen anmerken ließ, während ihre ganze Umgebung, von der ich nun auch ein festes Mitglied geworden war, sich vielleicht in Ausbrüchen einer nicht immer angenehmen Begeisterung erging. Da sie es gern zu sehen schien, setzte ich mich selber ein paarmal ans Klavier, aber diese wortreiche und laute Art, zu bewundern, vertrieb mich immer wieder, und Hilde schien es zu verstehen. Schon durch diese unausgesprochene Einmütigkeit stellte sich ein Einklang zwischen uns her, der uns einander vielleicht schneller und selbstverständlicher nahe brachte, als es viele gemeinsame Unternehmungen und weitläufige Aussprachen vermocht hätten. Die Familie zog den Aufenthalt in Heiligendamm noch ein bißchen länger hin, als Hilde vorausgesagt hatte; dann reiste man nach Schottland. Wir blieben in schriftlicher Verbindung. Nachher verkehrten wir persönlich in Berlin, wo ich dozierte und wo die Oppens in der Tiergartenstraße ihre Villa besaßen. Aber im spätern Winter sah ich mich wieder auf den brieflichen Verkehr verwiesen, da ich in Bonn mit dem Nachlaß meines verehrten Lehrers auf etwa zwei Monate hinaus festgelegt wurde. Was uns in dieser ganzen Zeit miteinander verband, war vielmehr jenes Nicht-Ausgesprochene, hinter der Schwelle des Alltäglichen und selbst des Unalltäglichen Zurückgehaltene, als irgendeine Art von Erklärung oder gar Selbsterklärung. Ein tiefergehendes Gespräch war zwischen uns überhaupt noch nicht vorgefallen, als ich zum Angriff vorging, dagegen verstand sie, zuzuhören, wenn mich einmal der Schwung der jungen Begeisterung über die konventionellen Grenzen hinaus führte. Sie fragte auch gut und richtig, und daran



Aus dem Festsaal im Schlosse zu Ansbach
(Kaminwand mit dem Bildnis des Markgrafen Wilhelm Friedrich von Joh. Carl Liebhard)
Gemälde von Prof. Fritz Beckert

fühlte ich zur Genüge ihren persönlichen Anteil und ihren geistigen Pegelstand.

Eines Abends hatte ich das Glück, sie allein zu Hause zu treffen. Ihre Eltern waren zur königlichen Oper gefahren, um zu sehen und sich sehen zu lassen, aber da es Lohengrin gab, verzichtete Hilde für ihren Teil. Ich weiß nicht, ob sie meinen Besuch voraussah, jedenfalls fand ich sie in einer bereitwilligen und herzlich warmen Stimmung, wenn sie auch keine Worte damit machte. Sie ließ Tee kommen, und wir setzten uns in die behagliche Ecke beim Kamin und bei der großen Standlampe, aber sie rückte diese weg und stellte eine kleinere Lampe auf den Tisch, die ein stilles, gedämpftes Licht verbreitete. Zuerst sprachen wir noch ein bißchen über den Lohengrin, über dessen Theatralik im schlechten Sinn wir uns schnell verstanden, wenn ich auch manches Musikalische daran retten wollte und vor allem die dualistische Grundstimmung des ganzen Wurfes, seine philosophische Geometrie sozusagen warm verteidigte. Auch seinen Pessimismus nahm ich in Schutz und die Erlösungstendenz an sich, und lächelnd sagte endlich Hilde: „Ich hätte nicht erwartet, daß ein Pessimist einen so guten und schmackhaften Gebrauch vom Leben macht. Ich vermute, daß Sie sich über Ihre wahre philosophische Grundlage noch gar nicht recht klar sind. Ihre Theorie ist anders, als Ihre Praxis, an die ich mich vorläufig weiterhalten will."

Im Anschluß an diese Bemerkung hatten wir das erste gründlichere Gespräch. Ich bestritt mit philosophischem Scharfsinn die Möglichkeit, daß überhaupt bei einem Wesen Theorie und Praxis auseinanderfallen könnten („besonders bei einem pessimistischen Dualisten von religiöser Färbung, der das Klavier der großen Welt spielt," warf sie spottend ein) und hatte es leicht, zu zeigen, daß alle bedeutenden Pessimisten und Erlösungsdualisten dem Kreis der großen Welt angehört hatten. Schopenhauer hatte die Not niemals am eigenen Leib erfahren, noch weniger Buddha vor seiner Erweckung, und Wagner war ja ein Mann von europäischem Format gewesen. Aber dazu sagte sie nur kurz: „Das ist es ja eben, da klafft bei euch der Widerspruch. Wenn ihr Buddhas Wege gehen wollt, so müßt ihr leben wie Buddha. Im seidenen Schlafrock sieht es nicht gut aus, der Welt Erlösung und Göttlichkeit zu predigen. Entweder ist die Predigt unwahr oder der Schlafrock."

Das ging wieder auf Wagner. Ich sagte, das sei doch aber eine Äußerlichkeit, allein das ließ sie nicht gelten, und ich fühlte, daß sie damit recht hatte.

„Überhaupt," bemerkte sie launig, „machen mir alle diese europäischen Herren Erlöser keinen sehr überzeugenden Eindruck, und die beiden Asiaten, die mit der Sache Ernst machten — nun, Hand aufs Herz: inwiefern ist die Welt durch sie erlöst? Ich wenigstens habe noch nie etwas Dahingehendes an mir wahrgenommen." Das war das unabhängigste Geständnis, das sie mir bis jetzt gemacht hatte, und es erschien mir wie ein blitzender Riß in dem schönen, geordneten Vorhang, der ihr wahres Wesen den Leuten verbarg. Aber sie blieb auch dabei nicht stehen. „Sehen Sie," fuhr sie ein bißchen bewegt fort, indem sie ein neues Buch zur Hand nahm, in welchem sie gegenwärtig las, „hier ist ohne viel religiöse Draperie nach meiner Ansicht für die Menschen und ihre Erkenntnis, ohne die es ja keine Erlösung gibt, um das fatale Wort noch einmal zu brauchen, mehr getan, als in allen Reden Buddhas und Opern Wagners, Schopenhauer und die zwölf Jünger dazugenommen."

„Und deren Meister?" fragte ich, indem ich nach dem Buch griff.

„Ich werde nie alle Ihre Fragen beantworten können," wich sie lächelnd aus.

Das Buch war Sigmund Freuds „Traumdeutung", die damals gerade ihren Siegeslauf durch die Welt angetreten hatte. Ich kannte es wohl und schätzte es, aber den hohen Rang konnte ich ihm nicht einräumen, da es die tiefsten Fragen der Menschheit doch gar nicht zum Gegenstand hatte und darum auch nicht beantworten konnte. Ich sah Hilde fragend an; sie schien meinen Einwand zu erraten.

„Ich bin ein ungelehrtes und nüchternes Menschenkind," sagte sie, „und sehe es gern, wenn ich etwas Brauchbares an die Hand bekomme, womit ich im eigenen Leben arbeiten und mich zurechtfinden kann. Der Umkreis weltbewegender Fragen ist meinem Blick nicht erreichbar, und ich bin manchmal geneigt, ihn als blauen Dunst anzusehen, womit sich manche unterhalten, wie die Kinder mit Seifenblasen. Ich bin ungläubig, rationalistisch, und um nicht zweifelsüchtig sein zu müssen, lasse ich alles dahingestellt sein, was ich nicht unmittelbar anwenden und leben kann."

„Dann passen Sie nur auf, daß ich nicht Sie eines Tages auf Widersprüchen ertappe!" warnte ich.

„Sie werden wohl!" winkte sie mit einer leichten Handbewegung ab. „Wozu braucht's die Warnerei? Oder gehören Sie zu den Leuten, die einen zeitlebens auf die gleiche Auffassung irgendeiner Sache festnageln?"

„Ich werde nie vergessen, daß Sie eine Frau sind," gab ich ihr zu, „und werde mich ebenfalls nur an Ihre Praxis halten."

„Woran Sie gut tun. — Machen Sie mir jetzt etwas Musik."

„Was wollen Sie haben?"

„Ich nehme alles dankbar; es gehört zu meiner Praxis, daß Musik immer irgendwie Improvisation sein soll!"

Zweifellos hatte sie mit dieser Auffassung recht. Die größte und wirkungsvollste Musik ist die, die uns am wenigsten durch ihre Form in Anspruch nimmt, oder besser gesagt die, in welcher die Form vom lebendigen Durchbruch der Mitteilung überwältigt wird, wie die Geliebte vom Liebenden. Ich wählte daher für den Anfang Mozarts Fantasie in C-Dur quasi C-Moll mit der dunklen Triebkraft seiner Themen und der erregten Trauer seiner Melodik, die so unmittelbar aus dem Schweigen der Lebensuntergründe hervorbrechen: die Musik ist ja der stärkste Gegensatz ohnehin zu dem unhörbaren Nichtsein und doppelt wirkungsvoll, weil sie keine Worte hat. Nachher schlug ich Schubert an, der so scheinbar absichtslos durch das Dasein spielt und klingt und dessen träumerischer Kopf so genau wußte, was er wollte, wie Mozarts stürmender Geist. Dann ging ich zu Brahms über, dessen Lieblichkeit und Urfrische oft so schmerzlich an seinen Begrenzungen zerschellen, und der immer lachend und schluchzend wieder ersteht und er selber ist. Für den Schluß hob ich mir Beethoven auf, von dem ich die große Sonate für das Hammerklavier mit dem geheimnisvoll klagenden und sphärenhaft sehnenden Adagio sostenuto spielte, worin die Schwermut einer hohen Seele klingend in sich selber ruht, auf schimmerndem Gewölk der Gläubigkeit lebenssicher und todesgewiß dahinschwebend und endlich mit erdenverklärtem Seufzer entschwebend. Ich hatte das Stück in der letzten Zeit viel geübt und durchdacht und lebte tief darin, so daß ich es heute ziemlich nahe an den Charakter einer Improvisation heranzubringen vermochte, zumal mir die Liebe und die aus unserm Gespräch nachgebliebene Zwiespältigkeit dabei halfen. Durch das Spiel der Themen und Gegenthemen hindurch hörte und fühlte ich die weittragende Bedeutung der Einwände, die Hilde gegen mich und meine Philosophie vorgebracht hatte: sicher, ohne zu wissen, was für gefährliche Ausblicke sie mir damit aufriß. War nun das, was ich mein Denken nannte, nichts als das müßige Spiel eines angenehm lebenden jungen Menschen? Stand wirklich meine Praxis verneinend meiner Theorie gegenüber und war meine Lehre ein verurteilender Einwand gegen meine Lebensführung? Hildes Betrachtungsweise vollends: konnte ich sie nicht als allzu bürgerlich und puritanisch mit gutem Recht lächelnd von mir weisen? Trotzdem: ein Stachel blieb davon in mir haften, den ich gleichzeitig süß und bitter fand, hold und aufreizend, und noch nie hatte ich die Sonate mit dieser heimlich aufgewühlten Leidenschaftlichkeit gespielt.

Als ich fertig war, saß Hilde da mit gesenkten Blicken voll schwerwiegender Nachdenklichkeit und mit der leichten Röte innerlicher Spannung und Bewegung auf den Wangen. Das gedämpfte Licht zeigte mir ein Bild vollkommener Schönheit und dabei gänzlicher Gelöstheit von fast schwermütig schwebender Güte. Etwas Widerstandsunfähiges, Überwundenes lag in ihrer sonst so selbstherrlichen Haltung, dabei ein so gründiger Ernst in aller Weichheit und Hingabe, daß ich überrascht auf dem Fleck haften blieb und wie vor einem Zauberspiel Empfindungen und Gedanken, die herzlich bestürzt auseinanderliefen, neu sammeln mußte. Dann trat ich vollends zu ihr und nahm ihre Hand in die meine. Zum erstenmal wagte ich es und sprach ihr von meiner Liebe. Sie ließ alles geschehen, ohne selber zu sprechen, gab es zu, daß ich vor ihr auf die Knie sank und ihre schönen, langen Hände mit Küssen bedeckte, und schließlich, als sie über allem in solch einer seltsamen Verlassenheit und Ratlosigkeit dasaß, faßte ich mir noch das Herz, die ganze edle, hohe Gestalt in den Arm zu nehmen und sie auf den stolzen, weichen Mund zu küssen. Aber im übrigen blieb sie stumm, und auch, als ihre Eltern nach Hause kamen, verharrte sie in einer verzauberten, fast wehmütigen Schweigsamkeit. Während ich mit den Alten und einer Gesellschaftsdame Whist zu spielen hatte, zog sie sich still zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Nun war es wieder Frühling geworden. Wie ich schon sagte, hatte ich zwei Monate fern von Berlin mit dem wissenschaftlichen Nachlaß meines Lehrers zu tun. Als ich zurückkehrte, war Hilde inzwischen mit ihren Eltern nach Italien gefahren, ohne mich vorher noch einmal zu sehen. Ich meinerseits hatte meine Arbeit nicht durch einen Berliner Besuch unterbrechen wollen, da ich die Ablenkung scheute; auch hatte ich den Ehrgeiz, mit einer fertigen und bedeutenden Leistung dort wieder aufzutreten, und zudem war ich auch gesellschaftlich sehr in Anspruch genommen, konnte über meine freie Zeit gar nicht verfügen, und die Wochen vergingen im Flug. Ein paar Sonntage opferte ich auch

einer unerwarteten Aussicht auf eine Freiburger Professur, die sich durch zweite und dritte Beziehungen eröffnete; bekanntlich ist eine Beziehung um so anspruchsvoller, je weitläufiger sie liegt. — Die Möglichkeit hat sich dann zu einer Zeit erfüllt, als der wunderbare Frühschein des Glückes, unter dem sie auftauchte, längst verschwunden war.

Mit Rücksicht auf all diese trennenden Umstände war aber ein Zusammentreffen am Luganer See verabredet worden. Ich glaube, meine Mutter hatte die Anregung dazu gegeben. Wir hatten es beide stillschweigend jedes mit sich selber abgemacht, daß die Generalsfamilie nicht meine Rückkehr abgewartet hatte — es handelte sich dabei um etwas mehr als eine Woche — ehe sie nach Italien aufbrach, aber schließlich war es ja wirklich die beste Zeit, und die römische Osterwoche, die man sehen wollte, wartete auch nicht. Auch jetzt war nur ein Abstecher nach der Südschweiz geplant, um dann nach der Riviera und nach Monaco überzugehen. Diese neue Abwesenheit von Berlin griff für mich sehr störend in meine Absichten auf den Nachwinter ein und brachte mich auch gegenüber der Universität eigentlich in einen allzu peinlichen Rückstand, aber ich war hungrig nach Hildes Schönheit und ihrem Geist und wie ein jugendlicher Eremit durstig nach Liebe, ja, wenn ich auf die arbeitsreichen letzten Monate zurückblickte, so glaubte ich trotz aller Erfolge und Förderungen nichts erlebt zu haben. Ich kam mir vor wie der Mann, der mit dem Aufwand von viel Leidenschaft endlich ein schönes Pferd erworben hat und es dann im Stall stehen oder auf der Weide streifen läßt, ohne sich weiter damit abzugeben. Wollte ich also keine Entwöhnung eintreten lassen, so mußte ich die Zwangslage anerkennen, doch hatte ich im Sinn, sie nach Kräften für meine Wünsche auszubeuten und als Hochzeiter aus ihr hervorzugehen.

Eigentlich ging die Unternehmung stark über unsere Verhältnisse. Wir waren wohl gewöhnt, im Sommer einen guten Platz aufzusuchen, wo die sogenannte „Welt" hinkam, aber im Winter gingen wir höchstens über die Weihnachtsferien auf acht Tage nach Oberhof oder ins Riesengebirge, wo ich Sport trieb, und da begleitete mich die Mutter nicht einmal immer. Diesmal war obendrein eins der komfortabelsten Häuser als Absteigequartier gewählt worden, weil die Generalsfamilie auch dort wohnte, und um uns nicht als künftige arme Verwandte dort einzuführen, hatte die Mutter darauf bestanden, daß zwar nicht die teuersten, aber doch von den besseren Zimmern genommen wurden. Meinen Spott darüber ertrug sie mit leichter Bekümmerung. „Im Leichtsinn schlägst du jedenfalls deinem Vater nach," beklagte sie sich; „der ging mit Jägerwäsche und Röllchen und brachte sich dennoch zur Geltung. Leider fehlt dir seine Robustheit, und du bist auf andere Methoden verwiesen." — Der Vorwurf des Leichtsinns war nicht unverdient, aber auf andere Weise, als sie es meinte. Im Grunde hatte ich etwas gegen diese Zugeständnisse an Vermögenslage und Stand fremder Leute. Ich sah nicht ein, warum gerade **wir** Konzessionen machen sollten, denen es am schwersten fiel und die sich dadurch im Grund einer Unwahrheit schuldig machten. In jedem andern Fall hätte ich es zur Herausforderung getrieben, aber hier schlug ich für einmal alles in den Wind, um jetzt nur rasch zum Ziel zu kommen, und die richtige Einstellung überließ ich für später der Macht der Tatsachen und dem Leben. Kämpfe — das sah ich voraus — würden ganz von selber noch in genügender Zahl und Nachdrücklichkeit kommen. Jetzt war es Frühling und Zeit, zu lieben, Zeit, Feste zu feiern, die Tage laufen zu lassen wie edle Renner, und die Nächte mit Girlanden und Lampions zu schmücken, um sich nachher keiner Versäumnisse beschuldigen zu müssen. Und soll man der Natur und dem gesunden Geist eines Menschen, wie Hilde, nicht auch etwas zutrauen?

Über meine Mutter wunderte ich mich allerdings manchmal ein bißchen und ich hätte sie mir eigentlich mit einer solchen Aussicht vor Augen freudiger und leichter vorgestellt. Wir hieben über die Schnur, aber sie tat es nicht schließlich lachend wie ich. Ihr Wesen war zu jener Zeit eine einzige leise gespannte Rechnung oder eine im geheimen unablässig rechnende Spannung, wohl gelegentlich wie von einem leuchtenden Regenschauer von einem Lächeln überhuscht, aber ihr Grundton war kein strahlendes Mutterglück oder etwas Ähnliches, sondern Sorge. Dabei schien es mir manchmal, als wäre es nicht einmal die wirtschaftliche Seite der Unternehmung, die sie so dunkel treibend beschäftigte, aber was es eigentlich war, konnte ich nicht erkennen. Sie verbarg sich hinter Sprüche, wie: „Ach, ich kenne die Welt besser, als du. Mit solchen Anschauungen wirst du schließlich nicht weit kommen." Oder: „Wie man sich bettet, so liegt man. Mancher verfehlt seinen Weg, weil er sich in eine falsche Landschaft malen ließ. Mir tut heute jeder Idealist leid." Sie kam nach Hause und erklärte mir streng, der Schneider hätte gesagt, mit einem solchen Anzug könne ich unmöglich nach Lugano gehen; das sei längst

verjährte Mode. Oder ich traf sie tief beunruhigt und wortkarg, weil sie in einem Schaufenster Herrenhemden gesehen hatte, gegen welche sich die meinen nach ihrer Meinung überhaupt nicht mehr unter fortgeschrittenen Menschen blicken lassen konnten. Es ist allerdings wahr, daß ich von meinem Vater eine gewisse Nachlässigkeit geerbt hatte. Für Wäsche und Herrenmoden interessierte ich mich wenig und es gab jedesmal einen gelinden Tanz, wenn ich renovieren sollte. Je älter ich wurde, desto schärfer faßte sie die Sachen daher von vornherein an und neuerlich stellte sie mich gleich in solch ein fatales Licht der Fehlbarkeit und der Prädestination zum sichern Unglück, daß ich schon froh war, wenn ich mir bloß einen neuen Anzug anmessen lassen durfte. Ich konnte also auch nicht sehen, was an ihrer gedrückten Stimmung Taktik war und was unausgesprochene Bangnis für meine Zukunft. Ich muß hier allerdings noch beifügen, daß sie zwar eine großartige Frau war, eine Seele von seltener Tragkraft, unermüdlich, federleicht und stahlhart, luchsäugig und überhörig, wenn es not tat, aber in der unerbittlichen und unausgesetzten Verfolgung ihrer stillen Pläne und im Kampf gegen die Hindernisse und Widrigkeiten des Lebens war ihr Herz ein bißchen angekümmert und dagegen das Gewissen etwas überentwickelt. Sie gehörte mehr durch Übung als durch Geburt zu dem engen, nördlichen Kreis von Frauen, deren Gottheit die Pflicht geworden ist und die sich in die Meinung hineinarbeiten, das Leben sei viel weniger zum Genießen und zur Freude da, als zur Selbstaufopferung und zur Entsagung für andere. An dem Gnadenmoment, in dem ihnen der Wunsch des Herzens und das Gebot der Pflicht in einer gotterweiterten Wunderblume des Glücks aufblühen könnte, leben sie zumeist in strenger Beflissenheit vorbei und so haben sie manchmal ergreifende, aber selten leuchtende Schicksale. Aber ich besitze kein Recht, von solchen Naturen in der dritten Person zu reden; ich liege in demselben Krankenhaus.

Wir kamen mit dem Abendzug an, als die Familie Oppen schon drei Tage am Platze lebte, meine Mutter in dem unerbittlichen Schwarz, von dem sie auch jetzt nicht abging — sie trug es als eine Absage an die weltliche Lust, aber sie hatte zuviel Geschmack und es war zu verlockend, ihre schlanke, immer noch mädchenhafte Figur gut zu kleiden, als daß nicht im Schnitt und im Sitz schließlich doch die Erde über den Himmel siegte — dazu einen dunkelblauen, leichten Mantel und ein kleines Hütchen mit Stiefmütterchen. Ich neckte sie damit. — „Die Stiefmütterchen sind diesmal zu ihresgleichen gekommen. Hast du das schon bemerkt?"

„Findest du, ich bin eine Stiefmutter?" fragte sie leicht betreten.

Ich küßte ihr die Hand.

„Gegen dich selber manchmal ein bißchen."

„Ach, laß mich in Ruhe, ja! Ich bin kein Philosoph!"

„Kein Mensch wird denken, daß ich mit meiner Mutter reise, eine ältere Schwester würde man mir zur Not noch glauben."

„Spare deine Galanterie; du wirst sie noch genug brauchen."

Darauf wurde sie ernst und nachdenklich und in dieser Stimmung verharrte sie bis dicht vor dem Ziel, womit eine unaufhaltsame Geschäftigkeit in sie fuhr. Vor Eifer bekam sie beinahe Streit mit einem Mitreisenden. Dann noch ein strengprüfender Blick in den runden Spiegel an einer Wand unseres Abteils und als Respektsperson vom Scheitel bis zu den Absätzen verließ sie den Wagen. Ich wußte zur Genüge, daß sie in solchen Haltungen ihre Aufregung verbarg. Augenblicken wie dem gegenwärtigen maß sie eine ganz besondere Wichtigkeit und Verantwortung bei und sie wachte streng über sich, daß sie ihnen nichts schuldig blieb. „Der Ernst gibt in der großen Welt den Ausschlag, mein Kind!" war einer ihrer immer wiederkehrenden Wahrsprüche.

Die Familie von Oppen befand sich vollzählig am Bahnhof, der Vater, ein aufrechter Sechziger in der Haltung eines alten Militärs mit dem schmalen Kopf und den Längsfalten, die manche für solche Leute als typisch betrachten, die Mutter, eine vollkommene Weltdame, die die gleiche Sache, welche die meine von unten her gefaßt bekriegte, von oben herab sehr gelassen handhabte, und Hilde im weißen Kleid, schlank, unabhängig, wählerisch und lachend. Sie empfing mich mit einem frohmütigen Händedruck; einen Kuß wechselten wir nicht. Meiner Mutter nahm sie trotz eines kleinen Widerstandes das Köfferchen mit ihren bescheidenen Pretiosen ab, das sie sonst nie von der Hand ließ; der Zug stand ihr sehr liebenswürdig.

„Hast du auch einen guten Tennisschläger mit?" fragte sie mich dann. „Es ist Zeit, daß du dich herfindest, sonst hätte ich mich mit einem anderen Partner eingespielt."

Sie überflog mich mit einem leuchtenden Blick von oben bis unten, und ich hatte den Eindruck, als ob sie mit meiner Erscheinung nicht unzufrieden sei. Die älteren Leute fuhren mit dem Gepäck im Omnibus nach

dem Hotel. Hilde zog vor, mit mir zu Fuß zu gehen und den Rest des Weges vielleicht mit der Straßenbahn zu machen.

Wir gingen vom Bahnhof weg wie zwei sehr gute Kameraden. Sie erkundigte sich nach unseren gemeinsamen Bekannten, nach der Stadt, nach meinem Ergehen und gab dann auf meine Fragen Auskunft von sich. Auch hier hatten sich gemeinsame Bekannte eingefunden. Weitere waren angesagt, auch Verwandte, die den Bräutigam kennen lernen wollten, ein kleines Rudel von Jugendfreunden, Offiziere, Diplomaten, kurz, es schienen etwas turbulente Wochen bevorzustehen. Mir war das nicht ganz recht, aber sie machte den Eindruck, als steuerte sie voll in ihrem Fahrwasser. Nun, das kannte ich schon an ihr: wenn sie allein sein wollte, so erreichte sie das inmitten eines Trubels von hundert geladenen Gästen. Dies natürliche Selbstvertrauen eines freimütigen Menschen bewunderte ich vielleicht am meisten an ihr und hierin, wenn auch auf anderem Felde, fühlte ich mich ihr am tiefsten verwandt. Die Aussicht auf die vielen Vorstellungen, auf die prüfenden Blicke von Tanten und Onkeln, auf die rivalisierende Einschätzung von Offizieren und Weltleuten ließ mich so gleichgültig wie sie; nach meiner Meinung gab es zwischen ihnen und mir überhaupt nichts zu rivalisieren, und so dachte wohl auch Hilde.

„Das ist alles schön und gut und wir betrachten es noch näher," sagte ich dann lächelnd. „Aber wo stehen unsere Löwen? — Du bist in Rom lakonisch gewesen mit brieflichen Ergüssen."

Sie sah mit einem streifenden Blick über den See nach den Italienerbergen hinüber.

„Ich bin keine Schriftstellerin," erwiderte sie ein wenig unzufrieden. „Ich rate allen: Nehmt von mir, was ihr bekommt, und vor allem nehmt es, wenn ich da bin."

„Dann erstreckt sich deine Abneigung gegen Literatur wohl auch darauf, Briefe zu empfangen?" vermutete ich. „Und wir werden uns künftig auf den Telegrammverkehr beschränken?"

Sie sah mich lachend an.

„Wenn du mir Telegramme gestattest — mit Vergnügen!" Doch schon wurde sie ernster. „Aber von dir beanspruche ich Briefe, mein Freund; täusche dich in nichts. Und je länger, je lieber. Weißt du jetzt Bescheid?"

„Danke, einigermaßen. Du kannst dich darauf einrichten, daß ich dafür im Nehmen nicht schüchtern sein werde. — Ich gehe jetzt aufs Ganze."

Darauf sagte sie nichts. Sie ließ auch an keinem Zeichen erkennen, ob ihr das Wort gefiel oder mißfiel, und uns nahm nun beide die Schönheit dieser Welt gefangen.

⁂

Die aufgerichteten Kerzen der Kastanien brannten rot und weiß mit nachdrücklicher Pracht zum Hochamte der Natur. Auf den Parkwiesen lagen die verstreuten Blütenblätter der Magnolien wie nach unten geworfene Glorienscheine. Von fern sahen die hohen Berge herein, dunkle und strahlende Gestalten in feierlicher Versammlung. Aufsteigende Felswände, niederstürzende Wasserfälle und Frühgewitter, entschwebende Gletscher, dampfende Buchten, verspielende Ufer, webende Mondnebel, absinkende Gestirne und aufrauschende Sonnenaufgänge: welch ein vielgestaltetes, großartig wirkendes Bild und Dasein. Hier berührten sich die südliche und die nördliche Welt wie Geliebte und Geliebter und ich war bald bei ihm und bald in ihr. Unfaßbar erschütternd durchgeisterten Düfte und Bewegungen weither kommend und weithin zielend den Schauplatz der holden Begegnung, und zugleich war da ein so grundköstliches Bleiben und Ruhen, als wäre er der Mittelpunkt aller seligen Bewegung und der gotthaft unzugängliche archimedische Punkt des großen Glückes, den jeder Sterbliche ahnt und fühlt und keiner entdeckt. Mir schien obendrein, der Frühling enthielte dies Jahr einen festlichen Glanz mehr als sonst. Der Himmel kam mir dunkler vor, die Sonne gewaltiger in ihrem schwarzen Abgrund, die neubegrünte und blühende Erde kühner und glückseliger. Ich horchte um mich und forschte, ob andere außer mir von ähnlichen Empfindungen bewegt seien. Zweifellos zeigten sich die Menschen sehr angeregt. Man sah viele heitere Mienen bei alten Leuten und freudige Blicke bei jungem Volk. Ich sprach mit allen, weniger, weil ich mitteilungsbedürftig war, aber ich war erfahrungshungrig, und das, was ich suchte, schien mir so nahe der Oberfläche zu liegen, so weit aus seiner Tiefe heraufgestiegen zu sein, daß es jedes Wort ans Licht bringen, jede Gebärde enthüllen konnte. Ich war gespannt und begierig auf jedes neue Gesicht, aufgeschlossen und erwartungsvoll wie selten und bemerkte gar nicht, daß ich so nebenher einen ausgezeichneten und sympathischen Eindruck machte. Eine Freimütigkeit, die an sich selbst nicht denkt, ist ja der beste Geleitbrief unter die Menschen. Vielleicht wäre ich schließlich doch als „echter Intellektueller, als Gelehrtennatur" klassifiziert worden, wenn dem nicht meine natürliche Anteilnahme an allen sportlichen Unternehmungen entgegen ge-

standen hätte. Ich war ein mehrfach prämiierter Tennisspieler, stellte meinen Mann auf der Golfwiese, führte das Rapier, verstand mich auf Jiu Jiutsu, schoß ziemlich sicher, konnte mich auf dem Pferd sehen lassen, kurz, ich zählte zu einer Klasse von allseitig ausgebildeten jungen Männern, die heute im Zeitalter der Spezialisierung selten geworden sind. Dies alles betrachtete ich als die Ausführung des Goetheschen Bildungsideals, das ich schon früh zu meinem eigenen gemacht hatte. Es wird daher niemand denken, daß ich mich mit solchen Kennerschaften brüsten wollte. Ich selber blicke darauf zurück wie auf das Leben eines andern und will damit nur erklären, wie es mir möglich war, mich in dem feudalen und weltmännischen Kreis zu behaupten, ohne zum Geduldeten zu werden. Es war aber noch mehr. Durch meinen Erlebnisdrang und meinen Menschenhunger, durch meine Wundersüchtigkeit wurde ich streckenweise zum Beweger der ganzen Gesellschaft, ohne es darauf angelegt zu haben, kurz, ich spielte eine Rolle, wie man das ausdrückt.

Nebenher brachte ich es dazu, daß man uns für reich hielt, woran mir nun gerade am allerwenigsten lag, aber wenn einmal ein kleines Glücksspiel aufgelegt wurde, so war ich schon viel zu neugierig auf die Leute, als daß ich mich davon ausschloß. Einmal verlor ich heiter über tausend Mark, für meine Verhältnisse eine horrende Summe; am nächsten Abend gewann ich gleichmütig das dreifache zurück, um es sofort gegen alles einzusetzen und auch noch die Bank zu sprengen. Sie war nicht sehr groß. Eigentlich hatte ich das Geld verlieren wollen, und dieser Ausgang machte mich so betroffen, daß mehrere Leute über mein verblüfftes Gesicht lachen mußten. Der Liebende ist von Natur abergläubisch, oder er liebt nicht sterblich, von ganzer Seele und aus vollem Gemüt. Er will lieber opfern, um das Geschick sich günstig zu machen; ein großer Geldzufall im Spiel muß ihn verstimmen und beunruhigen. Hilde befand sich auch unter den Spielern, aber sie gehörte nicht zu den Lachern.

Ich will diese Episode gleich noch fertig erzählen. Die Gesellschaft brach nun ziemlich laut auf; der Vorfall war immerhin ein Ereignis. Ich trat mit Hilde still auf die Veranda hinaus, um noch ein paar Atemzüge in der reinen, kühlen Nachtluft zu tun. Nach einem leicht bedrückten Schweigen sagte Hilde: „Mein Freund, willst du mir einen Gefallen tun?“ Und als ich zusagte, denn ich ahnte schon, was kommen würde, bat sie: „Dann bleib in Zukunft vom Spieltisch weg. Ich sehe dich nicht gern Geld gewinnen. — Und du gehörst auch sonst nicht dahinein,“ setzte sie noch hinzu. „Es steht dir nicht. — Komm, das Musikzimmer ist leer. Spiele mir noch das Schubertsche Impromptu, das ich so liebe. Und dann wollen wir schlafen gehen.“

Das taten wir denn auch. Sie setzte sich im Hintergrunde des Zimmers in einen Sessel, und ich spielte, ohne Licht zu machen, jene sternbeglänzte leise Phantasie, die nun schon viele Generationen entzückt hat, ohne etwas von ihrem Zauber zu verlieren. Sie reichte mir nachher dankend die Hand, aber zum zweiten Kuß war sie noch nicht reif.

Das gewonnene Geld übergab ich am andern Tag, da ich nicht recht wußte, was ich damit machen sollte, meiner Mutter. Sie war entsetzt. Sie betrachtete es als eine schwere Versündigung, „dem Spiel zu frönen“, besonders aber für einen Liebenden und Bräutigam. „Ein Verlobter wandelt unter Gottes Augen,“ sagte sie. „Vergiß das nicht. — Und das Pokerspiel hat doch wohl nichts mit menschlicher Vervollkommnung zu tun?“

„Das ist je nachdem, Mutter,“ sagte ich lachend. „Manchmal kann auch das Pokerspiel eine hohe Bestimmung haben.“

„Ih, du — Philosoph! Reden kannst du immer! Denk an deine Verpflichtungen; das ist das wichtigste. Ich weiß überhaupt nicht, ob du mich noch respektierst. Küß mir die Hand.“

Sie betrachtete mich halb sittlich aufgebracht, halb zärtlich besorgt, und ich küßte ihr die Hand, da sie unwiderstehlich war.

⁂

Meine Mutter hatte noch andere Sorgen und genoß auch diese Zeit nicht so rein wie ich. Es gab ja hier nichts und kein Vorgang ereignete sich, wofür sie sich nicht verantwortlich fühlte. Die kleine, schmale Frau war das Gewissen der ganzen Gesellschaft. Sie lebte hier für alle das wahre, strenge Christentum, wie es im Katechismus stand, und zwar im lutherischen. Daran war wohl auch dieser aufschlußreiche Frühling schuld, daß sie auf einmal die Schäden der Welt schärfer sah — ich sah sie milder — und sich über so viele Fehltritte zu bekümmern hatte, die die Gesellschaft besprach.

„Mutterchen, kannst nicht alle Fliegen jagen,“ sagte ich einmal lächelnd zu ihr. „Die Welt geht ihren Lauf.“

„Aber die mir begegnen,“ versetzte sie sehr ernst, „denen muß ich doch gewachsen sein! Was sollte Gott von mir denken, wenn ich mit den Wölfen heulte!“

Ich muß zugeben: die strengste Zucht herrschte nicht gerade in den weitern Kreisen

unserer Gesellschaft. Auch die Ansichten, die vorgebracht wurden, waren manchmal reichlich oberflächlich oder auch zynisch, und selbst Hilde tat im Vergnügen über ihre eigene geistige Beweglichkeit gelegentlich Äußerungen, die nahe an Leichtfertigkeit streiften. Ich wußte nachgerade, daß das bei ihr nichts war, als Gefallen an Witz und Widerspruch, sogar an Selbstwiderspruch, und manchmal war es einfach Scheu, mit gleichgültigen Menschen ernste Fragen ernst zu behandeln. Denn im Grund war sie von allen jungen Menschen am Platz der ernsteste, ja, sie war gerade die Person, die im praktischen Fall am wenigsten Spaß verstanden hätte. Aber meiner Mutter gedieh das im geheimen zur Anfechtung. Sie befand sich in der Lage der Hühnermutter, die ihre Küken im Wasser sieht.

Hilde war sehr umschwärmt und sie nahm die Verehrungen als schuldigen Tribut hin, waltete mit Männern jeder Alterslage in vollkommener Selbstherrlichkeit und ließ auch keinen Zweifel daran, daß sie Männergesellschaft brauchte und sie jeder Art von Damenkränzchen bei weitem vorzog. Man mußte seiner sehr sicher sein, um so freimütig und lachend über die Abgründe und noch bedenklicheren Abgründchen der Gesellschaft hinwegzuschreiten. Meine Mutter gab auch bereitwillig zu, daß Hilde nicht bloß wert war, eine Aristokratin zu sein, sondern sie räumte ihr sogar den Rang einer Prinzessin ein und bewunderte sie eifrig und liebevoll. Ihre Angst machte sie mit sich selber ab, und ihre Bangnis um mich und mein ungetrübtes Glück ließ sie mich höchstens in stummen Blicken erkennen und manchmal in der heimlich bewegten Art, mit der sie mir vielleicht die Krawattennadel tiefer steckte, oder mir, wenn sie sich einbildete, daß ich ermüdet aussehe, den Wein verbot und mir dafür Milch verordnete — allerdings zu ihrem Kummer ganz vergebens.

„Du hast noch nicht recht begriffen, daß ich schon ein ziemlich erwachsenes Kind bin," glaubte ich mich einmal gegen sie wehren zu müssen.

„Nun dann bin ich als deine Mutter noch viel erwachsener," erwiderte sie rasch. „Und wir sind doch alle zur Erholung da. — Nimm wenigstens Lezithinpillen."

Seufzend ließ sie mich endlich gewähren. Desto entschiedener wandte sie sich an die übrige Menschheit, um die wenigstens moralisch zu beeinflussen. Ging es aber darum, wieder einmal ein sittliches Wahrzeichen aufzurichten, „einer Fliege gewachsen zu sein", so richtete sie ihre Worte beinah ausnahmslos an die Herren. Ich hatte sie überhaupt noch nie so viel mit Herren verkehren sehen. Es konnte vorkommen, daß sie — klein und rank — vor einem langen Schlagetot von Schwerenöter stand, der sich einen Zynismus hatte zuschulden kommen lassen, und ihm in aller Form und in bestrickender Liebenswürdigkeit oder auch in freimütigem, tiefem Ernst die Leviten las. Ja, dafür wurde sie geradezu berühmt, und es gab manche, die sich ein Vergnügen daraus machten, sie ein bißchen herauszufordern, um von ihr abgekanzelt zu werden, denn sie sprach gut und treffend, nahm alle Leute todernst als Christen und als lebendige Seelen und hielt sich unwandelbar an das Wort: „Wer mich bekennet unter den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater!" Ich hätte vielleicht nicht einmal so nötig gehabt, weit nach dem Wunderbaren herum zu suchen; sie selber war ein gültiges Wunder aus Ernst und Schelmerei, Frömmigkeit und Weltfreude, Lebenslust und Dogmenbesessenheit, ja, sie war im Grund so interessant, daß kaum einer sie verstand, und eben dadurch gewann sie eine große Überlegenheit über viele, setzte sie mit wenigen Worten matt und handhabte sie dann, wie es ihr gefiel. Mit ernsteren Männern dagegen, die viel erfahren hatten, sah man sie oft in langen Gesprächen, wo sie aber meist die Fragende und Zuhörende war, denn ihre Wißbegierde und ihr Bildungseifer waren noch frisch wie am ersten Tag, und sie wußte mit einer entzückenden Sachlichkeit Nachrichten über neu aufgetretene Fortschritte fern von ihrem Standort einzuholen; manchmal deutete sie sie allerdings ein wenig eigenmächtig, und gelegentlich suchte sie sie gegen mich zu verwenden, was aber meist mit einem Gelächter abschloß.

⁂

Eines Tages schlug ich Hilde vor, einen Ausflug auf den Monte Generoso zu veranstalten, um einmal der langweiligen Table d'hote zu entgehen. „Meinetwegen mit Picknick und allem Zubehör," fügte ich noch hinzu. „Aber nur hinaus!"

„Das ist gut, mein Lieber!" stimmte sie zu. „Ich bin dabei. Gleich in den nächsten Tagen wollen wir das machen. Wir wollen sehen, daß es ein schöner Zug in unserm Charakter wird. Bringst du deine Gitarre mit?"

„Gern, wenn es dir Vergnügen macht."

„Du singst gut."

„Das ist noch gar nichts: du lobst gut."

„Dann wollen wir gleich weiter loben. Du bist der Hübscheste, Gescheiteste und Gefährlichste von dem ganzen Mannsvolk, das da um mich herwimmelt."

Schon befand sie sich wieder auf dem Rückzug.

„Hilde! Holla, so warte doch, ich habe auch noch etwas zu sagen!"

„Ich habe keine Zeit. Ich muß den Basar vorbereiten. Denkst du, das macht sich von selber?"

Sie winkte mir mit der Hand, und weg war sie.

Der Ausflug kam zustande und verlief ganz nach Erwartung. Zu Schiff, Wagen und Auto in verschiedene Liebhabertrupps aufgelöst schwärmte man zuerst allgemein südlich auf Melano zu, wo sich für die Alten und die Jungen die Route teilte. Die Alten machten den Rest des Weges auf der bequemen Kunststraße, sofern sie nicht die Bahn benützten, die Jüngern gingen gleich dem Berg zuleibe, um durch eine Schlucht und dann von hinten her auf einem felsigen Zickzackweg die Höhe zu gewinnen. Wir machten einen großen Lärm. Durch den Felsenkessel gingen wir im Schritt, und ich sang zur Gitarre das alte Berner Volkslied: „Bi—n—alle—n—e werti Tochter gsi." Zu deutsch: „Bin einst eine werte Tochter gewesen." Die wehmütig und doch zugleich munter ausgreifende Melodie fand viel Anklang. Dann gab der Text zu reden. Er handelt vom Abschiedsweh der Tochter, die als Braut das Elternhaus verläßt, um ihrem Bräutigam in dessen Heim zu folgen. Der Anstieg über die Felspartie unterbrach die Betrachtungen, aber droben kam man wieder darauf zurück. Besonders das Problem der Treue, das ja in dem Lied steckt, regte an, und man warf die Frage auf, was überhaupt Treue sei?

„Das ist eine gute Frage," sagte ich. „Zum Glück ist sie auch leicht zu beantworten. Treue ist weder eine Tugend noch ein Verdienst. Sie ist einfach ein Nicht-anders-können. Sie ist ein Zustand, der den davon Befallenen tyrannisch kommandiert."

Nun war da ein junger Graf, ein näherer Bekannter der Familie von Oppen, nicht klug, nicht dumm, nicht gut und nicht schlecht, ein wenig naseweis und rangstolz, dem Hilde einen starken Eindruck machte, und der deshalb glaubte, der richtige Mann für sie zu sein. Er stand zwar knapp in ihrem Alter, aber das hinderte ihn nicht, mich als bürgerlichen Bräutigam nach Kräften zu ignorieren, den Platz neben Hilde zu belegen, wo er konnte, und ihre schöne und freie Person in der seinen mit einem ziemlich lästigen Belagerer zu versehen. Ich ertrug ihn einstweilen in Geduld, wartete aber auf den Tag, um uns alle seiner wirksam zu entledigen. Diese schöngeistelnde Pflanze fand meine Definition viel zu nüchtern.

„Um Gottes willen, Herr Doktor!" rief er aus. „Das ist ja Rationalismus! Die Treue ein Zustand! Ich bitte Sie! Das ist schon, um Zustände zu bekommen. Nein, die Treue ist eine Selbstopferung, ein schwungvolles Gefühl, ein heiliger Überfluß." Kurz, er begann einen langen Psalm, der sich an Hildes Adresse richtete.

Inzwischen war man auf dem Sammelplatz angekommen. Von den Alten war schon ein Teil da, meine Mutter und die Generalin darunter, und als der Graf diese würdigen Personen eräugte, verdoppelte er noch seinen Schwung. Hilde sah sehr kritisch drein und wurde endlich unruhig.

„Lassen Sie uns bloß zufrieden mit Ihrer Selbstopferung," sagte sie in ihrer raschen Art. „Wenn die Liebe keine Einfälle mehr hat, dann kommt sie mit der Treue. Das ist eine Einrichtung, die die Ehemänner erfunden haben, um die Frauen am Leben zu hindern, wenn sie bequem geworden sind."

„Ah!" rief der Graf bewundernd aus. „Plaudite, amici! Die Treue ist das Blut der Liebe! Hab' ich nur deine Liebe, die Treue brauch' ich nicht."

„Ja, das könnte Ihnen so passen!" spottete Hilde. „Bei Ihnen würde ich mehr auf die Treue halten, als auf die Liebe."

„O, wieso? Was soll das heißen?"

„Daß man einen Mann haben müßte bloß für die Liebe, einen für die Verehrung, und einen für Dienstleistungen, den man ausbeuten und schlecht behandeln könnte. — Die Frauen kommen sehr zu kurz in der bestehenden Sittenordnung," seufzte sie noch übermütig.

Alles lachte, bloß der Graf nicht.

„Komtessa," sagte er sehr ernsthaft, „ich lege Ihnen meinen Kopf zu Füßen. Sie dürfen mich ausbeuten und mißhandeln ganz nach Laune. Am Ende werden Sie sehen, was wahre Liebe ist."

„Am Ende werde ich sehen, was ich jetzt auch schon sehe: daß Sie langweilig sind," erwiderte Hilde ein wenig verdrießlich. „Wir wollen machen, daß wir etwas zu essen bekommen. — Sie können auspacken und aufdecken," sagte sie zu den Dienern, die unter einem Baum mit dem Proviant warteten.

Damit wollte sie das Thema abgeschlossen haben, aber inzwischen war für meine Mutter ein Stichwort gefallen.

„Also Sie, Graf," sagte sie mit liebenswürdiger Kampfbereitschaft, „können sich Würdelosigkeit und Liebe beisammen vorstellen? Oder habe ich Sie falsch verstanden?"

Der Graf sah sie zuerst verwundert an. „Nein, durchaus nicht, gnädige Frau,"



Pan und Nymphen. Bildwerk von Eberhard Encke
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1922)

witzelte er dann. „Sogar sehr scharf haben Sie aufgefaßt. Was hat Liebe mit Würde zu tun? Im Gegenteil, in der Liebe hört alle Würde auf. Kinder, seid würdelos, aber seid glücklich."

„Ach, Sie armes, unmündiges Ding!" sagte meine Mutter mit heißem Mitgefühl. Manche lachten wieder, weil sie dachten, sie scherze, aber es war ihr bitter ernst. „Hat Sie Gott ganz verlassen und verstoßen, daß Sie solche lästernde Reden führen! Und danach wollen Sie auch noch handeln? Ich sage Ihnen, dazu sind Sie gar nicht talentiert genug. Zum Laster braucht es nämlich auch noch eine innere Berufung, eine Prädestination. Sie aber sind eine geborene Waise. Was für ein Unglück, daß Sie nicht mich zur Mutter bekamen. Sie würden andere Reden führen."

„Das will ich glauben," lächelte der Graf anzüglich. „Als Ihr Sohn wäre ich womöglich Pastor geworden."

Nun war meine Mutter eine große Rednerin, aber Ungezogenheiten brachten sie leicht aus dem Konzept. Verwirrt sah sie erst das grüne Gemüse vor sich und dann mich an. Der gräfliche Schlingel hatte ja gar keine Ursache, frech zu werden; wenn sie sich um ein Mannsbild ereiferte, so konnte das sich höchstens etwas darauf einbilden.

„Es ist leider gar nicht sicher, ob Sie's im Ernstfall zum Pastor gebracht hätten," gab ich ihm nun lachend auf den Hut. „Pastor ist nämlich kein angeborener Rang, sondern ein erarbeiteter."

Aber Hilde rief nun im Ton der Ungeduld: „Er soll überhaupt aufhören, eine Rolle spielen zu wollen. — Kommen Sie her und machen sich lieber nützlich. Die Diener können nicht alles allein tun."

Jetzt endlich schnappte das impertinente oder impertinent sein sollende Lächeln des Grafen ab. Wie auf den Mund geschlagen drehte er sich um und stolperte zu Hilde, die ihn als vierten Diener anstellte.

Man war mit großem Troß hinaufgezogen, um den ganzen Tag in der Natur zu verleben. Das Hotel wollte man erst zum Abend überfallen.

Inzwischen war auch Frau von Oppen lebendig geworden, und sie sagte das, was meine Mutter kurz und treffend gesagt hatte, noch einmal weitschweifig und anspruchsvoll. Die guten alten Berge hörten ihr verwundert zu, und das Tal lachte lautlos mit offenem Mund. Aus dem hohen Vortrag entspann sich ein allgemeines Geplätscher über Tugend, wozu meine Mutter betreten schwieg, denn so hatte sie es auch nicht gemeint, und aus welchem ich mich mit der ersten Gelegenheit sachte davon machte. Aber damit nicht genug, nahm sich die hoheitsvolle Frau den Grafen noch besonders vor und veranlaßte ihn, sich bei meiner Mutter ausdrücklich zu entschuldigen. Sie wurde darüber ganz unglücklich. Längst nicht verlogen genug, um eine solche Unterwerfung zu genießen, die nicht einmal von ihr selber zustande gebracht war, hätte sie ihm am liebsten noch viel dazu geschenkt, denn er war ganz konfus, da er gar keine Ahnung hatte, worauf es eigentlich ankam, und redete dummes Zeug vor lauter Druck. Was alles nicht aufhob, daß er ein wirklich hübscher Bengel war, so recht auf den Schoß zu nehmen für eine große mütterliche Frau — und meine Mutter war eine kleine bloß dem Leibe nach.

Das alles spielte sich auf der Bella Vista des Monte Generoso ab im Angesicht einer großartig schönen Gotteswelt. Zwischen zwei riesenhaften Steinwällen schimmerte der See vorbei so aufgelöst in Duft und Licht, daß er ohne die Schiffe, die darauf verkehrten, ausgesehen hätte wie ein unermeßlicher Abgrund, der sich mit einem leuchtenden und ruhenden Nebel erfüllte. Herwärts erweiterte er sich nah und lachend zu einem offenen Golf mit wohnsamen Ufern. Drüben leuchtete Melide unter seinen Weingärten. Hier lag hinter dem einen Steinwall im Bett eines ehemaligen Gletscherstromes Arogno. Mittäglich geisterhaft schwebte im Hintergrund des Bildes Lugano vom Wasserspiegel auf wie ein weißer Möwen- oder Taubenflug. Und noch tiefer und höher wandelte götterhaft, ein Zug ewiger Gedanken, die Alpenwelt in weiße Wolken gehüllt vorüber. Den zähesten Atheisten wird angesichts einer solchen Raumoffenbarung eine ernsthafte Bedenklichkeit anwandeln. Ein Einbruch von Ewigkeit und Unendlichkeit ereignete sich da, ein Katarakt des Unaussprechlichen und des strahlend aufgebrochenen Übergewaltigen, von jenseits Kommenden, daß mich in aller Ruhe und Sicherheit eine heiße Ungeduld überkam, hier mitzustürzen und mit aufzubrennen im stummen Feuer dieses Augenblicks, in dem sich nicht bloß Norden und Süden, sondern auch die Welt und die Überwelt aneinander entzündeten.

Wie ich so stand und mich sehnte, ich wußte nicht wonach, kam Hilde schnell des Weges und redete mit mir ab, daß wir den Verein nachher sich selber überlassen und auf eigene Faust losziehen wollten; ich solle mich bereit halten. Unauffällig faßte ich Posto bei einer riesenhaften Kiefer, die ich zuerst für eine Zeder angesehen hatte; einzelnstehende Bäume dieser Gattung nehmen manchmal

auch im Norden ein solches heroisch südliches Ansehen an. Ich konnte da nicht bloß das Tal und die ferne Kette von Schneebergen, sondern aus gedeckter Stellung auch die Gesellschaft überblicken. Auf ein geheimes Zeichen von Hilde setzte ich mich botanisierend und geologisierend dem Abzug zu in Bewegung, leider vom Grafen, wie mich ein letzter Überblick belehrte, scharf im Auge gehalten. Es war beinahe wie in einem Verfolgungstraum. Ich sah noch, wie Hilde sich bei meiner Mutter aufhielt und ihr rasch etwas zuflüsterte, und wie meine Mutter mit empfundenem Lächeln das große Mädchen ihrerseits aufhielt, um etwas zu sagen; nach dem gütig ernsten Ausdruck, den sie dabei zeigte, war ich darauf gespannt, es zu erfahren. Kaum aber hatte Hilde sich endlich losgemacht und war im Wäldchen zu mir gestoßen, so hörten wir den Ruf: „Aha, Ausreißer! Das geht aber nicht. Auf, die fangen wir ein!" Das war der Graf. Schon gab es ein Hallo, und wir fingen an zu laufen, als ob es wirklich unsere Freiheit gälte. Zunächst schlugen wir einen Haken seitwärts und hörten auch richtig, wie die Rotte auf unserm ersten Weg vorausstob. Der Graf rief siegessicher: „Wenn wir sie haben, sollen sie aber Buße tun, und das schöne!" Es waren auch Mädchen unter den Jägern, und ich konnte mir schon denken, was für eine Buße das für beide werden würde. „Aber erst haben, ihr Stockfische," lachte Hilde leise und zornig. Rasch und leicht klommen wir hinter einer Klippe hinauf, kamen in Untergehölz, kletterten jenseits hinunter, während wir die Bande noch einmal näher hörten, umgingen den Lagerplatz auf dem Fuß der Felswand, die ihn trug, und waren in Sicherheit. Veratmend setzte sich Hilde auf einen Stein, und eine Weile sahen wir zwei Falken zu, die über den Wipfeln des tiefer liegenden Waldes miteinander spielten.

„Die Hohlköpfe," sagte sie nach einer Weile, während ihr das vorige zornige Lachen noch einmal aufstieß. „Immer müssen sie unterhalten sein." Ich erwiderte nichts darauf, und sie richtete aufmerkend den Blick auf mich. „Du hast dich zuletzt wenig mehr beteiligt," bemerkte sie in forschendem Ton. „Fehlte dir etwas?"

„In deiner Nähe jedenfalls schon gar nicht."

„Vorwurf?" fragte sie.

„Wäre sehr aussichtsreich," versetzte ich heiter. „Ich bin noch nicht soweit, die Sonne zu verklagen, wenn sie einmal nicht gerade scheint."

„Aber doch fehlt uns dann etwas. — Klaus, ich will nicht lügen: es kommt manchmal im Lauf des Tages vor, daß ich dich ganz vergesse, und dich dann unvermutet plötzlich wieder finde. Muß man sich in einem solchen Fall selbst verurteilen?"

„Ich hörte einmal einen achtjährigen Jungen sagen: ‚Man muß nicht müssen.' Es kommt wohl hauptsächlich darauf an, gegen sich wahr zu sein, um andere verstehen zu können."

„Verstehst du mich denn?"

„Ich liebe dich."

„Ist das eine Antwort?"

„Ich glaube."

Einen Moment war sie still.

„Sage mal, Klaus: passiert dir das eigentlich auch, daß du den andern total vergißt?" fragte sie dann, ohne den Blick von den Falken abzuziehen.

„Wir denken ja auch nicht immer an unser Herz, obwohl wir es immer besitzen. Kann man nun das ‚Vergessen' nennen, wenn wir einmal nicht daran denken, dann vergesse ich dich ebenso oft oder noch öfter, als du mich."

Wieder war sie ein Weilchen still.

„So ist das bei mir nicht," sann sie. „Du sagst ‚besitzen'; das ist ein weitgehender Begriff. Ist es überhaupt möglich, einen andern so in sich zu enthalten, wie sein eigenes Herz? Seltsam, dies Leben mit seinesgleichen! Ich glaube, wir denken da ganz verschieden. Du hältst mehr von den Menschen als ich. Woher kommt das?"

„Woran soll man sich sonst halten?"

„Hält man sich nicht besser an sich selber?"

„‚Das Moralische versteht sich von selbst,' sagt Vischer. Was du bist, das bist du in andern und durch sie. Auf einem wilden Eiland ohne alle Menschen wärst du doch nur ein kleiner Bruchteil von dem, als was du dich jetzt fühlst."

„Das sagst du? — Auf dieser Klippe zum Beispiel vollkommen allein würde ich mich kaum in meinem Bestand vermindert fühlen."

„Jetzt. Aber stelle dir vor, du solltest es da Nacht werden sehen, weit und breit keine Menschenseele und kein Unterkommen, während du wüßtest, daß irgendwo fern Menschen in hell beleuchteten, warmen Räumen an gutgedeckten Tischen säßen und sich unterhielten — ohne dich. Es würde dunkel. Du hörtest Steine niedergehen, den Nachtwind sausen, Tiere schreien, begännst zu frieren, müde zu werden und sehntest dich nach dem warmen Bett in einem sichern Haus —!"

„Hör' auf, das ist keine erfreuliche Vorstellung," lachte sie unruhig. „Es scheint wirklich, daß du mich kennst, aber ich bin noch zweifelhaft, ob das angenehm ist. —

Hab' Geduld mit mir," bat sie dann freundlich. „Ich bin noch nicht seßhaft und habe es ein wenig schwer, Wurzeln zu schlagen. — Das Beste, was ich bisher war, bin ich gegenwärtig manchmal bei dir."

„Wie du richtig erwartest, bin ich fern davon, mir daran ein Verdienst zuzuschreiben. Wir haben begonnen, miteinander zu leben. ‚Sela', sagt der Psalmist. Wir würden mir beide leid tun, wenn du dich durch meine Liebe irgendwie bedrückt fühltest."

Sie streifte mit den Blicken den weißen Wellenkamm der Alpenlinie entlang. Dann sah sie wieder den Falken zu, selber ein freier Vogel des Daseins. Endlich sagte sie: „Das hört sich nicht schlecht an. — Manchmal denke ich, es könnte dir bei uns zu viel werden, und du müßtest uns für furchtbar oberflächlich und schal halten. — Gut, leben wir weiter miteinander. — Deine Mutter sprach mich vorhin an. Weißt du, was da vorgefallen ist? Sie hielt mich an der Hand fest und sagte aufrichtig und fast streng zu mir: ‚Sie haben eine ausgezeichnete Mutter, Hilde!'"

Ich erschrak beinahe ein bißchen. „Hat sie schon solche Mittel nötig, um den innern Widerspruch zum Schweigen zu bringen?" dachte ich. Die Generalin war offenbar kein Moment der Beruhigung in ihrem Leben.

„Deine Mutter hat den Grafen veranlaßt, sich bei der meinen zu entschuldigen," sagte ich ausweichend und ruhig. „Sonst weiß ich nichts."

Sie blickte mit grübelndem Ausdruck auf die Wipfel des Waldes unter uns, wo sich nun aus den Schatten- und Lichtmassen die ersten nachmittäglichen Beziehungen zu weben anschickten. Die Gegensätze milderten sich und begannen nacheinander hinüber und herüber zu spielen, um wieder jenes wunderbare Teppichmuster des reifenden Tages zu wirken. Tiefen und Abgründe tauchten schwebend auf. Mit gelösterem Geleucht traten die Vordergründe zurück und sanken die beflammten Oberflächen wie Eisschollen wegschmelzend ab. Alles kam wieder in Bewegung und ins Fließen, und die Starre des hohen Tages war gebrochen.

„Ich erwiderte ihr," sagte Hilde noch wie träumend: „‚Dann habe ich zwei ausgezeichnete Mütter!' — Und das ist auch meine aufrichtige Meinung." Rasch erhob sie sich. „Und jetzt wollen wir von der eroberten Freiheit Gebrauch machen," sagte sie in ganz anderem Ton. „Ein Picknick ist ganz nett, aber es darf nicht zur Dauerveranstaltung ausarten. — Wohin verfügt mein Geliebter, daß wir zunächst die Schritte lenken?"

„Immer so fort diesen Weg bis an das Ende der Welt."

„Das geht mir fürs erste noch zu weit. Aber dort bis auf den charaktervollen Felszacken will ich dir folgen."

„Vielleicht sehen wir von seiner Spitze wenigstens das gelobte Land."

Dazu sagte sie wieder nichts.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Tag tauchte bei uns eine neue Figur auf. Bei Tisch stellte mir Herr von Oppen einen baltischen Edelmann, Erich von Holsten, vor, der mit verschiedenen Empfehlungen von russischen Bekannten und Freunden diesen Nachmittag hier eingetroffen war. Es war ein ziemlich hochgewachsener Mensch Mitte der dreißiger Jahre, sehr selbstsicher entweder infolge einer ausgezeichneten Kinderstube oder im Bewußtsein von großem Reichtum, wenigstens waren das meine ersten Eindrücke, und begabt mit jenem Fluidum, das dem, der es hat, Männer und Weiber dienstbar macht. Ich will gleich sagen, daß die ersten Eindrücke nicht stichhaltig waren. Seine Sicherheit verdankte er seinem Geist und der Schule, in die ihn ein abwechslungsreiches und zum Teil abenteuerliches Leben genommen hatte. Und jene geheimnisvolle Anziehung, die von ihm ausging, schien er scharf zu kontrollieren, wenn er sie nicht gar störte durch eine ziemlich offen gezeigte Menschenverachtung. Trotzdem fing ich auf den ersten Blick Feuer für ihn — zu meiner eigenen Verwunderung, denn ich hatte gedacht, die Knabenhaftigkeit in mir aufgebraucht zu haben! — und eben waren wir dabei, die ersten scherzhaften Reden zu wechseln, sozusagen, um uns die geistigen Griffe abzufühlen, als Hilde erschien.

Sie trug ein rotes Abendkleid, das reich, aber mit Geschmack gemacht war, dazu einige schöne Stücke von ihrem Schmuck, zwei Ringe, ein Armband, eine Brillantnadel mit großen Steinen und um den Hals ein Kollier von vier Ketten ausgesuchter Perlen. Holsten wurde ihr vorgestellt, und nun geschah all dies Merkwürdige, das mich eine Reihe von Tagen beschäftigte. Mit unverkennbarer Überraschung musterte Hilde die hochgewachsene aristokratische Erscheinung. Ich hatte schon vorher gedacht, das werde etwas für sie werden; abgesehen von der äußern Erscheinung schien er mir auch Geist von ihrem Geist zu sein. Aber auf diesen starken Eindruck war ich nicht gefaßt gewesen. Ihre Nasenflügel gingen. Eine leichte Röte überflog unter seinem Blick ihr Gesicht. Auf einen Moment vergaß sie sogar ganz, was die Sitte von ihr erwartete, so daß ihre Mutter ein bißchen lächelte.

Er inzwischen — darauf hätte ich am gleichen Abend noch den Sakramentaleid

geleistet — überflog zwar mit einem erfahrenen Blick ihre schöne Gestalt, doch ohne etwas anderes wirklich zu „sehen", als ihren Schmuck. Die Perlenketten wurden durch ein goldenes ovales Schild von sehr alter Arbeit zusammengehalten, das mit Brillanten besetzt war. Allein dies Stück stellte ein kleines Vermögen dar. Sie hatte es von ihrer Großmutter väterlicherseits geerbt. Eigentlich war es für ein Mädchen ein wenig zu prächtig, und sie trug es auch nur selten und zu besondern Anlässen. Den heutigen lieferte mein Geburtstag, den sie damit beging. Vor meinem Platz stand ein Strauß Nizzanelken, auf meinem Zimmer einer von langstieligen roten und weißen Rosen. „Die weißen mußt du dir einstweilen noch gefallen lassen," sagte sie freundlich. Und ich lachend: „Aber die roten habe ich geküßt." Worauf sie ein wenig unsicher wurde. Doch jetzt stand sie da leicht erstaunt vor dem baltischen Edelmann, dem in den paar Sekunden nicht eine Nummer von ihrem Schmuck entging. Niemand wußte, ob seine Begrüßung deshalb so zerstreut und förmlich ausfiel, so überraschend wenig der Schönheit und Stellung der Person angemessen, vor welcher er stand.

Er ging dann sofort zur Unterhaltung über, als ob nichts vorgefallen wäre, aber er wandte sich ausschließlich an den alten Herrn, ja, von dieser Stunde an war wie durch eine unveränderliche musikalische Vorzeichnung sein Verhalten zu Hilde festgelegt. Als sie lächelnd sagte: „Ach, von Ihrem Vater, dem General Holsten, habe ich schon manches erzählen hören!" erwiderte er mit fast beleidigender Kürze: „Sie irren sich, das war mein Onkel!" und wandte sich wieder an den alten Herrn. Hilde erbleichte ein bißchen und gab es dann auf, ihn anzureden.

Auch ich erlebte meine Abfuhr. Es war von den baltischen Umständen die Rede, und ich bemerkte, daß die Balten im kaiserlichen Rußland eine außerordentliche Stellung einnähmen, ja, dank ihrer Hofbeziehungen geradezu eine Rolle spielten. Da sagte er über die Schulter in absprechendem Ton — ganz anders, als noch drei Minuten vorher: „Die Balten spielen in Rußland die Rolle, die ihnen zusteht — wie übrigens jeder Mensch!" Von diesem Moment existierte auch ich nicht mehr für ihn. Ich sah lachend Hilde an, aber sie ging auf meinen Blick nicht ein.

Vom nächsten Tag an stand auch ihr Verhalten gegen ihn fest. Gegen seine kratzbürstige Überheblichkeit versah sie sich mit Hochmut. Ihren Verdruß verbarg sie hinter konventionelle Gleichgültigkeit. Sie bemerkte ihn bloß, wenn er sie irgendwo grüßte und dankte dann mit kühler Gelassenheit. Etwa heimlich nach ihm zu sehen oder auf ihn zu horchen war sie vollends nicht das Weib. Für sie war das Thema Holsten bereits erledigt, zumal er auch nicht die geringsten Anstalten traf, den schlechten Eindruck vom ersten Abend etwa gutzumachen.

Er ging auch fernerhin herum in vollkommener Selbstverständlichkeit, sprach, mit wem es ihn gelüstete, und ließ abfallen, was ihm nicht paßte. Eigentlich sah man ihn bloß mit Herren, und von allen war ich der einzige, mit dem er nicht verkehrte. Damen waren in seiner Gesellschaft nur, wenn sie sich ihm aufdrängten, was vorkam, denn wenn einer dazu geschaffen schien, ein Frauenherz zu beglücken, so war es Holsten. Er erzählte brillant, wenn er wollte, kannte die halbe Welt, und es schien wenig Abenteuer zu geben, in die er nicht verstrickt gewesen war. Sogar auf den Goldfeldern in Klondike und in den Diamantminen Südafrikas war er gewesen. Überhaupt schien Gold und Geschmeide eine gewisse Rolle in seinem Leben zu spielen. Vielleicht hatte er eine besondere Leidenschaft dafür. Er sprach gern darüber, und viele seiner Abenteuer standen damit in Verbindung. Für Schmuck vollends entwickelte er eine ausgedehnte internationale Kennerschaft über alle Zeiten hin. Von manchem Stück konnte er genau sagen, in wessen Händen es sich befand, was für Wege es gemacht hatte, oder zu welchem neuen Besitzer es gerade jetzt im Begriff war, überzugehen. Manchmal wunderte ich mich, daß dieser Mann über solche Gegenstände mit so großer Sorgfalt und wirklichem Ernst sprechen konnte, und oft fragte ich mich, ob das nicht alles Maske sei. Bloß seine Gleichgültigkeit für Frauen schien echt zu sein. Entweder fand er hier nicht seinen Geschmack, oder er war übersättigt und hatte mit diesem Kapitel schon abgeschlossen. Sehr begriff ich, daß meine Mutter zu den Frauen gehörte, die ihn nicht suchten. Sie sagte nichts gegen ihn, aber er schien ihr eher unheimlich, als daß er eine Anziehung auf sie ausübte, und in seiner Nähe war sie unruhig und schweigsam.

Im Gegensatz zu ihr und besonders zu Hilde konnte ich mich aber mit dem Ergebnis der ersten Begegnung nicht einrichten. Ich hatte noch nie einen Menschen verfehlt, wenn er mich reizte, und mein Erlebnishunger war viel zu groß, als daß ich gerade auf ihn verzichten konnte. Meiner Vorstellungskraft hatte sich zudem bereits eine geheime Erregung bemächtigt. So vieles — und nachts beinahe alles — drängte nach dem seltsamen Mann hin, hinter dessen Menschen-

verachtung ich mit dem Witterungsvermögen der begeisterungsfähigen und hungernden Jugend eine geheimnisvolle Natur ahnte — nicht mehr, nicht weniger. Ich hatte meinen Lebensweg gemacht ohne Vater und ohne Bruder, ohne das Wunder der Männlichkeit in meinem Leben. Doch das war es nicht allein. Was mich zu ihm zog, das waren die stummen Abgründe in seinem Wesen und die umsichtig gelästerten Himmel in seinem Herzen, an die ich bereits fest glaubte. Im Gegensatz zu Hilde beobachtete ich seinen Wandel sehr sorgfältig, horchte auf alles und hinter alles, was er äußerte, und verbrachte Stunden des Tages und der Nacht damit, mir ein zutreffendes Bild über seine Menschlichkeit zu machen. Man mußte ihn bloß auf dem Tennisplatz sehen, wie er mit dem Jungen umging, der die Bälle einholte. Da kam versteckt unter einen gewissen spottlustigen Ton und unter gelegentliche freundschaftliche Knüffe und Püffe soviel Zartheit und Verständnis zutage, und es war so klar, daß der Junge niemand sonst sah, solange Holsten auf dem Plan stand, und für ihn durch viel Feuer und Wasser gegangen wäre: daß nur die Tatsache einer wunderbaren Anziehung ausreichte, um das zu erklären. Aber nach wie vor ging er mir aus dem Weg, und wo er nicht ausweichen konnte, blickte er über mich hinweg.

In einer Nacht träumte ich von ihm. Wir gingen in meiner Heimat am Rheinufer entlang, ich bekleidet, er nackt, um zu schwimmen. Ein deutlicher Glückszustand weitete sich um mich her aus. Die Wasserbreite lachte und leuchtete. Die Luft war wie zum Fassen voll Liebesreichtum und Lebenskraft. Aber unter allem Vergnügen an unserm Doppeldasein erfüllte mich eine unbestimmte Furcht, deren Ursache ich lange nicht entdecken konnte. Plötzlich fiel mir ein, daß, wenn wir droben am Felsen ankamen, Holsten mir den Dolch, den er in der Hand trug, ins Herz stoßen werde — gewissermaßen zur Prüfung meiner Freundschaft. Sogar im Traum wunderte ich mich über die Mischung aus angstvoller Abwehr gegen ihn — beinahe war es Haß — und aus verehrender Bewunderung, die bereits viel mehr war, als Freundschaft. Aber plötzlich gerieten wir zwischen Bären und Kamele hinein, und jetzt bekam meine Angst einen ganz andern Inhalt. Ich zwar konnte gerade soviel fliegen, um mich vor den erbosten Bestien nach oben in Sicherheit zu bringen. Aber Holsten schlug sich nackt und blutig mit ihnen herum, und als ich das sah, wollte ich hinunterfliegen, um ihm zu helfen, aber es war mir unmöglich, ich konnte mich aus meiner Höhenlage nicht befreien. Nicht einmal rufen konnte ich ihn. Aber plötzlich lag ich, bebend und weinend vor schmerzlicher Seligkeit, an seiner blutenden Brust, allein jetzt war er tot. Die Tiere waren fort, und wir befanden uns in einer unermeßlichen Einsamkeit. Mit dem Schrei „Holsten“ fuhr ich aus dem Bett hoch.

⌘ ⌘ ⌘

Ich besaß genug Erfahrung, um zu wissen, was dieser Traum bedeutete. Aber eben darum stand ich am Morgen in großer Ruhe und Sammlung auf. Ich sagte mir, daß hier Zusammenhänge walteten, die sich notwendig offenbaren mußten. Es war jetzt nicht mehr an dem, daß ich weiter beobachtete oder ihm nach den Augen ging. Das hatte ich getan; jetzt ging ich, mit dem Traum im Blut, wieder meine eigenen Wege. Doch fühlte ich fortan einen andern Wesenskern in mir. Das Wort scheint zuviel zu sagen, aber tatsächlich war irgend etwas in mir ausgewechselt; ich konnte mich nicht mehr genau als den Mann betrachten, der ich gestern gewesen war. Auch mußte ich diesen Tag, wenn ich mit Hilde verkehrte, sozusagen ständig über diesen Traum hinwegsteigen oder um ihn herumgehen. Ein seltsamer Zustand hatte sich meiner bemächtigt, der mich innerlich noch unbekümmerter und offener machte. Mit Bewegung betrachtete ich die Bäume des Waldes, ihre Formen, ihre Stämme und Äste, als ob ich verwandte Körper betrachtete, und ihr Grün in der Höhe, das sich dort ausbreitete wie eine Dichtung aus ihren Kronen hervorgeboren. Bis zur Bestürzung ergriff mich das Wesen und Treiben der Kreatur, die ich mit ganz neuen Augen sah, das Fliegen der Käfer und Hummeln, das mich an mein Fliegen der vergangenen Nacht erinnerte, das Laufen der Ameisen, das Singen der Vögel. Überall bemerkte ich Abgründe des Lebens, des Schweigens, der Ahnung und der Sehnsucht, und überall huschte der Schatten des Wunderbaren vorbei, ohne daß sich dieses selber zeigen wollte, wie die Silhouetten von Schauspielern auf dem Vorhang, ehe das Stück beginnt. Ich hatte es heute schwer, mich auszudrücken, und hinter Hildes Schnelligkeit blieb ich in meiner ergebenen Verzauberung oft weit zurück. Sie streifte mich zwei- oder dreimal mit einem ihrer fragenden Blicke, ohne etwas zu sagen. Dann zog sie andere Leute in unsre Gesellschaft, entweder um mich zu entlasten, oder um sich unter ihnen neutral unterzubringen.

Am Abend nach dem Diner brachte der Graf eine lange und rührsame Geschichte vor. Er hatte heute einen Ausritt in die

Berge hinein unternommen und war dort auf ein ganz einsames Gehöft gestoßen, das gerade diese Nacht abgebrannt war. Vielleicht war es auch ein Weiler gewesen, das wollte er bei der Winzigkeit der baulichen Objekte nicht haben feststellen können. Es machte ihm offenkundig einen gewissen Genuß zu beschreiben, wie arm und knauplich diese Leutchen sich durchgebracht zu haben schienen, bevor der Brand sie von dem kleinlichen Jammer erlöste. Denn jetzt konnten sie ja Gott sei Dank alles liegen lassen und nach Amerika gehen. Die selbstgefällige Darstellung reizte mich.

„Na, und?" fragte ich spöttisch, als er fertig war.

„Wieso: na, und?" gab er zurück. „Ich habe jedem von den armen Teufeln ein paar Franks gegeben. Das ist doch wohl selbstverständlich unter uns."

„Natürlich," nickte ich. „Denn Sie sind ein guter Mensch. Haben Ihnen die Leute gesagt, daß sie nach Amerika wollen?"

„Aber nein. Wie wird das arme Volk von selber auf eine gute Idee kommen? Ich habe es ihnen natürlich suggeriert."

„Glauben Sie, daß sie das Reisegeld haben?"

„Na, sie bekommen doch Brandversicherung."

„Wissen Sie, ob sie hinreichend versichert waren?"

„Als ob diese Leute jemals hinreichend versichert wären. Sie werden komisch, Herr Doktor."

„Nein, Sie sind komisch. Sie haben doch den Leuten geraten, nach Amerika zu fahren, ohne zu wissen, ob sie sich ankaufen können. Und hier erbauen Sie sich noch an Ihrer Überlegenheit. Die Leute jammerten wohl sehr, daß sie ihre Heimat verlassen sollten?"

„Nun erlauben Sie mal, das wird ja ein Verhör."

„Antworten Sie doch. Sie sehen ja, daß wir alle auf Ihre Antwort gespannt sind."

„Natürlich war ihnen der Gedanke zuerst schmerzlich," gab er ein bißchen mürrisch zu. „Aber meine Gründe waren überwältigend. Hier können sie ja auf keinen grünen Zweig kommen!"

„Weil Sie und Ihresgleichen den Boden besitzen, den die Leute in Europa zum Leben brauchen. Warum boten Sie ihnen nicht ein paar Hektar von Ihren sechzigtausend Morgen an?"

„Aber ich bitte Sie!" entsetzte er sich. „Wer tut denn so was? Jeder muß sehen, wo er bleibt. Bin ich für die Not dieser Leute verantwortlich?"

„Mir scheint es so, Graf," erklärte ich nun ganz unumwunden. „Für jede fünf Hektar baufähiges Land, das Sie durch Ihren Besitz sperren, muß eine Familie die Heimat verlassen. — Solche Zustände finden sich nun in einer christlichen Gesellschaft," sagte ich lachend nach einigen weiteren Ausführungen. „Nur darauf kam es mir an, das herauszubringen, nicht darauf, Ihnen Vorwürfe zu machen oder Sie zu verhören. — Warum wollen Sie denn den armen Leuten nicht ein paar Morgen von Ihrem Land abtreten?"

Ich hatte ihn schon vollkommen um die Fassung gebracht, am meisten durch meine Vergnügtheit. Er starrte mich an wie einen Wahnsinnigen. Aber noch manche andere waren da, die sich beunruhigt fühlten. Es entstand ein allgemeines Unbehagen.

„Warum —?" stotterte er endlich mit hilfesuchenden Blicken, die er in die Runde schickte. „Mein Gott, wir können ja wirklich — darüber sprechen. Ich habe genug Moor und Heide, die die Leute für sich urbar machen können —!"

„Gewiß haben Sie das," bestätigte ich mit einer Hartnäckigkeit, die mich selber bewegte, allein ich konnte nicht loskommen. „Aber warum geben Sie nicht gutes Land?" fuhr ich fort. „Für das andere ist immer noch Zeit, wenn Sie keinen Kulturboden mehr herzugeben haben."

Er war jetzt zu Ende, und es mischten sich andere hinein.

„Dieser Fall ist bereits da," bemerkte ein Onkel Hildes, ein Mann mit rundem Mund, etwas schrägstehenden Augen, von denen die Brauen wie auffliegende Wolken zurückwichen, und hängenden Wangen, die ihm einen verdrießlichen Ausdruck verliehen. „Das deutsche Reich ist seit langem übervölkert. Der Graf aber bebaut seinen Boden. Mehr kann keiner tun."

„So? Das hatte ich nach seinen Händen und seinen Lebensgewohnheiten eigentlich nicht erwartet," wunderte ich mich. „Um das zu tun, müßte er doch jetzt zu Hause sein, denn nach meiner Schätzung ist es höchste Zeit, um Kartoffeln zu setzen."

„Das sind Spitzfindigkeiten," ärgerte sich der alte Herr. „Ich bebaue auch vierzigtausend Morgen und sitze nicht selber darauf."

„Eben," nickte ich ruhig. Einige lachten. Andere warfen sich darein. Sechs oder acht begannen gleichzeitig zu sprechen. Ich hatte zur Angst meiner Mutter wieder einmal die ganze Gesellschaft in Wallung gebracht. Schon öffneten sich die Arenen der Gemeinplätze, auf denen Ritter und Knappen ihre Pferde ansehnlich und mehr oder weniger wohl-

gesinnt gegen mich antrieben. Es herrscht ja in keinem Feld ein heilloserer Dilettantismus, als in den Anschauungen über die letzten sozialen Krankheitsursachen und ihre geschichtlichen Zusammenhänge, und diese Unwissenheit oder Ignoranz geht bis hoch hinauf in die Regionen, wo das Schicksal des Volkes gemacht wird. Lachend und jetzt nur noch lässig aufpassend bestand ich die Einzelkämpfe, da es auf jeden Irrtum eine Wahrheit gibt, und man niemals die Antwort schuldig zu bleiben braucht, wenn man sich richtig umgesehen und dazu wirklich denken gelernt hat. Plötzlich wurde meine vorige Bemerkung vom Christentum wieder aufgegriffen.

„Wieso, mein junger Freund," fragte der General sachlich und etwas umständlich: „Wieso hat diese Frage aber mit dem Christentum zu tun? Das ist mir am meisten aufgefallen. Alles andere — ich muß es gestehen — ließe sich noch hören. Aber Sie tasten an die Grundlagen. Es ist Revolution, wenn Sie den christlichen Staat angreifen. Ist Ihnen das klar?"

„Vollkommen," sagte ich mit dem Ton der Selbstverständlichkeit. „Jeder echte Gedanke ist wohl oder übel Revolution. Wir befinden uns seit den Tagen Hermanns im Teutoburger Wald in einer fortwährenden Revolution, die schon ungeheure Ergebnisse gezeitigt hat."

„Ist das keine Ausflucht?" fragte er mißtrauisch und ein bißchen streng. „Etwas stimmt da nicht. Das Christentum ist doch keine Revolution."

„Da haben Sie recht," gab ich zu. „Das Christentum ist allerdings der einzige Gedanke, der keiner Konjugation und keiner Deklination unterliegt, der von Urbeginn in der Menschheit liegt."

„Oho," wunderte er sich. „Vor Christus gab es doch kein Christentum. Oder wollten Sie das nicht sagen?"

„Ich will definieren. Die Idee des Christentums ist die Liebe. Die Liebe hat das Alte Testament schon gepredigt. Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selber. Christus hat diesen Gedanken noch etwas verschärft durch die Feindesliebe. An sich aber ist er so alt wie das organische Dasein, das auf dem Gesetz der gegenseitigen Hilfe aufgebaut ist."

„Ja, da kannst du nichts machen," meinte der General gegen seinen Bruder gewendet. „Das ist Philosophie. Ich hab' Strategie gelernt, du die Landwirtschaft. Und wir haben einen Kuckuck im Nest. Ich denke, er wird uns noch sehr in Atem halten."

Obwohl die Worte in großem Ernst und in aufrichtiger Bedenklichkeit gesagt waren, erregten sie doch die allgemeine Heiterkeit. Aber als man davon zurückgekommen war, nahm Frau von Oppen das Wort.

„Das mit dem Boden ist natürlich ein Paradoxon der modernen Wissenschaft, um die Geistesschärfe zu zeigen," sagte sie beschwichtigend. „Niemand denkt daran, Ernst zu machen —!"

„O doch, Frau von Oppen!" rief ich lebhaft. „Sogar viele denken daran!"

„Niemand denkt daran, Ernst zu machen!" beharrte sie mit großer Pompentfaltung. „Aber was Sie vom Christentum sagten, das ist sehr schön. Die Liebe ist wirklich der Sinn von allem und der Schlüssel zum Himmelreich. Wenn er sagt: ‚Die Liebe ist der Inhalt des Christentums!' so könnt ihr ihm nichts anhaben!"

Sie blickte ihres Eindrucks gewiß um sich, und die Männer gaben sich auch wirklich geschlagen. Allein nun regte sich Hilde, die bisher schweigend und mit abwägender Aufmerksamkeit dem Disput beigewohnt hatte.

„Die Liebe ist nicht der Mittelpunkt des Christentums," bestritt sie bestimmt. „Das ist der Glaube. Ohne Glauben kann man nicht selig werden. Die Liebe unterliegt zu sehr der Verderbnis. Was wir außer dem Glauben tun können, das ist, zu dulden. Die Duldung, nicht die Liebe, ist der andere Teil. Die guten Werke gelten nichts."

Dies Wort machte Aufsehen, da kaum sonst jemand so tief über das Wesen des Christentums nachgedacht hatte. Besonders aber meine Mutter begrüßte den Ausspruch als Wasser auf ihre Mühle.

„Protestantischer kann man nicht mehr denken!" stimmte sie eifrig bei. „Ganz klar ist im Katechismus der Glaube die Zentralstellung des Christentums. Luther betont es immer wieder neu. Die Werke sind untergeordnet. Die Liebe versteht sich von selber." Doch gleich spielte ihr das Herz einen Streich. „Trotzdem möchte ich die Liebe nicht so sehr der Verderbnis aussetzen," sagte sie freundlich und schonend, „wie es Hilde tut. Darin geht sie vielleicht ein bißchen zu weit."

„Wenn Hilde an die äußerliche Werktätigkeit denkt, so hat sie sicher recht," griff ich wieder ein. „Aber mit der Voransetzung der passiven Duldung öffnet sie jeder Art von Vergewaltigung Tür und Tor. Schon das Wort: ‚Gib dem, der dich bittet!' verlangt mehr, als Duldung. Und was soll ich mir — da muß ich auch meiner lieben Mutter widerstreben — unter dem Glauben denken? Wenn ich an die historischen Daten der Jahre unsrer Zeitrechnung 1 bis 33

glaube, so kann ich selig werden. Kann ich es nicht, so werde ich verdammt. Das ist eine Absurdität. Zwar Kierkegard sagt: ‚Eben kraft des Absurden sollen wir selig werden!' Ich aber will meinem höchsten Erlebnis nicht in der Vergangenheit und auf Kommando begegnen, sondern gegenwärtig und frei, überraschend, wie es nur mir begegnen kann und keinem andern. Soll ich Gott im historischen Datum erkennen, so ist er nicht der Gott, den ich meine, und ich suche mir einen aktuelleren."

Ich hatte mich mit dieser Improvisation, die mich selber überraschte und eigentlich mein ganzes bisheriges System angriff, etwas ins Feuer geredet. Hilde blickte mit abwehrendem Ausdruck vor sich nieder, sagte aber nichts mehr. Meine Mutter vollends hatte ich halb zerstört. Sie starrte mich an wie einen Verlorenen, und was sie mir zu antworten hatte, das hob sie mir für später auf. Ich aber dachte plötzlich an meinen Traum der vergangenen Nacht, in dem ich fliegen konnte, und mein Herz wurde mir weit bis zum Schmerz.

„Na, historisches Datum ist gut," bemerkte endlich nach einer Stille der Graf. „Wenn wir also an Christus glauben, so glauben wir an ein historisches Datum?"

Er saß halb hinter mir, und ich wandte mich unwillkürlich nach seiner Gegend. Ich hätte ihn ja auch ignorieren können, aber schon vorher war mir gewesen, als müßte ich mich umsehen. Als ich es jetzt tat, stand da an eine Säule gelehnt Holsten und blickte mit einem Ausdruck wachsamer Spannung nach mir her, veränderte auch den Ausdruck nicht im mindesten, als ich ihn darauf betraf, und auf einen Moment blieb ich dem Grafen die Antwort schuldig. Eine heiße Blutwelle durchdrang mich. Ich hatte hier wohl irgendwie als sein Stellvertreter, aber nicht für seine Ohren gesprochen, und fühlte mich beinahe wie belauscht. Dann faßte ich mich aber und wandte mich an den jungen Menschen.

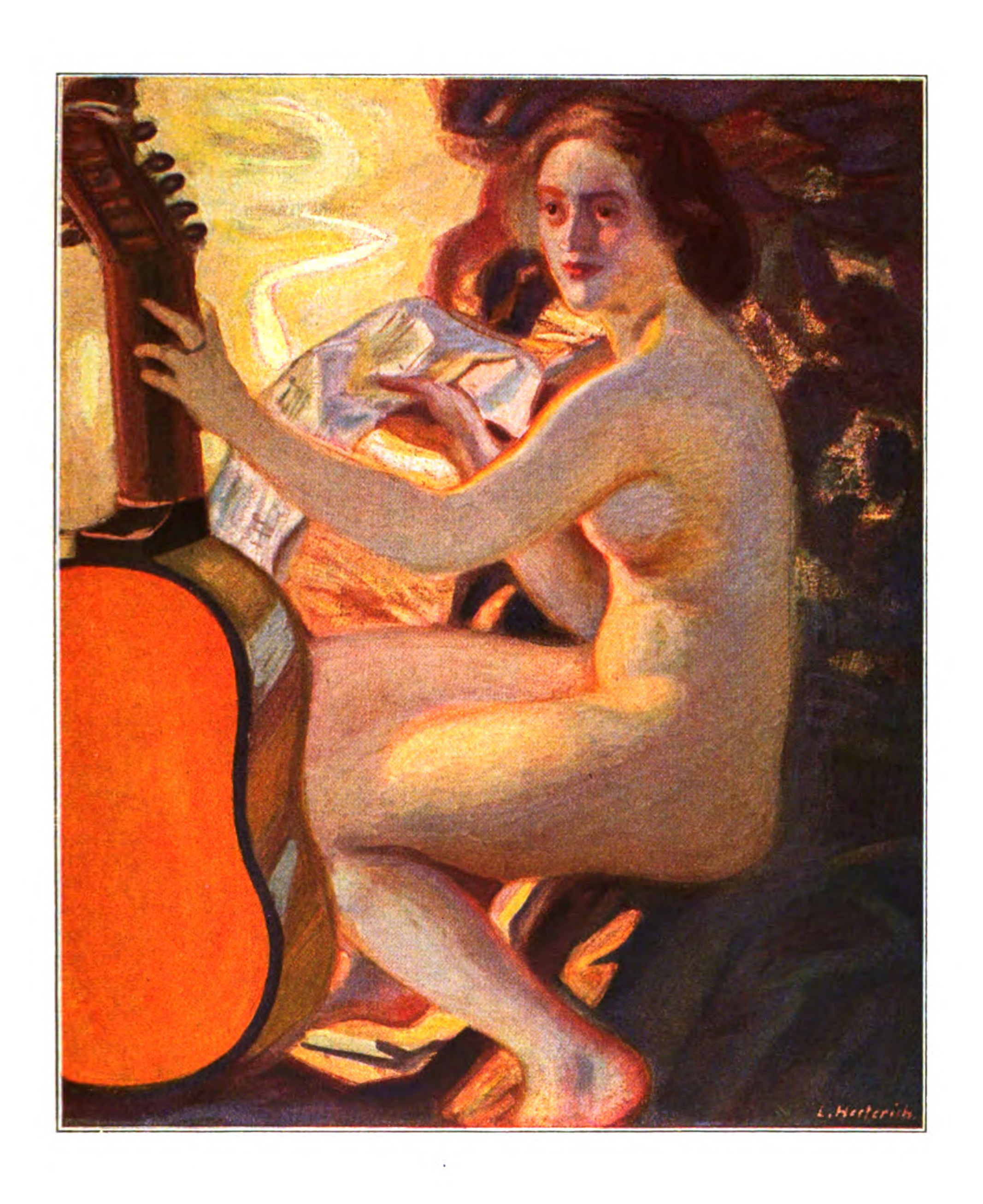
„Wenn Sie von ‚glauben' sprechen, müssen Sie sich ausschließen," entgegnete ich ihm kühl. „Sie tragen Ihren Glauben wie einen Studentenbierzipfel — oder wie der Ehemann seinen Ring: bald am Finger, bald in der Westentasche."

Ein Gelächter folgte dieser Bemerkung. Auch der Graf lachte, und dann waren alle froh, zu andern Themen überzugehen. Ich aber war innerlich mit einem gewissen Zorn vor Holsten stehen geblieben. Angefochten und zerstreut wohnte ich den weitern geistigen Bewegungen bei. Was für ein Zauber war das, durch den ich nun auch meine Freiheit und selbst die Übersicht über meine Philosophie verloren hatte? Mit der ersten schicklichen Gelegenheit erhob ich mich, um hinauszugehen. Mir war nicht mehr wohl. Hilde sprach plötzlich an mir vorbei. Meine Mutter sah mich an wie einen Verstorbenen. Und dies stumme Stehen im Hintergrund machte mich geradezu streitsüchtig. Aber als ich mich noch einmal nach der Gegend wandte, fand ich ihn gar nicht mehr vor. „Triffst du ihn draußen," sagte ich mir triebhaft, „so stellst du ihn!" Mir war, als hätte er mir etwas entwendet, das ich mir zurückholen mußte.

⁂ ⁂ ⁂

Wirklich, wie auf Verabredung, fand ich ihn auf der Terrasse, die zum Garten hinabführte. Er stand da ruhig und blickte in die Mondnacht hinaus. Am Westhimmel türmten sich dunkle Wolkenhaufen vom Mond beleuchtet; das Schauspiel war schon des Betrachtens wert. Schweigend stellte ich mich in seine Nähe. Er unterrichtete sich mit einem halben Blick, wer da gekommen sei, und sah wieder geradeaus. In den Gründen des Gewölkes zuckte ab und zu ein Wetterleuchten auf, unter dem der Seespiegel schwach aufleuchtete, aber es schien unbeweglich an seinem Platz zu verharren, und bei uns regte sich kaum ein Lüftchen. Endlich wandte sich Holsten mir zu, musterte mich noch einmal kurz und sagte dann einfach: „Wollen wir noch ein wenig spazieren gehen? Hier draußen gibt's kein Christentum — und keine Verlogenheit." Ich wünschte nichts anderes.

Zuerst schwiegen wir. Dann redeten wir von scheinbar gleichgültigen Dingen. Im Park standen einige seltene Bäume; die hatte Holsten auch schon bemerkt. Wie gesagt stießen hier verschiedene Reiche der Vegetation zusammen; Vertreter der nördlichen und der südlichen Zone standen selbst im Wald friedlich nebeneinander. Auch geologisch kam da manches Interessante vor, und über diese Dinge unterhielten wir uns, als ob wir uns sonst nichts zu sagen hätten, aber das Stärkste und Bewegendste in unserer Unterhaltung war wieder das, worüber wir schwiegen. Zwei oder drei Nachtigallen schlugen im Park. Man hatte übrigens hier japanische Nachtigallen ausgesetzt, die gut wegkamen, aber im Schlag konnten sie sich mit unsern einheimischen nicht messen. Stark und erregend, mit einer gewissen Heldenhaftigkeit, stürmte der Duft der Jahreszeit und der Nacht von allen Seiten auf uns ein. Belsazars Flammenzeichen, richtig betrachtet, konnte nicht erschütternder gewesen sein, als dies geisterhafte Mondlicht auf den



Musik. Gemälde von Prof. Ludwig von Herterich

Wegen und Rasenplätzen. Auch Holsten schien es so zu empfinden.

„Einmal werden so die Tage der Erde aussehen," sagte er. „Der Mond wird noch kreisen, aber als schwarze Kohle. Und die Sonne wird morgens als trüber Mond aufgehen und in den paar Sommerwochen an besonders geschützten Plätzen eine spärliche Grasdecke hervorzaubern. Alles andere: Eis und Schnee. Glauben Sie, mein Lieber, daß dann die Philosophie noch eine große Rolle spielen wird? Schauerlich lehrreich ist dies Mondlicht!"

Ich sagte nichts dazu, und er schien auch keine Antwort zu erwarten. Wir begegneten noch einer Natter, die jagte. Die ersten Fledermäuse huschten durch die Halbhelle. Irgendwo zeterte ein Eulchen. Ich fühlte mich eins mit diesem ganzen Leben, wie schon so oft, aber das Neue und Bewegende war, daß von nun an Holsten in diesem Kreis stand. Ich hatte durchaus das Gefühl, daß damit ein neuer Abschnitt begann.

Als wir wiederkamen, hatte sich Hilde bereits zurückgezogen. Es war das erstemal, daß wir uns nicht Gute Nacht sagten. Die Mutter übermittelte mir etwas geschäftsmäßig ihren Gruß. Holsten setzte sich zur Gesellschaft und begann Jagdgeschichten zu erzählen. Sie gingen mich nichts an, und er wandte sich auch ausschließlich an die andern, deren Unterhaltungsbedürfnis damit zu füttern ihm aus irgendeinem Grund gerade gefiel. Unauffällig räumte ich ebenfalls das Feld. Was mir der Tag bringen konnte, das hatte ich. In meinem Zimmer las ich noch bis gegen ein Uhr. Dann kam das Gewitter doch noch. Die Nacht und das ganze Tal wurden lebendig. Wald, Berg und See flammten dämonisch auf, zuckten geheimnisvoll in die Finsternis zurück, während droben in einsamer Majestät der Donner redete und der Sturm durch die Baumkronen brauste. Einmal, einmal die Welt mit ganz andern Augen sehen können! Einmal sie erfassen und erkennen in einer furchtbar seligen neuen Gestalt! Wie nahe glaubte ich manchmal davor zu stehen! Aber ein Millimeter zu kurz, und die Brücke ist keine Brücke! Noch, noch keine Brücke! Laß mich nicht verzweifeln, heilige Unerforschlichkeit! Die erkaltende Sonne ist vielleicht das letzte Wort der Philosophie, aber nicht deines, nicht meines! Auch nicht Holstens!

Aber war das noch Dualismus und pessimistisches Weltgefühl? Ach, hier stürmte mein Herz, und dort mein Verstand, und wo brauste ich mit meinem ganzen Sein und Haben in die große Harmonie ein?

⁂ ⁂ ⁂

Eine Freundschaft kann man entdecken wie eine Verwandtschaft; sie war latent vorhanden und kommt eines Tages ans Licht. Die unsrige wurde sofort bemerkt und bald lebhaft besprochen, da auch die vorhergehende Spannung aufgefallen war. Ihrem ganzen Licht und Inhalt nach unterschied sie sich ja von der ersten Stunde an von allen andern „guten Beziehungen"; das fiel selbst dem blödesten Blick auf. Mit uns ging ein Ernst, eine unausgesprochene Leidenschaft, ein ständig angespanntes Interesse, kurz, eine dichte, strahlkräftige Stimmung, die sich unwillkürlich auch andern mitteilte. Nicht daß wir einen Kreis bildeten; dazu war Holsten viel zu unabhängig, und ich hatte meinen „Kreis" in der Gesellschaft Hildes. Wir schwammen miteinander, ritten auch einmal aus — am liebsten morgens in aller Frühe, bevor die andern ihren Tag begannen —, verabredeten uns auf die Golfwiesen und saßen nachts auf der Veranda oder ergingen uns am See.

Ich sah bald, daß dieser neue Verkehr Hilde gegenüber einen besondern Takt von mir verlangte. Einerseits dauerte dort die seltsame Beziehung der gegenseitigen Nichtbeachtung unverändert fort. Dann hatte ich darauf zu sehen, daß sie sich schon rein nach der Zeit, die ich ihr bisher gewidmet hatte, nicht benachteiligt fühlen konnte. Ich hielt sie mit Recht für stolz und feinfühlig und zu Kompromissen nicht im mindesten geneigt. Sachlich teilte ich ihr mit, daß ich mit Holsten näher bekannt geworden sei. Auch weiterhin erfuhr sie, wenn ich mit ihm zusammengewesen war oder sein wollte, in voller Offenheit; ich hatte keinen Grund, an meiner Freiheit zu zweifeln. Sie äußerte nie etwas dazu; nach wie vor überging sie seine Existenz mit Stillschweigen. Zunächst fühlte ich auch kaum eine Nötigung, etwas daran ändern zu wollen; bei ihrem Charakter hätte ich eine steile Abweisung erlitten und meine Unabhängigkeit aufs Spiel gesetzt.

Wen ich aber über den neuen Verkehr bald aufrichtig erfreut und überrascht fand, das war meine Mutter. Als ich zum erstenmal davon sprach, sah sie mich noch besorgt an.

„Ist das auch gut, Klaus?" fragte sie. „Der Mann hat sowas Spöttisches und Hochfahrendes und denkt so gering von den Menschen. Und wie willst du die Freundschaft bei Hilde vertreten?"

„Gar nicht, Mutter," sagte ich. „Da muß sie mir vertrauen. Ich vertraue ihr ja auch, wenn sie mit Leuten umgeht, die mir nicht gefallen. Vollends Menschenverachtung mußt du nie ernst nehmen, weil sie ein unmöglicher Widerspruch ist."

„Wenn ich Hilde wäre, ich würde es doch

empfinden," gestand sie. „Nun, du hast jetzt Gelegenheit, eine Versöhnung einzuleiten. So kann es ja nicht bleiben! Wer weiß, wozu das gut ist."

Am Nachmittag standen wir, Holsten und ich, im Vestibül beisammen und besprachen eine Hilfsaktion, die wir für die Abgebrannten einleiten wollten. Wir waren heute früh zu Pferd an der Brandstelle gewesen, hatten vier Familien festgestellt, die in zwei vom Feuer verschonten Ställen kampierten, und sich durchbrachten, wie sie konnten, während die Maschine der Bürokratie langsam knarrend arbeitete. Die Leute waren still erbittert, und der Gedanke, nach Amerika auszuwandern, hatte sich schon ziemlich tief bei ihnen eingefressen. Indessen machte ich geltend, daß die Sache zu teilen sei. Man konnte zwei Familien den Abzug ermöglichen, wenn vielleicht auch nicht übers Meer, sondern auf eine deutsche Scholle, und die andern beiden auf dem Boden von vieren bequemer und reichlicher neu anbauen, ein Plan, der auch Holstens Beifall fand. Eben erwogen wir die Formen einer großangelegten Hotelkollekte, als meine Mutter die Treppe herunterkam.

Sie nickte mir freundlich zu und wollte vorbeigehen, ich aber bat sie her, da ich jetzt Mitverschworene brauchte. Nachdem ich Holsten noch einmal besonders vorgestellt hatte, entwickelte ich ihr die Sache und unsern Plan. Sie war sofort dafür eingenommen.

„Du hast doch neulich das Geld beim Spiel gewonnen und weißt nicht, was du damit machen sollst," erinnerte sie. „Setze es oben auf die Liste, und dann laß sie umgehen. Ich übernehme den Vertrieb."

„Das ist gut," stimmte ich zu. „So werden wir den ungerechten Mammon wieder los. Es ist sogar ein besonders schöner Anlaß. Dafür wirst du auch die offizielle Protektorin der Sache."

Dagegen sträubte sie sich aber mit allen dazu geeigneten Organen und Gliedmaßen.

„Um Gottes willen, auf mich beißt doch niemand an!" rief sie mit lachendem Entsetzen aus. „Wozu ist denn die Fürstin Solms hier abgestiegen? Ich will es übernehmen, sie dafür zu gewinnen, dann können die Herren überzeugt sein, daß sie Erfolg haben werden. So sind die Menschen einmal."

„Laß mich bloß zufrieden mit Fürstinnen und andern hochmögenden Kleiderträgern," wehrte ich ab. „Sind wir nicht gut genug, einen vernünftigen Gedanken selber zu patronisieren? Muß es immer ein gesellschaftliches Götzenbild sein?"

„Ich glaube aber doch, daß Ihre Mutter in diesem Fall recht hat," trat nun Holsten wieder in das Gespräch ein. „Ihr schöner Bürgerstolz in Ehren, aber wir wollen nicht unseren Prinzipien nützen, sondern ein paar in Not geratenen lebendigen Menschen. Auf die Fürstin Solms wird hier alles hereinfallen. Außerdem ist sie eitel auf ihren Ruf als gute Frau, und wird für die Ehre noch ein übriges tun."

Meine Mutter betrachtete ihn auf diese Worte hin aufmerksam, ohne etwas zu sagen.

„Es ist gut," gab ich nach. „Fürstin Solms heißt natürlich: Großgrundbesitzerin. Mag sie für die Ehre also zehn Hektar Land zur Verfügung stellen. Sie braucht es nicht zu schenken; Erbpacht genügt auch schon. So bekommt die Sache im wahren Sinn des Wortes Boden unter die Füße."

„Also das ist die wasserhelle Besessenheit," lachte Holsten. „Ein solcher Fanatiker ist mir noch nicht begegnet, gnädige Frau. Hat er das von Ihnen?"

„Ich fürchte beinahe," lachte auch sie. „Obwohl ich von all dem nichts verstehe. Mein Mann war zwar ein großer Agronom, und diese Wissenschaft soll sich ja mit dem Boden befassen, aber das ist spurlos an mir vorübergegangen, wie Sie bemerken."

„Lassen Sie sich das nicht anfechten," tröstete er. „Das Mannsbild bosselt schon viele tausend Jahre an der Welt, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß ein Mißstand den andern ablöst. Wenn der neue einmal zufällig nicht noch schlimmer ist, als der alte, so spricht man von Fortschritt."

„Ja, der Mann hat viel Mißgeschick," gab sie zu. „Aber darum finde ich es eben so schön und tapfer von ihm, daß er sich nicht abschrecken läßt."

„Ein sehr schönes Wort, gnädige Frau, anerkannte er ernst. „Wenn nur nicht soviel unschuldige Frauen und Kinder die Folgen der männlichen Hartstirnigkeit zu büßen bekämen."

„O, die Frau verdirbt dem Mann auch viel," bemerkte sie leicht errötend. „Unsertwegen müssen immer Konzessionen gemacht werden."

„Nein, die Sache liegt anders," widersprach ich lachend. „In eurem Zeichen werden die Kriege erklärt und die Köpfe abgeschnitten. Aber die ‚humanen Zugeständnisse', und wie der politische Schwindel dann heißt, macht der Mann lediglich an seine Bequemlichkeit und an seinen Eigennutz."

„Ein geradezu furchtbarer Denker!" kopfschüttelte Holsten gegen meine Mutter. „Was der Mensch mir schon zu schaffen gemacht hat. Alles weiß solch ein Philosoph besser."

Sie lachte beglückt.

„Wenn er sich nur nicht so viel schadete mit seiner Offenheit!“ bedauerte sie. „Aber die Erfahrungen werden ihn schon noch temperieren.“

„Gewiß,“ gab er zu. „Er ist auf dem besten Wege dahin.“

Die Hilfsaktion wurde zur Tatsache. Die Fürstin Solms, eine ausgezeichnete alte Dame von großer Unabhängigkeit des Urteils und von viel Humor, übernahm nicht bloß die Protektion, sondern sie honorierte die Ehre, auf die sie übrigens pfiff, mit zehn Hektar Boden, die sie den beiden Bauernfamilien, die wandern wollten, als Erbpacht kontraktlich überließ. „Mein Verwalter wird Feuer und Flammen spucken,“ freute sie sich. „Der ist ja zehnmal solmsischer als ich selber. Aber ich kann den Boden nicht ins Grab mitnehmen, und für meine Erben bleibt noch gerade genug. Überhaupt, je mehr Menschen auf dem Boden leben, desto besser ist es doch.“

Meine Grundsätze feierten also einen regelrechten Triumph. Auch meine Mutter hatte bei der Sammlung viel Glück und persönliche Erfolge; die Kollekte überstieg alle Erwartungen. Holsten übernahm die Auseinanderrechnung mit den Bauern und die Planlegung für die Zukunft. Er betrieb alles mit großer Sachkenntnis und Umsicht, und wo er weibliche Hilfe brauchte, wandte er sich an meine Mutter. Beinahe jeden zweiten Tag fuhren wir nach der Brandstelle hinaus, und wenn ich abgehalten war, so fuhr Holsten mit meiner Mutter allein.

Ich berichte diese Episode aus zwei Gründen. Erstens will ich damit zeigen, daß ein richtig gedachtes und triebfrisches Handeln immer ans vernünftige Ziel führen muß. Zweitens ist der Vorfall die Veranlassung zu einer neuen Freundschaft, die sich an diesem Ort bildete, und die von großen und tiefgreifenden Folgen begleitet war. Zwischen meiner Mutter und Holsten entstand ein Verhältnis von gegenseitiger Aufmerksamkeit und von Vertrauen, das bald weit über die vorliegenden Geschäfte hinausgriff, ja, es verband sie schließlich eine richtige Unzertrennlichkeit. Bald saßen sie im Salon beim Schach beisammen, bald fand man sie auf der Terrasse in eifriger Unterhaltung. Dann begann ich ihnen auf der Seepromenade, in der Stadt und auf umliegenden Spazierwegen zu begegnen. Die Leute bekamen wieder zu reden, denn meine Mutter war die einzige Frau, die er überhaupt einer Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Diese aber ließ er nicht nur gelten, sondern er suchte sie, legte sichtlichen Wert darauf, mit ihr zusammen zu kommen, und ihren Geist hielt er für bedeutend genug, um sich in lange Gespräche mit ihr einzulassen, was er selbst bei den Männern sorgfältig vermied. Gelegentlich hielt sie ihm auch einmal eine freundschaftliche Standrede über seinen Zynismus, seinen Unglauben und seine frivolen Anschauungen über den Wert des Menschen, und er hörte sie höflich und achtungsvoll an, um gerührt mit — einem neuen Zynismus zu antworten, über den sie dann in Lachen ausbrach.

„Nein, ich sehe ein, Sie sind unverbesserlich!“ rief sie einmal in meiner Gegenwart aus. „Wir müssen uns wieder trennen.“

„Es würde mich sehr schmerzlich treffen, wenn Sie strenger sein wollten als Gott, der seine Sonne auch über die Ungerechten scheinen läßt,“ versetzte er in scherzhaftem Ton, aber mit einem halb aufgedeckten Blick, der den neuen Ernst erkennen ließ, der hinter dem Wort stand.

„Da ich kleiner bin als Gott,“ erwiderte sie ein bißchen verwirrt, „so dürfte ich wohl enger und strenger sein. Aber ich will es noch einmal mit Ihnen versuchen.“

Bei ihrer großen Eindrucksfähigkeit dauerte es nicht lange, bis sie ihn trotz seines „Heidentums“ für das Muster eines Kavaliers, ja, als den Typus des ganzen Mannes erklärte, was er unstreitig auch war. Sie begann in meiner Gegenwart Betrachtungen anzustellen über seine verwöhnten Eigentümlichkeiten, seine vornehme Lässigkeit, seine Weltmannschaft. Sie schwärmte jetzt für die „herrschenden“ Männer, und ich sagte schließlich lachend: „Da kann ich von Glück sagen, daß ich dir nicht in deinen heiratslustigen Jahren begegnet bin, sonst hätte ich großes Herzeleid erlebt!“

„O,“ erwiderte sie sehr ernst, „du kannst auch herrschen, wenn du nur wolltest. Aber du läßt dich immer noch zu sehr mit den Menschen ein.“

Ihm allein stand es, auf dem Geländer der Terrasse sitzen zu bleiben, wenn ihn eine Dame ansprach. Bei ihr tat er es nie, sondern er erhob sich schon, wenn er sie von weitem erblickte. Von bezaubernder Freimütigkeit fand sie die Art, wie er Frau von Oppen — die „sich ja manchmal wirklich wiederholt“ — zu behandeln verstand. Er fuhr ihr nämlich kurzweg über den Mund, wenn sie ihre Gesellschaftsheuchelei gar zu bunt trieb. Ihr fuhr er nie über den Mund, im Gegenteil, jedes ihrer Worte schien ihm eine Offenbarung zu sein, so andächtig und aufmerksam hörte er ihr zu. Allerdings hatte ich sie auch lange nicht mehr so frisch und aufgeschlossen sprechen hören. Die Worte fielen ihr manchmal von den lächelnden

Lippen wie Perlen. Ihre Wangen röteten sich vor Eifer, und ihre Augen strahlten ein kluges, junges Licht aus. Sie machte dann den Eindruck einer Dreißigjährigen. Einmal, als sie mir wieder eine lange Beschreibung seines Wertes geliefert hatte, neckte ich sie: „Das wird noch damit enden, daß du mir ihn als Stiefvater gibst."

Sie errötete.

„Als Milchbruder hast du ihn jedenfalls schon," gab sie schnell zurück. Und sehr ernst fügte sie hinzu: „Übrigens sei nicht ungezogen gegen deine Mutter! Küsse mir lieber die Hand."

Ich tat es. Als ich mich wieder aufrichtete, stand sie da in einer tiefen, verwirrten Röte und Tränen in den Augen. Die Bewegung darüber wurde ich lange nicht los. Wo ich stand und ging diesen Abend, sah ich vor meinem geistigen Blick ihre schlanke, aufrechte Gestalt mit der jugendlichen Spannkräftigkeit der Glieder und der Harmonie ihrer Bewegungen, in denen noch so wenig von Entsagung lag, wie auf ihrem dunkelbraunen Schopf, der kein weißes Härchen enthielt. Sie hatte so etwas Unverbrauchtes an sich, eine kühne, stille Widerstandfreude gegen den Verfall, die sich nicht einmal bei allen Mädchen und jungen Frauen findet. Kaum ein Fältchen zeigte ihre Stirn mit den lieblich eigensinnigen Formen, und der gütige Mund, um den so viel Freundlichkeit, aber auch ernste Verhaltenheit sich ausdrückte. Immer mußte ich denken: „Für dich hat sie auf ihr Frauenglück verzichtet, ihr Leben in der Hauptsache ungelebt vorbeigehen lassen!"

Aber auch Holsten erschien mir von dieser Stunde an in einem neuen Licht. Ein romantischer Zauber webte um seine Gestalt. Wenn er nicht geradezu geliebt war, so umgab ihn doch eine Verehrung, der Idealismus eines Frauenherzens, worin vielleicht noch eine stärkere und tiefere Leuchtkraft webte. Unausgesetzt mußte ich ihn daraufhin betrachten. Jede seiner Äußerungen schien mir jetzt noch weitertragend, beziehungsreicher, denn jetzt hing auch etwas von meiner Mutter daran, und der Ring, in welchem wir standen, breitete sich zur Aura aus, ließ Geister und Beziehungen ahnen, und zog nun schon Kräfte aus anderen Reichen.

⌘ ⌘ ⌘

Eines Nachmittags trieb ich mit Holsten den Ball über die Golfwiese. Die begrasten Halden stiegen so lebendig leuchtend zum Wald auf. Die Birken standen da in ihren grünen Schleiern wie die Bräute. Ein grüner Rauch hing in den Buchenwäldern, in dem es tausendfach zwitscherte und musikalisch lärmte, auch einmal herzlich johlte. Fern herein leuchteten die Schneeberge. Eidechsen glitten hurtig durch das Gras. Über die nähern Berghöhen hinweg zogen die wunderbar freien und leichten Wolkengebilde, deren Rücken wir nie sehen. Das alles wurde mir plötzlich so mirakelhaft und überbegrifflich, daß ich meinen Schläger dem Jungen hinwarf und Holsten anrief: „Hallo, Sie Sportphilister, stecken Sie auf. Wir wollen noch ein bißchen durch den Wald gehen, bevor die Karawanserei anrückt."

Auf halb Fünf war ein allgemeines Rendezvous im Golfhaus verabredet.

„Selber Sportphilister," gab Holsten lachend zurück. „Daß Sie gerade jetzt eine Erleuchtung hatten, macht Sie noch nicht zum ergrauten Propheten. Da!" Er versetzte seinem Ball noch einen Schlag, daß er über die halbe Wiese hinwegflog. „Lauf, mein Junge. Laß sehen, was du kannst. Und bring das Zeug dann unter." Mit einem beinahe zärtlichen Blick sah er dem davonlaufenden kleinen Burschen nach. „Wie sich das durch die Luft schnellt — wunderbar! Dies Selbstvergessene, Naturreine, in Luft und Licht Aufgelöste hat nur der männliche junge Mensch. Der weibliche ist bereits vom vierten Jahr an verdorben. — Also gehen wir!"

Wir stiegen, wie wir waren, in Sporthose, Hemd und barhaupt, zum Wald hinauf. Oben führte ein Höhenweg ziemlich eben am Berghang hin. Er hatte prächtige Ausblicke über Stadt und See, verkroch sich dann wieder in eine Geländefalte, wo meist durch das kühle Waldesdunkel ein Bach rauschte, und brach von neuem gegen das machtvoll strahlende Licht des offenen Tales vor. Auf diesem Wege promenierten wir gemächlich hin und her. Wir hatten schon verschiedenes andere gesprochen, als Holsten plötzlich wieder zum vorigen Thema zurückkehrte.

„Sehen Sie, lieber Tribius," sagte er, „Doktor zweier Fakultäten, hoffnungsvolle Leuchte der Wissenschaft, Fäustchen in Oktavformat, man muß sich schon einigermaßen herumgetrieben haben, wie ich, um dahinter zu kommen, daß diese Welt mit all den schönen Einrichtungen — Schwindel ist. Der größte Schwindel ist das Weib. Wenn man es fertig brächte, dies seltsame Wesen ganz ohne Rücksicht auf den Ehemann, nur mit Rücksicht auf die eigene Herrlichkeit zu erziehen, so könnte vielleicht etwas daraus werden. Jetzt beherrscht der Ehekrüppel die Kultur, und für die früh verlorene Souveränität hat das Weib gelernt, sich in Sicherheit

am wahren Mann zu rächen. Denken Sie nicht an Mord und Totschlag. Es gibt feine, sublime, infame Rachen, von deren Niedertracht selbst das Weib nichts ahnt. Man hat Ausnahmen; Ihre Mutter gehört dazu. Sie hat sich ihre Rache etwas kosten lassen; während sie ihren Sohn auf das sogenannte Glück dressierte, hat sie sich schauderhaft vergewaltigt. Ist Ihnen schon was Ähnliches durch den Kopf gegangen?"

„Meine Mutter ist, was es unter den Weibern selten gibt: ein Charakter," sagte ich. „Und Charaktere genießen nie ein reines Glück. Das hat schon seine Richtigkeit. — Aber sie ist nicht die einzige originale, weibliche Seele am Platz," fügte ich entschlossen hinzu. Plötzlich sah ich den Moment kommen, in dem das bisher Unausgesprochene zu Wort kommen konnte. „Auch Ihre absichtliche Ausschließlichkeit ist keine reine Wahrheit."

Er schwieg eine Weile wie verstimmt.

„Lieben Sie Hilde von Oppen sehr?" fragte er dann kurz und etwas frostig.

Auf einen Augenblick zögerte ich mit der Antwort.

„Man soll gewisse Worte nicht den Winden preisgeben," erwiderte ich ausweichend. „Man weiß nie, welche Dämonen sich ihrer dann bemächtigen."

Er blieb stehen und sah mich mit seinen durchdringenden Blicken wie drohend an.

„Keine Ausflüchte, Tribius. Lieben Sie sie? Sind Sie ihr verfallen? Bleibt Ihnen kein Spielraum außer Ihrer Leidenschaft für Hilde von Oppen? — Na, ich brauche keine Antwort." Wir gingen wieder ein paar Schritte, ich in tiefer Bestürzung, er lebhaft denkend. „Ich war schon oft verfallen," erklärte er dann lächelnd. „Ich bin solch eine Maus, die immer wieder an den Speck geht. Und einmal werde ich mein Ende dabei finden. — Zum Beispiel Sie. Sehen Sie mal —: Sie gefielen mir auf den ersten Blick in all Ihrer dozentenhaften Unausgewachsenheit. Es ist so was Schlankes, Aufrechtes an Ihnen, das Sie von Ihrer Mutter haben. Auch verdorben — aber liebenswürdig verdorben, voll Hoffnung, voll Strebung, mit dem gläubigen und zugleich ungenügsamen Blick und der ungebrochenen Seelenrichtung. Mein erster Gedanke: ‚Der Mensch muß einen ausgezeichneten Ursprung haben!' Mein zweiter: ‚Nimm dich in acht vor ihm. Laß dich nicht ein. Die Freiheit ist eine schöne Sache!' Lehnte Sie also ab, zumal mit den mütterlichen Hilfsvölkern; davor habe ich allemal Bammel. Aber dann sprachen Sie so nett gegen das Christentum, und ich dachte: ‚Also doch!' — Glauben Sie wirklich nicht an die Gottessohnschaft Christi?"

„Wer soll durch ein historisches Datum selig werden?" erwiderte ich. „Ich kann mich nicht mit den Naturgesetzen in Widerspruch bringen."

„Sie meinen mit der modernen Wissenschaft?"

„Ich meine mit den Naturgesetzen, in denen sich Gott allein offenbart. Das hat nichts mit der Wissenschaft zu tun. Es werden nicht Billionen Menschen vom Mann gezeugt, und dann erscheint auf einmal eine Gotteszeugung, worauf wieder zweitausend Jahre lang nichts passiert. Kann man hinter einer solchen Spielerei einen Gott vermuten?"

„Sehr sauber gedacht. Und was weiter?"

„Die allumfassende Gottnatur."

Holsten pfiff leise durch die Zähne.

„Also vertieftes Heidentum. Kenne die Marke. Neuester abendländischer Typ. Fliegende Bretterbude anstatt des frommen Adlers. Mir ist's gleich. Ich bin Nihilist." Einen Augenblick zögerte er noch, darauf schlug sein Ton um. „Hör' mal, Tribius, sieh da genau zu," sagte er ernst. „Werde kein aufgeklärter Spießer. Dazu bist du zu schade. Was du da vorträgst, tönt wie liberales Philisterium. Die Schmach der Jahrhunderte drüber. Rabindranath Tagore oder so. Das Kraut fress' ich nicht. — Mann, du hast alles noch vor dir. Versack' dich nicht vorzeitig in Überzeugungen. Laß dir Spielraum. Behalte dir alle Freiheit vor. Das rät dir einer aus aufrichtigem Herzen, der — na, was soll's helfen! Hängst einstweilen am Weib. Aber verdammt was übrig hab' ich schon für dich, Mensch. Halt's Maul. Red' jetzt nicht. Ich weiß schon. Bist in der Lage, mit dem gleichen zu dienen. Aber dasselbe ist nicht dasselbe. Immer bleibt man übrig."

„Holsten," sagte ich bewegt, „dann bleibst du aus Eigensinn übrig. Oder aus Dämonie. Sei nicht zu steil! Mich hat auf den ersten Blick das Schweifende, Fernesüchtige, Unbefriedigte in deinem Ausdruck gepackt und nicht mehr losgelassen. Ob wir darin verwandt sind oder nicht: jedenfalls ahnt mir jetzt, was das ist, einem andern verfallen zu sein."

„Ahnst noch wenig," erwiderte er trübe. „Was weißt du denn von mir, Mensch? Aber du und deine Mutter, ihr habt nun mal diesen ergreifenden, wunderhungrigen Zug, der auf alles einschnappt. Und was soll's helfen? — Nimm dich überhaupt in acht vor mir," warnte er leicht aufflackernd. „Ich bin ein Hochstapler." Und nach einem

augenblicklichen Schweigen, währenddessen mir sein Unsterbliches, Astrales schnell wie ein Nordlicht am Horizont heraufwuchs, fuhr er wie unwillig fort: „Du muß genau wissen, mit wem du dich einläßt. Ich bin nämlich ein komischer Kerl. Mein Vater hat sich zeitlebens damit beschäftigt, seine Familie zu ruinieren. Das ist ihm ausgezeichnet gelungen; Ehre seinem Andenken. Nun hätte ich eigentlich die Pflicht verspüren sollen, sie wieder heraufzubringen. Keine Spur. Meine Mutter hoffte sehr auf mich und starb zur rechten Zeit, bevor ich sie ganz enttäuscht hatte. Wie ich alsdann nicht wußte, was ich weiter tun sollte, nahm ich mir einstweilen ein braves und leidlich hübsches Weibchen, weil ich dachte, mit den Pflichten würden sich auch die weitern Richtlinien einstellen. Haben sich eingestellt. Bin Vater von zwei schönen Kindern, die mich nicht oft zu sehen kriegen. Unser aller Leben friste ich — na, durch Glücksfälle. Ich habe dir ja gesagt, daß ich hochstaple. Soll ich in Wein und Zigarren reisen? Dann lieber Mädchen handeln, das wäre immer noch standesgemäßer. Wundere dich nicht, wenn du mich die nächste Zeit ein bißchen oft am Spieltisch siehst. Habe eine glückliche Hand in den Karten, und seine Talente soll der Mensch nutzen. Zwei Seelen wohnen — und so weiter. Hol' der Teufel den Kerl, der das so hübsch geprägt hat. Ist zu handlich, um die ganze werte Tiefe auszuschöpfen. — Na, weißt nun Bescheid. Tu jetzt, was du willst. Vergiß deine Verpflichtungen nicht."

Aufgebracht schwieg er und begann rascher auszuschreiten. Es lag jetzt eine harte Trauer um seine Gestalt. Auch eine gewisse Gefährlichkeit umwitterte ihn. Ohne Zweifel war er bereit, jeden in die Pfanne zu hauen, der ihm auch nur mit einem Blick seine Qualifikation andeutete, bevor es ihm paßte, sie selber zu geben. Anderseits hatte er sich angesichts des wetterleuchtenden Abgrundes, den er als sein Schicksal vorempfand, mit einem so zarten Hochsinn in meine Hand gegeben, mit einer bestürzend brüderlichen Sorgfalt noch zuletzt für meine „andern Verpflichtungen", daß ich beinahe niedergeschlagen von dem Gehalt der Stunde, schweigsam und traurig vor Glücksüberraschung mit ihm zu Tal stieg. Indessen aber erschien mit der gebärenden Macht eines Sternennebels in mir zum erstenmal jene leuchtende Vorstellung von dem Wunder, das mit der hohen Unbändigkeit seiner Seele, seiner leidenschaftlichen Liebeskraft und edlen Ungenügsamkeit in mein Leben trat, und als uns das Geplauder und gesellschaftliche Geplätscher des Golfhauses wieder umgab, hatte ich Mühe, mich in den Ton zu finden und die rechten Antworten zu geben. Hilde streifte mich, wie manchmal in der letzten Zeit, mit zwei oder drei fragenden Blicken und machte dann keine Ansprüche mehr an mich.

(Fortsetzung folgt)

Vorväter. Von Herbert Kayser

Meine Väter hatten niemals Zeit,
Zusammenzusitzen und viel zu erzählen
Und Gunst zu genießen,
Sie mußten sich quälen,
Das Leben zu fristen,
Dies klägliche Leben
Ein halbes Jahrhundert, nicht mehr?
Und nie Zeit,
Nur Arbeit.

Sie hatten Glieder von Knochen und Haut,
Und starre Köpfe, zerdachte Gesichter,
Und mühegekrümmt war ihre Gestalt,
Sie gingen ihren harten Weg
Und machten nirgendwo mal halt.
Sie konnten kaum lachen die knappe Zeit,
Sie hatten nie Zeit,
Nur Arbeit.

Sie dachten oft an ihren Tod,
Und glaubten an ihn treu und fest,
Und harrten seiner wie eines Freunds,
Der lange auf sich warten läßt.
Und gaben kaum eine Klage laut,
Wenn ihr Weg zu sehr ins Steinige stieg
Und neue Mühewälle sich türmten;
Sie haben mutig nach vorne geschaut:
Die Zeit wird's bringen, die Zeit,
Und Arbeit.

Und sie sind an der Arbeit gestorben,
Noch nicht fünfzig, kaum fünfzig, nicht mehr.
Sie hatten nicht lange zum Sterben Zeit,
Nur ein paar Tage, dann waren sie tot,
Sie hinterließen uns Tränen und sicheres Brot,
Und Zeit zum Weinen,
Viel Zeit — —

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Von der lettischen Universität

Von Univ.-Prof. Dr. Walter Frost



Als ich im Oktober 1920 von unserer schönen rheinischen Musenstadt Bonn Abschied nahm, um mit meiner Frau nach Riga zu gehen, sagte man mir Glückwunschworte, schüttelte den Kopf und gedachte sorgenvoll der Verhältnisse des europäischen Ostens. Wie könnte ich so leichten Herzens meine Stellung in Bonn aufgeben!

Kurz zuvor hatten vier Mediziner, die man aus Deutschland nach Dorpat berufen wollte, allesamt abgelehnt. Aber das konnte für mich nicht maßgebend sein. Denn für einen Mediziner liegt der Fall von vornherein anders als für einen Privatdozenten und Professor der Philosophie. Diejenigen Mediziner, die für Universitätsstellungen im Ausland in Betracht kommen, haben zumeist die Möglichkeit, auch in Deutschland ganz gut sich und die Ihrigen zu ernähren. Aber ein Privatdozent der Philosophie muß hier bei uns darben. Er muß es, damit, wie die Weisheit der Ministerien und einiger älterer Professoren sagt, jederzeit reichlich genug von diesem strebsamen Nachwuchs der Gelehrtenwelt da sei, so daß dann die besten aus der darbenden und strebenden Schar ausgewählt und in die freiwerdenden ordentlichen Professuren hineinbefördert werden könnten.

Wer freilich glauben würde, daß das Prinzip der Auswahl der Besten an den Universitäten im wesentlichen durchgeführt werden könnte, der würde sich irren. Nur zum Teil wird es verwirklicht. Menschliche Zufälligkeiten und Unvollkommenheiten treiben hier wie überall ihr Spiel. Nach meiner Schätzung dürfte in dem Kräftespiel, das über den Lebensgang aller dieser führenden Persönlichkeiten entscheidet, ihre Tüchtigkeit etwa gerade zur Hälfte mitsprechen. Bei einem solchen Ursachen-Verhältnis von halb und halb kann ein Volk wohl noch leidlich gut bestehen; ist das Verhältnis ein günstigeres, so hat das Volk seine Blütezeiten; sinkt aber der Einfluß der innersten Qualifikation auf das Erreichen hoher Stellungen unter einen bestimmten Bruch (etwa = $^1/_2$) herab, so wird das wohl überall am Gedeihen und Ergehen des Volks spürbar werden.

Doch was hilft es, darüber nachzudenken, ob die Maßnahmen der Regierungen in der Privatdozentenfrage zu tadeln oder ob sie zu billigen sind? Sie wirken sich aus, während unser Leben dahingeht. Jene Grundsätze waren herrschend, und so mußte ich mich für meine Lebensgestaltung nach ihnen richten.

Es gab bereits andere vor mir, die den Wanderstab ergriffen hatten. Ein Bonner Geologe war als Erforscher von Petroleumlagern und Direktor einer Petroleumgesellschaft nach Südamerika engagiert worden. Von einem andern erzählte man, daß er als Landbebauer nach Südamerika gegangen sei, daß er aber dann während einer Eisenbahnfahrt in jenem Erdteil plötzlich und wider Erwarten zum dortigen Professor ernannt worden sei. Wenn nämlich, so erzählte man, die Südamerikaner eine Stelle freihaben und nur hören, daß jemand in Deutschland eine Privatdozentur innegehabt hat, so sind sie sogleich überzeugt, daß sie einen überragend tüchtigen Menschen vor sich haben und sich keinen besseren wünschen können. Sie werden sich wohl bei ihrer Wahl nicht getäuscht haben. Wahr ist jedenfalls, daß es auf allen Gebieten nicht die schlechtesten waren, die auf die Parole hin: „Deutschland kann seine Bewohner nicht mehr ernähren" hinauszogen und aus eigner Kraft anderwärts sich ihre Existenz schaffen wollten.

Entschlossenen guten Mutes reiste also auch ich ab und sorgte nur zuvor dafür, mir auf die übliche Weise die Rückkehr in meine alte Stellung in Deutschland für die nächste Zeit zu sichern. Das war auch durchaus nötig. Zwar meine Erfahrungen mit der lettischen Nation, die dort den kleinen Staat von etwa $1^1/_2$ bis 2 Millionen Menschen regiert und die Universität Riga zur Stärkung und Höherbildung ihres Volkstums gegründet hat, waren ausgezeichnet. Aber die dort herrschende bürgerliche Regierung und Gesellschaftsschicht war in jenen Jahren selbst noch nicht ihres Bestehens und Lebens ganz sicher. Die Zustände im eigentlichen Rußland waren, wie ich bald erfuhr, so fürchterlich, wie in Deutschland nur wenige Menschen es sich vorstellen können. Und diese fürchterliche russische Diktatur des Proletariats konnte eines Tages, wie schon früher einmal, über die Grenzen des kleinen Randstaats mordend und plündernd hereinbrechen und ihren Hunger und ihre Seuchen und ihre endlosen Haussuchungen, Verhaftungen und Hinrichtungen von neuem den Balten und Letten bescheren. Was dann aus meiner Frau und mir geworden wäre, liegt im dunkeln. Um Weihnachten 1920 hieß es, die Frauen und Kinder der französischen Kolonie seien bereits abgereist, weil die Gefahr unmittelbar nahe schien. Die Presse suchte zu beruhigen; aber wer mag der Presse in solchen Zeiten glauben? Ich ging also zum deutschen Gesandten. Er versprach, meine Frau und mich nach Möglichkeit, d. h., wenn

er selbst davonkäme, im letzten Diplomaten-Eisenbahnzug über die Grenze mitzunehmen. Inzwischen aber riet er, auszuharren und guten Mut zu behalten. Denn mit Recht hob er hervor, daß jede Ängstlichkeit und jedes Mißtrauen in die politische Lage, das wir angesehenen Reichsdeutschen dort zeigen würden, die Letten verstimmen müßte, die sich selber schon ohnehin durch die Gefahr beunruhigt genug fühlten. Ehrlicherweise aber fügte der Gesandte hinzu, daß es allerdings für uns beide eine abgründlich schlimme Möglichkeit gebe; nämlich die Möglichkeit, daß wir beide im Falle des Krieges und der Aufstände auf die Geiselliste der Sowjetregierung kämen, er, der Gesandte, und ich, der reichsdeutsche Professor. Keine Macht der Welt könne solche unglückliche Geisel-Existenz retten oder ihr Los bessern.

Ein Jahr später, als die Krisis der Gefahr vorüber war, hatte ich Gelegenheit, den Vortrag einer deutschbaltischen Baronesse in Riga anzuhören, die dieses Schicksal erfahren hatte. „Anderthalb Jahre in Petersburger und Moskauer Gefängnissen" so lautete ihr Vortragsthema. Sie war als Rote-Kreuz-Schwester zuerst in der russischen Armee gegen Deutschland tätig gewesen und war dann während der Sowjet-Regierung im Innern Rußlands verblieben, um in verschiedenen Krankenhäusern und Gefängnissen Menschenelend allerart zu lindern. Sie war eine energische, selbstbewußte Person, die bereits die erste Hälfte des Menschenlebens hinter sich hatte. Eines Tages geriet sie in eine Umzingelung. Darunter versteht man im heutigen Rußland folgenden unkriegerischen Vorgang. Wenn irgendein Mensch verhaftet werden soll, der sich in einem bestimmten Hause befindet, so umstellen die Rotarmisten das ganze Haus, so daß niemand entfliehen kann, und führen dann alle Insassen desselben ins Gefängnis ab. Erst dort wird dann der, auf den es abgesehen ist, herausgesucht. Es gehört zu den groben Späßen dieser Art von Menschen, die die Umzingelung vornehmen, daß sie arglos Vorübergehende unter irgendwelchen Vorwänden ermuntern, in ein solches Haus noch mit einzutreten. Auf diesen Scherz war die Baronesse hineingefallen, und so wurde sie mit den anderen Insassen zugleich verhaftet. Im Gefängnis mußte sie ihren Namen und ihre Herkunft angeben. Sie lebte freilich auch sonst nicht inkognito in Rußland; aber die Maßnahmen der russischen Bürokratie, wie die anderer Menschen auch, beruhen manchmal auf Zufälligkeiten. Der russisch-sowjetistische Kommissar, der sie vernahm, verhielt sich höflich, fast liebenswürdig gegen sie, meinte aber, daß sie begreifen werde, daß man eine Person von adliger Geburt aus einem baltischen Randstaat sich nicht entgehen lassen könne. Denn es gebe noch mancherlei Auseinandersetzungen zwischen Rußland und den Randstaaten, und man müsse dann ansehnliche Personen in der Hand haben, um mit ihrer Hinrichtung drohen zu können. Auf diese Weise brachte die Dame $1^1/_2$ Jahre in russischen Gefängnissen zu, bis sie schließlich durch einen Akt des Austausches freikam. Gewundert hat es mich, daß sie noch lebte; denn nicht wenige holen sich in diesen Gefängnissen den Flecktyphus und sterben daran.

Mit den lettischen Kollegen stand ich damals noch nicht auf einem Fuße solchen freimütigen Vertrauens, daß ich eine offene Beratung von ihnen hätte erwarten dürfen, bei der man auch mein Interesse unbefangen und wohlmeinend ins Auge gefaßt hätte. Mit den Jahren hat dies Verhältnis an Wärme und gegenseitiger Hochschätzung zugenommen, und ich habe gelernt, es unabhängig von der Frage zu pflegen, auf wessen Seiten in dem Kampfe zwischen Letten und Deutschbalten das größere Recht oder Unrecht liegt. Wir Reichsdeutschen haben uns mit dem weit schwereren Unrecht abfinden müssen, das uns sogenannte große und ruhmreiche Nationen angetan haben. Deutschland muß die Verbindung mit denjenigen Deutschen in der ganzen Welt, die ihre alte Heimat noch lieben, pflegen und werthalten. Aber eine Politik des Hasses gegen jene Randstaaten dürfen wir Reichsdeutschen uns von den Deutschbalten nicht einpflanzen lassen.

Einige Letten übertragen übrigens ihre Abneigung gegen die Balten auf alles Deutsche und stehen auch uns Reichsdeutschen mit Mißtrauen gegenüber, oder sie meinen, wir hätten in der Geschichte ausgespielt und es sei für Lettland besser, die Sympathien Englands und Frankreichs zu suchen. Wenn sich aber die Universität Riga dennoch entschließen konnte, einen Reichsdeutschen zu sich hin zu berufen, — und ich war der erste, bei dem sie es tat, später ist noch ein zweiter hinzugekommen —, so meine ich, daß darin immerhin so etwas wie ein einstweiliges Darbieten einer Hand liegt, die freilich auch wieder zurückgezogen werden kann. Von reichsdeutscher Seite erfahren die Letten ebenfalls Freundlichkeiten kultureller Art. Schon vor dem Kriege brachte es die kosmopolitische Freundlichkeit der deutschen bürgerlichen Gesellschaft und unserer Wissenschaft mit sich, daß zwei Männer lettischer Nationalität an unseren Universitäten als Professoren Karriere machten. Gegenwärtig veranstaltet die lettische Lehrerschaft von Zeit zu Zeit Reisen nach Deutschland, um mit verhältnismäßig wenig Mühe und Kosten ihre Kenntnisse zu bereichern und Anregungen zu empfangen. Ich habe immer die Meinung vertreten, daß der Austausch solcher Freundlichkeiten allen Völkern nützlich sei und daß die trüben Erfahrungen des Weltkriegs uns von dem Prinzip eines solchen Austausches und auch besonders von dem Prinzip des Gern-weiter-Gebens von Kenntnissen und Können nicht ganz abbringen sollten. Es ist freilich auch gut, das rechte Maß dabei zu halten. Diese politischen Nebengedanken muß man sich klarmachen, wenn man eine Stellung, wie die



Zug der heiligen drei Könige. Gemälde von Hans Schüz



meinige, im Ausland annimmt. Solange man hierüber nicht völlig ins klare gekommen ist, lastet in Riga die Haß-Spannung zwischen Balten und Letten schwer auf der Seele eines dort tätigen Reichsdeutschen.

Ich bin gern nach dem Osten gegangen. Berührung mit fremden Nationen tut uns Deutschen gut, soweit wir uns als bereicherungsfähig in bezug auf Gesichtskreis, Bildung und Denkungsart halten dürfen. Was mein Fach, die Philosophie, anbetrifft, so empfand ich bisweilen im Betrieb und in den Lehrmeinungen der deutschen Universitäten eine gewisse Engigkeit des systematischen Geistes. Zwar ist es eine allgemein anerkannte Tatsache, daß der deutsche Genius in der Philosophie das Größte geleistet hat, was überhaupt unter allen Völkern der neueren Welt- und Kulturgeschichte auf diesem Gebiet geleistet worden ist. Man darf auch nicht behaupten, daß die Atmosphäre der Universitäten keine großen Leistungen in der Philosophie zulasse; denn die Namen Kant, Fichte, Hegel u. a. sind in dieser Frage beweisend. Aber etwas Enges haftet dem Betrieb der Philosophie an den deutschen Universitäten gegenwärtig doch an. Suche ich mir darüber Rechenschaft zu geben, so bieten sich mir zwei Erklärungen dar. Entweder nehme ich an, daß ein inneres Gesetz der Entwicklung der Philosophie in den letzten Jahrzehnten eine Stockung und Krisis herbeiführen mußte, an deren Mühseligkeiten die Persönlichkeiten unschuldig sind, die in die Epoche dieser Krisis hineingeboren wurden. Oder ich nehme an, daß im Wesen des deutschen Geistes zwei Möglichkeiten nebeneinander liegen, eben jene beiden Möglichkeiten, die Richard Wagner in den Meistersingern uns auf der Bühne anschaulich gemacht hat: einerseits die Engigkeit des zünftlerischen Meistertums und anderseits die freie Genialität und die Tiefe der Liebe und des Verstehens und der Weisheit, die in Walter Stolzing und noch mehr in Hans Sachs repräsentiert werden. — In Gedanken und Betrachtungen darüber begriffen, was eigentlich „echt und deutsch“ sei, trat unvermutet der Ruf aus Riga an mich heran. Da erfaßte mich die Hoffnung, in der vielbesprochenen slawischen Breite der Mentalität und des Lebensgefühls etwas zu finden, was das Gute in mir selbst, das zur Freiheit und Reifung strebte, unterstützen könnte. Denn wer möchte sich nicht lieber nach dem Ideale eines Hans Sachs als nach dem eines Veit Pogner, Balthasar Zorn, Nachtigal und Beckmesser bilden?

Ein Ideenaustausch, den ich bald nach meiner Ankunft mit einem lettischen Universitätsdozenten hatte, bestärkte mich in meiner Hoffnung. Denn es fand sich, daß dieser Kollege über das gleiche Problem nachdachte und kleinere Publikationen darüber herausgab, über das ich selbst auch arbeitete. Es war dies das Problem der Worte „echt und unecht“; man kann diesem Problem sowohl in Fragen des Verstandes und Charakters als in Fragen der Kunst nachgehen. Sind diese Worte „echt und unecht“ nicht vielleicht mehr als unscheinbare kleine Flickworte und Beteuerungsformeln? Enthalten sie nicht einen Hinweis auf eine bestimmte Art des geistigen Willens und der Gesinnung? Denn es können, wie wir alle wissen, verschiedene Menschen verschieden echt sein und verschieden feinfühlig sich verhalten, wenn sie über das Echte in Kunst und Leben urteilen sollen. Mich hatte dies Problem ergriffen, und ich war froh, an jenem andern Winkel der europäischen Welt, in den ich durch das Schicksal nun verschlagen war, jemand zu finden, der mit mir in diesen Forschungen und Ideen sympathisierte.

Was die Arbeit an der studierenden Jugend anbetrifft, so wird sie von seiten eines Universitätsgelehrten im allgemeinen, hier wie überall, auf drei Wegen geleistet: erstens im Kollegvortrag, zweitens im Seminar und drittens im privaten, persönlichen Verkehr. Ich habe die letzteren, intimeren, persönlicheren Arten der Wirkung auf die Jugend in ihre wissenschaftliche Anleitung stets besonders gern gepflegt. — Mit dem Worte Seminar wird eine besondere Art von Kollegs bezeichnet, in denen die Studenten mitreden dürfen und kleinere Aufgaben selbständig bearbeiten müssen. — Der leider zu früh durch den Tod hinweggeraffte Edwin Maier-Homberg, zuletzt Professor der Rechtsgeschichte in Gießen, war in Bonn mein Seminarhörer gewesen und hatte mir gegenüber den Wunsch ausgesprochen, ich solle doch meine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten vortragen und die Hörer an allen Wendungen meines Gedankengangs und auch an allen Schwierigkeiten und Krisen desselben teilnehmen lassen: so, meinte er, würde man am meisten von einem Gelehrten lernen können. Nichts hat mich von seiten meiner Studenten jemals mehr erfreut als diese Bitte. Aber ich konnte sie nicht erfüllen. Nur privatim, bei mir zu Hause, konnte ich mit ihm und später mit anderen jugendlichen Freunden diese edelste Art der lehrenden Arbeit verwirklichen. Denn es gibt solche Menschen wie Edwin Maier-Homberg doch leider immer nur ganz wenige; diese wenigen sind selbst schöpferisch veranlagt und wollen deshalb gern etwas vom Methodischen und Technischen des Denkens und Forschens lernen. Die meisten aber wollen nur fertige Wissenschaft in sich aufnehmen. Auch dieser Gesichtspunkt ist nicht wertlos, wenn er auch der niedere, subalterne Gesichtspunkt ist. Für die Masse der Lernenden ist er an allen Unterrichtsanstalten, und so auch selbst an den Universitäten, unvermeidlich.

Um nun die lettische Jugend möglichst zu einer Auffassung des Denkens und der Wissenschaft heranzuziehen, in der der Wille zur eigenen schaffenden Tätigkeit vorherrscht, also um dem Spontanitätsideal Rousseaus und Fichtes gemäß meinen Unterricht zu

gestalten, mußte ich darauf bedacht sein, den Seminarbetrieb besonders zu pflegen. Die Studenten werden aufgefordert, Referate über bestimmte Buchkapitel zu halten. Es melden sich dazu nicht allzuviele. Denn heute muß ein großer Teil der Studenten, besonders in Lettland, vielleicht aber jetzt auch in Deutschland, für den eigenen Unterhalt arbeiten, und so bleibt neben dem Erwerb und dem Abhören der Kollegs nicht mehr viel Zeit zu freier und selbständiger Arbeit. Diejenigen aber, die solche kleinen selbständigen Vorträge vor der Studentenschaft im Seminar übernehmen, pflege ich dann zu bitten, vorher zu mir in meine Wohnung zu kommen und ihr Thema mit mir allein persönlich zu besprechen. So beginnt ein privater näherer Verkehr zwischen uns, und diese Besuche einzelner Schüler pflegen sich dann zu wiederholen, und es findet sich dabei auch die Gelegenheit, mehr als nur die Themata ihrer Seminarvorträge mit ihnen zu besprechen.

Ich halte meine Vorträge in deutscher Sprache; die dortigen Studenten der Philosophie sind fast alle der deutschen Sprache mächtig. Es ist das auch, gerade in unserm Fach, für sie sehr nützlich und wichtig, da sie doch die deutsche philosophische Literatur benutzen sollen.

Es kann nicht anders sein, als daß die ehrgeizige, begabte und strebsame Nation der Letten sich Hoffnung macht, in den nächsten Menschenaltern in einer ihrer Begabung entsprechenden Weise an der Entwicklung der Wissenschaften mitzuarbeiten. Will eine kleinere Nation ein solches Ziel erreichen, so muß sie sich wohl in ihrer geistigen Kultur an eine bestimmte größere Nation anschließen. Oder sollte es auch möglich sein, daß ein solches kleines Land gleichzeitig und in gleichem Maße von allen anderen, älteren und größeren, Völkern zu lernen sucht? Das hätte seine Schwierigkeiten; doch ist die Frage schwer zu beantworten, zumal Erfahrungsbeispiele nicht vorliegen. Holland, Dänemark, Skandinavien und Finnland haben sich seit Jahrhunderten wesentlich an der deutschen Kultur orientiert — ob sie es nun heute sich eingestehen wollen oder nicht. Ibsens Weltruhm konnte sich daher auf die Aufnahme seines Genies in Deutschland und durch die Aufführungen seiner Werke auf unseren Bühnen begründen. Vielleicht geht es einem großen lettischen Dichter eines Tages ebenso. Freilich stände den Letten auch die Möglichkeit offen, im Laufe von ein bis zwei Menschenaltern der französischen Kultur und Sprache in ihrem Lande den entscheidenden Einfluß zu verschaffen. Schneller dürften sich die Prozesse des Umlernens und der inneren Hochentwicklung kaum vollziehen lassen. Ob es dem kleinen Volke möglich sein würde, bereits etwas Eigenes in seinem geistigen Charakter zur Geltung zu bringen, während es noch lernend von außen her aufnehmen muß, wage ich nicht zu entscheiden. Bei einer stärkeren Anlehnung an die französische Kultur könnte leicht die Gefahr einer etwas oberflächlichen Schablonisierung und Tünchung eintreten, wie wir sie in den Völkern Polens und Rumäniens bemerken können.

Übrigens kann sich das lettische Volk bereits jetzt des Besitzes einer Reihe hervorragender Gelehrter aus eigenem Stamm erfreuen. Diese haben früher zumeist an russischen Universitäten Stellungen als Professoren und Dozenten innegehabt. Es sind Männer von europäischem Ruf darunter, die zu den ersten ihres Faches überhaupt zählen. Einer von ihnen läßt zurzeit ein neues Werk aus dem Gebiete der Sprachwissenschaft in Deutschland in lettischer Sprache drucken. Er bewundert dabei die tadellose Sorgfalt der deutschen Setzer in der ihnen völlig fremden Sprache, während seine deutschen Fachgenossen in Leipzig mit Spannung das Erscheinen des Werkes erwarten, das ihnen manche neuen Aufschlüsse bringen soll. — Die Studentenschaft in Riga steht noch nicht auf der wissenschaftlichen Höhe der Studentenschaft Deutschlands. Die Ursache hierfür liegt in der seit 1890 über das Land hereingebrochenen Russifizierung des Volksschul- und Mittelschulwesens.

Über die Charaktere der verschiedenen Völkerstämme nachzudenken, die in diesem Wetterwinkel der Weltgeschichte aufeinander gestoßen sind, ist äußerst fesselnd und lehrreich für denjenigen, der nicht die umlaufenden Redensarten nachspricht, sondern selbständig beobachtet und nachdenkt. Moral, Religion, Gesinnungen und Unterrichtswesen üben ihren Einfluß bald von Osten, bald von Westen, bald von Süden her aus, bald auch gewinnen sie im Kampfe der Volksbestandteile des Landes selbst ihre besondere Gestalt; was heute geschieht, kann auf unerwartete Weise bestimmend für das Schicksal und die Art der Enkel sein, so wie der heutige Zustand eine Folge der vergangenen Jahrhunderte, vor allem aber der letzten fünfzig Jahre ist.

Ich sprach von den Erwartungen, die ich von den Möglichkeiten gehegt habe, die in der slawischen Geistesart schlummern könnten und sich wohl auch schon in der russischen Literatur und Kunst angekündigt haben. Es gibt heute viele, die von der zukünftigen gegenseitigen glücklichen Beeinflussung des germanischen und des slawischen Geistes sprechen. Tieferes Beobachten und Nachdenken hat mich jedoch von dieser Idee abgebracht. Der Deutsche tut schließlich wohl am besten, treu auf sich selber und seiner Art stehen zu bleiben. Hier stehe er fest, und sehe er sich um und bemühe sich, von allen Seiten, sowohl vom Westen wie vom Osten, zuzulernen. Was aber dort ringsum sich seinen Blicken bietet, das verwerte er nur als Material, lasse es aber nicht zu einem Einfluß werden, der stärker wäre als seine selbständige tiefere Besinnung und Orientierung. Nimmt er es so, dann kann ihm die Kenntnis des Auslandes zum Segen werden, der dann auch für Vaterland und Heimat nutzbar werden muß.

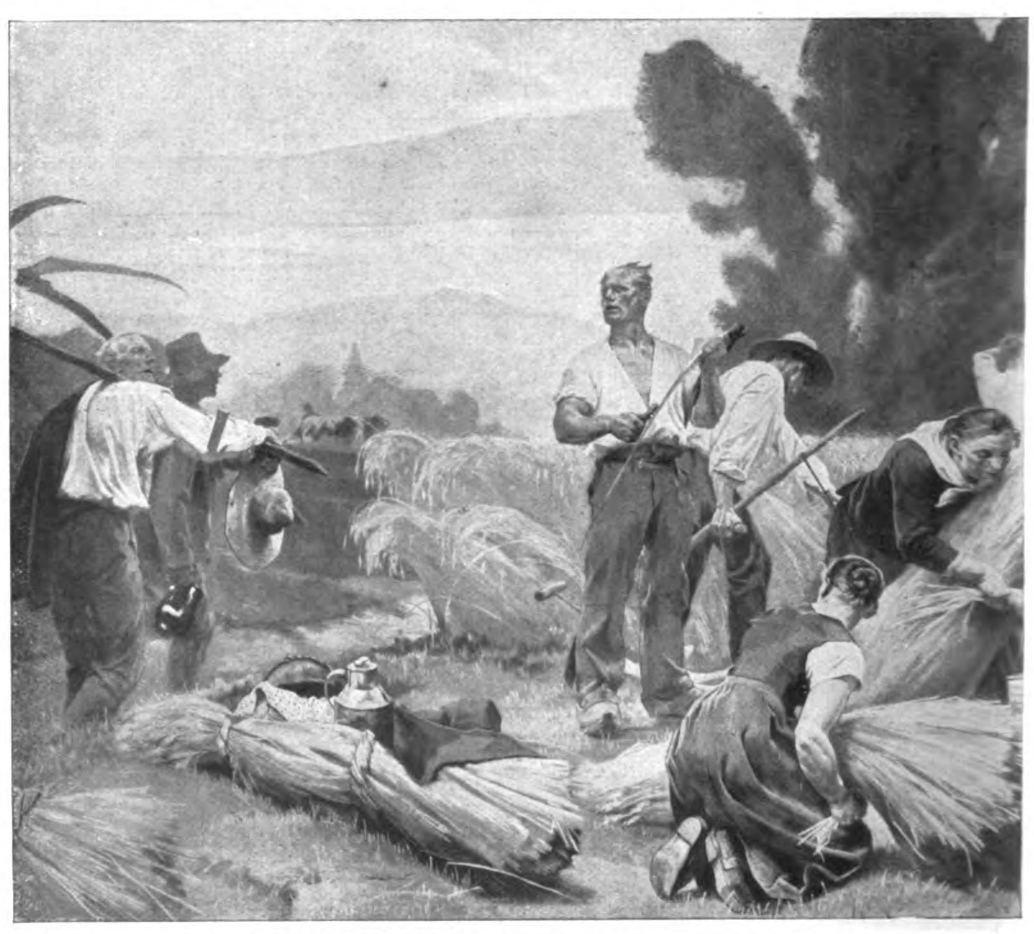
Arthur Kampf als Monumentalmaler

Von Hans Rosenhagen

ein Künstler ist imstande, mehr in sein Werk hineinzulegen als er selbst besitzt, sei es an Geist oder Empfindung, sei es an Sinnlichkeit oder innerer Größe. Daher müssen Schaffende, die bedeutende Werke hervorgebracht haben, auch immer bedeutende Menschen gewesen sein. Das trifft ohne Zweifel auch zu, wenn man sich so hervorragender Erscheinungen wie Michelangelo, Raffael, Rembrandt, Rubens, Dürer, Cornelius oder Menzel erinnert; während es ganz unmöglich ist, sich vorzustellen, daß Künstler wie Netscher, Denner, Watteau, Spitzweg oder Theodor Hosemann menschlich mehr waren als interessante Originale. Leider kümmert die Gegenwart sich herzlich wenig um den Menschen, der hinter einer Kunstleistung steht, was zur Folge hat, daß der Künstler von heut sich desto mehr um das kümmert, was das Publikum von ihm verlangt oder erwartet. Dieser Zustand ist dem Entstehen bedeutender Künstlerpersönlichkeiten so wenig günstig wie möglich; denn er wirkt sowohl hemmend auf die ungestörte Ausbildung von Fähigkeiten, als er auch die Festigung des Charakters und die Vertiefung des Geistes entbehrlich erscheinen läßt. Bei der Oberflächlichkeit, mit der heute im allgemeinen gearbeitet wird, bei den weniger als geringen Ansprüchen, die gegenwärtig an den Geist, die Empfindungskraft und Erfindungsgabe des einzelnen Künstlers gestellt werden, hat dieser ja auch gar nicht nötig, sich irgend-

Walzwerk. Wandbild im Sitzungssaale des Kreishauses zu Aachen. Ausschnitt
(Mit Erlaubnis von Stiefbold & Co., Kunstverlag, Berlin)

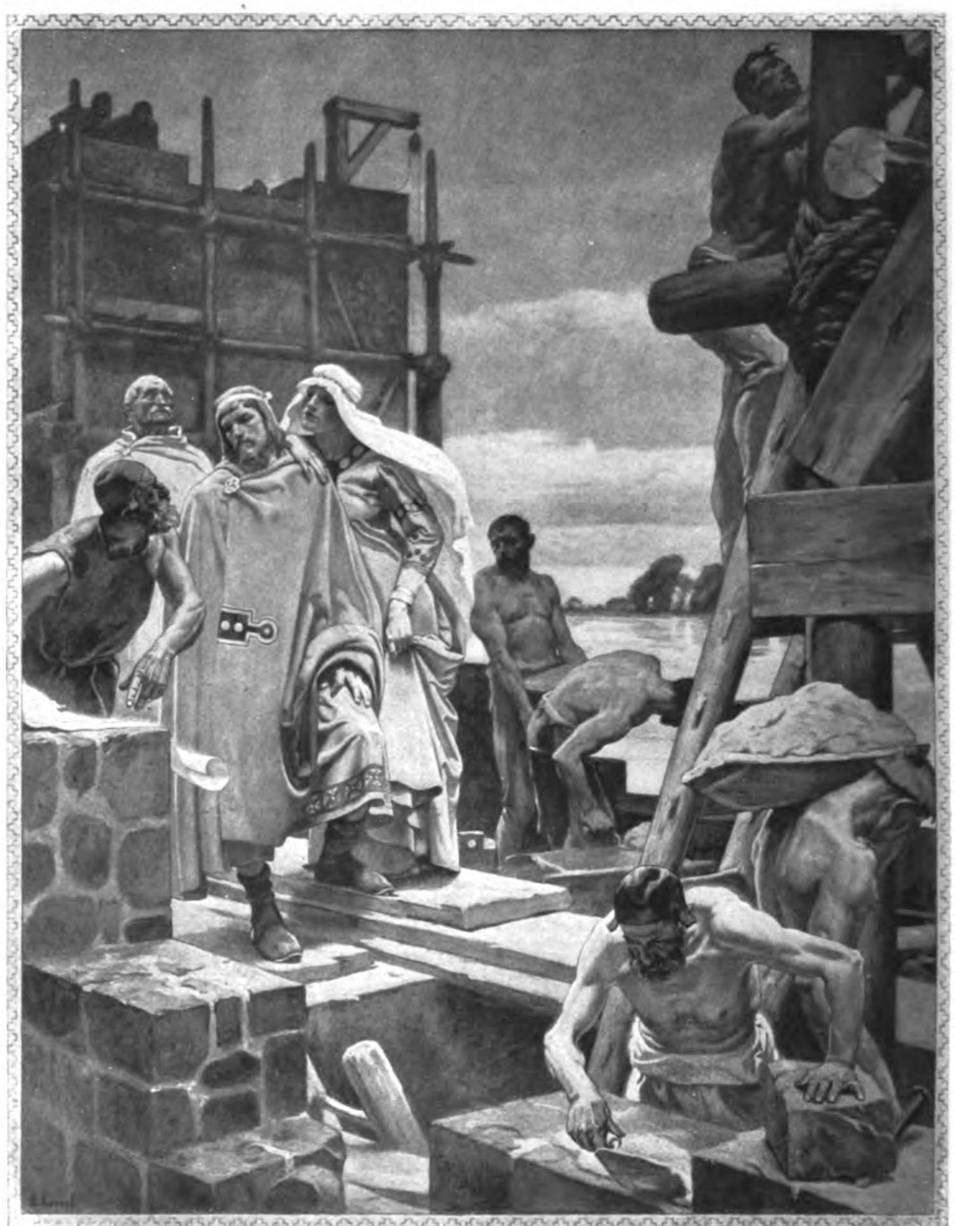
wie zu vertiefen, eine erhabenere Anschauung der Natur oder der Menschen zu gewinnen, als sie der Durchschnittsbürger besitzt. Von dem hohen Schwung, dem reinen Idealismus und dem Streben nach Charakter, die der deutschen Kunst vor hundert Jahren das Gepräge gaben, ist kaum noch eine Spur vorhanden. Daß unter diesen Umständen Erscheinungen, wie etwa Cornelius, von seiten der Allgemeinheit ihrer Bedeutung nach weder gewürdigt noch begriffen werden, ist nicht weiter verwunderlich. Aber wie der Mensch nicht von Brot allein leben kann ohne zu verkümmern, so lebt die Malerei nicht nur von Farbe und Technik, sondern auch von dem Geist, mit dem ihre Jünger dieser Mittel sich bedienen. Der Geist ist es, der sich den Körper schafft, auch in der Kunst. Zugegeben, daß die körperliche Erscheinung, die der Geist von Cornelius erzeugt hat, unvollkommen war und den Ansprüchen der Gegenwart in mehr als einer Hinsicht nicht genügt; aber man dürfte doch nicht einen Augenblick die gewaltigen Anregungen vergessen, die die deutsche Kunst von ihm empfangen und die, wenn auch absichtlich unterdrückt und geleugnet, in ihr noch fortwirken. Vor dem Auftreten von Cornelius gab es in Deutschland weder eine national gerichtete Kunst, noch eine deutsche Monumentalmalerei. Was ihm selbst fehlte, war das nähere Verhältnis zur Natur und die Fähigkeit des malerischen Erlebens. Sein unsterbliches Verdienst jedoch ist, die Malerei auf ihre höchsten Ziele mit größestem Nachdruck wieder hingewiesen zu haben, auf ihre die Seelen erhebende Macht, auf die hohen Aufgaben, den der seiner göttlichen Sendung und Begabung bewußte Künstler zu lösen hat, und daß die Kunst nicht ein gefälliges Spiel, sondern eine sehr ernste Sache sei. Wie lebensfähig und fruchtbar die von ihm ausgehenden Anregungen und seine Richtung waren und sind, ist durch die Schöpfungen Rethels und Feuerbachs bewiesen, in denen das nachgeholt wurde, was als Mangel an



Ernte. Wandbild im Sitzungssaale des Kreishauses zu Aachen. Ausschnitt



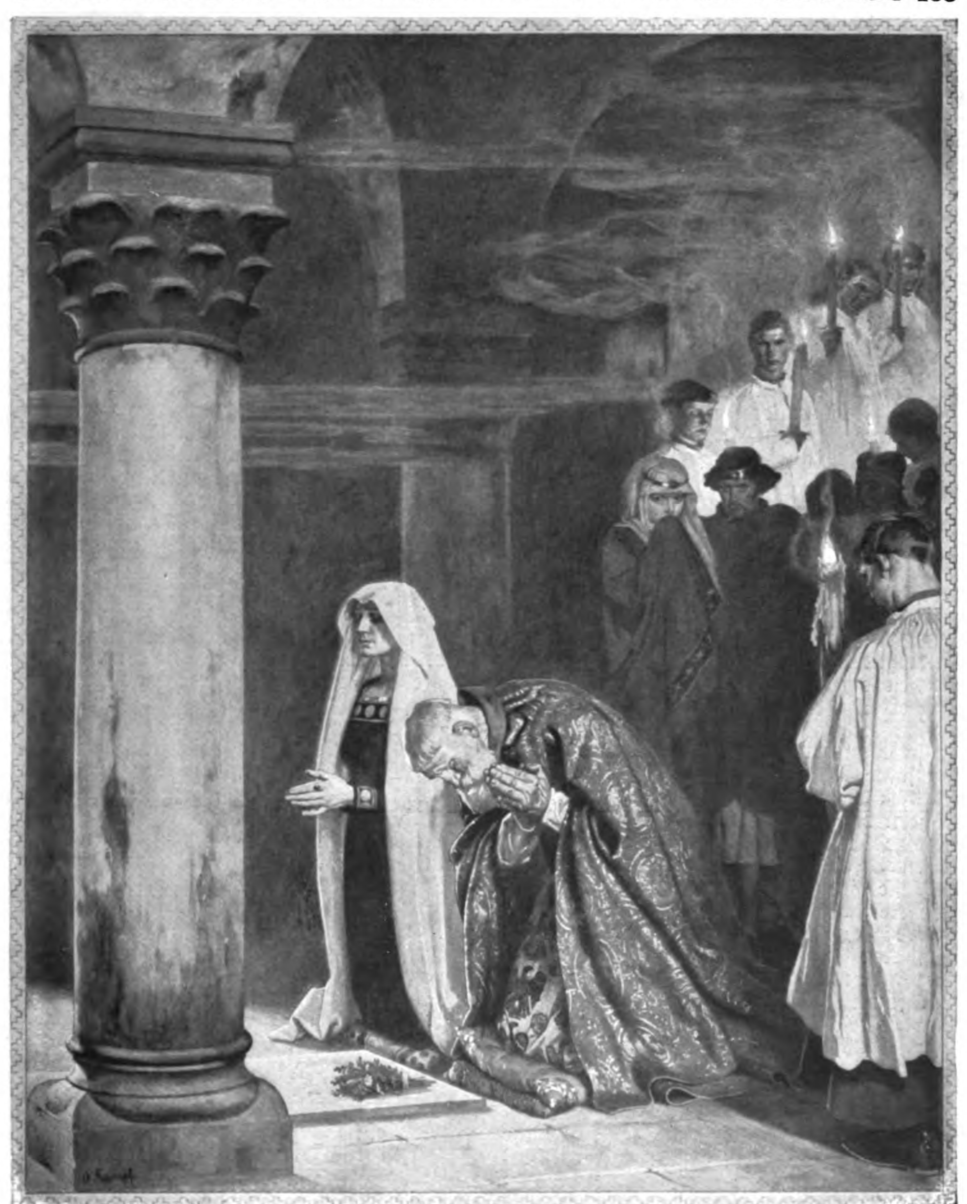
Otto I. zieht als Sieger über die Slawen und Wenden in Magdeburg ein. Wandbild im Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg



Otto I. und Edith betreiben die Befestigung von Magdeburg
Wandgemälde im Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg

denen von Cornelius auffällt, und in denen der echte schöpferische Wille aller großen Kunst lebt und Wärme ausstrahlt. Cornelius, Rethel, Feuerbach hätten umsonst gelebt und geschaffen, wenn ihre Bestrebungen ohne Folgen geblieben wären, wenn sich nicht Künstler gefunden hätten, die ihnen nachgeeifert. Unter ihnen ist nach Peter Janssens Tod Arthur Kampf ohne Frage der hervorragendste. Leider genießt er infolge der in Deutschland herrschenden unglaublichen Verwirrung aller Kunstbegriffe längst nicht die Schätzung, die er verdient und auf die er als der bedeutendste lebende deutsche Monumentalmaler unbedingt Anspruch hat.

Während in früheren, für die Kunst empfänglicheren Zeiten das Ansehen eines Malers auf seinen Leistungen beruhte, ist es gegenwärtig zum größten Teil von der Reklame abhängig, die er für sich selbst macht oder



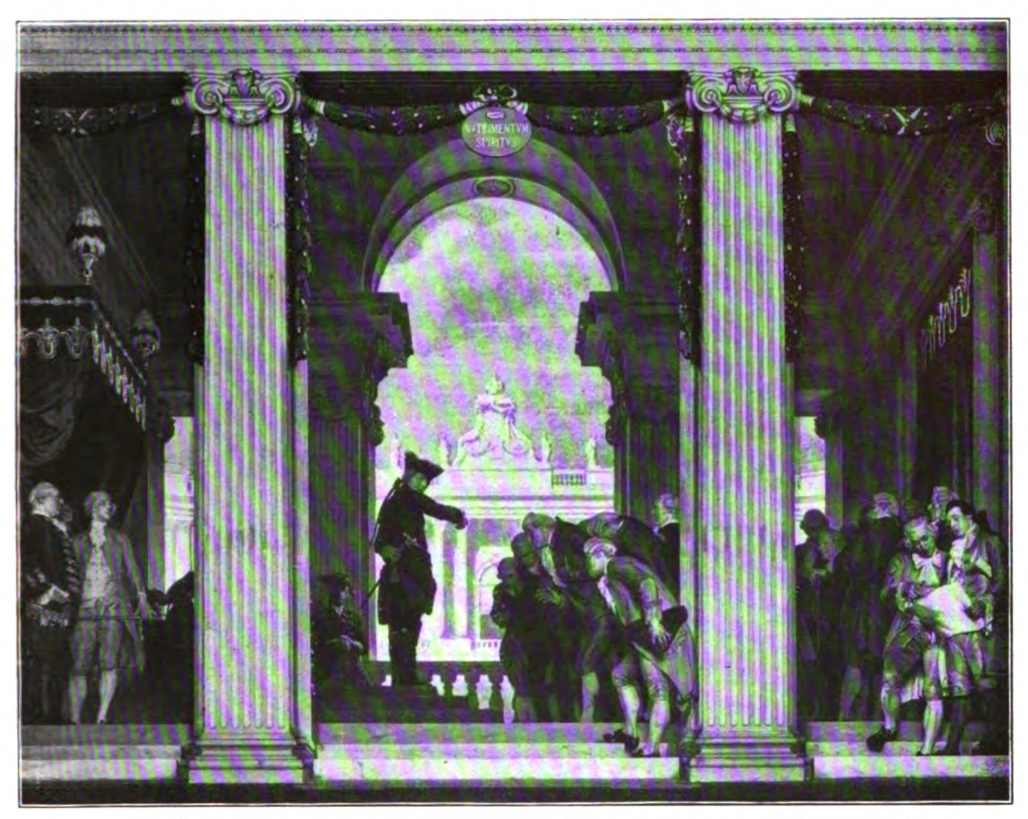
Otto I. und Adelheid nehmen Abschied vom Grabe Ediths, seiner ersten Gattin
Wandgemälde im Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg

durch seine Anhänger machen läßt. Kampf ist offenbar zu ideal gesinnt gewesen, um dieses wirksamen Mittels sich zu bedienen; denn während die Namen viel geringerer Künstler in aller Munde sind und jedes ihrer Werke bemerkt wird, kümmert die öffentliche Meinung sich herzlich wenig um Kampf und seine Tätigkeit. Kaum, daß seiner Schöpfungen mit kühler Aufmerksamkeit Erwähnung getan wird. Ebenso verhält man sich seinen wichtigsten Werken, seinen Monumentalbildern gegenüber. Es ist hier nicht der Ort, den tieferen Ursachen für diese seltsame Erscheinung nachzuforschen; die Tatsache jedoch ist nicht zu übersehen, und wenn man als einen der Gründe den gelten lassen mag, daß die Wandgemälde des Künstlers teilweise in Räumen sich befinden, die nicht jedermann zugänglich sind, so ist damit doch längst nicht das Stillschweigen entschuldigt, mit denen sie als Sehenswürdigkeiten übergangen werden. Um solche handelt es sich

auf alle Fälle, und wenn man beim Besuche von Paris ins Pantheon, in die neue Sorbonne oder in die École de Pharmacie wandert, um die Arbeiten von Puvis de Chavannes und Besnard zu bewundern, so wäre es nur recht und billig, die in Deutschland reisenden Fremden darauf hinzuweisen, daß Kampfs Fresken im Aachener Kreishause, im Magdeburger Kaiser Friedrich-Museum, im Lesesaal der Bibliothek und in der Aula der Universität zu Berlin zu den Dingen gehören, die man gesehen haben muß. Leider geschieht das eben nicht, und deshalb soll hier einmal von diesen schönen Schöpfungen des ausgezeichneten Künstlers gesprochen werden.

Arthur Kampf hat sich, im Gegensatz zu anderen Monumentalmalern, schon sehr früh in der Freskomalerei versucht. Dem dreiundzwanzigjährigen Künstler war 1887 der von der Biel-Kalkhorst-Stiftung zur Hebung der Freskomalerei gestiftete Preis zugefallen, der ihn verpflichtete, die von ihm eingereichte, nach Hermann Bessers bekanntem Gedichte entworfene Skizze zu einem Bilde „Der Choral von Leuthen" als Wandbild im Hause des Fabrikanten Leopold Peill zu Düren auszuführen. Von seinen Lehrern Peter Janssen und Ed. von Gebhardt nach der technischen Seite gut beraten, gelang ihm das Unternehmen so gut, daß Peill ihm später den Auftrag erteilte, noch ein zweites Fresko für ihn zu schaffen, dessen Gegenstand gleichfalls eine Episode aus den Kriegen Friedrichs d. Gr. sein sollte, das kühne „Bon soir, Messieurs!" mit dem der preußische König das von Österreichern besetzte Schloß zu Lissa mit kleinem Gefolge betritt. Beide Arbeiten fielen zur vollen Befriedigung des Bestellers aus, obwohl sie eigentlich nur in Freskotechnik ausgeführte Tafelbilder sind ohne innerliche und äußere Beziehung zu dem Raum, den sie schmücken. Für die architektonische, die raumgliedernde Aufgabe der Freskomalerei fehlte dem jungen Künstler damals sowohl Verständnis wie Erfahrung. Kampf muß diesen Mangel selbst empfunden haben, denn mehr als zehn Jahre läßt er vorübergehen, ehe er sich wieder an eine Aufgabe dieser Art wagt. Ein Wettbewerb, den die Stadt Altona veranstaltete, um einen Wandschmuck für ihr Rathaus zu gewinnen, bringt ihn erst 1898 wieder auf den Plan; aber, obwohl die von ihm eingereichten, heute im Besitze der Berliner National-Galerie befindlichen Skizzen allgemeinen Beifall finden, wird nicht ihm, dem Rheinländer, sondern einem Künstler von der Waterkant, dem Holsteiner Ludwig Pettmann, der Auftrag zuteil. Doch hatte er nicht ganz vergeblich gestrebt. Der Landrat Freiherr von Coels und der Kunstverein für Rheinland und Westfalen wußten es durchzusetzen, daß dem in Altona beiseite geschobenen Maler die Ausschmückung des Sitzungssaales im Aachener Kreishause übertragen wurde. Kampf nahm diesen Auftrag um so lieber an, als es sich in diesem Falle nicht darum handelte, irgendwelche weit zurückliegende Ereignisse aus der Stadtgeschichte oder Allegorien auf die Wände zu bringen. Es sollte vielmehr das soziale Wirken der Kreisbehörde in Bildform anschaulich gemacht werden. Kein anderer Vorwurf konnte dem Künstler erwünschter sein; denn hier bot sich ihm endlich einmal Gelegenheit, sein gesundes Wirklichkeitsgefühl walten zu lassen, zu zeigen, in welchem Verhältnis er zu dem Leben und seinen Erscheinungen stehe und wie stark seine Beobachtungskraft sei. Das Gegenständliche der Bilder ergab sich fast von selbst: Das arbeitende Volk und der fürsorgliche Staat. Die wichtigsten Arbeitsgebiete im Deutschen Reich sind Landwirtschaft und Industrie, und der Staat sieht eine Pflicht darin, einen gesunden Nachwuchs der Bevölkerung zu erhalten und den arbeitsunfähig gewordenen Menschen die Sorge um das Dasein abzunehmen. Wenigstens war es vor dem Weltkriege so. Die den Fenstern des Sitzungssaales gegenüber liegende Breitwand benutzte Kampf für die Bilder der Arbeit. Eine Trennung der so verschieden gearteten Motive ergab sich sehr einfach aus der Architektur des Saales, indem die Wand in der Mitte durch eine große Tür unterbrochen, durch Pilaster gegliedert wird. Oberhalb der Tür malte der Künstler noch ein von Hügeln begrenztes Ackerland, über das ein Bauer den Pflug zieht, während im Vordergrund eine von einem Reisigen gefolgte weibliche, den Frieden symbolisierende Gestalt mit segnend erhobenen Händen daherschwebt. Die hier wiedergegebenen Bilder der arbeitenden Menschen und die die Schmalwände des Saales schmückenden Darstellungen der Kinder- und Altersfürsorge bedürfen keiner Erklärung; sie sprechen für sich selbst. Hingewiesen aber darf wohl werden auf die Wucht und Eindringlichkeit, mit der Kampf das Thema der Arbeit behandelt hat, wieviel Charakter in jeder einzelnen Gestalt liegt, so daß Erscheinungen, wie der die Sense schärfende und mit den heimziehenden Dorfgenossen sprechende Bauer, die garbenbindende Alte, oder die prachtvollen, halbnackten, einen eben fertiggewordenen Maschinenteil aus dem Gießofen ziehenden Arbeiter dem Gedächtnis auf Nimmervergessen sich einprägen. Gewiß ist Kampf, wenn man an Millet oder Menzel denkt, nicht der erste, der so etwas gemalt hat; doch was er da schuf, sind Typen, die keiner vor ihm so gesehen und so scharf prägte. Die beiden anderen Bilder sind, entsprechend dem rein-menschlichen Gegenstande — Kinder und alte Leute — weniger wuchtig als genrehaft; aber sie fesseln dafür durch köstliche Beobachtung und gemütvolle Schilderung, besonders der Kindernatur. Und jedenfalls haben diese Fresken Kampfs fast vor allen anderen in Deutschland gemalten, selbst vor denen Rethels, das voraus, daß sie Zeitdokumente, nicht nur Beweise des Wirkens einer starken Künstlerpersönlichkeit sind.

Mit einem anderen Auftrage, den er sogleich nach Vollendung der Aachener Fresken 1902

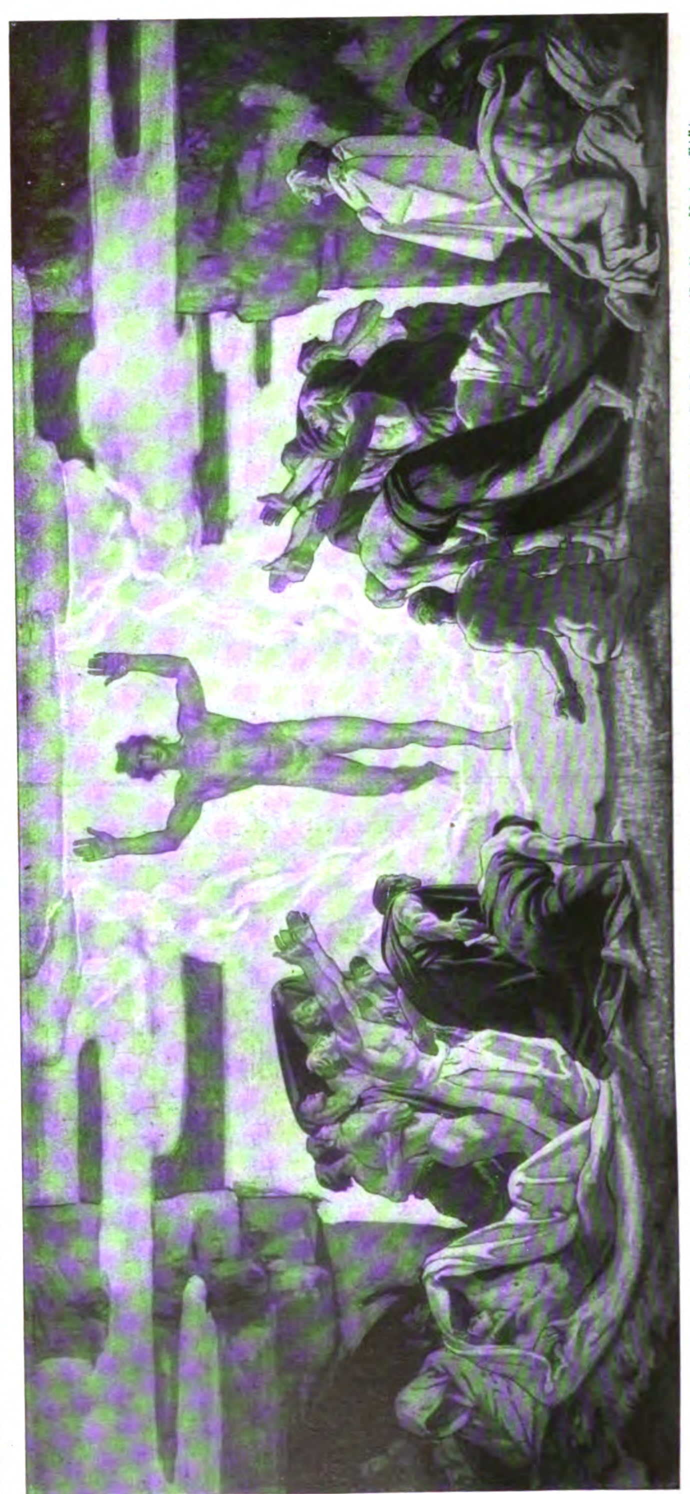


Das Wandgemälde „Nutrimentum spiritus“ in der Neuen Bibliothek zu Berlin. Ausschnitt
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

in Angriff nahm, wußte der 1899 von Düsseldorf nach Berlin übergesiedelte Maler allerdings nicht viel anzufangen. Die Aufgabe, für das Marien-Gymnasium in Posen ein Bild zu malen, das die „Verbreitung des Christentums in Polen durch deutsche Mönche“ zum Gegenstande haben sollte, war in der Tat nicht besonders reizvoll. Sie mußte notwendig in ziemlich äußerlicher Art gelöst werden, und so hat Kampf auch nicht viel mehr zeigen können, als eine kleine Mönchsschar, die einen romanischen Crucifixus der Verehrung und Anbetung einer in einer Flußniederung versammelten Volksmenge empfiehlt. Die Gruppen sind gut geordnet, der Ausdruck der Köpfe der Situation angemessen; aber die innere Bewegung, das, was notwendig ist zur Erzielung eines tieferen, eines monumentalen Eindrucks, fehlt dem übrigens nicht unmittelbar auf die Wand, sondern auf Leinwand gemalten Bilde. Kampf gibt in diesem Werke das Übliche, das indessen für einen Meister von seinem Range zu wenig ist. Was er zu leisten vermag, wenn die Aufgabe seinen Fähigkeiten entgegenkommt, sieht man an seinen drei Jahre später begonnenen und 1906 vollendeten Fresken für das Magdeburger Kaiser Friedrich-Museum. Es sollten in ihnen die Beziehungen Ottos des Großen zur Stadt zur Darstellung gebracht werden, und sie sollten den Hauptschmuck des großen, durch zwei Stockwerke gehenden Repräsentationsraumes des Museums, des „Magdeburger Saales“ bilden. Kampf wählte drei für die Stadt bemerkenswert gewordene Ereignisse aus dem Leben des großen deutschen Kaisers und zeigt ihn einmal bei Besichtigung der von ihm für notwendig gehaltenen Befestigungsarbeiten an dem ihm von seiner Gemahlin, der englischen Königstochter Edith, als Morgengabe in die Ehe gebrachten unscheinbaren Burgflecken an der Elbe, sodann als Sieger über die Slawen und Wenden mit deren gefangenen Häuptlingen in die Stadt einziehend, und zum Schluß, wie er, gealtert und grau geworden, kurz vor seinem Tode noch einmal nach Magdeburg kommt, um in Gemeinschaft mit seiner zweiten Gemahlin Adelheid, der Witwe König Lothars von Italien, am Grabe Ediths, dem früh dahingeschiedenen Weibe seiner Jugend, zu beten. Diese drei Szenen, obgleich durch gemalte Umrahmungen getrennt, bilden an der großen Rückwand des Saales doch insofern eine Einheit, als sie farbig, linear und räumlich aufs feinste zueinander gestimmt sind. Das größte der drei Gemälde, der Ein-

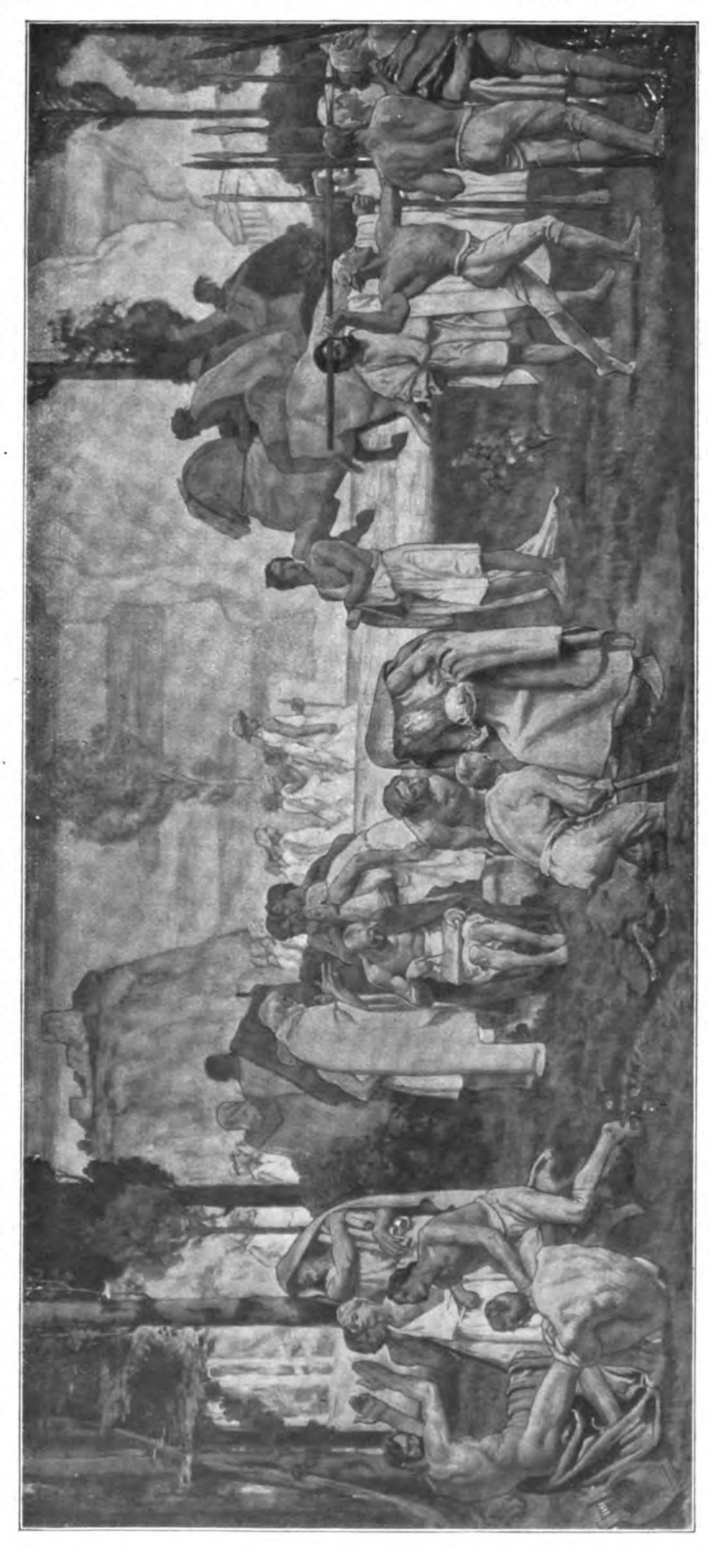
zug des siegreichen Kaisers, wirkt nicht nur inhaltlich, sondern auch koloristisch als Höhepunkt der Komposition. Das prächtige Rot im Mantel Ottos ist die stärkste Farbe darin. Sie klingt in den Seitenbildern mählich ab, während ein bläuliches Weiß in den Gewändern durch alle drei Bilder geht und die Wandfläche rhythmisch gliedert. Auch die verschiedenen Stimmungen der einzelnen Bilder sind fein gegeneinander abgewogen und deuten mit frühlingshellem Morgen, nüchternem Tag und mystischem Halbdunkel Aufstieg, Höhe und Abschluß eines reichen Lebens an. Dem Beispiel des Benozzo Gozzoli folgend und seinem eigenen starken Wirklichkeitsgefühl, gab Kampf den Szenen einer ein Jahrtausend zurückliegenden Zeit den stärksten Schein des Lebens. Was er schildert, könnte sich wirklich so begeben haben. Auch an feinen psychologischen Zügen ist kein Mangel. Besonders gut gelang dem Künstler in dieser Beziehung das Gruftbild mit dem tiefbewegten Kaiser und der mit versteinertem Ausdruck neben ihm knienden, mechanisch in Gebetsstellung verharrenden Adelheid. Die Wirkung dieser Fresken als Wandschmuck und Leistung ist außerordentlich und steht mit der der Aachener Fresken Rethels fast auf gleicher Höhe.

Im Jahre 1909 legte Kampf die letzte Hand an ein anderes Wandgemälde im neuen Berliner Bibliotheksgebäude, das an die Gründung der



Die Wissenschaft bringt der Menschheit Erleuchtung und Erlösung. Erster Entwurf zu einem Wandbild im Festsaal der Berliner Universität

Bibliothek durch Friedrich d. Gr. erinnern sollte und zugleich an das Gebäude, das sie bis dahin beherbergt hatte. Da der Erbauer der neuen Bibliothek den Wunsch hatte, das Kampfsche Bild möchte dazu dienen, den Lesesaal weiträumiger erscheinen zu lassen als er in Wirklichkeit ist, durchbricht das Fresko gewissermaßen die Wand, indem es die Illusion erzeugt, man blicke von einer Loggia im alten friderizianischen Opernhause über den Opernplatz fort auf die im hellen Lichte liegende, von Georg Friedrich Boumann zwischen 1775 und 1780 erbaute Bibliothek, „die Kommode“, wie sie vom Berliner Witz ihrer geschweiften Fassade halber getauft wurde. Wie alle Schöpfungen Kampfs bedarf auch diese keiner besonderen Erklärung. Der große, altgewordene Preußenkönig weist, in der geräumigen, mit einem Thronsitz gezierten Loggia stehend, die ihm dankerfüllt nahenden Gelehrten Berlins auf sein ihnen gemachtes Geschenk hin, für das irgendeiner von ihrer Gilde die vielbespöttelte Inschrift „Nutrimentum spiritus“ erfunden hat. Der Vorgang selbst ist nicht historisch, und daher der alte König die einzige Porträtfigur in dem die Architektur des Raumes, fortsetzenden und ihr sehr glücklich angepaßten



Erziehung der Jugend. Zweiter Entwurf zu einem Wandbild im Festsaal der Berliner Universität

Bilde. — Kampfs Fresko fand so ungeteilten Beifall, daß sich sogleich ein weiterer Auftrag einstellte, nämlich die neue, in dem alten Bibliothekgebäude eingerichtete Aula der Universität mit einem großen, dem Zwecke des Raumes angemessenen Wandbilde zu versehen. An Vorschlägen für das zu wählende Motiv fehlte es nicht. Kampf fertigte auf Grund solcher zwei Entwürfe an. In dem einen war allegorisch dargestellt, wie die Wissenschaft in Gestalt eines apollinischen Mannes der Menschheit Erleuchtung und Erlösung bringt, das andere sollte die Erziehung der Jugend zur körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit sinnbildlich schildern. Der Künstler machte aus diesen abstrakten Themen, was zu machen war; aber er kam schließlich auch hier nicht über das in diesen Fällen Übliche hinaus. Allgemeinen Phrasen läßt sich kein tiefgründiger Gehalt geben. Da machte Harnack einen Vorschlag, der Kampf geradezu begeisterte: Ob man nicht einen Vorwurf aus der Geschichte der Berliner Universität wählen möchte, etwa Fichtes Wirken auf die akademische Jugend und die Bevölkerung. Der Künstler lieferte sofort einen neuen Entwurf. Lag das Thema doch in einer Richtung, die er mit Bildern bereits vielfach beschritten, außerdem ganz auf der Linie seines Talents und treuen vaterländischen Gesinnung. Was er in seinem Gemälde „Professor Steffens begeistert 1813 zur Volkserhebung" erstrebt und doch nicht ganz erreicht hatte, fand nun in dem Aulabilde „Fichtes Reden an die deutsche Nation" einen vollendeten Ausdruck, eine wahrhaft klassische Gestaltung, und die Berliner Universität erhielt in Kampfs Freskogemälde eine Kunstschöpfung von so urdeutschem Gepräge und von so machtvoller Haltung, wie



Fichte redet zur deutschen Nation. Linkes Seitenstück aus dem nachstehend abgebildeten Wandgemälde: Alexander von Humboldt

Fichte redet zur deutschen Nation. Mittelstück aus dem umstehend abgebildeten Wandgemälde
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg)

kaum erwartet werden durfte. Das Schicksal hat es gewollt, daß die Zeit, die Kampf in seinem Bilde darstellt, sich noch einmal wiederholte. Wie 1808, da Fichte seine berühmten Reden unter den Augen der französischen Bedrücker hielt, liegt Deutschland beschimpft und vernichtet am Boden, und so hat das unter den Siegesnachrichten der Jahre 1914 und 1915 vollendete Werk des Künstlers eine aktuelle Bedeutung erhalten, die niemand ahnen konnte. Einer Eingebung folgend, gab Kampf der Persönlichkeit Fichtes eine so lebendige, eindrucksvolle Prägung, daß dieser prachtvolle Deutsche auch der Jugend von heut noch zuzurufen scheint: „In euch liegt der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten, euch ist der Fortschritt in derselben aufgetragen. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. — Gehet ihr in eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde.“ Wieviel dem Künstler daran lag, seinem Fichte die größte Lebensfülle, den stärksten Ausdruck zu geben, ist durch das Vorhandensein einer jetzt im Besitze der Universität Jena befindlichen Büste des Philosophen bezeugt, die Kampf nach den ihm zugänglichen Bildnissen Fichtes modellierte und dann in Marmor ausführte. Er benutzte das so gewonnene reale Bildnis für seine Darstellung des temperamentvollen Philosophen und hat in dieser eine so überzeugende und einprägsame Gestalt geschaffen, daß Fichte im Gedächtnis des deutschen Volkes so fortleben wird, wie Kampf ihn da mit leidenschaftlicher Gebärde eine feurige Ansprache an die auf einem Platz vor dem seiner Siegesgöttin beraubten Brandenburger Tor versammelten Bürger und Studenten Berlins halten läßt. Dieser Fichte ist nicht nur groß gesehen, sondern auch groß empfunden und im höchsten Sinne monumental wiedergegeben. Ganz herrlich sind die in tiefer Bewegung dem Redner lauschenden Zuhörer aus allen Kreisen der Bevölkerung charakterisiert, vor allem auch die in Begeisterung sich aneinander drängende akademische Jugend. Ausdruck und Bewegung, alles ist maßvoll, ernst, so daß die Aufmerksamkeit des Betrachtenden in keiner Weise von der Hauptgestalt abgelenkt wird. Und wie schwierig muß es gewesen, soviel Personen in ein Bild zu bringen, ohne den Eindruck der Unruhe und der Überfüllung hervorzurufen! Die Anordnung der Menschenmassen ist unübertrefflich gelungen und zeugt für das sicherste Stilgefühl. Man steht vor einer Glanzleistung der deutschen Monumentalmalerei und vor einem Werke, das aus stärkster Empfindung geboren, an diesem Ort unendliche Wirkungen auf die Herzen der deutschen Jugend ausüben muß.

Dieser vollendetsten Monumentalschöpfung Kampfs folgen noch zwei weniger bedeutende Leistungen dieser Art: Das 1913 schon begonnene „Walzwerk“ für das Reichspatentamt und der Tempera-Karton für das Mosaikbild im Tympanon des Berliner Doms, das 1920 enthüllt wurde. Jenes hat nicht die Lebensfülle des Aachener Freskos, ist jedoch vielleicht monumentaler als Komposition; dieser Karton indessen wirkt entschieden konventionell. Ob den Künstler das Thema „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ nicht gereizt hat, ob die fürchterliche Architektur des Gebäudes auf seine Phantasie drückte oder ob die malerisch auszufüllende riesige Fläche mit dem Vorwurf des Bildes nicht in Einklang zu bringen war, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls hat der Künstler nicht bedacht, daß ein in so großer Höhe angebrachtes Mosaik nicht geeignet ist, Seelenzustände wiederzugeben, daß das Psychologische in einem Mosaik gar keine Rolle, eine desto wichtigere aber der dekorative Effekt, die leuchtende, glühende Farbe spielt. Grade, weil das Tympanon



Fichte redet zur deutschen Nation. Wandgemälde im neuen Festsaal der Berliner Universität
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg)

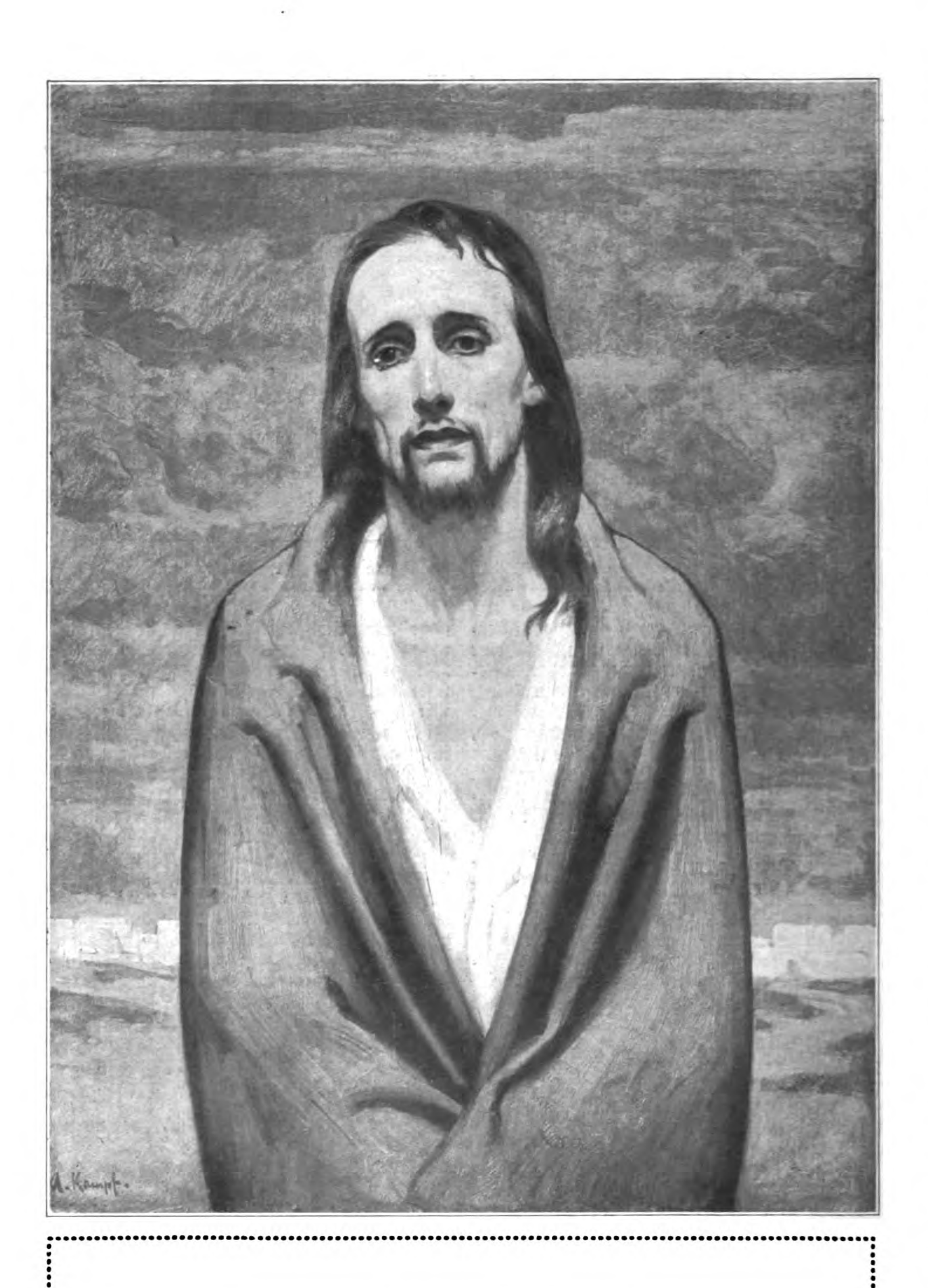


„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!"
Temperakarton zum Mosaikbild für den Berliner Dom

über dem Portal des Domes eine stark überragende Bedachung hat, wäre aller Nachdruck auf die kräftigste Farbenwirkung zu legen gewesen. Das wurde von Kampf versäumt, und so fehlte dem Bilde, trotz der auf wenige ruhige Linien gestellten Komposition, die wuchtige Wirkung. Dazu ist der Christus dem Künstler im Ausdruck nicht geglückt. Der Ausdruck des Menschlichen, den in diesem Falle das Thema verlangte, paßt nicht für die Wiedergabe in Mosaiktechnik. Diese hat andere Gesetze als die Malerei und kann mit deren Mitteln nicht betrieben werden, besonders nicht, wenn sie in so enger Verbindung mit der Architektur steht wie hier.

Dieses weniger gelungene Werk darf jedoch keine Veranlassung geben, Kampfs Verdienste um die Monumentalmalerei zu unterschätzen. Daß der Künstler auf diesem Gebiete ein Berufener, aus seiner Natur heraus ein Meister ist, beweisen ja nicht nur seine hier erwähnten ausgezeichneten Fresken, sondern auch eine stattliche Reihe seiner Tafelbilder, die eine ausgesprochen monumentale Haltung besitzen. Was Kampf zum Monumentalmaler vorbestimmt, ist seine Fähigkeit, die Natur groß zu empfinden, ihr Wesentliches auf den ersten Blick zu erfassen. Das ist eine Gabe, die nur wenigen Künstlern zugefallen. Sie bedarf auch, um sich zu betätigen, keineswegs immer großer Flächen. Kampf hat eine Anzahl kleiner Bilder gemalt, die eine unmittelbare monumentale Prägung besitzen. Es sei nur an seine „Verkündigung", seine „Kreuzigung", sein „Ecce homo", die „Tänzerin Ruth St. Denis" erinnert. Natürlich hat er auch größere Bilder geschaffen, denen monumentale Wirkung nachzurühmen ist. So, außer manchen Bildnissen, das bekannte „Störrische Pferd", den „Rennfahrer", den „Bauarbeiter" u. a. Eine hervorragende Schöpfung in dieser Richtung ist auch der in diesem Jahre entstandene, hier wiedergegebene „Christus" und zugleich ein Zeugnis dafür, mit welchen Empfindungen ein Künstler wie Kampf der Gegenwart gegenübersteht. Dieser Christus hat nichts gemein mit dem in Hoheit und Schönheit über die Erde wandelnden Gottessohn der Renaissancekünstler, gleicht auch nicht dem schlichten Heilandsbilde, das Uhde der Christenheit geschenkt. Kampf gibt in ihm den Typus des Idealisten, der seine Aufgabe darin sieht, die Menschheit zu bessern, zu erheben und ihr den Weg zum ewigen Heil zu zeigen. Nun haben ihn Enttäuschung und Schauder gepackt, weil er zu der Überzeugung gekommen, daß diesem Geschlecht nicht zu helfen ist. Schwer wurden die Menschen vom Schicksal geschlagen; aber, anstatt in sich zu gehen, sich zusammenzuraffen und an die Neuaufrichtung ihres zerrütteten Daseins zu denken, haben sie sich in die Arme der Lust geworfen, tanzen um das goldene Kalb, treten Recht und Gesetz sonder Scham mit Füßen und wollen nichts mehr wissen von Ehre und Pflicht. Voll Trauer muß der Gottessohn sich gestehen, daß all sein Mühen um Erlösung der Menschheit verloren ist. Nun hat er der Stadt, wo die Verruchtheit herrscht, den Rücken gekehrt und wandert in die Wüste. Mit leiderfüllten Augen blickt er ins Weite und zieht fröstelnd den rötlichen Mantel fester um die Schultern. War denn wirklich alles vergebens? Soll er seine Sendung aufgeben und die Verlorenen sich selbst überlassen? Brauchen sie ihn jetzt nicht nötiger denn je? „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Hätte Kampf niemals Wandbilder großen Stils geschaffen — die erhabene Stimmung, die diese Darstellung des Heilands atmet, ist ein Zeugnis dafür, daß das Erbe der Cornelius und Rethel von ihm treu gehütet wird, und daß in seinem Herzen die großen Gedanken wohnen, aus denen allein die großen monumentalen Werke entstehen können.



Christus. Gemälde von 1922
(Im Besitz des Kammersängers Michael Bohnen)

Der Gang ins Gefängnis

Novelle von E. von Bonin

Ueber der Türe der Apotheke steht ein Adler aus der Fridericuszeit auf vergoldetem Postament. Das Glasfenster unterhalb ist mit drei geschnitzten Urnen verziert. Hinten zieht der Herr Apotheker Lavendel, Anis, Salbei und Thymian und wie alle seine Heilkräuter heißen, und drinnen steht er mit seinen blauen Augen hinter der Hornbrille und schüttet niemals einen Tropfen vorbei, wenn er ganz ohne Trichter — den der Provisor immer benutzt — die vorsichtig gemischten Tränke eingießt. Der Provisor mußte aus der Schule heraus; es langte seiner Mutter nicht zum Studieren, und darum wird jetzt ein ganz simpler Apotheker aus ihm und nie kann er die Nase hinausstrecken aus seinem langweiligen Metier. Jeden Tag wird er sich bunt ärgern über die verschmierte Schrift des jungen Arztes, der neu hergekommen ist, und über die altmodischen Schnörkel des alten, der immer Mentholsalbe verschreibt. Wann ist je aus einem Apotheker etwas Vernünftiges geworden, wie? Ach, der Schliemann, ja, aber sonst haben sie alle bloß ihre Tränke gebraut und sind auf den Kirchhof getragen worden und damit basta. Nicht einmal ihre Söhne konnten es zu was bringen. Die Dichter und Philosophen und Musikanten kamen nicht aus der Apotheke, viel eher aus irgendeinem Pfarrhaus oder von einer ährenblonden Kantorfrau. Warum hat Gott gerade aus ihm nur so ein winziges, achtloses Rädchen gemacht, warum nicht so eins, daß gleich die Maschine stutzt und anhält, wenn es nicht mitmachen will?

Freilich, es gibt hübsche junge Mädel in der Stadt, ein paar; freilich. Aber sie haben so etwas Kompaktes an sich, wie die unzerbrechlichen Puppen, die vorsichtige Mütter den Kindern in die Hand stecken. Und solche Unzerbrechlichen werfen todsicher dem anderen einen Sprung ins Herz. Nein, das ist nichts für ihn. Und noch viel weniger ist es die alternde Frau des Friseurs oder die Schwägerin vom Bahnhofswirt, die übrigens mal ganz hübsch gewesen sein könnte. Er hätte nicht einmal Lust, sich in die Schloßgräfin zu verlieben, obwohl das für einen angehenden Apotheker sehr romantisch wäre. Nein, sie ist ihm viel zu sehr auf Draht gezogen und wohlfrisiert und sieht überhaupt nicht aus wie eine Frau. Er denkt sich etwas ganz Bestimmtes darunter. Sanft — mild — schön. Aber natürlich für ihn ist das Kraut nicht gewachsen.

Wenn er des Abends die großen, grün gestrichenen Außenläden vor die Fenster setzt, sieht er im Bären den Stammtisch sitzen, der irgendein blödsinniges Spiel herunterdrischt und dazu Bier trinkt. Ein Amtsrichter ist dabei, die beiden Ärzte, der alte grobe Rechtsanwalt, der Postdirektor. Zuweilen geht der Apotheker auch hin. Ihn hat er natürlich noch nie aufgefordert mitzukommen; die Ehre wäre zu groß. Auch sonst gibt es keine Gesellschaft für ihn. Etwa die Seminaristen mit ihren abscheulich pickligen Gesichtern? Oder die Lehrer, die ihn die ganzen Jahre unter der Fuchtel gehabt haben und ihn jetzt etwas von oben herab ansehen, weil es nicht ganz gelangt hat?

Der Apotheker hat neulich selber zu ihm gesagt, er müßte mal in eine andere, reichhaltigere — so sagte er — Umgebung. Man verbaure ja hier, und dabei hat er ihn so niedergeschlagen angesehen, daß man ihn am liebsten ein bißchen gestreichelt hätte. Er hier hinaus? Weiß Gott, das wäre was. Aber gewiß würde seine Mutter nein sagen.

Fürs erste fing der Apotheker nicht wieder davon an. Und der Provisor auch nicht. Ja, wenn sein Vater noch am Leben wäre; gewiß nähme er irgendwoher die letzten Pfennige und schickte ihn hinaus. Oder gab man etwa seinem einzigen Sohn einen so sonderbaren Namen, um ihn nachher in Rheinsberg Apothekerprovisor werden zu lassen? Nannte man ihn „Florestan", wenn man selbst August Ziegler hieß, es sei denn, man hatte geheime, verträumte Absichten mit ihm? Und wie hatte er selbst als Junge diesen Namen verteidigt? Hatte er jemals hingehört, wenn seine Mutter, die noch als zweiten den großväterlichen Namen durchgedrückt hatte, ihn Richard rief — Riechard — mit einem langgezogenen ie, und immer hatte sein Vater aufgesehen von der Arbeit, ein bißchen schief gelächelt und gesagt: „Florestan, deine Mutter ruft, willst du wohl hören!"

Nein, er wollte absolut nicht verbauern. Seit Wochen suchte er in den Inseraten herum. Eine Großstadt oder am liebsten das Ausland, das wäre was für ihn. Vielleicht könnte man da sein Glück machen.

Der Apotheker kam eines Abends mit seinem Plan hervor, hatte schon hingeschrie-

den und alles besprochen und hielt dem froh Erschrockenen den Antwortsbrief vor die Nase. Es war eine große Apotheke in der Hauptstadt und ein ganz sehenswertes Gehalt. Ach, noch vorgestern wäre Florestan an die Decke gesprungen darüber, aber nun war da ein Keil in seinem Herzen: Ausland — Ausland. Italien vielleicht, da wurden viele Deutschsprechende gebraucht — Berge, Kuppeln, Türme und fremde Frauen...

Der Apotheker nahm enttäuscht die große Hornbrille herunter, lächelte unruhig und dann packte er den Brief und den anderen Kram zusammen und sagte leise: „Ja Ziegler, da müssen Sie eben nach Italien gehen." — Von da an summte und brüllte es Florestan in den Ohren, dies verführerische Wort. Andere sprachen davon, wie von einer selbstverständlichen Sache, die vorbestimmt wäre seit Olims Zeit. Italien natürlich. Und dort wiederum nichts anderes als Venedig — als Venedig. Dann las es Florestan — sein Herz zitterte vor Glück — sich halblaut vor aus der Fachzeitung: „Junger Provisor sucht Stellung in großer Apotheke in Italien, am liebsten Venedig, bei bescheidenen Ansprüchen." Damit es ihm niemand wegschnappte.

Jetzt lag der Brief mit der Anstellung vor seiner Nase auf dem Tisch. Es wurde Französisch verlangt, etwas konnte er ja gottlob, und das Gehalt in Lire war mehr als viermal soviel als bei uns und die Reise bekam er bezahlt und: „Venezia, bocca di Piazza" — wie das klang. Wie ein Betrunkener, den Segensbrief in der Tasche mit liebevollen Fingern umfassend, ging er taumelnd nach Haus. Seine Mutter war im Handumdrehen beschwatzt, dachte, weiß Gott welche Ehre ihrem Sohn widerführe, und lächelte von da an bis zur Abreise verklärt und voll von Hoffnungen.

Der Apotheker aber war betreten und etwas beleidigt und sah immer an Florestan vorbei. Wenn einzelne Kunden, die davon gehört hatten, Glückwünsche aussprachen, zuckte der Apotheker die Achseln, sagte „Tja" und verdarb mit langen Tiraden, man solle gefälligst im Lande bleiben und so weiter, Florestan die Freude.

Nein, es war gut, daß endlich der Abreisetag herankam und der Paßkram und die Verwandtenbesuche erledigt waren. Der Aufenthalt in Berlin, der wegen des Visum nötig war, hatte für Florestan keinen Wert, weil er entschlossen war, von nun an keinen Pfennig nebenan auszugeben, sondern zu sparen wie ein Rasender und sich im Ausland an einer Apotheke zu beteiligen oder eben an irgendeiner andern Sache und als gemachter Mann zurückzukommen oder gar nicht. Aber das „gar nicht" kam nicht in Frage. Er würde zurückkommen, er würde.

Er sah nichts von dem Land ringsum und wollte auch gar nicht. Er schlief und aß nur das Nötigste. Als er endlich in das fremde Land einfuhr, jubelte sein Herz ganz vernehmlich. Ein neben ihm sitzender Italiener radebrechte mit ihm los und erfuhr in einer halben Stunde die ganze Geschichte. Es war ein Kellner, der auch das gleiche Ziel hatte wie Florestan und ihm laut und mit viel Übertreibungen von seiner guten Stellung und seinem Verdienst vorerzählte. Florestan merkte bald, daß sein Gehalt, das ihm im Vergleich zum deutschen Gelde mächtig in die Augen gestochen hatte, kaum hin und her langen würde, und weil er hungrig und müde war, saß er schließlich nur noch zusammengedrückt in der Ecke wie ein vergessenes Reisepaket, während der Italiener endlos über ihn hinschwatzte. Die andern Leute im Abteil schliefen. Als der Zug über eine lange Brücke mitten durch das mondbeschienene Meer in die Stadt einfuhr, sah Florestan verwirrt und mit verblaßtem Jubel in ihre fremdartigen Kuppeln.

Der Kellner wanderte mit ihm durch verschlungene, stinkende Gassen und logierte ihn in seiner Stube mit ein. Am andern Morgen nahm Florestan seine Arbeit auf.

Der Apotheker war ein dicker, fleischiger Mann mit behaarten Händen und einem ungeheuren Bauch. Es hieß, daß er selten im Geschäft sei und mit allerhand geheimnisvollen Sachen handle. Er habe eine ebenso dicke aber hübsche Frau und viele Kinder, mit denen er jeden Nachmittag bei der Musik an der Piazza säße. Florestan kam bald dahinter, daß man hier gewohnt war, verschiedene Preise zu nehmen, und es fiel ihm auf, daß der kleine Provisor mit dem Narbengesicht oft von Kunden beiseite genommen wurde und dann aus einem versteckt im Vorraum hängenden Wandschrank den Kunden Ware aushändigte. Er beschloß dahinterzukommen, was darinnen stecke, aber es zeigte sich, daß, wenn der Kleine nicht im Laden war, jedesmal der Chef ihn vertrat, und daß Kunden, die nach einem von beiden frugen, mit einer harmlosen Entschuldigung wieder hinausgingen, wenn sie nicht anwesend waren.

Das Gehalt erwies sich als gering. Kaum daß sich Florestan hin und wieder ein Paar Schuh, Wäsche, einen Schlips kaufen konnte. Sein guter Anzug war schon recht schäbig, er hatte keine Sommersachen, nicht einmal einen Strohhut. Sollte er nach Haus schreiben, damit die Mutter seinen Herein-

fall in der ganzen Stadt jammernd herumtrug...

An freien Sonntagen hätte er ganz allein herumlaufen müssen, wenn nicht Battisto der Kellner sich seiner angenommen hätte. Er trug meist einen krebsroten Schlips, nagelneue, gelbe Halbschuhe, eine weiße Weste und Strohhut. Irgendwas stimmte an dem Anzug nicht ganz zusammen, aber Florestan kam sich dennoch recht verkommen neben ihm vor. War er hergekommen, um nichts und rein gar nichts mehr zu verdienen, als was er brauchte, um nicht geradeswegs zu verhungern? Ein junger Mann mußte sich doch schließlich ein bißchen anständig ausstatten können, wenn er den ganzen Tag arbeitete. Da war Wäsche, die dringend angeschafft werden mußte, ein dünner Anzug — man konnte unmöglich in den heißen Tagen in Kammgarn spazieren gehn; man brauchte doch auch einen Hut und vor allem Schuh. Packte man die ganze Misere vor Battisto aus, so lächelte er schief, schwatzte ein paar italienische Sätze, riß dann pathetisch den Mund auf und sagte langsam und feierlich: „Nixt man kann ehrlich verdienen."

Nein, natürlich, der Battisto hatte ganz recht; aber wenn man nur wüßte wie, man wollte schon. Wirklich? — Ach natürlich; zum Teufel, sollte man hier elend zugrunde gehen zwischen diesen Katzelmachern? Diesen Schwindlern und Betrügern? Sieh da, er schimpfte über die anderen und täte es doch so gern selbst. Ja, ja, die Trauben sind sauer, Florestan, mein Lieber.

Heute morgen war die Frau des Chefs im Geschäft, rief sich den jungen deutschen Provisor heran und verlangte irgend etwas, was angeblich nur in seiner Heimat richtig gemacht würde. Hallo — war er so dumm, daß er etwa nicht sähe, wie sie ihn aus Augen, die eigentlich auf die Waren auf dem Ladentisch zu sehn schienen, brennend anstarrte? Wäre das Zufall, daß sie mit ihrer Hand voll Ringen über seine Finger streifte, als er ihr das Päckchen übergab? Und noch dazu war ein sehr schöner Geruch um sie. —

⌘ ⌘ ⌘

Battisto hatte nur sehr selten an den Sonntagen dienstfrei, so daß immer wieder die Lidofahrt verschoben wurde. Als sie endlich in glühender Sonne im Sand lagen, schien Battisto ganz in Gedanken verloren, hörte kaum zu und pfiff sich Melodien. — Frauen gingen an ihnen vorüber; gutmütig und schwer, von einem langjährigen Gatten begleitet — tänzelnd, spielerisch mit einem eben neu zugelegten Galan, steif und festgeschlossen mit langweilig trippelnden Kindern und viele andere. — Eine blieb eine Sekunde lang stehn, sah ihn liegen und sagte laut zu ihrem dunkeläugigen Begleiter: „Ah ecco un'biondo!" lächelte ihn an und ging.

Er richtete sich erschrocken auf: „Wer ist das?" fragte er. Battisto lachte. Sollte er etwa alle Frauen in der Stadt kennen? Wie? Das wäre noch schöner. Aber diese kannte er, gewiß. Es war die Marchesa Cavalieri, eine sehr galante Frau, jawohl. Man sagte, daß sie ungeheuer viele Soldi verbrauche. Und bisher hätte der Principe Odescalchi den ganzen Kitt bezahlt. Dann machte Battisto ein sehr schlaues Gesicht und sagte: „Man sagt, sie bevorzuge die Blonden." Florestan stand ohne ein Wort zu sagen auf und folgte der Frau.

Er konnte das rote Seidentuch, das sie über den Schultern trug, weit vor sich sacht vom Winde bewegt sehn, — er näherte sich und beobachtete verzückt ihr weiches Schreiten. Kleine, festumrissene Spuren, die das Grundwasser gierig aufsog, hinterließ ihr Fuß. Einmal wandte sie sich um, so schien es. ‚Vielleicht sucht sie mich,' dachte Florestan. Sie blieb stehn und verhandelte mit ihren Begleitern. Einer warf seinen Rock zur Erde, sie legte sich darauf nieder; ihre Begleiter verteilten sich nach verschiedenen Richtungen, um etwas zu holen, schien es. Sie erhob sich, ging einige Schritte zurück, so daß sie etwa 30 Meter von ihm entfernt stand, lehnte sich an eine der Badehütten und sah ihn fest an. Sein Blut erstarrte, es war ihm unmöglich sich zu bewegen. Sie nahm ihre Handtasche, warf sie in weitem Bogen von sich weg, wandte sich um und ging weiter. Florestan erhob sich schwerfällig, ging auf den Gegenstand zu und hob ihn auf, um ihn ihr zu bringen. Als er sich ihr näherte, kam sie auf ihn zu, nahm ihm mit einem Dank das Ding ab, und während sie schon abgewandt seinen Gruß erwiderte, sagte sie leise in fremder Sprache zwischen den Zähnen: „In diesem Aufzug kommen Sie mir nicht wieder nah." — Dann ging sie.

Florestan warf sich in den Sand und weinte. —

⌘ ⌘ ⌘

Was holte der kleine, verwachsene Kerl da immerzu aus dem Schrank? Was war es, wofür die Kunden heimlich kamen? Der Offizier zum Beispiel. Als ob er die heimliche Geliebte suchen wollte, so kam er erregt und mit unruhigen Gesten herein, seine Augen fuhren ins Dunkel, sahen sanft und zufrieden aus, wenn der Kleine da war, und verwirrt wie einen kostbaren Schatz nahm er das Päckchen an und versteckte es in der Brusttasche... Es war etwas Verbotenes, ohne Zweifel. Florestan beschloß, den Kleinen zu

fragen. Natürlich, seine Vermutung war recht; der Kleine wurde rot und blaß, grinste verlegen nnd behauptete, es handle sich um Schönheitsmittel. Die Bitte, einmal hineinsehn zu dürfen, schlug er giftig ab. Die Gehilfen, die Florestan befragte, zuckten die Achseln und schienen eben so klug zu sein wie er. Und eine sehr befremdliche Folge hatte das Ganze: eines Tages nämlich — der Chef war gerade anwesend — kamen zwei Carabinieri in den Laden. Der Chef wurde kalkweiß und seine fetten Schenkel schlotterten. Der eine Polizist zog ein dickes Buch heraus, in dem er zu suchen anfing, der andere sah sich um. Florestan trat neben den Chef in die Nähe des bewußten Schrankes, in der Absicht, ihn bei einer etwaigen Suche zu verdecken. „Haben Sie in der letzten Zeit Rezepte des Doktor Marini, Calle lungha 107 angefertigt?" fragte der Carabinieri. Der Chef stürzte auf ein dickes Buch zu und begann wild darin zu blättern. „Nicht daß ich wüßte, nein, nein," sagte er eilfertig. „Es kam vor etwa einer Woche ein Mädchen, welches ein Rezept, gezeichnet Marini vorlegte," sagte Florestan ruhig und bestimmt. „Ich habe es zurückgewiesen, weil ich dem Kinde kein Morphium aushändigen zu sollen glaubte. Die Dosierung erschien mir auch etwas bedenklich." Der Chef fuhr hoch: „Ja, ja er hat es zurückgewiesen, meine Herren," sagte er. „Sie hatten Anweisung, absolut vorsichtig zu sein, nicht wahr?" fragte er Florestan. „Gewiß, Sie verwarnten mich ausdrücklich!" antwortete dieser. Die Carabinieri sahen das Buch durch, machten sich Notizen und verließen höflich grüßend den Laden. Florestan öffnete und schloß die Tür. Er wandte sich anscheinend in höchster Erregung zum Chef, rang die Hände und rief: „Gott sei Dank, daß sie den Schrank nicht gesehen haben!"

Der Chef starrte ihn erschrocken an und wußte nichts zu antworten. ‚Gut,' dachte Florestan, ‚es ist also, wie ich dachte. Ich habe ihn jetzt in der Hand.' Er trat nahe an den Chef heran und sah ihm ins Gesicht. „Ein bißchen gefährlich, Signor," sagte er. Der Dicke griente. „Sie sind ein außerordentlich gewandter Mann," brachte er heraus. „Ich wünsche sehr, Sie meinem Geschäft zu erhalten."

Die Gehaltserhöhung kam natürlich. Aber wenn auch Florestan monatelang einen Lire auf den anderen legte, er würde nie imstande sein, sich nur die nötigsten Dinge zu kaufen, um wenigstens einen einzigen Tag in der Woche so angezogen zu gehn wie diese aufgetakelten Burschen, an die jene Frau gewöhnt war. Schuh hatte er nun glücklich, aber es würde voraussichtlich Weihnachten übers Jahr werden, bis er einen anständigen Anzug besaß. Er beobachtete in Todesangst die Tür, wenn Damen sich ihr näherten; — wenn die Marchesa ihn hier fände.

Der Chef blieb zuvorkommend. Er hatte Florestan sogar einmal herangewinkt, als er mit seiner Familie an der Piazza saß vor einem ganzen Bau von Kuchen. Er hatte ihm einen Eiskaffee bestellt und war dann gegangen, noch etwas besorgen, so daß Florestan mit der Signora allein saß, während die Kinder um die Tische herumjagten. „Werden Sie nicht die Regatta besuchen?" fragte die Signora. Florestan behauptete, keine Zeit zu haben. „Oh der Padrone wird Sie gern beurlauben," sagte die Signora bestimmt. „Ich muß sehr viel Geld verdienen," antwortete Florestan schnell. „Ich muß sehn hinaufzukommen." Die Signora lächelte. „Die Deutschen sind zu strebsam," sagte sie. „Ein junger Herr muß sich auch vergnügen, Signor Florestano." Florestan zuckte die Achseln. „Die Soldi fehlen, Signora," sagte er. Die Signora legte sacht ihre weiße, fette Hand auf seine. „Der Padrone soll Sie beteiligen," antwortete sie sehr leise. Dann sah sie ihn einen Augenblick verdutzt an, lachte im linken Mundwinkel, schlug die Hände vors Gesicht und rief: „Oh mio Dio, was habe ich gesagt!" Florestan biß die Zähne fest auf die Lippen und schwieg.

Warum ließ man ihn nicht ruhig arbeiten, wie er gewollt hatte? Warum sollte er das, was er erreichte, nicht seinem Kopf und seinen Händen ehrlich verdanken dürfen? Erlaubte Geschäfte oder verbotene, meinetwegen, — aber doch Arbeit, Unternehmen, Rechnen, Sich-Einsetzen. Warum schoben sie ihm diese widerwärtige Rolle zu?

Die Signora empfing ihn mit Wein und Kuchen und Blumen in einem kleinen, halbdunklen Zimmer; sie schwatzte sorglos auf ihn ein, schob ihm Wein zu und steckte ihm Kuchen in die Finger. Schwatzte und ließ ihn ruhig sitzen. Das Gesicht in den Händen versteckt, versuchte er nur den Geruch und die Stimme aufzunehmen, die fremdländischen Klänge, das kleine, gurgelnde Lachen in den Zwischenpausen. Preßte die Faust in die Augenhöhlen und wollte den widerwilligen Geist dazu bringen, die andere Frau vor seinen Augen aufzustellen, die geliebte, die begehrte. Aber das alles wehrte sich; sein Herz rang in zitternder Angst, betrogen zu werden, gegen die aufgejagten Elemente. Und wurde doch betrogen ...

Der kleine Pockennarbige schlich sich im Geschäft an ihn heran, hantierte unter irgendeinem Vorwand neben ihm, und begann die Unterhaltung.

„Der Padrone war ein mittelloser Provisor wie wir," sagte er. „Das Geld hat die Signora in die Ehe gebracht." Keine Antwort. „Was die Signora will, geschieht im Geschäft. Sie versteht die Sache." — ‚Alle wissen es schon,' denkt Florestan beschämt. „Die Signora besitzt vier Häuser in Verona und ein Landgut bei Mestre. Sonst sind sie immer um diese Zeit schon draußen."

„So?" sagte Florestan. —

⌘ ⌘ ⌘

Florestan steht im Geschäft des ersten Schneiders der Stadt vorm Spiegel. Er hat den neuen Anzug an, der eben fertig ist. Er hat genau den Kragen, den Hut, den Schlips, das Taschentuch, die dazu gehören. Er hat einen leichten Stock mit Silberband. Es fehlt noch allerhand, gewiß, aber das tut nichts. Er hat alles verdiente Geld ausgegeben und noch die Ersparnisse von seinem Gehalt verschrieben für Monate. Aber jetzt geht er über den Platz, an den großen, schwarzen Gefängnissen vorbei auf den Dampfer, der prustend wendet und schnell durch die weichbewegte Lagune hinausfährt zur Düne. Am Lido steigt er in die Bahn, saust eine kahle, mit jämmerlichen Baumstengeln garnierte Allee hinunter; er ist falsch gefahren, steigt ärgerlich aus und geht der Düne zu. Ein abscheulicher Riesenkasten wimmelt mit seinen Anlagen von geputzten Leuten. Vielleicht wohnt sie hier; er geht auf einen Boy zu und fragt, zweimal spricht er glückselig diesen schönen Namen aus. Man bittet ihn höflich, Platz zu nehmen. Er sieht nicht mehr aus wie ein 500 Lire-Angestellter, nein, Gott sei Dank. Der Boy kommt zurück und meldet, die Marchesa wohne nicht im Hotel. Er stolpert hinaus; es fühlt sich an, als lache man hinter ihm her.

Wie albern von ihm, hierher zu fahren. Seit zwei Stunden liegt er im Sand an der gleichen Stelle, wo er sie damals gesehen hatte. Warum sollte sie alle Sonntage hier herumlaufen? Er springt ärgerlich auf, geht in ein Café, trinkt, raucht, trinkt. Als er hinausgeht, kommt es kühl vom Meer herüber, sein Gesicht glüht, ein heißer Strom zieht entlang unter der Haut seiner Hände und Arme. — Im Sommer stieg Fieber und allerhand Scheußliches auf aus diesen stinkenden Kanälen. Übel wurde einem, wenn man durch die Gassen ging, vorbei an den Fleischständen voller Schmeißfliegen, den Gemüse- und Obstkrämern, die mit schmutzstarrenden Fingern zwischen ihren Waren herumwühlten. Zuweilen beim Essen, das er in einer italienischen Familie einnahm, mußte er sich abwenden, ließ alles stehn und liegen und rannte hinaus bis zur Piazza, um endlich Luft zu atmen, die nicht angefüllt war von Menschen, Schmutz und Schweiß. Er schlief nicht in den Nächten, da die Hitze des Tages und die ekelhaften Gerüche aus den Wohnungen in sein Fenster eindrangen. Tödlich ermattet, mit von der Gluthitze triefender Haut lief er nachts zur Lagune, warf die Sachen ab und stieg sacht die glatten, marmornen Stufen abwärts; aber auch hier segelten faulende Gemüsereste, Orangenschalen und schmutzige Fetzen auf den nächtlichen Schwimmer zu.

Wenn er dann beschämt zurückgekommen war in sein Zimmer, und lag und wartete auf die aufgehende Sonne, fiel ihm recht zur Unzeit die kleine Stadt in Deutschland ein, wo er her war; der Kirchhof mit seinem Flieder. Der schöne Preußenadler an der Apotheke, die Wälder, das Rohr, der See. Weinte er wirklich in die Kissen hinein wie kleine Buben . . .

Ein paarmal Chinin hatte das Fieber weggenommen. Aber Blei lag ihm um die Stirne und Feuer brannte ihn aus. Jeden freien Augenblick stand er vor der Akademie, von wo aus er ihr Haus beobachten konnte; er wollte sie sehn, wollte gesehn werden.

Der Padrone bedachte ihn mit giftigen Bemerkungen, wenn er ins Geschäft kam; warf ihm sein wiederholtes Ausbleiben vor, und äußerte, daß man sich nicht wundern brauche, wo das Gehalt bliebe, und dergleichen. Wenn die Frau in das Geschäft kam, sah sie ihn wütend an, warf die Parfümerien, die er ihr vorlegte, durcheinander, zeterte. Als sie einmal allein waren, brach sie in wilde Anklagen aus, er vernachlässige sie, er habe eine andere Geliebte — oh sie werde schon dahinter kommen. Sie schob ihn in das Laboratorium, das sie verschloß, und fuhr mit rasenden Küssen über ihn her. Er war von der Grobheit ihres Gefühls verletzt, nicht imstande, sie zu der einzig Geliebten umzuwandeln — verzweifelt und freudlos lag er in ihren Armen.

Fortlaufen aus dem Geschäft? Er, der überall in Schulden steckte? Wo eine Anstellung finden? — Aber schließlich, warum sollte er nicht ebensogut die dunklen Geschäfte des Padrone betreiben können? In den Hotels saßen Hunderte von Fremden, in den Kasernen die Offiziere, in den Cafés der Rest, die gezwungen waren, sich auf geheimen Wegen das Gift zu holen, an das sie längst gewöhnt waren wie der Säugling an die Milch. Er brauchte nur an das geheime Warenbuch des Chefs heran; da würde er schon die Fakturen über die Kokainkäufe herausholen, und dann — holla, dann bezog er für sich und handelte selbst damit.

Battisto würde bestimmt Kunden zusammenbringen.

Fieber, das kein Chinin wegbringt, brennt ihm in den Adern. Der Padrone hat das Buch in seiner Wohnung, nicht im Laden, soviel weiß er schon. Er muß durch die Frau herankommen. Er muß den Schlüssel von ihr herausholen, in die Wohnung gehn, wenn sie weg sind. Aber wie die Behältnisse öffnen — das Buch finden? Wer weiß, wo der alte Gauner es hat. Oder die Frau ausfragen. Sie wird es nicht einmal wissen. Sie ist auch zu schlau. Aber er muß Geld haben; er muß...

Endlich — endlich hat er sie gesehn. Sie stieg ein bei St. Thomas — er fuhr hinterher — sein Ruderer — ach die Kerls sind nicht dumm hierzulande — arbeitete wie ein Pferd, um neben ihre Gondel zu kommen. Er half ihr, als sie ausstieg — und ohne ein Wort folgte er in die dunkle, leere Kirche. Leben du — in meinen Armen...

Als sie wieder gegangen ist, liegt er stundenlang in einer fremden Kirche auf den Knien. Warum ist es denn eigentlich nötig, wieder aufzustehn, hinauszugehn und weiterzuleben, nachdem man diese Frau gehabt hat. Steckt man darum auf irgendeinem schwindelnden Fels das Ziel auf, um, wenn man es erreichte, albern weiterzustolpern, in die Sinnlosigkeiten hinein, die der Tag nachzerrt? Aber nein, so liegt die Sache nicht. Er hat sie in seinen Armen gehalten, gewiß, aber sein Herz brennt darum nicht weniger; er möchte ihr nach. Warum ließ er sie los? Es ist ohne weiteres einzusehn, daß alles, was bisher mit ihm geschah, nur auf diesen Augenblick hinauswollte; jedes kindische Leid und jede Sorge des Mannes; ein jedes Glück und ein jedes Lachen waren nur Bildner gewesen dieses einzigen, göttlichen Geschehens —

Aber jetzt brauchte er Tod und Teufel in sein Gehirn, um seinen Plan auszuführen. Wie? Er sollte nicht glücken? Das wollen wir sehn! War er vorher ein braver Kerl von guten Anlagen gewesen, so würde er jetzt ein Teufel werden, den nichts zurückhielt. Seine Kraft war vertausendfacht; sein Wille ohne Grenzen.

Ein leichtes war auf einmal Hunger, Arbeit und der tägliche Kram, an dem er sich monatelang griesgrämig gefressen hatte. Man nahm alle Sorgen auf zwei Finger und schnippte sie in die Luft. Wie ein Seiltänzer stieg man strahlend und beschwingt empor über die Köpfe der anderen.

Es war ein leichtes, der Padrona allerhand vorzureden, was sie gern glaubte, damit sie die Geschäftsgeheimnisse auskramte. Unter Gelächter und Neckereien zog Florestan — immer den kalten, grinsenden Teufel hinter sich — die Adressen heraus, die er brauchte; las die in jahrelangen Ängsten gesammelten Erfahrungen des dicken Padrone aus sauber aufgeschlagenen Büchern — und wenn er des Nachts allein in seiner muffigen Kammer saß, stellte er, mit spitzer Feder geschrieben, lange Zahlenkolonnen her; das war das Geld, das herein sollte; die Bilanz dieser dunkeln Geschäfte.

Was hatte er eigentlich vor? Bildete er sich wirklich ein, sie ganz für sich haben zu können — sie, eine Frau, die sich irgendwelchen jungen Leuten an den Hals warf, weil sie blond waren. Sie — die nur verlangte, daß man gut angezogen war, und weiter nichts. Bildete er sich womöglich ein — todlächerlich das auszudenken — er könnte sie heiraten? Mann und Frau? Und sie würde Lust haben, plötzlich Ziegler zu heißen, heda? Ziegler, sie eine galante, gefeierte Frau! Du bist ganz und gar verdreht, Kerl. Ein paarmal vielleicht wirft sie sich dir noch in die Arme, dann kommt ein anderer Blonder. Und dafür willst du dich in Ungelegenheiten stürzen; dir die Polizei auf den Hals jagen? Dir die Heimat verrammeln.

Die Marchesa ist nicht in der Stadt, ist verreist, heißt es, einige Tage, nachdem er sie getroffen hatte bei St. Thomas. Die Stadt ist leer. Der Lido eine Wüste. Aber arbeiten wird er jetzt wie zehn Teufel. Battisto kennt immerhin ein paar dunkle Ehrenmänner, durch die ein Drogen- und Parfümerieladen beschafft wird. Florestan verläßt die Apotheke. Mit Battistos Ersparnissen, seinen eigenen drei Groschen und bei Wucherern geborgtem Gelde beginnt er.

Hinter dem Ladentisch liegt ein fensterloser Raum mit besonderem Ausgang. Florestan erfährt, daß hiermit Geschäfte zu machen sind. Ein feiner Platz für Rendezvous, findet Battisto. — Wahrhaftig, es kommt so. Elegante Frauen steigen aus; der Gondoliere trägt eine bunte Wappenschärpe mit Goldfransen; steigen aus, schicken die Gondel fort, treten ein und kaufen teure Flakons. Das erstemal sind sie unruhig, scheinen aufmerksam zu wählen; werfen die Waren durcheinander; finden irgendeinen Vorwand, sich einen Augenblick zurückzuziehen, und lächeln. Später, ach später lächeln sie schon vertraut beim Hineinkommen — lassen sich irgend etwas einpacken und gehn achtlos weiter auf die Tür zu.

Er hat nicht viel zu tun in diesem Geschäft. Er verkauft ganz einfach Kokain in reizender Aufmachung mit Bändern in allen Farben. Auf den geschmackvollen Schachteln

steht: Bonbons à la reine, Bijou oder dergleichen albernes Zeug. Man kann auch allerhand anderes bei ihm haben, worauf die Polizei fahndet; ja er ist wirklich gut assortiert, und wenn es schief geht, rutschen alle diese dunkeln Gestalten, die nach Ladenschluß vermummt sich einschleichen und mit gierigen Fingern in die Kasse langen — rutschen beiseite — verlieren sich und lassen ihn allein im Sumpf stecken. Sie werden sich schon salvieren, ausreden, mancia geben; er, der Fremde, der Ausländer wird sitzen bleiben. Das ist doch klar.

Aber er verdient nicht schlecht. Und sein Herz schlug doch voll Glück, als er neulich abends den dicken Wertbrief zur Post brachte, mit Geld für seine Mutter. Er hat ganz lange hinterher noch in den giardini gesessen und ausgerechnet, wieviel das heute in deutschem Gelde ausmacht. Und seine Mutter dachte ja, es wäre alles sauer erworben.

Jetzt spielt er schon mit im Lotto und steht mit den anderen vor dem schmutzigen Laden in der merceria, wo über der Tür die geheimnisvollen Zahlen aufgezogen werden. Er hat auch Geld auf der Bank; er kauft und verkauft Dollars. — Gut ist das, denn eine Leidenschaft frißt die andere auf, und während er wild nach den Zahlen sieht und die Zeitungen durchrast, ist sein Herz totenstill; verschüttet in Geldgier.

Aber eines Tages sieht er sie. Wahrhaftig, als er, um ein wenig Sonne aufzufangen, draußen vor dem Laden steht, kommt sie ihm entgegengeschritten wie eine Priesterin, so als bewegte Gott selbst die Erde unter ihren Füßen —

Sein Herz liegt wie ein Stein in ihm.

Als sie eingetreten ist, verschließt er, ohne zu wissen warum, die Tür. Himmel — erwartet sie jemanden? Hat sie etwa von dem versteckten Zimmer gehört, das hier vermietet wird? Welcher tückische Teufel führte sie her, um ihn zur Raserei zu bringen? Ah nein, der, den sie erwartet, kam nicht lebend hier heraus; das war sicher. Warum sagte sie nichts und sah ihn nur an. Aber er wollte reden. „Was wollen Sie hier, wen suchen Sie?“ fuhr er heraus. — „Ich suche dich, Florestano. Ich will Geld von dir.“ — Wie, Geld von ihm? Er möchte weinen vor Glück. Also doch. Sie kommt zu ihm. Sie — zu ihm; und will etwas. Sein Geld, das er doch verdient hat für sie. Aber herrlich, jetzt wird es erst losgehn, jetzt bekommt er Kraft in die Arme. „Ich habe nicht alles hier,“ sagt er und reißt den Kasten aus der Kasse, und schüttet den ganzen Kram flatternder und klirrender Gefahr und Arbeit hinein in ihren kleinen silbernen Beutel. „Ich habe nicht alles hier,“ wiederholt er erschrocken, da sie ohne sich zu bewegen, an den Tisch angelehnt steht, während Geld vorbeifliegt, hinunterrutscht auf die Erde —

„Wieviel hast du noch?“ fragt sie. Er besinnt sich, er reißt das Buch heraus, rechnet. „Ich könnte bis heute abend 15000 Lire haben,“ antwortet er. Sie sieht ihn an. „Es ist nicht annähernd genug,“ sagt sie.

Nicht genug also? Und er hat schon das doppelte gesagt von dem, was er eigentlich beschaffen kann. Woher? Sie sagt leise und fest: „Ich brauche eine halbe Million mindestens.“ Sein Herz springt auf und fällt zitternd zurück. „Woher soll ich es nehmen?“ fragt er. Sie tut die langen Handschuhe ab und stützt die Arme auf den Tisch; wenn sie sich bewegt, streift seine ruhig daliegende Hand die Haut ihres Armes — er schiebt die Hand vor — ihr Arm bleibt liegen — jetzt berührt er ihn und wirft seinen Mund über ihre Schultern —

Wie? Ist sie denn schon so lange bei ihm? Ist es Abend? Fäuste dröhnen an die verrammelte Ladentür . . . Ja, der alte Gauner will seine Ladenkasse holen. — Sie fährt auf: „Wer ist das?“ fragt sie erschrocken. „Leute, die kaufen wollen,“ sagt Florestan. „Sie werden wieder gehn.“

Sie hebt den Kopf zu ihm auf; er versucht sie festzuhalten. Schmerzlich lösen sich seine Arme von ihr ab. „Bleib noch,“ sagt er verzweifelt. „Bleib noch!“ Sie erhebt sich, ordnet ihre Sachen, ihr Haar. Florestan liegt da, ohne sich zu regen und sieht sie an: „Heute hielt ich dich zum letztenmal an meinem Herzen.“

Jetzt ist sie fertig und wendet ihr Gesicht ihm zu. Schön, fremd, unnahbar steht sie im Raum. — Kennt er sie denn? Wie — hat er jemals ihre Schultern geküßt, den geraden Nacken? Ihre Haut, hat er sie berührt? Doch, denn er erinnert sich, wie kühl sie sich anfühlt.

„Ich reise ins Ausland heute nacht,“ sagt sie. „Ich brauche das Geld.“

„Bleib hier,“ bittet er.

„Wenn ich bleibe, verhaften sie mich morgen,“ antwortet sie. „Bekomme ich das Geld also oder nicht? . . .“

„Ich kann es nicht schaffen,“ sagt er leise. „Ich weiß nicht, wie.“

Sie starrt ihm ins Gesicht: „Ich weiß es. Du wirst um acht Uhr an der Nordtür des Palazzo Odescalchi sein. Du nimmst diesen Schlüssel, schließt auf und gehst die geschwungene Treppe hinauf. Du öffnest und kommst in das Zimmer des Principe. Rechts in der Wand unter einem Bärenfell ist ein Wandschrank. Es ist ein Buchstabenschloß davor.

Du mußt es einstellen auf das Wort ‚Dolore‘. Du nimmst alles, was darin ist, und gehst und bringst es und bist um zwölf Uhr in Mestre an der großen Straße nach Padua.“

„Du willst, daß ich stehlen gehe,“ sagt er. Aber er weiß genau, daß es so geschehn wird. Sie geht. Er fängt noch eben ihre herabhängende Hand und küßt sie.

Der Vaporetto ist gedrängt voll von den Leuten, die aus den Fabriken kommen und vom Arsenal. Die Lagune glänzt. Bäume steigen auf hinter dem dunklen Komplex des Palazzo. Florestan steht dicht am Wasser, das unter seinen Füßen gurgelt und gluckst.

So ist das also: Jetzt geht er stehlen oder morden vielleicht. Er geht. Es ist beschlossen. Man könnte sagen, daß er gewissermaßen in Hypnose handele, oder man könnte von Hörigkeit sprechen, was heutzutage eine sehr beliebte Entschuldigung ist, und schöbe damit alles auf die Frau, auf die einzige; — gewiß — wenn irgendeiner ihn zu einer schlechten und ganz und gar verfemten Tat bringen könnte, so war sie imstande dazu. Gott im Himmel — nur sie. Aber schließlich konnte er ja den Kram im Schrank liegen lassen, fortlaufen und nicht nach Mestre gehn. Dann war alles in Ordnung.

War das also nun nicht sein freier Wille — ach frei — gewiß. Aber der wahnsinnige Wunsch, sie zu sehn und mit ihr zu sein und eben ihr Dasein aufzusaugen mit allen Sinnen, Augen, Mund, Geruch, Gehör — der ließ ihn nicht frei.

⌘ ⌘ ⌘

Dunkel ist die große Allee in Mestre. Er steht und wartet auf das Stampfen ihres Wagens, der ganz fern noch seine riesigen, gelben Augen durch die Nacht wirft. In einer Tasche trägt er das Geld, den Schmuck; er weiß kaum, was es alles ist, und eine rote Rose hat er für sie. Er weiß: es ist vollständige Zerstörung, was ich tue. Geh zurück, Mensch, noch ist es Zeit! Nein — nein, es ist Wahnsinn; aber ein süßer. Tod ist es, aber der einzige, den zu sterben lohnt.

Da — es dröhnt auf und nieder vor seinen Ohren; die Allee schwimmt in Licht —

Er erkennt sie und reicht ihr die Tasche, auf der seine Rose liegt. Sie steckt die Rose ins Kleid. „Komm schnell,“ sagt sie.

Wie — große Götter, sie will ihn mitnehmen, mit sich fort? Ach er wagte kaum, das zu hoffen, das für möglich zu halten. Er steht, starrt sie an und rührt sich nicht. „Komm doch,“ sagt sie unruhig.

Dieser Augenblick umschließt das Ende der Welt. Gut. Er kann mitgehn. Er läßt die Städte und Dörfer hinter sich. Hinter sich Meer und Flachland und Gebirge. Aber mit sich schleift er über alle Straßen die Tat. —

Ist das auszudenken, daß ein Mann hergeht und von gestohlenem Gelde ein reiches Leben führt? Warum aber stahl er es denn?

Ach — du kannst alles tun und alles verfehlen, nur dies darf nicht ausbleiben, daß du hintrittst und stellst dich auf vor deiner Tat. Da, ich habe es getan und ich stehe zu meinen Handlungen. — Wie groß und stolz und ohne Anfechtung bist du, wenn du dich selbst preisgibst.

Ja, so kommt es. Sie sieht ihn verwundert an, und als der Wagen anfährt und er sie allein läßt und stehn bleibt, nimmt sie seine Rose und wirft ihn damit. — Das war der größte Schmerz.

Was bedeutete es etwa nun noch, zurückzufahren und vor einigen neugierigen Carabinieri in der Polizeiwache 8 den Einbruch ruhig zuzugeben? Sie wußten ja schon, wer allein den Schlüssel und das Wort gekannt hatte.

Es war im Gegenteil sogar eine starke Befriedigung für ihn, die Ausfrager auf die falsche Fährte anzusetzen, sie nach Triest zu jagen, nach Osten und Süden und weiß Gott wohin. Es war ein noch ganz unbekanntes aber berauschendes Glück, zu leiden, weil ein anderer froh war.

Gewiß, nun öffnete sich ein dunkles Tor und die helle Welt schloß sich zu. Es gab keinen Trost, zu bedenken, daß man nach einigen Jahren wieder hinauskam.

Eines nur war gut zu wissen, dies nämlich, daß wir imstande sind, eines Lebens Hoffnungen und Erfüllungen für einen einzigen verwehenden Augenblick hinzuwerfen in eines Menschen geöffnete Hand. —

Jetzt versinkst du in Gefängnissen — aber Gott kennt dich, großer Liebender, und wird deinem Herzen seine Kraft anrechnen. —

Komm heim! Von Hans Much

Genug gerast, genug gerastet,
Genug gehaßt, genug gehastet!
Genug von Werktag und von Pflug,
Genug!

Was will das Grau der Dämmerungen?
Ist wo ein wildes Lied verklungen?
Es ankert wo ein goldner Reim:
Komm heim!

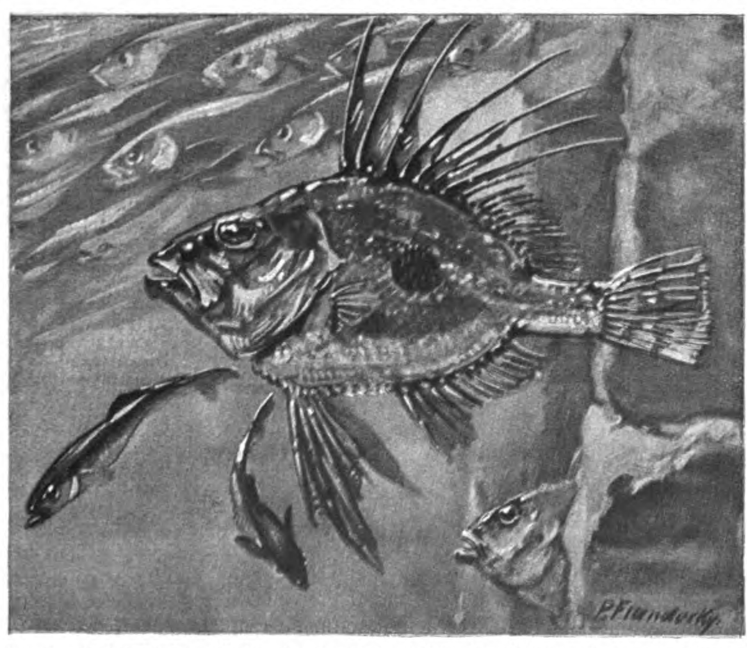
List und Gewalt im Meere

Von Prof. Dr. Thilo Krumbach

Es ist so: es ist im ganzen weiten Weltmeer nicht eine Stelle, wo Frieden herrschte! Wo wir auch forschten und dem Treiben der Tiere mit Pinsel und Farben nachspürten, am Strande unsrer deutschen Meere, in den Tiefen der Adria und auf den Wogen des offenen Ozeans, überall fanden wir, der Künstler Paul Flanderky und ich, den Kampf der Großen gegen die Kleinen, der vielen gegen die wenigen, den Sieg der Gewalt ... und nirgends ein Idyll, nirgends die Ruhe.

Schon die kleine Szene, die sich in fußtiefem Wasser unter den Augen des Malers vor Büsum abgespielt hat, und die man auf sandigem Schlammgrunde im Wattenmeer unsrer Nordsee jederzeit wieder erleben kann. Unser Bild Seite 506 beweist, wie List und überlegene Sinne spielend den minder Begabten überwältigen. Geleitet durch ein Paar äußerst lebendiger Augen, und gelenkt von einer angeborenen und tausendmal erprobten Vorsicht, die nichts verfrüht, hat die Schwimmkrabbe Portunus ganz unbemerkt den stahlblauen Sandwurm Pier beschlichen und mit sicherem Griff beim Kopfe gepackt, derweil er sich ein wenig unvorsichtig am Rande seiner Röhre zu schaffen machte. Nun hilft kein Widerstand aus noch so großen Leibeskräften, nichts hilft mehr die sichere Höhle, die er sich zum Schutze grub, zur Flucht ist es zu spät: Zoll um Zoll zerren zwei unerbittliche Zangen den Wurm aus dem Loch, und rettungslos verarbeitet eine Maschinerie von Kiefern den guten Fang zum leckeren Bissen. Wollte der Krebs in derselben Weise eine der Sandmuscheln im Vordergrunde unseres Bildes überwältigen, er würde mit Schimpf und Schande wieder abziehen müssen. Denn die Atemröhren dieser Muscheltiere sind so sensibel, empfinden jede Störung in der gewohnten rhythmischen Bewegung des Wassers und, mehr noch, jeden Duft eines nahenden Räubers so sicher, daß sie auf die leiseste Beunruhigung hin blitzschnell zurückzucken und im Schlamme verschwinden. Überdies ist auch die Muskelkraft einer tief im Grunde verankerten Sandmuschel den Scheren der Krabbe weit überlegen.

Ganz anders liegt der Fall beim Taschenkrebs und der Miesmuschel, von denen das Bild des Malers auf Seite 503 erzählt. Das nahrungsreiche Wattenmeer der Nordsee birgt ganz enorme Mengen der Miesmuschel. Hier vereinzelt, dort zu Klumpen gehäuft, und da zu ganzen Bänken vereinigt, liegen die Miesmuscheln frei auf dem Grunde des

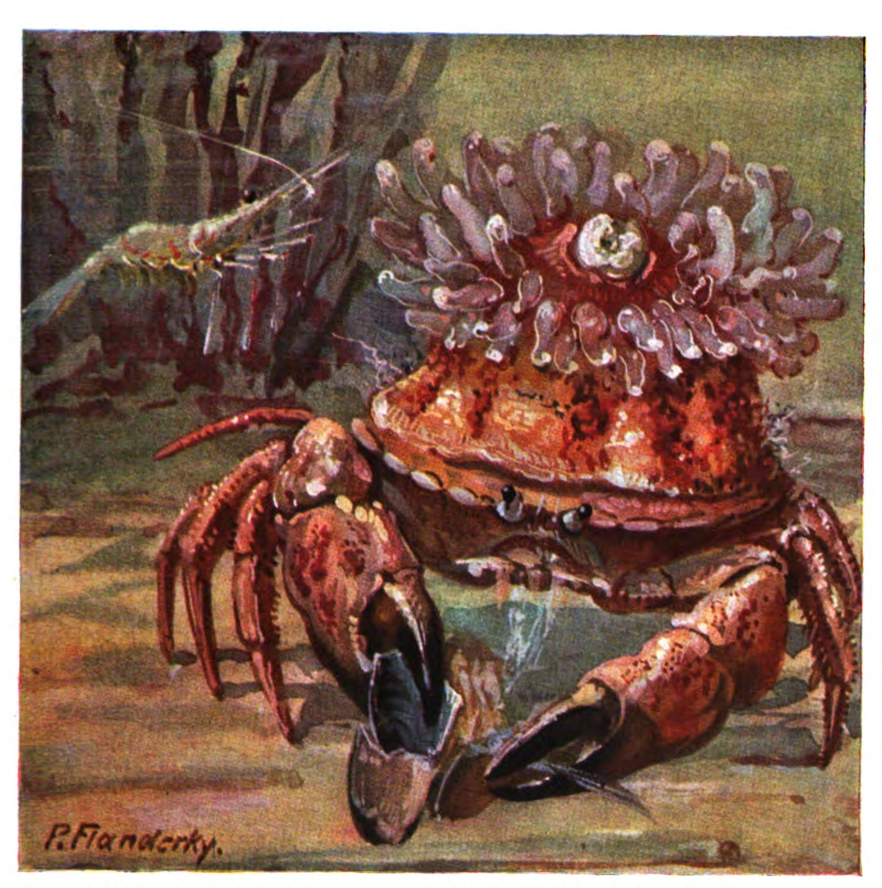


An der Felsküste der Adria. In den Felsspalten des Meeres lauert der schmale St. Petersfisch, Zeus faber, auf vorbeiziehende Fische. (Etwa ein Drittel der natürlichen Größe)

Meeres, oben auf dem schlammigen Sande, nur eben vertäut mit kunstgerecht gegen den Seegang ausgelegten strähnigen Fäden, und haben dabei, wie wir aus der Kriegszeit wissen, eine zwar elastische doch immerhin recht zarte Schale. Und das ist ein spottschlechter Schutz gegen Panzertiere, die wie die Taschenkrebse zu den robustesten Vertretern ihres Geschlechtes gehören, und Scheren tragen, die leichter und eleganter als jeder Nußknacker so ein armseliges Weichtiergehäus zertrümmern. Wir sehen's dem Taschenkrebs ordentlich an, wie er sich das zarte Muschelfleisch so gänzlich mühelos zu Gemüte führt, und gewahren daher auch mit Genugtuung, daß sich bei dem Starken — ohne daß er es hindern kann — ein paar Mitesser eingefunden haben. Von links heran schwebt und schleicht vorsichtig wie der böse Feind und unbemerkt wie ein lichter Schatten das durchsichtige Krebschen Leander: im nächsten Augenblicke wird es mit entzückender Gewandtheit für den Bruchteil einer Sekunde zwischen den gefährlichen Scheren bis zu dem gefräßigen Munde vorgestoßen sein und mit kecken Fingern den köstlichsten Bissen erbeutet haben! — Und da ist weiter die dickförmige Seerose Tealia, die da breit und patzig auf dem Rücken des Krebses Platz genommen hat, und mit ihren fünfzig durchsichtigen



Ein Bild aus den sandigen Schlammgründen der Adria. Bis zu den Augen im Boden vergraben liegen unbeweglich still zwei Sterngucker, Uranoscopus scaber, und locken mit der von Zeit zu Zeit wie Würmchen über dem Grunde erscheinenden Zunge kleine Fischchen an. Dem hinten liegenden Sterngucker schnappt ein Drachenkopf, Scorpaena, der ganz in der Nähe lag und lauerte, die schon ziemlich sichere Beute weg. Ein ruhig liegender Drachenkopf sieht eher einem Büschel Algen ähnlich als einem Fische. (Natürliche Größe)



Aus der Flachsee bei Büsum. Auf dem Panzer des großen Taschenkrebses, Cancer pagurus, hat sich eine der schönsten Seerosen der Nordsee, die Tealia crassicornis, die dickhörnige Tealia, angesiedelt. — Der Krebs zerknackt und verzehrt eine Miesmuschel, Mytilus edulis. Die Seerose hält ihre Arme bereit, um an der Mahlzeit ihres Wirtes teilzunehmen. — Links, das durchsichtige Tier, ist die kleine Garneele oder Ostseekrabbe, Leander adspersus; sie schwimmt herbei, um möglichst auch von der Mahlzeit des Großen etwas abzubekommen. (Natürliche Größe)

Armen (eben den dicken „Hörnern") dumpf begehrlich herumtastet nach allem, was ihr etwa die Wasserwirbel an Speiseresten von der Tafel des Gewaltigen zuführen könnten. Eigentlich, das muß ich hier einfügen, verstehe ich nicht recht, warum die Seerose sich ausgerechnet auf dem Krebsrücken niedergelassen hat, statt sich irgendwo in der Brandung oder in einer Strömung anzusiedeln, wo es immer zu essen gibt; denn einmal muß sich ja der Taschenkrebs häuten, muß aus dem Panzer herausschlüpfen, weil er in aller Stille um einen Ruck größer geworden ist, und dann, das bin ich überzeugt, nimmt er die Seerose sicher nicht mit, lädt er den Gast nicht ein, abermals auf seinem breiten Rücken Platz zu nehmen, und wartet er nicht ab, bis der Langweiler etwa von selbst sich zum Umzug bequemt hätte. Dann aber ist die herrliche Rose auf der verschlissenen Haut ein Spiel der Wellen, und muß, ich kann's mir nicht anders denken, elend zugrunde gehen, es sei denn, sie fände noch einmal durch einen seltenen Glücksfall einen festen Körper, an dem ihr breiter Fuß sich anheften könnte. — Aber so „dumm" wie die Tealia sind offensichtlich auch noch andere Tiere, nämlich die Seepocken auf unserem Bilde Seite 506, die da hoch auf dem flachen Rücken der Schwimmkrabbe thronen und dort, unverrückbar festgewachsen, das abenteuerreiche Leben ihres gewandten Wirtes teilen, bis —, ja bis diesem eines Tages auch der Rock zu eng geworden ist und das Kleid achtlos am Wege liegen bleibt. Dann ist es mit der glanzvollen Laufbahn der Schmarotzer ein für allemal aus, sie verkommen dann irgendwo auf dem Grunde oder endigen zwischen den kräftigen Kiefern eines Lippfisches. Das „Versehen" im Schicksal der Seerose wie der Schmarotzerkrebschen kann nur in sehr früher Zeit ihres Lebens geschehen sein. Als sie

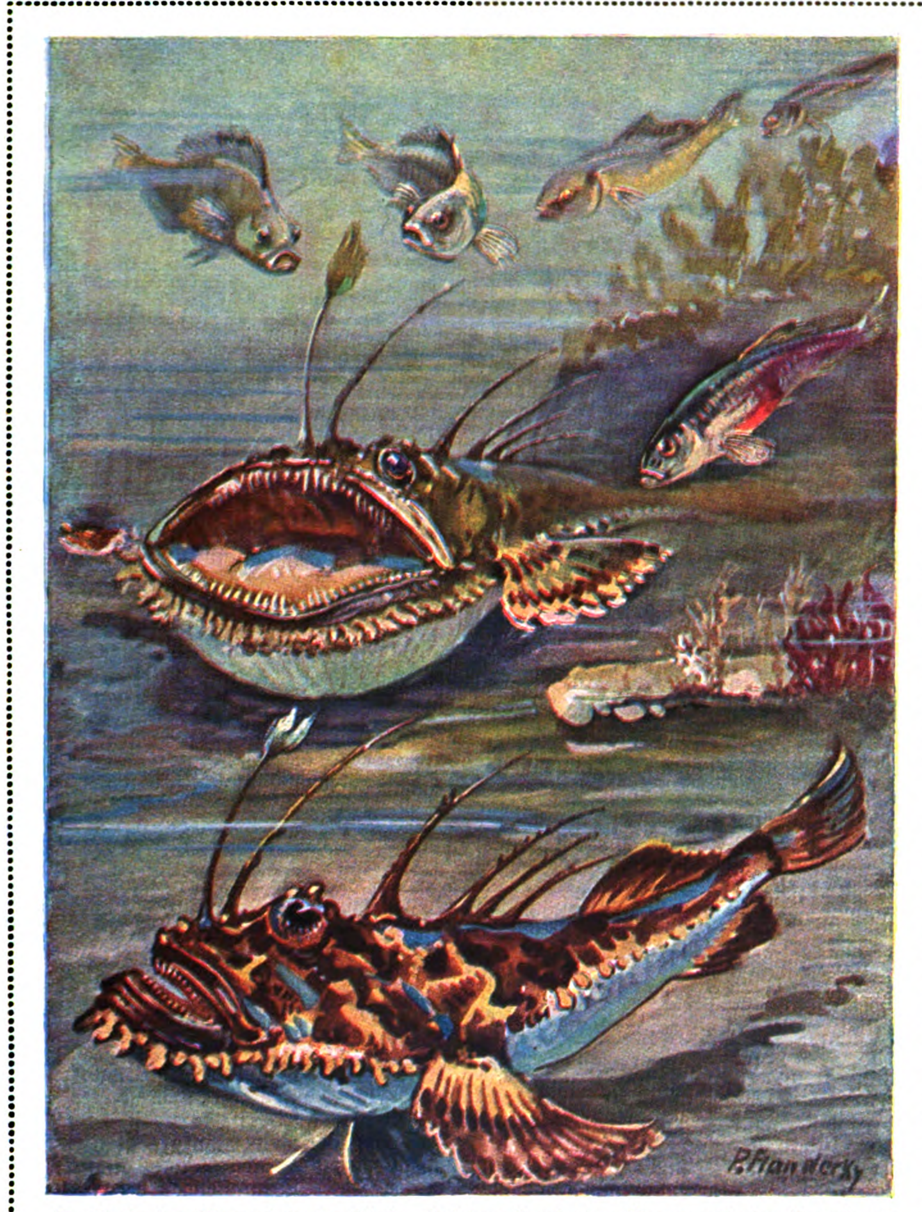


Aus der Adria. Junge Meeraale, Conger, haben einen kranken Tintenfisch, eine Sepia, erspäht und angefallen und zerreißen sie nun gemeinschaftlich. Dabei glüht das verglimmende Leben des Tieres noch immer dann und wann in allen Farben des Regenbogens auf. (Etwa ein Drittel der natürlichen Größe)

noch jung waren und als frische, flinke, zarte Larven das Stückchen Weltmeer durchkreuzten, das ihre Heimat ist, da haben sie sich in der Meinung, einen Baugrund unter sich zu haben, der für die Ewigkeit gemacht schien, auf dem Krebspanzer niedergelassen, einfach nur darum, weil er hart war, und vielleicht zugleich auch darum, weil „keine Zeit mehr war", weil jetzt oder nie mehr der Augenblick gekommen, wo man sich festzusetzen hatte. Aus Irrtum also, oder auch aus Not, sind hier Tiere auf verhängnisvolle Bahnen geraten.

Eine ganz andere, eine stets einträgliche Art von Schmarotzertum, übt eben der rote Drachenkopf auf unserem Bilde Seite 502. Liegen da vor ihm, tief eingegraben bis zu den Froschaugen ganz oben auf dem flachen Kopfe, zwei graue Sterngucker, still wie die Mäuschen — doch bis in die Flossenspitzen voller Achtsamkeit. Denn sobald ein unerfahrenes Fischchen vorüberzieht, lassen sie plötzlich aus dem immer leicht geöffneten Maul einen Faden emporzüngeln, und gleich darauf wieder züngeln, und noch einmal züngeln. Und die Fischlein im Meere, die sich nun einmal um alles kümmern, was sie nichts angeht, halten ein im Zug und rücken von Neugier gepeinigt näher, und — sind auch schon in dem weiten Maul des jäh hervorstoßenden Sterngucker verschwunden! — An diese zwei Angler hat sich aber auf unserm Bilde ein Drachenkopf herangepirscht. Die Drachenköpfe gehören auch zu denen, die trotz immer regem Appetit immer viel Zeit haben, stets eine gesegnete Ruhe bewahren und gern mit so wenig Anstrengung als möglich auskommen. Sie liegen auf dem Meeresgrunde herum und warten. Liegen herum, und kein Mensch, ich wollte sagen kein Fisch, weiß etwas von ihnen, denn sie gleichen in ihren plumpen Gestalten und mit den regellosen Anhängen und Fetzen an dem Körper ganz den mit Algen bewachsenen Steinen, deren es in der Nähe des Ufers die Menge gibt. Und das Herumliegen lohnt sich. Der Betrachter sieht es dem einen der Sterngucker ja an den eingesunkenen Augen an, wie tief er enttäuscht ist, daß ihm die sichere Beute — von einem Frechling weggeschnappt wird.

Dem Angler auf dem Bilde Seite 505 aber, wer könnte dem wohl eine Beute streitig machen! Du siehst ein riesiges Maul und etwas Fisch drum herum, — und den Fisch ringsherum garniert mit Fetzen wie Algen, — und das Maul besetzt mit scheußlichen Zähnen, — und über den Körper hin gebreitet ein formauflösendes Fleckengewirr. — Und du siehst, schau nur ordentlich nach, auf dem Rücken und über dem Maule eine Reihe stakiger Flossenstrahlen mit bunt gefärbten Fetzen daran, die das



Am Rande der Algengründe der Adria. Auf dem Grunde des Meeres, nahe der Gegend, wo noch Algen auf den Steinen wachsen, liegt der Seeteufel, *Lophius piscatorius*, und angelt mit den lappenförmigen Anhängen seiner Rückenflosse nach Fischen. (Etwa ein Zehntel der natürlichen Größe)

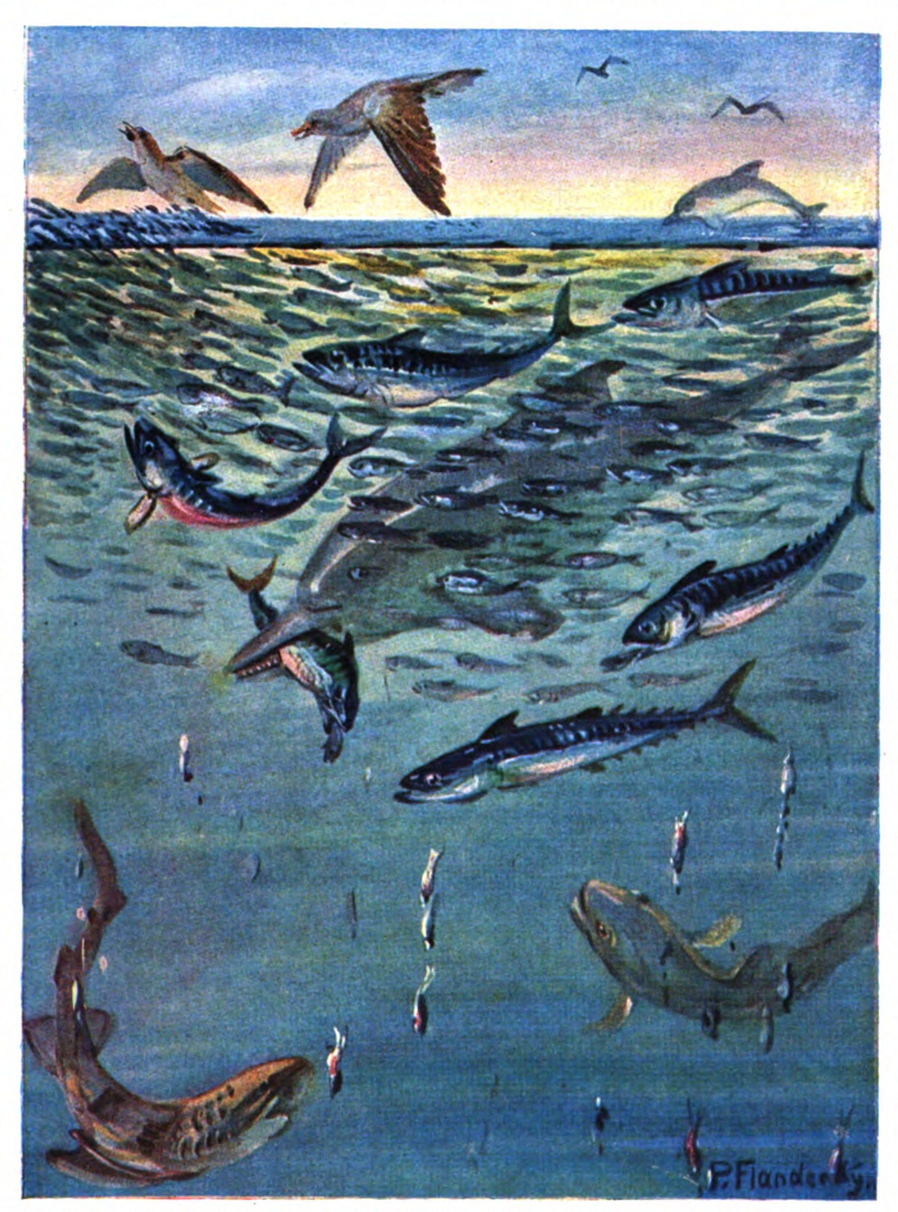
Wasser wie im Spiele hin und her bewegt. Nicht wahr, ein solches Nichts-und-Etwas, das braucht sich nicht erst zu verstecken, das kann sich sielen, wohin es mag: es ist nirgends, was es ist, nirgends ein gefahrdrohendes Ungeheuer, nirgends ein Fisch? Die kleinen Wandervögel aber, die über ihm vorüberziehn, die bezahlen samt und sonders die blöde Neugier, die sie an den bunten Fetzen haben, in dem jählings aufgerissenen und wieder verschlossenen Höllenschlunde mit ihrem jungen Leben. — Von den Seeteufeln scheint es mehrere Rassen zu geben, oder mindestens doch Standortsvarietäten. Denn so oft wir sie auf schlammigem Grunde fischten, in der Adria sowohl wie in der Nordsee, immer hatten wir es dann mit Stücken zu tun, denen die algenförmige



In der Flachsee bei Büsum. Die Schwimmkrabbe, Portunus holsatus, hat einen im schlammigen Sande steckenden Köder-Wurm, Arenicola marina, beschlichen, zerrt ihn aus seinem Loch heraus und beginnt ihn zu verzehren. — Links ragen zwei Sand-Muscheln, Mya arenaria, mit ihren Atemröhren aus dem Schlammgrunde heraus, während vorn eine durch irgendeine fremde Gewalt, etwa den Anker eines Fahrzeugs, aus dem Boden gerissene Muschel sich eifrigst mit ihrem zungenförmigen Fuße bemüht, wieder Grund zu gewinnen und sich einzugraben. — Auf dem Panzer der Krabbe sind pockenartige weißliche Krebstiere, Balanen oder Seepocken, festgewachsen. (Natürliche Größe)

Borte rings um den Körper herum ganz oder zum Teil fehlte; und es waren dann diese Fische auch immer einförmig dunkel getönt und hatten nichts von dem Fleckengewirr ihrer zwischen den Algen hausenden Brüder. Es übt also wohl immer die besondere Umgebung eine formausgestaltende Wirkung auf den Seeteufel, wie es ja auch sein muß, wenn der schwerfällige Angler unbemerkt bleiben soll.

Was für eine glänzende Erscheinung ist all diesem Gesindel, diesen Raubrittern der flachen Ebene und schroffen Gründe des Meeresbodens gegenüber der Sonnenfisch, Zeus faber (Bild Seite 501)! Man erzählt sich im Norden, aber ich kann's nicht recht glauben, daß er mit den Heringsschwärmen komme und sich von ihnen, recht als ihr König, ernähre; ich kann's nicht glauben, weil ich mir nicht vorstellen kann, wie dieser schmale, breite Körper mit so gewandten Schwimmern wie den Heringen mitzuhalten vermöchte. Was ich berichten kann, ist nur dies, daß der Zeus wie ein Räuber in Felsspalten steht und aus dem Versteck heraus anfällt, was vorüberzieht. Wenigstens trieben's so alle die Petersfische, die ich im Aquarium halten konnte, und das waren im Lauf der Jahre trotz großer Schwierigkeiten, die der Fisch bereitet, doch eine stattliche Zahl jüngerer wie älterer Tiere. — Am Mittelmeer heißt er allenthalben St. Petersfisch, und ist der Fisch, der in Triest z. B. den Fremden die köstlichen „snizel di San Pietro“ liefert. Wir müssen erklärend beifügen, sagt Prof. Adolf Steuer in Innsbruck, daß nach dem Volksglauben der hl. Petrus dem Munde dieses Fisches den Zinsgroschen entnommen, als er Steuern zu zahlen hatte. Die beiden großen, schwarzen Flecke auf der Mitte jeder



Von der Hochsee der Adria. Ein Sardinenschwarm wird von Makrelen verfolgt. Sardinen und Makrelen werden die Beute der Delphine, sowie der Sturmtaucher. Was auf dem Zuge krank wird oder angebissen zu Boden sinkt, wird die Beute der kleinen Haifische am Boden des Meeres. (Stark verkleinert)

Körperseite des „pesce di San Pietro“ werden bald als Abbild der Münze, bald als die Abdrücke der Fingerspitzen des Apostels gedeutet.

Die Tafel Seite 504 führt uns junge Meeraale vor — Verwandte unseres Spickaales —, wie sie einen zu Tode gehetzten Tintenfisch bei lebendigem Leibe bald bedachtsam, bald gierig zerreißen und verzehren. Und doch ist noch nicht alles Leben in ihm erloschen: das zeigen die in der ganzen Haut verbreiteten unzähligen Farbzellen an, die immer wieder von neuem das herrliche Farbenspiel des Regenbogens entfalten. — In der Dunkelheit würde diese sterbende Sepia vielleicht leuchten, was aber nicht von den

ebengenannten Farbzellen herkäme, sondern von besonderen Bakterien, die sich auf die Haut des Tieres geworfen hätten, wie ja nach den neuesten Forschungen das Leuchten der Meerestiere überhaupt einzig und allein von Leuchtbakterien kommt, die in bestimmten Organen bestimmter Tiere Wohnung genommen haben. Um die Aufhellung dieser zauberhaften Erscheinung haben sich gleichzeitig und unabhängig voneinander während des Weltkrieges zwei Forscher verdient gemacht: der deutsche Professor Paul Buchner in München und der Italiener Dr. U. Pierantoni in Neapel.

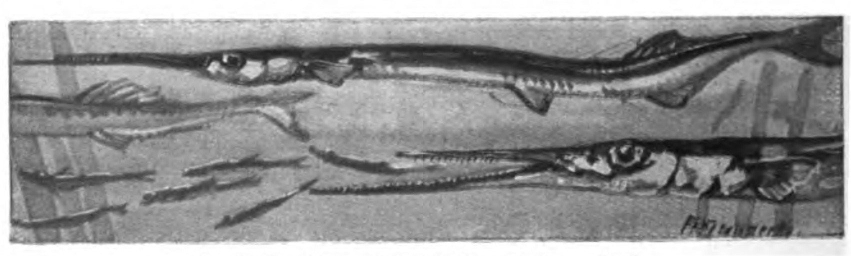
Unser Bild Seite 507 führt uns auf ein riesiges Schlachtfeld. Am Rande der Hochsee ist ein schier endloser Sardinenschwarm dahingezogen, wie er in jedem Jahre wieder zu bestimmter Zeit in Küstennähe auftaucht, und es sind in den Schwarm, dessen Ende wir nur eben sehen, von der Seite her Scombri, Makrelen, eingebrochen. Über beide aber, Sardinen wie Makrelen, stürzen sich in dem Wasser Delphine her und brechen über dem Wasser Sturmtaucher vor. Was aber schwach geworden ist auf dem langen Zug und krank oder tot zu Boden sinkt, das wird unten in der Tiefe den Haien zur Beute, die solche Ausbunde von Raubzeug, wie es in den Büchern steht, doch auch wieder nicht sind. (Die Szene ist im Museum für Meereskunde in Berlin, Georgenstraße 34—36, plastisch dargestellt und genau den Verhältnissen der Adria nachgebildet.)

Diese Grundhaie jedenfalls fallen nur Krankes und Totes an. Das kann ich aus jahrelanger Erfahrung bezeugen. Die an der Meeresoberfläche lebenden großen Haie mögen gelegentlich einmal auch einem Menschen gefährlich werden, für gewöhnlich sind sie es nicht. Das englische Maltageschwader badet auf offner See wie an der Küste, und noch nie hatte die Admiralität ein Unglück durch Haie zu melden.

Die Delphine sind weit gewandtere Fischjäger als die Haie. Das sind sie vermöge ihrer höheren Intelligenz und ihrer langen, schnabelartig vorgestreckten Kiefer. Das Gehirn eines Waltieres ist, weil es das eines Säugetieres ist, recht kompliziert gebaut, während das eines Haifisches auf sehr niederer Stufe der Entwicklung steht. Darum sieht man den Delphin unter seiner Beute wählen und den Haifisch blind darauf zustürzen. Erleichtert wird dem Delphin das Festhalten des erbeuteten Fisches durch die stattliche Zahl sehr gleichmäßig gebauter und in schlichter Reihe gestellter spitzer Zähne, während sich der Hai mit den zwar zu furchtbaren Instrumenten gestalteten, jedoch zu sicherem Zupacken wenig geeigneten Zähnen sozusagen über die Beute hinweghakeln muß.

In der Schlußleiste, am Ende unsres Aufsatzes, hat der Künstler Hornhechte oder Grünknochen (Belone) verwendet. Es sind das mit stark verlängerten Kiefern und grünen Knochen ausgestattete Fische, die in den europäischen Gewässern mit den Makrelen zugleich auftreten und sich ganz nahe der Oberfläche halten. Man sieht sie dort mit rasch schlängelnden Bewegungen dahineilen und auch gern über das Wasser hinausspringen. Sie sind Raubfische.

Unsere Kunstblätter sind Gaben des wissenschaftlichen Malers Paul Flanderky in Berlin, eines Zeichners, der mit der Sicherheit des Forschers und der Leichtigkeit des Künstlers das Leben und die Gestalten der niederen Tiere und Pflanzen zu schildern versteht, und heute auf seinem Gebiete einen Platz einnimmt, den ihm nur ganz wenige streitig machen, wie etwa Lorenz Müller aus Mainz und Paul Heubach in München. Ein Kind der Mark, geboren am 16. September 1872 in Bernau, ist Paul Flanderky aus der Kgl. Kunstschule in Berlin hervorgegangen und hat sich durch Studien in München weiter vervollkommnet. Um 1900 siedelt er nach Berlin über und widmet sich ganz dem Fach der wissenschaftlichen Malerei. Von 1903 bis 1912 hat er dort eindringlich in den Sammlungen des Museums für Naturkunde wie im Aquarium gearbeitet. Durch Teilnahme an den anatomischen Übungen in der Universität erwirbt er zu seiner Begabung, das Gesehene künstlerisch zu gestalten, die für seinen Beruf notwendige sachliche Kenntnis der Organismen. Ja noch mehr, er darf, einsichtsvoll vom Kultusministerium unterstützt, an den zoologischen Meeresstationen in Helgoland, Rovigno, Triest und Villafranca studieren, und kehrt von dort, „inwendig voller Figur" zurück als der Maler, dessen durch Klarheit des Gedankens und Schönheit der Farbe und Form ausgezeichnete Arbeiten ihm die unumwundene Hochschätzung der gelehrten Kreise eintragen.



Hornhechte, Belone, auf dem Zuge, Beute machend



Bildnisgruppe
Gemälde von Prof. Heinrich Eduard Linde-Walther
(Ausstellung der Berliner Sezession 1921/1922)



Klaas Y, der große Neutrale

Von E. G. Kolbenheyer

Vor kaum hundert Jahren mochte es das letztemal gewesen sein — was ist das eigentlich für eine kurze Zeit her, die Urgroßeltern konnten sich ihrer noch erinnern, als Leute von heute Kinder waren — und Klaas Y, der große Neutrale, packte seine gestickte Reisetasche, er mußte wieder nach Deutschland. Es trieb ihn, er witterte dort die Lösung seines Problems, wieder einmal in Deutschland, fast alle hundert Jahre. Immerhin schien es Klaas Y merkwürdig, daß er kaum je so heftig vom Reisefieber geritten worden war. Insgeheim freute er sich über das Fieber, denn es verriet eine besondere Seelenspannung und damit geschärfteres Sinnenleben; öffentlich aber polterte er aufgeregt in den Wechselstuben, den Reisebüros, den Paßkanzleien und Konsulaten, vergaß da seinen dicken, grauen Regenschirm, dort den schottischen Plaid, hier sein verschossengrünes Halstuch aus haariger Wolle, irgendwo anders die Nankingreisemütze, deren ziemlich großer Augenschirm schon etwas abgegriffen war. Und all das holte er dann unter merklichem Aufwand wieder ein.

Vornehme Leute lächelten über ihn und wurden stolz vor Gelassenheit; andere, durch die er hindurchpuffte, wurden nur ärgerlich und riefen ihm etliche ungeduldige Worte nach, allein sowohl das Überlegenheitslächeln als auch der rügende Unmut erstarrte auf den Gesichtern und stockte in den Kehlen, wenn der kleine Mann seine Leute mit einem Strahl aus den grauen Augen streifte. Die Vornehmen und die Ärgerlichen vergaßen dann alles rings umher, tauchten in einen Traumwirbel, aus dem sie jähen Rucks erwachten, sie sahen für etliche Augenblicke erstaunt auf alles, was um sie her drängte, flüsterte, hastete, zählte — suchten einen kleinen Mann mit der altmodischen Nankingmütze, dem grünen Halstuch, dem schottischen Plaid, als könne der ihnen Aufschluß über das flutende Getriebe geben, darin eingeschlossen sie schwammen, jeder das willenlose Partikel einer Lebensmenge, festgeklammert an der Selbsttäuschung gelassener und eigenmächtiger Freiheit des Entschlusses wie an einem Rettungsgürtel, verstrickt im Glaubenswahne an sich und das Recht eigener Persönlichkeit wie in einem Netze ... für die wenigen atemlosen Augenblicke des Aufschreckens verschwammen diesen Leuten die Gewohnheitsgrenzen ihres Ich und sie fragten: Lieber Gott, weshalb das alles? Worauf hinaus? Gerade du hier? Was hat dich hergeschwemmt? Wie lange treibst du schon? — Doch je deutlicher sie die andern flüstern und zählen hörten, hasten und drängen sahen, desto wohnlicher fühlten sie die eigenen Grenzen wieder, sie begannen sich ihrer Gelassenheit bewußt zu werden und ihres Rechtes, den eigenen Willen gegen jede Störung durchzusetzen, wunderten sich endlich über die kurze, sonderbare Befangenheit und trieben, zählten, hasteten auf ihre und aller andern Weise weiter. Klaas Y aber war längst in ein anderes Büro gewirbelt und hatte dort sein Reisefieber am Lächeln und Ärger der Menschen, an dem Seufzen und der ordnenden Überlegenheit der Beamten und dabei, daß er dies oder jenes stehen ließ, um es geräuschvoll wieder zu finden, von ganzem Herzen genießen können.

Denn er stand durchaus über sich, Klaas Y, der große Neutrale. Er nahm sein Wesen wie die ganze Menschenwelt als das bunte Spiel zahlloser, wirbelnder Atomsysteme, deren eigentümliche Geschlossenheiten im Einzel-, Völker- und Menschheitsleben vor seinen Augen entstanden und verschwanden, seit undenklichen Zeiten vorbedingt und immer eigenartiger, verwickelter gestaltet. Und er hatte sein Leben lang Zeit genug gehabt, einen so weitläufigen Standpunkt zu finden.

Klaas Y war nicht immer unter einer Nankingmütze, übrigens echt chinesischer Nanking, gereist. Auch den schottischen Plaid hatte er erst im Achtundvierzigerjahre erstanden, seine Goldbrille etwas früher zur Zeit der Befreiungskriege, aber wenn einer das dicke Bündel Berlocken, das an dem Nürnberger Ei aus seiner Weste hing und leise klirrte, hätte betrachten dürfen, der würde bis in die Pharaonenzeit zurückgefunden haben. Am Nürnberger Ei, das der große Neutrale dem Meister Peter Henlein selber abgekauft hatte (a. D. 1517), hing ein Skarabäus aus Lapislazuli, der seinerzeit noch im heiligen On, das die Griechen später Heliopolis nannten, erworben worden war. Damals freilich reiste Klaas Y unter anderem Namen, doch das tut nichts zur Sache, und alle Berlocken aufzuzählen würde viel zu weit führen.

Klaas Y hatte seine Mission. Er mußte erfahren, was die Menschen eigentlich woll-

ten. Überall, seit viel hundert Geschlechtern, wurde ihm immer wieder und auf die verschiedenste Weise dasselbe geantwortet: Wir wollen nichts anderes als glücklich sein. Und gerade in dieser Einmütigkeit lag das Problem, das den großen Neutralen nicht zur Ruhe kommen ließ: Niemand und keine Zeit hatte ihm erschließen können, was Menschen unter Glück verstünden. Sie glaubten wahrhaft, etwas dabei zu wollen, und Klaas Y konnte nicht einmal sagen, daß sie nicht wußten, was sie wollten, aber niemals schien es das Glück gewesen zu sein, auch wenn es kein Unglück gewesen war. Und alle behaupteten steif und fest — denn Klaas Y gegenüber mußte jeder die Wahrheit sagen, auch wenn er log — sie hätten eigentlich nur das Glück gewollt. Selbst Leute, die sich erhängten oder sonst ums Leben brachten, behaupteten das. Kein Wunder, daß Klaas Y nicht zur Ruhe kam, denn es ist zweifellos: die ungelösten Probleme erhalten einen Geist lebendig und nicht die gelösten.

Von wem übrigens Klaas Y seine Schickung erhalten hatte, dessen entsann er sich nicht mehr. Er wußte noch von Zeiten, da er im Fellkleide, Feuerbrände in jeder Hand schwingend, mitten in einer langen Kette brüllender Menschen, das Ren, den Wisent, das Wildpferd über Felsstürze hinuntergetrieben hatte; damals waren Bogen und Pfeil noch nicht erfunden, und man mußte dem Wilde das Genick brechen oder es in Gruben fangen und jämmerlich erschlagen. Aber Klaas Y erinnerte sich sehr dunkel solcher Zeiten und wußte nur, daß er schon damals seiner Mission gefolgt war. Zahllos waren die Stämme, Völker, die Siedlungen, Städte, die Priester- und Weisheitsschulen gewesen, durch die Klaas Y hindurchgegangen war. Aber auch er hatte nur einen Kopf und nur eine, wenn auch geräumige und dauerhafte Schädelkapsel. So floß das tausendjährige Erlebnis durch ihn, von Stufe zu Stufe immer wieder auf die eine Kardinalfrage geprüft, und ein Erlebnis nach dem andern mußte dem neuen im Kopfe des großen Neutralen Platz machen, kaum daß ein Rest zurückblieb, ganz tief in der fast versinterten Erinnerungssphäre der Y'schen Großhirnrinde. Wären nicht die Berlocken seiner Taschenuhr gewesen oder sonst eine Kleinigkeit, die Klaas Y als Knopf oder Busennadel gefaßt trug, er wäre kaum der geräumigen Zeitläufte gewahr geworden. Ja, er empfand es als ein bedenkliches Zeichen des Alterns, daß er zuweilen mit den Berlocken klimperte oder in lässigem Gedenken die und jene Kleinigkeit unter dem Abendlichte funkeln ließ. Sein dunkles, dichtes Wellenhaar war auch schon reich mit Silber durchwirkt, von seinen Augenwinkeln strichen die Spuren der Krähenfüße gegen die Schläfen, und um seine rasierten Lippen zuckte das verständnisvolle, feingestimmte Spiel.

Auch Klaas Y hatte seine Methoden ändern müssen. In den Zeiten, da noch niemand ein weißes Haar an ihm entdecken konnte, war er jenen Völkern und Menschen zugezogen, die glücklich schienen, um das Glück zu ergründen und damit, was man eigentlich wolle. Aber er mußte stets neu erfahren, daß diejenigen, die Glück haben sollten, nichts darüber bemerkten, denn nichts mochte den Menschen selbstverständlicher, gebührlicher, verdienter fallen, als das eigene Glück. Wer macht sich aber viel Gedanken bei dem, was er gebührendermaßen besitzt? Auch war niemals einer willenlos geworden, und über den Willen hätte logischerweise erst dann eine erschöpfende Auskunft erwartet werden können, wenn er in Befriedigung aufgelöst gewesen wäre. Ein wenig selbstbewußter schritten diese Leute wohl einher, und ihr Lächeln trübte eine seltsame Grausamkeit. Besser war es kaum um sie geworden, das fand der große Neutrale überall. Im Gegenteile: Gedankenlosigkeit wurde unter ihnen endemisch, ihre Gefühle verflachten, und deshalb verluderten die Sinne, ihre Künste gingen armselig zugrunde.

So hatte Klaas Y gelernt, daß der Wille der Menschen, das Glück, nicht von den Glücklichen, sondern von denen erfahren werden müsse, die nicht glücklich waren. Und je länger er seiner Mission nachging, je verwickelter Mensch, Völker und Menschheit wurden, desto eifriger und schneller mußte er reisen, um keine Gelegenheit außer acht zu lassen, endlich sein Problem gelöst, die Kardinalfrage beantwortet zu erhalten.

Mit bloßem Skeptizismus: es gäbe überhaupt kein Glück, war da nichts auszurichten. Jede Generation jedes Volkes hatte immer dieselbe Antwort: Glücklich sein. Es mußte ein Glück geben, es mußte wenigstens eine Vorstellung davon leben. Klaas Y wußte keine Zeit, die davon nicht erfüllt gewesen wäre. Was war es also, das Glück?

Darum freute es ihn, daß Schiffe, Wagen und Pferde immer schneller und lenksamer wurden, daß die Wälder durchdringlicher, die Flüsse reicher an Brücken und Furten, die Straßen und Wege immer gangbarer wurden. Als endlich Dampfmaschine, Motor, Telephon und Telegraph erfunden waren, und Klaas Y in dem Maße, als Menschen und Völker komplizierter wurden, auch immer die rascheren

Verkehrsmittel fand, um von einer Gelegenheit zur andern zu gelangen, meinte er schließlich, die ganze Menschheit stelle sich nur darauf ein, ihm sein Problem beantworten zu helfen. — Also auch diesem umfassenden Geiste höchster Empirie, der durchaus über sich selber stand und auch über der Menschheit zu stehen meinte, widerfuhr der göttliche Irrtum, die Menschenwelt und die Welt überhaupt nach seinen eigenen Bedürfnissen eingerichtet zu erachten — auch er kam nicht aus sich heraus, so sehr er über sich selber stand. Daher seine Freude am Reisen, am Reisefieber, an seiner Mission, und daher sein fast unbegrenztes Leben.

Während des Krieges, den die Menschen „Weltkrieg“ nannten, obwohl er eigentlich nichts mehr war als die biologische Auseinandersetzung einiger zivilisierter Volksstämme in äußerster Konsequenz, hatte Klaas Y als Steuermann einer wissenschaftlichen Forschungsexpedition gedient, der es endlich gelungen war, die Laichstätten des europäischen Flußaales im Meerbusen von Mexiko aufzufinden. Klaas Y hatte jeweils einen Hang zur Tiefseeforschung, besonders wenn er sehen mußte, daß gerade die interessantesten Völker in einen Zustand gerieten, darin sie vor Überspanntheit der vitalen Energien nicht mehr aus noch ein fanden und demnach unfähig wurden, auf die Y'sche Frage irgendeine Antwort zu geben, selbst die vage: glücklich sein zu wollen. Solche Zustände wiederholten sich in der Menschheit.

Erst nach dieser letzten großen biologischen Auseinandersetzung, und als jene interessantesten Völker für ihre Ratlosigkeit die Begriffe „Völkerbund“, „Hoher Rat“, „Reparation“ samt allen methodischen Folgerungen erfunden und sich unter deren Schutz etliche Jahre hin mit außerordentlicher Schlauheit um das herumgedrückt hatten, was sie alle in tiefster Seele erwarteten: den Frieden — witterte Klaas Y wieder, daß die Zeit seines Problems gekommen sei, und daß gerade diese merkwürdigen Völker reif zur Antwort geworden wären. Er reiste, wie gesagt, voll der liebenswürdigsten Umständlichkeit, zu den Deutschen, weil er wußte, daß dieses Volk noch jung genug aber eben nicht mehr zu jung war, um einen Hang zur Metaphysik bewahrt zu haben, der es zum Denken und Antworten befähigte. Und außerdem sollten die Deutschen nach ihrer, besonders aber der anderen Völker Meinung den Weltkrieg verloren haben und sich wieder einmal besonders unglücklich fühlen. Hinsichtlich des Gewinnens und Verlierens von Kriegen hatte Klaas Y, der große Neutrale, allerdings seine eigene Meinung, und die stimmte selten mit den Rollen überein, die abgekämpfte Mächte einander jeweils am Vertragstische vorspielen; Klaas Y wußte, daß Kriege gewöhnlich erst Jahrzehnte nach Friedensschluß entschieden werden, eben weil sie biologische Auseinandersetzungen sind, deren Ausgänge nicht nach augenblicklichen Erschöpfungszuständen beurteilt werden dürfen. Aber das tat nichts zur Sache. Ihm kam es auf die gegenwärtige Gefühlslage an, und die schien ihm unter den Deutschen für sein Problem am günstigsten.

In einer süddeutschen Großstadt kaufte Klaas Y für einige Dollars eine unverzinsliche Realität, weil unter deren Dach gerade eine Kammer frei geworden war, die ihm Unterschlupf bot. Diese Dachkammer hatte ein deutscher Dichter verlassen, der dort nach verzweifelter Gegenwehr den Existenzkampf für die Kunst aufgegeben hatte. Der Dichter war trotzdem nicht verhungert, hatte sich überhaupt nicht umgebracht. Knapp vor dem Äußersten war es ihm gelungen, in das unabsehbare Heer der Beamtenschaft unterzutauchen, er schlüpfte so in gleitende Gehaltskalen, erhielt eine geheizte Amtswohnung und das, wenn auch umstrittene, Streikrecht. Klaas Y aber, der enteignete Eigentümer der unverzinslichen Realität, langte in seine gestickte Reisetasche und richtete sich die verlassene Dachkammer ein. Neben ihm in einem Atelier nebst Kammer und Küche hauste ein Maler. In den übrigen Stockwerken trotzten Mietbolschewisten unter dem Schilde eines Schutzgesetzes, dessen soziale Segnungen katastrophal zu werden begannen.

Mit einem riesigen Feldstecher betrachtete der große Neutrale während der ersten Tage und Nächte die Großstadtmenschen durch das Fachwerk seiner Kammer und die Mauern der Häuser hindurch. Nebel, Schneetreiben, Schmutzwetter. Ein früher Winter nötigte die Leute in ihre Wohnungen. Klaas Y saß behaglich in einem mit flämischem Gobelin ausgeschlagenen Sorgenstuhle, und neben ihm stand auf alabasterner Konsole, die einen stämmigen Putto darstellte, eine antike Schale aus Bergkristall, darin das Mineral Thermothym glühte. Die wundervollste, weichste Wärme ging von der Schale aus.

Klaas Y musterte das Volksgemenge der Großstadt nach den inneren Entwicklungszuständen. Ihm war es längst kein Geheimnis mehr, daß die Begriffe: Proletariat, Arbeiterschaft, Bürgertum, Aristokratie usw. nicht in die Wirtschaftslehre, sondern in die Biologie gehörten. Je nach ihrer inneren Entwicklung fanden sich die Familienstämme in sogenannten Volksschichten und trugen ihre eigenen Anschauungen von Recht, Moral,

Staat, Kunst, Geselligkeit, einen Kollektivwillen und deshalb auch eine Kollektivvorstellung von Glück. Blut- und wachstumseigen war das, was man als Klasse beargwöhnte und eifersüchtig bewahrte. Klaas Y suchte die große Synthese, das war seine Schickung. Und reizvoller, immer mannigfaltiger wuchs das Leben um den großen Neutralen. Ihm standen die Vergleiche aller Generationen zu Gebote, und er hatte es nicht nötig, seine Menschen schlechterdings daraufhin zu betrachten, was sie gerade taten und redeten. Jede Handlung, jedes Wort, alle Äußerung überhaupt wurde unter seinem Blicke der zwangsläufige und gerade fällige Zustand einer Kette von Trieben, die über den Augenblicksmenschen zurück auf Urzeiten führten. Er kannte die typischen Verhangenheiten alle und wußte sofort, welchem Zustande der biologischen Reife eine Lebensäußerung angehörte. So konnte er das Gewimmel Hunderttausender von Zeitgenossen in Stufen menschlicher Entfaltung auflösen, die untereinander verschieden waren, wie das Entwicklungsstadium der Eiszeit von dem des dreißigsten Jahrhunderts christianischer Zeitrechnung. Nichts war dem großen Neutralen verständlicher, als daß die Menschen einander nur selten verstanden, auch wenn sie mit denselben Worten über dieselben Dinge sprachen.

Klaas Y brauchte also nicht indiskret zu werden, wenn er mit seinem Feldstecher alle Wände und Vorhänge durchblickte, weil er in allem, was die Augenblicksmenschen taten, jenseits von Gut und Böse, die ganze Gattung sah; doch hielt er nur dort seine ruhelosen Linsen an, wo er eines jener Schwellenwesen entdeckte, in dem sich gerade der Übergang von einem Reifezustand in den nächsten vollzog, gewöhnlich unter starker Gefühlsentladung. Solche Menschen merkte er sich, und solche wußte er dann zu finden. — Und allen, die der Stecher des großen Neutralen traf, wurde es ähnlich zumute wie jenen Vornehmen und Ärgerlichen, die sein Blick in den Banken, Reisebüros und Paßkanzleien gestreift hatte: sie besannen sich, es schlug ihnen das Gewissen, doch sie fanden sich auch zuweilen wunderlich bestärkt und befreit, kurz alle beschlich irgendwie eine Ahnung von überindividuellen Zusammenhängen.

Sobald Klaas Y die biologische Topographie der Großstadt genügend kannte, machte er sich auf den Weg. Als Ausländer fand er überall offene Türen. Diplomat war er vor Diplomaten, Kaufmann vor Kaufleuten, Gelehrter vor Gelehrten, Arbeiter und Handwerker jedes Gewerbes vor Arbeitern und Handwerkern. Er kannte jede menschliche Tätigkeit von ihren Uranfängen her und wußte alle technischen Ausdrücke und Kniffe so geläufig, daß er überall sofort überzeugte. Dort aber, wo er bei Fachleuten auf Unkenntnis der eigenen Technik stieß, überzeugte er durch seine Visitenkarte, auf der „Nicolas Klaas Nikkel Y" und mehrere Attribute gedruckt standen.

Allein so verheißungsvoll sein Reisefieber gebrannt hatte, und so günstig die psychologische Gelegenheit beurteilt werden konnte, um etwas über menschlichen Wunsch und Willen zu erfahren, der große Neutrale merkte bald, daß er wieder zu früh gekommen war, wie fast immer in seinem langen Leben. Die Gedanken der Menschen schienen von dem großen Problem abgekommen und nur mehr auf Warenpreise gerichtet zu sein, und nicht einmal auf die augenblicklichen, denn man gewöhnte sich schnell an außerordentliche Zahlen, sondern auf die nächsten. Jeder Handgriff, jeder Schritt war Geld und Geldeswert der nächsterwarteten Konjunktur geworden. Und Geld will verdinglicht sein. Klaas Y fühlte sich unter ein Volk von Krämern und Spekulanten verschlagen, er verstand seine Deutschen kaum mehr.

Doch war es selbstverständlich, daß ihm die neue, interessante Spielart dieser Zeit nicht allzulange geheimnisvoll blieb. Die natürliche Entwicklung des menschlichen Gemeinschaftslebens — wie alle Entwicklung nicht nur einem stetigen, sondern bisweilen auch einem turbulenten, explosiven Verlaufe unterworfen — hatte das Geschlecht übersprungen, das noch in den Riemen lag. Was schon zur künftigen Generation gehörte und sich wie alles anpassungsfähige Leben bereits in die neue Welt zu schicken begann, war noch nicht alt genug. Das Abendland wurde gleichsam von antiquierten Menschen erlebt und geführt, die eigentlich noch immer in einem Zeitalter existierten, das untergegangen war, von Leuten, die deshalb zurück anstatt mit wollten. Und trachtete je ein einzelner mit und durch die Trümmerschichte seiner alten Welt hindurch zu kommen, so lag die Masse der andern Menschen gegen ihn. Man hoffte auf den Führer, den Befreier und hätte jeden augenblicks erdrückt. Wunder? Gewöhnliche Generationen leben nur einmal, nicht wie Klaas Y hunderttausendmal, und jede einzelne führt ihre eingefleischte Welt mit sich in den Tod, die Welt, in der sie reif und fällig geworden ist. Alle die Menschen, die gerade noch in den Riemen lagen, waren in der anderen, früheren Welt reif und fällig geworden. So

spielte vor Klaas Y das merkwürdige Spiel eines Totentanzes Lebendiger, die in das Grab einer Vergangenheit zurückstrebten, wenn auch unter den fortschrittlichsten Redewendungen.

In diesem tragischen Wirrsal hatte die antiquierte Generation nach dem erstbesten Halt- und Stützpunkt gegriffen, statt einen in ihrem Menschentum zu suchen, und war, noch hungrig und erschöpft von jener großen biologischen Auseinandersetzung her, auf Dinge, die nicht getötet werden können, als auf das Maß aller Menschenwelt verfallen. Klaas Y beobachtete gerührt und belustigt, denn er wußte ja, daß Menschen immer wieder zu sich kommen müssen, wie jedes Ding, noch so gemein, einen Hexensabbat mit dem Lebendigen zu treiben begann, sich ungemessen blähte und den Herrn und Menschen selber bei jedem Handgriff, bei jedem Schritt zum Ding erniedrigte. Das konnte natürlich nur deshalb geschehen, weil die antiquierte Generation, die Dinge nicht nach ihrem Werte in der neuen Menschenwelt, sondern nach dem in der alten, untergegangenen maß, jener Welt, in der sie reif und fällig geworden war. Klaas Y mußte es fast bedauern, daß die tollgewordenen Dinge nicht reden konnten, vielleicht hätte er jetzt von ihnen erfahren können, was Menschen eigentlich wollten, was Glück sei.

Weil so die entwicklungsfähige, tote Sache, ohne sich zu rühren, maßlos gestiegen war, einfach nur, weil sie weiterdauerte, verfielen die Menschen darauf, ihre überlebende Leiblichkeit gleichermaßen einzuschätzen. Alles war Vermögen geworden und vor allem der lange und peinlich entwertete Mensch selbst. Jeder Handgriff, jeder Schritt war Kapital und sollte Rente abwerfen. Man schnitt sich sozusagen Coupons vom Leben und das immer vorsichtiger, gerade soviel, um sich eine erwartete günstigere Konjunktur nicht zu verderben. Und man schützte diese Kapitalisierung des Lebens durch Gesetze und Rechte — Achtstundentag, Streikrecht, Mieterschutz — man nannte solche Gesetze und Rechte sozial und antikapitalistisch. Früher war menschliche Arbeit der natürliche Energieumsatz des Volksorganismus gewesen, nun war sie Individualrente geworden. Je simpler, rascher wägbar, je manueller, desto höher wurde sie geschätzt. Man lebte von der Hand zum Munde, so war es natürlich, daß man bald dahin kam, an den bloßen Nägeln zu saugen.

Wie jugendlich, wie naiv ist doch die Menschheit geblieben, trotz ihres beträchtlichen Alters, dachte Klaas Y, der große Neutrale — welch einen Reichtum an unentwickeltem Lebensgute mußte sie noch bergen, wenn sie sich solchen Rentnerluxus in einer Notzeit gestatten konnte! Wie entwickelt schien demgegenüber der soziale Bau gewisser Tiervölker! Man braucht nur einen Ameisenhaufen zu stören, das ganze Volk gerät in wirbelnde Arbeitshast, bleibt ruhlos und unermüdlich, bis der Schaden behoben ist und das soziale Leben seinen Gang weitergehen kann. Die Deutschen konnten es sich gestatten, in bittersten Krisenzeiten mit sozialen Begriffen einer untergegangenen Welt zu experimentieren. Daß sie trotzdem nicht zugrunde gehen würden, wußte Klaas Y aus tausendjährigen Analogien, er war dessen überhoben, ein Optimist sein zu müssen.

Aber das half seinem Problem nicht weiter. Von einer Generation, die bei allem Vorwärtswähnen eigentlich nur zurück wollte, war kein Aufschluß zu erwarten. Schon beschlich den großen Neutralen wieder ein Verlangen nach der Tiefsee, da hörte er an einem Nachmittage, als es schon zu dämmern begann, Menschen von etwas anderem als von Geldkursen und Warenpreisen reden, und das in aller Nähe, dicht neben seiner Dachkammer, im Atelier des Malers.

Es war kein berühmter Maler, er lief gerade noch mit, knapp am Hunger vorbei. Er hatte zwei blasse Kinder und eine zarte Frau, die täglich ihre letzte Kraft daran gab, das fast unmöglich gewordene möglich zu machen: die Familie auf das billigste zu sättigen, die Kinder rein, das Heim wohnlich zu erhalten und den Mann nicht an seiner Kunst verzweifeln zu lassen. Kein Eigener, war der Maler allen Moden der Kunstverlotterung gefolgt und hatte lange Beruhigung an den Sophismen gefunden, die über die Voraussetzung aller Kunst, über die Kenntnis des Handwerks, hinwegmaulten. Aber der Maler schien ein Mensch geblieben und keine Phrase (auch eine Sache!) geworden zu sein. Vor dem unkapitalistischen Mute seines Weibes war sein Gewissen wach geblieben, und er hatte seit Monaten allen Theorien entsagt, um auf Sein oder Nichtsein das Handwerk, die Ausdrucksmittel seiner Kunst, an sich zu erproben. Er hatte unter dem Gefühle einer Verantwortlichkeit der Natur gegenüber zu zeichnen begonnen und Farbe als Farbe zu behandeln, nicht als metaphysische Angelegenheit. Seine Freunde waren entsetzt und zuckten nur mehr die Achseln über ihn. „Gebrochen, total gebrochen." „In der Familienmisere erstickt." „Schade um den Menschen." So sagten seine Freunde.

An jenem Nachmittage beendete er ein Bild. Es war keine Idee, nur ein Stilleben.

Das Glas war treulich Glas, der Armleuchter Silber, der Teekessel Kupfer, die Tassen Porzellan und die Tischdecke Damast. Aus den Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts stammte alles. Kein Hauch einer Idee. Und doch war das Bild eine Legende geworden. Die Glaskelche erzählten ihre Geschichte, und an die Henkeln der Tassen glaubte man Hände, die Arbeitshände der Familie, rühren zu sehen, der Armleuchter wußte von Festlichkeiten, der Teekessel von vertrauten Stunden. Alles zeigte die Sorgfalt und Liebe derer, die Glas, Tasse, Kessel, Leuchter geformt, gepflegt und vererbt hatten. Kitsch? — Nein, Leben, wirkliches, echtes Leben, wenn auch nur bürgerlich und nicht gerade weltbewegend, aber das Leben, das an den alten, guten Dingen hängt. Ein Bild, das auch ein Mensch, der seinen Blick an den großen Meistern gebildet hat, wohlgefällig an seiner Wand betrachten konnte, ein Hausrat also, der freundliche Erholung zu bringen fähig war. Nur ein Hausrat, nur eine Lebenshilfe ...

Die beiden Eheleute waren lange davor gestanden ohne zu sprechen, indes wurde es dunkler. Dann hatte die Frau, die sonst wenig Worte fand, das erzählt, was die Dinge auf dem Bilde erzählten, denn der Hausrat kam von ihrer Familie her. Zuletzt sagte sie: „Mir ist, als wüßten die alten Sachen auf deinem Bilde das alles besser als ich, besser sogar, als die wirklichen dort."

Sie zeigte auf den Tisch, wo alles noch zusammengestellt war.

„Weißt du, daß du mir das größte Lob gesagt hast, das mir da gesagt werden kann?"

Die Frau senkte den Kopf. Dem Manne zitterte die Stimme.

„Mir ist, als hätte ich mein erstes Bild gemalt. Und ich habe dabei nur an die Arbeit selber gedacht, nur an die Arbeit. — Das Bild ist mir geschenkt worden ... Beschenkt sein, heute beschenkt sein! — Das verkaufe ich auch nicht. Das kann ich nur verschenken."

Erschrocken sah die Frau auf.

„Dir — natürlich. Mein erstes Bild, du bekommst das. — Weißt du ... du ... heute etwas schenken zu können ..."

⌘

Klaas Y, der große Neutrale, saß in seinem mit flandrischem Gobelin ausgeschlagenen Sorgenstuhle, und neben ihm strahlte das wundersame Mineral Thermothym die weichste Wärme aus der antiken Kristallschale. Er blickte durch die Wand hindurch auf die beiden Eheleute. Das waren ja auch Deutsche, von denen man behauptete, sie hätten einen „Weltkrieg" verloren. (Er lächelte leise, wie eben einer lächelt, an dessen Uhr die menschliche Kultur in Berlocken baumelt.) Und das waren keine außergewöhnlichen, durchaus stammwüchsige Deutsche, diese beiden Eheleute da drüben. Nun — er wollte doch noch eine Weile seine Tiefsee lassen und bleiben.

Hemmschuhlied. Von Ernst Lissauer

Jetzt wohn' ich am Berg, wie's mein Herz begehrt,
Mein Berg ist gering, doch ist er mir wert,
Oft hör' ich den hold unwirschen
Kraftklang, wenn ein Wagen stadtwärts fährt,
Ich höre den Hemmschuh knirschen.

Das ist der Alpenstraßen Gesang,
Die Pässe, die Rücken, die Schluchten entlang,
Den die Erde singt mit dem Rade,
Kraft, die talwärts schüttert und stemmt,
Kraft, die bergaufwärts hält und hemmt,
Bergstraßenkampf und -gnade.

Knirscht mir vorm Fenster der Hemmschuh barsch,
Musik von Mannes Stamme,
Weht mir Gebirgswind durchs Zimmer harsch,
Und es klaffen Wände und Klamme.

Herr Pfülf und die Witwe Dusedey

Ein Berliner Silvesterspuk von Viktor v. Kohlenegg



Vor rund vierzig Jahren — ich habe den Laden der Witwe Dusedey und die wichtigsten Gestalten meiner Geschichte noch selbst gekannt — war ein bitterstrenger Winter. Die Spree war zugefroren, und die vielen schmalen, krummen Sträßchen und Gassen rechts der Spree zwischen Molkenmarkt und Schloß waren dick verschneit. Da gab und gibt es noch heute Winkel, in die kaum ein Sonnenstrahl fällt, schiefe Häuserchen mit vier, fünf Höfen, verborgene Treppchen, schwarze Holzgalerien, und vorn über gemütlichen Kellerhälsen prangten in Stein, Stuck oder verrostetem Blech, das bei jedem Windstoß knarrte, wunderliche Gewerkzeichen, die leckere Brezeln, über einem Leimtopf gekreuzte Pinsel, Adler mit goldnen Schlänglein in den Fängen oder das liebliche Symbolum Glaube, Liebe, Hoffnung darstellten.

Hier nur konnte diese Geschichte passieren. Ja, es war leider damals durch lange Zeit stets um die Silvesternacht jahrein, jahraus ein sonst unbescholtener junger Mann, plötzlich, wie man munkelte, von zärtlichen Hexenkünsten umstrickt, spurlos verschwunden. Das ist inzwischen anders geworden, und davon will ich erzählen.

⌘ ⌘ ⌘

Es war so kalt, daß die Luft klirrte und daß einem das Wort vor dem Mund erfror. Dazu war heute Silvester. Das war prächtige Zeit für Menschen, die einen warmen Ofen, einen dicken Pelz, einen gut gefüllten Magen im Leib und einen vollen Geldbeutel in der Tasche hatten. Alle Essen auf den Dächern schmauchten weiß und dick, aus allen Haustüren quoll ein guter Pfannkuchenduft, die Bäcker- und Konditorläden barsten vor Fülle, und die wohlig gewärmte und auch sonst zufriedene Menschheit dachte bloß an Pünsche, Bierkarpfen, Verlobungsküsse und andere gute und schmackhafte Dinge.

„Das ist eine ganz vermaledeite Geschichte!" schimpfte Herr Hans Pfülf und lief auf dicken, grauen Filzschuhen, die hinten ein Loch hatten, in seiner Nordlichtstube hoch oben in der Hirsestraße, die auch zu dem dick verschneiten Spreegassengewirr gehörte, umher und stampfte dabei wie ein Tanzbär. „Die liebe Gotteskälte! Eine verfluchte Hundekälte! Ist das ein Leben? Ist das ein Silvester, ein Jahresschluß und hoffnungsvoller Anfang nach Mitternacht, mit fröhlichem Ausblick, süßem Punschdampf — ja — ja — jawohl!!" Herr Pfülf mußte krampfhaft schlucken bei dem guten, süßen Punschdampf. „Ein — ein Hundeleben!" Es klang nicht lieblich. Das Kanonenöfchen mit dem gewaltig langen, dünnen Rohr war ausgegangen; die paar Schippen Koks, die heut morgen noch in der Kiste lagen, waren längst verascht; der Atem dampfte, und die kleinen Fenster funkelten von herrlichen Eissternen. Herr Pfülf besah sich das hübsche Wunder wieder, denn das Rot der Dämmerung verfing sich gerade darin und verursachte in den zarten Kristallen ein zauberhaftes Glühen.

„Sehr hübsch, sehr brav und geschickt!" brummte Herr Pfülf und grub die Fäuste noch tiefer in die Hosentaschen. Aber davon wurde man nicht satt und bekam man erst recht keinen Punschgeschmack auf die Zunge. „Himmelherrgott —" und er pfiff wütend und schmelzend. Fünf Groschen hatte man gerade noch im Sack und nicht mal mehr 'ne Zigarre zur Hand, und das war fast das Schlimmste; denn Rauchen, ja, das kam gleich nach dem Malen, dabei konnte man drei Tage lang hungern und dürsten wie ein Wüstenkamel; und dazu knurrte einem jetzt der Magen — ein reizendes Silvester, ein ganz allerliebster Jahresschluß!

Das kleine, geweißte Zimmer war schmerzhaft kahl; in der Ecke stand ein Feldbett mit bunt gewürfelter Decke, gerade so zurechtgemacht, wie es ein Junggeselle verstand, daneben ein dünnes, gelbes Eisengestell mit Kanne und Waschnapf; ein paar Staffeleien froren in der Nähe der niedern Fenster, und an den Wänden hingen und lehnten allerlei Bilder und Bilderchen, o, recht hübsche und talentvolle Sachen, gute, vortreffliche Artefakte, die sich um die malerischen Reize zwischen Altkölln und Berlin eigensinnig bemühten, die aber niemand recht schätzte oder gar kaufen wollte. Man war modern, mein Lieber! Man hatte einen großen Zug, man liebte die großen Formate, das Flirren und Brausen der eleganten Straßen, funkelndes Wasser mit weißen

Booten und Dampfern, sakrale Bäuerlichkeit mit monumentalen Kuhschwänzen oder Arbeiterfäuste in Fuseldunst und Weibergekreisch; aber diese schiefe, krumme, armselige, warme, friedliche Abseitigkeit und Gemütlichkeit — die Kollegen lächelten bloß und spritzten die Farben dick auf ihre Leinwände — echt, echt? schon möglich, was für Budiker, Hebammen und Klavierstimmer! aber die machten sich natürlich auch nichts draus; das da hatten sie ja schon im Leben dicht vor der Nase, sie waren für schönere, fernere, erhabenere Sachen, für Genfer See und so, Italienerknaben, der erste Kuß oder die lustige Tirolerin. Manchmal sagte einer gutmütig:

„Na, weil Sie's sind, Meister Pfülf — für fünf — zehn Mark — her mit Schaden!" und dann hing es irgendwo an der großgeblümten Wand und schämte sich nicht mal, denn es war wunderhübsch mit seinem schlichten, still-starken, geheimnisvollen Schimmer. Da mußte denn Herr Pfülf notgedrungen viele schrecklich bunte Lithographien machen und für die Tapetenfabrik des Herrn Himmelstoß in der Neuen Roßstraße Muster zeichnen, und das ernährte ihn mehr schlecht als recht.

Dieser Herr Himmelstoß war klein und feist, sprach fett durch die Nase, als genösse er dabei stets den Nachschmack einer Kaviarsemmel, und war sehr spaßig, jovial und kurzangebunden: „Wenn Sie's nicht machen, macht's ein andrer, verehrter Meister. Mehr kann ich nicht zahlen. Warum malen Se für die Ausstellung und die Leute nicht Cäsars Tod oder Lackstiefelmännekens oder nackte Weiber im Jrünen?"

Herr Himmelstoß war ein Esel. Aber Dorette Himmelstoß, seine Tochter, war merkwürdig blond und schlank und hatte heitere, möwengraue Augen; der Himmel wußte, wie er zu diesem Kind gekommen war. Auch Herr Pfülf war ein angenehmer, großer Mensch, mit einem hellen Haarschopf, was ihrerseits Fräulein Himmelstoß mit einem Lächeln zu bemerken schien. Als jedoch Vater Himmelstoß sie einmal, als es schon ziemlich dämmrig war, beisammen in einer besonders verwinkelten Straßenecke bemerkte, da sprach er noch ganz anders durch die fest auf der Oberlippe liegende Nase, nicht so, als ob er eben eine Kaviarsemmel geschluckt hätte, er trompetete und schnaubte kurzatmig, als ob er eine spanische Pfefferschote zerkaut hätte: „Das is 'ne Art und Weise —?! Ungehörigkeit, Frechheit — hat aufzuhören — Nichtskönner — Hungerleider — lächerlich — gefälligst 'n paar Haustüren weiter — fertig — Punkt!"

Dann war er völlig atemlos und außer sich von der Pfefferschote gewesen.

Ja, nun war Herr Pfülf seit ein paar Wochen auch die immerhin kümmerlich nahrhafte Tapetenfabrik los. Und hatte obendrein das Reißen im Herzen; und hatte jetzt keine Zigarre, keinen ‚Rattenschwanz', wie er ihn nach Malerart liebte, und dazu fror er bis auf die Knochen, und seine Stiefelsohlen wurden dünn und seine Hutkrempe wurde lappig und seine Wäsche — hm — m —; und dazu war Silvester, und die vereisten Fensterscheiben glühten, daß einem das Herz aufging vor Entzücken.

Herr Pfülf fluchte über drei Zeilen hin und beschloß unverzüglich auszugehen, um sich wenigstens die Füße ein bißchen zu vertreten und in die Haustüren, Bäckerläden, Punschdestillen hineinzuriechen, sich an der behaglichen Lebensfreude seiner lieben, fetten, warmen Zeitgenossen nach Herzenslust zu freuen. Und drüben in der Neuen Roßstraße wollte er eine Weile an Tor und Fenstern der Dorette Himmelstößin vorbeispazieren, vielleicht erspähte er ein paar Wimperschläge lang einen Schimmer ihrer möwengrauen Augen, sah er sie — sah er sie — die Tür krachte zu, daß das ganze schiefe, dünne, alte Haus wackelte, in allen Stuben Mörtel von den Wänden rieselte und der Schuster Pinkert unten sagte: „Das ist der Maler! Der macht sich heute 'n guten Dag!"

Vorläufig aber biß Herrn Pfülf bloß die Kälte in die Nase.

Die Laternen brannten schon in dem fahlen Dämmerlicht. Das zierliche, rote Glühen hing bloß noch an den verschneiten Dachfirsten und starb sacht hin. Ein Windstoß pfiff um die Ecke und prallte gegen Herrn Pfülfs eingebogenen Leib, daß der Maler grimmig lachte und sich den frechen Unfug, der ihm den Bart vereiste und die Nasenlöcher steif machte, grob verbat. Er lief die Kreuz und die Quer mit dröhnenden, klingenden Schritten, um sich warm zu machen, die Gäßchen hallten, und die Holzbrücken dröhnten und zitterten. Drüben in der Roßstraße aber waren in einem gewissen stattlichen Hause alle Fenster im ersten Stock prahlend erhellt; die Fensterscheiben waren gemütlich beschlagen, als drücke eine würzige polnische Karpfen-, buttrige Pfannkuchen- und starke Punschluft dagegen; Herr Himmelstoß würde heute noch fetter durch die Nasenlöcher blasen, um seinen Gästen mächtig zu imponieren, denn das liebte er, große Kisten Zigarren für sich und seine Gäste herbeischleppen — ja — ach ja!! und die junge Dame Himmelstoß würde sich von

allerlei geschniegelten Laffen anschmachten lassen — Weiber! alle nichts wert, alle gleich! Er sah keinen Schimmer von ihr auf der Straße; die war leer, tot, öde, obwohl überall Männlein und Weiblein mit großen Tüten und zappelnden Fischnetzen einherliefen und wie kleine Lokomotiven dampften — zum Verzweifeln, zum Schreien leer! Hole sie alle der — hm — m.

Er kehrte stracks um und wollte sich erst mal bei seinem Freund dem Budiker Willem Panse, Ecke Wollstraße, eine heiße Wurst kaufen und einen scharfen, alten Korn dazu trinken. So etwas brauchte der Mensch für seines Leibes Notdurft und insonders bei spürbar gesunkener Gemütslage. Und dann würde er weiter sehen und weiter Trübsal blasen.

Der dicke, hemdsärmelige Panse war in menschlichem Betracht kein übler Mann, derb gemütlich wie alle Gutgenährten; und Herr Pfülf hatte von jeher einen netten, kleinen Kredit an dem alten, runden, weißgescheuerten Tisch unter der zischenden Gaslampe, von der eine dicke Puschel aus rosa Seidenpapier zum Schmuck der Gaststube und als Sammelplatz für die Fliegen herabhing.

Er verzehrte alsobald ein Paar Würste und trank dazu einen, zwei — nun ja, er trank einige heilsame ‚Körner' und saß dabei recht warm und behaglich in der tiefen Kute des alten Roßhaarsofas unter der ‚lustigen Tirolerin' und dem ‚ersten Kuß' an der Wand, und daneben hingen auch ein paar verschämt leuchtende Bildchen seines eignen, tüchtigen Pinsels in schmalen Goldleisten, denn Budiker Panse war einer seiner fröhlich knausernden, aber kurzab entschlossenen Mäzene.

Es wurden allmählich, wie das so kommt, ein paar schmackhafte ‚Körner' mehr, die Herr Pfülf bedächtig und genießerisch Schluck um Schluck hinabschlürfte. Das lag heute so in der Silvesterluft und an seinem geschwächten Zustand und an seiner Kümmernis, und das tat dem alten, braven Menschen ungewöhnlich wohl, machte für eine Weile träge und still. —

Als er wieder in die knisternde Kälte hinaustrat, war es völlig dunkel geworden. Von den Petri- und Nikolaitürmen drüben in der Gertraudenstraße und hinterm Molkenmarkt schlug es acht. Die Rolläden der Geschäfte knatterten herab, die blanken Haartollen der Ladenjünglinge verschwanden vergnügt und unternehmungslustig hinter den Türen, und es wurde stiller auf den Straßen, über denen ein paar blanke Sterne flimmerten. Hans Pfülf hörte seinen Tritt widerhallen und knirschen. Ihm war nun wärmer. Satt war er nicht. Er hatte nur gerade so'n bißchen was vorgelegt. Aber der Korn war gut gewesen, außerordentlich gut! Ein Teufelszeug! Der hatte ihm Mut gemacht und die Augen blank und scharf und übersichtig. Er pfiff zwischen den Häusern. Er schritt über ein schwankes Zugbrückchen aus morschem Holz. Da lagen die alten und ältesten Gassen, die er liebte und vor denen er seit Jahren pinselte, niemand zu Dank, und sich selbst zum Spott; er kannte Haus bei Haus, und auch die Menschen drin; und auch er war bei Greis und Kind menschlich geschätzt und bekannt: ‚der Maler'. Na, viel Respekt klang gerade nicht in dem Wort, eher ein Achselzucken, wenn er schon nichts weiter malen konnte als das da! Aber man hatte einander ganz gern.

So lief Herr Pfülf munter und fast hastig einher, als suche er nach einem neuen gemütlich warmen und fröhlichen Unterschlupf für den Abend. Und nun war er plötzlich nach allerlei eifrigen, eigenwilligen und länglichen Umwegen und kühnen Zickzackgängen wieder unversehens in seiner Hirsestraße angelangt, potztausend! als hätte ein Irrwisch oder sonst ein tückisch neckender Spuk ihn im Kreise geführt! Das war doch sehr eigentümlich und ärgerlich! Von hier hatte ihn vorhin die kaltbrennende Einsamkeit und das kneifende Unbehagen fortgetrieben, und er hatte keineswegs eine Sehnsucht und ein Rückzugsverlangen nach dieser Stätte verspürt. Jajaja . . . da stand er wieder und starrte verdrossen hinauf und hinab und fühlte von neuem die schnürende Unlust, in der zugleich wie mit kleinen, spitzen Flämmchen ein fremdartiges Gelüste züngelte. Hinter dem verhängten Schusterfenster pinkte noch ein paarmal ein Hammer, dann war es ruhig, daß man die Eiszapfen an den Simsen knisternd wachsen hörte. Seine kleinen von Frostblumen übersponnenen Fenster dicht unter der schiefen Dachrinne geisterten fahl, als schiene der Mond darauf, aber es war kein Mond zu sehen.

Herr Pfülf stand steif, als könnte er sich nicht rühren und als wäre er hier angepflockt in einem Bann von Widerstreben und prickelndem Erstaunen, der ihm die Haare auf der Haut sträubte und von dem er sich nicht loslösen konnte. Und mit einemmal kam ihm die nette, kleine, winklige Gasse wieder wunderlich vertraut und doch seltsam neu und allmählich geheimnisvoll beunruhigend und anziehend vor . . .

‚Ob die Witwe Dusedey ihren Laden noch offen hat?' fuhr es ihm jäh durch den

Kopf, und das Prickeln und Haarsträuben auf seiner Haut wurde noch stärker, daß es förmlich weh tat, und zuletzt hatte er eine Gänsehaut. Er hatte gerade heute viel an sie gedacht und noch mehr an ihren guten, wohlriechenden Tabakladen; aber der war sicherlich schon geschlossen, und das Haus würde wie immer um diese Zeit ungemütlich dunkel und unheimlich tot dastehen.

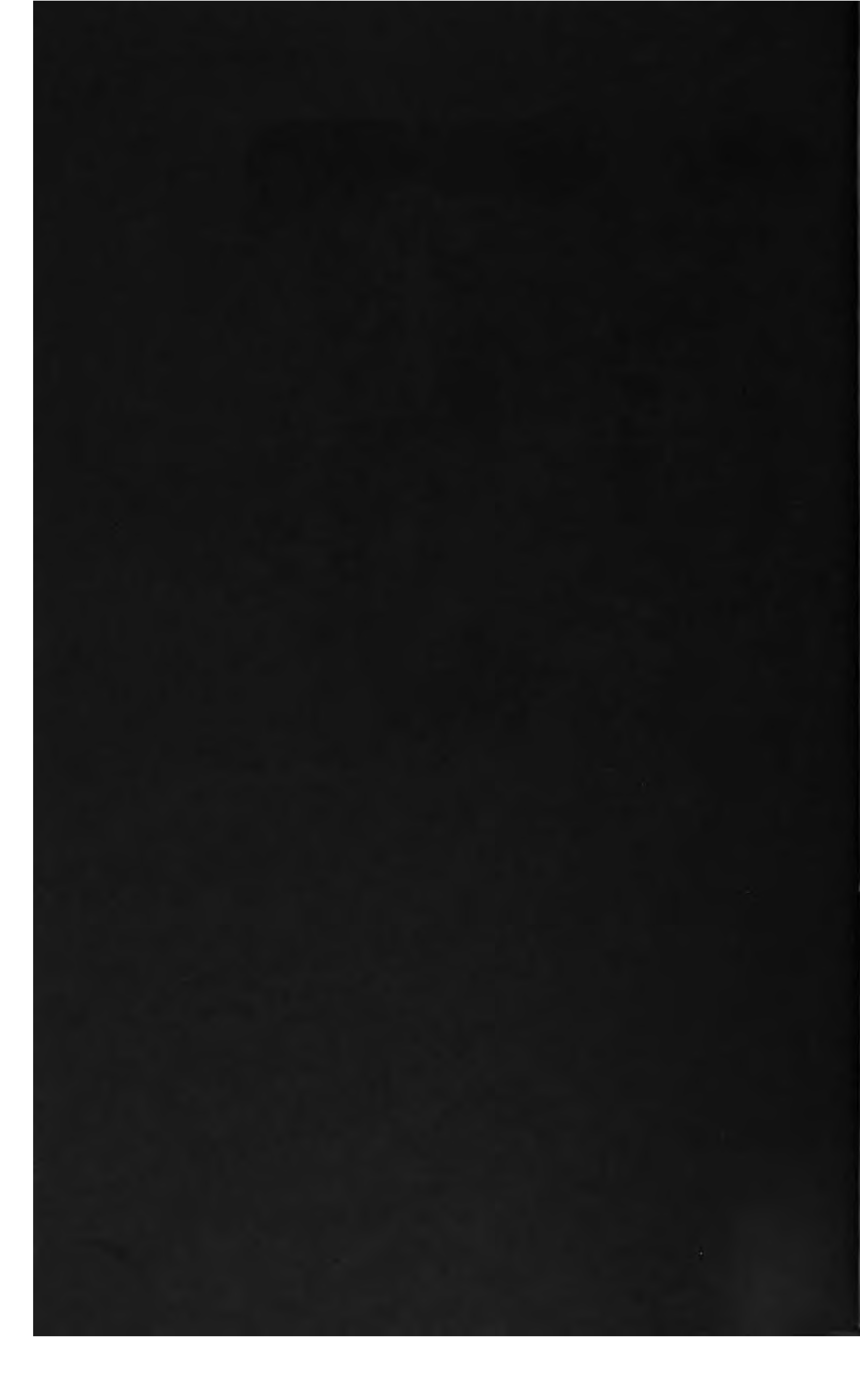
Ja, da unten in der Gasse, gerade hinter dem scharfen Knick, an dem ein geizig flackernder Laternenkopf hing, lag der Laden der Witwe Duseden... Ein schöner, lockender Laden voll Zigarrenkisten, Tabaksrollen, blauglasierter Schnupftabakskrausen und gesprenkelter Weichselspitzen. Abends war er immer prächtig von runden Gaslichtglocken aus Milchglas erhellt, und hinter der Theke hantierte die schwarzhaarige, vollbusige, fremdartige Witwe in bunter Seidentaille, von einem phantastischen, goldnen Kamm im hochgetürmten Haar umfunkelt; daneben huschte meist ein stummes, scheues, müdes Greislein, in jedem Jahr ein anderes, so behaupteten wenigstens einige, kein Mensch allerdings wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen, und man munkelte deshalb dies und das; auch über die Wittib selber, von der niemand genau sagen konnte, wie alt sie eigentlich wäre; sie sah immer gleich verführerisch schwarz und vollbusig aus, trug hart glitzernde Armbänder an den weißen Handgelenken und grelle, blanke Ringe an den Fingern mit den eigentümlich spitzen, glänzenden Nägeln — bloß gegen den Ausgang des Winters wurde sie, wie besonders Scharfsichtige festgestellt hatten, immer auffällig matt und welk, bekam zusehends spitzere Züge, eine längere, scharfe Nase, ein länglicheres Kinn und rotumsäumte Augen, als vertrüge sie diese Jahreszeit nicht gut. Die einen meinten, sie wäre mindestens fünfzig oder sechzig, die andern lachten darüber und gaben ihr in ihrer guten Zeit knapp dreißig. Sie selbst lächelte dünn und böse dazu und war gleich darauf wieder heiter und gesprächig und verstand ihr Geschäft vortrefflich. Aber niemand in der Nachbarschaft wollte wissen, woher sie ihre Ware bezog, kaum einmal, wenigstens nicht bei hellichtem Tage, hielt ein Wagen in der schmalen Gasse, so sagte man; am Abend aber waren unten und oben alle Läden herabgelassen, das Haus stand dann wie tot und ausgestorben da, nur mitunter hörte man ein Poltern, Winseln und Katzenschreien darin. Das dienende Greislein, das die Witwe Duseden streng und hart regierte, sprach zu niemand ein Wort, schlurrte immer gleich wieder in die Tiefe des Ladens und seufzte bloß, auf der Straße sah man es nie. Auch die Witwe nicht. Kein Mensch wußte, wo sie Schrippen, Wurst, Braten und Gemüse kaufte. Niemand verließ das Haus und niemand betrat es, so behauptete man. Das alles war sehr merkwürdig. Einige besonders schwatzhafte Weiber verschwuren sich, daß an jedem Neumond die hohe Esse des Hauses ganz merkwürdig glühe, als brenne grelles Licht darin oder Feuer, und dann stänke es ganz deutlich und scharf nach Schwefel in der Gasse. Aber niemand konnte ihr etwas anhaben, sie zahlte pünktlich ihre Steuern, sogar Armen- und Kirchensteuern, auf dem Polizeirevier war sie ordnungsmäßig gemeldet, dort wußte man auch, daß sie im besten, blühendsten Alter zwischen dreißig und vierzig stand — obwohl sie seit undenklichen Zeiten, freilich niemand wußte so genau, wie lange, in dem Hause rumorte. Am Anfang der kleinen, krummen Straße war mancher, der hier des Weges kam, voll unbehaglichen Zweifels und Verdachts, aber sobald man in die Nähe des Hauses und seiner stummen Fenster gelangte, wich aller Verdacht und Zweifel wieder, wurde man gläubig, gleichgültig oder leichtsinnig, es war wie Zauberei. Selbst dem Wachtmeister vom Revier sollte es ähnlich so ergangen sein, der nicht bloß einmal amtlich etwas erkunden wollte; er trat, wie es hieß, jedesmal streng und forsch in den Laden ein, und verlangte dann höflich und heiter bloß ein Röllchen Nordhäuser Kautabak für 25 Pfennige und schien alles übrige vergessen zu haben.

Auch Hans Pfülf wußte zur Genüge von diesen kuriosen Dingen, aber sie machten ihm die Gasse bloß noch lieber. Er kannte natürlich die hübsche, statiöse Wittib und hatte schon oft mit ihr geschwatzt. Er kaufte freilich bald hier, bald dort seine Zigarren, wie er gerade Geld und Laune hatte. Allein er war bislang mit der muntern Dame noch nicht so völlig gut Freund geworden, wie abwechselnd seit Jahren der und jener andre junge hübsche Mann, von denen dann immer einer plötzlich aus der Gegend verschwunden sein sollte, meist Junggesellen, Einspänner, wie auch Hans Pfülf einer war, denen man nicht weiter nachfragte. Es waren das in der Regel simplere Leute gewesen, prächtig gesund und kräftig, ehrbar schüchtern, aber nicht allzu pfiffigen Geistes. Nun, Herr Pfülf hatte wie alle Maler sehr scharfe Augen, deren Blicke behende wie Mäuse in alle Winkel fuhren, die alles sahen, sogar durch zolldicke Wände hindurch; mit denen betrachtete er auch die Witwe, und



Im Schulhof. Gemälde von Hubert Dürnholz

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)



das schien ihr manchmal unbehaglich zu sein, so daß sie ihn oft kurz und schnippisch behandelte; dabei beobachtete sie ihn selbst schon seit geraumer Zeit stets aufmerksam und durchdringend, wenn er in ihren Laden trat. Vor ein paar Wochen hatte er sie munter bei so einer Gelegenheit einmal nach ihrem Alter gefragt, denn sie fing gerade an, spitzer und schärfer auszusehen, das Kinn und die Nase begannen förmlich aufeinander zuzuwachsen. Die Witwe hatte die schmalen Lippen süßsäuerlich noch härter zusammengepreßt und ein bißchen zischend gemeint: daß das eine unpassende Frage wäre. Nun, hatte er geantwortet, er hätte eine verquere Liebe im Leib, mit der er fertig werden wolle; dazu müsse man sich am besten nach was anderm umsehen. Da hatte ihn die Dame Duseden stahlscharf und giftig von der Seite angeblickt, daß ihm unbehaglich und eine Sekunde lang beklommen ums Herz geworden war und er die Lust am Weiterschwatzen verloren hatte.

Seither war Herr Pfülf nicht wieder dort gewesen. Er wußte bloß von Schuster Pinkert unten im Haus in der Hirsestraße, daß die Duseden ‚wieder mal schlecht aussähe', „ordentlich zum Fürchten, Herr — is 'ne Hexe, sage ick, Herr, und laß mir hängen! Soll auch wieder 'ne Laune wie 'ne Bisse haben und den alten Männern die Tüten und Pakete und Stifte bloß so hinschmeißen, als kämen ihr nicht genug junge mehr in den Laden — sin woll rar in der Nachbarschaft, alles über Mitte zwanzig hat Weihnachten geheiratet und die andern paar haben sich davongemacht, als wäre 's ihnen hier nicht mehr geheuer — na, um vorigen Silvester is wieder einer heidi gegangen, irgendwie auf und davon — wer weiß — ick sage jar nischt — nehmen Sie sich in acht, Herr Pfülf!"

„Es sollte mich schon locken, Meister Pinkert. Der schwarze Satan ist nicht übel; ein Seelenpflaster sozusagen. Und das Haus und die guten Zigarren. Halten Sie den Daumen, Meister Pinkert, wenn was draus wird, können Sie bis in den Sarg umsonst priemen."

„Woll, woll, Herr Pfülf. Das is ein Wort oder ick heiße Justav."

Daran dachte jetzt Hans Pfülf und pfiff wieder sachte vor sich hin, sah in die dunkle Gasse hinein bis zu dem scharfen Knick mit dem furchtsam flackernden Laternchen und fühlte wieder flüchtig das angenehme Brennen aus dem Magen und bis in die Augen hinauf von der kreditierten guten Labe seines Freundes Panse.

Da hörte er unter sich ein klägliches Miauen und spürte, wie sich etwas weich an seinen Beinen rieb. Er sah hinab und beugte sich vor. Nanu, es war eine schöne große Katze, die schmeichelnd und bettelnd spann. Kohlschwarz mit grell leuchtenden Augen. Ihr langer Schwanz stand kerzengerade in der Luft und schien einen fahlen Schimmer auszustrahlen. Das war doch die Katze der Witwe Duseden? Er hatte sie ein paarmal im Hintergrund des Ladens schleichen sehen, aber sie war jedesmal von der Dame zornig und zischend hinausgejagt worden. „Bist du's?"

Miau, sagte die Schwarze und rieb sich zärtlich mit einer wachsenden Dringlichkeit, die wie ein klägliches Bitten und schmerzliches Flehen war, weiter an seinem Bein.

„Was willst du?"

Miau.

Dann dehnte sie sich, schien plötzlich noch größer zu werden und tat ein paar weiche, ziehende Schritte, wobei sie den Körper hoch buckelte und der Gasse zu bog und ging zuletzt langsam und lautlos voran, den Schwanz steil wie einen Pfahl aufgerichtet.

Hans Pfülf wunderte sich, lachte und folgte ihr unwillkürlich langsam. So schritt sie bedächtig, schwarz und seltsam flimmernd voran, immer leise miauend, es klang wie überredend und beschwörend, sie zog ihn förmlich hinter sich her in einem sanften, unbezwinglichen Bann. ‚Was ist das für ein verrückter Spuk? Das ist immerhin eine putzige Sache!' dachte er. Die Mahnung des Schusters fiel ihm ein und entschwand ihm beim nächsten Atemzug wieder. Mi—au. Die Gasse war totenstill. Ein paar verhängte Fenster schimmerten. Kein Mensch und Tier, bloß er und die schwarze Katze, um deren steilen Schwanz Funken zu sprühen schienen.

An der pechfinstern, runden Haustür mit dem fahlgelben Fratzengriff, den er noch niemals so deutlich gesehen zu haben meinte, blieb sie stehen. Durch das Schlüsselloch blitzte ein scharfes, schwefliges Licht. Da miaute sie lauter, und da wich das Tor lautlos zurück. Strahlendes Licht quoll heraus, guter, warmer Bratenduft, süßer, starker Punsch- oder Weingeruch stürzte ihm nach. Das atmete sich ungeheuer gut, überraschend lieblich durch Mund und Nase und schmeckte, mächtig mund- und gaumenwässernd, nach mehr. Die Katze glitt auf lautlosen Samtpfoten weiter, sah sich mit den grell geisternden Augen beschwörend nach ihm um und rief ihn wieder lockend. Warum nicht? Es war ein bißchen — unzweifelhaft unheimlich, aber am Ende war man hier nicht unwillkommen und sollte sich's gut sein lassen! Die

Dame Dusedey und er waren alte Bekannte und Nachbarn, wenn sie ihm auch noch niemals ein Bild abgekauft hatte! Und einer hübschen, stattlichen Frau schlug man so leicht keine Einladung und keine Gunst ab, ging es ihm etwas wirr durch den Schädel. Hole der T... die ganze Himmelstößerei, auch die allerliebste Dorette würde heute übers Punschglas hin Äugelchen drehen und mit irgendeinem Laffen anstoßen und Blei gießen und wer weiß was noch — das zog und zog wie mit Händen und Krallen; da war er drin, und da schlug das Tor sanft hinter ihm zu, das klang wie ein schwaches Donnern. Der Duft wurde noch stärker und seltsamer, auch das Licht in dem Hausflur mit den großen, schwarzen, gleißenden Schränken schien noch greller zu brennen, denn nun ging im Hintergrund eine große Tür auf, und da stand in glitzernde rote Seide gekleidet, mit Gold und blitzenden Steinen besteckt und behangen die Dame Dusedey und lächelte holdselig und gnädig.

Ein schüchternerer Junge würde nicht gleich gesehen haben, daß die Dame aufs anmutigste geschminkt und gepudert war. Dazu duftete sie nach Jasmin, Rosen und Moschus, daß einem der Atem im ersten Augenblick still stand und man danach in einen Zustand gelinder Berauschung geriet; so wenigstens erging es Herrn Pfülf, dessen Mißtrauen und Widerwillen vor Schminke und Puder dabei unversehens in ein sanftes Wackeln kam und bald darauf wieder verflog. Die Witwe sah für den ersten noch freieren Blick unleugbar spitzer im Gesicht aus als sonst, aber kaum älter, denn die Malerei in ihrem Gesicht war höchst bezaubernd; dazu zeigte sie ihre nackten Schultern und ein Stück des weißen, schönen Busens. Die ganze Sache gefiel Herrn Pfülf in seinem angenehm gedämpften Bewußtsein nicht gerade sonderlich, als würde ihm hier zuviel vorgemacht; er war für schlichtere Sachen, roten Mund, klare, warmlebendige Haut und möwengraue Augen; aber es wurde ihm nun für eine Weile doch recht warm und etwas bänglich zumut.

„Entschuldigen Sie, schöne Frau," sagte er verlegen und vorsichtig, als ginge er auf Fußspitzen.

„Nichts zu entschuldigen, Herr Pfülf! Meiner Schwarzen war es zu einsam bei mir. Da hatte sie auch Mitleid mit mir. Ja, ich bin eine einsame Frau und habe keinen, der zu mir gehört. Aber deshalb feiere ich doch meine Feste!" Das klang schlicht, überzeugend und sofort verständlich.

„Jedenfalls riecht es danach," antwortete Pfülf anmutig. „Aber ich möchte nicht stören. Ihre schwarze, junge Dame führte mich wirklich des Wegs, und ich folgte ihr, ich weiß nicht, warum. Vielleicht aus Neugierde. Sie ist nun befriedigt."

Da trat die schöne Witwe auf ihn zu; die Seide rauschte und das Geschmeide klirrte. Der warme Duft und die Bezauberung waren wie ein wallender Nebel um ihn. „Sie dürfen und müssen jetzt, da Sie nun hier sind, auch hier bleiben, Herr Pfülf," gebot sie. „Seien Sie mir herzlich willkommen! Auch Sie sind einsam heute und sonst. Denken Sie, daß ich die Schwarze ausgeschickt habe, mir einen lieben Gast herbeizuholen! Das hast du brav gemacht, Schwarze," sagte sie und sah scharf auf die Katze nieder, die sich weich und warm an seinem Beine rieb und dabei behaglich und flehentlich schnurrte und wehmütig klagte; aber unter dem Blick, der wie ein Messer stach, schlich das Tier mit hohem Buckel und steif aufgerichtetem Schwanz in den dunkeln Hintergrund davon, vorher jedoch hatte der Maler sich noch einmal rasch zu ihr hinabgeneigt, sie liebevoll gestreichelt und scherzend gefragt: Bin ich hier richtig? Da hatte sie noch kläglicher und gedehnter miaut, und es hatte ihm ganz deutlich geklungen: Paß auf... O, das würde er schon, dazu war er der richtige Mann, das alles war wunderlich und spaßig genug, so schmeichlerisch und schwer sich die Luft auf seine Sinne legte. Man war kein Tropf und Feigling.

Wieder sah ihm die Dame Dusedey fest in die Augen.

„Ich nehme Ihre gütige Einladung an, schöne Frau. Vielleicht will es der Himmel." (Die Dame hüstelte spitz.) „Zwei Einsame, noch dazu Nachbarsleute, geben ein gutes Paar. Das riecht hier verd— angenehm und lustig. Ihr Diener, Frau Dusedey." Er machte eine elegante Verbeugung und küßte ritterlich ihre Hand. „Aber Sie müssen mir huldvoll gestatten, daß ich Sie zum Danke bald einmal in Ihrem Zimmer male."

Dazu lachte sie hell und zustimmend, aber es klang für sein scharfes Ohr ein greller Hohn in dem Lachen. „Ich gestatte es," sagte sie, nahm dann mit einem behenden Druck seinen Arm und zog ihn, den Weg weisend, sacht mit sich fort. Sie schien sogleich mit ihrem Arm zärtlich den seinen zu befühlen, und ein Blitz des Frohlockens, einer unheimlichen Lust glomm in ihren Augen auf; da wurde ihm für eine Sekunde der ganze Leib müde. Paß auf, raunte es in ihm, als hörte er wieder die schwarze Katze schreien. Gut, gut. Kein Flackern in der Herzgrube und keine weiße Nasenspitze — er

würde die Augen und die Ohren aufklappen.

So gingen ſie hinein. In dem großen Zimmer ſtanden ringsum an den Wänden wieder mächtige ſchwarze Schränke, die geheimnisvoll glänzten. In der Mitte des Raumes aber prangte eine Tafel, die von ſchimmerndem Kriſtall, Porzellan, Silber und von prächtigen, bunthalſigen Weinflaſchen voll war. Das war ein erfreulicher Anblick. Doch nirgends ſah man eine Blume.

Da klatſchte die Witwe Duſedey in die beringten Hände. Und ſofort ging lautlos die Tür auf, und daraus ſchritt das Greislein mit einer dampfenden Schüſſel hervor.

„Holla,“ ſagte der Maler luſtig, und ging auf den Alten zu. „Das alte Herrchen! Das iſt faſt zu ſchwer für ihn,“ und er griff nach der mächtigen ſilbernen Terrine. Der Alte ſah ihn erſtaunt und erſchrocken an, das hatte er offenbar nicht erwartet, daß ſich jemand um ihn kümmerte — am wenigſten ſo ein — ſeltſamer Silveſtergaſt der Frau, er wußte 's zu ſeinem bitterſten Schaden aus ureigenſter Erfahrung; der pflegte bloß Auge und Sinn für die geſchmückte, lächelnde Schöne zu haben, war verzaubert von Licht und Weibergeruch, und der Duft der Küche wäſſerte ihm Gaumen und Zunge . . .

Indes ſo ein Maler, das wußte das Alterchen natürlich nicht, hatte einen oder zwei Sinne mehr als andre Menſchen; der blieb auch hinter zarten und dicken Nebeln ſtets leidlich wach und ſcharfäugig, das gehörte zu ſeinem Metier, und Meiſter Pfülf hatte obendrein ein freundliches und gemütliches Herz für Menſchen, Tiere und Dinge unter der Weſte und war jederzeit zu einem Spaß und guten Wort aufgelegt, das auch dem andern die Lippen aufriegelte. Das ergriff jetzt den Alten und flog wie ein Funke von Herz zu Herz, denn ein leidendes Gemüt iſt wie Zunder . . . „Nehmen Sie ſich in acht, Herr!“ flüſterte da das Greislein mühſam und kaum hörbar mit ſeiner morſchen, wackligen Stimme und ſah den Maler beſchwörend an, er meinte wohl bloß, daß die Terrinenhenkel ſehr heiß ſeien, aber Meiſter Pfülf hatte auch ein ſcharfes Ohr. Nehmen Sie ſich in Acht? — Paß auf? Wohl, wohl, ihr Guten! Hier war etwas brenzlig. Doch das lockte ſeine abenteuerliche Seele gerade, Alltägliches gab es im Leben genug, Leute wie er hatten das Verlangen, auch mal auf den Händen zu ſpazieren; und er nahm die ſilberne Schüſſel und ſtellte ſie mit ſtarken Armen auf den Tiſch nieder. „So, das wäre getan.“ Die Dame Duſedey aber ſtach mit einem böſen Blick nach dem Greislein, daß es zitternd hinter der lautlos ſich ſchließenden Tür wieder verſchwand.

Dann tafelten ſie ſelbzweit und ließen ſich's wohlſein, denn auch Herr Pfülf war guten Dingen gegenüber niemals ein Koſtverächter.

Das alte Herrchen brachte nach einer Weile auf großer ſilberner Schüſſel einen fetten Karpfen herein, der eine halbe Zitrone wie eine Feſtblume im Maule hatte. Die Laſt ſchien ihm wieder zu ſchwer zu werden, denn ſeine Hände und Knie ſchlotterten. Danach erſchien eine knuſprig gebratene Gans in einem Kranze von ſüßen Kaſtanien und geſpickten Wachteln, aber diesmal mußte der Maler dem Alten wieder eilig zu Hilfe ſpringen, ſchon weil er mit feuchtem Mund in banger Sorge um die koſtbare, leckere Laſt war.

„Danke, Herr, danke,“ krächzte wieder das Männchen; „— nehmen Sie ſich vorm Trinken in acht!“ flüſterte es haſtig und lärmte gehörig mit der ſilbernen Vorlegegabel auf der Schüſſel; die Dame jedoch roch Unheil und pfauchte ihn giftig an: „Nehmen Sie ſich gefälligſt zuſammen, Moritz! Heute nacht iſt Zeit genug zum Ausſchlafen!“ und ſie lachte hart und böſe, indes der Alte noch ſtärker zitterte und mit den Lippen zu beten ſchien. Hinter der Tür aber ertönte plötzlich ein langgezogenes, wildes Miauen, und Herr Pfülf glaubte den kläglichen Katzenſchrei wieder zu verſtehen, aber da flog ſchon vom Tiſch her ein ſilberner Vorlegelöffel klirrend gegen den Pfoſten. „Unausſtehlich heute. Kann man nicht mal am Silveſter ungeſtört ſein! Moritz, gib ihr zu freſſen!“ ſagte die Dame zornig. Herr Pfülf beſänftigte ſie mit einem ſcherzhaften, lieblichen Wort, und das gefiel ihr, daß ſie ſelbſt faſt zu ſpinnen begann.

Denn jetzt war man auch luſtig beim Trinken. Zur Suppe hatte es einen ſüßfeurigen Malaga gegeben, zum fetten Karpfen goldhellen Rheinwein und zur mürben, ſaftigen Gans ſchmeckte Champagner gut. Das gefiel nun wieder Herrn Pfülf über die Maßen.

Es muß nun geſagt werden, daß der brave Hans Pfülf gehörige Mengen vertragen konnte; auch dies war eine Metiereigentümlichkeit von ihm, wie ſie ſeit alters bei allen guten Malern zu finden ſein dürfte; anſonſt war er im allgemeinen und ſchon aus Gründen einer dauernden Geldknappheit ein ſchätzenswert mäßiger Herr — nun ja — nun ja; während alſo andre Genießer allmählich reizbar oder wehmütig und tränenſelig werden, wurde Herr Pfülf bloß gemütlich-träumeriſch; er ſaß dann immer breiter

und schwerer da, blühte lieblich und gesund wie eine Rose am Strauch, lächelte vor sich hin, während seine scharfen Äuglein ungetrübt umherschweiften, alles in einem verklärten und unheimlich klaren Lichte sahen, und trank seelenruhig bis in die fernste Stunde weiter.

Freilich, auch die Dame Dusedey schien sich auf diese besondre, jedenfalls saubere und standhafte Kunst zu verstehen. Das imponierte Herrn Pfülf eine Weile nicht wenig; mit der Zeit aber mischte sich ein Staunen und zuletzt ein Grauen in seinen Respekt. Ein zarter Frauenmund, so dünkte ihm, war mehr zum Kosten, Nippen und zierlichen Schlürfen geschaffen, wie er sich das bei der süßen Dorette Himmelstoß so vorstellte — aber diese Vorstellung gehörte nicht hierher, und er verschluckte sich sofort heftig, daß ihm die Augen tränten. Ei, ei, meine feine Dame, das war wiederum sehr merkwürdig! Sollte er sich von einer schönen Frau zur Strecke bringen lassen?

Es war sehr heiß in der Stube, vom guten Essen und Trinken, vom Duft der Wittib, von ihren nackten Armen und Schultern und sonst noch etwas, das unerklärlich war und das manchmal aus ihrem Mund und ihren Nasenlöchern zu wehen schien; doch auch das störte den Maler nicht sonderlich; er hatte das Phlegma eines Südseeinsulaners, Kälte war ihm unbehaglicher, er hätte, wenn es nötig gewesen wäre, auf einem glühenden Bratrost die feinsten Bilder malen können.

Die heitre Wittib hob immer wieder das Glas, trank ihm zu, schwatzte und lachte. Einmal griff er zerstreut und angeregt zu seinem Skizzenbuch in der Tasche, denn die spitze Nase der Dame bekam auf einmal einen merkwürdigen Reiz für ihn, er wollte sie gleich, wie er ja für später versprochen hatte, rasch ein bißchen zeichnen. Aber das verbot sie ihm. Das wäre ungemütlich, sprach sie empfindlich, doch sie war vermutlich auch in Sorge, daß man darüber das lieblich klingelnde Gläserheben vernachlässigen könnte, denn sie zeigte in dem Punkt einen äußerst hitzigen und eiligen Eifer. Ein wahrer Teufelsbraten! ...

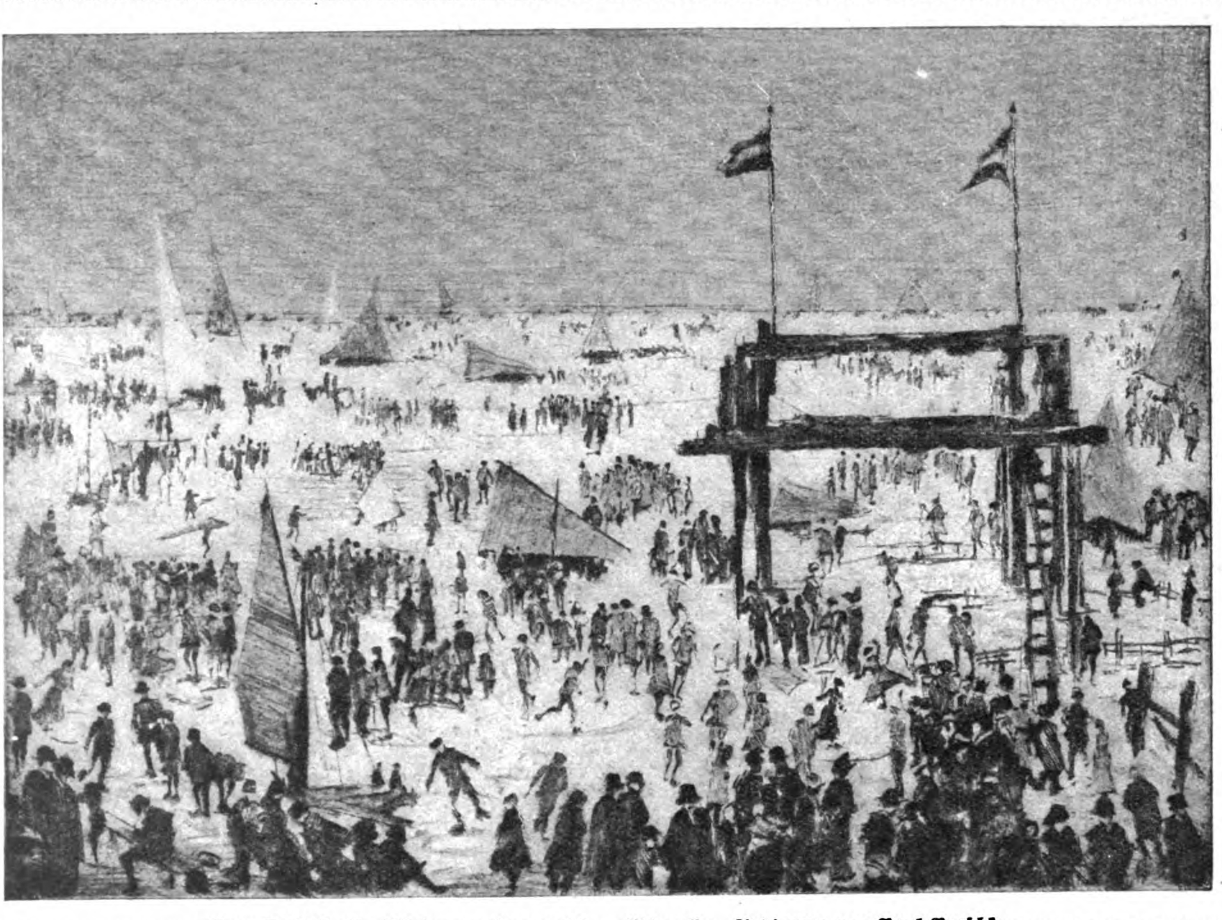
Das alte Männchen Moritz räumte nach einer Weile mit fliegenden und doch unablässig zaudernden Händen ab und brachte darauf eine mächtige Schüssel voll brauner duftender Pfannkuchen herein, deren mürbe, zart durchfettete Haut mit blitzendem Zucker bestreut war, dabei sah es den Gast wieder ängstlich prüfend an; doch der nickte ihm gemütlich zu: keine Angst, alter Bursche, so leicht sind wir nicht klein zu kriegen! Aber die Pfannkuchen kamen gerade recht, die allein hatten noch gefehlt. Lustig Alterchen, sollst auch dein gut Teil davon abhaben! Und er wollte ihm gleich im voraus ein paar davon abgeben, doch der Alte wagte sie nicht anzunehmen, obwohl ihm der Mund voll Wassers stand und seine Kinnbacken krampfhaft wackelten.

Die hohe, pechschwarze Uhr im Zimmerwinkel, deren Kastengehäuse wie ein Besenschrank aussah, schlug derweil dumpf und hohl mit bösem Rascheln und Schnarren zehn; dann elf. Herr Pfülf rauchte prächtige Zigarren, und die schöne Wittib, deren Augen schon starr und feucht wurden und deren Unterlippe mitunter seltsam zitterte, rückte näher an ihn heran, rieb die nackte Schulter an seinem Ärmel, neigte sich gell lachend zu ihm, daß der weiße Busen ihm ins Auge stach, und was der teuflischen Weibskünste mehr waren; aber Herr Pfülf hatte jetzt wenig Sinn dafür; noch schmeckte es ihm, und es sollte ihm noch ein gutes Weilchen recht angenehm schmecken! Denn nun war man schon lange beim rosaroten Punsch, der mild und glatt wie Öl und stärker, süßer und würziger als der allerfeinste Champagner war.

Indes er beschloß, nun doch bedachtsamer und vorsichtiger zu Wege zu gehen, denn es war ihm eben gewesen, als hätte ihn der Hauch einer giftigen Gefahr angeblasen; im übrigen meinte er, daß man von einem Rausch wenig oder gar nichts habe, bloß Schlimmes. Ja, er dachte rasch dazwischen wieder einmal an das erquickend ziervolle Mädchen Himmelstoß. Er wollte auf seiner Hut sein. Der Ruf der Katze klang ihm in der Erinnerung wieder im Ohr und die flehentliche Mahnung des alten Herrchens.

Eine Weile später brachte der alte Moritz eine frisch gefüllte gläserne Punschterrine ins Zimmer geschleppt, doch er stolperte dabei mitten auf seinem Wege über seine eignen Beine und fiel hin, so daß der Humpen in tausend Scherben ging; da zischte und pfauchte die Frau nun selbst wie eine Katze los, Pfülf aber lief hin, hob den Alten behutsam auf — „nicht mehr trinken, retten Sie uns!“ flüsterte jener verzweifelt, als ächzte er bloß weinerlich über den bösen Fall. Die Dame hatte nichts gehört, jedoch sie schrie mißtrauisch: „Hinaus! Hinaus, du Lump!“, fuhrwerkte selbst in die Küche, brachte einen mächtigen Besen herein und stob damit alles zur Tür hinaus.

Auf ihrem Platz aber, als sie für eine Minute hinausgefegt war, stand halb versteckt zwischen Gläsern und Tellern ein feines Silberdöschen; der Maler hatte im



Neue Griffelkunst: Wintervergnügen auf dem Müggelsee. Radierung von Paul Paeschke

Laufe des Abends schon ein [illegible] bemerkt, wie sie mit einem Puderquästchen hineingefahren war, um sich zum Schein mit einer geschickten verstohlenen Bewegung die Nase zu betupfen, aber dabei hatte sie das wie Zucker aussehende Pulver bloß an ihre Lippen gebracht — aha! sollte die Scharmante nur deshalb so standfest gewesen sein und das Pülverchen für alle Fälle als ein gutes heilsames Zaubermittel genützt haben?

Meister Pfülf kostete schnell einmal, br! br! es schmeckte scharf wie Salz — o tüchtig und wunderbar, das machte ihm im Nu die Seele frisch und die Kehle zum Staunen trocken, und flugs schüttete er den Inhalt in seine Westentasche und füllte das Döslein der Witwe aus dem Salzfaß auf dem Tische.

Da fuhr die Dame Dusedey schon wieder herein. Draußen hatte es inzwischen ein mächtiges Rumoren und Poltern gegeben, als regnete es Püffe und Schläge, das Greislein hatte jämmerlich geklagt und schien doch in seinem Schmerz wie rebellisch geworden zu sein; das Kätzlein hatte mit schrillen Tönen geschrien und wild an der Tür gekratzt, und in allem hatte es geklungen: Hilfe, Hilfe, hilf uns!

Aber schon fegte die Witwe wieder herein, hochrot vor Zorn und Eifer, einen neuen dampfenden Punschnapf höchsteigen zwischen den Händen tragend, mit noch spitzerer Nase und spitzerem Kinn, mit stechenden Augen, die rot gerandet waren, denn die Hitze und Wut hatte die Schminke überall abgeschmolzen. Die Uhr aber dröhnte halb zwölf.

Da lächelte sie holdselig. „Ich weiß nicht, was das Pack heute hat! Es ist sonst ganz manierlich, war immer manierlich — und nun gerade am Silvester ...!“

„Es muß an mir liegen, Madam Dusedey. Zu mir gewinnen Mensch und Tier oft ein leichtfertiges Zutrauen; — aber vielleicht sehe ich auch bloß manches, was andere niemals sehen würden! Was haben sie Ihnen getan? Mich stören sie nicht. Also trinken wir.“

„Ja!“ sagte sie hastig nach einem messerscharfen, bösen, mißtrauischen Blick und setzte sich wieder dicht neben ihn, goß ein, hob das Glas, fächelte mit dem nackten weißen Arm vor seinen Augen hin und her, legte die Hand auf seine Schulter, schmiegte den Busen dagegen; doch Meister Pfülf fuhr vorsichtig noch zwei- oder dreimal mit Daumen und Zeigefinger in seine Westentasche, hustete fein hinter der Serviette und schluckte verstohlen grinsend das scharfe Salz — prächtig, prächtig!

Und nun begann erst ein heiteres, flottes, lustiges Pokulieren. Glas um Glas wurde unter Scherzen gefüllt, sie taten es beide abwechselnd, die Dame kreischte vor Vergnügen und leidenschaftlicher Spannung, sah manchmal hastig, gierig und starr nach dem Weiser an der schwarzen Kastenuhr, griff nach ihrem Döschen mit der Puderquaste und strich ganz offenkundig damit unter der unheimlich zugespitzten Nase hin, die bereits krumm wie ein Papageienschnabel über das harte, schmale Maul hing, dabei schluckte sie krampfhaft das brave Küchensalz.

So trank sie, lallte, lachte, kreischte und schrie, ihre roten Augen tränten, ihre Lippen zitterten und feuchteten sich; an der verschlossenen Tür miaute und kratzte es wieder und krächzte sehnlichst warnend das Greislein, da warf sie mit Gläsern, Flaschen, Messern, Löffeln und Schüsseln krachend dagegen, sprang auf, taumelte, tanzte, hob den Rock und stand mit einem Male kerzenstill und stierte auf die Uhr, der Weiser stand ein paar Sekunden vor zwölf; da drehte sie sich mit einem gellenden Kreischen um sich selbst, warf sich im nächsten Augenblick dem höchlichst erstaunten und gespannten, aber sonst völlig lebensfrischen und knochennüchternen Maler auf den Schoß, umschlang ihn rasend mit den Armen und wollte die Lippen mit einem inbrünstigen Ächzen auf seinen Mund pressen. Aber die zwei dünnen, hölzern harten Lippen schienen Herrn Pfülf schon lange nicht mehr verlockend, und auch die Arme und Schultern und der Busen der Dame waren in der letzten halben Stunde erschrecklich hart und schlaff geworden. Er sprang auf, lachte und schüttelte die liebesselige Megäre ab. Das wäre ein übler Tausch gegen die blonde allerholdeste Dorette Himmelstößin!

„Das ist schlecht gespaßt, Gnädigste!“ rief er grob.

Aber die Alte kreischte und tanzte und tobte und warf sich ihm mit verzweifelter Hast und Kraft von neuem entgegen, so daß er sich mit beiden Händen derb und tapfer wehren mußte; an der Tür scharrte und miaute es lauter, Greisenhände rüttelten rebellisch, und des Männchens Stimme schrillte wütend.

Da überstürzte die Frau ihren geharnischten Gast mit Schmäh- und Schimpfreden, sprang mit krallenden Nägeln an ihm hoch, ihr schönes Kleid war zerfetzt, ihre kostbaren Ringe, Spangen, Broschen, Armbänder und Ketten klirrten Stück für Stück in die Stube, das Haar hing ihr wirr und strähnig ins Gesicht: da schleuderte er sie in einem guten Augenblick mit handfestem Griff in die Ecke, wo der Besen stand so daß sie dort

wie eine Raſende ziſchend und geifernd zuſammenfiel.

„Verzeihen Sie, ſchöne Frau. Das iſt nicht höflich von mir nach der guten Bewirtung! Aber die Sache hat nun doch ein etwas anderes Geſicht bekommen, wie mir ſcheint — was iſt denn los da draußen in drei Teufels Namen?“ Er wollte zur Tür gehen, um ſie zu öffnen; aber im ſelben Augenblick ſchlug es mächtig dröhnend und raſſelnd zwölf in der Uhr, alle Türen ſprangen auf, als führe eine neue, reine, gewaltſame Luft ins Zimmer, das Greislein tanzte auf müden, zitternden Beinchen wie verrückt, die ſchwarze Katze ſchoß irr vor Freude herein und jagte unabläſſig in großen, gebuckelten Sprüngen über Stühle, über den Tiſch, über Teller, Flaſchen und Schüſſeln, um den Maler, um das Greislein herum und pfauchte dazwiſchen immer einmal wütend in die Ecke, dorthin, wo die Witwe Duſedey wie ein Häuflein Elend lag und tobend ächzte, denn ſie war mit dem Stundenſchlag ein häßliches, altes, ekles Weib mit gelben Zähnen, Triefaugen, wüſtem grauem Haar und Krallenhänden geworden.

„Bindet ſie!“ kreiſchte der Alte, und die Katze ſtürmte hinaus und kam ſogleich mit einem mit Bocksſalbe beſchmierten Strick im Maul aus der Geheimkammer der Duſedey zurück, den ſie hinter ſich herſchleifte.

„Bindet ſie! Bis eine Stunde nach Mitternacht iſt ſie machtlos!“ Da banden ſie die Pfauchende und Zappelnde. Sie war jämmerlich dünn, Arme und Beine wie Stöcke. „Wie ſich der Menſch doch verändern kann!“ brummte der Maler faſt mitleidig und bekam wieder Durſt von dem Schrecken und der Anſtrengung. Auch das Greislein knickte erſchöpft auf einem Stuhle zuſammen, nun, da der böſe Feind machtlos war, und die Katze rieb ſich und ſchnurrte an Pfülfs Beinen.

„Na, was iſt denn eigentlich hier bei euch los, alter Herr? Das ſind ja merkwürdige Geſchichten! Was iſt das für eine alte Dame? Und was ſtellt ihr ſelber vor, Sie und die Katze, Alterchen? Ihr ſcheint mir auch nicht ganz geheuer hinter eurer biederen Faſſade, he?“

„Eine Hexe, Herr. Eine Spreehexe,“ ächzte der Alte.

„Potztauſend!“

„Muß an jedem Silveſter einem jungen friſchen, hübſchen Mann, der bloß ſanft angehext ſein darf und ihr vor allem aus eigner Dummheit und freiwilliger Gier auf den Leim kriecht, das gute warme Menſchenblut aus den Lippen ſaugen — bis er ſo ausſieht wie ich.“

„— der Tauſend —!“

„Dann blüht ſie wieder auf, Herr, wird ſelbſt wieder jung und darf noch ein Jahr hier bleiben! Das tut die Brut gern, Herr, hier quält und ſchlägt ſie kein Satan. Und ſie iſt gern jung und hübſch und begehrt, und die friſchen Männerlippen ſchmecken den Beſtien wie Zucker! Den meiſten von ihnen iſt der Boden freilich ſchon zu heiß geworden, die Welt iſt zu aufgeklärt, lieber Herr — das iſt die letzte!“

„Nicht die Möglichkeit, Moritz!“

„Im vorigen Jahr war ich dran, glauben Sie's, Herr! Und wenn der nächſte da iſt, und das wären Sie geweſen mit Verlaub, — dann läßt ſie einen mit dem bißchen Blut, das ſie einem übriggelaſſen hat, für alle guten Dienſte gleich darauf ſchnellſtens verhungern! Es ſind ſchon viele draufgegangen, Herr.“

„Ja — ja — der Tauſend!“

„Wir Eſel ſind ihr alle ins Garn gelaufen, haben uns betimpeln und betrunken machen laſſen und auf kein Zeichen und Seufzen der anderen gehört; bloß Sie, Herr —“

„Ja — wir Maler ſind ſchon ſo; natürlich nicht alle, und ein großer Durſt iſt manchmal auch was wert. Und die Katze?“

„Auch verhext. Muß draußen ſpringen und kochen.“

„Der Tauſend!“

„Iſt ein flottes Mädchen, das ſie ſich alle Jahre friſch von ihrer Neumondsfahrt im Mai mitbringt, dann wird die frühere Schwarze geſchlachtet und aus ihren Knochen macht ſie ein Salz — ein Salz — —“

„Poi! poi!“ rief Meiſter Pfülf und ſpuckte ein bißchen aus. „Du Satansweib!“ drohte er in die Ecke.

„Mir iſt ſchwach, Herr. Es war ein bißchen viel in dem Jahr,“ klagte der Alte leiſe. Da führte ihn der Maler mit linder Sorgfalt an den Tiſch, goß ihm ein großes Glas Punſch ein. „Das iſt gut, alter Herr. Und hier iſt Braten, und hier ſind Pfannkuchen; nun eſſen Sie, trinken Sie; dann wird es ſchon noch 'ne Weile gehen. Wie alt ſind Sie eigentlich?“

„Sechsundzwanzig.“

„I Gott bewahre! Das Teufelsweib!“ Und das Alterchen begann gierig zu ſaugen und zu eſſen und dann wieder zu trinken, daß ſeine hohlen Backen ſacht rot wurden.

„Laß mich los!“ wimmerte die Hexe.

„Kein Gedanke. Hier muß noch manches klargeſtellt werden. Tut mir leid, ſchöne Frau. Hexen und Menſchen, das paßt nun mal nicht.“

„Laßt mich los.“

„Mit dem Bocksgarn gebunden ist sie machtlos," sagte der Alte kauend. „Dann kann sie nach der Mitternachtsstunde auch nicht auf ihrem Besen zu ihrer Brut reiten — muß hier bleiben und kommt vors Kriminal —"

„Laßt mich los!"

„Zuerst, was wird mit der Schwarzen, Madam?"

„Ist frei, wenn ihr mich loslaßt! Und alles gehört dir, Geld und Gold und Zigarren und Wein und Champagner!"

„Nicht übel. Aber Hexengut —?"

„Wird Menschengut! Laßt mich los! Du kannst malen und malen und kannst dein süßes, zahmes Himmelstoßlamm heiraten und kannst den alten Moritz in den Laden setzen und die schwarze Liese —"

Die Katze miaute jämmerlich und strich flehend um Pfülfs Beine, und der alte Moritz hatte bereits blanke Äuglein, gluck, gluck machte er in dem Glase, und hatte gerötete, fast schon straffere Backen. „Greifen Sie zu, Herr! Sie muß tun, was Sie wollen. Aber schriftlich, mit dem stärksten Hexenzeichen, das es gibt! Schließlich kann der Mensch wieder jung werden bei guter Kost und wenig Arbeit und wieder zu Blut und Kräften kommen, gluck, gluck!" Und er sog wieder mit kleinen gierigen Schlückchen an dem Glase.

Pfülf zog sich grübelnd am Ohr. Malen, das wäre nicht übel; ob man dazu das Geld einer Hexe oder das eines fetten dummen Esels und — hehe — Kunstkäufers nahm hmm — das war toutegal, der hatte sich's auch oft auf sehr merkwürdige Weise zusammengescharrt! Und Dorette — Dorette — das wäre erst recht nicht übel und brachte alle Grundsätze ins Wackeln. Eine gute Verwendung entsühnt allen faulen Zauber. Und die andern beiden da — die arme verhexte Schwarze —

Die Katze schnurrte unablässig wimmernd mit ganz hohem Buckel und steilem Schwanz.

Und da wurde Herr Pfülf vor allem neugierig darauf, was in der Schwarzen stecke.

„Laßt mich los."

„Schriftlich," sagte das Greislein mit roten Backen und kaute. Er sah schon fast um zehn Jahre jünger aus.

„Gebt Feder und Papier."

Die Schwarze flog auf ihren Samtpfoten davon und brachte pfeilgeschwind nacheinander das Verlangte heran.

Da schrieb die Hexe mit fürchterlichem Kratzen auf dem Fußboden, sprach den Zauber darüber, der Schimpf und Schande und alles Vergangene wegnahm und auslöschte, so daß niemand draußen mehr wußte, was früher gewesen. Dann zischte die Alte drei Worte gegen die schwarze Katze. Und da stand sogleich ein nettes, pralles, schwarzes Ding da, fiel Herrn Pfülf um den Hals und lachte und weinte, daß selbst Herr Moritz, der jetzt schon ganz stattlich aussah, das Essen und Trinken vergaß.

„Na, seid so gut, Kinder," sagte Herr Pfülf gemütlich. „Ich bin schon gehörig verliebt. Das genügt mir."

„Laßt mich los!"

„Wort gegen Wort," sagte Herr Pfülf, nahm ein mächtiges Bratenmesser vom Tisch und säbelte den Strick an drei Stellen durch. Da gab es ein Zischen, Pfauchen, Kreischen und Kratzen, und im nächsten Augenblick sauste die alte Dame in die Küche hinaus; Herdringe prasselten herab; die Drei stürzten ihr nach, aber da fuhr die Wittib schon mit gelbem Schwefelschein und -gestank zur Esse hinaus und war für immer verschwunden.

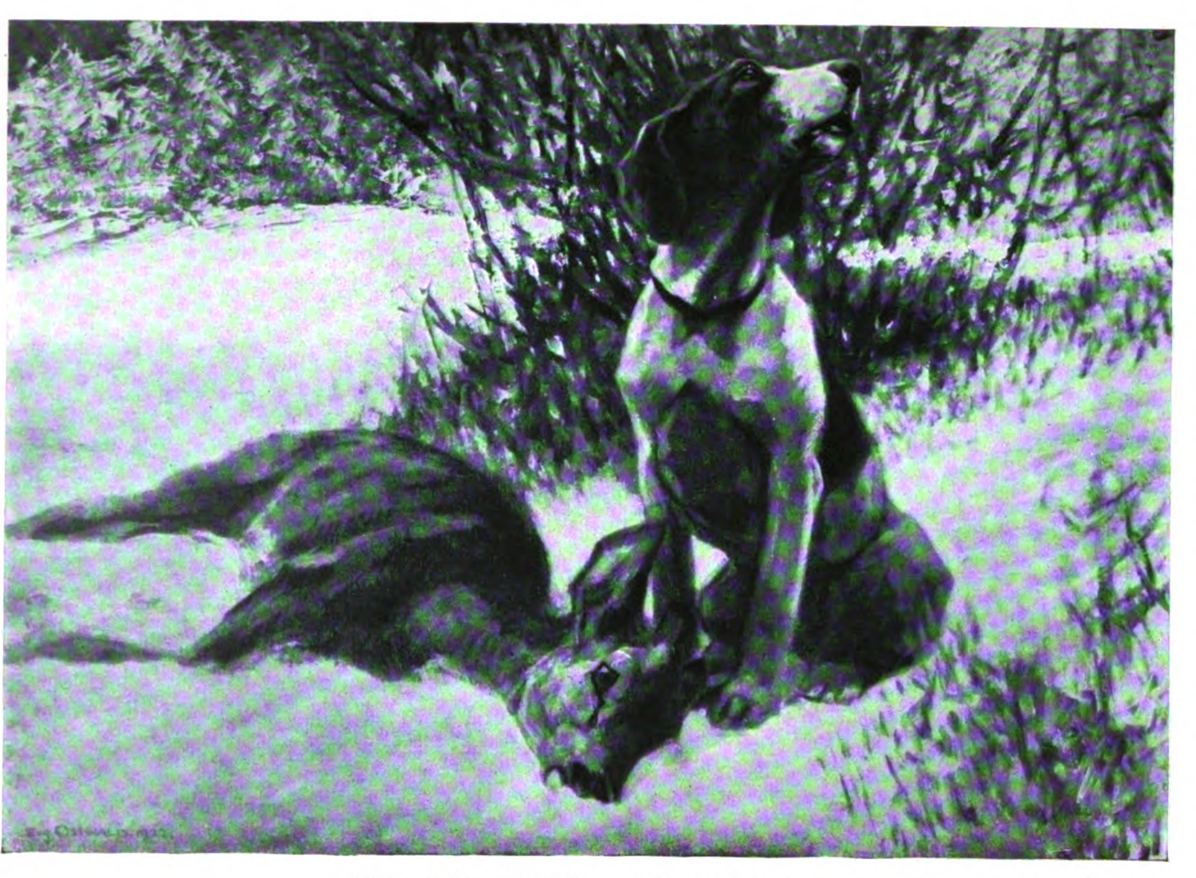
Draußen aber dröhnten die Glocken, sangen und schrien die Menschen und schossen dazu Freudenraketen und Knallfrösche ab.

Da hob auch das Alterchen, das gar kein Greislein mehr war, sondern wie ein ziemlich einfältiger aber hübscher flotter Mann in den besten Jahren aussah, das Glas und stieß mit der schwarzen Liese an, die gleich wieder durchs Zimmer tanzte und trällerte, und Moritzchen trällerte und tänzelte weiß Gott ein Stück hinter ihr her.

Na ja! dachte Herr Pfülf behaglich. Dann zog er den kreischenden Rolladen hoch, ließ tief aufatmend die gute frische Knackekälte herein und bog den Kopf weit hinaus.

„Prost Neujahr, Herr Nachbar Pfülf!" riefen die Leute von unten und warfen die Mützen hoch, als wenn er Tag für Tag hier den Kopf hinaussteckte. „Prost Neujahr, Herr Moritz! Hurra, die schwarze Liese!" schrillten die Stimmen, als wenn auch diese beiden straßauf und -ab bekannt und beliebt wären. Auch Moritz steckte weit den Kopf hinaus und neben ihm Liese, und Moritz rieb sich die Augen — und starrte und starrte wieder auf das große grüne Blechschild, das seit Menschengedenken hier über die Straße hing und auf dem mit schwarzen Buchstaben geschrieben stand: ‚ff. Zigarren- und Tabakslager von Witwe Duseden', aber jetzt stand dahinter: ‚Nachfolger Moritz jr.' „— i das ist die wahre Hexerei!" sagte Moritz und zwickte sich, fuhr mit dem Kopf wieder hinaus, aber es war immer noch auf dem Blech zu lesen. „Herr, bin ich betrunken?"

„Ein wenig, guter Moritz, sagen wir vom Glück. Prost Neujahr, ihr lieben Leute da unten, Nachbar Gudelack und Meister Reh-



Totverbellt. Gemälde von Eugen Oßwald
(München, Kunstausstellung im Glaspalast 1922)

wisch und Madam Zibbedoll — —!" und er griff in die Tasche, die voll harter, neuer Taler und Goldstücke war, und warf ein paar Händevoll hinunter, daß es lustig auf dem Pflaster klingelte; und dann warf er Pfannkuchen hinunter, Datteln und Feigen und Mandeln und Rosinen und wieder ein paar Händevoll Taler und Goldstücke, immer noch ein paar Händevoll Taler und Goldstücke, es kam ihm weiß Gott nicht darauf an.

„Hoch, hoch, der reiche Nachbar Pfülf!" schrien die Leute, warfen die Mützen und Hüte bis zum Fenster hinauf, und die Frauen spannten die Schürzen auf und sammelten den leckern und blanken Reichtum von der Erde, und Herr Pfülf stand am Fenster, lächelte huldvoll und machte ein Doppelkinn.

„Ja — ha — a —," sagte er dann und gähnte mächtig, wie nur ein reicher Mann gähnen kann, und hob dabei die Hand nur gerade bis zum Kinn. „Nun wollen wir schlafen gehen, Kinder. Das war ein lustiger, anstrengender Abend. Wo ist mein Bett, Moritz? Ich hoffe, es ist gut geheizt in meinem Schlafzimmer."

Liese knickste. „Alles in Ordnung, gnädiger Herr. Auch eine Wärmflasche liegt drin."

„Gutes Kind," sagte Herr Pfülf wahrhaft gnädig und kniff sie in die prallen Backen, so daß Herr Moritz ein spitzes, eifersüchtiges Gesicht bekam; er sah jetzt wirklich schon fast wie sechsundzwanzig aus, hatte einen flotten, blonden Friseurgehilfenschnurrbart und dichte, hochstehende blonde Haare über porzellanblauen treuen und etwas dämlichen Augen. Aber Herr Pfülf wunderte sich über nichts. Er klimperte mit den Talern und Goldstücken in der Tasche und gab auch Moritz ein paar Händevoll.

„Denn man fix, Kinder. Ich bin höllisch müde. Gute Ruh," winkte er und ging, bedächtig so wie vornehme reiche Leute zu gehen pflegen, von Liese geleitet, in das Schlafzimmer, allwo ein herrliches Himmelbett seiner wartete. Die weiche, seidene Steppdecke war zurückgeschlagen, ein feines, gesticktes Nachthemd lag bereit, und unterm Bett standen ein Paar große Filzpantoffeln mit blauen, zierlichen Seidenpuscheln. Liese knickste. Herr Pfülf patschte ihr nochmal freundlich die Backen, klimperte noch ein bißchen mit den Silberlingen und Goldfüchsen in der Tasche, schenkte auch ihr drei Händevoll davon und sank dann tief seufzend in die weichen, duftenden Kissen. „Ja — haaa" gähnte er, dies war ein sehr behagliches Schlummerkissen ...

‚Morgen,' so dachte er noch, während ihm schon die Augen zusanken ... ‚morgen würde er sich einen neuen Zylinder aufsetzen und ein Paar Lackschuhe und einen Pelz anziehen, er war sicher, daß das alles da drüben in dem großen, blanken Spiegelscheibenschrank hing, und würde so gegen Mittag Herrn Himmelstoß in der Neuen Roßstraße einen Besuch abstatten. Er würde vorher einen mächtigen Strauß Rosen und Nelken kaufen, sich eine Droschke nehmen und sie unten warten lassen, und würde sich dann vor den kleinen Herrn Ferdinand Himmelstoß hinstellen, auf dessen fest mit den Nasenlöchern auf dem Bart liegende Nase niedersehen und in der Tasche mit den Talern klimpern.' „Na, Herr Himmelstoß, wie ist die Sache nun? Ich bin ein gemachter Mann und nun bald ein berühmter Maler. Geld spielt keine Rolle, und dann kommt der Ruhm von selber." Und dann würde die Tür leise aufgehen, und die ziervolle, allerreizendste Himmelstößin mit den möwengrauen Augen würde erschrocken und wie müde vor Glück die Arme herabhängen lassen und nur leise sagen: „Ach Hans." Und Herr Himmelstoß würde fett durch die Nase atmen, als hätte er eben wieder eine Kaviarsemmel gegessen: „Na, wenn es so ist, Kinder — in Gottes Namen!"

Ja — haa, gähnte Herr Pfülf noch einmal aus tiefstem Herzensgrunde, schloß mit einem Lächeln ganz fest die Augen und schlief traumlos wie ein Mann, der ein gutes Werk getan und einen guten Vorsatz im Sinn hat, bis in den hellen Morgen.

⁂ ⁂ ⁂

Also flog vor rund vierzig Jahren die letzte Spreehexe auf einem Strohwisch aus Berlin heraus. Es war eine verruchte Zunft, und früher sollen sie es noch viel toller mit den hübschen jungen, unbewehrten Männern getrieben haben. Daß die Geschichte buchstäblich wahr ist, habe ich bereits versichert. Ich bin selbst als Junge oft in der kleinen krummen Gasse gewesen, mein Stiefvater hatte eine Fabrik in der Nähe an der Spree, und von dort bis zum Laden der Witwe Duseden war es nicht viel mehr als ein Katzensprung. Die Straße, und ich glaube auch der Laden, sind heute noch da, freilich sind die Leutchen von damals, auch leider Herr Moritz und Madam Liese, inzwischen alle sanft gestorben. Vor allem aber hat mir Meister Pfülf, der gottlob noch außerordentlich frisch und kregel ist, selbst die Geschichte genau so, wie ich sie aufgeschrieben habe, erzählt, allerdings erst später einmal, vor gar nicht langer Zeit, sagen wir, vor kurzem; er ist zehn und mehr Jahre älter als ich, und damals, als die Geschichte

passierte, habe ich ihn noch nicht gekannt, obwohl wir in den alten Gassen sicherlich oft aneinander vorüberspaziert sind. Er ist inzwischen wirklich ein berühmter Meister geworden, dessen Bilder in allen Galerien hängen; jedermann kennt seinen Namen, wenn er auch nicht ganz genau so wie Pfülf klingt, er hat mich selbst aus naheliegenden Gründen um diese zarte Verschleierung gebeten. Er hat mir also die Geschichte bei einem guten Tropfen erzählt, er versteht vorzüglich und behaglich zu erzählen; ein wenig störend ist es, daß dabei sein linkes Auge leicht in ein rasches Zwinkern gerät, das gerade seine ernsthaftesten Sätze begleitet, und das steckt, wie jeder erfahrene Psycholog weiß, auch den andern manchmal an. Dorette Pfülf, geborene Himmelstoß, saß, als er erzählte, dabei und verzog keine Miene; zuckte bloß ungnädig mit den Brauen, wenn einmal etwas despektierlich vom Papa Himmelstoß die Rede war; die hat er nach schmerzlichem Hangen natürlich geheiratet. Herr Himmelstoß selbst freilich ist lange tot und kann keine Kaviarsemmel mehr essen. Als Meister Pfülf dann am Ende seiner Geschichte angelangt war, fragte ich ihn: „Na, Pfülf, und wo sind jetzt die Millionen der Witwe Duseden?“

„Ja, ja,“ sagte er; „soviel war es denn schließlich doch nicht. Ich hatte eben auch ein bißchen viel zum Fenster hinausgeworfen, wissen Sie ... Und Moritz mußte auch sein Teil abhaben. Wir mußten schließlich noch ein Weilchen warten, Dorette hier und ich, ehe Vater Himmelstoß seinen Segen dazu gab ... Aber wie dem auch war und gewesen ist, lieber Freund — eines — eines ist mir unvergeßlich geblieben —: ich habe niemals wieder so guten alten Korn zu kosten bekommen, wie ich ihn an jenem Abend bei meinem Freund, dem Budiker Panse, Ecke Wallstraße, getrunken habe; jedenfalls hat mir keiner je wieder so stark geschmeckt — eine wahre Labe nach der knatternden Kälte, ein Teufelszeug! Ich saß auf dem alten Roßhaarsofa mit der tiefen Kute unter der singenden Gaslampe und rauchte eine Zigarre dazu ... Ja, das machte angenehm schwer und müde.“

Und er zwinkerte mit dem linken Auge, so daß auch Dorette die geborene Himmelstößin und ich wieder mal mitzwinkern mußten.

Brandenburg. Von Max Bittrich

Ach, füllt euern Becher bis zum Rand:
Auch ich bin über die Wolken gestiegen,
Durfte jubelnd durch Meere fliegen —
Von Brandenburg aber läßt nicht die Hand.

Brandenburg: Kampf mit Dürre und Sumpf,
Treue endlos betreutem Staube,
Endlichem Sieg ein heiliger Glaube
Bei Schlot und verkrampftem Kiefernstumpf.

Gebeugte Stirn über glühendem Sand,
Bis harzige Stämme im Abend flammen —
Doch bricht ihr im Dunkel alles zusammen,
Hebt sie sich stolzer zum Sternenland.

Feuerblume am Schienenstrang
War meine Seele in jungen Tagen;
Mitgerissen von wildem Jagen
Liegt sie in Fernen heimwehkrank.

Hinter laulich-samtenem Sein
Sucht sie nach knisternden Himmelszeichen,
Möchte sich wieder stählendem, reichen
Kampf mit ererbter Scholle weih'n.

Fort eure Becher! Aus kühlem Krug
Will ich tiefste Genesung trinken,
Wo mir Kartoffelfeuer winken,
Krückstock Wasser aus Wüste schlug!

Stoppelfeld bis zum Himmelsrand,
Sumpf und Heidesand und Lupinen,
Fleißige Faust an flinken Maschinen, —
Brandenburg hier, auch meine Hand!



Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Die Wiedergeburt des Naturalismus — Klassisches und romantisches Theater — Modernes Theater — Unterhaltungsbühne und Geschäftliches

Die Wiedergeburt des Naturalismus



Man hatte mit Keulen auf ihn eingeschlagen. Man hatte ihm vorgeworfen, er sei ein geistloser Abschreiber ohne Gefühl und ohne Herz. Man hatte behauptet, er könne das eigentliche Leben so wenig erfassen wie ein sezierender Arzt die Seele. Und nun ist er auf einmal wieder springlebendig. Naturalistische Werke, die, seit vielen Jahren vernachlässigt, sich noch vor kurzem auf keiner Bühne hätten sehen lassen dürfen, wirken frischer und gegenwärtiger als die einen verschwommenen Idealismus predigenden Schöpfungen der Jugend. Es ist an der Zeit, daß das Lessing-Theater den über seiner Bühne angebrachten und seit langem verhüllten Spruch seines Schutzpatrons wiedersehen und lesen läßt: „Kunst und Natur sei eines nur."

Diese Wendung des Geschmacks, die sich im verflossenen Winter bereits angezeigt hat, bedeutet nicht nur eine Reaktion. Spielleiter und Schauspieler, Theatermaler und Beleuchtungskünstler haben von der expressionistischen Mode doch den einen Segen gehabt, daß sie mit leidenschaftlichem Bemühen um den seelischen Kern der Dichtung ringen. Das taten auch Brahm und Reinhardt in ihren guten Zeiten, genau so wie die Meininger oder Heinrich Laube. Aber jeder Stil läuft mit dem Altern Gefahr, Manie zu werden, und selbst eine vergängliche Mode hat manchmal die Kraft, eine ermüdete und vertrocknete Kunst zu beleben und zu erfrischen.

So freut man sich, Altes mit neuen Augen anzusehen, und es hängt gewiß nicht nur mit Hauptmanns sechzigstem Geburtstag zusammen, wenn seine Werke bei der Wiedergeburt des Naturalismus erneut in den Vordergrund rücken. Was uns früher an ihnen entzückte und manchen von den Alten der neunziger Jahre abstieß, das war die strichsichere Schilderung der Welt, in die der Dichter seine Gestalten versetzte. Dann sank ein Weilchen diese Kunst in der Achtung. Jetzt haben wir alle erfahren, daß es nur der Schöpferhand eines Meisters gelingt, Menschen zu bilden, nicht dem aufgeregten



Kraußneck und Steinrück in Goltz': ‚Vater und Sohn'
Lessing-Theater

Gestammel lyrischer Halbtalente. Im Neuen Volkstheater, an derselben Stelle, die noch im vorigen Winter dazu verurteilt schien, eine unfruchtbare Nachlese des Expressionismus zu halten, sahen wir Hauptmanns „Michael Kramer“ mit Paul Bildt in der Titelrolle. Dieser begabte Schauspieler ist auch ein beachtenswerter Regisseur, denn ihm gelingt in dem häßlichen Theater in der Köpenicker Straße, was seinen berühmteren Kollegen an ansehnlicheren Bühnen immer seltener glückt: er schult sich eine verläßliche Truppe. So hinterließ seine „Kramer“-Aufführung einen einheitlicheren Eindruck als die des „Biberpelzes“ im Lessing-Theater, der ehedem klassischen Hauptmann-Bühne. Hier hatte Emil Lind für die Mutter Wolff Hansi Niese, für den Wehrhahn Emil Jannings zur Verfügung. Von der alten Garde Brahms stand noch Gustav Rickelt als Rentier Krüger so sicher wie ehedem auf den Brettern, und unter den übrigen Mitwirkenden war niemand, der nicht für sich allein betrachtet beifallswürdig gewesen wäre. Man täte auch unrecht, gegen die Niese Else Lehmann, gegen Jannings den unvergeßlichen Sauer auszuspielen. Kein Zweifel: die Lehmann war norddeutsch-echter als die schon in der Mundart zwischen Schlesisch, Sächsisch und Wienerisch schwankende Niese, und die scharfgezeichnete und an witzigen Einfällen überreiche Simplizissimusfigur von Jannings konnte sich in menschlicher Wärme nicht mit Sauer messen. Aber wer wollte leugnen, daß beide Leistungen voll Kraft und Leben waren! Und dennoch fehlte der Aufführung der einheitliche Schwung. Man verweilte mit übertriebener Liebe bei den niederländischen Einzelheiten der Dichtung und unterstrich durch Dehnungen und Sperrungen, daß dieses Meisterlustspiel unsers deutschen Theaters eigentlich kein technisches Meisterstück ist, sondern mit all seinen Vorzügen unserm künstlerischen Erbfehler verfällt: dem Mangel an einer geschlossenen Form.



Else Eckersberg in Franks „Henne im Korb“. Komödienhaus. Zeichnung von Godal

Einer ähnlichen gefahrvollen Dehnung wie der „Biberpelz“ unterlag an der Schwesterbühne des Lessing-Theaters, im Deutschen Künstlertheater, Schnitzlers „Liebelei“. Auch dieses Stück, das, mit Hartlebens „Lore“ gekoppelt, ehrlichen Beifall fand, verdankt seine Neuaufführung dem wieder gesellschaftsfähig gewordenen Geschmack an Bildern aus dem wirklichen Leben, ja sogar am Genre im alten und lange verpönten Sinn. Der Theaterbesucher hatte die Freude, die ihrer künstlerischen Vollendung herrlich entgegenblühende Käthe Dorsch gleich zweimal an einem Abend bewundern zu können, in einer wienerischen und in einer berlinischen Rolle, als Sentimentale und als Soubrette. Wenn man bei einer Künstlerin ihres Ranges abwägen darf, so wird man

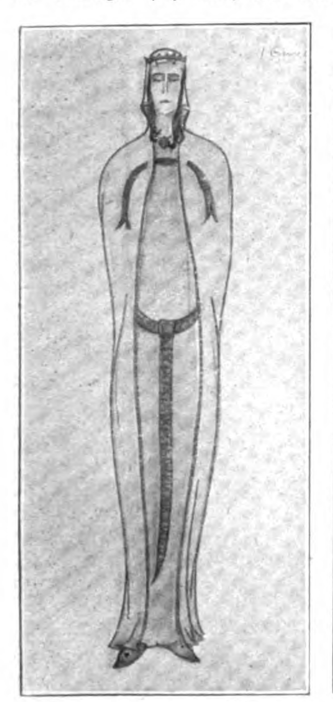


Vicki Werkmeister in Stuckens „Hochzeit Adrian Browers“ Staatliches Schauspielhaus Zeichnung von Godal

sagen, daß ihr an diesem Abend der Berliner Humor noch besser lag als die Wiener Tragik, die auch in ihrer Verkörperung ein wenig ans Süßliche streifte.

Der alte Bannerträger des Naturalismus auf unserm Theater war Ibsen. Auch er kam wieder zu Wort. Das Deutsche Theater gab sein frühes Lustspiel „Der Bund der Jugend". Diese von Bernhard Reich geleitete Aufführung zählt zum Besten, was man augenblicklich in Berlin sehen kann. Mit sorgsamer Liebe ist die Kleinstadtwelt gezeichnet worden. Wunderliche Zylinder und seltsame Bratenröcke, zerknitterte Werktagsanzüge und helle Mädchenkleider erfreuen das Auge und erfüllen das Herz mit dem dankbaren Gefühl der Gemütlichkeit. Ein Männerquartett mit einem prachtvollen ersten Tenor singt mit knödeliger Feierlichkeit: „Wie ein stolzer Adler schwingt sich auf mein Lied." Junge Mädchen schwärmen durch den maifrischen Buchenwald: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen." Aber so wirkungsvoll diese in bester Reinhardtscher Überlieferung stehenden Einzelheiten sein mögen: sie sind nebensächlich gegenüber den schauspielerischen Leistungen. Werner Krauß gibt den Rechtsanwalt Stensgard, den zungenfertigen Phrasendrescher und pfauenhaften Gecken, und dank seiner Gestaltung wurden die Gegenwartswerte der Satire für eine an Redensarten und Schlagworten erstickende Zeit ins hellste Licht gerückt. Krauß trug nicht bloß das Kostüm der sechziger Jahre; er bewegte sich auch wie ein Stutzer jener Zeit, und wenn er, den Zylinder in der Hand, den einen Arm in die Hüfte gestützt, den einen Fuß zierlich vor den andern gestellt, in tändelndem Gespräch mit der reizenden Kammerherrntochter Thora (Hermine Sterler) stand, glaubte man, einen der eleganten Holzschnitte Gavarnis zu sehen. Als boshafter alter Daniel Hejre gab Max Gülstorff eine neue Probe seines reifen Humors, und wenn Margarethe Kupfer als drollige Madame Rundholmen genannt wird, ist die lange Reihe ausgezeichneter Leistungen noch keineswegs erschöpft.

Der Naturalismus ist auch noch heute zu neuen Leistungen fähig. Am Theater in der Kommandantenstraße, der ehemaligen Herrnfeldbühne, wo der Direktor Eugen Poell mit anerkennenswertem Bemühen vornehmlich lebende deutsche Dramatiker zu Worte kommen lassen will, wird die Komödie „Schlemihl" von Alexander Zinn gespielt, ein Stück, das die Theater-Zeitungswelt aus gründlicher Kenntnis schildert. Aber diese Treue ist nicht sein einziges Verdienst. Im Mittelpunkt der Handlung steht — schon etwas Erfreuliches — keine Liebesgeschichte, sondern ein Charakter, der Schlemihl, ein kleiner Nachtredakteur namens Salomon Mandelzweig. Unter einem Decknamen hat er ein Stück geschrieben, und ein von der Presse heftig befehdeter Theaterdirektor, der zufällig erfährt, über welche Beziehungen der Dichter verfügt, führt das Stück auf. Der Scheinerfolg überdauert den ersten Abend nicht. Mandelzweig sinkt auf seiner Illusion in







Figurinen von Hermann Krehan zu Grillparzers ‚Jüdin von Toledo'. Theater in der Königgrätzer Straße



Agnes Straub als Delila in Wedekinds ‚Simson‘
Deutsches Theater. Zeichnung von Godal

das graue Einerlei seines Berufs zurück, denn auch die stille Hoffnung des alternden Junggesellen auf die Liebe einer schönen Künstlerin erweist sich als eitel. Den Mandelzweig spielte Friedrich Lobe mit erschütternder Echtheit. Man wird diesen verschüchterten Menschen, der wie so viele Journalisten unter dem Fluch unschöpferischen Nachempfindens leidet, nie vergessen. Zinn selbst gehört der Presse an. Man fühlt: es ist erlebt, was hier gedichtet ist.

Klassisches und romantisches Theater

Auch heute noch sollte es zu den Aufgaben des aus öffentlichen Mitteln unterstützten Staatlichen Schauspielhauses gehören, vornehmlich unser großes klassisches Drama zu pflegen. Aber der Winter ist bereits ziemlich weit vorgeschritten, und es ist nichts Bemerkenswertes in dieser Hinsicht geschehen. Das ist schade, denn noch immer verfügt diese Bühne über reiche Mittel und vor allem über eine stattliche und festgefügte Truppe. Wäre es nicht eine künstlerische Tat, eine vaterländische Herzstärkung, wenn wir in dem Schinkelschen Bau den „Wallenstein“, die „Hermannsschlacht“, die „Nibelungen“ sehen könnten? Statt dessen werden wir zu einem Molière-Abend geladen, zum „George Dandin“, zum „Arzt wider Willen“. Unser Theater verhält sich gegen Molière spröde. Nur selten gelingt es, seine Komödien von ihrer Zeitgebundenheit zu befreien und den menschlichen Edelkern herauszuschälen, der selbst in des Dichters der Überlieferung eng verpflichteten Possen zu stecken pflegt. In seinem „Dandin“ z. B. gibt er mehr als im Schwank vom „Gefoppten Ehemann“, wie er schon auf der antiken Bühne gespielt wurde. Es ist der Aufschrei des mißachteten dritten Standes gegen eine rücksichtslose Herrenkaste, und gerade dieser revolutionäre Ernst des lustigen Spiels, die Tragik in der Komik kam in der Inszenierung von Jürgen Fehling nicht gebührend zu Raum. Dabei hatte man für die Hauptrolle in Karl Etlinger einen Künstler, der für den Ernst des Hanswursts den rechten Sinn hat. Aber er war in ein Pierrotkostüm gesteckt, und schon die puppentheatralischen Bühnenbilder von Cesar Klein verrieten, daß es der Aufführung darauf ankam, Molière ins Kasperlemäßige zurückzutreiben, statt im Gewande des Narren die menschlichen Züge zu unterstreichen. Noch weiter war man im „Arzt wider Willen“ gegangen. Hier waren sämtliche Darsteller schon äußerlich durch lange Pappnasen zu maskenhaften Karikaturen geworden, und mag sich der Zorn Molières auf die Scharlatane von Ärzten hier spielerisch entladen: man hätte auch hier besser daran getan, die Ansätze zu wahrem Humor und spitzer Satire nicht zu verleugnen.

Eine ähnliche, aber unleugbar wirkungsvolle Vergröberung erfuhr Shakespeares „Bezähmte Widerspenstige“ im Großen Schauspielhause. Mit zwingender Notwendigkeit führte das Riesentheater den Regisseur Iwan Smith dazu, das an sich schon mit Psychologie nicht übermäßig beschwerte Lustspiel auf den Ton der derben Posse zu stimmen, und fand in dem vierschrötigen Klöpfer als Petrucchio, der zarten Elisabeth Bergner



Maria Orska in der Titelrolle von Grillparzers ‚Jüdin von Toledo‘
Theater in der Königgrätzer Straße
Zeichnung von Godal

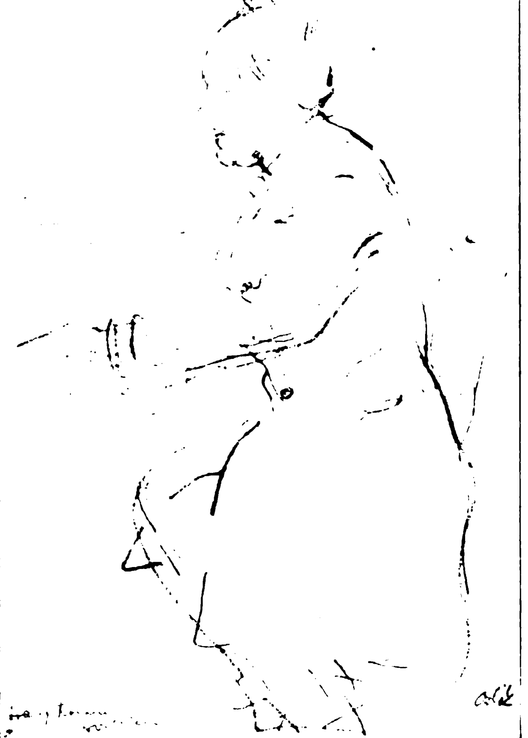


Else Eckersberg vom Komödienhaus
Radierung von Prof. Emil Orlik

als Katharina, dem behaglichen Diegelmann als Kesselflicker die verständnisvollsten Helfer.

Eine neue Bühne, das Renaissance-Theater, das mit Theodor Tagge, dem erfolgreichen Verfasser der „Annette“, als Direktor im Motivhaus, nicht weit vom Charlottenburger Knie, an Stelle eines Kinos sein Glück versuchen will, begann unter Ludwig Bergers Regie mit dem ältesten Werk unserer klassischen Dramenliteratur, mit der „Miß Sara Sampson“ von Lessing. Berger hatte den für unsern Geschmack allzu wortreichen und gefühlvollen Dialog gekürzt und eine in sich geschlossene, stimmungsstarke Aufführung erzielt. Leider ist diese neue Bühne ohne eine Truppe gegründet worden. Man hatte sich Lucie Höflich für die Marwood, Gertrud König für die Sara und Theodor Loos für den Mellefort gesichert. Das war ein Gewinn für den Abend, denn nur mit so starken Kräften im Bunde mit einer klugen Regie war das uns sehr entfremdete Drama überhaupt noch möglich. Aber es bot keine Bürgschaft für die weitere Arbeit des jungen Unternehmens.

Daß man allein gestützt auf ein paar große Namen nichts Einwandfreies leisten kann, bewies eine Aufführung der „Jüdin von Toledo“ im Theater in der Königgrätzer Straße. Man kann in Ernst Deutsch einen überraschend tiefbeseelten König Alfons, in Maria Orska eine kätzchenhafte Rahel, in Max Pohl einen als Sprecher wie als Darsteller gleich zuverlässigen Isaac haben, und kann das Grillparzersche Trauerspiel doch nicht geben. Auch die geschmackvollen Kostüme und die oft recht glücklich empfundenen Bühnenbilder Hermann Krehans schaffen es nicht. Mögen die seelischen Rätsel an dieser feinnervigen Dichtung das Entscheidende sein: man kommt nicht drum herum, daß sie in Toledo um das Jahr 1195 spielt. Sie braucht geschichtliche Färbung, und wenn der spanische Reichstag tagt, mag man sogar nicht auf historischen Pomp verzichten. Man verspürt eine Sehnsucht nach der vielgescholtenen Meiningerei, wenn man statt der Versammlung der Granden ein paar Männlein erblickt, die mit abgewandten Gesichtern dasitzen und an der reichbewegten Handlung keinerlei Teilnahme äußern. Diese Mängel



Gerhart Hauptmann bei der Probe vorlesend
Zeichnung von Prof. Emil Orlik



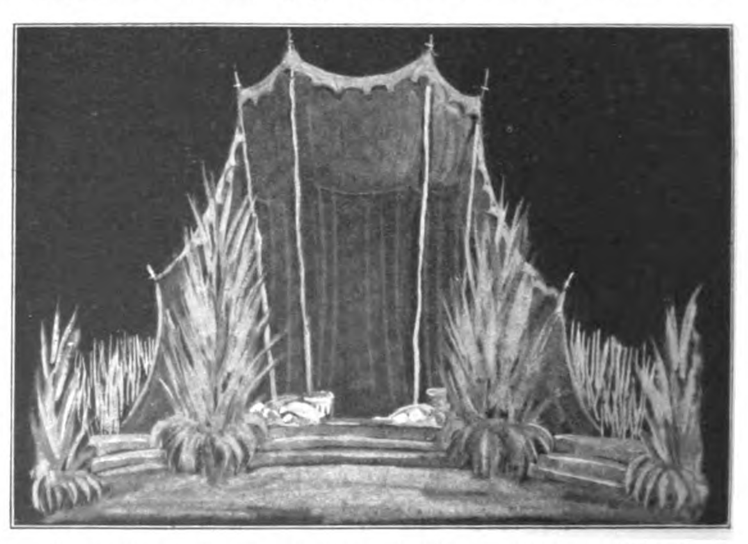
Eugen Klöpfer als Petruchio in Shakespeares ‚Widerspenstiger'. Großes Schauspielhaus Zeichnung von Godal

waren Grillparzers wegen zu bedauern. Er gehört zu den Großen, vor deren Werken auch heute noch das Publikum durchzufallen pflegt, und wer ihn liebt, der möchte, daß die auf ihm ruhenden widerspruchsvollen Vorurteile des glatten Klassizismus und der schrullenhaften Eigenbrötelei endlich schwinden möchten. Und grade die „Jüdin" mit ihrer tiefschürfenden Seelenkunde, deren Kühnheit von Strindberg nicht übertroffen wird, wäre dafür besonders gut geeignet.

Ein wenig abseits ging das Neue Volkstheater, indem es den „Engländer" von Lenz und den „Satyros" von Goethe aufführte. Die Szenenfolge des unglücklichen Stürmers und Drängers ist ein Stationendrama fast im Sinne des Expressionismus, übertrieben im Gefühl, aber echt. Wenn man die Handlung erzählt: wie ein junger Engländer mit unheilbarem Starrsinn eine ihm unerreichbare Prinzessin liebt, im Kampf wider den gesunden Menschenverstand seines Vaters an dieser Leidenschaft zugrunde geht — es klingt wie eine krankhaft überhitzte und höchst unwahrscheinliche Ballade. Doch der poetische Schwung von Lenz ist stark genug, uns jedes reale Bedenken vergessen zu machen, zumal in der Verkörperung durch Ludwig Achaz, in dem unserm deutschen Theater ein Künstler heranreift, der berufen scheint, einer seiner stärksten Helden zu werden. Bedenklicher als der „Engländer" erschien die Wahl des „Satyros". War diese kleine Posse in Knittelversen nicht allzueng an persönliche und literarische Erlebnisse des jungen Goethe gebunden, die dem Publikum nicht ohne gelehrte Erläuterung verständlich sind? Und ist ein Volkstheater dazu da, dem engen Kreise zünftiger Germanisten eine Anregung zu geben? Weit gefehlt! Auch diese Gelegenheitsdichtung Goethes ist stark genug, unabhängig von allen Zeitbeziehungen zu wirken, und man muß Paul Bildt dafür danken, daß er diese verborgene Probe Goethischen Humors durch eine keckparodistische Aufführung allgemein zugänglich gemacht hat.

Modernes Theater

Wedekind und Strindberg stehen noch immer in erster Linie. Wer zu dem Dichter der „Büchse der Pandora" kein Verhältnis gewinnen kann, dem sei die Aufführung des „Simson" empfohlen, mit der sich, unter der Regie von Richard Révy, das Deutsche Theater ein Verdienst erworben hat. Dieses dramatische Gedicht von „Scham und Eifersucht" ist hier ganz ins Tragische hinübergespielt. Die Hauptrollen geben Agnes Straub und Heinrich George. Aber so stark sie sind, sie reißen nicht alle Teilnahme an sich. Der Gesamtkunstwert des Dramas, das, Strindberg verwandt, den Geschlechterkampf darstellt, entfaltet sich auch im Beiwerk unverkürzt. In der Tribüne sah man, in einer


Bühnenbild von Hermann Krehan, zu Grillparzers ‚Jüdin von Toledo' Theater in der Königgrätzer Straße



Herta Hambach und Hans Brausewetter
in Jean Serments 'Schattenfischer'
Kammerspiele des Deutschen Theaters
Zeichnung von Godal

Uraufführung, aus dem Nachlaß Wedekinds sein „Sonnenspektrum", Szenen aus einem Freudenhause, die besser ungespielt geblieben wären, sowie den „Totentanz". Von Strindberg selber wurde in merkwürdiger Verkennung der Wirksamkeit zu gleicher Zeit an zwei Bühnen, im Kleinen Theater und ebenfalls in der Tribüne, sein dumpfes Trauerspiel „Totentanz" aufgeführt. Ein starker Erfolg war Strindbergs „Vater" im Deutschen Theater mit Klöpfer und der Straub. Auch das Renaissance-Theater ging von Lessing zu Strindberg über und gab mit Hans Marr und Ida Wüst „Das Band" und die Szenen „Vorm Tode", und als ein Zeichen von der Verehrung der Jugend für den galligen Schweden sei erwähnt, daß eine tüchtig arbeitende Gruppe literar- und theatergeschichtlich interessierter Studenten an ihren seit dem vorigen Winter eingerichteten Bühnenabenden ebenfalls den „Vater" in gelungener Darstellung bot. Es ist ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, daß die müde und oft kleinliche Tragik dieses Dichters an unsern Bühnen so oft zu Worte kommt, und man möchte, unbeschadet der Strindbergschen Bedeutung, wünschen, daß die neugeweckte Freude am Naturalismus diese entmutigenden Werke seltener erscheinen läßt.

Was neue Werke angeht, so war das Theater in der Kommandantenstraße am fleißigsten. Es eröffnete seine Arbeit mit dem Schauspiel „Der Geschlagene" von Wilhelm Schmidtbonn. Ein erblindeter Flieger kehrt in sein Heim zurück. Mißtrauen erwacht in ihm. Er fürchte, daß seine Frau von seinem Bruder begehrt wird. Ein anderer Blinder, der den Weg über die sichtbare Welt hinaus trotz aller Armseligkeit seines äußeren Schicksals gefunden hat, weist

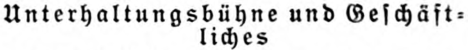
ihm das Glück des Nichtwissens, des Nichtwissenwollens. Aber das schlichtet die Konflikte noch nicht. Weib und Bruder gestehen, daß unausgesprochene Wünsche sie beschäftigt haben. Der Bruder hat seines Bruders Gattin geliebt, diese an ihres Mannes Stelle den Bruder. Doch ist sie rein geblieben, und ihre Liebe war und ist nur die, die den Gestürzten erheben will. Das Stück, eine der reifsten Früchte expressionistischer Kunst, von hohem dichterischen Schwung, vermochte sich auf die Dauer nicht zu halten. Dieses Schicksal verdiente eher das verblasene Legendenspiel „Der Tänzer unsrer lieben Frau" von Franz Johannes Weinrich, eine lyrische Kleinigkeit von mystischer Verschwommenheit, neben der Lienhards deutsches Schelmenspiel „Der Fremde" gleich einer starken dramatischen Leistung wirkte, obwohl dies Eulenspiegelstückchen doch gewiß reicher an gutem Willen als an kräftigem Können ist. Und auch der dritte Abend der jungen Bühne, der Adolf Pauls „Sprache der Vögel" brachte, war kein reiner Genuß. Die geistreich zugespitzte Komödie von der schönen Abilag, die mit Hilfe ihres Geliebten Sabud dem weisen Salomo das Geheimnis seiner Vogelsprachenkunde entlocken will, wird augenblicklich in London mit starkem Erfolg aufgeführt. Hier litt sie unter einer ungenügenden Darstellung und Ausstattung. Nur der vortrefflichen Darstellung zuliebe sei ein von den Kammerspielen aufgeführtes französisches Schauspiel erwähnt: „Der Schattenfischer" von Jean Serment. Es ist ganz lehrreich, einmal zu sehen, was ein Pariser aus Ibsen macht, und im Grunde dasselbe, als wenn der Faust oder die Mignon veropert wird.

Die bisher erste und einzige Uraufführung des Staatlichen Schauspielhauses ist „Die Hochzeit Adrian Brouwers" von Eduard Stucken. Wie es heißt, soll diese Tragikomödie aus vorrevolutionären Zeiten stammen und nun gezwungenermaßen gespielt werden. Jeßner hat die Inszenierung deshalb auch Ernst Legal überlassen, nicht zum Schaden des Stücks, dessen Hauptreiz in Bildern aus dem niederländischen Malerleben des 17. Jahrhunderts ruht. Der Stoff ist der alte Gegensatz des Künstlers zum Bürger. Der geniale und liederliche Brouwer, der sich am liebsten mit Komödianten- und Gaunerpack abgibt, soll von guten Freunden gehoben, gerettet werden. Ihm winkt die Hochzeit mit der schönen und reichen Richilde, die er inbrünstig liebt, so inbrünstig, daß er es vorzieht, auf der Hochzeitsfeier den Trunkenbold zu spielen, statt die Hohe in seine Niedrigkeit zu stoßen. Der seit dem vorigen Winter dem Schauspielhause verpflichtete Rudolf Forster lieh dem Brouwer die Lebhaftigkeit seines Temperaments, die schneidende Dialektik seines Verstandes, die stählerne Eindringlichkeit seiner Sprechkunst. Unter den vielen Mitwirkenden ragte Robert Taube hervor.



Charlotte Bergner in Shakespeares ‚Der Widerspenstigen Zähmung'
Großes Schauspielhaus. Zeichnung von Godal

Spät erst hat Berlin das Drama „Vater und Sohn" von Joachim von der Goltz kennen gelernt. Leider hatte das Lessing-Theater keinen Friedrich, und nur mit einem grundechten Friedrich Wilhelm (Albert Steinrück) und einem draufgängerischen Katte (Achaz) läßt sich ein Drama aus der Jugend Friedrichs des Großen nicht spielen. So bemerkte man leichter, als sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, daß diese zwölf Bilder, was dramatische Gestaltung angeht, die zahllosen Friedrichsdramen nicht übertreffen, besonders die Wendung Friedrichs in der Küstriner Leidenszeit, die Verständigung mit dem Vater, die doch wohl auch ein Verständnis für seine Größe, sein Recht sein müßte, bleibt ganz äußerlich.



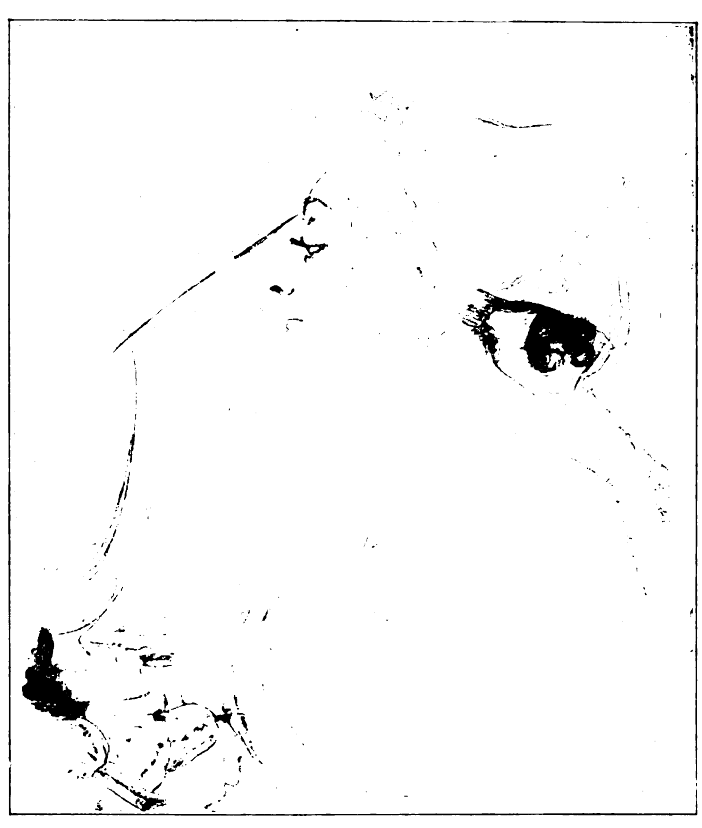
Unterhaltungsbühne und Geschäftliches

Das Lustspielhaus ist nach einer kurzen Zwischenzeit, in der Schmidtbonn und Hauptmann gegeben wurden, der guten Literatur verloren. Es begann die Winterspielzeit mit der trotz der Konstantin recht langweiligen „Schule der Kokotten" von zwei Franzosen, und kommt neuerdings dem Berliner wieder einmal spanisch. D. h. mit der spanischen Nationalität des Herrn Caña, der seinem gepfefferten „Werwolf" die „Nestelknüpferin" hat folgen lassen, ist es nicht weit her, und die Leute, die es wissen können, schwören darauf, es sei Rudolf Lothar. Max

Adalbert spielt einen gelehrten Professor, der in der Hochzeitsnacht seine Schlafanzugshose mit einem Nestelknoten verknüpft sieht, und da er weiß, was das nach altem deutschem Aberglauben für eine magische Gewalt auf seine Männlichkeit ausübt, läuft er den ganzen Abend mit der Hose herum und sucht die Verbrecherin, die ihm diese Schande angetan hat. Er macht das sehr lustig, aber das Stück ist für ein „ohrenzart Frauenzimmer" nicht geeignet. Viel netter ist es, man geht in die Kammerspiele und sieht sich einen richtigen französischen Schwank an, nämlich „Timotheus in flagranti". Es kommt zwar ein Bett auf der Bühne vor, und Gülstorff-Timotheus' Unschuld gerät in herbe Bedrängnis. Aber die Sache wird lustig und anständig behandelt. Der eine der Verfasser heißt Hennequin. Das erinnert an Residenztheater zu Richard Alexanders Zeiten. Der Künstler ist zu einer Reihe von Abschiedsvorstellungen wieder an seiner alten Wirkungsstätte eingekehrt, und alte Stücke wie der abgespielte „Schlafwagenkontrolleur" erregen mit ihm in der Hauptrolle die alte ungezügelte Heiterkeit.

Im Komödienhaus erscheint des Dichters Bruno Frank zugkräftiges Lustspiel: „Die Henne im Korb" mit der reizenden Else Eckersberg im Konfirmationsanzug ihres Geliebten, einer drachenhaften Tante, einer spröden Jungfrau, einem okkulten Professor und dem ganzen Schwankrüstzeug unwahrscheinlicher Verwechslungen und Überraschungen. Leider geht es Frank ähnlich wie seinem Nachfolger Sling, der ein auch höheren Ansprüchen genügendes Lustspiel „Die Erwachsenen" geschrieben hat und darin nicht ohne Geist und ganz ohne Bitterkeit die Jugend und ihr Recht gegen die Vorurteile des Alters verficht: das Theater ist schon am zweiten Abend kaum zur Hälfte gefüllt. Und damit sei zum Schluß des Berichts mit wenigen Worten auf die geschäftliche Lage der Berliner Bühnen eingegangen.

Sie ist schlecht. Noch im vorigen Winter konnte wenigstens ein sensationslüsterner oder unanständiger Direktor auf volle Häuser rechnen. Jetzt zieht sogar die Operette nicht mehr, und wer ein Straßenbahnbillett kauft, kann sich in manchem guten Theater für 25 Pfennig Friedenswert einen Parkettplatz leisten. Diesen an Vergeudung grenzenden Sondervergünstigungen, für die man auch beim Barbier oder Zigarrenhändler Gutscheine erhält, stehen die Kassenpreise gegenüber. Wer kann 1200 Mark für einen guten Platz (durchaus nicht den besten), für Zettel, Garderobe und Bahnfahrt ausgeben? Es macht sich deshalb bei den meisten Bühnenleitungen das Bestreben bemerkbar, den Spielplan zu heben, damit das gebildete Publikum wieder angezogen wird. Noch klappt das nicht ganz, weil die wenigsten Bühnen in der Lage sind, ein festes Ensemble zu bezahlen. Denn im Theater ist es wie überall: der geistig Schaffende, hier der Schauspieler, ist hinter dem Bühnenarbeiter, der streiken kann, zurückgeblieben. Aber die Not wird helfen. Es wird sich je länger je klarer herausstellen, daß nur die Bühne ein Lebensrecht hat, die echte Werte schafft, und da es den Anschein hat, als wenn in Berlin die Konkurrenz auf diesem Gebiet sich vorbereitet, ist es leicht möglich, daß eine Gesundung des Berliner Theaterlebens bevorsteht.



Fritzi Massary in ihrer Garderobe. Farbige Lithographie von Charlotte Berend

Ein deutscher Salon in Rom 1846

Von Prof. Dr. H. H. Houben

Im Schatten der Peterskirche zu Rom liegt, von hohen, mit Grabplatten bedeckten Mauern umgeben, ein kleiner Friedhof, die Ruhestätte der zahlreichen Deutschen, die in der ewigen Stadt gestorben sind. „Ein Schwalbennest am Petersdom — Ein deutsches Heim im ew'gen Rom" steht über der Eingangstüre. Hier ist auch eine Rheinländerin begraben, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den zeitgenössischen Vertretern der Wissenschaft, Literatur und Kunst als eine der begabtesten und geistreichsten Frauen galt und in der Tat eine Erscheinung war, der ähnliche die Geschichte der deutschen Frauen, ja der Frauenwelt überhaupt nur wenige aufweist. Sie war zunächst von Kind auf eine leidenschaftliche Archäologin; ihre Sammlungen auf diesem Gebiete und mehrere ihrer Entdeckungen — unter anderm fand sie das heute allgemein bekannte „Genueser Fragment" der Reliefs vom Mausoleum zu Halikarnaß — brachten sie in enge Beziehung zu den Koryphäen der Wissenschaft; sie hat mit Männern wie Theodor Mommsen und zahlreichen andern über wissenschaftliche Fragen verzwicktester Art korrespondiert wie ein Fachkollege und selbst eine Reihe archäologischer Aufsätze veröffentlicht. Im übrigen ist sie als Schriftstellerin nie hervorgetreten, obgleich sie dazu eine glänzende Begabung besaß. Das zeigen ihre Tagebücher und ihr Briefwechsel, die aufzufinden mir schon vor Jahren gelungen ist und die beide im Rahmen einer ausführlichen Biographie erscheinen sollen. Diese Dokumente werden ihre Verfasserin in eine Reihe stellen mit den Frauen jener Zeit, die als Briefdichterinnen oder Tagebuchkünstlerinnen wie etwa Bettina von Arnim oder Rahel Varnhagen längst ihren unbestrittenen Platz in der deutschen Literaturgeschichte einnehmen. Diese bescheidene Zurückhaltung und die bedauernswerte Zerstreuung ihrer wertvollen Altertümersammlung, die nach ihrem Tode verkauft wurde, sind der Grund, warum der Name Sibylle Mertens-Schaaffhausen (1797—1857) heute nur wenigen mehr bekannt ist. Die Biographen der Annette von Droste-Hülshoff nennen ihn, mehrere Briefe und Gedichte sind an ihre Freundin „Billa" gerichtet, und in die noch ungeklärten romantischen Lebensschicksale der Ottilie von Goethe, der Schwiegertochter des Dichters, ist Sibylle durch ihre großherzige Anteilnahme eng verflochten. Sibylle war ferner die intimste Freundin der Adele Schopenhauer, der unglücklichen Schwester des Philosophen; viele Jahre lebte Adele in häuslicher Gemeinschaft mit Sibylle in Bonn und in Italien, und Adelens künstlerischer Nachlaß wurde Eigentum der Freundin; auch er war bisher völlig verschollen, erst neuerdings ist es mir gelungen, Bruchstücke davon ans Tageslicht zu bringen, darunter die hinterlassenen Gedichte Adelens und eine wundervolle Sammlung ihrer Silhouetten, die ich beide 1920 herausgegeben habe; ein merkwürdiges Tagebuch Adelens, ein abgeschlossener kleiner Lebensroman aus den Jahren 1823—1826, dessen Schauplatz das Goethesche Weimar bildet, folgte 1921.

Die hier angedeuteten Beziehungen bilden nur einige wichtigere Episoden im Leben Sibyllens. Der geistige Schwerpunkt dieser eigentümlichen deutschen Frau lag nicht allein in ihrem brieflichen und persönlichen Verkehr mit Gelehrten und Schriftstellern, sondern vor allem in ihrer internationalen Mission, der sie sich, ohne etwa damit zu kokettieren, ja ohne sich deren fast bewußt zu sein, zeitlebens widmete. Das Land ihrer Sehnsucht war Italien, und da sie als Tochter des Kölner Bankiers Abraham Schaaffhausen, des Begründers des Schaaffhausenschen Bankvereins, materiell unabhängig war, hat sie viele Jahre jenseits der Alpen gelebt. Italien ist der Schauplatz fast aller ihrer Tagebücher, in denen das dortige Volks- und Gesellschaftsleben, Kunst, Literatur und Wissenschaft, Politik und soziale Frage, Religion und Kirche, kurz alles, was eine geistreiche, aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelte Gesellschaft beschäftigen kann, ein von Witz und Satire blitzendes Spiegelbild finden, wie es auch die italienische Literatur jener Zeit nicht aufzuweisen hat. Die Fülle ihrer guten Beziehungen zu deutschen und italienischen Würdenträgern der Politik, Kirche und Wissenschaft hat Sibylle benutzt, geistige Bande zwischen beiden Ländern anzuknüpfen und zu festigen, und durch den von ihr mit großartiger Mäzenatenlaune geführten Austausch künstlerischer und wissenschaftlicher Werte zwischen ihrer nordischen Heimat und dem Süden hat sie sich Verdienste erworben, die ihr eine ganz einzigartige Bedeutung sichern.

Als geistreiche, in drei Sprachen sattelfeste Plaudererin war Sibylle eine „Löwin" des Salons, und ihre Skizzen aus der italienischen Gesellschaft, die sie mit allen Gesprächen, Anekdoten, Bonmots usw. in ihren Tagebüchern festzuhalten versteht — Unterhaltungen oft ein wenig im Stile Boccaccios! — zeichnen am besten die Schreiberin selbst, die, ohne hübsch zu sein, doch überall der Mittelpunkt des Kreises ist, den sie aufsucht oder daheim um sich versammelt. Daheim — das heißt hier in Genua, wo sie mehrere

Jahre weilte, und in Rom, wo sie sich 1844 bis 1846, 1849 während der Belagerung der Stadt durch die Franzosen, 1852—1853, und von 1856 bis zu ihrem Tode aufhielt. Zur rechten Ruhe ist sie aber dort nie gekommen; immer wieder zwangen unerquickliche Familienverhältnisse sie zur Rückkehr an den Rhein, und dieser Unruhe ist es zuzuschreiben, daß sie über ihre römische Zeit leider nur Tagebuchfragmente hinterlassen hat, die sich aber gerade mit dem nicht beschäftigen, was der Glanzpunkt ihrer Genueser Tagebücher ist, mit dem römischen Alltagsleben und der Geselligkeit, in die sie hineingezogen wurde und die sich in ihrem eigenen Salon entfaltete. Wenn ich gleichwohl hier eine Schilderung ihres römischen Salons aus dem Jahre seines Höhepunktes gebe, so setzt sich diese Schilderung zusammen aus Briefen, verschollenen Mitteilungen von Zeitgenossen, Gästebüchern und ähnlichen Reliquien, die sich gerade aus dem Jahre 1846 in erfreulicher Reichhaltigkeit erhalten haben.

All dieses Material überragt ein Brief Sibyllens selbst vom 22. Januar 1846 an ihre Stiefschwester Lilla Deichmann in Köln; sie gibt darin eine so anschauliche und lebendige Schilderung ihres römischen Lebens, daß jede Umschreibung dahinter zurückbleiben müßte. Hören wir also Sibylle selbst:

„Meiner Stimmung und meinem Geschmacke würde hier ein sehr stilles Leben am meisten zusagen; zwei Dinge reißen mich aus meiner lieben Vereinsamung heraus: Gustchen (Sibyllens sechzehnjährige Tochter), die noch so jung ist und der ich gern heitre Stunden gönne und jene Lebensfreuden, welche die Jugend locken: und meine altangeborene Neigung, Sitten und Eigentümlichkeiten eines Volkes näher ins Auge zu fassen. Da sehe ich denn bei mir manche meiner Landsleute, Fremde und Italiener, und habe die Empfehlungen meiner lieben genuesischen Freunde zum Eintritt in einige römische Häuser benützt. Die deutsche Gesellschaft in Rom brilliert in diesem Winter mit geachteten und berühmten Namen: Welcker ist hier, Gerhard mit Frau, Cornelius der Maler, Fanny Lewald, Frau v. Goethe, Friedländer der Numismatiker, de Wette und andere mehr ... In den Häusern der Gräfin Orsei, der Mad. Carnevali, der Marquisin Carucci behandelt man mich fast wie eine Landsmännin, wozu mein gleich von Anfang an durchgesetzter Vorsatz, mein schlechtes Italienisch tant bien que mal zu reden, nicht wenig beitragen mag. Denn ich habe es stets zu sehr gefühlt, welche Behaglichkeit es ist, sich in seiner Muttersprache auszudrücken, um nicht diesen Vorteil den Personen, die mich mit Gastlichkeit aufnehmen, zu lassen: ich verliere nur meinen intellektuellen Vorteil dabei, indem ich manches schlecht, manches gar nicht sage, was ich denke; aber ich gewinne mir eine gemütliche Annäherung ... Auch einige Engländer bereichern meinen geselligen Kreis: die frühere Miß Kemble, jetzt Mrs. Sartoris, ist mit Mann und Kindern und ihrer Schwester, Mrs. Butler, hier. Mrs. Sartoris ist so liebenswürdig und einfach, wie sie immer war, und wird mir täglich lieber. Ihr Mann paßt ganz für sie, das ist das größte Lob, welches ich ihm spenden kann. Die Familie Sommerville sehe ich oft; zwei sehr gebildete Töchter, ein recht verständiger Vater und Mrs. Sommerville selbst, die berühmte Astronomin, die einfachste Hausmutter und mildeste, klarste Frau, die ich jemals sah. Dann einige Salon-Engländerinnen nebst männlicher Zutat. Übrigens könntest Du Dienstag abends bei mir einen großen Teil der europäischen Sprachen reden hören und alle Konfessionen vereint sehen, denn ich mache nur Sitte, Bildung und Geist, sowie Duldung und so wenig Klatsch wie möglich zur Bedingung einer Präsentation. Deutsch, französisch, italienisch, dänisch, russisch, englisch, polnisch und neugriechisch klingen da gegeneinander ... Herr von Boeselager aus Bonn ist hier mit Nichte, Tochter und deren Bräutigam von Loë, und aus Köln Lanz ... Und nicht nur die verschiedenen Nationen gehen ruhig durcheinander her: brillante Salondamen, Gelehrte, Geistliche, gute Hausfrauen, Künstler, musikalische Zelebritäten, Touristen, der Monsignore und die Schriftstellerin, der Kaufmann und der Prinz, der Gesandte und der Dr. jur., der Arzt und die elegante Frau! Außer dem Hause besuche ich nur wenig Gesellschaften: bei Sartoris, bei Orsei, bei Carnevali, bei Mme. Nerenz, der Frau eines Malers; dann die größeren Soireen nur bei der österreichischen Gesandtin, dem sardinischen Gesandten und der Prinzessin Rospigliosi. Bei der Fürstin Orsini, der Frau des Senators von Rom, habe ich Zutritt zu der kleinen gewählten Gesellschaft, die sie jede Woche einmal um sich versammelt, und wo sie die liebenswürdigste Hausfrau mit bürgerlicher Einfachheit macht. Zu Torlonia bin ich im vorigen Jahre einmal gegangen, habe aber am Anfang dieses Winters keine Karten abgegeben, weil mir eine cohue von Engländern und Fremden aller Nationen mit oder ohne Bildung (jeder der auf wenigstens 1000 Fr. akkreditiert ist, wird eingeladen) und eine Stunde file stehen im Wagen, denn es sind mitunter 12 à 1400 Personen gebeten, kein Vergnügen machen kann. Meine italienischen Bekannten haben mich hier und da vorstellen wollen, aber ich bleibe meinem Grundsatze treu, es besonders höhergestellten Personen gegenüber nur dann zu tun, wenn diese zuerst den Wunsch aussprechen, mich zu kennen, und die Persönlichkeiten so sind, daß ich einen geistigen Gewinn davon erwarten kann ...

Ich wohne in einem hübschen Quartier, gerade ober der Fontana di Trevi, die unter den Fenstern meines Saales in ein ungeheures Becken fällt, ziemlich nahe dem Corso,

fast im Mittelpunkte des belebteren Teiles der Stadt. Eingerichtet und möbliert bin ich, nach rheinischer Art, schlecht; hier passiert es. Meine famiglia (Bedienung) besteht in zwei italienischen Bedienten und einer ditto Kammerjungfer, einer fauler als der andere, aber treu und mir zugetan. Ein alter viersitziger Rumpelkasten, neu mit hellgrauem, grobem Tuche und vermutlich einem Stück alter Tapete von roter Seide ausgeschlagen, eine ditto kurze Kalesche, ebenfalls restauriert mit blauem Lack und hellgrau und rot gestreifter Halbseide, zwei steife Rappen (morelli) und ein lümmelhafter Rossebändiger mit hellblau wollener Krawatte machen meine Equipage aus, für die ich den enormen Preis von 72 röm. Skudi (à Fr. 5,40) zahlen muß. Wer Neuling ist, zahlt 82 — Engländer fast immer 92 Skudi monatlich. Von den Preisen der Lebensmittel, Wohnungen, Toilettenbedürfnisse darf man gar nicht reden; da werden uns Rheinländern auch die schwärzesten Haare grau. Ein Frackrock für meinen Bedienten kostet 12 Skudi (18 preußische Taler), eine ganz einfache Gesellschaftskoiffure wenigstens 6 Skudi (9 preußische Taler) usw. Dann ruiniert man sich an Trinkgeldern, welche man nicht nur in Museen, Galerien und Kirchen verabreichen muß, sondern die von den Bedienten aus den Häusern, wo Du Eintritt hast, abgeholt werden. Besuchst Du einen Kardinal, so kommt den Morgen darauf eine Deputation der famiglia (Dienerschaft) sich nach Deinem hohen Befinden erkundigen, und so durch alle Verhältnisse der Gesellschaft durch. Dagegen ist man in Rom stets Exzellenz, und was an Geld gefordert wird, wird an Titeln ersetzt: glücklich jene, denen Titel etwas sind.

Dagegen ist aber auch eine große Soiree in einem altfürstlichen Hause in Rom eine Sache, deren Anblick man wohl außer hier fast nirgends genießt. Du fährst unter Marmorsäulenhallen eines prächtigen, mit antiken Statuen und Basreliefs und Fontänen geschmückten Cortile vor die Haupttreppe, deren Marmorstufen niedrig und tief und von gewaltiger Breite Dich ohne Beschwerde zu dem Piano nobile des Palastes führen. Auf jeder Treppenstufe Statuen, mitunter von höchstem Wert. Oben prächtige Korridore oder offene Säulenhallen; dann Vorzimmer mit Bedienten in reicher Livree gefüllt, dann der letzte Vorsaal, rings mit gepolsterten Bänken, der Plafond mit Fresken, die Wände mit bedeutenden Bildern geschmückt; dann die lange Reihe der Gemächer, in denen die Pracht der früheren Jahrhunderte mit dem reichen Luxus unserer Tage sich vereint. Und all diese Räume erfüllt von Frauen (teils sehr schönen) in glänzendstem Schmuck, und Männern, an deren Namen sich große Erinnerungen oder eine geistige Bedeutendheit knüpft ... Am vorigen Donnerstag waren bei der Senatorin von Rom nur 18 Personen: und unter ihnen der Senator Fürst Orsini, ein Name auf allen Blättern römischer Geschichte seit dem Mittelalter verzeichnet, der Kardinal Macchi, lange Nuntius in Deutschland, der erste Kämmerer des Papstes, Monsignor Medici, der Abbate Coppi, einer der gelehrtesten Männer Roms, der Kardinal Gazula, ausgezeichneter Literat, die Gräfin Orsei, die beste Dichterin Roms, der Prinz Caetani Sermoneta, dessen Familie aus dem zehnten Jahrhundert datiert, er selbst einer der geistreichsten Männer und mir ein sehr lieber Bekannter, Tenerani, Roms erster Bildhauer. Und solche Menschen oder solche Namen begegnen Dir überall! ..."

Welche Fülle von Namen bedeutenden Klanges in diesem einen römischen Reisebrief! Manchem von ihnen begegnen wir auch in Sibyllens Briefwechsel; so dem Danteforscher Michelangelo Caetani, Herzog von Sermoneta, Prinzen von Teano, dem Vater der gelehrten Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli, mit der Ferdinand Gregorovius eng befreundet war, der zehn Jahre später nach Italien kam, um hier seine „Wanderjahre" und seine Geschichte der Stadt Rom zu schreiben. 1846 verschaffte der Herzog Sibyllen die Erlaubnis, Skulpturen aus der Sammlung des Prinzen Borghese zeichnen zu lassen; eine Nachformung hatte der Prinz, der, wie Caetani sich ausdrückt, als „grand eunuque de son sérail d'objets d'art" seine Schätze eifersüchtig hütete, nicht gestatten wollen. Kleine Dokumente des geselligen Verkehrs sind Billette der Principessa Orsini und der Gräfin Enrica Dionigi Orfei, während Briefe des Chevalier Luigi Canina von gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeiten erzählen. Professor Welcker war ein alter Bekannter aus Bonn; mit Professor Gerhard, dem Begründer des deutschen Instituto di corrispondenza archeologica auf dem Kapitol zu Rom, stand Sibylle seit 1841 in Briefwechsel. Wahrscheinlich begegnete sie in diesem Winter in Rom auch dem jungen Theodor Mommsen; fünf Jahre später sehen wir ihn und Sibylle die Ergebnisse ihrer numismatischen Forschungen miteinander austauschen. Über Münzangelegenheiten handelt auch ein Brief des Berliner Numismatikers Dr. Julius Friedländer, dem das Münzkabinett seiner Vaterstadt seinen Aufschwung verdankt. Persönliche Beziehungen Sibyllens zu Peter von Cornelius, der damals seine Wandgemälde für das nicht ausgeführte Berliner Campo santo, die preußische Fürstengruft, entwarf, und zu dem liberalen protestantischen Theologen de Wette aus Basel sind nicht weiter belegt.

Aus einem Verzeichnis ihrer vorwiegend deutschen Bekannten in Rom, das Sibylle auf einem Blatt ihres römischen Tagebuchs anlegte, sind zu den im obigen Brief erwähnten Gästen für 1845 und 1846 noch nachzutragen: ein Major Haeseler und Frau aus Berlin; der Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, Major von Molière, der

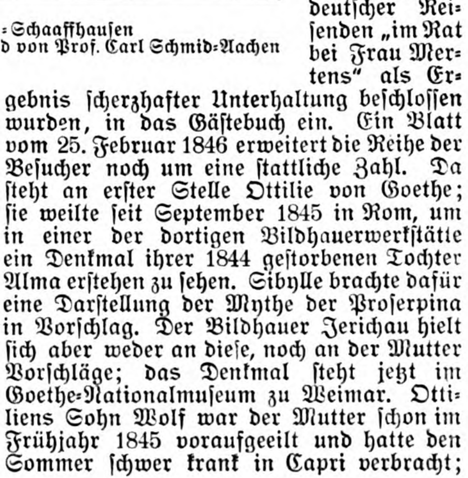
im April 1845 infolge eines Unfalls starb; der preußische Ministerpräsident Baron Ludw. Aug. v. Buch, den am 4. Mai 1845 eine langjährige Krankheit fortraffte; sein Stellvertreter Legationssekretär Frh. v. Canitz und Dallwitz; Kammerherr von Schwanenfeld mit Frau Emma und Tochter; der Archäologe Dr. Emil Braun, Bibliothekar und Sekretär des Archäologischen Instituts; sein Kollege Dr. Henzen, der zweite Sekretär des Instituts, dann Dr. Heinrich Brunn, der nach Brauns Tode dessen Nachfolger wurde und als Direktor der Glyptothek in München starb. Das Archäologische Institut zählte übrigens die „archäologische Patronin“ Sibylle Mertens-Schaaffhausen, „mit Stolz“ zu seinen Mitgliedern — ein Fall, der in der Geschichte des Instituts vereinzelt sein dürfte.



Sibylle Mertens-Schaaffhausen
Ausschnitt aus einem Familienbild von Prof. Carl Schmid-Aachen

An Künstlern sind noch genannt der Maler Nerenz, der Blumenmaler Senff, der Landschaftsmaler Ludwig Gurlitt, der treue Freund Friedrich Hebbels, der im Dezember 1845 Rom verlassen hatte, ohne Sibyllen begegnet zu sein, der Weimarer Maler Karl Hummel mit Frau, der Sohn des bekannten Komponisten; zwei dänische Künstler, Maler Thorald Lesson und sein Freund, Bildhauer Jens Adolf Jerichau, Gatte der damals Aufsehen machenden polnischen Malerin Elisabeth Baumann, die von Cornelius „der einzige Mann der Düsseldorfer Schule“ genannt wurde; an deutschen Gelehrten und Schriftstellern schließlich noch der Göttinger Archäologe Prof. Dr. Fr. Wieseler; der berühmte Bonner, später Leipziger Jurist Bernhard Windscheid; der Schriftsteller Adolf Stahr, damals noch Gymnasialprofessor in Oldenburg, und sein Reisegefährte, der Kunst- und Literarhistoriker Dr. Hermann Hettner; der Berliner Bibliothekar Dr. Schrader und ein junger Weimarer Philologe Dr. Otto Mejer; in der Biographie seines Freundes Wolf v. Goethe (1889) hebt Mejer rühmend hervor, daß sein „römisches Winterleben durch das Glück der Zusammenhänge“, die er in Sibyllens Hause gewann, „sehr reich“ geworden sei.

Die meisten dieser Namen finden wir auch in Sibyllens Gästebuch, das obendrein mancherlei Äußerungen der Stimmung enthält, die in Sibyllens Salon waltete, und Reste mancherlei Humore, denen sich die Gesellschaft hingab. An drei Stellen hat sich der griechische Priester Pietro Matranga eingeschrieben, den Fanny Lewald einen ebenso gelehrten Archäologen wie vortrefflichen Menschen nennt, während ihm Paul Heyse, der ihm 1852 begegnete, in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ ohne klar ersichtlichen Grund die Rolle eines „dunklen Ehrenmannes“ zuweist. Unterm 6. April 1846 verspricht Prof. Friedländer in jenem Gästebuch: „Ich will künftig artig sein, keine Vase mehr zerbrechen, keine großen Kupfertafeln mit einer Hand anfassen und bald wiederkommen.“ Am 14. April desselben Jahres schreibt Dr. Mejer vier Gesetzesparagraphen, die für das Verhalten deutscher Reisenden „im Rat bei Frau Mertens“ als Ergebnis scherzhafter Unterhaltung beschlossen wurden, in das Gästebuch ein. Ein Blatt vom 25. Februar 1846 erweitert die Reihe der Besucher noch um eine stattliche Zahl. Da steht an erster Stelle Ottilie von Goethe; sie weilte seit September 1845 in Rom, um in einer der dortigen Bildhauerwerkstätte ein Denkmal ihrer 1844 gestorbenen Tochter Alma erstehen zu sehen. Sibylle brachte dafür eine Darstellung der Mythe der Proserpina in Vorschlag. Der Bildhauer Jerichau hielt sich aber weder an diese, noch an der Mutter Vorschläge; das Denkmal steht jetzt im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Ottiliens Sohn Wolf war der Mutter schon im Frühjahr 1845 voraufgeeilt und hatte den Sommer schwer krank in Capri verbracht;



im Oktober 1845 kehrte er auf der Mutter Wunsch nach Rom zurück, lebte aber ganz der Pflege seiner Gesundheit und seinen einsiedlerischen Neigungen, an denen er nur seinen Freund Meier teilnehmen ließ. An Ottiliens Unterschrift schließen sich elf schon genannte Namen. Neu hinzu gesellen sich die Historienmaler Julius Schrader und Carl Becker, ferner der junge Russe Iwan Galahoff, nach Adolf Stahr der „leidenschaftlichste Vorkämpfer des Humanitätsgedankens", und mehrere nicht näher festzustellende Persönlichkeiten: Marie Kenney (wahrscheinlich Galahoffs Schwester), Cécile Tellenbach, Elise Bowen, B. v. Schmidthals, Tschirschky und A. Kabrun und Frau, die sich mit drei Kreuzen unterzeichnet, aber von einem indiskreten Gast als „schreibens unerfahrene Frau von Kabrun" verraten wird; jedenfalls war dies Flora Kabrun geb. Nicolovius, die später den Gesandten von Wildenbruch heiratete und Ernst v. Wildenbruchs Stiefmutter wurde.

Von besonderer Bedeutung ist schließlich ein Blatt in Sibyllens Gästebuch vom 6. Februar 1846. Es vereint zum erstenmal zwei Namen, die stets zusammen genannt zu werden pflegen und deren Träger im Hause Sibyllens an der Fontana di Trevi einander vorgestellt wurden: Fanny Lewald und Adolf Stahr. Beide sprechen hier in Versen. Stahr beginnt:

Die himmelsselige Frühlingsluft,
Die sonnenjubelnde Blaue,
Das Rieseln und Rauschen, das Grünen, der Duft,
Mein Herz fühlt sie wieder aufs neue.

Und ach dann abends der Mondenschein,
Der alte Verführer, der bleiche —
Ich furchte, du törichtes Herze mein,
Du machst wieder törichte Streiche.

Adolf Stahr
am dreifachen Konzertabend
im Quartett.

Darunter setzt Fanny Lewald die Frage: „Wer das versteht?" Stahr antwortet: „Es nicht verrät!" Die Worte klingen wie geheime Zwiesprache zwischen zwei Menschen, die sich bereits mehr zu sagen haben, als sich in fremde Stammbücher eintragen läßt, und Fanny Lewald versucht deshalb das von Stahr angeschlagene gefährliche Thema „Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt" in scherzend realistischer Weise aufzulösen:

Mit dem einen Auge lachen, mit dem andern Auge weinen!
Kann euch das ein Rätsel scheinen?
Saht ihr niemals noch den Himmel
Tränen auf die Erde weinen
Und dabei die Sonne scheinen?
Sieben bunte Farben zeiget
Euch alsdann der Regenbogen.
Tausend bunte Wünsche haben
Oft das Menschenherz durchzogen! —

Vom Palazzo Poli
Fanny Lewald.

Adolf Stahr hatte eines Halsleidens wegen im Frühjahr 1845 Urlaub nehmen müssen. Anfang Juni war er nach Rom gekommen, hatte in Neapel und Sorrent herrliche Sommertage verlebt, Sizilien besucht und war am 17. Oktober wieder in Rom eingetroffen, wo er sein temperamentvolles und wissensreiches Buch „Ein Jahr in Italien" schrieb. In diesem Werk berichtet er auch unterm 12. Januar 1846, daß seit Beginn der Wintersaison für einen großen Teil der römischen Fremden der Salon einer reichen, Wissenschaft und Kunst liebenden deutschen Dame, Frau Mertens-Schaaffhausen, einen anziehenden Mittelpunkt bilde. „Fast alle Künstler sind hier vertreten, und auch an Männern der Wissenschaft, einheimischen und fremden, fehlt es nicht. Die ausgezeichnete Sängerin Kemble-Sartoris entzückt zum öftern die Anwesenden durch ihren Gesang, der selbst die, gegen fremde Sängerinnen so kritischen Römer zur Bewunderung hinreißt. Neulich ward ich dort durch Frau von Goethe einer deutschen Landsmännin vorgestellt, welche als Verfasserin mehrerer Romandichtungen sich bereits einen Namen in unserer poetischen Literatur erworben hat. Es ist Fanny Lewald aus Königsberg." Dann spricht er weiter von der interessanten Landsmännin; über der neuen Freundin hat er die übrige Gesellschaft im Palazzo Poli vergessen.

Auch Fanny Lewald hat die Eindrücke ihrer ersten Italienreise in einem Buche niedergelegt; aber ihr „Italienisches Bilderbuch" wirkt dem lebensprühenden Werke Stahrs gegenüber matt und dürftig. Vom Palazzo Poli sagt sie nichts; um so mehr aber berichten davon ihre vortrefflichen Lebenserinnerungen, die acht Jahre nach ihrem Tode erschienen. Sie enthalten zugleich die beste Charakteristik, die Sibylle je von einem ihrer Zeitgenossen gefunden hat.

Fanny Lewald kam am 11. Oktober 1845 nach Rom. Sie hatte Empfehlungen an Adele Schopenhauer und an Ottilie von Goethe und suchte Adele zuerst auf. Die „auffallende Unschönheit" Adelens, ihre „feierliche doktorale Pose", ihre vornehmtuerische Gespreiztheit und altjüngferliche Pedanterie verbunden mit einer zudringlichen Neugier machten auf die Besucherin einen Eindruck, der aus anfänglichem Entsetzen bald in übermütige Belustigung umschlug. Später mußte Fanny Lewald gestehen, daß sie manch gute Stunde mit Adele zugebracht und mancherlei Freundlichkeiten von ihr erfahren habe, nachdem sie einmal gelernt hatte, „ihre Wunderlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen, was eben nicht schwer war".

Als schärfsten Gegensatz zu Adele bezeichnet Fanny Lewald deren langjährige Freundin Ottilie von Goethe, von der sie nur nicht begreifen kann, wie ihre „geistvolle und oft bis zur Unvorsichtigkeit gehende Natürlichkeit, wie ihre auf das Belieben des Augenblicks, auf die Eingebung der Minute gestellte Leichtlebigkeit mit der feierlichen, auf eigene Gelehrsamkeit und auf den Zu-

sammenhang mit einer großen Vergangenheit gebauten Pedanterie von Fräulein Adele sich jemals hatten zusammenfinden können". Wie aber die Kritik meist geistreicher und beredter zu sein pflegt als die bewundernde Anerkennung, so tritt in der Lewald Schilderung die Schwiegertochter Goethes weit weniger plastisch heraus als die groteske Holzschnittfigur Adelens.

Ottilie von Goethe war es, die der deutschen Schriftstellerin Eingang bei Sibylle Mertens verschaffte, der „principessa tedesca", wie die Italiener sie nannten, und Fanny Lewald schildert nun mit liebevoller Ausführlichkeit nicht nur die „ganz mondäne" Gesellschaft im Palazzo Poli, sondern vor allem auch Sibylle selbst, diese „wunderbare Frau", die „eigenartig und fremd in ihrer Umgebung, harmonisch trotz ihrer Wunderlichkeiten, sanft trotz ihrer Herbigkeit", in ihrer — Fanny Lewalds — Erinnerung so unvergleichlich und gesondert dastehe wie der Kölner Dom, in dessen Schatten Sibylle geboren wurde.


Ottilie von Goethe. Zeichnung von Heinrich Müller

„Es war eigentlich nichts Ungewöhnliches in ihrer Erscheinung, aber sie selbst war ungewöhnlich. Reich und frei geboren, mochte sie damals über fünfzig Jahre [erst sechsundvierzig!] alt sein, eine über das Mittelmaß große, magere Gestalt. Der schmale, fast fleischlose Kopf war von glattem, dickem und kurz abgeschnittenem Haar umgeben. Der ganze Knochenbau lag zutage, die Backen- und Augenknochen sprangen hervor, die Lippen waren schmal, der Mund nicht klein, das Kinn stark; und doch konnte man von diesem Kopfe den Blick nicht abwenden. Auf den alten Bildern der niederländischen Schule habe ich solche Frauengestalten gesehen. Sie knieten, in brünstigem Gebet versunken, zu den Füßen der Heiligen, zu deren Ehre sie die Bilder malen lassen. Schwarze Gewänder hatten sie an und Schleier über die bleichen, magern Stirnen, und nur in den Augen brannte noch das Leben.

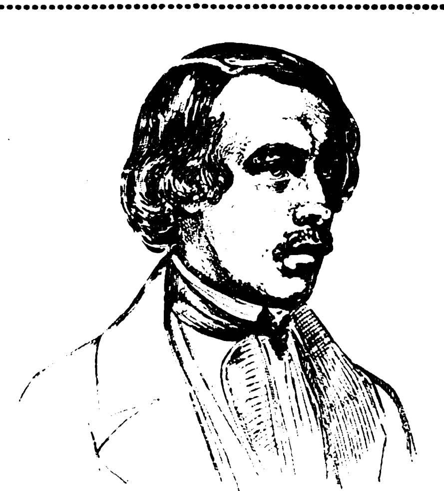
So sah ich auch Sibylle zum erstenmal. Im langen, schwarzen Kleide, das fest um ihre schmalen Schultern anschloß, das Antlitz und den Oberkörper mit einem schwarzen Spitzentuch umhüllt, die Augen zum Gebet erhoben, den Rosenkranz in der Hand, so lag sie in Sankt Peter auf den Knien, regungslos wie ihre Ahnen in den deutschen Bildern.

Es setzte mich beinahe in Verwunderung, als sie, nach beendigtem Gebet aufstehend und sich umwendend, den Konsul Marstaller, der mich an dem Tage nach Sankt Peter begleitet hatte, erkannte und sich ihm näherte. Er stellte mich ihr vor, sie kannte durch Frau von Goethe bereits meinen Namen und lud mich zu sich ein. Das war alles ganz natürlich; aber eben das war es! Das Natürliche befremdete an ihr, und als man mir sagte, daß sie sehr gesellig sei, ein großes Haus mache, kam es mir kaum glaublich vor...

Sie hatte an jedem Dienstag Empfangsabend, an dem man sicher sein konnte, Leute von allen Nationen anzutreffen. Da sie streng katholisch und mit den Großwürdenträgern der päpstlichen Regierung nahe bekannt war, fand man immer auch eine Anzahl Prälaten und Weltgeistliche in ihrem Hause; und weil sie selbst eine gelehrte Archäologin war ..., gehörten auch die römischen Altertumsforscher und Kunstkenner, ebenso wie die Gelehrten des preußischen Archäologischen Instituts, das seinen Sitz in der preußischen Gesandtschaft auf dem Kapi-

tole hatte, zu ihren Gästen." — Im Salon Sibylleus fühlte sich nun Fanny Lewald in ihrem wahren Element. Wenn sie hier bald in dieser, bald in jener Sprache reden mußte, wenn sie sich an der eigenartigen eleganten Konversation mit den Italienern belustigte, bei der Rede und Gegenrede leicht und fröhlich wie ein Federhandspiel gehandhabt wurden, ward sie sich ihrer eigenen geistigen Schnellkraft mehr als je bewußt. Die Unterhaltung an diesen Dienstagen wurde bald ein Ereignis, auf das sie sich die ganze Woche zu freuen pflegte.

Im Hause Sibyllens war es denn auch, wo Fanny Lewald ihren spätern Gatten Adolf Stahr kennen lernte. Sibylle selbst stellte ihr den Landsmann vor, den sie bis dahin nur flüchtig gesehen hatte. Mit dieser Begegnung erreichen Fanny Lewalds Erinnerungen ihr Ziel, und vor der Gestalt Stahrs treten die übrigen Persönlichkeiten in den Hintergrund zurück. Wir verdanken ihr aber noch folgende Beschreibung eines „Bohnenfestes", das die Rheinländerin, getreu den Sitten ihrer Heimat, dem internationalen Völkergemisch ihres römischen Salons bereitete.



Walther von Goethe. Anonymer Stahlstich

„Die Gesellschaft war wie immer sehr glänzend. Adelaide Sartoris, die ehemalige Adelaide Kemble, hatte zu Singen versprochen, ihre Schwester, die schöne und geistvolle Schauspielerin Fanny Kemble, die nach ihrer Verheiratung mit Herrn Buttler in New York ein Journal redigiert und sich auch als Schriftstellerin einen Namen gemacht, war ebenfalls anwesend...

Der Bohnenkuchen wurde in aller Form gegessen. Groß wie er war, mußte er in sehr viel Stücke zerteilt werden, denn die Zahl der Gäste war noch größer als sonst, und der Zufall teilte mir die Bohne zu. In aller Eile wurde auf einer kleinen Erhöhung ein im voraus bereiteter Ehrensessel aufgestellt, man hing mir einen roten Schal als Mantel um, und nachdem ich so in aller Form in mein Amt eingesetzt worden, erschienen Frau Mertens, Frau von Goethe und Fräulein Schopenhauer im Kostüm der heiligen drei Könige, die in drei Körben ihre Gaben darbrachten, welche ich nach dem Anweis der von ihnen gesprochenen Gedichte an die Gesellschaft zu verteilen hatte. Es waren kleine Nippes, Ansichten von Rom, kleine Marmor- und Alabastersachen, aber alles eben nur Gegenstände von mäßigem Werte, wie man sie Fremden ohne Zudringlichkeit anbieten darf... Indes der Gäste waren doch noch mehr als der Gaben. Frau Mertens füllte mir die leer werdenden Körbe wieder mit verschiedenen Kleinigkeiten, welche sie aus ihrem Vorrat herbeiholte, und als das endlich auch nicht reichen wollte... nahm ich die Kamelien, die ich an der Brust und im Haar trug, und verteilte diese an die Leerausgegangenen. Solch kleine Entschlossenheit und Ungezwungenheit war nun recht im Sinne der Italiener... Die Gesellschaft, äußerst angeregt, fing gegen die Sitte des Hauses zu tanzen an, selbst Stahr ließ es sich nicht ausreden, ein paar Touren zu walzen."

Von ihren Unterhaltungen mit Sibylle ist Fanny Lewald nur ein Ausspruch im Gedächtnis geblieben. Man sprach über die Neigung vieler bedeutenden Männer zu unbedeutenden Frauen, ein Problem, das die deutsche Schriftstellerin in ihrem Roman „Eine Lebensfrage" berührt hatte. Frau Mertens zuckte lächelnd die Schultern. „Sie bilden sich ein, die Männer zu kennen," sagte sie zu Fanny Lewald, „und sind doch selbst ein Kind! Sie bilden sich auch ein, Ihren ‚Faust' zu kennen und scheinen das ‚Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!' noch keineswegs zu verstehen. Es ist den Männern weit eher möglich als Sie denken. Sie wissen viel leichter mit sich fertig zu werden, als Ihr guter Mädchenglaube es sich vorstellt."

Ähnlich wie das Bohnenfest dürfte auch der Aschermittwoch dieses Jahres 1846 im Palazzo Poli begangen worden sein. Ein Überbleibsel der festlichen Veranstaltungen dieses Tages ist ein Manuskript von Sibyllens Hand, eine Kapuzinerpredigt in Knüttelversen, die jedenfalls von der Wirtin des Hauses, vielleicht auch in entsprechender Verkleidung, den Gästen, von denen wohl manche nach dem Karneval Rom verließen, gehalten wurde und nach ihren aktuellen Anspielungen diesem selben Jahre angehören muß. Das ganze Opus ist zu lang, daher können nur Stücke daraus wiedergegeben werden, von denen einige auch heute noch eine gewisse mahnende Bedeutung haben.

Ich sage euch, die deutsche Gesellschaft in Rom
Nehme sich ein Abbild an dem Kölner Dom.
Er ist deutsch, aber in all seinen wechselnden Formen
Erkennt ihr der Schönheit und Einheit Normen.
Er ist deutsch; aber er ist vollkommen,
An ihm ist nichts verdrehet und verschwommen,
Harmonisch, stark, einladend in seine Hallen,
Gebaut, allen und jedem wohlzugefallen.
So seid denn auch ihr, wenn ihr anders den deutschen Namen
Nicht zu Spott und Unbill aus wollet kramen...
Stark sollt ihr sein, und einig, und fein;
Habt ihr Mängel, so haltet sie klein;
Weder grobe, flache Klötze, noch unnütze scharfe Ecken
Sollt ihr breit oder spitzig von euch strecken;
Und wo Deutsche versammelt zu schauen,
Da trete jeder hinzu mit Lust und Vertrauen.

Vor allem, behandelt euch stets mit Milde,
Tut euch mit Nachreden kein Ungebilde.
Denn wir sollen einer an des andern Kräften und Gaben
Im fremden Land einen Anhalt und Rücken haben.
... Denn nur, wenn Übermaß, plaudert in fremdem Haus
Man die Fehler der Familie aus.

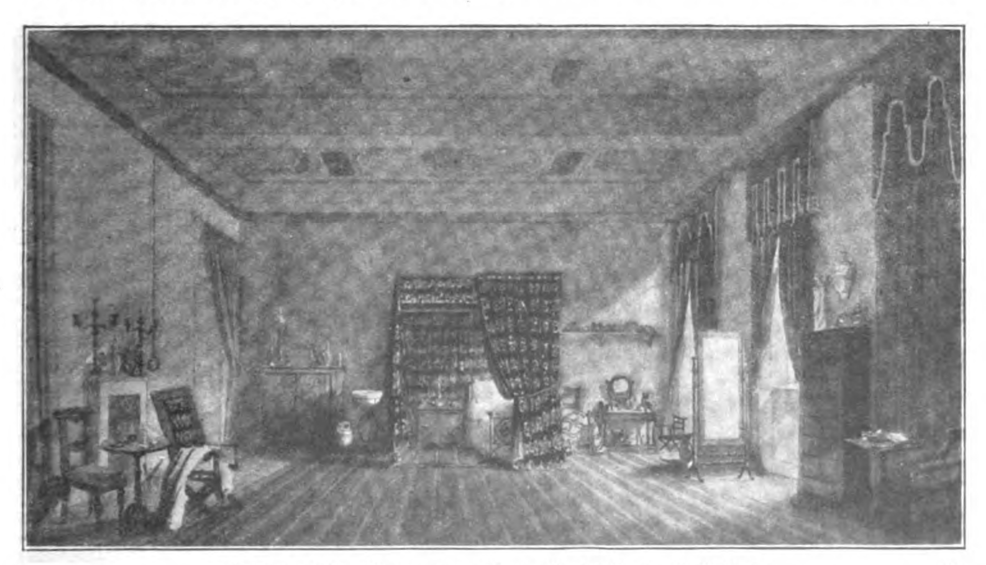
Ein anderes muß ich euch teilen mit,
Welches gegen jede gute Gewohnheit und Sitt'.
Das ist, wenn in dem Lande, worin ihr lebt,
Ihr euch hochmütig über die Landeskinder erhebt.
Denn, wie groß auch seien eure guten Gaben,
Sie mögen leichtlich noch bessere haben,
Nur blieben sie eurer Unkunde verborgen
Oder sind nicht scheingestellt mit ängstlichen Sorgen...

Auch sage ich euch, in dieser Zeit der Fasten
Schließt weit auf eure sämtlichen Gehirnkasten,
Daß in den Tagen ruhiger Kunstbeschauung
Ihr Rom durchwandelt mit Ernst und Erbauung...
Und da rede ich zuerst von der Musika.
Die tritt ernst und heilig in der Sixtina euch nah;
... Nicht sollt ihr da gaffen und konversieren,
Oder mit Blicken gar kokettieren
Und auf die Bänke, zum gemeinen Skandal,
Euch stellen in unseres Herrgotts Saal.
Seht ihr denn nicht, von Meisters Händen,
Das Gericht der Sünder verzeichnet an den Wänden...
Doch bei dieser Erwähnung vom Jüngsten Gericht
Will ich euch trösten mit einer italienischen Geschicht'.
Es predigte ein Kapuzinermönch in Neapel
Vom Leiden Christi und ließ von Stapel
So viel Nervenerschütterndes, Rührendes laufen,
Daß wie beim Regen aus einer Traufen
Der Strom der Tränen dem Publikum floß.
So daß dieser Jammer den Mönch selbst verdroß.
Und um zu hemmen die Tränenflut
Seiner Zuhörer, rief er: „O! Fasset Mut!
O weint nicht so sehr! Denn was ich berichte —
Vielleicht ist's eine erlogne Geschichte!“ —

Doch wovor ich euch warnen will, das ist das Stehlen,
Und hierin tut ihr alle gröblich fehlen.
Denn die einen tragen zu ganzen Stücken
So Marmorreste als Mosaiken
Und Scherben aus Gärten, Ruinen und Villen,
Um improvisierte Museen zu füllen.
Die andern, besonders Bildhauer und Pittoren,
Die stehlen, und nicht bloß Nasen und Ohren,
Nein, ganze Gestalten und Situationen,
Als seien es eben nur Erbsen und Bohnen,
Und sie trügen den Michel und Raffael
Lieber ganz fort in Öl oder Aquarell;
Und die lieben, guten Antiken
Müssen in alles Moderne sich schicken...

Und somit geb' ich euch meinen Segen!
Der Herre behüte euch auf euren Wegen!
Mir aber gewähr' er zu aller Zeit
In Rom euch wiederzusehen Gelegenheit!

Sibyllens Bescheidenheit, ihre Abneigung gegen alle öffentliche Herausstellung mag selbst dafür gesorgt haben, daß von der anregenden bunten Geselligkeit in ihrem Hause zu Rom so gut wie nichts über den Kreis der Nächstbeteiligten hinaus bekannt wurde, und von den zahlreichen Besuchern des Palazzo Poli, unter denen so mancher die Feder zu handhaben wußte, hat außer Stahr und später Fanny Lewald keiner, soweit ich bisher feststellen konnte, diesem Kreise, an dessen Spitze eine deutsche Frau stand, ein Gedenkblatt gewidmet. Auch das gründliche Buch von Dr. Friedrich Noack, „Deutsches Leben in Rom 1700—1900“ (1907) weiß



Sibyllens letzte Wohnung in Rom. Aquarell von H. Wittmer

außer dem Namen Sibyllens nichts weiter zu berichten! Ganz spurlos ist aber in der gleichzeitigen Presse das Auftreten Sibyllens doch nicht geblieben. Der römische Korrespondent der „Leipziger Allgemeinen Zeitung", ein Dr. Albert Dressel, spricht mehrfach von ihr und versucht auch einmal eine Erklärung für die ungewöhnliche Tatsache, daß es gerade einer deutschen Frau vorbehalten gewesen sei, eine so ungewöhnliche Stellung im Geistes- und Gesellschaftsleben Roms einzunehmen. Er meint: man sei eben in Rom, im Gegensatz zu Deutschland, nicht daran gewöhnt, die Frauen auf gleichem geistigen Niveau mit den Männern stehen zu sehen.

Und damit mochte er, mindestens für die damalige Zeit, nicht so ganz unrecht haben.

Die Feier. Von Leo Sternberg

Auch die Seele hat Grenzen. Es war fast zu viel:
Immer zwölf Rosen an einem Stiel.
Wir standen und hielten die Hände auf,
und das Glück lud immer nur drauf und drauf.
Bevor die richtige Freude quoll,
waren die Hände von neuem voll.
Unfestlich wurde, was sonst erhebt —
ein Taumel! Wir haben zu schnell gelebt.
Aber Weihnachten sehe ich Licht!
Noch mehr dazu? Wir beschenken uns nicht!
Alles, was das ganze Jahr
hätte Rausch sein sollen und nur Hinrauschen war,
Langevergessenes lege ich frisch
noch einmal auf den Weihnachtstisch:
Bücher, die schon einmal gelesen;
Reisen, die zu kurz gewesen;
Gänge durch versponnenen Wald zu zweit;
unsres lampenbeschienenen Tisches Heimeligkeit;
Museen, Kirchen, Bibliotheken
mit ihren verstohlenen Nischen und Ecken;
Beguinenhöfe, Klöster, Galerien:
Mauve, Memling, Millet, Rembrandt van Rhyn.
Fahrten durch Kanal und Gracht,
übers Meer in glitzernder Sternennacht.
Das Glockenspiel hoch vom Belfriedchor ...
Träumende Wasserburgen im Lilienmoor ...
Baden in wogiger, grünblauer See
(Weiß entsteigst du dem Schaum, Aphrodite!) ...
Wandrungen über Berg und Tal ...
Ehrenfeste im Prismenlüstersaal
(Silbertuch, Schleppe auf blankem Parkett) ...
Pflegende Küsse am Krankenbett ...
Trennung und Tränen und Beschwer;
Kämpfe, ja auch Kämpfe — Gott gebe mehr! —
Morgengespräche noch in der Dunkelheit ...
Arbeit in schöner Kameradschaftlichkeit ...
Des Hochzeitstags allsonntägliche Wiederkehr,
Tresor und Truhe voll Juwelen,
Blumen und Früchte, die von allen Bäumen des Lebens,
von allen Frühlingsteppichen einigen Strebens
Märchen erzählen ...

All das Vergessene findet sich frisch
noch einmal auf dem Weihnachtstisch ...
Wir haben den Baum zu entzünden vergessen.
Dunkel herrscht schon in den Räumen.
Wir denken seufzend, was wir all besessen,
und träumen ...
In dem Flitterhaare silbergrün
sehen wir manchmal einen Faden glühn,
oder es feuert ein Haar
aus dem Dunkel wie Kupfer gar ...
Aber auf einmal — wer kann es ergründen? —
Kerze nach Kerze fängt an aufzublitzen,
steigt von Zweig zu Zweig — so steigt es hinauf bis zur Spitzen.
Hell ist das Zimmer, dein Antlitz wird blaß.
Wir wissen kein Wort und wissen nur das:
Tausend Lichter brennen,
Lichter — die nie mehr erlöschen können.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Max Dreyer: Die Siedler von Hohenmoor (Leipzig 1922) — Rudolf Haas: Auf lichter Höhe (ebd. 1922) — Karl Neurath: Der Preußenkaplan (Leipzig) — Hans v. Hammerstein: Ritter, Tod und Teufel (Leipzig) — Ernst Lissauer: Festlicher Werktag (Stuttgart 1922)

s ist eine eigentümliche Erscheinung in unserer Erzählungsliteratur, daß die Nachwirkungen des Friedensschlusses und Umsturzes sich stärker, jedenfalls allgemeiner spüren lassen, als seinerzeit die Eindrücke des Krieges. Der Grund liegt wohl darin —: im Kriege war das aufpeitschende Erleben größer als die Phantasie der Schaffenden, viele Schriftsteller standen überdies im Felde, aber selbst die Zurückgebliebenen hatten noch kaum den nötigen künstlerischen Abstand zu dem großen Weltbrand gewonnen, als sie auch schon auf einen gewissen Widerwillen gegen Kriegsschilderungen stießen — kein Wunder, wenn man jahrelang in jeder einzelnen Zeitungsnummer damit genudelt wird. Selbsterlebte, oder täglich aus dem Zeitungsblatt geschöpfte Schrecknisse bilden keine angenehme Erinnerung, zumal wenn sie bergab führen und noch nicht überwunden sind. Anders ist es mit den Nachwirkungen der Revolution und des Friedensschlusses, ihnen kann man sich nicht entziehen, sie dringen in unser Haus, sie sind immerfort spürbar, in der Umgestaltung aller Lebensverhältnisse, in der Veränderung aller Schicksale, aller Einstellungen und Stimmungen, sie bleiben und begegnen uns in jeder Minute unseres Daseins, sie sind um uns, wie die Luft, die wir atmen, wie das Licht, das wir sehen.

Und je beklemmender diese Luft, je trüber dies Licht, um so stärker ist ihr Einschlag im Schrifttum zu spüren. Nicht als ob nun ein großes Jammern und Wehklagen sich erhoben hätte. Es ehrt vielmehr unsere Fabulierer, daß sie in der Mehrzahl nach Licht- und Ausblicken spähen, Trost und Halt suchen, neue Wege und Aufstiege weisen wollen, zur Besinnung auf unser Bestes, auf unsere Kultur und Volksgemeinschaft mahnen. So ist es ein gemeinsames Merkmal der drei nachfolgenden Werke, daß sie wie frisch, aber auf fester Grundmauer gebaute Geländer an tosendem Strom wirken sollen.

Da hat uns zu seinem sechzigsten Geburtstag Max Dreyer einen neuen Roman geschenkt, in dem er ernst und mit heißer Liebe Stellung nimmt zu den Volksnöten unserer Zeit. Daß wir wieder aufbauen müssen, ist der selbstverständliche Grundgedanke bei einem so ruhig wägenden, klar blickenden Vaterlandsfreund, und so kann man die Geschichte, die hier erzählt wird, wohl als ein Symbol nehmen: es ist ein Aufbau an öder Stätte, ein Siedlungswerk, das nach dem Kriege dort oben an der Ostsee auf dem Hohenmoor mit frischem Unternehmergeist und jugendlicher Kraft errichtet wird. „Heimstätten bauen wir aus deutscher Erde, auf deutschem Land. So unglückselig arm ist das Vaterland geworden, nur eins ist sein Reichtum, das sind seine Kinder. Die drängen zu ihm, die schmiegen sich an seine Brust, sie wollen, sie müssen bei ihm bleiben. Wie sie alle kommen, wie sie sich mehren, es fehlen die Herde, sie zu wärmen und zu hüten. Deutsche Herde wollen wir bauen! Helfen wollen wir, daß kein Deutscher heimatlos sei im deutschen Land ... Nun bietet diese arme Erde sich dar, auch sie möchte nützen und helfen. Und ist sie noch arm, da solche Kraft in ihr lebt? Uns liegt es ob, die Kraft zu lösen und zu mehren, durch unserer Hirne, unserer Hände, unserer Herzen Walten und Wirken. Ist das nicht eine Schöpfung?"

Hier haben wir das geistige Fundament des Romans und jener Siedelung zugleich. Man glaube aber nun ja nicht, daß der Leser mit Begriffen, Erwägungen, Allgemeinbetrachtungen abgespeist werde, im Gegenteil: es geht sehr lebendig in dieser Erzählung her, sie ist gefüllt mit Spannung, und ganz besondere Sorgfalt hat Dreyer diesmal der Charakteristik sonderbarer und doch echt gezeichneter Gestalten gewidmet. Da ist der kleine Leutnant a. D., der sich morgens beim Waschen mit unerschöpflichem Sprachschatz schimpfend und fluchend über diese „Bande" hier, die „Barackenheiligen, die Eisenfresser der Pflicht, die Strohsackasketen", das Herz erleichtert, das im Grunde doch ganz bei ihnen ist, da tritt die wuchtige Gestalt des Besitzers von Hohenmoor Baron v. Borkhus auf schwerfälligen, von Ischias geplagten Beinen vor uns hin und sein geiziger Nachbar, der „Ammoniakiter" (weshalb er so heißt, muß man nachlesen); interessante Frauengestalten gehen leidend und handelnd durch den Roman, endlich ist da Lud Uhlenbrook, der alte Torfmeister und Totengräber, der das Moor verkörpert, wie der fliegende Holländer das Meer, wie Rübezahl das Riesengebirge; eine prachtvolle Gestalt, die aus Sage und Mythos emporgewachsen scheint. Er wettert in seiner polternden Art auf den letzten Krieg: „Das war kein gerader Krieg! Schief kam er und aus der Ecke! Was ging uns um Haut und Haar das an, was da unten bei den Mausefallenhändlern passierte!

Ich war 66 und 70 dabei — da wußten wir, was wir wollten. Aber hier wußten wir das nicht. Und darum, es war krumm und dumm von vornherein. Und doch krümmer und dümmer, was wir all die Jahre vorher angestellt haben, uns all die vielen Feinde aufzuhalsen."

Man sieht: es wird viel von Politik gesprochen in dem Buch, aber ohne Einseitigkeit; Dreyer sucht alles, was ehrliche Meinung hat, zu verstehen, und nicht ohne inneren Anteil erleben wir das tragische Ende einer jungen Kommunistin. Auch die Siedler selbst sind ohne Voreingenommenheit geschildert, da gibt es trennende Eifersüchteleien, ja, die alte deutsche Partei- und Hadersucht, die im Lande wütet, droht auch ihr Werk zu zerreißen, aber angesichts der Frechheit eines französischen Kommissionsschnüfflers ist die Einigung wieder da. „Ein Buch des Zorns und der Zuversicht" nennt Dreyer sein Werk, es ist auch ein Buch der Liebe und der Altersweisheit, ein Buch für sorgende und bekümmerte Deutsche unserer Zeit.

Es wird einem einigermaßen schwer gemacht, zwei Bücher des Verlages, in dem Dreyers Roman erschienen ist, in einem Atem zu besprechen. Denn dieser Verlag hat seit Jahren die Gepflogenheit, in geschmacklosem Marktschreierton sich unausgesetzt unter Verbrauch der stärksten Superlative über seine Ware zu ergehen und diese schreienden Wortplakate auch noch in den Innenseiten des Umschlags abzudrucken. Gewiß ist es ein stillschweigend hingenommenes Vorrecht der Reklame, die Werte des Angepriesenen zu übertreiben, aber es gibt auch da, namentlich auf dem Gebiete der schönen Literatur, doch gewisse Grenzen, die Geschmack und Geisteskultur ziehen. Dürfte man dem Verlag Staackmann auch nur die Hälfte seiner Ruhmesposaunenstöße glauben, so müßte das goldene Zeitalter nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur just in diesem Verlaghause angebrochen sein, Meisterwerk auf Meisterwerk wären dann in ununterbrochener Folge wie prächtige Nordlichtphänomene über dem krähenden Turmhahn der Leipziger Königstraße erschienen. Man kann diesem Unfug, der bei Stiefelschmiere und Likören noch erträglich sein mag, der aber im Bezirk der deutschen Epik geradezu abstoßend wirkt, nur steuern, wenn man fortan ein paar Stichworte aus den urteillosen, geschmackverlassenen Begeisterungshymnen (ich habe eine kleine Sammlung davon) dem Gelächter preisgibt, indem man sie aneinanderreiht. Für diesmal wollen wir davon absehen, weder Max Dreyer noch der Triebl-Haas verdienen es, daß an ihre Würdigung ein satirisches Schwänzchen gehängt wird.

Denn seinen dritten Triebl-Roman bietet Rudolf Haas jetzt in dem Werk „Auf lichter Höhe". Er hat es sich diesmal ein wenig leicht gemacht, vielleicht weil er an anderem schwer genug zu tragen hat, und doch den Berg hinaufmuß, zu der lichten Höhe, zu der ihn sein Herz zieht. Woran er so schwer zu tragen hat, der Triebl-Haas? An unserer gemeinsamen Zentnerlast natürlich, dem maßlosen deutschen Elend dieser Zeit. Mit Zorn und Grimm, aber auch mit kräftigem Humor geht er vor allem dem Schieberpack zu Leibe, das sich jetzt breit macht und über die geistigen Arbeiter, die anständigen Familien hinweg, wie „über Leichen geht". So ergibt es sich von selbst, daß zwei Welten einander gegenübergestellt werden. Im Haus „Zum stillen Winkel", von alten Bäumen umhegt, abseits von der lauten Straße des Vororts wohnt der Geheimrat Bernglau mit seiner Tochter Traudel. Das schlichte aber behagliche Haus mit den grünen Fensterläden und der blanken Messingklinke, schon vom Urgroßvater her Familienbesitz, ist dem Geheimrat ein Tempel der Ruhe und der Gelehrtenarbeit. Da dringen die neuen Zustände und Verhältnisse zerstörend auch in dies heimliche Nest. Die bisher im Hinterhaus wohnende Familie Schleck, kleine Grünkramhändler der Vorstadt, sind durch Schiebungen reich geworden und trachten nun begehrlich nach der vornehmen Geheimratvilla. Mit Hilfe des Wohnungsamts, das auf eine Denunziation hin die behaglichen Räume mit Zwangsmietern besetzt, unter unausgesetzten Schikanen gelingt es Schleck, dem „gebildeten Herrn" sein Heim gründlich zu verleiden; resigniert zieht Bernglau sich zurück, verkauft dem Schieber seinen stillen Winkel und geht selber mit seiner Tochter, um sich erst einmal wieder in reiner Luft zu erholen, ins Hochgebirge. Dort trifft er seinen Freund Triebl, der ihn in Wirklichkeit da oben aufgesucht hat, und mit seinem unverwüstlichen derben Humor die beiden wieder das Lachen lehrt. Sie verbringen gemeinsam herrliche Sommertage hoch über der Qual der Täler und bezwingen auch noch rüstig manchen alten Bergriesen. Endlich findet Bernglau auf einsamer Paßhöhe ein neues Heim, „auf lichter Höhe", und die Trudel wohnt mit ihrem jungen Ehemann, dem Triebl-Sohn, bei ihm und führt für alle drei die Wirtschaft. Bis hier steigt ihnen die Familie Schleck nicht nach — ein Versuch wird kläglich abgewiesen — und die Pein, das Elend der Zeit ebensowenig, die lichte Höhe der Berge und des Humors ist die letzte Rettung.

Diese einfachen Geschehnisse sind, um bei der Wahrheit zu bleiben, ein wenig grob konstruiert und allzu deutlich in Gegensätze gebracht. Mit direkter Charakteristik, gleichsam mit einem aufgenähten Steckbrief werden die Gestalten hingestellt, auf die eine Seite fällt alles Licht, auf die andere aller Schatten, breit sind die Naturschilderungen, an sich sehr schön, hineingelagert, und viele Debatten über die jeweiligen Zustände und ihr Elend zersprengen den epischen Lauf. Aber die Vorzüge der früheren Triebl-Romane sind auch diesem geblieben: es ist ein gesundes Buch, man muß den Verfasser, der ja selber in



In roter Jacke. Gemälde von Peter Kálmán

seinen Triebl-Leuten steckt, auch hier wieder lieb gewinnen, er ist eine „Seele von Mensch" wie man zu sagen pflegt.

Merkwürdig: kam die eine Stimme von der Waterkant, die zweite aus den Bergen, so klingt jetzt die dritte vom Rhein herüber, ein Terzett, das dem bedrückten Deutschen ein wenig Trost und Erhebung ins Herz singen möchte und es auch wohl für ein Weilchen fertig bekommt. Karl Neurath ist dieser Dritte, ein gebürtiger Mainzer, der in Bremen mit Umsicht und Verständnis ein angesehenes Kritikeramt verwaltet, auch schon durch sein Schauspiel „Der Bundschuh" sich die Bühne erobert hat. In seinem Roman Der Preußenkaplan ist der eigentliche „Held" sein Heimatstrom, der Vater Rhein, er verbindet alle Menschen und alle Gedanken dieses warmherzigen Buchs, wie er mit seiner strömenden Welle Städte und Dörfer, Länder und Völker verbindet. Ein Symbol ist er — auch für das Schicksal des „Preußenkaplans" Wolfgang. Nach Bestimmung seines Vaters, eines Kantors im rheinhessischen Dörflein, wird er Priesterschüler und dann Kaplan, aus dunkler Enge aber bahnt ihm, wie dem geliebten Strom, die Sehnsucht nach Freiheit und die eigene schwellende Kraft den Weg in die Weite. Freilich geht es da ohne Hemmungen, Krümmungen und Umwege nicht ab, aber der strömende Wille ist stärker als alle Hindernisse, und selbst ein „Fall" bringt ihn nur schneller vorwärts. Wie der junge Rhein ein großes Läuterungsbassin im Bodensee findet, so Wolfgang im vaterländischen Gedanken, der das blaue Auge zum Himmel aufschlägt — mit Recht so genannt, weil in ihm die Urkräfte wohnen. Manche Lorelei sitzt lockend am Ufer, aber er strömt, seines Zieles gewiß, weiter, bald stürmisch, bald in ruhiger Besinnung. Durch Rebenhügel nimmt er den Weg, gern macht er hier einmal eine Schleife, wo Gläserklingen und Volkslieder und Jugendfrohsinn von des Lebens Schönheit singen, wo die Freude am deutschen Land von grünen Bergen lacht, wo Sagen und Schlösser von der Vergangenheit träumen, während die Sehnsucht mit grüßenden Mastwimpeln durch frohbunte Gegenwart der Zukunft entgegenfliegt. Seiner Zukunft eilt auch Wolfgang unhemmbar zu, durch zähe Kraft und unablässiges Vorwärtsringen befreit er sich von den Fesseln des Priesterstandes, studiert und bringt es zu einem im Lebenstag tüchtigen Menschen, der in erweiterter Heimat — der Roman spielt 1870/71 — auch die Liebe seiner Jugend wiederfindet und mit ihr unlösbaren Lebensbund schließt.

Der Roman wirkt wie eine liebe Hand, die sich auf heiße Stirn legt. Das Erfreuliche und Emporhebende in ihm sind nicht so die Geschehnisse, die, ohne Klügelei erdacht, ruhig dahinfließen, als ein ungemein tüchtiger und hoher Sinn, der aus dem Ganzen spricht. Dieser Lebensernst, der doch mit seelischer Heiterkeit eine so gute Ehe eingegangen ist, diese rastlose Tüchtigkeit, die Liebe zu allem Guten und Hohen, zur Heimat und zu treuen Menschen — geben einen Zusammenklang von tiefem, unverlöschlichem Wert. Wie in ein mächtig brausendes Finale klingt die Freude am Rhein in den Schlußkapiteln, der Heimkehr Wolfgangs aus, das singt, von lieblichen Melodien durchbrochen, ein Hoheslied von jubelnder Heimatliebe und -Seligkeit, das lange noch im Ohr hallt.

Ein Buch, das sich von den vorhergehenden und den allermeisten anderen der gegenwärtigen Erzählungsliteratur in einem wesentlichen, vielleicht dem wesentlichsten Punkt unterscheidet, ist Ritter, Tod und Teufel von Hans v. Hammerstein. Die anderen haben alle Nebenzwecke, er will nur erzählen, in ihm fiebert das Blut des geborenen Epikers, er muß erzählen, wie der Seidenwurm spinnen, das Reh laufen, der Vogel fliegen muß, es ist seine Bestimmung. Damit ist schon ausgesprochen, daß uns hier ein ganz ungewöhnliches Talent geschenkt ist, denn die natürlichen Kräfte suchen da Betätigung, wo sie (siehe Seidenwurm, Reh und Vogel) am stärksten ausgebildet und in ihrer Eigenart vorbestimmt sind. Mit der Selbstkritik des großen Könners nennt Hammerstein den Roman: „Ein Bilderbuch aus dem 16. Jahrhundert" und hat damit den Einwand, den man gegen das Werk erheben könnte, von vornherein abgetan, nämlich daß keine geschlossene Erzählung, kein übersehbares Ganzes aus dem umfangreichen Werk geworden ist, sondern eben nur eine Reihe von Bildern. Aber schon schämt man sich hier überhaupt eines kritischen Einwandes, denn diese Bilder sind so farbenfrisch, so üppig reich an Mannigfaltigkeit der Beobachtung, an Poesie und künstlerischer Eigenart, daß man mit hellen Augen in steter Spannung den ewigen Wechsel der Situationen verfolgt, die von kühner Phantasie beflügelt sind. Man ist entzückt von einer Darstellungskunst, die zu den ganz ungewöhnlichen zählt. Hammerstein darf als einer der berufensten Epiker unserer Zeit gelten, nur springt die Frage auf, ob er nicht gerade im Mittelalter mit seinem bunten und uns Heutigen doch unkontrollierbaren Geschehen, mit seinen abenteuerlichen Gestalten sich als Erzähler eigentlich heimisch, „in seinem Element" fühlt, auf anderen Gebieten aber versagt. Seine Begabung, sein Reichtum an Einfällen und Phantasie, seine Anschauungskraft sind freilich so groß, daß diese Bedenken schwinden. Was die Leser dieser Bücherschau nun einmal wünschen: eine „Inhaltsangabe", läßt sich hier beim besten Willen nicht geben, man kann die einzelnen, lose nebeneinandergehängten Bilder unmöglich auch nur in der Mehrzahl beschreiben. Ihr gemeinsames Motiv ist die Fehde Mangolds v. Eberstein gegen die freie Reichsstadt Nürnberg in den Jahren 1516 bis 1522. Die Kämpfe wogen hin und her, die Gegenden wechseln. Mit flüchtigen Reitern sprengt der Leser in die Wälder des

Spessart bis gegen Frankfurt, oder folgt ihnen in die hochgetürmte Stadt Nürnberg, wo die Verwandte des Mangold, arg bedrängt, auf seine Hilfe hofft; fesselnde Bilder aus dem Burgleben der Ritter und ihren Turnieren sind eingeschaltet, die Kämpfe Ulrich v. Huttens für die deutsche Kaiserwahl, bis endlich (nach 430 enggedruckten Seiten) das Ganze stimmungreich in die Feier der Christmette in der St. Sebalduskirche der alten Reichsstadt ausklingt. Man kann in unserer schönen Literatur lange suchen, bis man so farbige, naturgetreue Ausschnitte aus dem Leben der Raubritter, der Landstörzer, der Buschklepper, Hehler und Schnapphähne findet; aber auch der ehrsamen Bürger, der groben Wirte und desgleichen.

Damit der Ring dieser Betrachtungen sich schließe, knüpfen wir wieder an jene ersten Bücher an, die zu innerem Aufbau die Wege weisen wollten. Es ist fraglich, ob sich Ernst Lissauer in seinem Festlichen Werktag diese Aufgabe gestellt, sicher, daß er sie erfüllt hat. Gerade weil man die Absicht nicht merkt, wirken seine Hinweise auf ewige Quellen der Erquickung und Gesundung um so überzeugender, man liest und schon spürt man die Wirkung.

Spürt sie so nachhaltig, daß man sich diesem Gefühl einer seelischen Erholung ganz hingibt und zunächst gar nicht davon sprechen mag. Ich habe dies Buch schon vor Wochen gelesen — langsam gelesen, in stillen Stunden — und kann mich erst heute entschließen, es hier „anzuzeigen", wie die Fachvokabel etwas nüchtern heißt, die diesmal beinahe in ein „anzupreisen" geändert werden kann. In sieben Teile, sieben Farben scheidet der Verfasser den Inhalt seines Buchs, aber wie im Spektrum sind ihre Übergänge wohl vermittelt, und sieht man sie ohne kritisches Prisma, so geben sie ein weißes Licht, das die Dinge um uns freundlich erhellt. Keine Erzählungen, nur Betrachtungen. „Vom Glück der Reise" spricht der Dichter, „zum Preise der Musik" und „von den ewigen Pfingsten". Er tut „Blicke in den Menschen" und legt „Aufzeichnungen über Goethe", über „Schöpfertum und Schaffen" vor. Alles in seiner stillen, tiefdringenden Art, mit dem „langsamen Pfeil der Schönheit", wie Nietzsche einmal sagt. Was Lissauer so hoch über die meisten Menschen unserer Zeit, zumal über die Schriftsteller erhebt, ist sein Bedürfnis zu verehren. Sein Auge sucht die großen Menschen auf, nicht um sie frech zu begaffen oder sich mit ihren Federn zu schmücken, sondern um sich durch ihren Anblick zu erheben und ihrem Wesen innerlich nahe zu kommen. Da sieht er manches, was anderen unscheinbar dünkt, als das Charakteristische, Artbestimmende. So knüpft er an jenen Zug bei Bismarck, daß er Randglossen zu den Morgenblättern machte und sie dann fortwarf, die Bemerkung: „Genie, das eigentliche Schöpfertum, ist eben immer schöpferisch, es ist vom Talent artmäßig unterschieden, durchaus nicht ein- und aussetzendes Können, sondern ein Sein, eine Art zu ‚reagieren' im wörtlichsten und bestimmtesten Sinne ‚rück-zu-wirken'".

Sage mir mit wem du umgehst und ich will dir sagen wer du bist, heißt ein Sprichwort, das mehr noch im geistigen als im äußerlichen Sinne recht hat. Aus Lissauers Schriften merkt man bald seinen Lieblingsverkehr heraus. Bestimmte Musiker, Dichter, Tatmenschen: Bach, Bruckner, Goethe, Hebbel, Luther, Bismarck sind es, mit denen er gern umgeht, oder deren Wesen in ihm, in seinen Gedanken und Empfindungen „umgeht". So kommt er von seinen vielen Betrachtungen Goethes zu der Erkenntnis, daß man ihn nicht nur als Dichter anschauen müsse, ihn auch nicht zerlegen dürfe in den Dichter, den Schriftsteller, Naturforscher, Beamten, „sondern man muß den Punkt suchen, jenen heißen, organischen Mittelpunkt im Goetheschen Ich, in dem alle diese Kräfte noch zusammengefaltet lagen... Goethes Energie ist Gottes Energie. Nicht betrachtsam und nicht ekstatisch fühlte er sich mit Gott vereinigt, wie es vor ihm Mystiker, Heilige und Heiliginnen erfahren hatten, sondern tätig und täglich." Ein andermal macht er die Bemerkung: „Es ist eine Probe für die Dichtwerke, ob sie es ertragen, in freier Natur vorgelesen zu werden." Im Jahr 1919 wandert Lissauer im bayrischen Gebirge und fühlt Deutschland wie nie zuvor. „In dunkler Bläue glänzt der Mörikesee, der dunkle Brahmsberg ragt, steil funkelt der Großbruckner, unterm geöffneten Mittaghimmel saust und funkelt das Grünewaldgeblock, mit heiteren Laubhängen und steilen Eismauern baut sich das Goethegebirg. Hölderlinischer Wind umstreicht meine Schläfen, Hebbelische Donner reden bisweilen um den Horizont, die schreitende Sohle berührt das Land, eine Luft Geistes spannt und spinnt sich über dem Scheitel, von Fuß zu Haar gehe ich gekleidet in Deutschland. Mit dem lastenden Schritt, mit dem lose flatternden Haar fühle ich es, fass' ich es, gleichsam pur. Niemals noch habe ich es so stark verspürt. Deutschland bläst mir an die Stirne, Deutschland weht mir an die Haut, Deutschland haucht mir in Nüstern und Mund. Sie beschimpfen es, um so heißer liebe ich es; es soll wanken, um so wandelloser spüre ich es; sie wollen es zerstören, ich fühle seine Ewigkeit... ich geh', ich weiß wohin, mich wundert nicht, daß ich trotz Grames fröhlich bin."

Ein weltliches Andachtbuch ist Lissauers Werk, geschrieben für Deutsche. Ein vertiefter Pantheismus durchdringt sein Denken und Empfinden. Er fühlt das Festliche im Werktag, das Göttliche im Fest, er hört Gott schweigen im Gebirge, reden in der Musik, er sieht seinen strahlenden Abglanz in großen Persönlichkeiten. Schließt man das Buch, so ist einem, als ob ein schöner Orgelklang langsam versumme, verstumme.

Illustrierte Rundschau

Schöne Frauen — Die Fresken des Stuttgarter Hauptbahnhofs — Ein Jubiläum in Königsberg — Paul Mieck und seine Schattenbildnisse — Lauchhammersche Bildnisbronzen — Zu unsern Bildern

In einem vornehm ausgestatteten Bande hat der Verlag von F. Bruckmann in München 36 Mezzotinto-Gravüren (nach Naturaufnahmen) „Schöne Frauen" vereinigt. Die Photographien hat zum größten Teil der Engländer E. O. Hoppé gemacht, ein Meister der Bildniskunst, der mit unsern besten Photographen den Vergleich aushalten kann. Nur einige wenige Bilder, die den deutschen Frauentypus vertreten sollen, hat Frau Minya Dièz-Dührkoop in Hamburg beigesteuert. Die Schönheitsgalerie dieses Bandes ist international. Sie zeigt Mädchen und Frauen aus aller Welt, aus Haiti und Deutschland, aus Indien und Polen, aus Japan und England, aus Armenien und Norwegen, aus Chile und Rußland. Die einleitenden Seiten hat Franz Blei geschrieben. Er weist in liebenswürdiger Plauderei darauf hin, daß der Mann eine Frau schön findet, daß dagegen die Frau dem ausweicht, schön zu sein. Sie hält sich höchstens für hübsch, denn sie sagt sich, daß die vollendete, die klassische Schönheit als Zusammenfassung aller möglichen Einzelreize kalt läßt. „Die Schönheit ist eine einzige Solonummer. Und nach dem achtzehnten Jahr beginnen die Frauen, dieses Solo etwas langweilig zu finden." Das Ganze ist mehr als ein unterhaltsames Bilderbuch, und das macht die geschickte Anordnung, die vom Einfachsten, von dem Ausdruck geschlechtlicher Simplizität, etwa bei dem Mädchen aus Haiti, alle Stufen der Entwicklung zeigt, bis zu jener „Vervollkommnung", wo, wie im Dollarlande, die Frau zur gefeierten und



Mädchen von Haiti. (Aus dem Werke „Schöne Frauen". Verlag von F. Bruckmann, München)

Prinzessin Monehsa-Indien. (Aus dem Werke „Schöne Frauen". Verlag von F. Bruckmann)

beherrschenden Puppe geworden ist. Wer will, kann sich also hier in Psychologie üben.

※ ※ ※

In der Zeit schwerster wirtschaftlicher Bedrängnis bedeutet es einen nationalen Trost, wenn jetzt, nach zehnjähriger Bauzeit, der Neubau des Stuttgarter Hauptbahnhofes wenigstens so gefördert ist, daß der Turm von Gerüsten befreit und die eine Hälfte der Empfangshalle vollendet ist. Unter der Leitung von Bonatz und Scholer reift hier ein Werk, das der schwäbischen Hauptstadt zum Schmuck und zum Ruhm gereicht, und mit besonders dankbarer Freude erfährt der Kunstfreund, daß neben dem Zweckdienlichen der schöne Überfluß sinnvoller Malerei hat walten dürfen. Die Wartesäle und Wirtschaftsräume sind von Rudolf Brackenhammer, Martin Nikolaus und Maria Foell mit sinnvollen Fresken ausgemalt. Da werden uns die sich wandelnden Mittel des Verkehrs gezeigt; da strahlt die Schönheit des Hegaus und der Schwäbischen Alb; da wird der einfache Zustand des Wartens in großgefühlten Figuren ausgedrückt. Alle diese Bilder, zu denen sich wohl noch ein weiteres preisgekröntes von Klara Rühle



Madame Tokugawa-Japan. (Aus dem Werke „Schöne Frauen". Verlag von F. Bruckmann)

gesellen wird, sind echte Schwaben: genügsam, nachdenklich.

⁂

Wenn eine Buchhandlung wie die von Graefe & Unger in Königsberg ihre Zweihundertjahrfeier begeht, so ist das angesichts der ständigen Bedrohung unsrer „Kolonie" Ostpreußen eine Angelegenheit, die weit über die Grenzen der Provinz hinaus herzlicher Teilnahme gewiß sein darf. Man hat denn auch bereits in der Tagespresse des Ereignisses freundlich gedacht; hier sei ausführlicher darüber gesprochen. Die Geschichte der Handlung ist eng mit der geistigen Blüte Königsbergs verknüpft. Schon der Gründer Joh. Eckart unterhielt enge Beziehungen zur Universität und bei seinem Nachfolger Kantor gingen Kant und Herder, Hippel und Hamann aus und ein. Seit zwanzig Jahren sind Hugo Poltakowsky und Otto Paetsch die Besitzer. Sie haben aus dem alten Geschäft einen mustergültigen Buchladen größten Stils geschaffen. Die Räume wirken wie behagliche Stätten zum Lesen. Den Büchern ist der Schmuck von Werken der bildenden Kunst sowie von lebenden Blumen gesellt, so daß der Käufer nicht das Gefühl hat, sich in einem Warenhaus für den Verschleiß geistiger Güter zu befinden, sondern auf die ruhigste, zwangloseste und vornehmste Weise zu dem geführt wird, was er für die Erweiterung seiner



Bodensee-Landschaft mit Hohentwiel. Fresko von Martin Nicolaus im Wartesaal des neueröffneten Stuttgarter Bahnhofes

Kenntnisse, die Schärfung seines künstlerischen Gefühls, die Erbauung seines Herzens gerade braucht. Möchte dem ausgezeichneten Unternehmen eine weitere langdauernde und schöne Blüte zum Besten deutscher Kunst und Wissenschaft verliehen sein!

⌘ ⌘ ⌘

Die „Gestörte Serenade", der Schattenriß von Paul Mieck verdankt seine Anregung dem „Hinkenden Teufel" von Lesage, jenem Schelmenroman mit dem spitzen Einfall, daß der Teufel durch die Dächer von Madrid blickt und bei dieser Gelegenheit natürlich die übelsten Dinge sieht. Mieck liebt in diesen und ähnlichen Entwürfen das Kostüm und den Zeitstil und freut sich der Gelegenheit, entschiedene, lebens- und schwungvolle Bewegung zu zeigen. Die Begabung des jungen Kölners (geb. 1889) ist nicht auf dies enge Gebiet beschränkt. Er ist nach



Ruhende Frauen. Fresko von Maria Foell im Speisesaal des neueröffneten Stuttgarter Bahnhofes



Ruderer. Fresko von Rudolf Brackenhammer im Wartesaal des neueröffneten Stuttgarter Bahnhofes

geschichtlichen und philologischen Studien, die für die erwähnte Neigung wichtig geworden sein werden, und nach Abschluß seiner künstlerischen Ausbildung an der Berliner Hochschule vornehmlich als Stilleben- und Binnenraummaler tätig, gelegentlich auch als Landschafter mit dankbarem Aufblick zu Karl Schuch.

⌘ ⌘ ⌘

Die auf bald 200 Jahre zurückblickende Bildgußabteilung in Lauchhammer (Provinz Sachsen) hat ihre Tätigkeit neuerdings umgestellt. Sie hat früher unzählige Denkmäler geliefert und kann auf das umfangreiche Lutherdenkmal Rietschels in Worms besonders stolz sein. Jetzt ist Deutschland zu arm, um Denkmäler zu errichten, und man ist, auf eine alte Überlieferung zurückgreifend, in Lauchhammer darangegangen, Werke der Kleinkunst, Masken und Plaketten in Bronze zu gießen. Der Leipziger Bildhauer Saudek hat für diesen Zweck vier Masken geschaffen: Beethoven, Nietzsche, Gerhart Hauptmann, Dostojewski. Wir bilden als ein Zeichen für Saudeks Kunst, die frei von Eigenwilligkeit völlig im Vorwurf aufzugehen vermag und ihn so erschöpft, den Dostojewski ab: ein Bauernkopf, ruhig, nüchtern, an der Tat geschult, ohne Pose, derb, fast schwerfällig in der Form, mit den schmalen Augen des Halbasiaten, den scharfen des Künstlers, des Sehers, die Stirn hoch und faltenlos, der Gesamteindruck ganz unromantisch nur mit einem leichten Schatten russischer Schwermut bedeckt. Das Ganze eine meisterliche Charakteristik. Neben Saudek ist auch Prof. Brodauf aus Dresden für Lauchhammer tätig. Er hat drei Musikerköpfe geschaffen (Mozart, Schumann, Brahms) und zwar in Plakettenform.

⌘ ⌘ ⌘

Mit einem flotten Winterbild von Franz Hienl-Merre wird das Heft eröffnet. Die fröhliche Farbigkeit der Vorlage ist in diesem Druck besonders gut wiedergegeben. Man hat in üppigeren Zeiten manchmal auf die bunten Bilder gescholten, denn sehr oft fälschten sie das Original. Heut sind es Kostbarkeiten geworden, und wir sind sicher, uns den Dank des Lesers zu verdienen, wenn wir die Schönheit der Ausstattung unter der Ungunst der Zeit nicht leiden lassen. Hienl-Merre ist Süddeutscher und wohnt

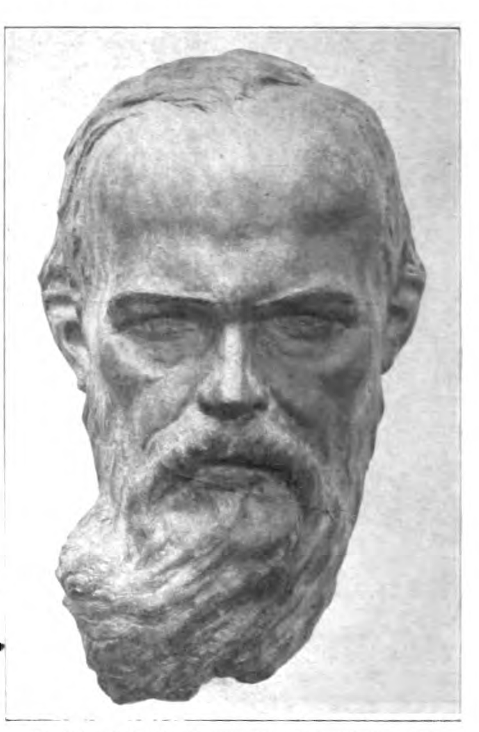


Zur Zweihundertjahrfeier der Königsberger Buchhandlung Gräfe & Unger. Aufnahme Max Kiby



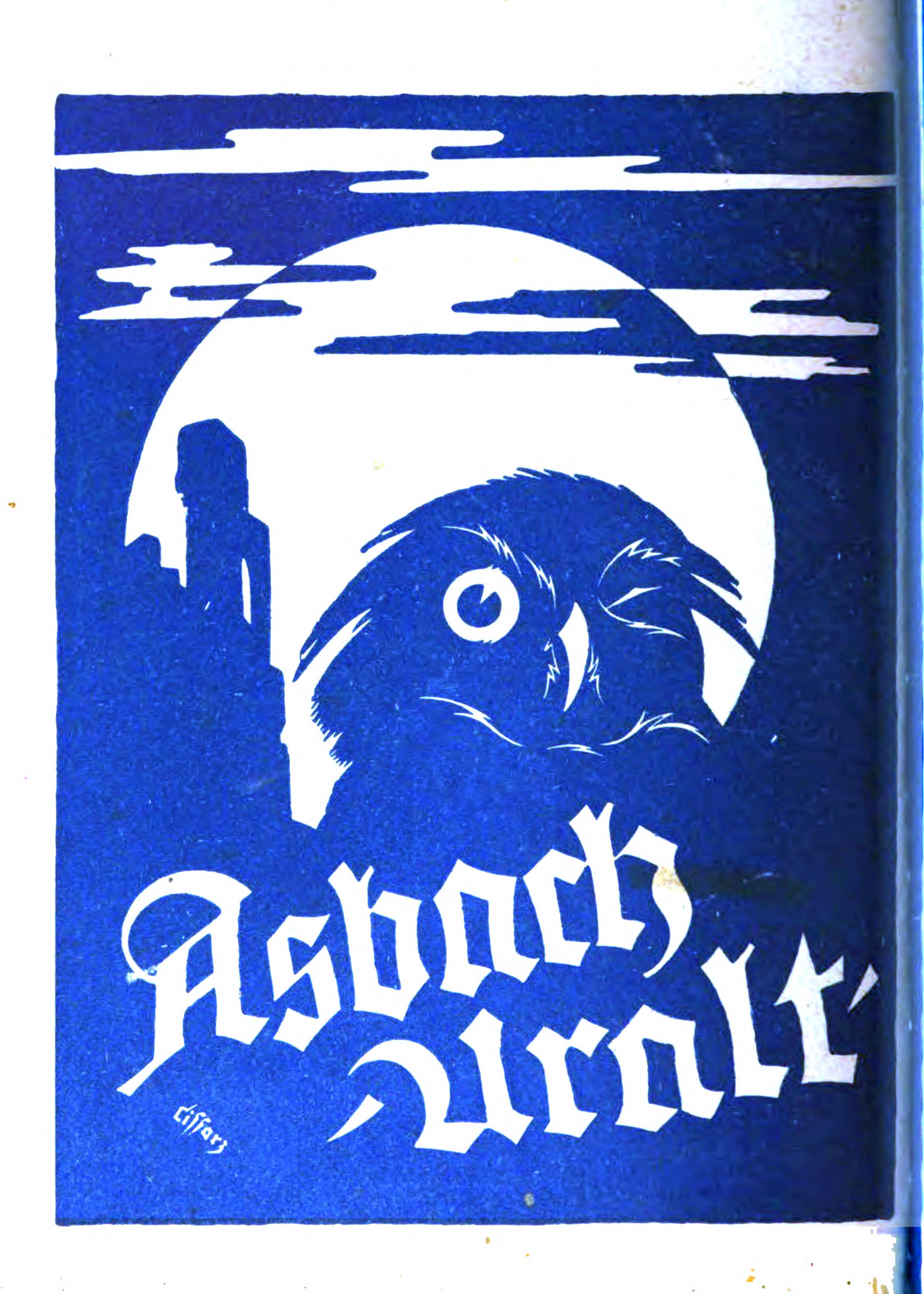
Gestörte Serenade
Federzeichnung von Paul Mieck-Trier

am Eibsee, wo er die Trabfahrer beobachtet und in ihrer lustigen Hatz aus der Vergänglichkeit eines sonnigen Wintertags auf die dauerhafte Leinwand gebracht hat. — Im Septemberheft 1920 finden die Leser einen Aufsatz über das Ansbacher Schloß. Von demselben Künstler, dessen Bilder die Schilderung begleiteten, von Prof. Fritz Beckert ist der hier abgebildete Festsaal (zw. S. 452 u. 453), und wie damals können die Betrachter auch heut eine Kunst bewundern, die mit empfindlichen Sinnen neben Farben und Lichtern auch kulturgeschichtliche Reize mit eindringlichem Verständnis zu vermitteln weiß. — Eine tolle Jagd von fast kinomäßiger Hetze gibt das Bronzebildwerk von Eberhard Encke, einem Münchener Plastiker, wieder (zw. S. 460 u. 461). — Der Märchen- und der Schönheitssinn von Ludwig Herterich bewährt sich in der anmutigen „Musik“ (zw. S. 468 u. 469). — Ein Phantast moderner Prägung war der 1922 noch nicht vierzigjährig verstorbene Düsseldorfer Hans Schüz. In seinen Bildern offenbart sich eine tiefe Sehnsucht nach dem Wunder, und wenn er wie hier (zw. S. 476 u. 477) die „Heiligen drei Könige“ malt, so ergibt er sich mit Inbrunst dem tiefen Sinn der biblischen Geschichte: dem Irren, das mit köstlicher Erfüllung belohnt wird, weil es im Glauben an eine himmlische Fügung geschieht. Die Landschaft ist von einer seltsamen Herrlichkeit, die Farben von unwahrscheinlicher Leuchtkraft, die Menschen ekstatisch erregt. So empfindet unsre künstlerische Jugend, und Schüz war einer der besten und reifsten. — Linde-Walthers Bildniskunst ist unsern Freunden so vertraut, daß das Gemälde zw. S. 508 u. 509 keines Wortes bedarf. — Auch der Düsseldorfer Hubert Dürnholz, der mit so lustigem Geschick auf Menschengewimmel von oben herabzublicken liebt, wird niemand mehr fremd sein. Wir freuen uns, einmal eins seiner Bilder farbig zu zeigen (zw. S. 518 u. 519). — Ein tüchtiges Tierstück, das namentlich das Herz des Naturfreundes, des Jägers erfreuen wird, hat Eugen Oßwald beigesteuert (zw. S. 526 u. 527). — Ein fröhliches Ende der bunten Bilderfolge bedeutet des aus Ungarn stammenden Peter Kalman kraftvolles Gemälde: „Die rote Jacke“, eine niederländisch derbe Münchnerin (zw. S. 548 u. 549). P. W.



Dostojewski-Maske von Saudek. Bronzeguß

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Fischer & Wittig in Leipzig.

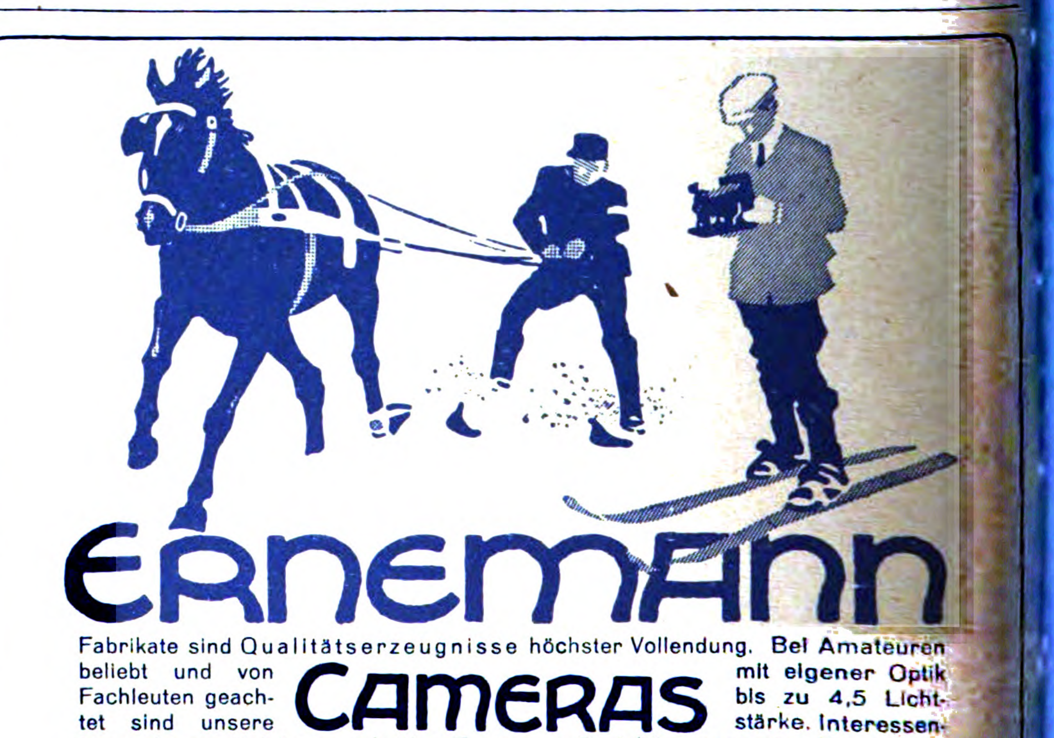
37. Jahrg. / Februar 1923 / 6. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

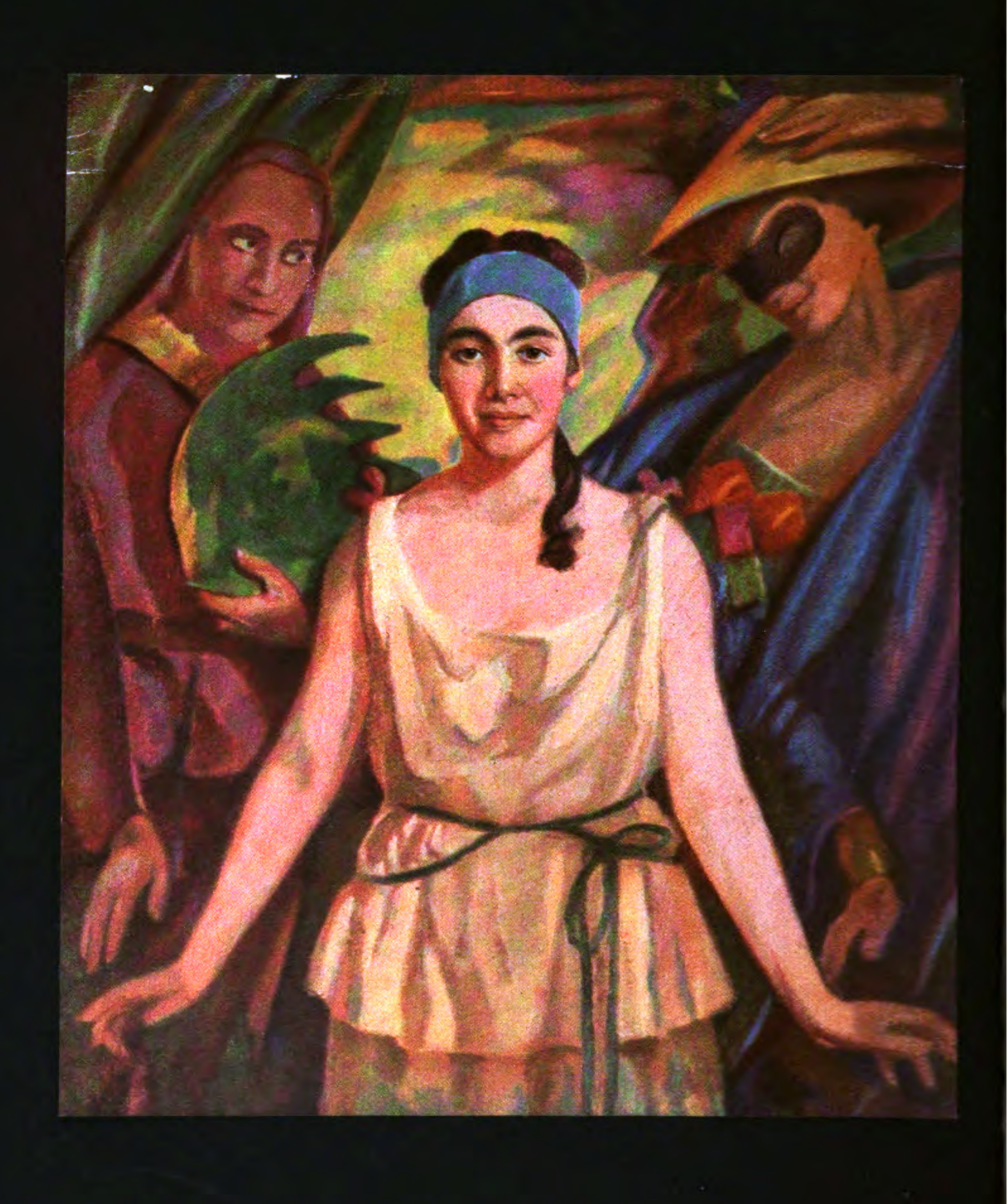
Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien


EX LIBRIS


EX LIBRIS


ERNEMANN





Stegreifkomödie. Gemälde von Hugo Kunz



Das Wunderbare
Roman von Jakob Schaffner

(Fortsetzung)

Das Golfhaus war plötzlich in die Mode gekommen. Jeden Nachmittag nahm man nun den Tee dort ein. Es lag sehr schön auf einer Bodenerhöhung vor dem Wald, so daß man einen umfassenden Blick auf die Stadt, den See und drüben nach der Alpenkette hatte. Eigentlich war es für einen solchen Gebrauch gar nicht eingerichtet. Man mußte alles hinbringen, was dazu gehörte, sogar Tische und Stühle. Schließlich kam man auf die Idee, auch noch ein bißchen zu tanzen, und es wurde ein Klavier aufgestellt. In der Gesellschaft war stets jemand vorhanden, der spielen konnte. Das Ganze nannte man Golf-Tee, und man tat sich viel darauf zugute, Schöpfer des eigenen Vergnügens zu sein. Meistens spielte Frau von Oppen, die auch die größten Verdienste am Zustandekommen der Anstalt hatte. Man fand es allgemein rührend, wie sie sich für das Wohl der andern aufopferte. Manchmal trat sie allerdings den Platz am Klavier mir ab, um sich „das alte Herz an der Freude der Jugend zu erwärmen", wie sie sagte. Sie war vielleicht wirklich ein von Hause aus warmblütiger und wohlwollender Mensch, bloß so furchtbar literarisch und auch durch ihren Stand verdorben, daß man nicht mehr wußte, was echt an ihr war und was anerzogen. Für ihre Kinder hatte sie aber alles getan, und ihren Mann vergötterte sie, obwohl er ein kühler Verstandesmensch war, der außer Kaste, Armee, Monarchie und Staatsreligion kaum etwas kannte; aus Besitz machte er sich weniger.

Hilde hatte Geschmack an diesen Unternehmungen gewonnen, und sie betrieb sie mit einer gewissen Nachdrücklichkeit, ja, sie hielt in dem Golfhaus geradezu Cercle und residierte wie eine Prinzessin. Wieder scharte sich alles um ihre Person, um ihre Schönheit, um ihren Geist, um ihre graziösen Respektlosigkeiten, wenn sie einen nihilistischen Tag hatte, um ihren liebenswerten Ernst in andern Stunden, und obendrein war sie eine vielbewunderte und vielbegehrte Tänzerin. Ich hatte in jener Zeit vielleicht nicht sehr viel von ihr. Manchmal kam es mir vor, als hätte sie überhaupt eine neue Wendung auf die schon halb verlorene Freiheit ihrer Person zu genommen. Gelegentlich sagte sie lachend: „Ih, die ganze Heiraterei! Kinder, liebt einander, aber heiratet nicht!" Sie unternahm elegante Ausfälle gegen die Ehemänner. Aber wenn das junge männliche Gewächs um sie daraus für sich Kapital schlagen wollte, so regnete es Hiebe. „Ja, wir wissen schon: manche Optimisten denken, die Mädchen und Frauen seien zu ihrem Vergnügen da. Es ist aber bitterer Ernst und nichts zu lachen." Und einmal bemerkte sie: „Ich möchte nicht als Mann ein ganzes Leben lang mit mir zusammen sein."

Das schien dem Grafen ein hoffnungsreicher Moment. „Tribius resigniert!" rief er witzig. „Freiwillige vor!" Ich steckte ruhig meine Zigarette in Brand, während er mich unternehmend beobachtete.

„Wenn ich mich hier auf etwas einrichten sollte," entgegnete ich, „so würde ich trachten, die schöne Geschichte von Odysseus und

den Freiern in modernem Stil zu wiederholen.“ Eine Bemerkung, die großen Lärm hervorrief. Meine Mutter warf mir einen zärtlichen Blick zu. Hilde schwieg.

Während einer solchen Nachmittagsunterhaltung war es, daß ich plaudernd mit einigen Herren zusammenstand, und plötzlich hinter mir die klare und sachliche Stimme des Generals hörte.

„Sagen Sie mal, warum tanzen Sie eigentlich nie mit meiner Tochter? Hat das einen bestimmten Grund?“

Die Frage war bezeichnend für den alten Herrn. Er war ein solcher Fanatiker der Objektivität, daß es für ihn zwischen einem menschlichen Verhältnis, einer Truppenbewegung und einem Pferdestammbaum keinen Unterschied gab. Unwillkürlich hatte ich mich umgedreht. Der Gefragte war Holsten. Einen Moment zögerte er mit der Antwort.

„Das — ist wohl nur Zufall,“ bemerkte er dann leichthin. „Wir sind eben noch nicht zusammengekommen.“

„Sehr gut. Ich hätte mich auch gewundert. Hilde ist nicht die erste beste.“

Wie erwartend sah er seinen Gesprächspartner an. Holsten schien nicht die Absicht zu haben, zu antworten. Für ihn sprang der Graf ein, der in diesen Tagen eine besondere geistige Beweglichkeit entfaltete.

„Holsten ist anderweitig beschäftigt,“ bemerkte er lachend. „Da bleibt für Hilde von Oppen nicht mehr viel übrig.“

Dem Angegriffenen stieg eine leichte Röte in die Stirn.

„Mit Ihnen war ich jedenfalls augenblicklich nicht beschäftigt,“ versetzte er trotzdem kalt. „Aber ich werde mir überlegen, ob es sich an einem spätern Zeitpunkt lohnen wird.“

„O, bitte, dazu eigne ich mich gar nicht. Ich will Herrn Tribius diesen Platz nicht streitig machen.“

Noch einen Schritt weiter, und das Rencontre wäre dagewesen. Holsten überging aber das Wort mit Schweigen. Und der General, der diesem Zwischenspiel mit etwas gehobenen Augenbrauen beigewohnt hatte, sagte, das vorige Thema in der eigensinnigen Geschäftsmäßigkeit des alten Menschen wieder aufnehmend: „Von, Sie haben nichts dagegen. So holen wir die Versäumnis nach. — Ich bin ein alter Ballistiker,“ erklärte er im Weitergehen. „Das Gleichgewicht, verstehen Sie. Die richtige Verteilung.“

Sonderbar: sogleich war die Atmosphäre voller Spannung. Aller Augen richteten sich auf den Vorgang, als nun Holsten an der Seite des alten Herrn sich auf Hilde zu bewegte, und unwillkürlich nahm das Stimmengeräusch ab. Hilde saß mit meiner Mutter und einem jungen Mädchen, das sich in der letzten Zeit an sie angeschlossen hatte, am Fenster. Meine Mutter hatte Tee vor sich, das junge Mädchen ein Gläschen Südwein, Hilde einen Advokaten, den einer der Herren besonders ansprechend zu mischen verstand.

„Hilde, ich führe dir den Baron Holsten zu, der einen Tanz von dir wünscht.“ Seine Stimme klang auffallend bestimmt durch den Raum. „Ich habe meines Wissens noch nicht den Anblick von euch beiden gehabt. Tribius wird jetzt etwas besonders Mitreißendes spielen.“

Einen Moment war es ganz still. Ich sah, wie eine blitzschnelle, jähe Spannung über Hildes Gesicht ging. Das war aber nur während der Dauer eines Augenaufschlags; gleich darauf hatte sie sich wieder in der Gewalt.

„Wenn ein Korpskommandeur befiehlt, so müssen wir wohl gehorchen,“ wandte sie sich fragend an Holsten. Beinahe schien es, als ob sie um einen Schein errötete. „Wenn Sie aber lieber widerstehen wollen,“ meinte sie noch mit halbem Lachen, „so haben Sie mich auch darin zur Partnerin.“

Ich hielt den Atem ein vor Erwartung. Jetzt war alles möglich. Die Art, wie sie ihm entgegenkam, hatte fast etwas Liebliches, launig Bereitwilliges. Dazu der nachdrückliche pedantische Ernst des alten Herrn: wirklich, wenn es darum gegangen wäre, Holsten als künftigen Schwiegersohn einzuführen anstatt meiner — es hätte wenig oder nichts am Bild geändert werden müssen. Aber er blieb ganz kalt.

„Ich denke, wir gehorchen, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit einem höflichen Ernst, ohne auf sonst etwas einzugehen, steif und sauer wie ein Engländer. „Darf ich um die große Ehre bitten?“

Die vorige schnelle Bewegung ging über ihr Gesicht, nur in umgekehrter Richtung. Schon glitten ihre Augen gleichgültig von ihm ab.

„Wenn die Ehre so groß ist, daß man sogar vom Vergnügen absieht —!“ meinte sie unter einem letzten Aufzucken verfliegender Laune. Sie stellte ihr Glas ab und erhob sich. In ihren Augen knisterte der Zorn, und auf der Stirn erschien flüchtig eine Unmutsfalte.

Ich spielte einen Walzer an, um den Auftritt nur rasch abzuschließen. ‚Mein Gott,‘ dachte ich bestürzt, ‚was für ein Geheimnis geht denn nur schweigend und drohend um

diese beiden Menschen um?' Zum erstenmal fühlte ich mich unmittelbar davon gefährdet. Ich hätte mich freuen sollen, daß der steife Staatsstreich meines Schwiegervaters mißlungen war, und grämte mich darüber, denn welches neue Licht war damit aufgegangen? „Lieber im Strahl einer Wahrheit alles verlieren und zugrunde gehen, als im Dunkel leben!" sagte ich mir leidenschaftlich. Ich entschloß mich, nun meinerseits dies stumme Rätsel, dessen irrlichternde Drohung meine Würde als denkendes Wesen anfocht und meine Freiheit in Frage stellte, zur Lösung zu treiben.

Holsten tanzte zwei Runden mit Hilde und brachte sie dann an ihren Platz zurück. Er dankte förmlich, und sie sah ihn schon kaum mehr. Schon war der Graf da mit seiner galantesten Verbeugung, aber sie ließ ihn stehen, ohne ihn zu beachten, und begann ein Gespräch mit meiner Mutter. Für heute hatte sie ausgetanzt. Gleich darauf ging sie mit ihrer Freundin nach Hause. Warum spielte auch ich für sie keine Rolle in diesem Hergang? Nicht ein einzigesmal suchte sie mich mit den Blicken. Fragen, nichts als Fragen!

Als auch ich allein und sehr angefochten den Raum verließ, saß Holsten mit dem General, der mit diesem Anfang offenbar zufrieden war, und einigen andern Aristokraten im Nebenzimmer und spielte Bridge.

⌘ ⌘ ⌘

Aber die Tage des Grafen waren nun gezählt. Sechsunddreißig Stunden später war er in die Luft geflogen. Das hatte seine besondern Zusammenhänge.

Die Tage waren nun schon so lang geworden, daß die Sonne erst nach dem Diner unterging. Man trat also nach aufgehobener Tafel auf die Terrasse, um unisono die atmosphärischen Vorgänge zu bewundern. Das taten wir auch am Abend nach dem Tanzintermezzo. Die Sonne schwebte freiglühend ob dem niedern Bergland, das uns vom Lago maggiore schied. Über ihr lag ruhig eine langgestreckte, dunkle Wolke mit brennend leuchtendem unteren Rand. Leichteres Gewölk, halb in Glanz aufgelöst, bildete neben und hinter ihr eine unabsehbare Tiefe, einen in Licht und Flammen aufgelösten gewaltigen Himmelssaal voll schimmernder Gestalten und Geister. Die Sonne selber stand in der Mitte ohne Umrisse als ein machtvoll loderndes Feuer, ein in strahlenden Dunst gehüllter Erzengel, Gehilfe der Schöpfung, Dämon des Werdens und Vergehens. Rufe ertönten, wie: „Großartig!" oder: „Wundervoll!" Daß wir alle in überirdischer Glut schwammen, wurden die wenigsten von uns gewahr. Plötzlich übertönte die Stimme meiner Mutter das Beifallsgeschwirr der andern. Ich muß bemerken, daß sie zu Ausbrüchen der Begeisterung neigte, und besonders angesichts der Natur, deren heftige Bewunderin sie war, kam es vor, daß sie sich ein wenig aus den Augen verlor. Es war ein Reiz, eine Liebenswürdigkeit an ihr, aber nicht alle verstanden sie richtig.

„Und sehen Sie nur, meine Herrschaften," rief sie etwas zu emphatisch, „wie jetzt diese Zypressen in der Ebene stehen!"

Sie hatte vollkommen recht: die Zypressen brachten das Räumliche dieser Landschaft, das, was wir immer als das eigentlich Gotthafte empfinden, geradezu ergreifend zu Gefühl, machten den ganzen Raum und unser Sein darin schlechthin zum Mysterium, während sie zum Symbol des Unendlichen wurden. Das hatte meine Mutter empfunden, als sie den Ausruf tat. Einen Augenblick darauf war es still. Dann sagte eine schnarrende Stimme in dem schnodderigen Tonfall, an dem ich mitten im Urwald den Grafen erkannt hätte: „Na, also, gnädige Frau, nu fassen Sie sich. Die Dinger stehen doch nicht erst jetzt in der Ebene. Und sollten sie vielleicht auf dem Ararat stehen? Geht alles mit normalen Dingen zu."

Meine Mutter wurde blutrot. Beinahe stotternd erwiderte sie: „Aber, Graf, wer wird so vorlaut sein gegenüber einer Dame? Und das ist doch unsäglich schön!"

Er verbeugte sich mokant.

„Bestreit' ich nicht, gnädige Frau. Beinahe so schön wie eine Liebesszene."

‚Weiß denn der Tropf nichts, als diese dummen Anspielungen?' dachte ich zuerst noch ganz verwundert. Aber plötzlich stieg mir der Zorn in den Kopf und schlug mir in die Augen, und unwillkürlich machte ich eine Bewegung auf ihn zu. Meine Mutter erschrak nun noch viel mehr, erbleichte erst jetzt und sah mir bestürzt entgegen, denn ich war mit einer ausgewachsenen Kontrahage geladen. Aber schon stand Holsten neben mir und faßte mich am Arm. „Überlaß ihn mir, Klaus!" murmelte er. „Das geht auf meine Rechnung." Darauf wandte er sich dem Grafen zu.

„Frau Professor Tribius hat vollkommen recht, wie ich denke," bemerkte er sehr von oben herab. „Wie die Zypressen heute dort stehen, standen sie gestern nicht, und werden sie wahrscheinlich auch morgen nicht stehen. So normal ist das alles auch nicht. Die Zypressen stehen nämlich auf der Grenze zwischen dem Lande der Seele und dem

Philisterium. Und hier gibt es Philister, Graf Flechsing."

Die Worte waren in eisiger Schärfe gesprochen, und sie schlugen bei dem Grafen so ein, daß er mit offenem Mund stehen blieb und zunächst überhaupt die Antwort vergaß. Ich begab mich zu meiner Mutter, die erschreckt fortstrebte. Sobald wir allein waren, begann sie zu weinen. Sie war so aufgeregt und zugleich niedergeschlagen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Doch sprach sie sich nicht aus; sie schluchzte still und einsam in sich hinein. Und nachher fühlte sie selbst meine wortlose Gegenwart so beunruhigend und weiter ängstigend, daß sie mich bat, wieder zu den andern zurückzukehren, und beinahe ungehalten wurde, als ich zögerte. Es gab etwas, womit sie allein fertig werden mußte, und dies Etwas konnte nicht nur die Taktlosigkeit des Grafen und der unerwartet scharfe Ausfall Holstens sein.

Als ich wieder zur Gesellschaft stieß, fand ich Holsten allein dort vor; der Graf hatte sich verzogen. Holsten war erregt. Es glühte und zuckte in seinen Augen. Aus seinen Worten, die heute mehr geheimen Sturm hatten, als sonst, lohte ab und zu ein Wetterleuchten. Heute *spielte* er nicht mit den Leuten. Es lag ihm daran, die Szene zu beherrschen und nichts neben sich aufkommen zu lassen. Er hätte auch mich niedergekämpft, wenn es mir eingefallen wäre, ihm zu konkurrieren. Allmählich wurde mir klar, daß er nach einer neuen Vorstellung von sich handelte. Er sah oder fühlte sich in einem veränderten Zusammenhang. Bisher Verborgenes brach zum Licht durch, und ich sah meine Stunde reifen.

Hilde hatte sich nur kurze Zeit mit kühler, unbeteiligter Miene in unserm Kreis aufgehalten, dann eine Weile seitwärts mit andern Personen gestanden, und sich schließlich ins Nebenzimmer begeben, um zu schreiben; das war eines ihrer vornehmsten Selbstschutzmittel. Als die Gesellschaft auseinanderging, war sie nicht mehr vorhanden.

Draußen wehte ein starker Wind, die Tramontane. Die Nacht war klar, doch überraschend kalt. Als wir, Holsten und ich, noch auf die Straße traten, standen die Sterne sehr fest und blank und tief im Himmel; der Mond war noch nicht aufgegangen. Besonders hell war die Gegend um den Orion, den ich noch selten so deutlich gesehen hatte. Die Milchstraße stieg wie ein leichter Dampf hinter den Bergen herauf und zog über den halben Himmel hin. Auffallend war der Gegensatz zwischen dem stoßenden, sturmartigen Wind hier und der großen Ruhe dort. Holsten schwieg jetzt. Beinahe wortlos legten wir den Weg in die Stadt zurück. Der Wind trieb uns ab und zu eine Staubwolke ins Gesicht; es empfahl sich, den Mund geschlossen zu halten. Wir gingen ziemlich schnell, da die Nacht nicht angenehm war, und als Holsten in der Stadt mit ungeduldigem Entschluß nach einem Weinhaus abbog, war das eigentlich ganz nach meinen Wünschen. Wir bestellten eine Flasche Niersteiner, steckten uns Zigaretten an, und saßen noch eine ganze Weile trinkend, rauchend und beinahe wortlos; eine Bemerkung über den Wein, eine über die andern Gäste, das war alles. Plötzlich fiel mir der Graf wieder ein.

„Sag' mal, Holsten, was wird nun mit dem Burschen?" wandte ich mich an ihn.

Er tat noch ein paar Züge aus seiner Zigarette.

„Was hattest du denn mit ihm vor?" fragte er zurück.

„Ich wollte ihn vor den Säbel nehmen," versetzte ich. „Und das will ich eigentlich noch."

„Du hältst dich für den Nächsten dazu?"

„Ich bin der Sohn der Beleidigten."

„Hast große Verdienste am Zustandekommen dieses Verhältnisses, ja?" spottete er trocken. „Hast was eingesetzt dafür?"

„Na," meinte ich etwas verwundert, „es wird immerhin schwierig sein, ein engeres Verhältnis herzustellen. Ob ich dabei Verdienste habe oder nicht, spielt wohl keine Rolle."

„Quatsch, mein Lieber. Verhältnisse werden in der Seele geschaffen. Andere Zeugungen sind — Zufall. -- Hab' dem Kerl gesagt, wenn er sich morgen früh noch hier am Platz sehen läßt, so passiert ihm was sehr Unangenehmes. Starrte mich groß an. Wurde blaß. Machte ohne ein Wort kehrt. Ab. — Kalkuliere, wird sich still verflüchtigen."

Ich schwieg. Ein bißchen schämte ich mich auch. „Verhältnisse werden in der Seele geschaffen!" Mir legte sich diese Sache aufs Herz. Sorge um meine Mutter, Unruhe um Holsten, drohende Fragen in Hildes Richtung: all das beschäftigte und spannte mich. Wahrheit! Wahrheit! Meine Mutter sah ich lächelnd auf einem schwindelnden Grat dahin schweben. Die Mädchenblume blühte ja noch auf ihren Lippen. Mein Vater hatte sie wohl zur Mutter gemacht, aber nicht zur Geliebten und zur Frau; diese Gebiete lagen in ihrer Seele noch — jungfräulich. Ungelöste Geheimnisse flatterten um ihre schlanke Gestalt. Eine seltsame Vibration, eine suchende oder lockende Erregung ging manchmal kaum verhüllt von

ihrem freundlich-strengen Blick aus. Ich war vollkommen genug Mann, um den Zauber zu verstehen, dem er unterlag, die Bestrickung, in der sie sich verfangen hatte. Aber die Freiheit — wo und wie würden die beiden Menschen sie wiederfinden?

Ich dachte weiter. Die Mutter hatte in der letzten Zeit mehr Farben in ihre Toilette gebracht, ja, sogar die Mode hielt einen späten und genau bewachten Einzug in ihren Kleiderschrank. Vieles verjüngte sich an ihr, die Schnitte der Röcke, die Blusen, die Hüte, die Art der Stoffe. Spitzen und Rüschen erschienen plötzlich. Die puritanische Begebnislosigkeit belebte sich mit Linien und Ornamenten, deren tiefste Bedeutung bloß die Frau kennt. Das Letzte und Überraschendste, was sie zeigte, waren — Formen. Sie hatte eine gute Figur, und vielleicht war es das erstemal in ihrem Leben, daß sie Lust empfand, sie zu zeigen, oder den Mut dazu faßte. Kurz, sie lebte wie eine heimlich Verlobte dicht vor der Veröffentlichung. Ihn vollends unterschied nichts von einem Verehrer und Liebhaber. Stundenlang, wenn er es sich in den Kopf gesetzt hatte, wartete er geduldig auf ihr Erscheinen, oder auf ihr Wiederauftreten, wenn er sie verloren hatte. Er beschenkte sie mit Blumen, führte sie ins Konzert aus, ins Theater, in die Kinos, für die sie ein harmloses Interesse bekundete, nachdem erst einmal ihre protestantische Voreingenommenheit überwunden war, kurz, sie entwickelte sich mit Schnelligkeit zum Weltkind. Seit er ihre Schwäche für Süßigkeiten, mit denen sie im Leben so zu kurz gekommen war, entdeckt hatte, stand immer eine Schachtel Konfekt auf ihrem Zimmer; sie stopfte mir damit freigebig den Mund voll, sobald sie uns, die Schachtel und mich, in dem gleichen Moment zusammenbekam. Fehlten die beiden abends bei der Gesellschaft und sah man sie auch nicht in einer auswärtigen Veranstaltung, so saßen sie sicher in der Konditorei, wo er sie mit Nuß- und Sahnentorte fütterte, bis sie „nicht mehr konnte". Am See und vor der Natur schwärmten sie wie junge Leute. Von meinem Ergehen überzeugte sie sich nur noch gelegentlich mit einem streifenden Blick, und sie wachte nicht mehr halb so aufmerksam darüber, ob ich auch meine Pflichten nicht vernachlässigte und mein Glück nicht verscherzte. Bedenken- und reuelos überließ sie sich dem holden Wind des Lebens, der zurzeit ihre Segel schwellte. Das war jetzt meine Mutter.

Unsre erste Flasche war schnell leer geworden; wir hatten ziemlich scharf getrunken. Als zweite nahmen wir einen weißen Burgunder. Auch in diesem steckten wir schon tief drinnen, ehe ein neues Gespräch zustande gekommen war. Nichts erliegt einer scharfen Nachdenklichkeit und einer geheimen Spannung so leicht, wie eine Flasche Wein. Endlich brachte die innere Unruhe Holsten wieder zu einem Wort.

„Du, hör' mal," sagte er plötzlich: „Deine Mutter — gezeugt hast du sie nicht, aber du kennst sie nun mal länger als ich. Neigt sie zu jähen Entschlüssen? Unternimmt sie leicht etwas gegen die eigenen Empfindungen?"

Er sah mich scharf an, um auch das zu erfahren, was ich vielleicht verschwieg.

„Es gibt kaum etwas, was sie lieber tut," entgegnete ich zuerst verwundert. Im nächsten Augenblick verstand ich. „Entschlüsse gegen sich selbst habe ich bei ihr allerdings schon viel gesehen," gab ich genauer Auskunft. „Jähe noch nicht. Dafür ist sie zu vorsichtig und zu human — gegen andere."

„Hm," machte er verfinstert. „Und in acht Tagen ist die ganze Geschichte hier sowieso in die Luft geflogen. Du wirst wieder deine jungen Philister vom Katheder herab bequasseln. Deine Mutter wird dir die Suppe kochen und die Strümpfe stopfen. Und wer Lust hat, kann sich in das zurückgebliebene Loch hier legen und die Ränder über sich scharren."

„Holsten," sagte ich betroffen über den bittern Ausbruch: „Daß unser Haus dir jederzeit offen steht, brauche ich dir nicht besonders zu sagen! Wir sind wohl alle keine Eintagsfliegen."

„Wer weiß. Gott segne dir dein edles Selbstvertrauen. Dein Haus werde ich nie betreten, unschuldsvoller Knabe. Denkst du, ich habe Lust, mich selber langsam am Spieß zu rösten? Schluß damit. Laß uns trinken; wir haben heut so einen schönen Zug am Leibe." Er erhob sein Glas, und während ich das meine füllte, rezitierte er leise: „Wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte! — Prosit, Leibfuchs!" rief er darauf mit einem unruhigen Aufflackern seines Übermutes.

„Prosit, bemoostes Haupt!" erwiderte ich etwas spöttisch. „Ehrwürdig der weiße Scheitel, der jenseits der Stürme des Blutes wandelt! Habe nicht gewußt, daß du im Wein schon Milch des Alters trinkst."

Er fixierte mich stutzend.

„Hast einen verwünscht frechen Schnabel," stellte er fest. „Na, wirst deinen Weg damit machen. Also prosit, Bruderherz."

Er trank aus und saß wieder eine Weile still denkend.

„Ihr führt ins Leben uns hinein," sagte er dann in der stillen Weise, wie vorhin. „Ihr laßt den Armen schuldig werden. Dann überlaßt ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden. — Du, mein Sohn, bist noch nicht soweit. Für dich reicht Schiller noch aus: ‚Wohl dem, der ohne Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele.' Die Flasche ist wieder leer. Als dritte ziemt sich für unsre etwas elegischen Gemütsumstände eine Lacrymae Christi. Um dir aber den Umfang meiner noch andauernden Selbstverfügung zu beweisen, will ich dir sagen, was weiter kommt. Liebfrauenmilch, mein Junge. Und dann Schampus. — Herr Ober!"

Der Kellner kam mit respektvollem Gesichtsausdruck. Ich habe keinen Mann seines Alters gesehen, der so ehrfurchtsvoll und gut bedient worden ist wie Holsten. Er bestellte Kaviar zum Wein und Havanna letzte Auslese, kurz, ein Gelage war im Zug, das die Aufmerksamkeit des ganzen Personals auf sich lenkte.

„Sieh mal, sie — hat doch einen männlichen Geist," bemerkte er dann ohne alle Einleitung. „Aber ich habe keine getroffen, die dabei so durch und durch Weib wäre. Sogar ein durchtriebenes Weibchen ist sie. Sie ist auch verdorben — sogar furchtbar verdorben! Der Satan hole eure Kultur! Aber sie ist wunderbar ursprünglich und frisch, wie aus Gottes Händen, ein grader, lieber, unschuldiger Mensch. Dein ‚enges Verhältnis' in Ehren, mein Sohn, aber nichts weißt du. Trink." Wir stießen wieder an. Unausgesprochen wußte ich, daß er jetzt auf meine Mutter trank. Diesen Widerspruch in ihrem Wesen hatte es ja nur gebraucht, um den eigensinnigen Mann an sie zu fesseln! „Aber sie bringt mir kein Glück," kopfschüttelte er unzufrieden. „Zeit meines Lebens hatte ich noch nicht so viel Pech im Spiel. Ich bin wie ein Bluter, dessen Wunden nicht mehr heilen. Ein — Zuckerkranker bin ich!" lachte er beziehungsreich. Und ernster sann er: „Kann mir denken, daß man an einer solchen süßen Krankheit — krepiert!"

„Es krepiert sich nicht so leicht, Holsten," erwiderte ich ihm trotzend. „Der Mensch ist zäher, als er selber weiß."

„Ach du abgründige Weisheit!" seufzte er spottend. „Wenn er nur immer ausgibt und ausgibt und nichts mehr einnimmt, so wird schon auch die Zähigkeit alle werden. Es gibt nämlich so eine Altersecke, Tribius, wo einem nichts mehr geschenkt wird; was man sich nicht selber erwirbt oder raubt, das kommt nicht zu einem. Die meisten rangieren sich dann mit Weibern. Prrr! — Wie stehst übrigens du mit der deinen? Komische Leute seid ihr. Ich würde euch nie für ein Brautpaar halten. Gibst verdammt viel zu, Mann. Erkläre mir doch die Gleichzeitigkeit: Hilde Oppen und Erich Holsten! Junge, hast du nicht manchmal selber das Gefühl, daß du da über eine zugewehte Gletscherspalte marschierst?"

„Gehe ich auf einer Unwahrheit, so bist du sie," sagte ich nun entschlossen. „Du bist die zugewehte Gletscherspalte, die auf ihr Opfer lauert. Seitdem du im Golfhaus mit Hilde getanzt hast, weiß ich das. — Es wird jetzt Zeit, daß du das Visier öffnest, Holsten!" fügte ich leiser und bebend vor geheimer Leidenschaft hinzu.

Er fixierte mich einen Augenblick wieder und tat dann schweigend mit zusammengezogenen Brauen ein paar Züge aus seiner Zigarre.

„Ich kann keine Weibspersonen ausstehen, die so viel Schmuck besitzen," knurrte er endlich. „Überhaupt, Tribius, laß da die Finger weg," warnte er mürrisch. „Das ist Feuer."

„Mach' jetzt keine Redensarten, wo ich Tatsachen verlange," forderte ich. „Ich bin wie der Mann im Nebelkessel. — Was ist das mit dir und Hilde?"

Seine Miene verfinsterte sich immer mehr.

„Ich hab' dir's gesagt: sie besitzt mir zu viel Schmuck," achselzuckte er. „Du hast noch nicht die Kunst gelernt, zu hören. — Na, ersäufen wir auch dies Problem in Wein. Stoß an, meine Junge." Ich rührte mich nicht, und er setzte sein Glas wieder ab. „Ich wollte dir nicht zu nahe treten, Freund," bemerkte er dann herzlicher. „Sie ist ein steiles, schönes Frauenzimmer. Ehre, wem Ehre gebührt. Aber laß auch mir mein Recht, Klaus. Ich rate dir selbstlos: gib diesen Dingen Ruhe. Zwänge nicht! Dränge nicht! Es kommt nichts Gutes dabei heraus."

„Ich werde jede Sache soweit drängen, bis sie ihre Wahrheit hergibt!" erklärte ich zähe. „Die Wahrheit ist immer etwas Gutes. Nur Heuchler oder Gewalttäter gehen ihr aus dem Weg."

„Du wirst an deiner Wahrheit noch verzweifeln," zürnte er auf. „Sie wird dir früh genug auf den Schädel fallen wie ein Bergsturz. Heulend und Gott verfluchend wirst du unter deiner Wahrheit ersticken, während die Wirklichkeit, über die ihr Geistesphilister so hochmütig denkt, auf deinem Grab Cancan tanzt. Störe nicht die Geheimnisse, Knabe. Sei nicht vorwitzig!"

„Ohne Wahrheit ist nichts Außerordent-

liches im Leben möglich," beharrte ich, währenddem mich eine bisher unbekannte, schwere Trauer überfiel. „Und ohne das Außerordentliche bleibt den menschlichen Dingen und Verhältnissen die Freiheit versperrt. So wird ein Mensch der Gefangenwärter des andern."

„Vielleicht wird er's, um nicht sein Totengräber werden zu müssen," murrte Holsten.

„Er wird es, weil er nicht seinen Blick von Gier oder Furcht freimachen kann. Selbst du sprichst von Freiheit und Untergang immer im gleichen Atem."

„Du glaubst also wirklich an Freiheit? — Schon wieder ein Jugendreiz mehr."

„Daß wir Freiheit fordern, ist schon ein Beweis für ihre Möglichkeit. Unser bitteres Bedürfnis danach sollte bereits genügen, uns von der Anzweiflung der Freiheit abzuhalten; wir machen damit gemeinsame Sache mit den geschworenen Todfeinden der Menschheit."

„Danke Gott, daß ich kein zünftiger Wissenschaftler bin," lachte Holsten. „Ich würde dir den Acht- und Bannspruch der Zunft verschaffen und dir für alle Zeiten das Brandmal des ‚Dilettantismus' anheften, der bei euch eine so große Rolle spielt. — Wo bleibt da die Kausalität, Mensch?"

„Ich habe mich noch nie zu ihr bekannt," erklärte ich einfach. „Für uns gibt es keine Kausalität. Wir sind geistige Wesen, und wir leben unter den Bedingungen der Freiheit, die eine Eigenschaft des Geistes ist. Solange ich denken kann, solange bin ich der Schöpfer meiner Welt. Sünde wider den Heiligen Geist — das heißt: Denksperre! Vorenthaltung von Wahrheit!"

„Dann sieh bloß zu, daß du nie in eine Lage kommst, in der dir dieser unbändige Spaß am Denken vergeht," mahnte er mehr besorgt als spöttisch. „Ich fühle nicht den Beruf, die Menschen mit Wahrheit zu versorgen. Ich habe mich auf eine andere Position zurückgezogen. Mein archimedischer Punkt ist die Freundschaft. Gebt mir einen wahren Freund, und ich hebe noch ganz andere Dinge aus den Angeln, als die Welt: ich sprenge den Menschen in die Luft, dessen Vorstellung sie ist. Mit einem Freund auf Leben und Tod mache ich mich anheischig, kurz und gut die Fragen des Daseins zu lösen. — Aber das ist eine Sache, die noch nicht war, solange die Erde steht — trotz Schillers Bürgschaft. Möros ging nachher hin und gründete einen Hausstand, wurde ein Familienvater. Der Freundschaft dicht auf den Fersen folgt der Abgrund des ewigen Abschieds. Noch jeder Mann, mit dem ich mich bisher einließ, kostete mich ein Stück Leben. Ich will dir auch gleich sagen, warum aus uns nichts werden kann: einen Freund im Zuchthaus, ja, am Galgen vermag ich mir vorzustellen; aber daß ich ihn auf die Dauer mit einem Weib teilen werde, das kann ich mir nicht denken."

Erschrocken blieb ich still. Näherten wir uns nun doch der Wahrheit? Der Schwung dieser Worte bestürzte mich und zog mich doch zugleich geheimnisvoll an. Jetzt webte eine Dämonie der Einsamkeit um den seltenen Mann, die Atembeklemmung verursachte. Er saß da wie ein Krater mit einem süchtigen, dünnen Dampf, der die Sinne benebelte und das Herz mit dem Wunsch wild machte, sich hineinzustürzen. Ich hatte kein Wort mehr, das in das folgende geradezu weissagende Schweigen paßte. Aber er schien auch keins zu erwarten. Nach einer Weile fuhr er fort zu sprechen, als behandelte er ein ganz neutrales und ziemlich gleichgültiges Thema.

„Ich weiß nicht, ob du mich recht verstehst," sagte er mit dem Blick in der Ferne. „Hast du Schillers Entwurf zu den Maltesern gegenwärtig? Dort wetterleuchtet's. Wenn — diese Zeit für dich vorbei ist, dann nimm ihn einmal daraufhin vor. Aber Schiller ist immer ein Pennäler gegen das, was sein könnte." — Er begann nun den wahren Kern der Tragödie herauszuschälen, der nach seiner Meinung nicht in der schulmeisterlichen Frage bestehe, ob die entarteten Ritter sich bekehren und dem Großmeister folgen würden, und auch nicht in dem gefühlvollen Moment der heimlichen Vaterschaft des Großmeisters an St. Priest — „das ist für die Menschheit alles ganz Wurscht!" rief er aus —, sondern in dem Verfallensein des Crequi an den St. Priest. — „Aus diesem Verhältnis allein konnte und mußte der dämonische Funke in die Weltgeschichte springen! Aber Schiller hat nichts gesehen, als eine Gymnasiastenlektüre mehr!" Dann sprach er von den Tempelrittern und dem blutigen Prozeß, den ihnen die französische Inquisition und das christliche Philisterium gemacht hatte, von dem Männerwunder des Leonidas, von den englischen Freimaurern. Je tiefer sich seine augenheiße Sehnsucht in das Mysterium des Mannes versenkte, und je mehr er mich zu vergessen schien, desto höher wuchs in mir ein gefährlicher, unbewachter Trotz gegen Beengungen des Lebens, die ich auf bis auf diese Stunde überhaupt noch nicht empfunden hatte, und die ich auch jetzt nicht einmal ahnungsweise zu nennen vermochte. Zum erstenmal wehte mich mit ihrem trockenen Scirocco-Atem die Not des Lebens an, die mich späterhin

durch Jahre hindurch zehrend verfolgte: jene hohnvolle Unmöglichkeit, das eine erjagen zu dürfen, ohne das andere lassen zu müssen. Der Kopf hallte mir. Das Herz zerrte an seinen Bändern unduldam. Selbstmörderische Anwandlungen durchzuckten blutrot meinen Verstand. Alles, was ich bisher errungen hatte und worüber ich eben noch so voll Genugtuung gewesen war, schien mir ungenügend, ein Almosen des Daseins, Tand, nichts. Hilde — in Weltenferne sah ich sie wie einen Mond vorüber entschweben, und keine Ader riß mir! Die unwandelbare, berechnete Hartnäckigkeit, mit der sie in den Abendgesellschaften an ihm vorbeisprach, die kühle Unbeweglichkeit ihres Gesichtes, wenn er andere mit einer Bemerkung zum Lachen brachte, ihr Hochmut, wenn sie schweigend die Lider hob oder senkte, um ihn zu — züchtigen: was bedeutete das jetzt? Nichts mehr begriff ich! Ich dachte, das Haar sollte mir zu Berg stehen über der erschreckenden Jenseitigkeit, mit der ich plötzlich auf das alles, auf mich, auf sie, auf meine Wahrheiten blickte! Aber ich saß ganz ruhig und versunken, nur etwas hart atmend in dem Sessel, und hörte dem unheimlich wissenden Gemurmel dieses Mannes zu, wie dem Tropfenfall in einer Höhle — oder in der Ewigkeit.

Endlich kam auch diese unbändige Stunde zu ihrem Schluß. Schweigend gaben wir unserer letzten Flasche Champagner den Rest. Dann erhoben wir uns, um den Heimweg anzutreten. Ich hätte eigentlich erwartet, in der frischen Luft nach all dem Wein und den schweren Zigarren mindestens eine fühlbare Benommenheit des Kopfes bei mir wahrzunehmen, aber ich war ganz nüchtern, konnte mir in der Eile einige sehr entlegene Daten und komplizierte mathematische Lehrsätze vergegenwärtigen, und auch von dem, was sich jetzt in mir machtvoll und wieder sehr triebhaft regte, besaß ich eine klare Vorstellung. Vor dem Hotel angekommen, zauderten wir unwillkürlich, einzutreten, und ein unvergeßliches Erlebnis damit endgültig abzuschließen. Wir blieben stehen und blickten noch über den dunklen, nur von einem leichten Schleier Sternenlicht überwebten Park und nach den Bergen. Der Mond war immer noch nicht aufgegangen. Der Wind wehte fort und war noch kälter geworden. Als Holsten endlich eine Regung nach dem Hotel machte, streckte ich ihm die Hand hin.

„Holsten —!“ sagte ich, und blickte ihm fest ins Gesicht. „Was an mir ist, und was ich bin und habe —!“ Ich wollte sagen: ‚Das ist dein!‘ Aber meine Bewegung war doch zu groß, und vor dem letzten Wort stand auch plötzlich ein Engel mit flammendem Schwert. Das Schwert erschreckte mich nicht, aber es hielt mich doch einen letzten Moment auf, und inzwischen sprang Holsten ziemlich rasch ein.

„Übereile dich nicht, Tribius,“ mahnte er nun sehr ernst. „Ich glaube nicht, daß du dich schon so frei — gedacht hast, um beliebig über dich zu verfügen. Und wen ich in den Klauen habe — ein reines Glück ist ist es ja für den auch nicht. — Schlaf wohl, mein Lieber; ich nehme es für genossen!“ scherzte er noch leicht, aber jetzt auf dem Gipfel der Einsamkeit. Er ging schnell dem Hotel zu, während ich ihm niedergeschmettert und im heftigen Zerfall mit mir selber folgte. Ich wußte noch bei weitem nicht, was mit mir geschehen war. Das Portal ging auf. Holsten wandte sich nach dem Gang links, während ich in einer schmerzlichen Verwunderung langsam die Treppe hinaufstieg. Mein Herz weinte leise, und die Seele voll dunkel bewegten Zornes sah ich meiner weitern Zukunft entgegen.

❖ ❖ ❖

Der Graf hatte tatsächlich am andern Morgen das Feld geräumt, hatte englischen Abschied genommen, wie man sagt. Für Hilde hinterließ er die Mitteilung, daß er durch ein Telegramm nach Hause gerufen sei; was er ihr sonst noch bekannt gab oder erklärte, ist nicht zur Sprache gekommen. Hilde fragte auch mich nicht, was ich von der Veranlassung zu diesem „Umschwung“ wisse; sie mochte sich's allein denken, und ging schweigend darüber hinweg wie über alles, was Holsten betraf.

Dagegen brachte ich meiner Mutter mit der Nachricht einen rechten Trost. Sie war mit sehr gespannter Miene und ängstlichen Augen zum Frühstück herunter gekommen und fürchtete eine neuerliche Abbitte des Grafen ebensosehr, wie eine neue Ungezogenheit. Als sie hörte, was geschehen war, hellte sich ihre Miene auf, in ihre Augen trat ein dankbares und erfreutes Licht. Sie ermunterte sich wie ein verschüchterter dunkler Vogel, sagte dann aber plötzlich in sehr bestimmtem Ton: „Holsten muß auch abreisen! Ich habe es mir überlegt.“ Und mit leichtem Erröten setzte sie hinzu: „Man klatscht zu viel, und fragt nicht danach, ob man Ursache hat.“ Sie sah jetzt bekümmert aus, und um ihren Mund zuckte es. Als Holsten draußen vorbeiging und hereingrüßte, nickte sie ihm freundlich zu, aber gemessener als sonst und mit einem trauernden Licht in den Augen. Gleich darauf stand er neben ihr mit heimlich wühlenden, ja, fressenden



Abend am Hochofen. Gemälde von Erich Mercker

Augen, während er in seinem gewohnten Ton von dem schönen Morgen sprach, sie ein wenig wegen ihres langen Schlafes neckte — aber wieviel verwachte Nachtstunden ihres Lebens hatte sie noch nachzuholen! — und dann einen Ausflug nach dem Tempietto vorschlug. Für den Nachmittag hatte er eine Autofahrt nach' Como im Sinn; die Karriage sei schon bestellt. Sie machte nun wirklich einen kleinen Versuch, sich seiner zu erwehren, indem sie notwendige Briefe vorschützte, aber nun bekam sein Ton so etwas Werbendens, Unterminierendes, daß sie wohl dachte, die Aussprache könne auch unterwegs stattfinden, und ein letzter, voll genossener schöner Tag würde am Gesamtbild kaum mehr viel ändern. Es webte wieder viel Wünschen und Vertrauen, Geben und Nehmen zwischen den beiden Menschen, und als meine Mutter sich nun erhob, standen sie so beweglich da in ihrer liebenden Ruhe und ihrer geisterhaft gelösten Seelenschönheit, daß ich ihr jetzt bloß stumm die Hand küssen konnte. Zu Holsten sagte ich, zwischen Scherz und Erschütterung in der Mitte schwebend: „Geh mir gut um mit meiner Mutter!" In allen meinen Beständen wieder ernst bezweifelt und kühn angegriffen verfügte ich mich nach der Terrasse, wo inzwischen die Familie Oppen erschienen war, um auszugehen. Wir hatten eine Verabredung nach einer Kunstausstellung im Kurhaus.

Der Tag war bedeckt. Der Wind hatte nach Südwesten umgeschlagen, und es fing an, schwül zu werden, obwohl die Sonne nicht durchdrang. Man vermutete nach dem Barometerstand ein Gewitter auf den Nachmittag, und wollte dann zum Five-o-clock-Konzert im Hotel bleiben. Hilde trug ein hellgraues Schneiderkleid von sehr weichem Tuch, das ihre schöne Figur ausgezeichnet hervorhob, dazu einen blauen Hut mit wenig Garnitur, und es war heute einer der seltenen Fälle, daß die Generalstochter ein bißchen in ihrem Aufzug durchschlug. Es gibt so einen bestimmten Schnitt, an dem man in Deutschland das Kommißblut in einem Mädchen schon auf hundert Schritte erkennt. Dem huldigte sie nie, aber ab und zu gefiel es ihr, als Aristokratin aufzutreten, und diesen Zug hatte sie in der letzten Zeit sogar ein wenig verstärkt. Ich verehrte und liebte auch das an ihr. Lieber als in diese Kunstausstellung wäre ich heute mit ihr allein in den Wald gegangen. Ich fühlte mich beunruhigt, wußte nicht mehr, was ich besaß, hatte auf manchen Punkten die Verbindung mit ihr verloren, ohne sagen zu können, wie es zugegangen war, und unterlag anderseits doch wieder einer so frischen, starken Anziehung von ihr, einem so liebreichen unausgesprochenen Zusammengehörigkeitsgefühl, daß ich für den abgeschlagenen Angriff auf Holsten einen überraschenden Marsch in ihre Flanke beschloß.

Man ging im großen Trupp zu der internationalen Bilderschau, und was es dabei wieder zu hören geben würde, wußte ich zum voraus. Ich war in der Folge ziemlich sarkastisch, und in der Ausstellung trachtete ich danach, Hilde von den andern abzuschneiden, aber sie erkannte meinen Plan und durchkreuzte ihn beharrlich. Als ich ihn schon aufgegeben hatte und mich vor einem wenig beachteten Bild eines jungen Malers, der inzwischen Mode geworden ist, grübelnd und zürnend festgehalten sah, stand sie auf einmal neben mir.

„Das hat mir auch so gut gefallen," bemerkte sie einfach. „Man sollte es eigentlich kaufen. Aber Papa geht nicht über Trübner hinaus, und das ist noch viel Zugeständnis an die Moderne."

„Es ist gar nicht so modern," sagte ich. „Es kommt mit seiner in Atmosphäre aufgelösten Gegenständlichkeit und dem großen Raumgefühl von den französischen Impressionisten her, und noch weiter von den alten Holländern, unter denen Spinoza lebte. Der Maler ist ein Pantheist, ob er es weiß oder nicht. Heute haben sie Angst vor jeder Tiefe und Weite, und den Blick ins Unendliche verrammeln sie sorgfältig mit vorgeschobenen Häuserblöcken und Felskulissen."

Wir setzten uns auf das nahe Plüschsofa und sprachen noch weiter über dies Thema, aber allmählich wurde Hilde still, und plötzlich merkte ich, daß sie kaum mehr zuhörte und von ganz anderen Dingen erfüllt war.

„Verzeih mir, Klaus," begann sie dann ganz ohne Überleitung, „aber ich habe die Empfindung, daß du dich unter uns nicht mehr sehr wohl fühlst. — Wir haben eine andere Art, zu leben und zu sprechen, als du gewohnt bist, und als du brauchst, um mit dir im Einklang zu sein. Auch ich mache dich oft traurig und unruhig. Ich bin ein bürgerlicher Mensch, und zur Schöngeisterei werde ich mich nie entschließen können. In der letzten Zeit hast du dich vollends immer mehr innerlich von uns zurückgezogen; das ist sogar meinem Vater aufgefallen. Ich muß endlich wissen, wie wir zueinander stehen. Klipp und klar, Klaus: du bist enttäuscht von mir und von meiner Art. Versteh mich recht, das hilft ja nichts; wir müssen doch wahrhaftig sein. Auf Halbheiten läßt sich kein Glück aufbauen. Ich habe immer deine unerbittliche Aufrichtig-

keit in allem Geistigen und Moralischen bewundert. Das wollen wir auch hier so halten."

Seltsam, ja, unerhört im ersten Moment schienen mir die dringlich gütigen und wesenhaften Worte eines lebendigen Menschen in dieser Welt des Scheins zwischen bemalten Leinwandstücken und drauflos schwatzenden Leuten. Aber doch nur im ersten Moment. Im Grund war dieser Saal ja voll Wahrheitsnot und Drang nach Klarheit und Gewißheit. All das Rot, Grün und Blau, die Gebärde von Bäumen, Bergen und Menschen, selbst das scheinbar ziellose Gerede des Publikums, die verhüllten Blicke und bedeutungsvollen Bewegungen: ein allgemeiner Kampf um Bestehen war das. Aus der suchenden Schwermut ihres Tones fahndete ich mir meine Antwort zusammen — ziemlich betroffen, denn hatte ich nicht ganz ähnliche Worte an sie richten wollen?

„So — hast du noch nie zu mir gesprochen, Hilde," sagte ich nach einem letzten nachhorchenden Schweigen. „Wahrheit — ja, das ist es, was wir brauchen." Und gleich weiter tastend fuhr ich fort: „Ich soll vielleicht zugeben, daß mir in der letzten Zeit manchmal die letzte eigentliche Fühlung mit dir fehlte. Habe ich mich innerlich von euch entfernt — ich weiß es nicht. Von dir sicher nie! Aber du bist neuerlich, wie mir scheint, etwas oft meinen Blicken und Worten ausgewichen. Warum zum Beispiel hast du mich nicht gesucht, als Holsten mit dir diesen Walzer tanzen mußte? Ich kam mir nachher sehr vereinsamt vor. — Wir beginnen um einen Abgrund herumzuschweigen, Hilde. Das ist die Sache, von der du sprechen willst."

„Dieser Abgrund geht uns nichts an," sagte sie verdüstert und etwas ungeduldig. „Soll ich mich um jedes Loch in der Welt kümmern? Überhaupt, was heißt das: Abgrund? Die Abgründe macht man sich selber. Sie sind von dem Augenblick da, wo man an sie glaubt."

„Man kann aber keine Fragen aus der Welt schaffen, indem man ihre Existenz bestreitet," wandte ich ein.

„Die einzige Frage, die es hier gibt, ist die, die ich an dich gestellt habe. Von einem Abgrund habe nicht ich geredet, aber eine klare Antwort muß ich haben. Warum bist du uns denn damals nicht nachgekommen? Ich habe mit meiner Freundin noch lange auf dich gewartet."

Überrascht sah ich sie an.

„Also bin ich immer noch nicht angreifend genug!" sagte ich lachend. „Aber daran kannst du sehen, was es mit unsern gegenseitigen Vorwürfen auf sich hat. Genau deine Rede wollte ich nämlich dir halten mit etwas andern Worten. — Unsere Wahrheit ist die Liebe. Sieh mal, jetzt ist schon alles wieder gut, wo wir miteinander reden. — Wir waren zwei Fische in der Ebbe. Da uns jetzt das Wasser wieder erreicht hat, so müssen wir diesmal gleich weit genug hineinschwimmen, damit uns das nicht wieder passiert!" Bereits neu belebt sah ich sie an. Sie hatte den Ernst ihres Ausdrucks noch kaum aufgehellt. Mit einem grübelnden Bedenken in den Augen blickte sie mir entgegen, und sie fühlte sich sichtlich noch nicht vom Wasser erreicht. Erst nachträglich begann ich eigentlich zu erschrecken. Bewegt ergriff ich ihre Hand. „Hilde, bleibe, wie du bist!" bat ich sie. „Es ist ja ein Glück, wenn einmal ein Mensch zu sein wagt, wie ihn Gott geschaffen hat! Mit der freien Leidenschaft des Daseins in der Brust. Mit der lachenden Form der Erscheinung! Mit dem Mut, sich zu bewegen! O, Hilde, wenn du dich eine Bürgerin nennst, was sind dann die andern? Deine scheue, keusche Ahnung der letzten Dinge des Geistes, über die du nicht sprichst: ist das bürgerlich? Du weißt nicht, wie glücklich, überglücklich du mich schon gemacht hast mit einer einzigen leicht hingeworfenen Bemerkung, die nicht einmal mir galt! Tagelang lebe ich davon! Und da soll ich enttäuscht sein? Hilde, mein Herz, welchen Platz auf der weiten Welt soll ich mir denn für mich denken, als an deiner Seite?"

Sie blickte noch ein Weilchen still vor sich hin. Dann atmete sie kaum merklich höher auf.

„Mir schien nur, du hättest in der letzten Zeit ein bißchen selten die Gelegenheit gesucht, diesen Platz zu besetzen," bemerkte sie, noch mehr an sich, als an mir zweifelnd.

„Sollte ich mich mit Hans ‚von' und Kunz ‚zu' um den Platz balgen?" fragte ich. „Ich dachte: ‚Jedem seine Freiheit; das ist Vertrauenssache!' — Heute morgen wäre es einem allerdings übel gegangen, wenn er nicht vorgezogen hätte, sich zu verflüchtigen."

„Dann hättest du dich nicht für mich, sondern für deine Mutter geschlagen," bemerkte sie mit abgewandten Augen.

„Ich hätte mich für mich geschlagen, und er hätte als Prügeljunge für alle deine andern Menageriefiguren herhalten müssen."

Sie streifte mich mit einem Blick.

„Warst du denn eifersüchtig?"

„Das kann ich wohl sagen, Hilde. Was blieb mir sonst übrig? Aber ich drehte bereits an einer Generalbombe. Nun, du hast

sie geworfen." Ich küßte ihr die Hand. „Sei bedankt."

„Ich dachte: ‚Wenn er sich's gefallen läßt, so kann ich's auch nicht ändern'," gestand sie, zum erstenmal mit einem halben Lachen. Aber gleich trat der Ernst wieder ein. „Ich war nämlich auch eifersüchtig," erklärte sie entschlossen. „Darum zog ich den Schwarm um mich. — Und ich bin es noch — !"

„Auf — Holsten?"

„Auf jeden, der mir von dir etwas wegnimmt!" Ihr Ausdruck wurde jetzt weicher. „Ich wollte, wir wären wo anders!" seufzte sie. Schüchtern mädchenhaft und unter durchbrechendem Übermut setzte sie hinzu: „Wenn du sehr gescheit wärst, so nähmest du deine Hilde von Oppen am Flügel, und auf und davon mit ihr. Wann fährt der Nachtschnellzug nach Italien?"

„Das weiß ich allerdings nicht auswendig." Ich sah sie forschend an. Sie wurde wieder ernst.

„Du solltest aber. Solche Dinge müßte ein Verliebter für alle Fälle wissen. — Ich als Mann würde überhaupt ganz anders vorgehen."

Der Schlußsatz war wieder launig gesagt, allein ich hörte wohl den Ernst einer unerfüllten Sehnsucht oder einer Müdigkeit heraus.

„Ich werde den Zug früh genug erfahren, daß du noch deinen Schmuck und die notwendigsten Kleider an dich nehmen kannst," bemerkte ich in ihrem letzten Ton, doch leiser und unter dem ersten Erbeben der Leidenschaft. Einen Moment zögerte sie; die drei Sekunden enthielten die ganze Vorsüßigkeit des Taumels, der paradiesisch mit wilden Augen fern vorüberfloh.

„Du wärst imstande, mich beim Wort zu nehmen!" Sie lachte errötend, aber nicht unliebreich. Dann wurde sie wieder unruhig. Unter einem Glanz von trauerndem Spott fügte sie hinzu: „Aber wir sind Leute, die vor ihrer eigenen Courage Angst kriegen." Scheu schweifte ihr dunkel bewegter Blick die Bilderwand entlang. „Wir wollen überhaupt jetzt artig wieder zu den andern stoßen. Heute nachmittag werden wir sehen, daß wir sie sich selber überlassen."

⌘ ⌘ ⌘

Mittags gab es eine kleine Sensation, die jedoch unbesprochen vorbeiging: meine Mutter und Holsten fehlten bei Tisch. Unwillkürlich sah ich nach Hilde; ich weiß nicht, warum sich unsere Blicke trafen, aber sie taten es. Einen Moment sahen wir uns fragend in wortloser Verständigung an; dann glitten ihre Augen scheinbar gleichmütig ab, und sie begann ein Gespräch mit ihrer Mutter über die Notwendigkeit, heute nachmittag Foulardseide aus der Stadt zu holen. In dies Thema vertiefte sie sich sogar so umständlich mit der Dame, die nie etwas mit wenigen Worten abtun konnte, daß man schließlich zu lachen begann, und Frau von Oppen ein wenig würdevoll nach dem Grund der Heiterkeit fragte. Aber in jedem Fall sollte Hilde vorher eine Stunde schlafen, und Frau von Oppen wollte sich davon überzeugen. Ich machte mir Sorgen wegen meiner Mutter. War ihr ein Unfall begegnet? Oder trug sie bloß die Abschiedswehmut des letzten Tages über die gewohnte Ordnung hinaus? Immer gingen meine Blicke wieder nach dem leeren Platz, den sonst Holsten einnahm. Und würde es der letzte Tag sein? Ich hoffte: Ja! Ich hoffte: Nein! Vor dem Abgrund, der sich nachher für meine Mutter auftat, bangte selbst ich mich.

Nachmittags kam wirklich das erwartete Gewitter. Es dauerte nicht lange. Wir ließen die Hauptsache unter dem gedeckten Teil der Terrasse vorbeigehen und machten uns dann mit offenen Schirmen auf den Weg, um bloß nicht noch im letzten Moment aufgehalten zu werden. Ich fühlte uns wie in einen rieselnden Mantel vom Regen zweisam und heimlich eingehüllt. Fern hinter dem Wald verhallten die letzten Donnerschläge. Im Westen erschienen schon wieder die ersten Stücke blauen Himmels. Und als wir uns einmal umwandten, stand über dem Tal leuchtend und weitgespannt ein Regenbogen.

Zuerst wurde tatsächlich die Foulardseide erworben. Nebenbei durfte ich ihr ein Appenzeller Taschentuch mit handgemachten Spitzen kaufen. Es war nicht leicht, ihr etwas zu schenken; sie war außerordentlich wählerisch. Darauf besuchten wir eine englische Teestube, eines jener Etablissemente mit den ausgezeichneten Toasts und Sandwiches und mit den hochanständigen und talentlosen Darbietungen. Schließlich wurden wir noch zu einem Rundgang durch den Kurpark einig. Die Sonne hatte eine Weile geschienen; jetzt regnete es wieder leise. Der Park war menschenleer. Eine köstliche Kühle herrschte. Die Bäume tropften im Wind. Mit glänzenden Flügeldecken schwirrten die Maikäfer durch das gedämpfte Regenleuchten. Büsche und Blumen dufteten in einer stillen, erfrischenden Wildheit, die wir nun auch unbedenklich zu unsrer Vorzeichnung machten. Wir waren allein mit unsrer Liebe, mit einem noch kaum angegriffenen Reichtum an Zärtlichkeit, Leidenschaft, Glückshunger. Unwillkürlich waren wir still geworden. Unter

einer Esche, die vom Regen und von fallenden Tropfen geheimnisvoll rauschte, standen wir lange und hörten einer Amsel zu, die leidenschaftlich angeregt sang.

„Wo mag nur seine Frau sein?“ fragte Hilde endlich mit stillem Lächeln. „Aus heiler Haut strengt sich doch kein Mann so an.“

„Sage das nicht,“ erwiderte ich. „Wir haben für den Notfall einen Liebes-Ersatz: die idiale Forderung des kategorischen Imperativs.“

„Ja, das ist eine berühmte Lückenbüßerin,“ spottete sie. „Nach meiner Schätzung muß sie wenigstens hundertunddreißig Jahre alt sein. So seht ihr manchmal auch aus.“

„Der Philosoph müßte dir hier widersprechen, denn ideelle Forderungen veralten nicht wie zivilrechtliche. Aber wir wollen uns heute an die schöne Wirklichkeit halten. Mein kategorischer Imperativ hat es zudem über einundzwanzig Jahre noch nicht hinausgebracht und ist als Lehrsatz noch ganz ungeprüft. Höchste Zeit, daß die erste praktische Anwendung mit ihm gemacht wird.“

Unter diesen Worten hatte ich den Arm um ihre Schultern gelegt und sie leise an mich gezogen. Sie ließ es widerstandslos geschehen, wich auch nicht aus, als ich ihre Lippen suchte, und mit geschlossenen Augen empfing sie meinen ersten Kuß, der mehr war, als eine formelle Verlobung. Nach dem dritten oder vierten gab sie sich vollends in meinen Arm, und schwebten meine Augen über ihrem schönen, stolzen Gesicht wie Sperber der Seligkeit. Jeder meiner Sinne war ein Prophet ihres Reizes, jeder Blutstropfen ein singender Evangelist der Liebe. Stumm und ein wenig bleich umschlang sie auch mich und fing an, meine Küsse zurückzugeben. Unter der Esche stand eine Bank; auf die zog ich sie nieder, und dort begann ich sie zu liebkosen, wie ich es bisher bloß in meinen Schlafvisionen gewagt hatte. Sie überließ sich mir wie eine Träumende mit tiefgehendem Atem, während sich ihr ganzer Körper jäh mit dem Duft ihrer Leidenschaft durchdrang. Ich stammelte hingerissen heiße Liebesworte, aber sie schwieg und umfing mich nur fester. Unter den tief herabhängenden Zweigen — es war eine Hängeesche — saßen wir beinahe ganz versteckt in einem grünen Herzen der Natur. Ein beseligender Schmerz saß mir in der Brust, brannte mir im Hals, durchzuckte mein Hirn. Die Unersättlichkeit schlug über mir zusammen wie ein Meer. Mit einer schon unabsehbaren Erschütterung ahnte, ja, fühlte ich die nächste Nähe der Ewigkeit, des Endlosen, nicht Aussprechbaren, den Hereinbruch des schlechthin Unerhörten, dem ich zeit meines Lebens nachgrub, nachjagte, nachhing. Blitzartig verstand ich, daß es mit der Selbstvernichtung identisch, aber daß diese ein Grab bloß für die sofortige Auferstehung in neuer Form sei. Alles endigte für diesmal mit einem elementaren Tränensturz, der mich überwältigt auf ihren Schoß warf. Ich hatte ihr genug gesagt, so daß sie diesen Ausbruch nicht als Schwäche auslegte, sondern als eine machtvolle Bewegung verstand, die sich vor ihrem Ziel noch einmal Halt gebieten mußte. Sie selber war blaß und streichelte mir mit ermüdetem Lächeln das Haar. Wir hörten jetzt wieder den Regen rauschen und die Amsel singen. Vor unsern Füßen hüpfte ein Buchfink herum, besah uns mit dem linken Auge und dann mit dem rechten und rief dreist nach Brotkrumen.

Auf dem Heimweg durch den Park und dann dem Seeufer entlang brachte sie noch einmal die Sprache auf Holsten. Ich hatte schon darauf verzichtet, daß sie es tun würde.

„Du hast heute morgen von einem Abgrund gesprochen,“ sagte sie. „Irgendwie hast du vielleicht doch recht und ich will mir nicht nachsagen lassen, ich hätte mich aus Gereiztheit der Aussprache entzogen. Aber vorher eine Frage. Wenn ich dich bäte, mir zuliebe ihn zu lassen, und dir dafür Gegenrecht gäbe — was würdest du tun?“

„Erstens könntest du mich das nicht bitten,“ erwiderte ich erwägend. „Es wäre der Versuch eines Eingriffs in meine Selbstbestimmung, für die gerade du am meisten Verständnis hast. Ich würde es auch ganz bestimmt ablehnen, Gegenrecht zu nehmen. Es gibt weder solche Rechte noch solche Gegenrechte. Und wenn wir wirklich so handeln wollten, so fehlte es auf deiner Seite an einem gleichwertigen Tauschobjekt.“

Ein wenig verstimmt bemerkte sie: „Du fühlst dich ja im Besitz deines Holsten gewaltig reich und unangreifbar. Es gehört viel Liebe dazu, um das vom andern zu ertragen. — Wer ist Holsten?“

„Er selber nennt sich einen Abenteurer,“ sagte ich. „Er macht aus nichts ein Hehl und ist so besser gedeckt, als irgend jemand von uns. Er ist ein Nihilist, und wenn ihn eine Wahrheit ereilt, so wird es mit ihm aus sein. Aber ich fürchte, er ist eine von den Banken, die bei ihrem Krach viele andere mit ins Verderben reißen.“

„Und was bist du dieser Bank schuldig?“

„Diese Frage wird so kaum zu beantworten sein,“ erwog ich zweifelnd oder suchend. „Ich könnte zwar sagen: ‚Ich bin ihm eine Freundschaft schuldig in der Weise, wie ich der Natur einen Tod schuldig bin.‘

Damit wäre wenigstens soviel klar, daß er nichts bekommen kann, was dir gehört. Gibt es hier trotzdem noch Konflikte, so liegen sie bei dir, und zwar in der Richtung nach der andern Seite, also zwischen euch."

„Warum begegnet er mir so skandalös?"

„Er sagt, du besitzest ihm zu viel Schmuck."

„Das kann stimmen. Als er mir vorgestellt wurde, sah er nichts, als die Wertgegenstände an mir. — Und das tut er noch," setzte sie zürnend hinzu. „Manchmal halte ich ihn für einen Irrsinnigen."

„Es scheint, er ist einfach ein Freund des Mannes, nicht des Weibes."

„Mit einer Ausnahme."

„Die der Betreffenden noch viel Tränen und Kummer kosten wird. Niemand, der tiefer sieht, kann mit ihr zu tauschen wünschen."

„Warum sagst du das?"

„Weil ich glaube, daß das mit unsrer Frage nichts zu tun hat. Ich verstehe auch nicht, warum du mir die Nachtstunden nachrechnest, die ich doch nicht mit dir verbringen kann," setzte ich leiser hinzu. „Was soll ich schließlich mit mir anfangen?"

Sie schüttelte ablehnend den Kopf. „Ich muß mich auch behelfen," sagte sie wieder ferner. „Und daß wir so ungeschlagen über die Sache hinwegkommen werden, glaube ich vollends nicht. Ich sehe sogar den Tag kommen, an dem du klar zu wählen haben wirst zwischen ihm und mir. Glaube mir, ich sehe da schärfer als du. — Wenn es dann bloß nicht überhaupt zu spät ist zum Wählen!"

Diesem Wort horchte ich betroffen nach.

„Ich will für niemand reden," bemerkte ich heimlich erregt, doch unnachgiebig. „Das haben wir alle nicht nötig. Es wäre eine Herabsetzung. Und schließlich glaube ich, daß es zwecklos wäre. Ich stehe keinen Gefühlsmomenten, sondern einem Geheimnis gegenüber. Daran glaube ich je länger, je fester. Ihr seid euch irgend einmal begegnet und es ist etwas geschehen, das euch unerbittlich trennt. Denn von Natur sind wir als Dreigestirn gedacht."

„Wenn nicht gar als dreieckiges Verhältnis," spottete sie trübe. „Mein Freund, lerne mich besser kennen. Ich bin keine Schaukel; das ist alles. Wenn ich mich auf Holsten einrichten wollte, müßte ich mit Tribius abschließen. Bescheide dich also und bezähme deinen Wissensdrang. Wir wollen uns an uns selber halten."

„Einverstanden," lenkte ich ein. „Hast du dir eigentlich schon Gedanken über unsre Hochzeit gemacht? Du siehst selten so aus, um die Wahrheit zu sagen."

„Da du an nichts anderes zu denken scheinst, so laß einmal hören."

„Den Zug nach Italien weiß ich nicht, aber das Monatsdatum. Heute haben wir den siebenundzwanzigsten. Den siebenundzwanzigsten des nächsten Monats möchte ich nicht mehr gerne als verlobter Bräutigam erleben."

„Reden Sie mit meiner Mutter!" flüsterte sie parodistisch, indem sie den Schirm frisch aufspannte. Es begann wieder zu regnen. Sie lächelte.

„Wir befinden uns in keinem Marlittroman," parierte ich ihr. „Sonst ist mir auch der Schnellzug nach Italien recht. Deine Mutter ist alt genug, um nachträglich zu erfahren, was wir beschlossen haben."

„Acht Wochen sind auch eine schöne Zeit."

„Für mich nicht!" grollte ich jetzt ein bißchen. „Vielleicht für dich. Man wird nach der Riviera reisen, dann einen Abstecher nach Paris machen, und sich wie immer ohne mich königlich amüsieren. — Vier Wochen oder der D-Zug."

„Sechs!" suchte sie zu handeln. Es war nicht nur Scherz. Ihre Wangen begannen sich wieder leise zu röten; das kannte ich. Und ihre Blicke streiften so spähend und unstet an den Büschen hin.

„Vier, keinen Tag länger," beharrte ich.

Ihr Schritt verlangsamte sich. „Fünf!" sagte sie mit einem Beiton von Ratlosigkeit.

„Bis zum nächsten siebenundzwanzigsten."

Sie blieb stehen und begann unruhig mit der Spitze des wieder zugeklappten Schirmes vor sich zwischen den Steinen zu stochern, während ich sie gespannt betrachtete. Halb war sie wütend, halb hatte sie Lust, zu lachen. Sie war unbeschreiblich schön. Da — plötzlich brach die Schirmspitze und sie hielt mit überraschtem Gesicht den Stumpf mit dem Gestell in der Hand. Einen Blick tat sie darauf, dann flog der unschöne Rest samt dem Beingriff in den vorbeistrudelnden Cassarate und sie setzte sich wieder in Gang.

„Es ist gut. Also am siebenundzwanzigsten," sagte sie. „Aus unsrer Reise wird damit nichts werden. Meine Eltern werden das nicht leicht schlucken. Nun, sieh, wie du mit ihnen fertig wirst."

Dies alles sagte sie mit halbem Lachen, und es war mir bereits klar, daß ich nicht ohne Hildes Beistand mit ihnen fertig zu werden habe. Aber ich schwieg jetzt. Zum Glück kam gerade ein junges Mädchen mit Blumen des Weges und ich kaufte einige tiefrote Rosen, die ich Hilde gab. Sie roch daran, und nachdem wir etwa zwanzig

Schritte weitergegangen waren, wählte sie eine halboffene Knospe aus und reichte sie mir.

⌘ ⌘ ⌘

Als wir zurückkamen, fand ich meine Mutter auf ihrem Zimmer. Sie erzählte, sie habe einen kleinen Unfall gehabt. Tatsächlich hinkte sie ein wenig und ging am Stock. Weder dies noch der bevorstehende Abschied von Holsten, an den ich immer noch dachte, war ein genügender Grund für die stille, blumenhaft überquellende Heiterkeit ihres Wesens. Noch nie so hatte ich in ihr die von allen andern Beziehungen losgelöste Frau gefühlt wie jetzt, als sie rastlos plaudernd vor mir stand. Ein tiefes, warmherziges Strahlen drang immerzu aus ihren Augen, das ganz andere Dinge ausdrückte, als die, von denen sie sprach. Sie war bereits für das Abendessen angezogen, und sie hatte dazu verwandt, was sie überhaupt vermochte und besaß. „Hast du einen guten Tag gehabt, mein Junge?" fragte sie noch, als ich schon wieder unter der Tür stand. Und als ich bejahte, kam sie mir ein paar Schritte nachgehinkt. „Küß mir die Hand," gebot sie lächelnd.

Hilde erschien zu Tisch in einem zartblauen Abendkleid, das ich noch nicht an ihr gesehen hatte. Vor der Brust trug sie meine Rosen. Sie war voll von einer ungewohnten holden Munterkeit ohne alle angreifenden Übermüte, an ihr eine seltene und köstliche Stimmung, die sie zum Mittelpunkt einer unausgesprochenen, aber deutlich fühlbaren Neigung zum Festefeiern machte. Man wurde heiterer, als man sonst war. Die Geister bewegten sich graziöser. Man trank mehr und teureren Wein, hörte lieber auch einmal andere reden und gefiel sich besser, ohne daß jemand den Grund davon ahnte.

Holsten erkannte in der ersten Minute, daß sich irgend etwas seit dem Morgen geändert hatte. Er warf mir einen schnellen, prüfenden Blick zu, überflog Hildes Gestalt im Vorbeigehen, und haftete zurückkehrend kurz an der Rose in meinem Knopfloch. Da wir uns, Hilde und ich, bisher mit solchen stummen Erklärungen nicht aufgehalten hatten, so wußte er genug. Er nickte mir leicht zu und studierte dann die Speisekarte. Etwas später sah ich jedoch auch ihn angeregt plaudern.

Übrigens war im Lauf des Tages Hildes Bruder eingetroffen, den ich schon von früher kannte, ein baumlanger, trockener Schwerenöter, der seine ganze Tischecke in Bewegung hielt, ohne eine Miene dazu zu verziehen. Nach dem Essen blieb man wie auf Verabredung zusammen. Da meine Mutter ans Ausgehen nicht mehr denken konnte, so blieb auch Holsten. Selbst meiner Mutter war im Verlauf des Abendessens über Hilde und mich eine Ahnung aufgegangen. Ihre Augen umschwärmten mich einige Male zärtlich forschend, und bei Hilde verweilten sie in liebender Bewunderung. Holsten schien im Zug zu sein und nahm gutgelaunt die gesellschaftliche Rivalität mit dem langen Gardeleutnant auf, wenn er ihn auch nicht weiter beachtete. Das Gespräch kam auf Sympathie, und er erzählte, wie er, bald nach seinem Fieberanfall, dazu gekommen sei, sich wegen eines kleinen rotzigen Burschen in den Südstaaten drüben mit einem riesenhaften Pflanzer zu boxen. Das Jüngelchen war halb totgeschlagen, lag da und japste kaum noch. Nach einem besonders gutsitzenden Hieb raffte er den notabene blonden, verschmierten und blutenden Engel vom Boden hoch, aufs Pferd damit, und als der prügelwütige Schuft wieder schnaufen konnte, war er schon weit. „So, du Halunke, werde dir mal klar darüber, was du bist ohne dies kleine Gnadenbild. Hätte mich bereits in Stücke reißen lassen dafür. Glauben Sie's, oder glauben Sie's nicht: heulte auf dem Gaul wie ein Schloßhund vor Ergriffenheit über das ohnmächtige Bengelchen. Schien mir nichts Schöneres auf der Welt als Vaterschaft." Nun, als das Objekt der Rührung wieder zu sich kam, fing es an zu brüllen, schlug mit Händen und Füßen um sich, biß und kratzte, bis er's seinem Vater wieder zuschickte. Obendrein wurde er vom Friedensrichter gebüßt. Bei dieser Geschichte geschah es zum erstenmal, daß Hilde ein bißchen lächelte. Es fiel ihm selber auf. Er streifte sie mit einem seiner Herz und Nieren prüfenden Blicke, zog dann die Brauen zusammen und wurde wortkarg wie immer, wenn ihn etwas verstimmte.

Da man so unterhaltsam beieinander war, kam meine Mutter auf den Gedanken, zur Feier des Abends Musik anzuregen. Er wurde beifällig aufgenommen, und ich hatte schlüssig zu werden, was ich spielen wollte. Sie griff nun ganz hoch und wünschte die große Passacaglia von Johann Sebastian Bach, die Malata von der Orgel für das Klavier transponiert hat und wofür sie besonders schwärmte. Eigentlich schien mir für eine solche Wahl hier weder der Ort noch die Stunde zu sein, und ungewiß sah ich nach Hilde. Sie nickte mir kaum merklich zu, und ich ging schließlich die Noten holen. Holsten saß mit kaltem Gesicht seitwärts und schien an nichts mehr Anteil zu nehmen.

Das Christentum hat dank seiner Flucht aus dem Diesseits und im stetigen Ringen mit dem Todesgedanken eine Reihe großartiger künstlerischer Gestaltungen auf ver-

schiedenen Gebieten hervorgebracht. Eine der vornehmsten Offenbarungen dieses Geistes ist die Passacaglia. Das Judentum, das mit dem Irdischen sorgsamer verkehrt, wäre deshalb nie in der Lage gewesen, solche gewaltige, kraft- und schmerzgesammelte und zugleich sinnenmächtige Durchbrüche nach der Gottheit hin zu organisieren. Seine Seelenspannung war prophetisch-theokratisch und zugleich diesseitshungrig, aber nicht das, was wir Deutschen faustisch nennen. Sobald ich das große Thema, das in feierlicher Unerbittlichkeit in den Bässen dahinschreitet, angeschlagen hatte, vergaß ich die Unangebrachtheit von Zeit und Ort, und während mein Glücksgefühl sich zur innern Erleuchtung zu steigern schien, ließ ich das sofort ertönende klagende Gegenthema einsetzen. Nun flügelt der Lauf der Klänge zum Pianissimo ab, und in allerzartester Innerlichkeit beginnt ein flüsterndes Bitten, ein kindliches Werben, durchzuckt von Seufzern, das sich allmählich zu chromatischen Gängen von großer und milder Fülle steigert, während in unbeirrbarem Gleichmaß das Hauptthema der Bässe weiter dahinschreitet gleich der Gottheit selber. Dann kommen erschütternd die stürmenden Aufwärtsbewegungen. In immer neuen Anläufen, in suchenden Triolen von Terzen und Sexten, immer noch aufzuckende Zweifel schmerzvoll besiegend, streben Thema und Gegenthema im Schlußgebet der Fuge der triumphierenden endlichen gegenseitigen Durchdringung und a tempo ma sempre piu grandioso der jubelvollen Erlösung zu, an Kraft und Herzensgewalt von Takt zu Takt noch wachsend, denn es hat keiner mit Gott gerungen, ohne darüber zum Riesen zu werden.

Das Stück hinterließ einen ungewöhnlich starken Eindruck. Sogar dies bewunderungsfixe Publikum brauchte eine Weile, um sich von einer gewissen Betäubung zu erholen. Ich suchte Hilde mit den Augen. Sie sah still vor sich hin; wie immer unter starken Eindrücken vermied sie, einem Blick zu begegnen. Meine Mutter strahlte milde vor Begeisterung, vor Stolz und vor Glück. Holsten sah womöglich noch finsterer und unruhiger aus. Allmählich löste sich aber der Bann. Es war kaum jemand hier, der das Stück kannte, und den meisten war auch Bach eine fremde Welt. Jemand fand eine solche Art Musik „hypnotisch", und das Wort gab viel zu reden. Eine so gute Unterhaltung war lange nicht mehr dagewesen. Man suchte sich über das Berechtigte daran klar zu werden, stritt dann über das Wesen der Hypnose selbst, und als endlich gefragt wurde: „Ist denn niemand hier, der sich schon mit Hypnose beschäftigt hat?" löste sich Holsten überraschend aus seiner Verstimmung.

„Ich kann damit dienen," sagte er in die Stille hinein, die der Frage folgte. „Bitte nur präzise zu fragen."

Das Interesse wandte sich ihm zu, und der Anlaß war bereits vollkommen vergessen. Es dauerte nicht lange, so wurde er bestürmt, Experimente anzustellen, und da es ihm aus irgendeinem Grund paßte, zeigte er sich willig.

Er begann zunächst spielend mit einigen Spaßhaftigkeiten, die jeder kennt, der sich einmal mit Hypnose befaßt hat. Aber im weiteren fing er an, sich in Eifer zu bringen, und die Proben wurden ernsthafter. In seinen Augen zuckte es, und ich bekam bald die Idee, daß er irgendein bestimmtes Opfer zu umkreisen begann, dem er vielleicht noch nicht einmal einen Blick zuwandte. Meine Mutter konnte es nicht sein, denn gerade sie lehnte er zart aber standhaft ab, obwohl sie sich fast zu lebhaft anbot. Eigentlich war die Gesellschaft nun doch wieder auf den mystisch-schicksalhaften Grundton der Passacaglia eingelenkt, wenn auch von einer andern Seite und zunächst noch dilettierend.

Hilde hatte sich die ganze Zeit nicht von ihrem Platz gerührt und den Vorgängen mit halbdunkler Nachdenklichkeit nur als Zuschauerin beigewohnt. Jetzt kam aber dies Seltsame, für alle Überraschende. Mit der Reproduktion ihrer frühesten Umwelt durch eine Fünfzehnjährige — die Eltern waren dabei und bestätigten alles; das Mädchen konnte sich nachher im Wachzustand an nichts erinnern — schien der Gipfelpunkt der Unternehmung erreicht, als Hilde plötzlich mit ihrer etwas kühlen Stimme ganz klar und ruhig sagte: „Würde Herr Holsten es unternehmen, auch mit mir einen Versuch anzustellen?"

Aller Augen wandten sich nach ihr. Überraschend war die Luft wieder voll von jener unfaßbaren Spannung. Hilde Oppen und Holsten als Objekt und Subjekt der Hypnose: — keiner war da, der ihr Vorgehen nicht als eine Herausforderung auffaßte.

„Ich bin nämlich ungefähr das Ungläubigste und Verstandeskälteste, was Sie als Medium bekommen können," fügte sie noch wie zur Erklärung lächelnd hinzu.

Er zog wieder die Brauen zusammen und musterte sie mit kalter Miene und finster zuckendem Blick. Zuerst erschien der schroff ablehnende Zug um seinen Mund, und ich machte mich auf eine neue Demütigung für Hilde gefaßt, als sein Ausdruck plötzlich umschlug.

„Wie Sie wünschen, gnädiges Fräulein," sagte er noch etwas feindlich und sehr förmlich. „Ob Sie glauben, tut nicht so viel zur Sache, als ob Sie können. Sterile Naturen sind jeder Kunst unzugänglich. — Wollen wir's wirklich probieren?"

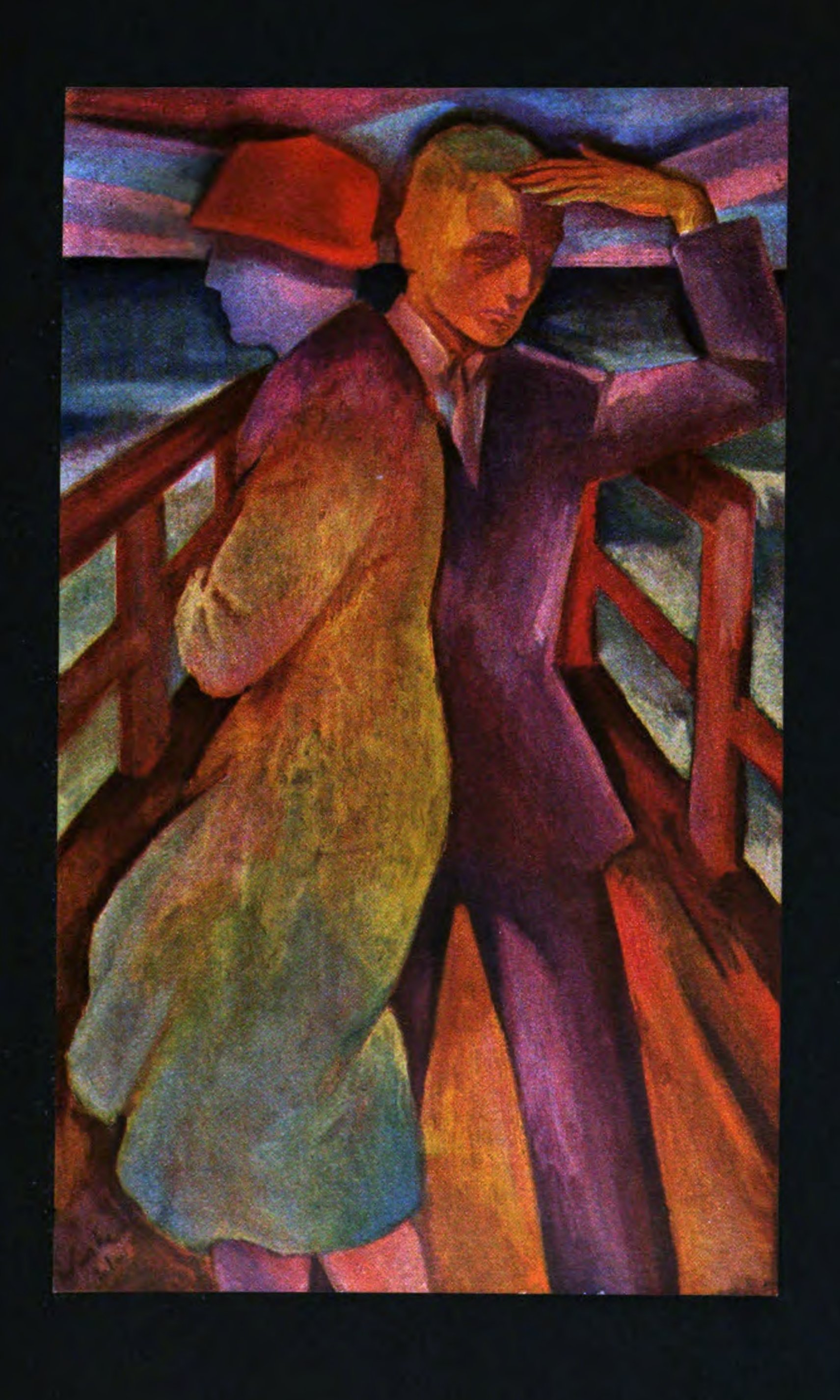
Die Frage tönte nun beinahe drohend, und ich hätte Hilde gewarnt, wenn es nur möglich gewesen wäre. Aber ich glaube, sie hätte sich schon nicht mehr warnen lassen.

„Selbst auf die Gefahr, als steril zu gelten, wenn Ihre Kraft nicht ausreichen sollte," sagte sie wie vorhin lächelnd. „Ich bin bereit."

Um das Paar schloß sich bereits ein dichtgedrängter Ring. Ich regte mich nicht an meinem Platz. Eine beklemmende Angst erfaßte mich während der Stille, die nun folgte. Ich hörte Holsten mit eintöniger Stimme sagen: „Nein, bitte in diesen Stuhl. Nun ganz bequem sitzen. Die Glieder lösen. So. Die Hände legen Sie vielleicht zusammen. Will jemand so freundlich sein, noch eine Flamme auszudrehen?" Es geschah. „Danke, jetzt ist's gut." Immer war ich drauf und dran, aufzuspringen, um selbst auf die Gefahr eines Auftritts hin der Sache ein Ende zu machen, aber ich besaß schon nicht mehr die Frische dafür, lag bereits hilflos in dem Bann, der alle gefangen zu haben schien und dessen Mittelpunkt Holsten war. „Ruhig und tief atmen. Ganz langsam. Sehen Sie mir in die Augen." Ich dachte: „Warum schreitet wenigstens ihre Mutter nicht ein?" erinnerte mich aber an die verschiedenen elterlichen Einrichtungen, um die beiden einander näher zu bringen, und kam mir schon vor wie nach einem fernen Eiland abgetrieben. „Es geht ja ausgezeichnet," erklärte Holsten monoton. „Die Augen werden Ihnen schon feucht; Sie sind sogar ein hochpotenziertes Medium. Jetzt werden Ihnen allmählich die Lider schwer. Ein angenehmes Gefühl von Mattigkeit verbreitet sich durch Ihre Glieder. — Sehen Sie meine erhobene Hand unbeweglich an." Alle taten es mit ihr; ein Brillant funkelte daran. Es war eine schmale, gebräunte Männerhand von hoher Rasse. „Nie wieder wirst du sie von dieser Hand zurückbekommen!" sagte mir eine Stimme. Langsam führte er die Hand abwärts. „Die Augen fallen Ihnen zu," erklärte er leise. Eine Stille folgte, durch die das Summen der übriggebliebenen zwei elektrischen Flammen geisterhaft tönte; daneben kam es mir in meiner überspannten Nervenverfassung vor wie ein geheimes Geschrei. Endlich sagte jemand: „Sie schläft!" und das klang mir, als hätte die Person gesagt: „Sie ist tot!"

Es folgte noch einmal eine Stille. Zuerst nahm Holsten einige Proben vor, ließ sie einen Arm heben und in der Schwebe halten, sagte plötzlich: „Passen Sie auf, da fällt ein Brett auf Sie herunter!" worauf sie sich zusammenduckte, und schließlich erteilte er ihr den eigentlichen Befehl. Langsam und betont und so, daß jeder Widerspruch ausgeschlossen schien, erklärte er ihr: „Sie stehen jetzt auf und gehen zu Ihrem Verlobten, um mit ihm die Ringe zurückzutauschen. Sie streifen beide Ringe ab und wechseln sie aus. Dann nehmen Sie hier bei mir Ihren Platz wieder ein." Diesen Worten folgte unter den Umstehenden eine Bewegung, die Hilde meinen Blicken entzog; alles drängte sich näher hinzu, um das Unglaubliche möglichst nahe und genau zu sehen. Sie schien übrigens doch noch eine Widerstandsmöglichkeit gefunden zu haben, denn die Ausführung ließ länger auf sich warten, als nach den Proben zu schließen gewesen war. Aber dann gab es eine neue Bewegung. Der Kreis öffnete sich, und langsam, mit geschlossenen Augen, bleich wie eine Leidende und traurig wie eine Nachtwandlerin kam Hilde auf mich zu. Es war ein furchtbarer Augenblick. Ich wollte aufspringen und schreien, blieb aber regungslos sitzen, als wäre ich selber hypnotisiert. Mit nervösen Fingern sah ich sie an ihrem Verlobungsring ziehen und zerren, bis sie ihn auf der Hand liegen hatte. Dann seufzte sie, blieb stehen und schien sich schmerzvoll zu besinnen, was sonst noch von ihr verlangt sei. Schließlich setzte sie sich widerstrebend von neuem in Bewegung zu mir. Es herrschte nun eine solche Stille, daß man ein Rosenblatt fallen gehört hätte. Bei mir angekommen, tastete sie nach meiner linken Hand, suchte und fand meinen Ring, und begann genau so ratlos wie an dem ihren daran zu drehen, bis er ihr ebenfalls in den Fingern blieb. Nun noch ein letzter, leidvoller Kampf, ein wiederholter Seufzer, und sie legte ihren Ring vor mich auf den Tisch nieder, während sie sich mit dem meinen schwankend und wie durch fließendes Wasser watend langsam zu ihrem Sessel zurück begab, im ganzen das Bild einer unsäglichen Trauer. Ein Aufsehen ging durch die Zuschauer, und man begann erregt zu flüstern. Holsten stand mit kaltem, verschlossenem Gesicht in der Mitte des Kreises, die Blicke wie zweifelnd oder grollend irgendwo vor sich auf dem Teppich, und nichts hat mich in der Folge mehr beschäftigt, als dieser Umstand, daß er nicht einmal nötig hatte, die Hypnotisierte im Bann seiner Augen zu behalten.

Es trat nun wieder eine bange Stille ein, worauf Holsten dazu überging, sie zu



Auf der Seebrücke. Gemälde von Erich Waske
(Selbstbildnis des Künstlers mit seiner Gattin)



wecken. Er sagte einfach: „Auf ‚Drei' wachen Sie auf!“ und sie öffnete die Augen mit einem neuen Seufzer. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis sie wußte, wo sie sich befand, und was mit ihr vorgegangen war. Als sie hörte, welchen Befehl sie ausgeführt hatte, stutzte sie und wurde noch um einen Schein bleicher.

„Ich bin also nicht — steril,“ sagte sie nach kurzem Nachdenken und mit einem getroffenen Lächeln. „Ist eigentlich — sonst noch etwas bewiesen?“ Still doch kampfbereit sah sie nach Holsten, aber der zuckte nur die Schultern, und träumerisch winkte sie mir, um die Ringe zurückzutauschen. Ich war selber noch ganz benommen, während ich gehorchte. „Man hat mich mit dem Feuer spielen gemacht,“ bemerkte sie zu mir. „Hoffentlich habe ich mir nicht die Finger verbrannt,“ setzte sie wie erschreckt hinzu, wenn auch im Ton des Scherzes. „Ich — werde aber nicht mehr vorwitzig sein.“

Es atmete nun alles auf, und ein allgemeines Durcheinanderreden begann. Wie immer in solchen Fällen vergaß man die Hauptpersonen, als wäre man unfähig, sich länger auf sie zu konzentrieren, und müsse vor allem Urlaub haben, lief auseinander, bildete neue Gruppen, und manche verließen überhaupt den Raum. Hilde nahm mich bei der Hand. „Bring mich hinauf,“ bat sie. „Ich bin furchtbar müde.“ Ich tat so. Sie hing sich an meinen Arm bis zum Fahrstuhl. Dort suchte sie sofort den Sessel. Sie sah noch ganz verwirrt, um nicht zu sagen: verstört aus. Droben stützte sie sich fast mit ihrem ganzen Gewicht auf mich. „Ach, wie bin ich müde!“ seufzte sie noch einmal. Doch vor ihrer Tür sichtete sie schnell den Gang auf und ab, und fiel mir dann mit einer gewissen aufgewühlten Leidenschaftlichkeit um den Hals, die mich beinahe um die Fassung brachte. Aber schon war sie in ihrem Zimmer verschwunden.

Wenn ich jetzt einen Versuch gemacht hätte, mir die Hochzeit heute schon zu erobern, ich glaube, sie hätte mich nicht abgewiesen. Aber es war, als ob eine warnende Stimme zu mir spräche: „Auch das Reich der Liebe kommt nicht von außen mit äußerlichen Gebärden.“ Unterliegt es nicht den gleichen Gesetzen der Wahrheit wie das Reich Gottes? Und hatte sich nicht doch wieder der Abgrund zwischen uns aufgerissen? Hart und drangvoll lag mir jetzt vor allem die Nötigung ob, Holsten wegen dieses Abends zur Rede zu stellen. Tat ich unrecht? Hätte ich sie erlösen, entzaubern können? Gott helfe mir; ich weiß es heute noch nicht!

⌘ ⌘ ⌘

Hier beginnt der Bruch, der durch mein Leben geht. Mit wunderbarer, erschreckender Schnelligkeit wurde es dunkel um mich, und stürzte das holde Gebäude meines Glücks in sich zusammen.

Meine Furcht hatte immer noch zugenommen. Voll schwerer Beklommenheit und tiefer Erregung suchte ich Holsten auf. Ich fand ihn im Vestibül, wo er in einem Klubsessel saß und einsam eine Zigarre rauchte. Als er mich kommen sah, stand er auf, wie wenn er mich erwartet hätte. „Gehen wir noch ein bißchen,“ sagte er. „Drinnen nimmt schon wieder die Blödigkeit überhand. Nicht eine Stunde können sie sich in einer anständigen Geistesverfassung erhalten.“

Wir nahmen unsere Hüte und verließen das Hotel, um ziellos durch die Straßen der Stadt zu schlendern. Beide schwiegen wir zunächst. Ich dachte an Hilde. Hier war ich heute mit ihr gegangen. Es mußte noch etwas von ihrem Duft im leichten Wind schweben. Ein Schimmer ihrer schönen Körperlichkeit mußte noch irgendwo freundlich geistern. Eine heiße Welle der Sehnsucht packte mich. Plötzlich blieb ich stehen.

„Holsten, warum hast du uns das angetan heute abend!“ zürnte ich. „Sieh mal, diese Frage wird mich nicht loslassen, bis du mir eine humane, freundschaftliche Erklärung dafür gegeben hast — wenn es eine gibt.“

„Was denn?“ fragte er gereizt. „Was habe ich wem angetan?“

„Spiele nicht den Unwissenden. Es steht dir schlecht. Manchmal machst du den Eindruck, mehr zu wissen, als wir alle.“

„Was sollte ich tun?“ knurrte er. „Hätte ich sie ausgeschlagen, so wärst du mir mit Anklagen gekommen, ich hätte die dargebotene Hand der Versöhnung verschmäht.“

„Jetzt hast du sie bloß — mißbraucht,“ bemerkte ich bitter. „Was nötigte dich denn, gleich dies zynische Spiel mit den Ringen in Szene zu setzen? Erich, ich lass' mir's nicht ausreden: da hast du einen Frevel an mir verübt!“

Er schwieg wieder eine Weile.

„Ich habe dich schon zweimal gefragt,“ sagte er dann verbissen im Weitergehen: „Liebst du sie? Eine bündige Antwort ist darauf nicht zu bekommen.“

„Du bist doch sonst nicht schwer von Begriff,“ spottete ich aufgebracht. „Aber um dir für die Zukunft Ausreden zu nehmen: ja, ich liebe sie aus ganzer Seele und aus ganzem Gemüt, und wer das nicht respektiert, dessen Freund kann ich nicht sein. Ist das deutlich? Übrigens halte ich es für ausgeschlossen, daß dir das entgangen

sein sollte. Eben darum bist du mir unverständlich."

„Ich bin wohl auch nicht zum Verstehen da," höhnte er in vereinsamtem Ton. „Genug, wenn ihr durchsichtig seid. — Sie hat mich herausgefordert, und ich dachte: ‚Gut, wirst sie am Sitz ihrer Wahrheit prüfen!' Du bist ja selber so niedlich für die Wahrheit begeistert. Was willst du also von mir? — Überlege dir eine Frage, Mann: Ist das eine absolute Sache auf Zeit und Ewigkeit, über die ein windiger Hypnotiseur wie ich Gewalt hat?"

„Du hast sie bloß zu einer Äußerlichkeit gezwungen, und das noch mit Mühe."

„Worte, mein Freund. Aber wenn es so wäre — was schreist du dann? — Ich will dir nichts aufschwatzen. Ich war selber frappiert über meinen Erfolg, dachte eigentlich schon ihr Stolz würde es nicht zulassen. Nun, sieh allein, wie du ins klare kommst."

„Muß denn nicht jeder Befehl ausgeführt werden?" rief ich leidenschaftlich. „Was sind das für wichtigtuerische Reden!"

„Heiße einen wirklich frommen Christen das Kruzifix bespucken, oder einen Moslim Mohammed lästern. Ich habe den Fall erlebt, daß ein Derwisch mit Schaum vor dem Mund zusammenbrach. Meinst du, Shakespeares Julia hätte sich zwingen lassen? Übrigens hattest du es ja in der Macht, die Sache zu verhindern. Warum tatest du es nicht?"

Ich schwieg geschlagen und mit blutendem Herzen. Irgend etwas schien mir wahr daran, und doch empfand ich das Ganze als Teufelsspuk. Mir war, als ginge mir wie ein Krater zum erstenmal im Leben die Unvollkommenheit unsrer höhern Natur auf. Ich wollte und konnte mir nicht zugeben, daß hier noch etwas anderes erschienen war, als was sich bei jedem, selbst beim Höchststehenden gezeigt hätte: das Endliche seines Wollens und Vermögens. Ich grollte und weinte innerlich, aber das Gefühl war zu weit und zu schwermütig, ich möchte fast sagen: zu landschaftlich, als daß ich es jetzt in Worte fassen konnte, und wir gingen lange stumm nebeneinander weiter. Endlich sagte er: „Maule nicht, Klaus. Auch ich unterstehe einem höhern Zwang. Komm mit da in die Bar. Wer weiß, wie lange du mich noch hast. Außerdem gibt es hier einen guten Curaçao."

Wir traten ein und suchten uns einen Platz. Holsten trank das erste Glas hinunter und bestellte gleich ein zweites. Dann zog er einen Brief aus seiner Tasche und schob ihn mir hin. „Da lies einmal. Auch das ist Wahrheit. Lernst wieder etwas Menschliches kennen." Er steckte sich eine neue Zigarre an und lehnte sich in den Sessel zurück, um das Publikum zu betrachten. Inzwischen entfaltete ich den Brief und begann zu lesen. Er zeigte die Handschrift einer Frau, war überschrieben: „Mein Männe! Mein wilder Sperber!" und trug als Unterschrift: „Deine Dich ewig liebende Sanna!" Die vier Seiten zwischen diesen Ausrufen eines heiß schlagenden, verlassenen Herzens waren gefüllt mit Zärtlichkeit, mit leidenschaftlichem Verlangen, mit hungernden Erinnerungen an vergangene volle Zeiten, mit Klagen und verständnislosen Grübeleien, mit Nachrichten über die Kinder, mit sorgenden Erkundigungen nach seiner Gesundheit, mit schluchzender Einsamkeit, mit fernstehender, demütiger Bewunderung seines ungebärdigen Wesens und seiner Eleganz, und mit Mitteilungen über die tägliche Not, die, wie es schien, längst wieder eingerissen war. Die Rechnungen häuften sich. Manche Lieferanten wollten nicht mehr länger kreditieren. Die Kinder brauchten Sommersachen. Und sie selber ging in zerrissenen Schuhen. Dies war der Umriß, der sich aus dem engbeschriebenen Brief enthüllte. Eine gebildete Persönlichkeit stand nach den verschiedenen Fehlern nicht dahinter. Wahrscheinlich war es irgendein hübsches, gutherziges Ding gewesen, das er so aus Laune und aus dem Stegreif zu seinem Weib gemacht hatte. Gott wußte, ob sie überhaupt legitim verheiratet waren. Ergriffen faltete ich das Blatt zusammen und reichte es ihm hinüber.

„Mir scheint," sagte ich, während ich nun für die arme Frau mit grollte, „mir scheint, du hast anderes zu tun, als fremde Liebesverhältnisse zu stören. — Dabei wundert es mich nur, daß du Hilde nicht den Befehl erteilt hast, ihren ganzen Schmuck nachts auf dein Zimmer zu bringen."

Er sah mich sehr groß an. Einen solchen Ton war er von mir nicht gewöhnt. Langsam steckte er den Brief in seine Tasche.

„Du kannst ja nicht wissen, ob ich ihr nicht noch einen zweiten Befehl erteilt habe," sagte er bedächtig und drohend. „Sei nicht so vorschnell, junger Mann."

Ich fühlte selber, wie ich erblaßte.

„Holsten," sagte ich, nun sehr ernst, „wenn du noch irgend etwas gegen meine Verlobung unternimmst, so stehe ich dir den Mann. Das laß dir jetzt gesagt sein. Ich war bereit, mich für meine Mutter zu schlagen. Sage dir selber, was ich für Hilde unternehmen werde!"

„Wirst nicht viel unternehmen können," versetzte er in fatalistischem Ton. „Wie deine Sterne stehen, so wird sich dein Geschick ent-

wickeln. Nicht ich habe sie gestellt. Aber ich sage dir: das paßt nicht zu dir. Du bist ein geistverfallener Mensch, der sich selber noch nicht kennt. Sonst hättest du mir auf diesen Brief hin erschüttert die Hand gereicht und mich gefragt, was du für mich tun kannst."

„Verzeih," stotterte ich bestürzt, „aber das versteht sich doch von selber —!"

„Weiß schon," wehrte er spöttisch ab. „Aber ich werde mir anderweitig helfen. — Hast mir ja einen originellen Weg gezeigt. Fürchte nur, daß sich deine Hilde mir nicht zum zweitenmal stellen wird. Na, es gibt ja noch genug reiches Federvieh hier, das man rupfen kann. Schlag nicht die Hände über dem Kopf zusammen, wenn ich eines Morgens einfach verschwunden bin und dir die Schande hinterlasse. Das wollte ich dir schon lange sagen. Mir ahnt sehr, daß sich jetzt unser aller Fragen in wenigen Tagen entscheiden. Deine auch, mein Sohn. Prosit!"

Das war die Stunde, in welcher dieser harte, untröstliche Schmerz in meine Seele kam, das kranke Weh, das unlösliche Leid. Nicht daß ich aufhörte, Holsten zu lieben, im Gegenteil, die Liebe wuchs zu einer Welt an, aber diese Welt schrie und blutete rettungslos, und ich konnte nicht an ihn denken, ohne daß mein Herz zu wimmern begann. Es ist eine alte Bemerkung, daß Liebe zur Marter werden kann, ohne aufzuhören. Sie kann mehr: sie kann die unversöhnliche Feindschaft offenbaren, und das Glauben und Gefangensein reißt doch ewig nicht ab. Es half nichts, ich mußte mir's offen bekennen, daß wir im Zeichen Hildes diesen Abend Feinde geworden waren. Sobald ich nun die Blicke nach ihr wandte, bemerkte ich seinen Schatten auf ihrer Gestalt. In meiner Freude saß ein Gift. Mein Glück war von gärenden Zweifeln durchsetzt. Ich mutmaßte nicht dies, argwöhnte nicht jenes: ich litt einfach an einem festsitzendem Harm, der künftig mit jedem Tag, an dem nichts geschehen war, wuchs, der von meinem Willen ganz unabhängig war, der auf Dinge zielte, die noch weit außer mir lagen und die doch mein Leben und mein Schicksal bedeuteten.

⌘ ⌘ ⌘

Unsere arrangierfreudige Gesellschaft hatte beschlossen, die so wohlgelungene Aktion für die Abgebrannten mit einem Ball zu krönen. Am Vormittag hatte man dem ersten offiziellen Spatenstich für den Neubau feierlich beigewohnt. Frau von Oppen als Adjunktin der Fürstin Solms, wozu sie sich unter zielbewußter, freundlicher Verdrängung meiner Mutter selber gemacht hatte, goß eine Flasche Champagner über die Brandstätte aus, wozu sie die reichlich bekannte Stelle aus Schillers Lied von der Glocke passend sprach, während mit Reiseproviant wohlversehen sich die beiden zum Wanderstab greifenden Familien auf bekränzten Wagen in Bewegung setzten. Unter einer Eiche spielte ein dort postierter Posaunenchor den Choral: „So nimm denn meine Hände" und nachher: „Ich bete an die Macht der Liebe." Kurz, es war nichts vergessen, und Holsten machte ein Gesicht, als ob er dauernd Gift und Galle schluckte. An die schlichte Feier schloß sich ein Gabelfrühstück, an dem auch die zurückbleibenden zwei Familien teilnehmen durften. Gerührt, angeregt und sehr mit sich zufrieden fuhr man in Autos nach Hause. Ich muß hier anmerken, daß Hilde eigentlich den Spruch hätte sprechen sollen, sich aber geweigert hatte, was zu einer ziemlich langen und vollkommen ziellosen Auseinandersetzung mit ihrer Mutter führte.

An der Abendfestlichkeit nahm die Fürstin selber teil. Sie war eine vergnügte, rundliche alte Dame mit einem gebogenen Näschen, kleinen, flinken Augen, die mit viel Mutterwitz hinter einer großen Hornbrille hervorspähten, und einer noch ganz ungebrochenen Lust an gutem Essen und Trinken und an kräftigen Anekdoten. Mich hatte sie besonders ins Herz geschlossen. „Dieser Doktor steckt euch alle in die Tasche," sagte sie gelegentlich zu ihrem aristokratischen Hof. „Das kommt davon, daß der Mann was gelernt hat, etsch. Aber wenn ihr was lerntet, so ginge euer Adel darüber futsch." Ich nannte sie: „Mama Durchlaucht!" und sie sprach mich nie anders als beim Vornamen an. Auch meine Mutter wurde von ihr in der warmen, resoluten Art, die sie an sich hatte, ausgezeichnet. Mit Frau von Oppen verkehrte sie ein bißchen von oben herab nach der Rangliste, auf die sich die betriebsame Dame selber gestellt hatte. Holsten ließ sie alles Recht widerfahren, aber sie sagte zu mir hinter listig vorgehaltener Hand: „Aber der Antichrist ist er doch! Uh!" und wollte sich ausschütten vor Kichern. Hilde hätschelte sie wie ein Töchterchen, was bei dem Größenunterschied sehr komisch war und zu viel Gelächter Anlaß gab. „Und daß du mir eine zündende Festrede bei Tisch hältst!" bedang sie sich aus. „Kein Blatt vor den Mund, verstanden. Aber ein Gelobe meiner Person verbitt' ich mir." Sie saß mir bei Tisch gegenüber. Als ich an mein Glas klopfte und mich erhob, blinzelte sie mir noch einmal listig zu. Sie war eine kleine Revolutionärin noch in ihren sechzig Jahren. Während ich zu sprechen begann,

schob sie schnell das Zepter, das man ihr für den Abend verehrt hatte, meiner Mutter zu und verwarnte sie mit lebhaften Gebärden, es zurückzugeben. Meine Mutter saß da mit Rot übergossen. Frau von Oppen hatte grundsätzlich nichts gesehen.

„Unsere allverehrte Mama Durchlaucht hat sich von vornherein ein Gelobe ihrer Person verbeten," begann ich meine Rede. „Ich beginne also gehorsam mit einem herzlichen, aufrichtigen Dank an ihre Adresse sowohl für das, was sie für die Abgebrannten und sonst noch in ihrem langen, schönbewegten Leben getan hat, als auch für das, was sie uns und allen Menschen ist, die das Glück haben, mit ihr in Berührung zu kommen. Ich lobe nicht, ich stelle nur fest. Ich kann schon deshalb nicht loben, weil Mama Durchlaucht sich so wenig selber gemacht hat, wie irgendeiner von uns andern. Ich bitte Sie, mit mir auf das Wohl und auf noch viele glückliche und schöne Jahre der Fürstin Solms anzustoßen. Die Fürstin Solms lebe hoch!"

Nachdem ich diese Einleitung erledigt und einen „Schuft" von der kleinen Durchlaucht dafür eingesteckt hatte, kam ich zur eigentlichen Rede. Zuerst gab ich noch eine kurze humoristische Entstehungsgeschichte der ganzen Aktion vom Grafen an bis zu unserer Verschwörung mit der Fürstin Solms gegen den Kapitalismus und die grundherrliche Bodensperre, denen zum Trotz zwei wackere deutsche Familien dem deutschen Boden und der deutschen Volkskraft zugeführt worden seien anstatt dem amerikanischen Kapitalismus. Das war das, was die kleine Durchlaucht hören wollte. Sie nickte mir fast unmerklich zu, und ich machte plötzlich Ernst, wenn auch immer mit lächelnder Miene.

„Meine Herrschaften," sagte ich, „wir haben nun alle einem Beispiel beigewohnt, wie mit Vernunft Geschichte gemacht wird. Denn etwas anderes als das ist nicht Geschichte. Es ist vielleicht Gewalt, Schwindel, Irrtum, Unglück, aber nicht Geschichte im einzig möglichen Sinn der Physiologie und Psychologie der Menschheit. Unsre zehnbändigen und noch dickern Werke der Weltgeschichte — was sind sie? Krankheitsbeschreibungen am Leib der Menschheit, geschrieben von Blinden, von Besessenen, von Lakaien, von Quacksalbern und Kurpfuschern. Nicht wahr, Napoleon hat Europa so und so gestaltet? Und dann kam Bismarck, und gestaltete es so und so. Dazu die Genealogie der Hohenzollern, das Register der alten deutschen Kaiser, ein paar Kriege, ein paar Entdeckungen — und ‚fertig ist die Laube,' wie der Berliner sagt. Aber was macht in Wahrheit die Geschichte aus? Meine Damen und Herren, diese kleinen, angeblich unscheinbaren Veränderungen in der Lagerung der Massen. Das ist wie bei der Erdgeschichte, wo man früher die Vulkane für die Schöpfer hielt, und beim Hahn, der sich als den Erzeuger des Morgens betrachtet, weil er kräht. Das Rollen des Sandkorns, die Arbeit der kleinen Wasserläufe, das Mahlen der Kiesel im Strombett, das ist Erdgeschichte. Und Menschengeschichte ist nicht die offizielle Chronik irgendwelcher Kabinette, sondern das unbeachtete Ab- oder Zuwandern von einzelnen Familien auf den Boden oder vom Boden weg. Dort bildet sich das Schicksal von Völkern und Epochen, während sehr hohe Repräsentanten auf sehr hohen Sitzen thronen, gewählt und nicht gewählt, und — nicht immer viel Ahnung haben. Die Vulkane rauchen ansehnlich, und ihr Donner hallt oft pathetisch weit über die Lande, während ihr Feuerschein die Tiere und die gläubigen Menschen schreckt. Aber wer denken gelernt hat, weiß, daß sie Geschöpfe sind, und wie mancher davon steht da als das Resultat eines Auswurfs, den sich der Drang der Entwicklung vorläufig aus dem Weg geschafft hat."

Unter der stillen, lebhaften Anteilnahme der kleinen Durchlaucht entwickelte ich dann das Bild eines modernen Staates, dieses Großgötzen, der durch Gewalt, Schwindel, Ausbeutung und Massenhypnose bestehe. „Meine Damen und Herren," sagte ich mit geheimer Freudigkeit, „die Leute brauchen bloß eines Tages auf die Idee zu kommen, daß sie klug genug geworden sind, um ohne Staat zu leben, so ist es ja zu Ende mit mancher teuer bezahlten alten Herrlichkeit. Auf dem Boden der Geschichte bewegt sich dies schlichte Furchterregende, dies einfache Hoffnungerweckende; das übrige ist — Spiegelung. — Jede Familie," schloß ich, „die auf die Scholle zurückkehrt, ist ein ausgebrochener Stein aus dem Kastell des Mammonismus. Jede Seele, die der öffentlichen Gewalt der Mißverhältnisse gelassen den Rücken dreht, um mit der Erde wieder Natur zu werden, geht dem Klassenjammer und der Unnatur verloren."

Der von der kleinen Durchlaucht demonstrativ angeführte Beifall war so stark, daß ich ganz bestürzt um mich sah. Entweder hatte man mich wirklich nicht verstanden, oder man war so fest zum Weiterheucheln entschlossen, daß auch eine unverkennbare anarchistische Rede diese Leute nicht in der Lemurenhaftigkeit ihrer Existenz beunruhigen konnte. Kaum saß ich, so stand der lange Oberleutnant von Oppen, mein künftiger Schwager, da, und klopfte an sein Glas.

Ich wußte auch schon, was ihn zum Reden veranlaßte: meine Rede hatte ohne Toast geschlossen, ein Umstand, den ich selber als Fehler betrachtete.

„Meine verehrten Herrschaften," sagte Harald Oppen, „wir haben soeben einen — äh — wirklich wunderbaren Vortrag vernommen. Ich darf das sagen, obwohl der Herr Redner mein künftiger Schwager ist." Er machte eine Pause, um sich das Monokel fester ins Auge zu klemmen. „Diese Mischung von echtem Humor, von — sagen wir es laut: respektloser Spottlust und wissenschaftlicher Besessenheit — kommt nicht oft vor. Ich bekenne, daß der Mann heute mein Herz gewonnen hat. Zwei Dinge müssen bei einem ganzen Kerl in Ordnung sein: das Organ unter der berühmten Rippe und — verzeihen Sie den harten Ausdruck: die Schnauze. Ich erkläre unsern Doktor zweier Fakultäten für einen verdammt ganzen Kerl — wenn er mir auch manchmal etwas gegen den Strich redet, dafür ist er ein Gelehrter. Hierüber können wir Praktiker wohl einer Meinung sein. Verehrte Vertreter des Nährstandes sowie des Wehrstandes: was wären wir ohne unsre Wissenschaftler? Tatsachen und Ideen — na, Glocke und Klöppel. Oder auch Kanone und Geschoß. Wenn ich meinen Schwager recht verstanden habe, so eifert er für den deutschen Boden und das deutsche Volk. Um beide hat er sich verdient gemacht. Also sagen wir: Doktor Tribius und das deutsche Volk: Hoch! Hoch! Hoch!"

Damit hatten die Leute ihre Gebrauchsanweisung, von der sie entschlossen waren jedenfalls für diesen Abend nicht mehr abzugehen.

„Warte nur," sagte ich nachher im Festsaal lachend zu Harald, „du hast mir Wasser in meinen Wein gegossen. Ich werde dir gelegentlich mit dem Gegenteil dienen."

„Klaus, du bist ein gescheites Gebäude," erwiderte er etwas lehrhaft, „und ich werde mich nie in deine Wissenschaft mengelieren. Aber wenn du unsern Staat angreifst, wirst du mich immer auf dem Posten finden."

Holsten war inzwischen zu uns getreten.

„Sehr gut," lobte er. „Lassen Sie ihm nichts durchgehen. Er soll erfahren, daß es nicht so ungefährlich ist, die Welt umzukrempeln."

Harald betrachtete ihn aufmerksam, als ob er ihn noch nie so in der Nähe gesehen hätte.

„Ich habe bis jetzt selten die Ehre mit Ihnen gehabt," stellte er in der trockenen Art, die er von seinem Vater hatte, fest.

„Dann nützen Sie sie jetzt gut aus," riet ihm Holsten spottend. „Fühlen Sie irgendeine angenehme Veränderung in Ihrer Struktur?"

„Nicht daß ich sagen könnte. Es müßte noch kommen."

Ich muß hier bemerken: die beiden Männer waren wohl berechtigt, sich als Rivalen zu messen. Sie waren die besten Erscheinungen im Saal und außerdem auch geistig voll ausgebildete Vertreter ihres Standes. Harald befand sich dabei heimlich im Angriff, weil Holsten ihn im großen ganzen bisher ziemlich oberflächlich behandelt und gelegentlich auch einmal über ihn hinweggesehen hatte. Ein langer, eleganter, verwöhnter und bedächtiger Mensch, ein typischer Gardeoffizier: so konnte ich ihn nicht schlecht leiden, da er zudem einen so gravitätischen Witz hatte — dadurch zeichnete er sich vor seinem Vater aus und glich mehr seiner Schwester — und eine manchmal köstliche Widerstandskraft gegen Aufregungen allerart. Dabei war er eine grundehrliche und sehr anständige Haut, bloß daß er bei einer sonst klaren Urteilskraft bis über die Ohren in anerzogenen Standesvorurteilen steckte. Für Holsten hatte er sich gleich von Anfang aufrichtig interessiert und sich ihm bei der ersten Gelegenheit unbefangen genähert, aber eine Abfuhr erlitten.

„Sag' mal, ist mit dem Mann was Besonderes — na, nicht in Ordnung?" fragte er mich nachher verwundert.

„In Ordnung wird wohl alles sein," entgegnete ich vorsichtig. „Aber er hat manchmal Mucken. Das erleben auch seine besten Freunde mit ihm."

Er sah mich forschend an.

„Du," meinte er dann gedehnt, „da kann er aber doch einmal gewaltig hereinrasseln."

Seither ging er vorsichtig und unauffällig um Holsten herum, um ihm die Witterung abzugewinnen. Dieser Abend brachte ihn an sein Ziel. Nachdem er Holsten geentert hatte, ließ er ihn nicht mehr aus seinen Haken. Holsten war in gnädiger Laune und ließ es sich gefallen. Ich weiß nicht, ob ich recht beobachtet habe, aber mir schien, daß heute für Harald die Damenwelt nicht die sonstige Anziehungskraft ausübte. Er saß bei Holsten, der auch nicht tanzte, wie festgebissen. Zu den beiden gesellten sich noch andere, die ebenfalls beim Eros gut loskamen, so daß sich dort ein vielfach beredeter Zirkel von Sezessionisten und Einspännern bildete. Es wurde bald ziemlich scharf getrunken. Die Flaschen sammelten sich zu Batterien. Später bemerkte man, daß ein Spielchen aufgelegt worden war, als dessen Mittelpunkt Holsten scheinbar gelassen waltete, die Augen geschärft von einer genau

bewachten Spannung, die ich noch nie darin bemerkt hatte, ich möchte sagen: mit dem Raubvogel in den Augen. Irgend etwas tat mir weh bei diesem Anblick. Ich wußte bereits, was diese Veranstaltung bedeutete, wußte jetzt, warum er plötzlich Harald angenommen hatte, wußte, was diesen mühsam zum Offizier gebändigten Draufgänger an dem Abenteurer reizte, und machte mich auf den Skandal gefaßt, den er mir signalisiert hatte, und den ich schon deutlich um den Tisch brauen sah. Ich hielt es für ausgeschlossen, daß er diese Nacht mit saubern Karten spielte.

Inzwischen feierte Hilde ihren großen Abend. Sie war unübersehbar schön; das Wort ist vielleicht traumhaft aber nicht zu hoch gegriffen. Sie trug ein weißes Seidenkleid mit starkem Ausschnitt, der Hals, Schultern und Büstenansatz enthüllte. Auch die Arme trug sie frei. Im ersten Augenblick war ich beinahe geblendet von all dem kühnen und doch zugleich so unendlich zarten Reiz. Nie wieder sah ich einen so stolzen Nacken, einen so königlichen weißen Hals, so leuchtende Schultern, und eine so keusche und anbetungswürdig liebliche Schwellung über dem Herzen. Ihre Arme waren wie aus Alabaster. Ich spürte selber, wie der Blitz aus meinen Augen sprang, als sie mit ihrer Mutter auftrat. Ein mehrfaches „Äh!" begrüßte sie, denn sie erregte Aufsehen. Aber ihre Augen suchten sofort mit warmem Ausdruck mich, und als ich schnell kam, um ihr die Hand zu küssen, hingerissen, wie ich war, ging ein von einem leichten Erröten getragener holder Schimmer über ihr Gesicht, der mir lachend sagte, daß sie jetzt ganz mir gehörte. Für mich hatte sie sich dekolletiert. Für mich trug sie auch zum erstenmal seit jenem Abend, an dem Holsten bei uns aufgetreten war, wieder ihren Schmuck, das Perlenhalsband, die Armspange, die Busennadel mit dem großen Brillanten, das Haardiadem.

„Es gibt heute hier überhaupt kein Weib außer dir!" flüsterte ich ihr heiß zu.

„Dann wirst du mich mit vielen teilen müssen," vermutete sie, indem sie mich liebevoll betrachtete.

„Ich werde vielleicht viele Totschläge verüben. Ich werde morden, bis wir als die letzten Menschen auf einer leeren Erde einander in die Arme sinken — um neu anzufangen —!"

„Diese Aussicht überlege ich mir doch lieber noch einmal. Ich brauche Leute, Klaus. Um dich etwas zu beruhigen, will ich dir sagen, daß ich dich auch sehr süß finde."

„Nimm dich in acht, du Hexe. — Um elf Uhr fünfundvierzig fährt der Schnellzug nach Italien." — „Schade, um zwei Stunden zu früh!" bedauerte sie übermütig. „Da werden wir knapp diniert und noch kaum getanzt haben. — Überhaupt haben wir jetzt die Abmachung mit dem siebenundzwanzigsten."

„Schade, um zwei Wochen zu spät!" wiederholte ich hungernd. „Bis dahin werde ich gerade ins Grab gesunken sein vor Sehnsucht. Versprichst du mir, daß du dann ein Jahr trauerst?"

„Wenn du solchen Unsinn schwatzest, reise ich doch noch mit meinen Eltern nach Frankreich und England," drohte sie. „Das will nun ein Gelehrter sein!"

„Es will gar nicht, Hilde!" widersprach ich. „Ein Geliebter will es sein."

„Nun, dann komm, Geliebter. Wir sind noch nicht soweit, die ganze Welt übereinander vergessen zu dürfen."

Unwillkürlich beobachtete ich, welchen Eindruck Hilde auf Holsten machte. Als er sie erblickte, weiteten sich auf einen flüchtigen Moment seine Augen wie überrascht. Dann aber wurde sein Ausdruck kalt, und langsam, mit einem abschätzenden Funken, gingen seine Blicke wiederum — über ihren Schmuck. Ich weiß bestimmt, daß ich mich nicht geirrt oder mir etwas eingebildet habe. Er machte ihr eine stumme und steife Verbeugung, und von da ab war sie für ihn wie immer nicht mehr vorhanden.

Die kleine Durchlaucht empfing sie mit der aufmerksamen Herzlichkeit, die sie für Hilde besonders zeigte, aber mit einer kleinen Frage in den Augen.

„Na, nun brauchen wir nicht weiter nach der Königin des Abends zu suchen," meinte sie etwas zögernd, indem sie durch die große Brille aufmerksam an Hildes Gestalt hinaufblickte.

„I, Durchlaucht, ein bißchen weiße Seide macht noch keine Königin!" sagte Hilde lachend. „Ich kann Ihnen die Adresse sagen; da werden jeden Tag wenigstens zehn solche Königinnen gemacht. Wir bleiben heute noch einmal bei Durchlaucht."

„Sie ist zu schön," bemerkte die Fürstin nachher mit einem leichten, besorgten Kopfschütteln zu mir. „Das kannst du ja nicht alles bewirtschaften, Kläuschen."

Diese Nacht konnte sie mir nicht nachsagen, daß ich mich zu wenig für den Platz an ihrer Seite einsetzte. Ich bewachte und umstrich sie wie ein Löwe, ließ sie selten von der Hand und nie aus dem Auge, und im Gegensatz zu dem etwas düsterlichen Männerzentrum um Holsten waren wir der Mittelpunkt einer natürlichen doppelgeschlechtigen Lebensfreude, einer geistsprühenden Anmut,

einer beglückten Losgebundenheit, die als Ziel jeder geselligen Unternehmung vorschwebt, aber bei weitem nicht immer erreicht wird, und im letzten Grund ein Geschenk, eine Begnadung in der Gegend des Wunders ist, wie jeder gehobene Zustand. Das Wunder war Hildes Schönheit und geistige Grazie, ihr Witz, ihre Schnelligkeit, ihr lachender Ernst, und ihre lockende, hinreißende Unabhängigkeit, die sie sich auch jetzt bewahrte, obwohl sie das Ziel so vieler mit Wünschen geladener Blicke und der Gegenstand einer beinahe allgemeinen Bewunderung war.

Auch die Durchlaucht ging ihr nicht von der Seite. Meine Mutter vollends lebte wie in einer andern Welt, in der es weder Fragen noch Abschiede gab. Nur selten flog ihr Blick zu den Männern hinüber, wo Holsten präsidierte, und dann behing er sich mit einem leichten Flor und nahm ihre Miene einen fragenden Ausdruck an. Aber als der Tee gebracht wurde, war sie es, die fand, daß sich jetzt die „Mannsmänner“ — der Ausdruck war von ihr und wurde sehr belacht — wieder der übrigen Gesellschaft widmen könnten. Ich wurde mit dem Befehl der Durchlaucht abgeschickt und brachte die Nachricht, daß man gehorchen werde. Sie spielten denn auch die Runde fertig und erschienen nacheinander. Einige waren bereits ein wenig erhitzt. Holsten sah kalt und unbeteiligt aus, obwohl er heute nach einer langen Zeit des Mißgeschicks in fast sensationeller Weise angefangen hatte zu gewinnen. Harald war schweigsam. In seinem Blick lag eine Spannung von spürbarer ansichhaltender Kraft; jetzt kehrte er wieder mehr den Generalstäbler heraus, der eine Schlacht berechnet. Nachher sollte unbedingt weiter gespielt werden; darauf waren alle versessen. Nur Holsten äußerte nichts dazu.

Ein junger Mensch besprach mit schüchterner Bewunderung Hildes Perlenhalsband, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob es wohl auch eine besondere Geschichte habe. Die Familie Oppen wußte nichts Näheres darüber; man nahm an, daß es sich immer in der mütterlichen Linie befunden habe.

„Ach, wir haben ja einen Sachverständigen unter uns,“ erinnerte sich die kleine Durchlaucht. „Darüber kann uns sicher Holsten etwas sagen.“

Alles sah nach ihm hin. Der setzte ruhig die Tasse ab, aus der eben getrunken hatte. „Dazu müßte man den Schmuck untersuchen können,“ bemerkte er sachlich. „Wofür kaum ein besonderes Bedürfnis vorliegen wird,“ fügte er noch höflich scherzend hinzu.

„Wieso kein besonderes Bedürfnis?“ wunderte sich die Fürstin. „Wenn ich es wünsche? — Nehmen Sie doch einmal ab, mein Kind,“ wandte sie sich an Hilde. „Oder tun Sie es nicht gern? Dann müssen Sie's nur sagen.“

„Um mir dann nachreden zu lassen, das Halsband sei nicht echt?“ lachte Hilde. „Außerdem ist mir ein Wunsch von Durchlaucht immer Befehl.“

Sie hob die nackten Arme, um den Schmuck abzunehmen. Unter allgemeiner Aufmerksamkeit wanderte das körperwarme Stück dann durch einige Hände zu Holsten, der ihm gleichgültig entgegensah, ohne die Lider zu heben. Hilde berichtete der Fürstin, was sie über das Halsband wußte; den ganzen Abend hatte ihre Stimme nicht so konventionell geklungen. Dem Vorgang selbst schenkte sie kaum so viel Beachtung, als wäre Holsten irgendein untergeordneter, vollkommen gleichgültiger Mensch, der das Halsband auf eine Reparatur hin untersuchte.

„Das Halsband stammt aus drei verschiedenen Epochen,“ erklärte Holsten nach kurzer Untersuchung. „Die Perlen selber gehören der Zeit an, in der die persische Perle noch herrschte; sie sind also sehr alt. Ihre große und seltene Gleichartigkeit erklärt sich daraus. Das Schloß ist venezianische Arbeit aus dem achtzehnten Jahrhundert. Das Schild aber ist enschieden peruanischen Ursprungs und muß den Weg nach Deutschland über Spanien gefunden haben. Bekanntlich hat sich das christliche Kreuz drüben als ein unwiderstehlicher Magnet für Gold erwiesen, nachdem einmal die Hände abgehackt waren, die es festhielten. Für diesen frommen Ursprung spricht sowohl die Farbe des Goldes, wie auch die Uranlage des Schildes, die durch spätere Bearbeitungen mehrfach verändert, aber immer noch deutlich nachweisbar ist.“ Er führte im einzelnen den Beweis. Geschichtlich verwies er das Stück in seiner jetzigen Zusammensetzung nach Rußland. „Ein Halsband, dessen Beschreibung auf das vorliegende ziemlich paßt,“ sagte er, „ist auf einem russischen Schloß von französischen Plünderern im Jahr 1812 gestohlen und nach Frankreich verschleppt, und dort — seine Lippen zuckten ein bißchen malitiös — „durch deutsche Freiheitskämpfer wahrscheinlich befreit und seinem Eigentumsland soweit wieder angenähert worden, daß wir, wie ich annehme, es hier bewundern können. Die großfürstliche Familie Kostjukow würde sich vielleicht für den Fall interessieren. — Eine Rückgabe kommt natürlich nicht mehr in Betracht,“ fügte er, wohl kaum ohne Absicht, noch hinzu, während er das Halsband seiner Nachbarin übergab, die es nach in-

teressierter Betrachtung der nächsten Hand weiterreichte.

Eine etwas betretene Stille folgte dieser Auskunft; es war doch ein bißchen viel Raub und Mord in den wenigen Sätzen zusammengekommen, und auch die Spitzen gegen die derzeitige Besitzerin des Schmuckes wurden gefühlt. Harald lag in seiner ganzen Länge mit ausgestreckten Beinen ablehnend in seinem Sessel, die glimmende Zigarette vor sich.

„Sagen Sie mal, Holsten," bemerkte er, mit dem Blick auf dem dünnen Rauchfaden, etwas gedehnt: „Sie wollen ja wohl nicht sagen, daß einer meiner Vorfahren das Dings in Frankreich eigenhändig geklaut habe. Mein Urgroßvater mütterlicherseits ist nämlich tatsächlich als Leutnant mit in Paris gewesen."

Holsten zuckte die Schultern.

„Ich pflege nichts zu sagen, was ich nicht beweisen kann," erwiderte er kühl. „Allerdings kann ich auch das Gegenteil nicht beweisen. Die Frage würde übrigens nur eine Rolle spielen, wenn wir unsere schönen Güter und Grundherrschaften ziemlich samt und sonders durch eigene Arbeit zusammengebracht hätten. In diesem Fall nämlich wäre der nebenbeiige Raub eines Halsbandes wirklich wie in der bürgerlichen Welt eine aufsehenerregende Sache."

„Zugegeben," sagte Harald trocken.

„Nein, nicht zugegeben," fuhr aber sein Onkel cholerisch auf. Er hatte schon mehr getrunken, als seiner Selbstbewachung gut tat. „Es ist doch weiß der Deibel ein starkes Stück, über den vornehmsten und christlichsten Stand im Land dauernd in dieser Weise reden zu hören. Ich jedenfalls hab' meine Klitsche genau so rechtlich und ehrlich geerbt, wie ein Bauer seinen Hof, ein Hutmacher in der Stadt das Geschäft seines Vaters. Da lass' ich mir nicht an den Wagen fahren. Auch nicht von Ihnen, Holsten. Merken Sie sich das."

„Kein Grund zur Aufregung, Onkel," winkte ihm Harald ab. „Wirst noch deine Verzierungen beschädigen."

„Und das Christentum hat er auch wieder in die Sache hineingemischt," schrie der beleibte Mann. „Also ein atheistischer Ton herrscht hier überhaupt." Er hieb die Faust auf den Tisch, daß die Tassen hüpften. „Donnerwetter, wir waren auch Rüpel in unsrer Jugend, was, Benno! Und nicht zu knapp. Aber es sollte einmal einer von uns an die Ehrfurcht nur tippen! Gefressen wäre er worden! — Harald, wie steht das mit euch Offizieren? Seid ihr am Ende auch schon Heiden? Dann ade Deutschland mit einem atheistischen Offizierskorps!"

Apoplektisch und aufgebracht sah er auf seinen Neffen, der sich langsam und etwas umständlich einen Vortrag zusammensuchte. Gott weiß, was den künftigen Generalstäbler veranlaßte, plötzlich einen soliden und pedantischen Sermon über Gott und Religion zu halten, unsre herrliche Religion, die dem Volk erhalten werden müsse, da sie die Grundlage von allem sei, von Familie, Staat, Kirche, Heer und Moral, das Ganze, wie er es auf der Kadettenschule und seither hundertmal auf Banketten und Feiern gehört hatte. Ich glaubte ihm kein Wort, denn im Grund war er ein leidenschaftlicher Bewunderer Friedrichs des Großen, dessen absolute Skepsis er als die höchste Stufe des menschlichen Geistes betrachtete. Aber das behandelte er als seine Privatsache, während er für die Mehrzahl der andern Menschen ohne Erregung doch unnachsichtlich Religion forderte.

Schon sah ich den Moment gekommen, den ich ihm prophezeit hatte. Lebhaft machte ich ihm Opposition.

„Harald, unsre herrliche Religion, das gibt es gar nicht," bestritt ich ihm. „Es gibt eine allen Menschen ins Dasein mitgeborene, große, tiefe, erschütterte, heilige Gemütsverfassung, die im Gefühl und in der Erkenntnis des Wunders besteht, sich hier zwischen Himmel und Erde, Sonne, Luft, Sternen, Tieren, Bäumen und ganzen Völkern von Menschen eines Tages plötzlich vorzufinden. Diese Ergriffenheit ist die einzige mögliche Religion überhaupt, und sie richtet sich überall an das geahnte und notwendige höhere und weitere Wesen außer uns, über uns, in uns, das als Gott bezeichnet wird, auch als das Ideal, als die Menschheit im reinsten Begriff, als ein Leben ohne Schuld, ohne Gewalt und ohne Irrtümer. Es entstehen wohl Bekenntnisse, die aus dieser Elementarreligion gewonnen werden, die aber nicht die Religion selber sind, nur eine ihrer Fassungen, eine ihrer Ausdrucksweisen durch eine Menschengemeinschaft. Deshalb gibt es weder eine *christliche* Religion, noch vollends eine königlich preußische. Die Formen, Gebräuche, Kulte, Dogmen sind nebensächlich, und eines Tages wird die letzte vom Erdboden verschwunden sein, um nichts zurückzulassen, als das eine Grundgefühl, die reine Ergriffenheit vor dem schließlich doch gleichnislosen Mysterium, hier mit uns allein im unendlichen Weltraum der Gottnatur zu leben."

Ursprünglich hatte ich nichts gewollt, als Harald den versprochenen Wein in sein



Lautenspieler. Gemälde von Anton Cilio-Jensen

Wasser gießen, aber die Bewegung führte mich weit über die Absicht hinaus, zumal mich die letzte Erkenntnis dieser Zusammenhänge gerade in diesem Moment mit Wahrheitsgewalt überfallen hatte, so daß ich mich selbst wieder darüber verwunderte, wie wenig auch die neue Improvisation nach Dualismus und Pessimismus klang. In der Eile beruhigte ich mich damit, sie als Trotzschöpfung zu betrachten, und machte mich darauf gefaßt, sie zu verteidigen. Natürlich hatte ich wieder vielen gegen die Überzeugung gesprochen — was man heutzutage so Überzeugung nennt; ich könnte sagen: gegen das Angelernte, und es entstand auch gleich eine Unruhe. „Nanu!" wurde gemunkelt; „Oho!" und „Starker Tobak!" Harald brummte, ohne seine Lage zu verändern, nur für mich: „Da schlag doch einer lang hin. Sowas sagt man doch nicht!" Und einer rief empört: „Aber das ist doch ein Jude!" Harald merkte ihn sich sorgfältig. Aber ein poetisch angehauchter Assessor rief: „Genug der Worte sind gewechselt! Wir wollen lieber wieder tanzen!" Ein Wort, das den meisten Beifall fand. Selbst die kleine Durchlaucht betrachtete mich bedenklich. „Jetzt weiß ich doch nicht mehr, sind Sie nur ein Gelehrter, oder sind Sie solch ein Nihilist oder Anarchist, der die Leute zum Bombenschmeißen auffordert," flüsterte sie mir zu. Allein in den neuen Aufbruch der Jugend klang nun sehr klar und bestimmt Hildes Stimme. Sie hatte mir unbeweglich mit ernstem Gesicht zugehört, die Augen vor sich hingerichtet. Jetzt erhob sie sie, aber nicht zu mir.

„Da kann ich nicht mit, lieber Klaus," erklärte sie, mit den Blicken suchend an mir vorbei und über die Köpfe der Leute hinwegschweifend. Wieder bewunderte ich das blaue, tiefe Gefunkel darin, und die kühle Reinheit, die ich noch bei keiner Frau so gefunden hatte. „Das Christentum mit dem Sonnenkult der Perser oder der Vitzliputzlianbetung der Peruaner auf die gleiche Stufe zu stellen, das geht über mein Vermögen. Das ist auch keine Wissenschaft mehr." Jetzt wandte sie die Augen mit dem unerbittlichen graden Blick der nördlichen protestantischen Aristokratin — sie verfügte auch über diesen Charakter, wenn es der Freiin von Oppen gefiel — auf mich. „Mir," schloß sie ungewohnt kühl und fast ein wenig hochmütig, „ist und bleibt die Gestalt Christi der einzige Mittelpunkt aller Religion und Kultur, Gesittung und Lebenshoffnungen. Ich bin eine Protestantin, und darauf will ich leben und sterben bis ans Ende meiner Tage."

Einige Vorwitzige riefen: „Bravo!" Die meisten blieben stumm oder gaben ihren Beifall nur durch ein Gemurmel zu verstehen. „Da hast du's," stieß mich Harald mit der Fußspitze an. „Gut gegeben, was? Satansmädel!" Aber ich erinnerte mich wie im Blitzschein an jenes Gespräch vor unserer Verlobung über die Welterlöser — auch die „asiatischen Herren" — und ihre kühle weltmännische Nützlichkeitsphilosophie. „Wie geht das zusammen, großer Gott?" fragte ich mich mehr erstaunt als betroffen. „Ist auch das eine augenblickliche Trotzschöpfung?" Aber nein, ich sah ja, daß es ein zutage getretener Bestandteil ihrer Welt, ein Attribut ihres Standes und ihres Selbstgefühls war, und erst jetzt wurde der Schmerz wieder rege, der solange nur geschlafen hatte. Leidvoll grübelnd sah ich nach Holsten, auf dessen Konto ich ja auch diesen Schlag schließlich zu buchen hatte, und dessen Ansichten sie offenbar gehört zu haben glaubte. Darüber wunderte ich mich noch am meisten; ich hätte erwartet, daß sie nach allem Vorausgegangenen tiefere Einblicke in mein Denken besäße. Überschätzte ich sie wirklich? Holsten, der gelangweilt aussah, schien ihre Worte überhören zu wollen, und schon atmete ich auf, als er mit einer charakteristischen, ganz bestimmten kleinen Bewegung die Asche von seiner Zigarette streifte und dann langsam den Kopf hob.

„Christus ist wirklich zu bedauern," bemerkte er in spottendem Ton. „Für die armen Sünder ist er geboren. Für die Elenden und Gedrückten hat er gelebt. Und die Gerechten hängen sich an ihn. Was ist mit seinem Tod nun anders geworden? Daß die Mächtigen und die Besitzenden sein Kreuz auf ihrem Kulturdunghaufen aufpflanzen: ‚Da seht ihr's wieder, Leute! Also unantastbar. Hier der Mittelpunkt unsrer Religion. Tabu! Nochmal gerettet!' — Wenn dann nur jeder auf seiner Seite bliebe!" fuhr er fort mit einem so verzweifelten Ausdruck von Niedertracht — ich kann es noch heute nicht anders nennen; damals schien er mir diabolisch! — fröstelnd und grinsend vor Einsamkeit, daß ich mich sofort auf das Schlimmste gefaßt machte. „Aber die Kinder Gottes, so es in der Schrift heißt, greifen nach den reichen Töchtern der Welt, wie unsre süßen Herzblättchen nach Feuer und Messer. Und die Fischblütigen haben von jeher den Zug zur Menschenwärme gehabt, wovon unsre Dichtung viele rührende Figura liefert; der Auserkorene hat dann zu wählen zwischen der Rolle des Odysseus bei den Sirenen und der des Fischerknaben, der nicht mehr gesehen ward. Jedem Doktor

Faust sei's in Freundschaft gesagt, daß nicht der Teufel seine wahre Gefahr ist, sondern — die Lemure."

Hilde preßte wie von einem Schlag getroffen erbleichend die Lippen zusammen. Harald klemmte sich das Monokel fester ins Auge. Einige Leute fuhren von den Sitzen auf. Mir war, ein allgemeines Getöse umgäbe mich, aus dem mir Haralds Stimme leise ans Ohr schlug: „Geduld, mein Junge, den fassen wir schon!" Einmal sah ich die Gestalt des Generals gestikulierend wie in einem Strom aufrecht dahin treiben und wieder verschwinden. „Also, mein Sohn, du beirrst auf die Dauer meine Bewegungsfreiheit!" hörte ich dann wieder Haralds Stimme. „Drück' dich bitte artikulierter aus." Unwissend hatte ich sein Handgelenk gepackt, das ich krampfhaft festhielt, weit nach Holsten vorgebeugt.

„Er muß diese Nacht noch vor meine Pistole!" stieß ich endlich bebend hervor. „Bevor der Frühzug fährt. — Droben im Golfhaus ist elektrisches Licht."

„Sehr gut," machte er bedächtig und suchte seine Glieder aus dem Sessel zusammen. „Bißchen eilig, aber Gründe befehlen."

Er erhob sich, um die Sache ohne Verzug einzuleiten, aber bevor er seinen Platz verlassen konnte, erklang Hildes Stimme wieder.

„Ich weiß nicht, ob hier jemand in der Lage ist, von dem letzten gütigen Hinweis Gebrauch zu machen," sagte sie nun im Ton tiefster Verdrossenheit. „Das wird sich ja herausstellen. Auch die lichtvolle Scheidung der Kinder Gottes von den Töchtern der Welt müssen wir ihm als sein geistiges Eigentum lassen. Selbst Herr Holsten wird der Moral der Welt wohl keine andere Richtung geben, als sie hat, sonst müßten wir gewisse Freibeuter und Glücksritter, die unsre immerhin anständige Gesellschaft heimsuchen, als die Vorbilder für unser Handeln betrachten. Davon sind wir aber noch ziemlich weit entfernt, wie er eigentlich hätte voraussehen müssen."

Totenstill wurde es auf dies Wort. Ein Streifblick zeigte mir bleiche Gesichter; der Ehrbegriff war unter den meisten dieser Menschen immerhin eine lebendige Tradition, ein so blutleeres Christentum sie sonst betrieben. Selbst Holsten begriff, daß er in die Luft gesprengt war — von einem bis aufs Blut gereizten Weib, das den Mann noch nicht einmal kennen gelernt hatte. Halb erstaunt und halb spöttisch streifte er ihr vor Erregung blasses Gesicht. Dann wurde sein Blick von irgendeinem andern Vorgang in ihrer Nähe angezogen. Er warf mit einer skeptischen und zugleich — ich kannte ihn ja nun schon genügend — leidvollen Gebärde den Rest seiner Zigarette in den Aschbecher und erhob sich.

„Sehen Sie lieber zu, daß niemand Ihr Kollier in die Tasche steckt," bemerkte er leichthin. Sofort richteten sich alle Blicke auf einen bisher wenig beachteten jungen Menschen — eben den, der das Thema vom Halsband aufgebracht hatte —, der gerade mit tieferschrockenem, ja, entsetztem Gesicht die Hand mit dem Perlenband wieder zum Vorschein brachte. Ich sah einige Leute sich an den Kopf fassen, als glaubten sie sich im Fieber. „Und ziehen Sie sich keine Halsentzündung zu," ermahnte er noch impertinent. Langsam, mit einem überlegenen Lächeln voll tiefbegründeter Einsamkeit verließ er den Saal. Hinter ihm brandete der Lärm auf. Harald folgte ihm auf Nebenwegen wie unabsichtlich.

⌘ ⌘ ⌘

Der junge Mann war nicht etwa ein Hoteldieb. Es stellte sich beim Verhör heraus, daß er den Zugriff in einem Anfall von verblendeter Verliebtheit in Hilde versucht hatte, um sich in den Besitz eines Fetisches zu bringen. Das letzte, was ich sah, war, daß Hilde zornbebend das Kollier wieder an sich nahm. Dann wurde meine Mutter ohnmächtig. Sie hatte verständnislos mit großen, entsetzten Augen noch eine Weile die Braut ihres Sohnes angestarrt, und nach einem schon schwindenden Blick über die benachbarten Gesichter das Bewußtsein verloren. Ich eilte zu ihr, veranlaßte die erste Hilfe, brachte sie auf meinen eigenen Armen zu Bett und kümmerte mich die ersten Stunden um nichts anderes mehr. Lange nach Mitternacht entdeckte ich ein Billett, das mir Harald geschickt hatte. „Holsten lehnt Renkontre künstliches Licht ab. Steht zur Verfügung morgen früh kleiner Sportplatz halb Fünf. Habe Eindruck, daß er Stich halten wird. War ihm selber auf den Fersen. Mann besitzt markierte Karten. Werde Dich rechtzeitig auf Deinem Zimmer abholen. Sieh zu, daß Du unter allen Umständen schläfst, mit Brom, Veronal, was Du willst. Handschlag. Dein Harald!"

Meine Mutter lag noch immer ohne Bewußtsein, aber nach der Art, wie sie jetzt atmete, glaubte ich, daß die Ohnmacht in Schlaf übergegangen sei. Ich ließ die Schwester, die ich hatte holen lassen, bei ihr, ordnete an, daß meine Mutter sofort Luminal bekam, wenn sie wach wurde — soviel, daß die Dosis voraussichtlich weit in den nächsten, für sie sehr kummerschweren Tag hinein wirken würde — und zog mich zurück. Draußen stieß ich auf Holsten. Er hatte dagestanden und gewartet. „Wie geht es?"

fragte er mit einer Kopfbewegung nach ihrer Tür. Ich war so bestürzt, daß ich meine ganze Kraft und Geistesgegenwart brauchte, um zu sagen: „Sie schläft jetzt.“ Ich dachte gar nicht daran, daß ich mich morgen mit ihm schießen sollte, und fühlte bloß seine furchtbare Einsamkeit und sein Unglück. Schweigend standen wir noch einige Augenblicke voreinander. „Dann ist's gut!“ sagte er darauf wie zu sich selber redend und schritt langsam den halbdunklen Gang hinunter, bis er schließlich mächtig und drohend mit der Finsternis in der Tiefe zusammenwuchs.

Haralds Mahnung befolgte ich nicht. Ich tat die Nacht kein Auge zu. Fern über dem Gotthard zuckte und loderte ein Gewitter. Ein- oder zweimal hörte ich es leise donnern wie in der Ewigkeit. Auf diese suchte ich mich auch vorzubereiten. Anstatt mich quälenden Betrachtungen hinzugeben über Dinge, die doch ihren eigenen Ablauf hatten, rief ich mir aus allen Zeiten und Zonen die großen Geister der Menschheit zu Hilfe, um in Einheit mit dem Sinn beider Welten durch die kommende schwere Stunde zu gehen. Ich wußte, es gab Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit oder zum Tod eines Gegners; Harald hatte seine Sache ohne Zweifel gründlich gemacht.

Unter allen Stimmen und Geisterworten, die mir in Erinnerung traten, begegnete mir nicht ein Hinweis darauf, daß ich im Recht sei, keine Stärkung, keine Tröstung, nicht von Gethsemane, nicht aus dem fernen Indien, weder aus den Reden Buddhas, noch aus den Veden, nicht von Laotse, auch nicht von Konfuzius, und wenn das Alte Testament sagte: „Auge um Auge!“ so sagte es auch wieder: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Die vielberühmten Griechen hatten mir vollends nur zu sagen, daß der Mensch den grausamen Ratschlüssen der Götter unterstehe. Schwer betroffen machte ich mich endlich daran, die nötigen Abschiedsbriefe zu schreiben, einen an meine Mutter, einen an Hilde. Ratlos erwartete ich darauf Harald, der pünktlich um halb Vier bei mir eintrat. Ich zeigte ihm, wo er gegebenenfalls die Briefe und das Testament finden konnte, und brach auf.

Wie das gelbe Küken aus der weißen Eihaut, so brach aus einer bleichen, geisterhaften Vorfrühe plötzlich strahlend von Osten her ein goldener Morgen herein. Dünne Nebelfetzen flogen nach allen Seiten eilig auseinander. Unsern ganzen Weg begleiteten singende Vögel. Über den Feldern in der Luft hingen zwitschernde Lerchen. Die Wintersaat, die schon drei Mannshände hoch stand, wehte im Morgenwind. Von der Sonne getroffen leuchteten alle Buchenwälder in flammendem Grün auf. Ein Lachen ging durch die Welt. An einem Waldvorsprung stand ein Rudel Rehe, äugte über den See weg und äste dazwischen ein bißchen; aber sichtbar standen die Tiere hauptsächlich da, um sich ihres neugeschenkten Daseins zu freuen. Hoch über ihnen kreiste ein Habicht schreiend im Äther. Ich fühlte das ergriffene Bedürfnis, etwas zu umarmen. Mich erfaßte und erschütterte es, die halbe Welt mit einem Kuß an mich zu reißen und zugleich aufbrechend in ihr unterzugehen. Aber ich ging ja Geschäften des Todes entgegen. Mehrmals war ich drauf und dran, stehen zu bleiben und zu sagen: „Aber ist das nicht mörderischer Unsinn, was wir beginnen? Er hat doch wirklich nichts anderes vorgebracht, als was ich selber schon gesagt und gedacht habe!“ Allein mein Denken war in den Wirbel der Gefühle und der Unwahrheit hineingezogen. Plötzlich war ich wieder allgemeinen Ehrbegriffen unterworfen und hatte dadurch meine Freiheit verloren. Unmöglich konnte ich mir das jetzt zugeben. Es kam auch gar nicht in Frage. Nachdem ich einmal soweit gegangen war, konnte ich keine Stunde länger Hildes Bräutigam sein, wenn ich jetzt kniff, wie das in der Sprache ihres Kreises gelautet hätte. Nein, nein, es geschah jetzt nichts, als was geschehen mußte!

Holsten ließ ein wenig auf sich warten. Wie sich nachher herausstellte, hatte er noch gepackt, um sofort nach dem Duell reisen zu können; sein Gepäck war sogar schon zur Bahn geschafft. Er kam im Auto. Wir grüßten uns kurz und förmlich. Die Sekundanten wiesen uns die Plätze an und fragten zuerst noch der Form wegen, ob sich die Herren versöhnen wollten. Keiner antwortete. Dann bekamen wir die Waffen. Wir standen auf zwölf Schritt Distanz, zu drei Seiten von Wald umgeben, nördlich ein einsames Tal unter uns, und in der Ferne eine abgebrochene Kette von Schneebergen und Gletschern. Ein Pirol flötete im Gebüsch. Weiter drin hämmerte ein Specht. Holsten sah blaß und übernächtig aus, aber nichts in seinem Gesicht ließ auf Aufregung deuten. Gesammelt und geschäftsmäßig nahm er seine Waffe, besah sie flüchtig und wartete auf das Kommando. „Er wird vorbeischießen!“ sagte ich mir. „Er betrachtet die ganze Sache als Farce!“ Gespannt sah ich nach seinem Lauf, als das Kommando gegeben wurde; die Mündung stand über mich hinweg. Bestürzt folgte ich seinem Beispiel. Was sollte werden, wenn wir die Sache so handhaben wollten? War in dem verzerrten und verdorbenen Bild nicht der

Ernst unsre letzte Rettung? Mit jedem vergeblichen Kugelwechsel mußte sich die Distanz um zwei Schritte vermindern, von beiden Seiten um einen, und nach dem dritten Gang standen wir vor der vollendeten Lächerlichkeit.

Die Schüsse krachten und verhallten über dem einsamen Tal. Getroffen war niemand, und wir taten jeder einen Schritt. Die Waffen wurden neu geladen. Umsonst suchte ich einen Blick meines Gegners aufzufangen und festzuhalten, um ihm in die Seele zu sehen. Er sah hartnäckig und mit finsterer Gleichgültigkeit über mich weg oder an mir vorbei. Er war wie ein Rätsel. War das Zynismus, oder war es — Freundschaft, in Maske verborgene Zärtlichkeit?

Der zweite Gang verlief wie der erste. Wir verkürzten auf acht Schritt. Jetzt kam etwas wie eine Unruhe in seine Züge, und seine Brauen zuckten zusammen. Ich selber war so verwirrt und angegriffen, daß ich den Schuß gleich losknallte, sobald ich die Pistole wieder in der Hand hatte — zum Glück in den Boden. „Na, Junge, vergeh dich nicht gegen eine ehrwürdige Republik," sagte Harald leise zu mir, während er mir frisch lud. Als auch nach dem dritten Gang beide unverwundet dastanden, streifte mich Holsten mit einem fragenden Blick. Dann begann er seine Unterlippe zu benagen — ein Zeichen, daß ihn die Sache reizte, und daß er entschlossen war, sie zu beenden.

Wir standen jetzt auf sechs Schritt Abstand. Der gegnerische Sekundant tat noch einmal die Frage auf Versöhnung. Keine Antwort erfolgte. „Achtung! Fertig!" Wieder hoben wir die Waffen. Über Holstens Braue zuckte es. Sofort sah ich, daß er diesmal Ernst machen würde. Aufmerksam, während die Sekundanten zählten, nahm er mich von unten her aufs Korn. Bei „Drei" stand die Mündung seiner Waffe auf meiner linken Schulter, und bevor ich in meiner Bestürzung mich zu irgend etwas entschlossen hatte, krachte sein Schuß und wankte ich. Das letzte, was ich noch sah, war sein spähender und ernster Blick. Dann wurde es dunkel um mich.

⌘ ⌘ ⌘

Mit zerschmettertem Schlüsselbein lieferte man mich in einer chirurgischen Klinik ein. Vorerst war das Beste, was man für mich tun konnte, mich in Ruhe zu lassen. Ich hatte große Schmerzen, und vor Blutverlust sank ich von einer Ohnmacht in die andere. Man hatte sofort meine Mutter benachrichtigt; eine Viertelstunde später saß sie schon neben meinem Bett.

Für meine arme Mutter war es unstreitig ein großes Glück, daß *ich* verwundet war und nicht Holsten, und daß meine Pflege zunächst ihre ganze Kraft, Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; sie hatte gar keinen Spielraum, sich in ausgedehnterem Maß ihren eigenen Gefühlen hinzugeben. Es war zwar eine Schwester da, aber mehr als die streng klinischen Handgriffe überließ sie ihr nicht, denn wozu hatte sie einen Samariterkurs durchgemacht? Im übrigen war sie voll weinender Dankbarkeit darüber, daß ich überhaupt noch lebte. Immer wieder streichelte sie mir das Haar, als hätte sie es *mir* zu verdanken. Ich sagte lächelnd: „Mutterchen, da bist du *ihm* was schuldig, weil er so gut gezielt hat." Zuerst ging eine Finsternis durch ihre Augen. Aber dann, wie um mir einen Gefallen zu tun, nickte sie mir krampfhaft zu. Denn, und das ist die Wahrheit: alles, was jetzt nicht mich anging, hatte sie zurückgestellt. Ob sie ihn noch lieben durfte oder nicht, was ich selber von seinen wahren Verhältnissen wußte, was an Hildes brandmarkenden Worten auf Wirklichkeit beruhte — all das brach höchstens einmal als unausgesprochene Frage hastig brennend aus ihren Augen und verlöschte rasch wieder. Einmal jedoch sank sie jäh aufweinend an meinem Bett nieder. „Das hätte er nicht tun dürfen!" klagte sie unter einem Ausbruch ihres Mutterkonfliktes über meiner Hand. „Hat er denn gar nicht an mich gedacht?" Sie hätte nicht ihr Gewissen haben müssen, um über diesen Punkt leicht hinweg zu gleiten.

„Laß gut sein, Mutter," tröstete ich sie, „da ich ihn einmal gefordert hatte, war dies von allen möglichen Ausgängen der beste. Wenn nicht endlich er gezielt hätte, so würde ich es haben tun müssen. Könntest du es ertragen, wenn ich als sein Mörder aus dem Duell übriggeblieben wäre?"

Davor schauderte sie ohne Worte weit zurück. Bitter bemerkte sie zwar: „So ist er schließlich noch unser Wohltäter geworden!" Aber doch war es mir gelungen, ihn in einer humanen und überlegenen Beleuchtung zu zeigen, in der sie ihn für die nächste Zeit sehen mußte.

Wen ich heute nicht zu sehen bekam, das war Hilde. An ihrer Stelle erschien „pressiert", wie sie sich ausdrückte, und etwas fahrig Frau von Oppen, entsetzte sich rasch über „dieses blutige Drama" und verbreitete sich dann mit sehr besorgter Miene über den Zustand ihrer Tochter. Hilde lag seit der Morgenfrühe in Weinkrämpfen, verweigerte Speise und Trank und sogar die Gesellschaft ihrer Angehörigen, längst bevor sie von dem Zweikampf überhaupt etwas wissen konnte.

Es sei denn, daß ich ihr davon Nachricht gegeben hätte. Davon war natürlich gar keine Rede. „Eben! Sie wissen doch, was in solchen Fällen Brauch ist!“ erwog sie. „Wenn Sie auch nicht in unsern Kreisen geboren sind. — Dann kann ich mir keine andere Ursache vorstellen, als den Zusammenstoß gestern abend. Oder ahnen Sie sonst noch etwas?“

Das verneinte ich. „Ich habe Hilde nachher überhaupt nicht mehr gesehen,“ sagte ich.

Kopfschüttelnd ging sie. „Nicht einmal einen Arzt will sie sehen,“ bemerkte sie noch unter der Tür. „Aber da mache ich mein mütterliches Veto geltend. Sie muß doch ein Mittel bekommen!“

Natürlich war es noch gar nicht möglich gewesen, Hilde von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, eine Mitteilung, zu der meine Mutter höflich schwieg, obwohl sie innerlich sehr widersprach, wie ich ihr ansah. Übrigens sei Holsten verschwunden. Er habe sich noch um meinen Zustand bekümmert, dann nach dem ersten beruhigenden Befund des Arztes knapp und höflich gegrüßt und sich nach seinem abseits wartenden Auto begeben; einige Minuten später habe man ihn in einer Staubwolke die Talstraße hinunterfegen sehen. Sogar an der Generalin merkte ich, daß er einen starken Eindruck hinterlassen haben mußte.

Meine Mutter brachte sie hinaus. Als sie zurückkam, setzte sie sich vom Bett entfernt ans Fenster; sie hätte es nicht für richtig gehalten, jetzt das Thema Hilde mit mir zu erörtern.

Aber ich hatte auch nichts zu erörtern. Von der Generalin war mir irgendeine Bedenklichkeit zurückgeblieben, die ich mit mir selber verarbeiten mußte. Was bedeutete das, daß Hilde diesen Tag in einsamen Weinkrämpfen zubrachte, obwohl sie selbst jetzt vom Zweikampf noch nichts wußte? Das glaubte ich der Generalin aufs Wort, denn hätte sie davon gewußt, so wäre sie hier neben mir gesessen; keine Gewalt der Erde würde sie davon abgehalten haben. Der Zusammenstoß von gestern abend? Niemand kannte sie als eine nervenschwache Hysterikerin, die durch eine Sottise, selbst durch eine grinsende Unverschämtheit so vollkommen aus der Fassung zu bringen war. Zumal sie sich auf der Stelle eine wahrhaft durchschlagende Genugtuung verschafft hatte. Was also blieb noch übrig, das sie so wild zu beweinen hatte? Allein soviel ich mich um Klarheit bemühte — an einem gewissen Punkt verwirrten sich immer meine Gedanken. Traumvorstellungen überschlichen mich, und ermüdet sank ich in Schlaf. Diesen liebte ich heute zärtlich. Ich war selig in ihm, da mich so berückend leichte und liebliche Gesichte besuchten, wie ich sie niemals vorher und auch nicht nachher kennen gelernt habe. Wurde ich wach, so drückte ich nach kurzem Nachsinnen den Kopf tiefer ins Kissen, und schon glitt ich wieder hinüber. Aber immer dachte ich dazwischen: „Morgen spätestens wirst du Hilde wieder sehen!“

Abends stellte sich Fieber ein. Die Wunde war zu kompliziert, als daß es möglich gewesen wäre, sie wirklich zu reinigen. Die Kugel hatte Stoffteile vom Rock mit hineingerissen, war übrigens auch selber noch nicht entfernt, da sie auf dem Schulterblatt festsaß, und über die Tunlichkeit eines chirurgischen Eingriffes bei dem sichern neuen schweren Blutverlust waren sich die Ärzte nicht einig. Vorher sollte am andern Morgen ein zweites Röntgenbild aufgenommen werden; dann wollte man sich entschließen. Mit dem Fieber stellten sich heftigere Schmerzen ein. Die Nacht verbrachte ich sehr schlecht. Nach der Untersuchung am nächsten Morgen und dem Hin- und Rücktransport war ich so geschwächt, daß ich in einen ohnmachtähnlichen Schlaf verfiel. Einmal schien es mir, als ob Hilde an meinem Bett säße. Traumhaft erfreut wollte ich ihr die Hand hinstrecken, aber ein wütender Schmerz durchfuhr mich. Mit einem Seufzer sank ich zurück, und nach einem kurzen, schmerzlichen Grübeln verfiel ich wieder meinem kraftlosen Schlafzustand. Abends wurde ich schließlich doch operiert. Man entfernte sechzehn Splitter aus meiner Schulter, wie man mir nachher voller Genugtuung mitteilte, und löste die Kugel aus dem Schulterblatt. Ich verlor noch einmal eine Menge Blut, ohne daß deshalb das Fieber sank. Im Gegenteil: zur Verwundung trat noch eine Lungenentzündung hinzu. In der gleichen Nacht stieg die Temperaturkurve auf vierzig Grad, den nächsten Tag gegen einundvierzig, und ich phantasierte wieder.

Aber immer wieder kamen meine Gedanken zäh auf Hilde zurück. Unausgesetzt fragte ich nach ihr, auch wenn sie neben mir saß, ob sie noch weine, ob sie jetzt die Wahrheit gefunden habe, und ob sie Holsten nicht lieber redlich heiraten wolle. Nie aber bekam ich sie in einem lichten Augenblick zu sehen. Wurde ich wach, so saß meine arme Mutter bei mir, und nachts fand ich bloß die Schwester vor; daran merkte ich dann, daß wieder ein Tag vorbei war. Aber gleich hetzten mich die Delirien wieder weiter.

Dazwischen beunruhigte mich die Sorge um meine geistige Hinterlassenschaft und um die Sicherung meiner wenigen bisher wirklich von mir gedachten Gedanken. Leiden-

schaftlich schlug ich mich, am Rand des Grabes, mit den beiden großen Genien der Weltbetrachtung, der Bejahung und der Verneinung, herum. Aber immer mehr verfiel ich den dunklen Mächten, und als ich nach einer wilden, drangvollen Nacht wieder zu mir kam, verlangte ich in feierlicher Erschütterung mein philosophisches Testament zu machen. Meine Mutter, von Gram beinahe aufgelöst, wollte sich zuerst widersetzen, aber da wurde ich aufgeregt und drohte aufzustehen, um die „sieben Punkte", wie ich sie nun unweigerlich nannte, selber niederzuschreiben. In ihrer Verzweiflung schickte sie die Schwester zu den Ärzten. Sie kam mit der Erlaubnis zurück, und ich schloß daraus ruhig und gefaßt, daß hier mit meinem sicher bevorstehenden Ende gerechnet wurde. So diktierte ich meiner Mutter in großer Klarheit folgende sieben Sätze, die mein bis vor kurzem vertretenes Glaubensbekenntnis auf der ganzen Linie bestätigten und noch verschärften, und die nach meinem Ableben meinen Hörern an Stelle eines Abschiedes im Auditorium vorgelesen werden sollten.

„Es ist unmöglich für den Menschen, sich frei zu fühlen aus folgenden Gründen:

Schon unsre Erfahrung krankt daran, daß unsre Wahrnehmungsorgane zu beschränkt und unvollkommen sind.

Gefälschte und unzureichende Wahrnehmungen bauen in unserm Geist eine unrichtige und darum schmerzvolle Vorstellung auf.

Die daraus gewonnene Erkenntnis vollends zerreißt die Welt in zwei unversöhnliche Teile: Materie und Geist.

Für diesen Widerspruch, den Vater alles Leides, gibt es keine Hilfe. Unser Erbteil war, ist und wird sein der Untergang von Geschlecht zu Geschlecht.

Es gibt vielleicht *eine* Hilfe für uns: das Wunder. Und das Wunder ist unmöglich, sonst wäre es kein Wunder."

Am Abend des fünften Tages sank das Fieber plötzlich und ich wurde ganz licht und frei. Man erwartete das Ende, den berühmten Herzschlag, und rief schnell nach Hilde. Eine Viertelstunde später sah ich sie eintreten. Ich befand mich in einem völlig überklaren Zustand und war zudem so auf sie gesammelt, daß mir bei ihrem Erscheinen war, als erblickte ich sie aus dem Jenseits bereits mit Geisteraugen. Sie sah nicht frisch aus, ja, sie machte einen übernächtigen und verfolgten Eindruck, war unruhig und niedergeschlagen, und in ihren Augen lag eine Trauer, eine breit eingefallene Verdüsterung, deren erste Schatten ich, wenn ich scharf dachte, schon *vor* der Katastrophe darin bemerkt hatte. Während sie sich in ernster und tiefer Sorge nach meinem Befinden erkundigte, schien sie mir eben so krank zu sein wie ich. Auch sie war — angeschossen, und es fragte sich nur, von wem. Doch bemühte sie sich, ruhig und gefaßt auszusehen. In die eifrigen Unternehmungen meiner Mutter und der Schwester, mich als Genesenden zu begrüßen, der die Krise glücklich überstanden hat, stimmte sie ohne Schwung ein, während sie schwermütig bereits mit mir starb. Nach einem langen, untergehenden Blick in meine überklaren Augen setzte sie sich an mein Bett, wo sie eine Weile stumm kämpfend und unbeweglich verharrte. Nur die Bewegungen ihrer Finger, zwischen denen sie ihr Taschentuch hielt, verrieten die Wut der Verzweiflung, die sie befallen hatte.

„Nun wird der siebenundzwanzigste dich doch als Bräutigam und mich als Braut finden," bemerkte sie endlich mit traurigem Lächeln. „Oder stehst du noch auf dem Standpunkt, daß bis dahin geheiratet sein muß?"

„Nun, ich wäre ja nicht einmal der erste, der im Bett getraut worden wäre. — Alles," fügte ich versuchend noch hinzu, „käme darauf an, ob du einen Burschen mit einem silbernen Verbindungsstück im Schlüsselbein überhaupt zum Mann möchtest."

„Das wird sich finden," erwiderte sie mit flüchtendem Blick. „Werde erst einmal gesund, und dann werde ich dir sagen, wen oder was ich mag."

„Dein Schirm ist jetzt schon weit geschwommen," erwog ich. „Wenn inzwischen nichts anderes an seine Stelle getreten ist, so bin ich dafür, daß wir bei der Verabredung bleiben."

Einen Augenblick schwieg sie.

„Es ist nichts an seine Stelle getreten. Wir werden also Hochzeit machen wie verabredet." Ihre Finger vibrierten leise und sie war sehr bleich. Meinem Blick wich sie aus wie in düstern Träumen befangen.

Nach der ursprünglichen Frische dieses Morgens und den starken Spannungen des ersten bewußten Wiedersehens befiel mich aber nun plötzlich eine Ermüdung, die beunruhigend schnell Gewalt über mich bekam, und die trotz meiner Gegenwehr die Fortsetzung des Gespräches unmöglich machte. Bevor ich auch nur die Grenze jenes Gebietes erreicht hatte, das ich als ihr Geheimnis delirierend und wachend unaufhörlich umkreiste, sah ich schon wieder die erste jener Eisschollen über mich hinweggleiten, die mich nun all die Fiebertage unter ihrem geisterhaften Weben gehalten hatten. Zwei Stunden später phantasierte ich wieder.

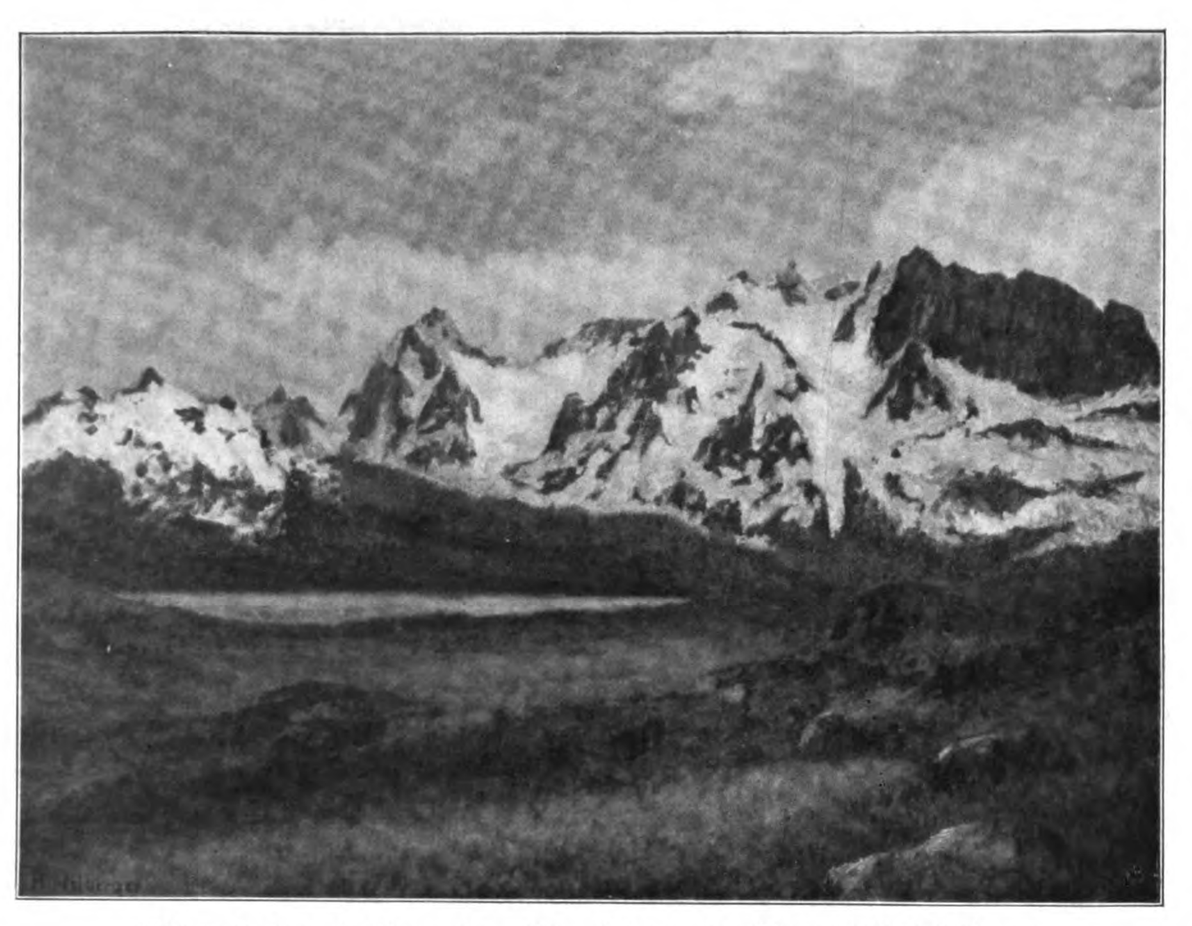
(Schluß folgt)

O tempora!

Eine Makame von Ludwig Fulda

Die Zeiten sind faul,
der Flügelgaul
kriegt nur noch selten Hafer ins Maul.
Soll, meine verehrten Herren und Damen,
den lendenlahmen
man peitschen zu Romanen und Dramen?
Versuchen wir's in Gottes Namen
mit einem bescheid'neren Rahmen
und dichten Makamen.
Ein solch Gedicht
entspricht
prunklos schlicht
durch seinen Verzicht
auf literarisches Gewicht
den hageren, mageren und darum zageren
sieben Kühen,
die sich umsonst bemühen,
Milch zu sprühen,
entspricht den brockenlosen Brühen,
mit denen der Geist
heute zumeist
wird abgespeist;
denn kläglich verwaist
sieht er sich mitten
in rauheren Sitten
kaum noch gelitten,
muß betteln und bitten
um karge Schnitten,
und Selbstbewahrung
zwingt aus Erfahrung
ihn zu jeder Art von Ersparung,
weil seiner köstlichsten Offenbarung
als Nahrung
höchstens winkt ein dürftiger Harung.
Da scheint es freilich
durchaus verzeihlich,
ja, mehr noch gedeihlich
und arzeneilich
wenn, statt nach Athen zu tragen bloß Eulen
oder an unverrückbaren Säulen
den Schädel sich zu verbeulen,
man sich entschließt, mit den Wölfen zu heulen.
Geld, Geld, Geld!
so gellt und grellt giergeschwellt
es rund um die Welt,
und Ritter und Knappen
mit und ohne Wappen
kann man stündlich ertappen,
wie sie toll danach happen,
papierene Lappen
zusammenzuschrappen.
An der Spree, der Themse, der Seine, dem Tiber
das nämliche Fieber,
das gleiche Kaliber,
lauter Schieber,
die bei Zauberfesten
in ihren jüngst gekauften Palästen
mit ihren Gästen sich mästen vom Besten,
aber ihre Bildungsgebresten
und ihre Herkunft aus niederen Kreisen
daheim und auf Reisen
durch unausgesetztes Entgleisen
deutlich erweisen.
Doch bei heutigen Preisen
kann eben
zu gutem Leben
sich nur erheben,
wer einnimmt,
keine Rücksicht auf ehrbaren Schein nimmt,
seinen Weg über Stock und Stein nimmt
und es nicht so genau mit mein und dein nimmt.
Das ist die betrübliche Neuerung,
die bei solcher Teuerung
der Feuerung
und solcher hohen Besteuerung
schließlich und endlich
unabwendlich,
ja, geradezu selbstverständlich
sich ungehemmt entfaltet,
die Dinge von Grund aus umgestaltet
und überall schaltet
und waltet
bis der Gradsinn veraltet,
das Herz erkaltet,
die Zunge sich spaltet,
und so strebt man mit Beflissenheit
oder gar mit Verbissenheit
weniger nach Allwissenheit
als nach Gerissenheit.
Nur der Einfaltspinsel
träumt mit empfindsamem Gewinsel
auf seiner verwunschenen Insel
von hehren Altären,
die sich als Schimären bewähren,
und von vierdimensionalen
Idealen,
die an der Macht der Zahlen
wie Wellen
an Zitadellen
ohnmächtig zerschellen.
In solcher Gegenwart
die keinem zum Segen ward,
singt, auch wer frei von Befangenheit,
das Lob der Vergangenheit,
und es treten natürlich
unwillkürlich
leibhaft figürlich
eine Reihe von Bildern,
die Verlorenes schildern,
doch das Heimweh nicht mildern,

vor die inneren Augen,
denen sie kaum dazu taugen,
Trost zu saugen,
vielmehr um so stärker
uns erinnern an den Kerker
ohne Erker,
worin als Tagewerker
wir ächzend und krächzend
und nach Rettung lechzend
uns winden und schinden gleich Blinden,
die den Ausgang nicht finden,
sodaß man zuletzt
müde gehetzt,
seelenzerfetzt
und gründlich verkrätzt
entgegensetzt
das Einst dem Jetzt,
dieses verpetzt
und jenes überschätzt.
Ach nein, mit der unbezwinglichen
Sehnsucht nach dem Unwiederbringlichen
weicht man nur aus vor dem Dringlichen,
vielleicht Erschwinglichen
und sagt sich ratlos und gnadlos pfadlos
von rüstiger Tat los.
Drum verweisen vernünftige
Laien wie Zünftige
uns auf das Künftige.
Nur schade
im höchsten Grade,
daß diese noch unsichtbaren Gestade,
diese noch ungelöste Scharade
die sehr verehrten,
wissensbeschwerten
Schriftgelehrten
so überaus verschieden bewerten.
Wie soll die Allgemeinheit
zur Ansichtseinheit
zur Aussichtsreinheit
und Urteilsfeinheit
sich aufwärtsranken,
wenn die Gedanken
der Führer kranken
an stetigem Schwanken,
an heftigem Zanken
und in parteiischen Schranken
sich so widersprechen,
daß schon an den Oberflächen
ihre Schwächen
und inneren Gebrechen
ins Auge stechen?
Zuvörderst wär's nötig, mit feinen Listen
auszumisten
die schroff gesonderten Weisheitskisten,
worinnen nisten
hier Optimisten,
dort Pessimisten,
um in ewigen Zwisten
ihr Dasein zu fristen.
Vor jenen
breiten und dehnen
sich lockende Szenen,
wodurch sie zu hören wähnen
die Kantilenen
von tausend Sirenen,
ganz zu geschweigen
von den Geigen,
die sich ihnen am Himmel zeigen,
aufspielend zum Reigen,
und den reifen Feigen,
die von allen Zweigen
ihnen zu eigen
nach ihrem Munde sich neigen.
Im Wettertosen
und wilden Erbosen
von Wind- und Wasserhosen
ahnen sie schon das Fruchtland Gosen
erfüllt von Rosen,
von dornenlosen.
Ob auch böte
die Nacht erhöhte
Verfinsterungsnöte,
sie schauen die kommende Morgenröte,
und sie wissen ihren Willen
so zu drillen,
daß sie die Grillen
im Hirne stillen,
und betrachten sogar Bazillen
durch rosige Brillen.
Ja, sie sprächen noch unter dem Messer
der Menschenfresser:
Alles wird besser.
Diese andern hingegen
pflegen allerwegen
als Rückzugstrategen
Ängste zu hegen
vor Dauerregen mit Hagelschlägen.
Sie verbittern
sich das Sonnenflittern
durch ihr Zittern
vor dem krachenden Splittern
von Ungewittern,
die sich entzünden
in heimlichen Schlünden,
und sie verkünden
mit Gründen
voll entwaffnender Schlauheit
bei des Himmels Blauheit
baldige Grauheit,
bei der Lüfte Lauheit
nahende Rauheit.
Noch Unausgegorenes
halten sie für Verlorenes
und noch Ungeborenes
für zum Tod Erkorenes.
Ihre Meinungen
sind Verneinungen
und Beweinungen
sämtlicher hoffnungsvollen Erscheinungen.
Sie entdecken
mit Schrecken
in allen Ecken
schwarze Flecken
und prophezeien mit grimmem Gelächter
als Zionswächter,
als Scharfsinnspächter
und Weltverächter:
Alles wird schlechter.
Wie soll zwischen beiden
man sich entscheiden,
um Leiden zu vermeiden
und sich nicht zu zerwühlen



Mitternachtssonne in Digermulen auf den Lofoten. Gemälde von Alfred Helberger

mit schwülen Gefühlen
zwischen zwei Stühlen?
Denn was wäre von größerer Wichtigkeit,
als daß man die Richtigkeit
zu trennen lernt von der Nichtigkeit?
Sind etwa die Kniffe
und die Schliffe
der Begriffe
nicht gefährliche Riffe
für Lebensschiffe?
Muß nicht versinken
und kläglich ertrinken,
wem weder zur Rechten noch zur Linken
mit rettendem Blinken
Leuchtfeuer winken?
So werden gar viele
befrachtete Kiele
mangels der Ziele
zum leichten Spiele
der tückischen Brandung
und verfehlen durch rasche Strandung
oder langsame Versandung
die Landung.
Selbst sehr gescheute,
sehr tapfere Leute,
fallen dem Heute
wehrlos zur Beute,
und weil schon die Kunde
der nächsten Stunde
im Hintergrunde
sich hält verborgen,
dünkt's ihnen unnütz, für morgen
vorzusorgen.
Ein Schädelbrummen
und Ohrensummen
läßt sie verstummen
und verdummen,
bis ihre Verdumpfung
und Verstumpfung
sich auswächst zur Versumpfung
und Hirnverschrumpfung.
Andre, noch blöder
und geistesöder,
beißen auf jeden Köder,
den irgendein schnöder
Seelenquacksalber
mit seichtem Gealber
ausstreut des Profites halber.
Die beste Gelegenheit
für die Verwegenheit
marktschreierischer
Heiltrankmischer
und Menschenfischer,
für die Tamtamschläger,
die Schaumgoldpräger,
die Gimpeljäger
und Nervenerreger,
die mit ihrem gleißenden,
paradiesverheißenden,
ohrzerreißenden
Bimmelbammeln
um sich versammeln
zum Beifallsstammeln
eine Herde von Hammeln.
Jedes Jüngelchen
mit flinkem Züngelchen
findet ein Klüngelchen,
das ihm vertraut,
zu ihm aufwärts schaut
und Rüben wie Kraut
schlankweg verdaut.
Kein Wunder,
wenn jetzunder
all solcher Plunder
wirkt wie Zunder,
und wenn solche Schwätzer,
solch eitle Ketzer und Zersetzer
als schädliche Hetzer
und Volksbetörer
ihre Hörer
wandeln in Verschwörer
oder gar in Empörer
und Friedensstörer.
So müssen die Irren
verblendet schwirren,
ob mit Säbelklirren
oder Taubengirren,
durch lauter Wirren,
von Demagogen
an der Nase gezogen,
um die Richtung betrogen
und aufgesogen
von schlammigen Wogen.
Ach, wir Narren,
wir ziehen den Karren
mit hoffendem Harren,
mit sehnendem Starren.
Wann wird uns Befreiung
aus der Parteiung
und Entzweiung,
damit wir die Rechnung bereinigen
und, statt einander zu peinigen
und zu steinigen,
uns einigen?
Wann naht ein Denker
und starker Lenker,
und schickt alle Zänker
und alle Stänker
zum Henker?
Wer sagt uns, ob er fliege
zu baldigem Siege
oder noch liege
in der Wiege?
Die Ungeduldigen
sind zu entschuldigen,
wenn sie schon im voraus ihm huldigen,
sich ihr Büßen
dadurch versüßen,
daß ihm zu Füßen
sie jubelnd ihn grüßen,
den noch nicht Vorhandenen,
noch nicht Erstandenen,
den Unschätzbaren, Unersetzbaren,
den wir ahnen,
den wir mahnen,
und dessen mächtigen Planen
als Karawanen
von Untertanen
durch den Schwall von Orkanen
und Ozeanen
mit flatternden Fahnen
den Weg wir bahnen.

Ferdinand von Rayski

Von Otto Grautoff

Wer Ferdinand von Rayskis Spuren zurückverfolgen will und die Landsitze Sachsens aufsucht, in denen der Künstler wirkte, in denen noch heute viele Bilder von ihm hängen, darf der freundlichsten Aufnahme im sächsischen Adel gewiß sein. Verehrer und Bewunderer des Dresdener Porträtmalers sind dort willkommen. Der Schloßherr erwartet sie vor dem Tor, geleitet sie in die besten Zimmer, bittet um längeres Verweilen, weckt alte Erinnerungen aus großväterlichen Zeiten und erzählt gern, wie Rayski sich im Kreise seiner Vorfahren bewegt hat. Hin und wieder begegnet man alten Damen, die den Meister noch persönlich gekannt haben, die sich entsinnen, wie er noch als Sechzigjähriger frisch und vergnügt in den Herbstmonaten auf das Schloß kam, um mit den Herren zu jagen und abends in launiger Unterhaltung Karikaturen zeichnend am Familientisch saß. Aus den bedächtigen Erzählungen der bejahrten Damen steigt die Gestalt des Künstlers auf, während von den Wänden herab die Bildnisse der Vorfahren grüßen, die seine Hand geschaffen hat.

Im sächsischen Adel gilt Ferdinand von Rayski als Nationalheld. Man ist um so stolzer auf ihn, als auch er aus den Kreisen des Adels hervorgegangen ist. Er war verschwägert mit den weit verzweigten Familien von Schönberg, von Schroeter, von Boxberg, von Broizem und den preußischen Familien von Jena, Graf Harrach und der Fürstin von Liegnitz, sowie heimisch in den Kreisen der sächsischen Kavallerieoffiziere.

„Seit Rembrandt und Goya war Rayski der größte Maler," erklärte mir kategorisch und stolz ein sächsischer Kammerherr. Gegen diese Apostrophierung des Künstlers mag man Bedenken haben, aber gerade in unserer Zeit berührt es angenehm, wenn ein breiter Kreis unseres Volkes einen deutschen Künstler auf den höchsten Rang stellt. Über ein zu starkes Selbstgefühl der Deutschen in dieser Richtung kann man sich im allgemeinen nicht beklagen. Im übrigen tritt in der betonten Hochschätzung des sächsischen Adels vor Ferdinand von Rayski das Bewußtsein einer Schuld dem Künstler gegenüber in Erscheinung, das zu tilgen gewünscht wird; denn während seines Lebens wurde Rayski in den Kreisen, in denen er heimisch war, keineswegs so hoch geschätzt wie heute.

Die sächsischen Rittergutsbesitzer, die teils in der Landwirtschaft aufgingen, teils als Offiziere oder Diplomaten fern von ihren Gütern lebten, waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht gerade Hüter und Pfleger deutscher Kunst. Ihre Schlösser sind an Gemälden und Statuen nicht reich. Familienporträts sind überall der wesentlichste Bilderbesitz. Ältere Porträts sind zuweilen von künstlerischer Qualität, weil es seinerzeit in Sachsen zum guten Ton gehörte, sich von Anton Graff malen zu lassen. Ferdinand von Rayski hat manche Väter, Mütter und Großeltern der jetzigen Generation gemalt. Aber nicht als gefeierter und allseitig anerkannter Künstler ward er auf die Schlösser gerufen, sondern er hat die meisten Bildnisse als Gelegenheitsarbeiten auf Verwandtenreisen geschaffen. Erzählungen von Überlebenden und Aufzeichnungen von Verstorbenen stimmen darin über-



Schloß Bieberstein in Morgenbeleuchtung
Berlin, Sammlung Felix Borchardt



Bildnis des Konsuls Schletter. Leipzig, Museum

ein, daß Rayski nur in seltenen Fällen für seine Bilder bezahlt worden ist, und wenn er honoriert wurde, nur geringe Beträge erhalten hat. Im allgemeinen hat Rayski für die gastliche Aufnahme in einem Schlosse den Hausherrn und die Hausfrau porträtiert und gelegentlich den Gastgebern noch andere Bilder geschenkt, während damals die wenigsten daran dachten, seine Gemälde auf den gleichen Rang mit Werken der großen Meister zu stellen. Man nahm die Geschenke hin und freute sich häufig mehr an dem Porträt des Familienmitgliedes als an der künstlerischen Leistung. Einige Edelleute waren nicht immer erfreut, wenn Rayski seinen Besuch in Aussicht stellte. Anderseits glaubte man aber den Standesgenossen nicht abweisen zu dürfen, weil er ein mittelloser Verwandter war. Sollte der Künstler sein Fremdenzimmer einem andern Besucher räumen, so sorgte man dafür, daß er auf einem Nachbargut eingeladen wurde. So ist Rayski die besten Jahrzehnte seines Lebens von Schloß zu Schloß gezogen und hat überall Bilder seiner Hand zurückgelassen, die heute aufzufinden für den Historiker und Biographen nicht leicht ist. Die geringsten Schwierigkeiten bietet Sachsen, weil es das Heimatland des Künstlers ist und die Nachkommen seiner Verwandten so stolz auf



Wilde Kaninchen. Dresden, Galerie

Raysti sind, wie die Römer auf Raffael. — Aber in jungen Jahren ist Raysti über Sachsens Grenzen hinausgezogen und hat sich auch in den Adelskreisen des Rheinlandes, Koburgs und Frankens bewegt. Da er aber dort keine verwandtschaftlichen Beziehungen unterhielt, ist in jenen Gegenden das Andenken an seine Person erloschen. Man erinnert sich vielfältig überhaupt nicht seines Namens und vermag nicht mehr festzustellen, ob dieses oder jenes Porträt von ihm gemalt ist.

Als ich vor Jahresfrist begann, einen Gesamtkatalog seines Werkes zusammenzustellen, der demnächst reich illustriert in der Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin erscheinen wird, erhielt ich die erste Kunde von verschollenen unbekannten Bildern aus Schlesien und erfuhr zu meiner Freude, daß im Kreise der gräflichen Familie Harrach das Andenken an den Künstler lebendig geblieben ist. Dorthin hat Raysti, nachdem er seinen Abschied als Offizier genommen hatte, um 1830, als Vierundzwanzigjähriger seine erste Verwandtenreise unternommen. Bildnisse des Grafen Harrach sind das künstlerische Ergebnis seines Aufenthalts in Klein-Krichen bei Lüben in Schlesien. Von 1831 bis 1834 lebte er in Dresden. Ende 1834 trat Raysti mit Unterstützung seines Onkels, des Geheimen Kriegsrates von Broizem, eine Studienreise nach Paris an. Ob er unmittelbar oder mit Unterbrechungen von Dresden in die französische Hauptstadt gefahren ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Bekannt ist nur, daß er nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Trier, Frankfurt, München und Düsseldorf Station gemacht hat; aber dort ließen sich keine Spuren seiner künstlerischen Tätigkeit nachweisen. Dagegen habe ich eine bedeutende Anzahl von Bildern aufgefunden, die, zwischen 1836 und 1838 entstanden, von Raystis Tätigkeit in Franken und im Koburgischen Zeugnis ablegen. In Koburg selbst malte er die Herzogin, in Mitwitz die Reichsgräfin und den Reichsgrafen von Würzburg, in Würzburg Freiherrn und Freifrau von Gagern, in Mainsondheim mehrere Mit-



Waldhüter. Berlin, Sammlung Hugo Moses



Bildnis der Schwester des Künstlers Minna Pompilia. Dresden, Galerie

glieder der Familie von Bechtolsheim, in Weißenbach und Thüngen Mitglieder der Familie von Thüngen usw. Eingang fand Rayski in den fränkischen Adel durch Empfehlungsbriefe aus Dresden; er ist dann offenbar von einem zum andern weiterempfohlen worden. Zweifellos finden sich noch in anderen Schlössern der Gegend Bilder des Künstlers, die gelegentlich gewiß der Forschung wieder erschlossen werden. So wie Rayski in Franken von Schloß zu Schloß gewandert ist, hat er nach seiner Rückkehr nach Dresden vier Jahrzehnte lang das sächsische Land durchstreift. In Dresden hatte er von 1840 an dauernd ein festes, aber bescheidenes Standquartier. Von dort aus besuchte er häufig die ihm verwandtschaftlich verbundenen Mitglieder der Familie von Schönberg, die ihn sehr schätzten, und den Domherrn von Schroeter auf Bieberstein, wo er besonders gern und lange verweilte, sowie in den fünfziger und sechziger Jahren den Grafen Einsiedel, der ihn 1860 zu einer Reise nach England einlud.

Eine schulmäßige und gründliche Ausbildung hat Rayski nicht genossen. Er ist weder längere noch kürzere Zeit Schüler eines bedeutenden Meisters gewesen. Sein



Freifrau Josephine von Zobel
Privatbesitz

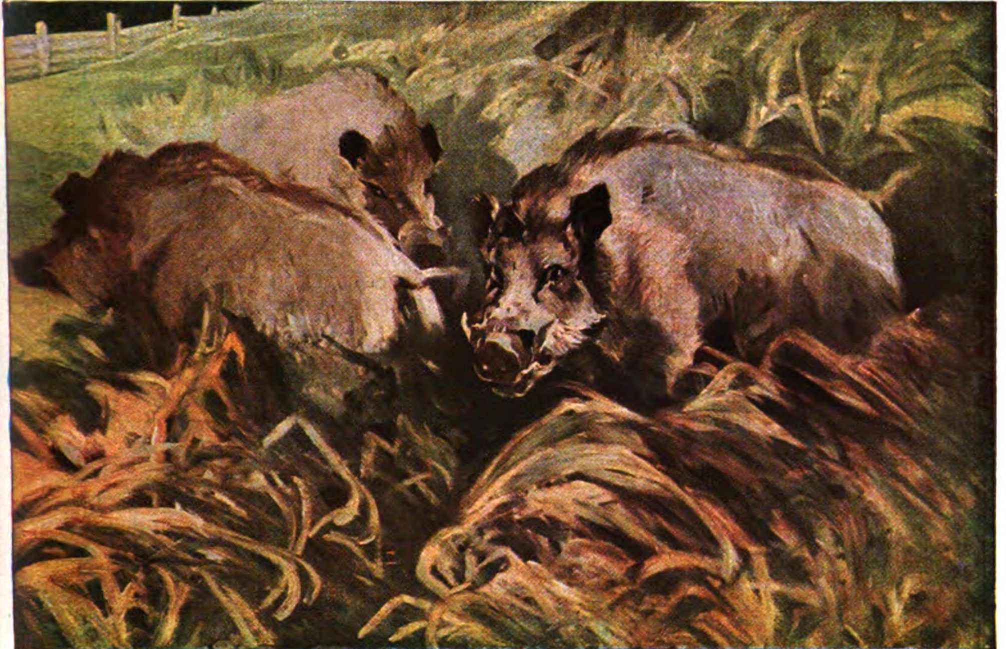
dem Porträtmaler H. G. Arnold und Ludwig Richters Vater gearbeitet. Einige Aktzeichnungen aus dieser Zeit, die einen unpersönlichen, schülerhaften Charakter tragen, bewahrt die Berliner Nationalgalerie. Vor seiner Übersiedlung nach Ballenstedt malte Rayski nach einer Zeichnung von Horace Vernet ein Gemälde: „Husaren und Kosaken im Gefechte", das er 1825 auf die Dresdener Ausstellung sandte. Als er im Juni desselben Jahres Dresden verließ, erhielt er von der Hochschule ein Abgangszeugnis, das in Worten gipfelte, mit denen pedantische Akademiker sich häufig junger Genies entledigen: „Talentvoll, aber etwas eingebildet."

Über Rayskis Leutnantszeit in Ballenstedt von 1825—1829 gibt es keine sichere Kunde. Überliefert ist nur, daß er nach wenigen Jahren infolge Schulden die kleine Stadt am Harze verlassen mußte, und so ist anzunehmen, daß der junge Leutnant dort seine erste Freiheit in vollen Zügen genossen hat, zumal ihm wenig Gelegenheit wurde, dort Anregungen zu sammeln oder gar als unbekannter Offizier Aufträge zu finden. Nur eine Zeichnung, die wenige Wochen vor dem Abbruch seiner militärischen Laufbahn entstanden ist, hat sich aufgefunden. Sie befindet

Talent entfaltete sich frei und ungebunden und gelangte nur durch Selbstzucht zur Meisterschaft. Karl Gottfried Traugott Faber (1786—1863), der Dresdener Landschaftsmaler, in dessen Händen im Freimaurerinstitut der Zeichenunterricht lag, kann nicht in dem Sinne als Lehrer Rayskis gelten, wie Pieter Lastmann der Lehrer Rembrandts oder Rubens der Lehrer van Dycks war. Er stand gewissermaßen nur Schildwache vor der Begabung, die sich unter seiner Aufsicht entfaltete. Nicht den Landschaften und Stilleben Fabers eiferte Rayski nach, sondern er zeichnete und malte freie Kompositionen aus dem Soldatenleben. Noch während Rayski im Kadettenkorps war, meldete er sich zur Aufnahme in die Kunstakademie. Am 16. November 1823 wurde er als „Zögling der Zeichen- und Mahlerkunst" in die dritte Klasse eingestellt und hat ein Jahr lang unter den Zeichenmeistern Rentzsch und Baumann, vielleicht auch unter



Frau von Winkler, geb. von Egidy. Dresden, Frau von Winkler



Wildschweine. Dresden, Galerie

sich im Besitz von Hugo Perls in Berlin und stellt einen unter einem Baume sitzenden, verwundeten Offizier dar, der von einer Krankenschwester verbunden wird. Das Blatt ist datiert vom November 1829. Nachdem er Ende 1829 den Abschied genommen, ließ er sich sein väterliches Erbteil auszahlen und zog auf die Wanderschaft.

Von dieser Zeit an führte Rayski das unstete Wanderleben, das hier einleitend geschildert wurde. Etwa von 1865 an ermattete seine Schaffenskraft. Daß aber die Lähmung seines Talents nicht nur auf körperliche Alterserscheinungen zurückzuführen ist, beweisen schöne Spätbilder, zu denen er sich in guten Stunden aufraffte. Eine Ursache des Erlöschens seiner Produktivität ist das Ausbleiben von Aufträgen gewesen. Die Aufträge versiegten, weil viele seiner Verwandten und Freunde dahinstarben und mit dem jüngeren Geschlecht ihn nicht die gleichen herzlichen Bande verknüpften.

Es war eine Schönheit und eine Schwäche von Ferdinand von Rayskis Charakter, daß er im Leben nichts aus sich zu machen wußte, daß er aus dem reichen Füllhorn seines Talentes gab und schenkte, ohne jemals daran zu denken, eine Gegenrechnung aufzustellen. Hat er wirklich niemals daran gedacht? Die Verbitterung in den Jahren des Alters, das stumme Jahrzehnt vor seinem Tode hat ihn verstehen gelehrt, daß man nicht allein durch Hingabe an die Sache, durch langsames Auftürmen von Leistungen die Welt erobert, daß Dank und Anerkennung nicht dem geruhsam Arbeitenden von selbst zuströmen, sondern daß nur der zur Wirkung gelangt, der sich entschließt, in die Reihen der Kämpfer einzutreten, die mit angespanntem Willen sich auch äußerlich einen sichtbaren Platz erzwingen. War es für ihn zu spät, selbst wenn seine Natur diese Forderung zu erfüllen fähig gewesen wäre, so hätten in diesen Jahren seine Dresdener Kollegen sich für ihn einsetzen können. Einige von ihnen, wie Siegwald Dahl, Ludwig Friedrich, L. von Hartitzsch, Heinrich Hofmann, Ludwig Kießling und andere, die, als Rayskis Ruhm von Berlin aus durch ganz Deutschland ging, beteuerten, sie hätten den Künstler stets hochgeschätzt, haben aber, solange er lebte, nichts für Rayski getan, zu Lebzeiten sich nicht dafür eingesetzt, daß er an die Akademie berufen wurde, nach seinem Tode durch keinen Nachruf, durch keine Gedächtnisausstellung ihren Kollegen geehrt. Hier liegt eine Schuld, die es gilt vor der Geschichte festzustellen. Ist es ein Wunder, daß der Mangel an Anerkennung von seiten der befreundeten Familien, Stumpfheit und Egoismus von seiten der bildenden Künstler, ihn beständig unzufriedener mit sich selbst machten? Seine schlichte und weltunerfahrene Natur suchte den Grund des Übels in sich selbst. Er verdoppelte die Anstrengung, um sich künstlerisch zu vervollkommnen. Er wurde nicht müde, hundertmal von vorn anzufangen und seine Bilder zwanzigmal zu übermalen. Da aber seine Natur das Vollkommenste, das Endgültigste gegeben hatte, was sie zu verschenken vermochte, so verbesserte er seine Bilder nicht durch vielfältiges Überarbeiten,

sondern zerstörte sie, nahm den Werken Frische und Ursprünglichkeit — und schließlich warf er den Pinsel mißmutig hin, seufzte und vergrub sich in die Bitternis des Alters. Immer einsamer wurde es um ihn. 1859 starb seine Mutter im hohen Alter von 83 Jahren, 1868 erlag der junge Graf Haubold von Einsiedel nach langen Leidensjahren einer zehrenden Krankheit. 1873 bezog Rayski eine bescheidene Wohnung in einem Eckhaus an der Bürgerwiese, vier Treppen hoch. Das Fenster seiner Wohnung nach dem Treppenhaus zu verdeckte er mit einer scheußlichen Karikatur, um sich vor Besuchern zu schützen. Nur seine beiden Schwestern durften zu ihm kommen und sein Bruder Leo, der 1875 nach Dresden zog. In diesem Jahre sandte er noch einmal ein Hasenbild auf die Akademische Kunstausstellung, ein letzter, müder Versuch, die Öffentlichkeit für sich zu gewinnen. 1878 starb sein Bruder, wenige Monate später seine Schwester, Minna Pompilia. Am 26. Januar 1882 seine älteste Schwester Beate Toinon, die Witwe des Herrn Eduard von Jena auf Döbberitz († 1847).

Am 2. September 1887 verunglückte Graf Einsiedel, ein Jahr später starb die Schwester Marie Alisson. Als eine seiner alten Verwandten am 23. Oktober 1890 Rayski besuchen wollte, um ihm zu seinem vierundachtzigsten Geburtstag zu gratulieren, fand sie ihn sterbend in seiner Wohnung. Noch am gleichen Tag ist er verschieden. Die standesamtlichen Register bezeichneten ihn als Privatmann, so vergessen war der Künstler Rayski inzwischen. Als die Nachricht von seinem Tode hinaus aufs Land drang, kamen die Schönbergs und Schroeters von ihren Schlössern, um ihn zur Ruhe zu geleiten. In der engen Wohnung im vierten Stock an der Bürgerwiese versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft hoher, schlanker Gestalten des sächsischen Adels in Uniform und in Gehröcken, wie Rayski sie einst gemalt hatte. Der Adel bettete den Standesgenossen in ein bescheidenes Grab auf dem Trinitatisfriedhof. Der Nachlaß wurde zum größten Teil unter die Verwandten verteilt. Der bedeutendste Anteil fiel in die Hände der Äbtissin Frau von Jena und ihrer Schwester Fräulein von Jena auf Döbberitz, der mit Rayskis Schwester Beate von Toinon verheiratet gewesen war.



Bildnis des Grafen Zech. Dresden, Galerie

Sechzehn Jahre vergingen, in denen die letzten Erinnerungen an den Künstler schwanden. Dann ist durch seltsame Schicksalsfügung



Pferdestudie. Privatbesitz

leutnant in Schloß Bieberstein im Quartier, dort, wo sich damals noch eine Reihe der schönsten Werke des Meisters befanden. Er machte Hugo von Tschudi, den Direktor der Nationalgalerie in Berlin, auf die Bilder aufmerksam. Tschudi, der mit den Vorarbeiten für die Jahrhundertausstellung beschäftigt war, gab der Anregung Folge und hat bewirkt, daß Rayski auf dieser denkwürdigen Ausstellung mit zwanzig Bildern vertreten war. Seine Bilder erregten Bewunderung und Aufsehen. Die Museen in Berlin und Dresden erwarben auf der Ausstellung in Berlin zum erstenmal Werke des Meisters. In allen Ausstellungsberichten wurde sein Name gefeiert. Inzwischen sind die meisten Bilder aus Bieberstein verkauft, viele aus dem Besitz

von neuem durch ein Mitglied des sächsischen Adels die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf Ferdinand von Rayski gelenkt worden. In den Herbstmonaten des Jahres 1905 lag der Kunsthistoriker Graf Vitzthum, jetzt ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der Universität Göttingen, als Reserve-



Der Pferdedieb. Sammlung Dr. Zitzmann, Erlangen

des Grafen Einsiedel, sowie der gesamte Nachlaß, der nach dem Tode des Künstlers der Äbtissin, Frau von Jena, zugefallen war. Herr Dr. Hans Posse, der Direktor der Dresdener Galerie, hat es erfreulicherweise verstanden, viele der schönsten Werke des Meisters dem Museum in der Hauptstadt Sachsens zu sichern. Die Staatliche Gemäldegalerie in Dresden besitzt heute 22 Gemälde und ein Bild als Leihgabe, das Kupferstichkabinett 22 Zeichnungen von ihm. Hans Posse hat einen der schönsten Säle seines Museums Rayski eingeräumt und dadurch dem Meister ein Denkmal gesetzt, das sein Andenken für die Nachwelt lebendig erhält. Auch andere Museen Deutschlands haben im letzten Jahrzehnt Ferdinand von Rayski in ihren Sammlungen einen Ehrenplatz gegeben, so daß heute die deutsche Öffentlichkeit ihm die Achtung bezeugen kann, die er zeit seines Lebens so schmerzlich vermißt hat.



Bildnis der Mademoiselle Clémence Kempf
Privatbesitz. (Ausschnitt)

Am sichtbarsten tritt Rayskis Bedeutung im Bildnis in Erscheinung. Während die Maler der Biedermeierzeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen pedantischen Porträtstil pflegten, hat Rayski der spießigen Lebensauffassung der kleinlichen Bürgerwelt seine großartigen Glorifizierungen des deutschen Adels gegenübergestellt. Während die Biedermeiermaler in ganz Deutschland aus ängstlichem Gewissenhaftigkeitstrieb nüchtern und präzise zeichneten und in umständlichen Einzelbehandlungen ihre Schwungkraft verloren, hat Rayski einen malerischen Stil gefunden, der in der deutschen Kunst jener Zeit nicht wieder erreicht worden ist, der europäischen Ruf hätte gewinnen können, wenn Rayskis Kunst über die sächsischen Adelskreise hinaus sichtbar geworden wäre. Wie man heute in Gustave Courbet und Edouard Manet die Stammväter des malerischen Stiles ehrt, so hätte seine Kunst als die Keimzelle des modernen Realismus und Impressionismus gewürdigt werden können, wenn seine Zeitgenossen sein Werk auf das Piedestal gestellt hätten, das die Nachwelt ihm errichten möchte. Rayskis Stil war von Anfang an nicht plastisch bestimmt und zeichnerisch trocken, sondern malerisch bewegt und den Umriß durch flüssige Pinselführung auflösend. Er hat seine Modelle nicht im ruhenden Sein, sondern im bewegten Fluß von Atmosphäre und Licht dargestellt. Reich quillt sein Farbkörper in der Binnenform. Niemals ist ein Kleid, ein Anzug akzentlos heruntergestrichen, sondern es quellen aus ihnen die reichsten Abwandlungen einer Farbe auf. Das tritt besonders meisterhaft in Erscheinung in dem Nüancenreichtum einer schwarzen Herrenkleidung, wie in den Bildnissen



Der Spaziergang. München, Galeri Caspari

des Domherrn von Schroeter, des Grafen Zech, des Konsuls Schletter, Otto von Wolframsdorffs und anderen. In dieser Beziehung war Rayski allen seinen Zeitgenossen überlegen und erscheint als Vorläufer des großen Malers der nächsten Generation, Wilhelm Leibl. Aber Rayskis Bildnisse sind nicht nur bedeutend durch ihre malerische Qualität, durch die Differenziertheit des Pinselstrichs, sondern auch durch die Größe der Menschenauffassung. Aus der Verschiedenartigkeit der Porträts ergibt sich die Größe und Tiefe seines Einfühlungsvermögens. Charakterdarstellung war von Anfang an sein höchstes Ziel. Groß und einzigartig sind seine repräsentativen Bildnisse. Die Gewanddraperie, aus der die linke Hand auf dem Porträt des Freiherrn von Zobel herausschaut, ist von einem Schwung, der Velasquez ebenbürtig ist. Vor diesem Bild lernt man begreifen, wie ein Maler durch glühende Farben, durch großzügige Pinselführung, durch breite Licht- und Schattenwirkungen schon in der Gewandbehandlung eine Charakterzeichnung vorbereiten kann, die im Antlitz ihren Kulminationspunkt hat. Aus weit geöffneten Augen bohrt sich der sieghafte Blick in die Welt, kraftbewußt und erfolgsicher. Die Stirn ist breit, hoch und entfaltet sich in ihrer ganzen Größe frei vor dem Beschauer wie auch auf dem Bilde des Domherrn von Zobel. Hier erscheint alles um einen Grad gebändigter, der Sturm des Temperamentes durch Güte und Weisheit gemäßigt.

Man erkennt den Kirchenfürsten, der unter dem Kreuz, nicht unter dem Schwert dient. Niemals vor Rayski, und auch nicht nach ihm ist der Geist deutschen Adels so groß aufgefaßt, so wunderbar verherrlicht wie hier. Gebändigter erscheint die Vortragsart in dem Bildnis des Domherrn von Schroeter. Die Silhouette ist ruhig, einfach, streng geschlossen. Nirgends stemmt sich die Bewegung der Binnenform gegen den Umriß; sie ist nicht mehr extensiv sondern intensiv. Dafür hat die Fläche an Tiefe gewonnen. Zugleich ist der Ausdruck noch konzentrierter, geistreicher zugespitzt. Vor dem Bildnis des Grafen Zech kann man wahrhaftig an Goya denken. Die Augen sind hart und kalt. Die Backenknochen stehen grausam vor. Der breite, gerade, vorgebaute Mund ist von böser Wildheit, die Hände gleichen Krallen wie die Hände des Papstes Innocenz von Velasquez. Aber alles das wird verhüllt, verschleiert durch die kultivierte Haltung und die reichen Wunder der Malerei, die Rayski gerade in diesem Bildnis in unermeßlicher Weise verschwendete, als wollte er durch sie den Beschauer mit der Bloßstellung dieses erschreckenden Charakters versöhnen. Ganz anders tritt er uns in Bildnissen gegenüber,



Mädchenbildnis. Dresden, Galerie



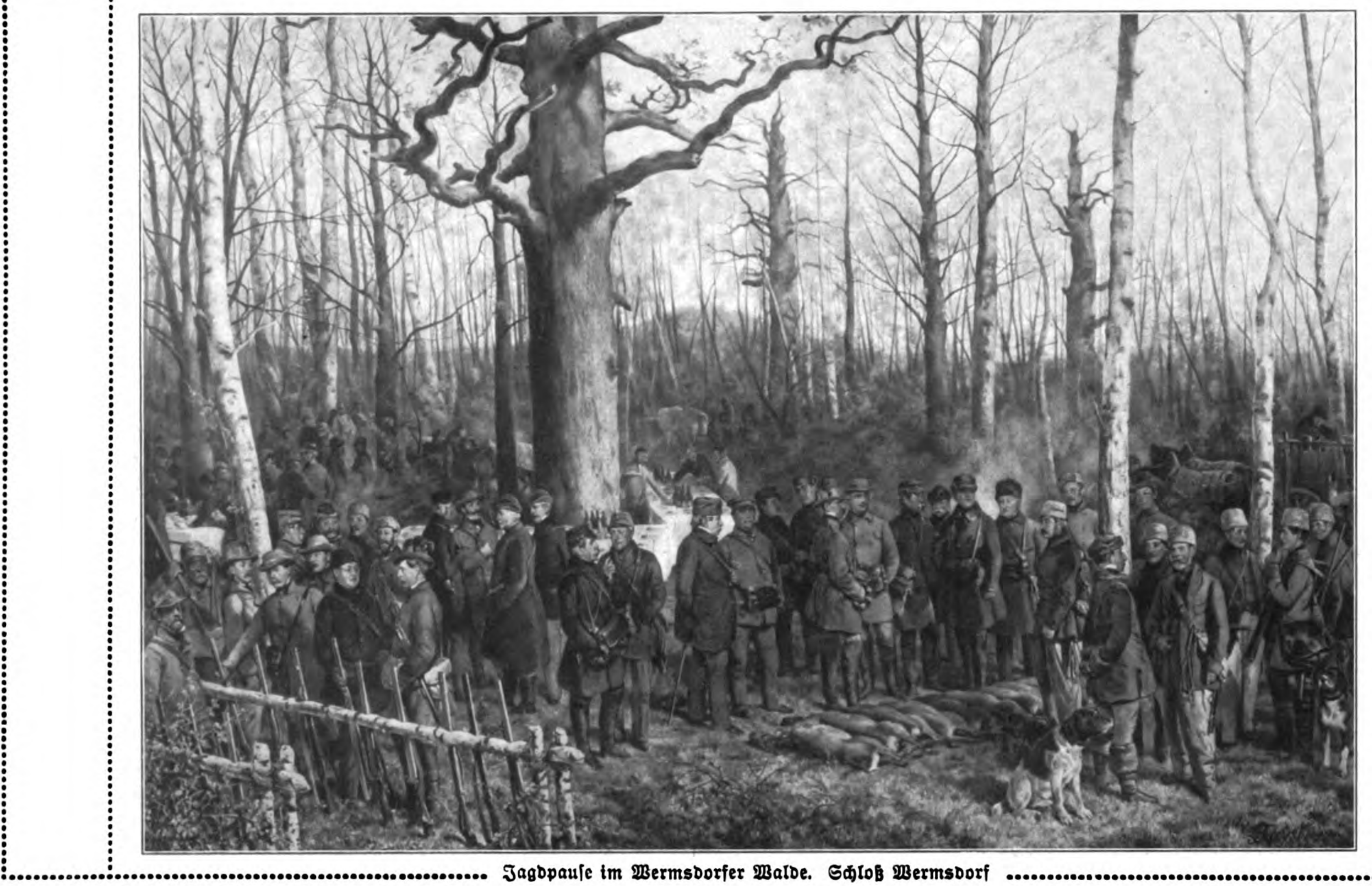
Studie zu einem Schlachtenbild. München, Galerie Caspari

die sein Herz aus Liebe schuf, wie das Porträt seiner Mutter. Auch sie hat Haltung; auch sie Selbstbewußtsein und Stolz, repräsentiert die Familie und die Mutter des adligen Künstlers. Aber der Sohn mildert ihre Herbheit, indem er ihre Haube mit vielfarbigen Blumen besprenkelt, sie in einem heiteren Kleide zeigt. Rayski hat nicht nur repräsentative Bildnisse geschaffen. Eine aufmerksame und gütige Bezugnahme auf die Welt spricht aus dem weichen Antlitz seiner Schwester Minna Pompilia, den Freundlichkeit suchenden und den Teilnahme schenkenden Augen, ihrer hingeschmiegten Haltung, der dennoch Würdebewußtsein innewohnt. In ihr hat Rayski eines der schönsten deutschen Frauenbildnisse geschaffen, das von ganz anderer Art ist als die hausbackenen Frauen des kleinbürgerlichen Biedertums. Auch Ida von Schönberg in Schloß Oberreinsberg ist nicht repräsentativ aufgefaßt, sondern hält warm und lebendig Zwiesprache mit dem Beschauer. Ihre Augen blicken in erster, jugendlicher Lebensneugier in die Welt. Ihre frischen Lippen sind geschwellt von warmem Blut. Wie er hier die junge Frau darstellt, will sie nichts bedeuten oder repräsentieren, sondern leben und beglücken. Ein anderes herrliches Frauenbildnis des Meisters gehört in diese Reihe: das Porträt der Mademoiselle Clémence Kempf, ein dunkelhaariges Mädchen, das mit schweren, dunklen Augen den Beschauer ansieht. Mit pastellartiger Weichheit ist der Kopf gemalt und doch setzen sich die Flächen so bestimmt gegeneinander ab, daß man die Struktur der Form deutlich abliest. Außer Bildnissen, in denen Menschen einen Stand oder eine Idee repräsentieren, und Bildnissen, in denen Menschen dargestellt sind, die sich in Beziehung zur Umwelt setzen wollen, hat Rayski Bildnisse gemalt, in denen die Menschen isoliert von der Welt, mit sich allein erscheinen. Graf Haubold von Einsiedel ist von dieser Art. Krankheit hat ihm schon vor dem Tode die Teilnahme an der Welt genommen. Ein anderes Knabenbild gehört in diese Reihe: der zehnjährige Konrad von Posern. Er steht, die Hände in die Taschen vergraben, in streng geschlossener Form vor dem Portal des väterlichen Schlosses, ohne Bezug auf die Umwelt, den Blick in die Weite, in sein inneres Schweigen lauschend. Während er sinnt und trachtet, bricht der Rosenstock neben ihm zu Boden — der Tod fällt ihn, bevor er zur eigenen Reife gekommen ist. Andere Kinderbildnisse, das Porträt König Johanns und Christines von Schönberg sind ebenso aufgefaßt.



Karikatur. Berlin, Hugo Perls

Neben der großen Anzahl von Bildnissen hat Rayski eine Reihe



Jagdpause im Wermsdorfer Walde. Schloß Wermsdorf

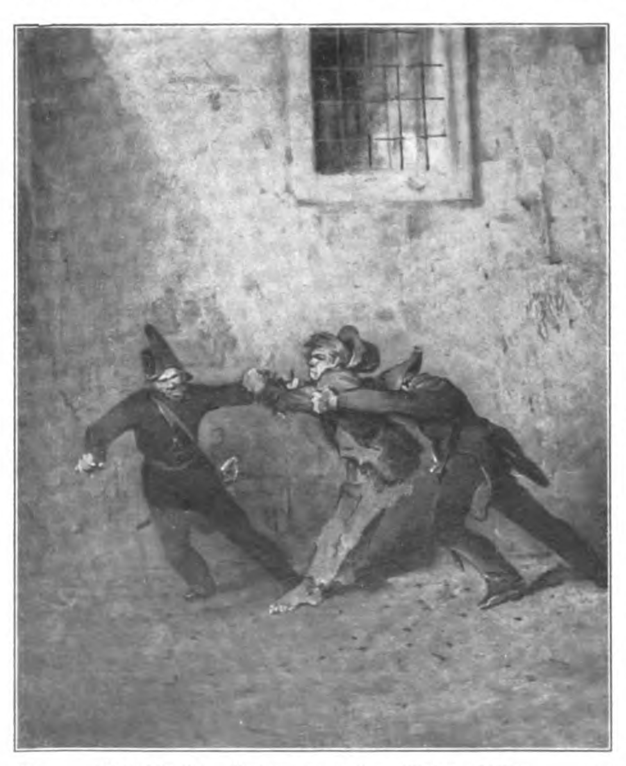
figürlicher Kompositionen geschaffen, von denen die historischen Szenen und Sittenbilder aus dem Ende der dreißiger Jahre die bedeutendsten sind. Zwei der schönsten Gemälde dieser Zeit besitzt Oskar Skaller in Berlin: Keine Lust zu arbeiten und der Strolch. Die Herausarbeitung der Köpfe auf beiden Bildern liegt sozusagen zwischen Charakterschilderung und Karikatur, wie manche Köpfe auf Daumiers Bildern. Wundervoll sind die Tonabstufungen. Hell und Dunkel schwebt auf und nieder, hebt hier eine Form hervor, drückt dort eine andere ins Dunkel. Die Flucht vor dem Gewitter bei Geheimrat Bondi in Dresden, die zwei Reiter im Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg, der Pferdedieb bei Zitzmann in Erlangen, die Ermordung des Thomas Beckett in der Dresdner Galerie beweisen weiter Rayskis malerische Kraft in Kompositionen.



Studie. Berlin, Hugo Perls

Leider gibt es nur wenige Landschaften von Rayski. Eine der schönsten hängt in Schloß Mainsondheim, auf der im Vordergrund Herr von Bechtolsheim und Rayski im Jagdkostüm dargestellt sind. Eine farbige Zeichnung von Schloß Purschenstein bewahrt das Dresdner Kupferstichkabinett. Fünf große, landschaftliche Wandbilder hat Rayski für Schloß Bieberstein geschaffen, von denen jetzt eines Hugo Perls in Berlin besitzt, ein anderes der Maler Felix Borchardt in Berlin; die übrigen befinden sich noch an dem Ort, für den sie gemalt sind.

In allen Epochen seines Lebens hat Rayski Tierstücke und Jagdbilder gemalt; nicht weil er ein besonderer Tierfreund war, sondern weil von seinen Vorfahren her ihm der Jagdsport im Blute lag, Hunde und Wild ihm daher naheliegende Bildmotive waren. Drei frühe Jagdbilder besitzt Grosell in Kopenhagen. Aus seiner farbenfreudigsten Zeit stammt ein Jäger mit Fuchs, den Zitzmann besitzt. Seiner reifsten Zeit gehört der Hirschkopf bei Max Deter im Grunewald an. Das Licht an den Ohren, der Schnauze und in den Augen scheint aus dem Inneren des Tieres herauszuwachsen. Ein streichender, weicher Pinselstrich charakterisiert das seidige Fell; mit flinkem, kurzem Pinsel ist die festere Masse des Geweihs dargestellt. Schon vor diesem Bilde denkt man an Courbet. Die Parallele zu diesem Meister drängt sich noch entschiedener auf vor den Rebhühnern und den wilden Kaninchen in der Dresdner Galerie, besonders aber vor dem Birkhahn in Groß-Welka. Was Rayski mit Courbet verbindet, ist die tiefe, volltönende Tonmalerei und die Stimmungskraft seiner Tierdarstellungen in landschaftlichem Rahmen. Sein schönstes Tierstück stammt aus den sechziger Jahren: die



Der Strolch. Berlin, Sammlung Oskar Skaller



Domherr von Schroeter

Wildschweine in der Dresdner Galerie. Kein deutscher Maler ist um jene Zeit mit so breitem Pinsel erregt über die Leinwand gefahren. Niemand hätte den Mut dazu gefunden, Und wenn Rayski versucht hätte, dieses Bild einer Ausstellungsjury vorzustellen, die Herren Professoren würden geschlossen gegen die Zulassung optiert haben. Noch einmal muß gesagt werden: Wäre die Stimmung im offiziellen Deutschland eine andere gewesen, es wäre nicht nötig gewesen, daß der Ruhm des Impressionismus von Frankreich seinen Ausgang nahm. Rayski hätte die Basis schaffen können. Nicht er allein.

Es sind in den letzten Jahren noch andere Entdeckungen gemacht, die uns gleichzeitig mit Beschämung und Stolz erfüllen: „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister."



Bildnis von Frau Ida von Schönberg geb. von Nostitz. Schloß Oberreinsberg

Dorfbilder aus dem Weserberglande

Von Heinrich Sohnrey

1.

Hannechen unterm Schlehenbusche. Ein Hexenbild aus jüngster Zeit

Zwischen Solling und Hils, wie in den entlegenen Dörfern des Weserberglandes überhaupt, haben sich in der bäuerlichen Bevölkerung vielfach noch ursprüngliche Anschauungen und Vorstellungen erhalten, die in Hunderten von Jahren ebensowenig anders wurden, wie die Berge und Hügel, die mit der Weser auf- und abgehen.

So gibt es in Butensen auch heute — im vierten Revolutionsjahre — noch Frauen, von denen man sagt, daß sie den bösen Blick haben und Vieh und kleinen Kindern was antun können. Also noch richtige Hexen gibt es da, die mit „Dickeswanz", dem leibhaftigen Gottseibeiuns, verkehren, — aber auch „Hexenmeister", die Verhexungen feststellen und ihre altbewährten Mittel dagegen verordnen.

Auch die „Malewase" von dem kleinen Schlehenhofe, der über der Beke etwas abseits vom Dorfe am Fuße des buschigen Schlehenberges liegt, stand trotz ihrer Gutmütigkeit in dem Rufe, mit einem bloßen Blicke oder einem wenn auch noch so gutmütig klingenden Worte kleine Kinder oder kleines Vieh behexen zu können. Leute, die zufällig in der Nacht auf waren, hatten, wie sie hoch und heilig versicherten, Dickeswanz in hohem Bogen nach dem Schlehenbusche hinzusteuern sehen: lang wie ein „Wesbam", mit dem man ein Fuder Heu festmacht, war er gewesen und unheimlich glühend, wie ein Feuerschweif. So plötzlich, wie er unter dem Himmel daherkam, war er auch wieder verschwunden. Und alle wollten gesehen haben, wie er im Schornsteine des Schlehenhofes verschwand.

Daher denn auch das viele, viele Geld und die dicken, dicken Schmalzbirnen. Wenn es in keinem Hofe des Dorfes Schmalzbirnen gab, im Schlehenhofe über der Beke saßen die Bäume alle Jahre „gerakelt" voll. Und so dicke, saftige Birnen gab es nirgends im Dorfe, ja nicht in der ganzen Gegend.

Überhaupt! Der Schlehenhof war nur klein, kaum mehr als 20 Morgen, allerdings guten Landes, gehörten dazu, und man ackerte mit Kühen, die trotz der schweren Arbeit immer dick und fett waren und gewaltige, strotzend volle Euter hatten. Das gab zu denken. Trotz der Kleinheit dieses Besitzes hatten die Leute so viel Geld wie Birnen. Selbst die drei reichsten Vollmeier hatten nicht mehr. Und das war unheimlich.

Dohlen- und Krähenschwärme zogen viel über den Schlehenberg und kreisten immer gern über dem Schlehenhofe, kreischend, daß man es weithin hören konnte. Und das gab auch zu denken.

So wollen sich's manche erklären, weshalb „Geffers Kruse" von einem gewissen Tage an nicht mehr nach dem Schlehenhofe kam und Hannechen, die Tochter der Malewase mit der er so manche schöne Sommersonntagsstunde am Schlehenberge verbracht hatte, sitzen ließ. Ja, sitzen ließ, obgleich er ihr sehr verpflichtet war und sie eine überaus gute Partie für ihn gewesen wäre, ganz abgesehen davon, daß sie mit ihrem ranken Wuchs, ihrem schwarzbraunen Haar und dem dunklen Augenpaar als eins der hübschesten Mädchen des Dorfes gelten konnte.

Hannechen unterm Schlehenbusche, wie sie vom Jungvolke des Dorfes — nicht nur nach der Lage des Hofes, sondern auch einer gewissen Anspielung wegen — genannt wurde, ließ sich lange nicht vor den Leuten sehen. Die Malewase ging scheltend durchs Dorf, aber die Leute machten alle Türen vor ihr zu.

Dann hörte man von einem Kinde ...

Die Malewase schalt nicht mehr. Die Malewase sang.

Nach geraumer Zeit aber war das Kind gestorben.

Die Malewase stand an dem kleinen Friedhofshügel und weinte. —

Als Hannechen nach langer Zeit wieder gesehen wurde, hatte sie sich auffallend zu ihren Ungunsten verändert. Sie gab nichts mehr auf ihr Äußeres, kämmte sich nicht mehr so sorgfältig und fing an mit einem Tuche um den Kopf zu gehen, wie alte Frauen es zu tragen pflegen. Ihre dunk-

len Augen erschienen abgeblaßt und hatten etwas Stechendes bekommen; das Kinn war spitzer und die Nase dünner geworden.

Nach dem Tode des Vaters besorgte Heinrich, ihr Bruder, das Ackerwerk, der bis dahin auf einem der großen Bauernhöfe Knechtsdienste getan hatte. „Ame Heinich“ wurde er vom Jungvolk genannt, nicht etwa, weil man an die Sage vom armen Heinrich dachte, sondern weil er das r nicht aussprechen konnte und „aber“ immer wie „ame“ sprach. Ein Mädchen hatte es ihm angetan, das von der Geffersschen Sippe war. Er ging alle Sonntage nach ihrem Hause.

Hannechen ärgerte sich sehr darüber, sagte aber nichts, sondern begünstigte eher noch das Verhältnis.

Als nun wieder die dicken Birnen reif waren, wollte der „ame Heinich“ eiligst zur Hochzeit und Kindtaufe rüsten. Die Mutter hatte sich auch schon bereit erklärt, ihm den Hof verschreiben zu lassen, denn Geffers Lina war ein gutes und flinkes Mädchen, und ihre Eltern hatten Ansehen im Dorfe.

Wenn Heinrich trotzdem auf dem Wege zum Standesamte ins Stocken geriet, so lag das wahrlich nicht an ihm, sondern an Hannechen, die nach dem Tode des Vaters Mutter und Bruder beherrschte und nichts geschehen ließ, was sie nicht wollte. Seitdem sie selbst so Übles erfuhr, hatte sich ihr Herz und Gemüt so verhärtet, daß irgendein Mitgefühl mit dem Geschick anderer Menschen nicht mehr hindurchdrang. Sie brannte auf eine Genugtuung und fand sie in der Untreue ihres Bruders gegen sein Mädchen, in dessen Adern das ihr nun so verhaßte Geffersblut floß. Die Hofverschreibung unterblieb, und der Hochzeitskuchen wurde nicht gebacken.

Und Geffers Lina mußte ihren Jungen mit Tränen wiegen ...

Als der Pastor noch einmal zum Guten reden wollte, zuckte Hannechen nur noch die Achseln und antwortete gleichmütig: „Am Schlehenbusche können nur herbe Früchte wachsen, die einem den Mund zusammenziehen; — der Herrgott weiß, warum!“

Und sie lenkte nicht ein: ja, um der etwa noch im stillen blühenden Hoffnung allen Grund und Boden zu nehmen, wußte Hannechen ihre Mutter zu bestimmen, daß sie ihr und nicht dem Bruder den Hof verschrieb.

Und Heinrich, der trotz seiner körperlichen Zähigkeit nicht halb so viel Willenskraft und Entschlossenheit aufzubringen vermochte wie seine Schwester, zog die Schultern und rodete, da es Winterszeit war, Hecken aus. Denn ohne Arbeit konnte er nicht einen Tag sein, jetzt noch weniger als sonst. Das Heckenroden aber ist ein hartes Stück Arbeit, bei der man alle Sehnen anspannen und alle Gedanken vergessen muß. Da auf den Schlehenhofsäckern keine Hecken mehr standen, so rodete er für andere Bauern, die froh waren, auf so gute und billige Weise neue Streifen Ackerland zu bekommen; denn Heinrich beanspruchte kein Rodegeld, sondern begnügte sich mit dem ausgerodeten Holze, das er klein hackte und im Schlehenhof aufschichtete. Wenn man keine Frau hat, so muß man Holz haben, spotteten die Butenser.

Als die Malewase gestorben war, zeigte sich, daß Hannechen nicht nur ihren Hof, sondern auch ihre geheimnisvolle Eigentümlichkeit, ja, selbst ihre Beziehungen zu Dickeswanz geerbt hatte. Sie ging, wo man sie sah, mit dicken Tüchern um Kopf und Brust und schlief in dem großen Bette der Wohnstube, in dem die Mutter geschlafen hatte und gestorben war. In der Stube aber sah es aus, als hätte Dickeswanz alles wütend durcheinandergeworfen, das sich dann auf der rauchgeschwärzten Ofenbank wieder in traulichem Verein zusammenfand; denn da sah man dicht beisammen Kaffeemühle und Musdose, Reste von abgekochtem Kamillen- und Fliedertee, Brotrinden und Kaffeetasse, Schettelplunnen und Kopftücher und Strümpfe und so dergleichen noch mancherlei. Denn seit der Grablegung ihrer Liebe hatte Hannechen auch all ihren Ordnungssinn begraben.

Aber daran dachten die Leute nicht, die gelegentlich an dem Hause vorbeikamen und verstohlen durch die niedrigen Fenster spähten, sondern sie dachten nur, ohne wirklich zu denken, daß es natürlich in einem Hause, wo Dickeswanz verkehre, nicht gut anders aussehen könne.

In der Tat wollte jemand schon in der ersten Nacht nach dem Tode der Malewase den Höllengeist in Gestalt des feurigen Wesbaumes nach dem Schlehenberge haben ziehen sehen, und einige Zeit danach versicherte der Nachtwächter, ganz ähnliche Wahrnehmungen gemacht zu haben.

Sonst ging es auf dem Schlehenhofe wie alle Jahre und alle Tage. Heinrich ackerte mit den beiden Kühen und hütete sie dick und fett, mit Vorliebe an Wegen und Rainen. Hannechen aber butterte und trug mehr und schönere Butter nach der Stadt, als die Frau vom größten Vollmeierhofe.

Geffers Lina hoffte nichts mehr und — schickte auch keine Rechnung, sondern überließ den Treulosen seinem Gewissen und

heiratete einen kleinen Besitzer, in dessen Haus Dickeswanz nicht gekommen war. Sie nahm ihren Jungen mit in die Ehe und kriegte noch ein ganzes „Tröppchen" Kinder dazu.

Der Junge, der seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten war, wurde im Dorfe nicht anders als der „kleine ame Heinich" genannt, obgleich er Vaters Sprachfehler nicht geerbt hatte.

So gab es denn nun richtig zwei „ame Heiniche" im Dorfe, und das ärgerte den alten so, daß er den Jungen nicht sehen konnte, ohne ganz weißgrau im Gesicht zu werden, wie er ihm auch, wo er konnte, aus dem Wege ging und nicht das kleinste Gute für ihn tat.

Hannechen unterm Schlehenbusche fühlte sich an der Geffersschen Sippe nachdrücklich gerächt und war nun mit ihrem Lose, wie es schien, ganz zufrieden.

Aber der Mensch kann nicht immer von der gleichen Speise leben. Auch die Seelenspeise will Abwechslung haben, und so fing sie bei kleinem an und suchte sich bei den Kindern des Dorfes einen neuen Vorrat an Zuneigung zu schaffen. Alle Kinder, die in die Nähe des Schlehenhofes kamen, kriegten, wenn es an der Zeit war, von den dicken Schmalzbirnen geschenkt, die schwer von den Bäumen ihres Obsthofes herabhingen: — aber der „kleine ame Heinich" kriegte keine.

Die Kinder wußten ihrer Freigiebigkeit indes keinen Dank: die einen liefen weg, wenn Hannechen mit den Birnen aus dem Hause kam; die anderen, die aus Gutmütigkeit stehen blieben, nahmen sie wohl, aßen sie aber nicht, sondern warfen die köstlichen Früchte in die Beke, wo sich die Gänse gütlich daran taten. Es hatte sich nämlich auch herumgesprochen, daß Hannechen immer unpaar schenkte, also nie zwei oder vier oder sechs Birnen, sondern wenn nicht eine, so drei oder fünf oder sieben. Die Kinder waren deshalb gewarnt, die Birnen zu essen. Wieder dann wollten kluge Leute wissen, daß man die Birnen unschädlich machen könne, wenn eine zweite Person mit anbisse, doch keine dritte, da die Birne eben paarweise gegessen werden müsse.

Im Armenhause auf dem Brinke wohnte aber eine alte Frau, die Christiane hieß; die nahm alle Schmalzbirnen vom Schlehenhofe, so viel sie ihrer nur kriegen konnte, und aß sie mit großem Behagen. Sie wäre, sagte sie, vor Hexen und Teufeln geschützt, weil sie Christiane hieße.

Drei Kreuze machten die Kinder heimlich, wenn sie am Schlehenhofe vorüber mußten, und schwer war eins zu bewegen, dort etwa eine Bestellung auszurichten. Während des Krieges hatte die Tochter des Gemeindedieners häufig in den Häusern etwas zu bestellen und kam so notgedrungen auch in den Schlehenhof, der überdies von einem sehr bösen Hunde gehütet wurde. Der Hund fiel das Mädchen an, Hannechen mußte das zerrissene Kleid bezahlen und soll darum das Mädchen aus Rache krank gehext haben. Das stellte sich aber erst heraus, als man den Hexenmeister in Hoyershausen zu Rate zog, nachdem man lange vergeblich „gekurt" hatte. Der hatte nämlich gleich gesagt, daß die bösen Leute an dem Mädchen säßen, und der Mutter ein fest in Papier eingewickeltes Mittel mitgegeben, das sie unter der Wurzel eines Baumes vergraben mußte. Innerhalb dreier Tage würde die Krankheit sich wenden, hatte er versichert. Und siehe, als die drei Tage herum waren, mußte die Kranke niesen, und da nieste sie — man denke! — eine Kröte aus der Nase. Ja, und von da an war das Mädchen wieder gesund wie ein Fisch im Wasser. „Wahrhaftigen Gott!" beteuerten die Leute.

Du meine Güte, was nicht alles noch erzählt und geglaubt wurde! In der Beke, die zwischen dem Schlehenhofe und dem eigentlichen Dorfe floß, war die Viehtränke für das ganze Dorf, und da soll es denn nicht selten vorgekommen sein, daß man die Schafe oder Pferde oder Kühe nicht wieder von der Tränke wegkriegen konnte, weil Hannechen sie behext hatte. Ein Knecht war darüber so aufgebracht, daß er in den Schlehenhof stürzte und Hannechen totzuschlagen drohte, wenn sie nicht mitkäme und das Vieh wieder frei mache. Da sie sich nicht totschlagen lassen wollte, so ging sie auch mit und löste den Bann. In der großen Erregung war ihr das Tuch vom Kopfe gerutscht, und da sah man wieder die Krappen in ihrem schwarzbraunen Schläfenhaar, die ja immer ein charakteristisches Zeichen gewesen sind. Ein andermal sollte Hannechen ein Gespann so behext haben, daß die Pferde trotz aller Schläge nicht von der Stelle wollten, obgleich der Wagen gar nicht beladen war. — Auf einem Hofe wollte eine Kuh, die gekalbt hatte, durchaus nicht fressen. Der Tierarzt erwies sich als machtlos, aber der Hexenmeister dachte sich gleich sein Teil und verordnete ein Mittel, das gekocht und der Kuh zum Saufen gegeben werden mußte. Man solle nur aufpassen, denn während des Kochens würde die Hexe nach dem Hofe kommen, unter dem Vorwande, die kranke Kuh sehen zu wollen. Und wie denn der Zufall manchmal so spielt, an den freilich nur wenige glaubten! Hannechen unterm

Schlehenbusche kam richtig, während das vom Hexenmeister verordnete Mittel kochte, nach dem betreffenden Hofe, um ein Brot zu leihen. Man hätte keins übrig, wird ihr kurzweg geantwortet. Im Weggehen kommt sie an der Stalltür vorüber und will nun in den Stall und die Kuh sehen. Aber da können sich die Leute, die darauf nur gewartet hatten, nicht mehr halten. Sie packen Hannechen bei den Armen, schütteln sie und werfen sie zum Hause hinaus.

So mit der ganzen engen Welt, in der sie lebt, verfeindet und verfallen, suchte Hannechen in den älteren Jahren immer mehr Trost im Branntwein, und wenn sie einmal so richtig darüber gekommen war und ihren Hof verlassen hatte, konnte ihr nur jeder aus dem Wege gehen. Dem Wohlstande des Schlehenhofes tat das jedoch keinerlei Abbruch, dafür sorgte schon Dickeswanz und der Bruder, der noch als Siebzigjähriger um drei Uhr aufstand, den Bauern beim Dreschen half und völlig enthaltsam lebte.

⁂ ⁂ ⁂

In ihren letzten Lebensjahren ging Hannechen unterm Schlehenbusch tiefgebückt am Stock; aber ihr Haar war noch immer schwarzbraun und, wenn sie das Kopftuch unversehens verschob, an den Schläfen noch voller Krappen. Auch die zusammengewachsenen Brauen waren noch wie ein Kohlenstrich, ebenso die Haare, die über dem scharfen, schmalen Munde gewachsen waren.

Zur Kirche ging sie längst nicht mehr, aber wenn die Glocken läuteten, kroch sie nicht etwa in den Keller, sondern dann kramte sie die große Hornbrille und das Gesangbuch vom Milchbrette unterm Balken und setzte sich damit an den großen Eßtisch. Sie hatte gewisse Lieblingsgesänge, die sie immer wieder las und über die sie auch gern mit dem Pastor sprach, wenn er mal bei ihr hereinsah oder ihr im Dorfe begegnete. Die Leibgesänge und ein guter Schluck Branntwein waren sozusagen ihre einzigen Freunde.

Ein schwerer Schlag traf Hannechen, als der Bruder, 73 Jahre alt, sich hinlegte, um nicht mehr aufzustehen. Das war im Winter 1921. Man hatte im Dorfe geglaubt, er würde noch etwas für den „kleinen amen Heinich" tun, der im Nachbardorfe eine Anbauerstelle übernommen hatte und trotz seines großen Fleißes und seiner Bravheit nicht recht vorwärts kommen konnte; aber er hatte seine Augen geschlossen und, wie man annehmen mußte, nichts gutgemacht.

Entfernte Verwandte kamen, scherwenzelten um Hannechen herum und boten ihre Hilfe an; aber Hannechen traute ihnen nicht, sondern sagte sich, daß die guten Leute nur der erhofften Erbschaft wegen kamen und dieserhalb auch den Teufel nicht fürchteten.

Während eine durch viele Jahre treu und zuverlässig gebliebene Magd Haus und Hof besorgte, saß die krumme Alte auf der Ofenbank zwischen Kaffeemühle und Musdose und grübelte über etwas. Und da sie nun immer hinfälliger wurde und wohl fühlte, daß ihre Kräfte schwanden und ihre Tage gezählt seien, geschah eines schönen Sonntags ein Wunder ohnegleichen: Sie ließ den „kleinen amen Heinich" zu sich kommen, musterte ihn, der wie das leibhaftige verjüngte Ebenbild ihres Bruders an der Tür mit der Mütze in der Hand stehenblieb, durch die große Hornbrille, beruhigte den Hund, der knurrend am Ofen lag, und sagte dann, mehr murmelnd als völlig klar: „Ich habe die Dornen meines Lebens ausgerodet und will sie nun verbrennen, um auf der weichen Asche zu liegen, wenn ich gestorben bin ..." Mit einem Ächzer stand sie auf und rückte ihm einen Holzschemel hin. Als er sich — zögernd scheu — gesetzt hatte, humpelte die Alte durch die Stube hin und her und sagte, während ein beinahe wieder stechender Blick auf ihn gerichtet war: „Die Leute sahen immer Dickeswanz in meinen Schornstein fahren ..."

Der Hund knurrte wieder, so daß sie ihn abermals beruhigen mußte. „Aber," nahm sie das Wort wieder auf, „wo er hergefahren kam, das sahen sie nicht. Im Hause und im Leibe haben sie ihn alle, den bösen Geist, wenn auch nicht alle überein, bloß daß sie ihren eigenen Dickeswanz nicht sehen und begreifen ... Die Hölle ist nicht so weit, wie die frommen Menschen sie sich denken ..."

Der Hund stieß einen heulenden Laut aus, und vom Schlehenberge drang großes Krähengeschrei herein.

Die Alte sah den verlegen Nickenden argwöhnisch an, humpelte ganz um ihn herum und blieb dann dicht vor ihm stehen.

„Weißt du, daß ich deine Tante bin?"

„Ja," sagte er und drehte die Mütze zwischen den Fingern.

„Glaubst du auch, daß Dickeswanz zu mir durch den Schornstein gekommen ist?"

Der Hund knurrte.

„Nein, Tante," sagte Heinrich treuherzig fest.

Vor dem Fenster schrie der Gänserich.

„Hast du deinem Vater Schlimmes gewünscht?"

„Nein, das habe ich nicht," antwortete er, und es klang grundehrlich.

Etwas wandersam Weiches glitt über ihre tiefen Runzeln, sie ließ sich wieder auf die

Ofenbank nieder, sah wie gespannt auf ihn und stieß hastig heraus: „Dann wirst du wohl auch keine Angst haben, auf den Schlehenhof zu ziehen?"

Beide Kühe hamuhten vom Stalle her, die Schweine quiekten, alle Hühner gackerten, die Gänse schrien, und auf dem Dache gurrten die Tauben. Der Hund sprang vom Ofen, und Heinrich unwillkürlich vom Stuhle auf.

Hannechen wartete aber Heinrichs Antwort nicht erst ab, sondern humpelte wieder durch die Stube, streichelte dem sich anschmiegenden alten Hunde den Kopf, zog die Tischlade auf, überreichte dem wie erstarrt dastehenden Manne die Verschreibung des Schlehenhofes und sagte feierlich, während alles Vieh im Stall und Hof noch lebhaft schrie: „Der Schlehenhof ist nun deine, bloß Dickeswanz bleibt meine."

Da war aber Dickeswanz nicht durch den Schornstein, sondern aus ihm gefahren, um nie mehr zurückzukehren.

Und der „kleine ame Heinich" kam mit seiner Frau und seinen vier Kindern noch rechtzeitig auf den Schlehenhof, um Hannechen unterm Schlehenbusche in ihrer letzten Not beizustehen und ihr zu einem friedlichen Ende zu verhelfen.

2.

Warum Jörns Wilhelm den väterlichen Hof nicht bekam

Eine knarrige Stimme, eine knorrige Gestalt, zwei treuherzige blaue Augen, ein Charakter von unbedingter Zuverlässigkeit und Treue, das ist Jörns Wilhelm aus dem Sollinge. Einer meiner besten Gewährsmänner, wenn ich im Sollinge nach volkskundlichen Dingen forsche, wie ich es seit 40 Jahren schon tue. Die Stunden, die ich mit ihm gelegentlich während meiner Sollingswanderungen verbrachte, waren immer Stunden der Freude und Bereicherung.

Von einem der ersten Bauernhöfe stammend, der ihm als dem Erstgeborenen von Rechts wegen und nach der Landessitte hätte zufallen müssen, ist er doch nicht Vollmeier geworden und nicht bei der bäuerlichen Arbeit geblieben, sondern nach seiner Militärzeit zur Bahn gegangen. Erst jahrelang Bahn- und Streckenarbeiter, wurde er dann dank seiner unbedingten Zuverlässigkeit zum Weichensteller befördert, als welcher er heute noch in einer am Rande des Sollings gelegenen Stadt pflichteifrig tätig ist.

Der Weichensteller Wilhelm Jörn — „Jörns Wilhelm" nur in seiner Dorfheimat genannt — führt ein stilles, bescheidenes Leben, denkt sich sein Teil über die wahnsinnig gewordene Welt und ihre Ärgernisse und verrät niemand, wie schwer doch eigentlich sein Lebensweg gewesen ist, auf dem es keinen Höhepunkt mehr gibt.

Als ich im Mai vorigen Jahres wieder mal ein Sonntagsstündchen mit ihm zusammensaß, um nach alten Bräuchen und verschollenen Liedern zu fahnden, fiel mir plötzlich ein, ihn zu fragen, warum er eigentlich seinen väterlichen Hof nicht übernommen hätte, da er doch der Erstgeborene sei und auch im Sollinge immer der Älteste den Hof erhielte.

Jörns Wilhelm wurde rot wie ein schüchternes junges Mädchen und sah in sichtlicher Verlegenheit zur Seite.

Da stieg eine Ahnung in mir auf, und ich bereute meine Frage, wollte auch schon zu etwas anderem übergehen, als er etwas zögernd zu erzählen begann.

Es war so, wie ich geahnt hatte. Eine Herzensgeschichte rührendster Art und mit einem ich möchte sagen fast heroischen Einschlage. — Aber hören wir ihn selber: „Wir waren unserer vier Geschwister, zwei Brüder und zwei Schwestern. Unser Vater war ein Bauer von altem Schrot und Korn, ehrenfest und steifsinnig, der nur seinen Willen kannte und sich in keiner Lage des Lebens etwas vergab. Unser Hof, ein stattlicher Vollmeierhof, wie es außer ihm nur noch zwei in dem großen Dorfe gibt, wäre heute nicht für viele Millionen zu kriegen. Uns gegenüber auf der anderen Seite der Straße liegt der Ellermeyersche Kleinkötnerhof, auf dem sie es damals nicht so gut machen konnten wie bei uns; und es war auch eine größere Kinderzahl da als bei uns, so daß die Mitgift der Töchter nur gering sein konnte. Da war nun eine unter den Töchtern, Minchen mit Namen, die mir ganz arg in die Augen stach und die auch nicht weggucckte, wenn ich über unseren Steinweg kam. Es ging wie im Frühling: erst sind nur ein paar Blumen da, und dann ist auf einmal der ganze Anger voll.

„Mein Vater sah es aber gar nicht gern, wenn ich in der Dämmerung oder am Sonntagnachmittage über die Straße ging und bei Minchen auf der Bank saß. Daß ich ihr in der Spinnstube den Wocken drehte, konnte er ja nicht sehen; und daß sie mich Pfingsten, wenn ‚Packebier' war, vor allen anderen Mädchen zu ‚packen' wußte, konnte er nicht hindern. Er warnte aber immer wieder: ‚Junge, laß dich nicht zu weit mit dem Minchen ein! Das ist keine Frau für dich, du mußt die Leiter steiler richten, denn du weißt doch, daß du den Hof bekommst und deine Geschwister auszahlen mußt.'"

Wilhelm Jörn machte eine Pause, kratzte sich überm Ohr, schlug sich aufs Knie, sah gerade vor sich hin und sagte: „Ich hatte mich aber doch schon zu weit mit Minchen eingelassen ... Und als ich dann eingezogen wurde, denn ich hatte noch nicht gedient, — da sagte Minchen mir das Backen an ...“ Das war sinnbildlich gesprochen. So drückt man sich nämlich im Sollinge aus, wenn einem von seinem Mädchen gesagt wird, daß er sich auf die Kindtaufe einrichten müsse.

„Da war nun guter Rat teuer,“ gestand Wilhelm weiter, „denn mit dem Tornister auf dem Buckel und dem wetternden Vater zu Hause konnte ich weder Hochzeits- noch Kindtaufskuchen backen. So wurde ich denn Musketier und diente meine vollen drei Jahre ab, ohne auch nur einmal Urlaub zu nehmen ... Wenige Wochen vor meiner Entlassung kriegte ich einen Brief von Hause, worin es hieß: ‚Ich werde nun immer stuppeliger, darum mußt Du Dich, wenn Du wiederkommst, bald nach einer Frau umtun, die für Dich paßt, damit ich Dir den Hof übergeben kann ...‘ Und als ich zur Hafererntezeit nach Hause kam, war Vaters erstes Wort: ‚Du mußt dich nun bald nach einer Frau umsehen, die auf den Hof paßt ...!‘

„Von Nachbars Minchen durfte ich gar nicht reden, sollte nicht das ganze Haus einfallen. Vater verlangte, das Mädchen mit Geld abzufinden, und ich meinte wahrhaftig auch schon, mich in dieser leidigen Weise mit Minchen auseinandersetzen zu müssen. Aber als ich dann am Sonntagnachmittag zum ersten Male wieder auf unserem Steinwege stand und den Jungen, der nun schon bald drei Jahre alt war, gegenüber an der Straße spielen sah, da griff es mich doch stark ans Herz. Denn man ist doch Mensch.

„Es war aber auch ein gar zu niedlicher Junge; mit roten Pausbacken und ganz hellen Haaren. Und stämmig sah er aus, daß ich mir gleich sagte: Das wird mal 'n Kerl werden! Und als dann Minchen aus der Haustür trat, um nach dem Jungen zu sehen, rührte es mich bis in den Grund meiner Seele, denn sie schien mir jetzt noch viel schöner geworden zu sein. Da drehte ich mich um und ging mit festem Schritte zum Vater in die Stube und sagte: ‚Vader,‘ sagte ich, ‚eck kann't nich owert Harte bringen, eck kann den Jungen da nich säau lapen sein,‘ sagte ich, ‚un eck kann dat Minechen äauk nich annedäauhn,‘ sagte ich — ‚eck mäaut dat Mäken freggen!‘ ...

„Eine Minute lang stand der Vater ganz strack aufgerichtet. Ich hatte das Gefühl, als risse er das ganze Haus zusammen. Aber dann ging er dröhnend durch die Stube und sagte nur: ‚Säau! Dön kannst dat Minechen nech annedäauhn! Denn moßte seihn, wo de bliwst!‘ Weiter nichts.

„Das Wort ging mit mir zu Bette, verfolgte mich in meinen Träumen und stand am frühen Morgen wieder mit mir auf: Dann mußt du sehen, wo du bleibst!

„Ein Baum ist kein Busch, den man hin und her biegen kann, und da sich der Sinn meines Vaters ebensowenig änderte wie der meine, so mußte ich denn, als die Hochzeit gewesen war, in der Tat vom Hofe gehen und sehen, wo ich blieb. Fünfzehntausend Mark bekam ich ausgezahlt, was dazumal ja kein schlechtes Geld war, machte es für den Hof auch so gut wie gar nichts aus. Ich schluckte alles runter und ging zur Bahn, die ja immer fleißige Leute gebrauchen kann. Erst wurde ich Bahn-, dann Streckenarbeiter und bin das jahrelang geblieben, bis ich schließlich zum Weichensteller aufrückte ...“

Wilhelm Jörn hatte während seiner ganzen Bahnarbeiter- und Weichenstellerzeit die Hoffnung nicht aufgegeben, sich an dieser Hoffnung auch immer wieder aufgerichtet, daß er doch noch einmal einen Ackerhof bekommen würde, wenn auch nur einen kleinen, wenn er auch nur mit zwei Kühen pflügen konnte. Auf dem wollte er dann leben, pflügen, säen und ernten bis zu seinem Tode. Besser ein „Tittenbauer“ als selbst ein Eisenbahnminister! Er hatte auch schon diesen und jenen Hof besichtigt, nur immer nicht zu einem endgültigen Entschlusse kommen können. Denn er wollte für sein ererbtes und erspartes Geld, das schon eine hübsche runde Summe ausgemacht hatte, doch etwas unbedingt Gutes haben, und es sollte, wenn nicht im Sollinge selbst, so doch unter allen Umständen im Bereiche des Sollings liegen, damit er wenigstens noch Sollingsluft atmen konnte. Ja, sollte! So erging es ihm schließlich, wie es manchen anderen guten Leuten auch ergangen ist: Er verpaßte den rechten Zeitpunkt, da sein Geld noch Gold war und sah nun im Zeichen der glorreichen Revolution sein Barvermögen dahinschmelzen wie frischen Schnee in der Mittagssonne.

Mein alter Freund nickte still vor sich hin, und seine treuen blauen Augen verloren sich wie in weite Ferne. Leise dann schloß er seine Erzählung: „Wir haben ja auch ohne den schönen Vollmeierhof meines Vaters ganz glücklich miteinander gelebt — nur eine allzu kurze Spanne Zeit ... Ich sehe die Züge hinauf und hinunter fahren, aber keiner bringt mir meine Minna und den Kindern die Mutter wieder.“

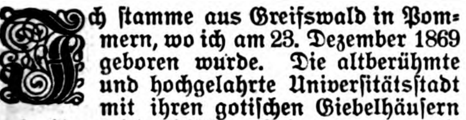


Das Schumann-Trio: Prof. Schumann (Klavier), Prof. Dechert (Cello), Prof. Heß (Violine)



Meine Scherenbildnisse

Von Otto Wiedemann



Ich stamme aus Greifswald in Pommern, wo ich am 23. Dezember 1869 geboren wurde. Die altberühmte und hochgelahrte Universitätsstadt mit ihren gotischen Giebelhäusern und ihren schwedischen Erinnerungen und ihrem kernfesten Deutschtum, mit ihrer Burschenherrlichkeit und dem Teer- und Fischgeruch, der vom Bodden her in die Stadt weht, ist kein fruchtbarer Boden für Künstler. Und dennoch habe gerade ich das Glück, mit meiner Kunst an die Überlieferung eines heimischen Meisters anknüpfen zu können. Auch Paul Konewka ist ein Greifswalder Kind, und als ich seine Schattenrisse zuerst sah, erfüllte es mein Jungenherz mit freudigem Stolz, daß dieser liebenswürdige Meister durch dieselben krummen Gassen wie ich gestolpert war.

Es fing bei mir wie bei fast jedem Künstler an. Die eingeborne Begabung drängte, spielerisch erst, dann ernsthaft ans Licht, und früh entschied ich mich auch für einen begrenzten Bezirk in den weiten Gebieten der Kunst. Ich wollte Tiermaler werden. Die Berliner akademische Hochschule nahm mich auf, nachdem ich zwei Jahre lang eine mehr handwerkliche Grundlage in der Berliner Kunstschule hatte legen dürfen. An der Akademie wirkte Paul Meyerheim, den wir als den bedeutendsten Tiermaler seiner Zeit verehrten. Ich wurde sein Schüler und genoß auch das Glück seines persönlichen Umgangs. Ich bin dem klugen und witzigen Mann zu lebhaftestem Dank verpflichtet. Die Leser dieser Hefte kennen ihn aus den Erinnerungen, die er an dieser Stelle vor Jahren veröffentlichte. Er hat uns damals auf die liebenswürdigste Weise in sein gastfreies und anregendes Haus eingeführt. Er erwies dem jungen Akademiker dieselbe Freundlichkeit, er hat meine Entwicklung zum Silhouttenschneider mit Aufmerksamkeit verfolgt. Er spaßte gern, und als ich im Februar 1915 seine Hausdame für einen Scherenschnitt zeichnete, spottete er gutmütig: „Ich denke, Sie haben gar keine Schattenseiten, Fräulein Paul?“, aber ich habe bei ihm ernsthaft gelernt. Er war ein meisterhafter Zeichner und hielt mich an, den Tücken „wackeliger Modelle“ hinter ihre Schliche zu kommen, d. h. aus den unendlich wechselnden Zufällen der Bewegung den richtigen Augenblick treffsicher zu erfassen.

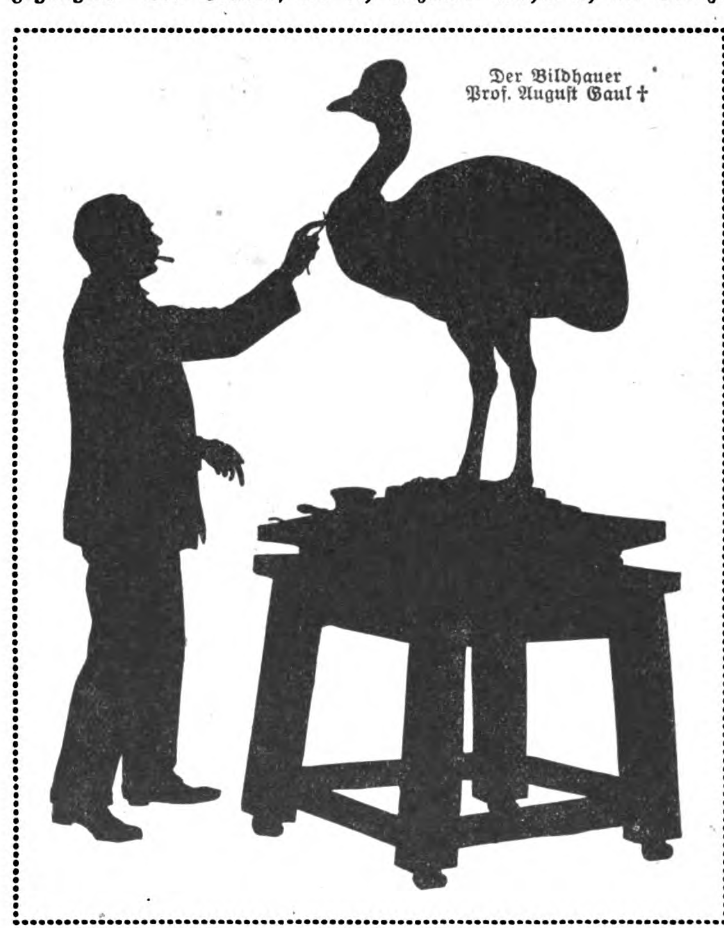


Prof. Dr. Hans Pfitzner

Später, zu einer Zeit, wo man im schulmäßigen Sinne fertig zu sein pflegt, ließ es mir keine Ruhe: ich mußte mich mit der inzwischen neu aufgekommenen Kunst des Impressionismus gründlich auseinandersetzen und glaubte, das nicht besser tun zu können, als wenn ich sozusagen noch einmal in die Lehre ging. Ich hospitierte — um mich vornehm auszudrücken — bei Zügel in Wörth am Rhein. Das war der hervorragendste Tiermaler eines jüngeren Geschlechts, und ich habe auch bei ihm viel gelernt. Ich sah und malte das Tier in engster Verbindung mit der Landschaft und lenkte meine Aufmerksamkeit vor allem auf die Bewegung. Meines alten Lehrers Meyerheim Lehren wurden noch einmal und in anderer Fassung durchgenommen, wenn man mir in meinen Schattenrissen gelegentlich rühmt,

daß ich die Bewegung etwa einer Tänzerin lebendig auszudrücken verstehe, so fallen mir immer die Zügelschen Kühe in Wörth ein. Denn ohne diese schwerhinwandelnden, um mich homerisch auszudrücken, hätte ich nie gelernt, mich leicht beschwingt zu zeigen.

Aber ich will und soll hier nicht von meiner Entwicklungsgeschichte, sondern von meinen Scherenbildnissen erzählen. Ich bin jedoch nur scheinbar auf Umwegen vorgegangen. Von Italien, wo ich reizende und erhabene Erinnerungen gesammelt habe, kann ich schweigen. Meine Lehre als Zeichner ist für die gerechte Einschätzung meiner Silhouetten wichtig, denn ich arbeite im Gegensatz zu manchem Kollegen dieser schwarzen Kunst nicht bloß mit der Schere. Freilich wäre ich mühelos imstande, unmittelbar nach der Natur zu schneiden, aber ich tue das nicht, weil man mit vollendeter Sicherheit nur die helle Rückseite des Silhouettenpapiers ausschneiden kann. Das aufgeklebte Bild würde also ein Spiegelbild ergeben, und das ist falsch, selbst im Schatten. Ich mache vielmehr eine oder noch lieber mehrere Zeichnungen nach der Natur, zeichne danach den Schattenriß auf Pauspapier und übertrage ihn auf die Rückseite des schwarzen Papiers. Erst dann greife ich zur Schere, einem Werkzeug mit kurzen Klingen und langen Gabeln, einer Art Hautschere. Sie gehorcht den leisesten Bewegungen der Hand und führt gewissermaßen die Reinzeichnung des Entwurfes aus. Um die Augen besonders lebendig und ausdrucksvoll herauszuarbeiten, wähle ich als Grenze für das Gesicht nur selten die Linie, die genau über die Mitte der Stirn, der Nase usw. verläuft, sondern fast immer eine Seitenlinie, die entweder über das rechte oder das linke Auge geht, denn wir haben alle unsymmetrische Köpfe. Ich fasse den Scherenschnitt einer Figur als zweidimensionale Plastik auf. Ich vermeide deshalb grundsätzlich herausgeschnittene Kragen und Manschetten, die dann weiß erscheinen würden. Ganz abgesehen davon, daß die Silhouette durch das Darstellen weißer Wäsche etwas Unruhiges, ja Zerfetztes bekommt, würde der Beschauer den Eindruck nicht los werden, daß Kopf und Hände auch in Wirklichkeit schwarz sind. Wie bei einer Statuette das reine einheitliche Material in die Erscheinung tritt, so sollte auch in einem guten Schattenriß lediglich das schwarze, mit der Schere modellierte Papier wirken.



Der Bildhauer Prof. August Gaul †

Unter meinen Silhouetten nehmen die Musiker einen hervorragenden Platz ein. Ich bin ein leidenschaftlicher Verehrer der Tonkunst, die wie keine ihrer Schwestern fähig ist, uns in Leiden und in Nöten zu trösten und uns auf jene Höhen zu führen, die sich über unsere Enge und Dunkelheit wie ein luftigeres und sonnigeres oberes Stockwerk wölben. Da mag mich wohl ein Gefühl der Dankbarkeit getrieben haben, die Schöpfer und Vermittler musikalischer Werke mit meiner Kunst im zeitlichen Bilde festzu-

halten. Aber ich glaube, es kam noch ein anderer und tieferer Grund dazu. Es besteht eine Verwandtschaft zwischen der Musik und der Silhouette, beide sind körperlos und beide dringen zum Herzen, zum Wesen der Dinge vor. Ich bin Maler und sehe die bunte Welt, ihre unendliche Mannigfaltigkeit an Formen und Farben. Aber so ehrlich meine Freude daran ist und so lebhaft ich den Reiz empfinde, diese vielgestaltige Buntheit nachzubilden: ich bin ein musikalischer und vielleicht ein metaphysischer Mensch, denn mein inneres Ohr vernimmt die Melodie des Wesentlichen, und wenn ich gestalten will oder, besser gesagt, ausdrücken, nehme ich den Bleistift, die Schere und das schwarze Papier. Peter Schlemihl wußte, warum er seinen Schatten schmerzlich entbehrt. Es fehlte ihm die einfachste Formel für seine Eigenheit.

Man muß als Silhouettenschneider eine Art Jäger sein, der mit Wachsamkeit und Geschicklichkeit seine Beute belauert. Diese Erfahrung hat sich mir immer von neuem bestätigt, wenn ich in die Konzerte ging, um zu genießen und gleichzeitig um zu schaffen. Schon die Wahl des Platzes, des Anstandes, hat seine Schwierigkeiten. Oft habe ich freundliche Hilfsbereitschaft anderer Besucher in Anspruch nehmen müssen, die ihren günstigeren Platz mir überließen. Dann gilt es scharf zu beobachten und die charakteristischen Bewegungen aus der oft großen Fülle von Erscheinungen herauszufinden. Hierbei werden schon ganz unauffällig auf dem Programm oder in einem winzigen Skizzenbuch knappe Bewegungsstudien gezeichnet. Die wichtigsten Einzelheiten, besonders der Kopf, werden sodann im weiteren Verlaufe des Konzertes festgehalten. Aus diesen oft unscheinbaren Zeichnungen entsteht dann zu Hause ein Scherenschnitt. Bei einem so umfangreichen Blatt wie dem Schumann-Trio, dieser wundervollen Vereinigung von drei hervorragenden und kerndeutschen Künstlern, vermochte ich freilich nur das Wichtigste im Konzert selber zu notieren. Die Köpfe und einige bezeichnende Bewegungen holte ich in den Wohnungen der Künstler nach.



Der Konzertsänger Messchaerts



Der Cellist Prof. Hugo Becker

Die Reihe meiner Musikersilhouetten ist im Laufe der Zeit beträchtlich geworden. Einige sind in dem Lübecker Verlag von Ludwig Möller als Mappe oder Kartenfolge erschienen. War es bei Richard Strauß die leicht wippende Haltung, die in den die musikalischen Figuren charakterisierenden Armbewegungen und in den beweglichen Fingerspitzen ausklingt, so reizte mich bei Nikisch die ruhig gemessene Art, mit dem er aus dem Orchester die herrlichsten Klangwirkungen herauszuholen verstand. Der hier wiedergegebene Scherenschnitt ist neu und hat eine gewisse musikgeschichtliche Bedeutung. Er ist entstanden,

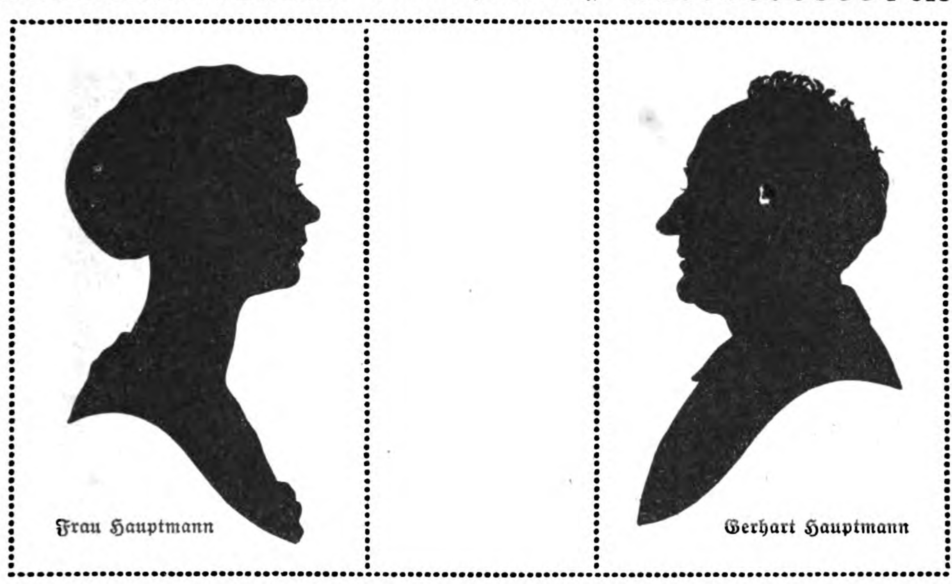

Arthur Nikisch †

in ihren Eigenarten bekannt geworden waren. Diese Privatkonzerte stehen mir in besonders angenehmer Erinnerung und zählen zu den schönsten Belohnungen, die meine Kunst gefunden hat.

Das Verhältnis des Künstlers zu seinem Instrument hat seinen starken Reiz für den Silhouettenschneider. Es macht Spaß, Meister Ansorge gegen seinen mächtigen Flügel oder Wanda Landowska gegen ihr zierliches Cembola zu setzen. Ich gab mich deshalb auch nicht mit Richard Strauß dem Dirigenten zufrieden, sondern wollte auch den Pianisten haben. Aber es ist mir sehr sauer geworden, ihn am Flügel zu studieren. Ich habe jahrelang darauf gewartet, bis ich es endlich erreichte, ihn im Blüthnersaal günstig zu Gesicht zu bekommen. Eine reine Freude hat mir die Arbeit an dem Bildnis Messchaerts gemacht. Wenn dieser große und schlichte Gesangskünstler ein Konzert in der Singakademie ankündigte, mußte man früh aufstehen, wenn man eine Eintrittskarte erhalten wollte, selbst aufs Podium wurden


Anna Pawlowa

während der Meister sein Jubiläumskonzert dirigierte. Gerade Nikisch hat mir nie „gesessen". Ich habe meine Studien immer nur während seiner Konzerte gemacht. Er selbst hat sich über das Gelingen meiner Bilder gefreut und dem in einem langen und sehr liebenswürdigen Brief Ausdruck verliehen. Auch Mitja Nikisch, seinen Sohn, habe ich mir aufs Korn genommen. Freilich konnte ich den jungen Künstler nicht am Flügel zeichnen, da die Platzfrage in dem überfüllten Jubiläumskonzert besonders leidig war. Doch wurde mir eine Sitzung im Künstlerzimmer gewährt, während der Vater noch die Tannhäuser-Ouvertüre dirigierte. Schwieriger als Nikisch war Weingartner mit seinen oft ans Graziöse grenzenden, vielgestaltigen Bewegungen zu erfassen, während Eugen d'Albert mit seinen gerade ihm eigentümlichen Haltungen und Führungen der Hände keine sonderlich schwierige Aufgabe bot. Bei Hans Pfitzner hatte ich Glück. Durch freundliche Vermittlung der Konzertleitung von Hans Adler hatte ich in einem Konzert der Berliner Singakademie einen besonders günstigen Platz bekommen und konnte meine sämtlichen Vorarbeiten an diesem Abend erledigen. Bei den beiden Künstlern mit Streichinstrumenten, dem Geiger Prof. Karl Flesch und dem Cellisten Prof. Hugo Becker, hatte ich den Vorzug, sie in ihren Wohnungen zu hören, nachdem sie mir in manchem Konzert bereits


Frau Hauptmann

Gerhart Hauptmann

Stühle gestellt, um nur möglichst vielen Freunden des Meistersingers den Genuß des Zuhörens zu verschaffen. Das schlug mir zum Glück aus. Ein Besucher war so freundlich, mir seinen Platz auf dem Podium einzuräumen, und ich konnte, während Messchaert sang, meine Skizzen für den Scherenschnitt anfertigen. Der Sänger ahnte nichts von meinem Attentat und war aufs höchste und freudigste überrascht, als ich ihm die hier wiedergegebene Arbeit nebst einer anderen vorlegte. Er rief alle seine Angehörigen herbei, damit sie sich mit ihm freuten, und so standen sie fröhlich um das kleine schwarze Wunder herum, das doch nichts als der bescheidene Dank für manche weihevolle Stunde war, die mir der Meister bereitet hatte.


Prof. Max Liebermann
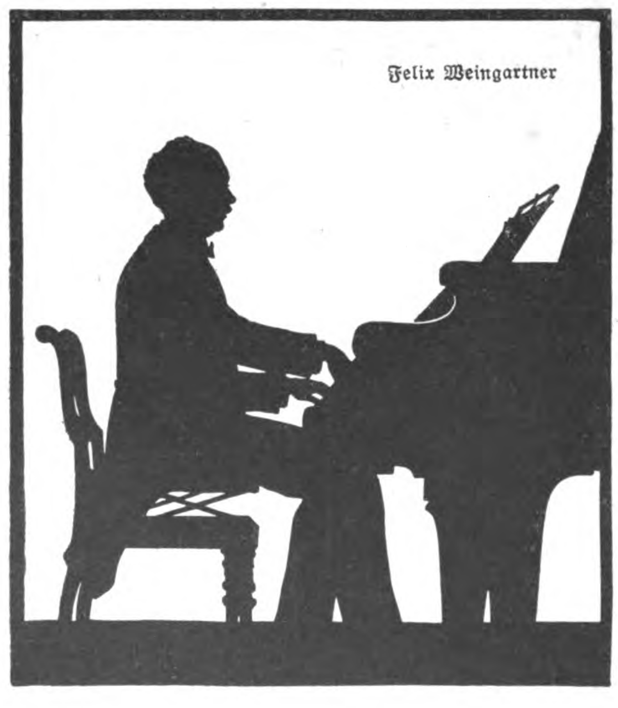
Ich sagte vorhin, der Silhouettenschneider muß ein Jäger sein. Er muß aber auch etwas vom Diplomaten haben, zumal wenn er noch andre Leute ‚schwärzen‘ will als die, die auf dem Konzertpodium recht eigentlich in der Öffentlichkeit stehen. Daß ich z. B. die Schattenrisse Gerhart Hauptmanns und seiner Gemahlin schneiden durfte, verdanke ich der freundlichen Vermittlung von Frau Wanda Landowska. Ich fuhr eines Tages in Hauptmanns Winterheim in der Kolonie Grunewald und genoß während meiner Arbeit eine angeregte Unterhaltung über alte und neue Silhouettenkunst. Bei Max Liebermann, dem ich als Kollege vom Fach immerhin näherstand als dem Dichter, versuchte ich es auf eigene Faust. Ich bat um eine Sitzung und wurde alsbald durch den Fernsprecher in Liebermanns Atelier gebeten, und zwar zu einer etwas ungewöhnlichen Zeit, um halb drei Uhr nachmittags, wo andere ihr Mittagsschläfchen halten.

Liebermann ist noch so rüstig, daß er diese verweichlichende Sitte nicht mitzumachen braucht. Wir unterhielten uns nicht so fachmännisch wie im Hauptmannschen Hause, sondern sprachen von der Zeiten Ungunst, und Liebermann machte seinem gerechten Unmut in sehr drastischen Berliner Ausdrücken Luft. Solange ich mit dem Kopf beschäftigt war, blieben wir zu zweien. Drei Besucher, die sich meldeten, wurden abgewiesen. Während der Zeichnung an der Staffelei kam der vierte Besuch, mit dem Liebermann wichtige bauliche Veränderungen in seiner Villa am Wannsee zu bereden hatte. Doch ließen wir drei uns in unseren Geschäften nicht stören, und als die Silhouetten nach ein paar Tagen fertig waren, billigte sie der Künstler durch seine Unterschrift.

Eine eigentliche Sitzung hat mir August Gaul nicht gewährt. Ich durfte ihn in seinem Atelier besuchen, während er an seinem jüngsten Werke, einem Kasuar, beschäftigt war. Wir tauschten Erinnerungen an Rom, Orvieto und Siena aus. Sehr hübsch formulierte der Stilkünstler Gaul seine Stellung zum Zoologen: „Ich bin doch nicht für die Tiere da, sondern diese sind für mich und meine Kunst da.“ Für den Silhouettenschneider ist die Vereinigung von Tier und Mensch eine der lohnendsten Aufgaben, um deren Lösung ich mich bemühe.

Ich bin in meiner künstlerischen Entwicklung vom Tier ausgegangen und von der Bewegung. Die Bewegung schien sich mir im Tier am meisten und am unwillkürlichsten auszudrücken. Daß ich auch den Menschen in der Bewegung studierte, die ihn aller Erdenschwere entrückt, wird niemand wundern. Ich rede vom Tanz. Liebermann gab mir eine Empfehlung an Anna Pawlowa, die russische Tänzerin, eine hochbetagte Dame, die auf der Bühne jedoch noch immer überraschend jugendlich wirkt und deren Kopf sich sehr verschiedenartig zeigt. Ich zeichnete sie während der Proben und während eines Frühstücks im Hotel. Die hier zum erstenmal veröffentlichte Silhouette beruht auf Notizen, die ich im dunklen Zuschauerraum während der Vorführungen machte. Niddy Impekoven, der jüngste helleuchtende Tanzstern, habe ich oft während ihrer Tanzabende studiert. Das reizende Köpfchen der soeben erst den Kinderschuhen entwachsenen Künstlerin zeichnete ich in der Wohnung ihres Onkels. Dabei plauderte die Kleine allerliebst. Sie erzählte mir, daß sie fast ganz vegetarisch lebt, und wenn das nicht weiter wichtig ist, so mag es manchen interessieren zu erfahren, daß ihre Tanzgedichte auf zweierlei Weise entstehen: entweder beim Betrachten einer Puppe oder beim Anhören von Musik. Musik und Spiel sind die Quellen ihrer, vielleicht jeder Kunst. Zum mindesten würde ich das auch von meinen Schattenbildern behaupten.


Niddy Impekoven


Felix Weingartner

Der Kronprinz

Novelle von Robert Hohlbaum

Der alte Kapellmeister Johann Strauß stand inmitten seines Witwerschlafzimmers, hielt in der Hand den Taktstock und versuchte, ein unsichtbares Orchester zu dirigieren. Es ging nicht. Schon nach ein paar Bewegungen sank der gichtische Arm nieder, er konnte ihn nicht mehr rühren. So wie neulich, vor ein paar Wochen, beim großen Konzert. Mitten im schönsten Walzer war ihm das passiert. Seine Leute hatten noch ein paar Takte weitergespielt, dann gestockt, zu ihm aufgeschaut. Eine Blamage war's, in den Erdboden hätte er sinken mögen! Und als er dann hinausgeschlichen war, den Rockkragen hoch aufgestellt, den Hut tief in die Stirne gedrückt, damit ihn keiner kenne, hatte er einen sagen hören: „Ja, ja, der Strauß wird alt!" Und eine Dame daneben hatte die Lorgnette ans Auge gehoben, mit der Krinoline gewedelt und zugestimmt: „Recht haben's. Zeit is', daß sich der Dommayer nach an' Ersatz umschaut, sonst kommen wir am End um die schönen Konzert!" — ‚Ersatz.' Das Wort schnitt dem alten Strauß ins Herz. Er riß noch einmal den Arm hoch, es mußte gehen, zum Teufel! ... Mit einem Wehlaut ließ er den Taktstock sinken, er entfiel seiner Hand, rollte über den Boden hin.

Eine Weile starrte er ihm nach; dann bückte er sich langsam, mit der Linken hob er ihn auf, hielt ihn ins Licht. Schön war er, schön! Der Silbergriff glänzte, die Sonne schimmerte auf dem Elfenbein. Damals hatte sie auch so rein und frühlingshell geschienen, damals, als er seinen größten Triumph gefeiert hatte. Wie dann am Schluß die Deputation gekommen war, der Bürgermeister an der Spitze, und ihm im Namen der Stadt den kostbaren Taktstock überreicht hatte mit dem Wunsche, er möge ihn noch lange zum Ruhm und zur Freude seiner Vaterstadt schwingen! Kaum ein paar Jahre war's her, die Frau hatte noch gelebt, der Schani war schon in die „Latein" gegangen, und heute! ...

Der alte Strauß blickte im Zimmer rundum, lugte durch den Türspalt, der den Blick in die anderen Räume freigab. Und mit einemmal fror ihn. Ganz allein war er in der großen Wohnung. Ganz allein. Die Frau ... vertragen hatte er sich ja schlecht mit ihr; die Hauptschuld hatte sie getragen, aber ein klein wenig Ursache war wohl auch er gewesen. Das hatte er sich früher nie eingestanden, erst heute fiel's ihm ein. Eine gute Frau war sie ja doch gewesen. Hätte ihm heute den Arm gefatscht, heiße Umschläge gemacht. Ja, das hätte sie, so war sie.

Indes, was war da zu machen, tot war sie! Aber da war noch etwas. Einer, der könnte jetzt eigentlich bei ihm sein. Er hätte sich jetzt nicht selber bücken müssen nach dem Taktstock. Der Schani hätte ihn sicher aufgehoben. Den Taktstock ... Nein! Hochauf fuhr der Alte. Um den Taktstock ging ja die ganze Geschichte! Danach hatte der Schani ja immer gelangt. Am Morgen schon, nachdem ihn der Alte bekommen, hatte der Junge ihn angefaßt. Da, am Fenster war er gestanden und hatte damit in der Luft gefuchtelt, mit dem schönen Stock, leicht hätt' er ihn ruinieren können! Da hatte der Vater ihm eine Ohrfeige gegeben und gerufen: „Wirst auslassen Sachen, von denen du nix verstehst!" Als hätte es damals ein anderer geschrien, so klar und scharf umklangen den alten Strauß jetzt seine eigenen Worte. Ja, damals hatte es angefangen, an dem Morgen. Gerade auf das höchste Glück war das Unglück gefolgt. Weil der Schani ein renitenter Esel war! Wenn der alte Strauß an seine eigene Jugend zurückdachte, mußte er immer die Augen schließen vor der Fülle der grauen Bilder, die auf ihn einstürmten. Was war er denn gewesen? Ein Bettelmusikant, der in der und jener Kapelle die ordinärsten Gassenhauer spielen mußte, nur um des bißchen schäbigen Fressens willen. Von den habgierigen Kollegen verspottet oder beneidet, je nachdem ihm etwas vorbeigelang oder glückte, von dummen Dirigenten, die im Kopfe nicht so viel hatten wie er im kleinen Finger, angebrüllt und ausgenützt, von der vornehmen Gesellschaft über die Achsel angesehen, Schinderei und Undank, das war seine Jugend. Bis dann plötzlich alles anders geworden, bis jeder Gassenjunge seine Walzer pfiff, das Publikum ihm zujubelte, wo es ihn sah. Aber wem glückte das? Von Tausenden einem. Und deshalb hatte er dem Schani das alles ersparen wollen. Möglich allerdings, daß der's besser haben würde, weil er eben sein Sohn war. Aber nein, das durfte nicht sein, sein Sohn mußte selbst etwas leisten aus eigener Kraft! Zur Ehre des Schani mußte sich's der Vater sagen, daß dem mit einem Ruhm von Vaters Gnaden nicht gedient gewesen wäre. O nein,

Der das komponiert hatte, der konnte ja viel mehr als er! Der gichtische Arm schmerzte, oder war's das Herz? Er konnte es nicht unterscheiden, wußte nur, daß etwas ihm weh tat.

Da wiederholte sich das Eingangsthema des neuen Walzers. Ja, das klang doch an ihn an, kein Zweifel, der Neue baute auf ihm auf, war sein Schüler, und er der Meister. Ein Meister freilich, der sich ein paar Takte später gleich wieder sagte, daß der Schüler größer sei als er, aber doch ein Meister; das tat wohl. Johann Strauß fühlte keinen Schmerz mehr. Rein genoß er den schönen Ausklang des letzten Programmstückes. Und es war seltsam, daß er sogar den gichtischen Arm nicht spürte, als er nun mit den andern, aber lauter als alle, applaudierte. Er stieg auf den Sessel, den Tisch, der Beifall schwoll, immer wieder von ihm befeuert. Zum zehnten Male wohl verneigte sich der Dirigent, zu dumm, daß man das Gesicht nicht sah in der elenden Beleuchtung! Da plötzlich steigt der Mond auf über dem Dach des Pavillons, rund und groß, noch verdecken ihn ein paar Äste, endlich ist er frei, scheint dem jungen Kapellmeister mitten ins Gesicht, der alte Strauß steht auf seinem Tisch, die beifallschlagenden Hände erstarren, der Mund verstummt, aus weitaufgerissenen Augen schaut er in das monderhellte Gesicht ... es ist der Schani ... sein Sohn!

Mit hochgeschlagenem Rockkragen, den Seidenhut tief in die Stirne gedrückt, wartet der alte Strauß an der hinteren Pforte, durch welche die Musikanten stets den Dommayerschen Garten verließen, auch er, auch er ... wann wird das wieder sein? Seltsam, die Frage tut nicht mehr weh. Das liegt weit zurück, der Tag, an dem er den Taktstock bekommen hat ... ganz weit zurück liegt das. Johann Strauß lächelt. Augen wird er machen, der Schani!

Aber wie der nun wirklich heraustritt, hell im Mondlicht steht, klopft dem Alten das Herz so stark, daß er heiser spricht, und ihm nichts anderes einfällt als: „Also, da bist, da bist, na schau, na schau!"

Der Schani bleibt starr stehen, seine Stimme ist noch heiserer als die des Vaters, und er stammelt nur: „Der Herr Vater, ja, der Herr Vater, ja, das ist ja ..."

„Komm, gehn wir!" Der Sohn gehorcht, und wie er neben dem Vater hergeht, hört er sein eigenes Herz pochen. Auf dem Hietzinger Platzl sagt der Alte: „Erlaubst schon!" und hängt sich in den Schani ein. Dem ist das zuerst ganz seltsam.

„Erlaubst," hatte der Vater gesagt! Was sollte denn das heißen?

Aber langsam fühlt er, wie sein Herz sich beruhigt, und ihm so wohlig warm wird, wie schon lange nicht, so warm, wie es sich eben für eine so schöne, weiche Frühlingsnacht gehört. Als die Gloriette, mit dem feinsten Silberstift des Mondes in den Himmel gezeichnet, vor ihnen aufgleitet, fragt der Alte: „Von wem war denn das letzte Stückl?"

„Doch vom Herrn Vater, hat Er's am End' nicht wiedererkannt?" So zaghaft klingt's, daß der alte Strauß lachen muß.

„Na, so blöd bin i no net, daß i mein' eigene Sach' net erkenn! Aber, das war ja's vorletzte. Von wem war denn's ganz letzte, das, wo's nachher so wild applaudiert ham?"

Ganz leise hervorgestoßen: „Das war von mir."

„So, so, von dir. Hab' mir's eh' denkt." Jetzt ist ihm wirklich, als hätte er's gleich vom Anfang an gewußt. Dann schweigen sie. Treulich begleitet der Mond ihren Weg. Hoch am Himmel leuchtet er, als sie vor dem Hause des Alten stehen. Der gräbt in den Taschen des Schoßrockes nach dem Torschlüssel. „Aber eins muß i dir sagen, Schani, das Staberl, mit dem du dirigierst, das is schon aus der Weis' schäbig, das paßt nit für dich. Hast denn kein anders?"

„Jetzten, Herr Vater, werd i mir ja bald eins anschaffen können. Aber, bislang hat's nit g'reicht."

Der Alte bohrt den Blick fest in den Boden, ganz fest. Die Schlüssel klirren leise in seiner Hand. Jäh faßt er sie fester. Sieht auf, an dem Schani vorüber.

„Kannst mein' Taktstock haben, i brauch' ihn eh' nit mehr," sagt der alte Strauß, sperrt das Tor auf und schiebt den Schani in den Hausflur hinein.

Der Helfer. Von Frida Schanz

Als stieg' er mit ihr in den tiefsten Schacht,
So sprach er zart mit ihr von ihrem Härmen.
Sie schritten durch die blaue, laue Nacht,
Die Sterne funkelten in dichten Schwärmen.

Sie gingen einem weißen Wasser nach
Und einem Firnenschimmer in den Fernen.
Er gab ihr sanft den höchsten Trost. Er sprach,
Als griff' er seine Worte aus den Sternen.

Pietro Longhi

Von Max von Boehn

Die letzten Strahlen der großen italienischen Kunst fallen im achtzehnten Jahrhundert auf Venedig. Während Rom und Florenz um diese Zeit bereits völlig ausgeschaltet sind und nur noch von den Erinnerungen an eine große Vergangenheit zehren, entfaltet sich in Venedig noch ein reiches künstlerisches Leben, bringt die alte Lagunenstadt Maler hervor, deren Werke ihre Frische bis heute bewahrt haben und an Reiz nicht abnehmen, sondern gewinnen. Wir brauchen nur die Namen von Rosalba Carriera, Canale und Canaletto, die Tiepolo, Guardi und Longhi zu nennen, um eine Reihe von Künstlern beisammen zu haben, deren Ruhm unvergänglich erscheint. Wenn auch ohne Zweifel die stärksten Akzente der rein malerischen Qualitäten dabei Guardi und Tiepolo, dem Vater, gehören, so nehmen doch auch die anderen einen hohen Rang ein, den sie um so mehr behaupten, weil sie das, was ihnen vielleicht an der glänzenden Mache abgeht, durch das gegenständliche Interesse ersetzen, das sie ihren Vorwürfen mitgeteilt haben.

Antonio Canale, sein Canaletto genannter Neffe und Pietro Longhi sind es vor allem, die uns mitten in das Venedig des Rokoko führen, in jenes Venedig, das nun schon längst keine Weltmacht mehr war und das sogar seine Rolle als Weltstadt hatte an Paris abtreten müssen. Von seiner einstigen Höhe glitt es eben in diesem Jahrhundert ganz langsam und ganz allmählich herab; es entschlummerte auf seinen Lorbeeren, und als die Stürme der neuen Zeit es weckten, da war die einstige Metropole eine Provinzstadt geworden, in der Armut und Verfall herrschten.

Aber wenn wir unseren Malern glauben wollen, so war dieser Niedergang ein Sterben in Schönheit. Noch gehörten die alten Prachtpaläste den Nobili, deren Ahnen sie hatten errichten lassen, noch flutete um Kirchen und Klöster das bunte und reiche Leben des katholischen Kultus, noch immer fuhr das Prachtschiff des Bucentoro den Dogen in die Adria hinaus, um ihn mit dem Meere zu vermählen. Niemand sah oder wollte sehen, daß der Adel ganz verarmt war und sein Leben auf Kosten des Staates fristete, daß die Kirche nicht mehr den Seelen gebot und daß das Meer schon lange ganz anderen Mächten gehorchte. Niemand wurde es



Bei der Wahrsagerin. London, National-Galerie

gewahr, weil ein schöner Schein es den Blicken verbarg.

Diesen Schein haben die Maler der Zeit auf ihre Leinwand hinübergerettet und den Spätergeborenen damit ein Venedig erhalten von einem so eigentümlichen Zauber, daß, wer in unseren Tagen mit den Erinnerungen an sie den Markusplatz betrat, in einer anderen Stadt zu weilen glaubte und sich auf die Bühne versetzt wähnte, nachdem das Feenstück zu Ende gespielt wurde. Noch stehen die Kulissen, aber das Licht, das sie beglänzte, ist erloschen, und die lustige Komparserie hat sich zerstreut. Bei dem einen finden wir das Milieu, gewissenhaft und treu, daß man die Steine zählen könnte, wie bei Antonio Canale, oder eingetaucht in den goldigen Schimmer einer feuchten Luft wie bei Guardi, bei den andern treffen wir die Gesellschaft wie bei den Rosalba oder Pietro Longhi. Es ist oft genug schwer zu sagen, welches dieser beiden Elemente das interessantere ist, denn wie herrlich auch die alten Bauten sein mögen, wie merkwürdig die Wasserstraßen mit ihren Gondeln, wer die Menschen betrachtet, der trifft doch ein so abenteuerliches Geschlecht an, daß er aus dem Staunen nicht leicht herauskommt. Rosalba Carriera, die erste Künstlerin, die sich der Pastellfarben in größerem Umfange bediente, ist immer darauf aus, ihre Objekte so vorteilhaft zu präsentieren, als es ihrem Gewissen möglich ist, sie schmeichelt immer und zu jeder Zeit, während Longhi wahrhafter erscheint und dem historisch eingestellten Auge daher vertrauenswürdiger.

Pietro Longhi war ein Sohn Venedigs, das er nie verlassen zu haben scheint und in dem er 1785 im Alter von 83 Jahren starb. Er begann seine künstlerische Laufbahn mit Fresken im Palazzo Sagrado, wo ein Gigantenkampf noch erhalten ist. Dieser Sturz der Riesen muß auch für den Maler einen Sturz aus allen Himmeln bedeutet haben, er überzeugte sich wenigstens, daß ihm Vorwürfe dieser Art gar nicht lagen, und wandte sich unverzüglich anderen Themen zu. Er vertauschte den Olymp mit der Erde, die Götter mit den Menschen und das mythische Altertum mit der Gegenwart des Alltags. Er fand sich selbst, erntete Beifall und hat das große und unbestreitbare Verdienst, der Maler einer Epoche geworden zu sein, in der die Quintessenz venetianischer Kultur enthalten ist.



Dienstboten-Gruppe. London, National-Galerie

Longhis Werk bildet die Ergänzung der schriftlichen Überlieferung jenes Zeitabschnitts in so hohem Grade, daß wir heute lieber auf die literarischen Zeugnisse verzichten würden, hätten wir zwischen den einen oder den anderen zu wählen. Sein Pinsel spricht Bände und erzählt vom Stil des Lebens, vom Tun und Treiben der Herren und Damen, von den Interessen der verschiedensten Kreise mehr, ausführlicher und unterhaltender, als es die Memoiren und Romane der Zeit tun. Er muß seine Um-



Der Apotheker. Venedig, Akademie

gebung mit offenen Augen betrachtet haben, unbeeinflußt durch irgendein Vorurteil des Standes, denn wenn man seine Gemälde durchgeht, lernt man nicht nur die gute Gesellschaft kennen, sondern auch die niedere, man wandert vom Salon in die Kneipe und hält Zwiesprache mit allen Schichten des Volkes. Ganz unverkennbar legt er großen Wert auf das Kostüm, die Einrichtung und das gesamte äußere Beiwerk; Stoff, Spitzen, Schmuck sind ihm wichtig, man möchte hin und wieder glauben, fast wichtiger als der psychologische Ausdruck der handelnden Personen.

Man hat Longhi mit seinem englischen Zeitgenossen verglichen und ihn den „venetianischen Hogarth" nennen wollen, aber das heißt doch das Wesen der beiden Künstler arg verkennen. Der Venetianer ist immer unbefangen, während der Engländer stets unter dem Zwang einer vorgefaßten Meinung schafft; wo der eine sich an einer hübschen und gefälligen Gegenständlichkeit erfreut, da will der andere moralisch wirken;



Die Malerin. Venedig, Galerie

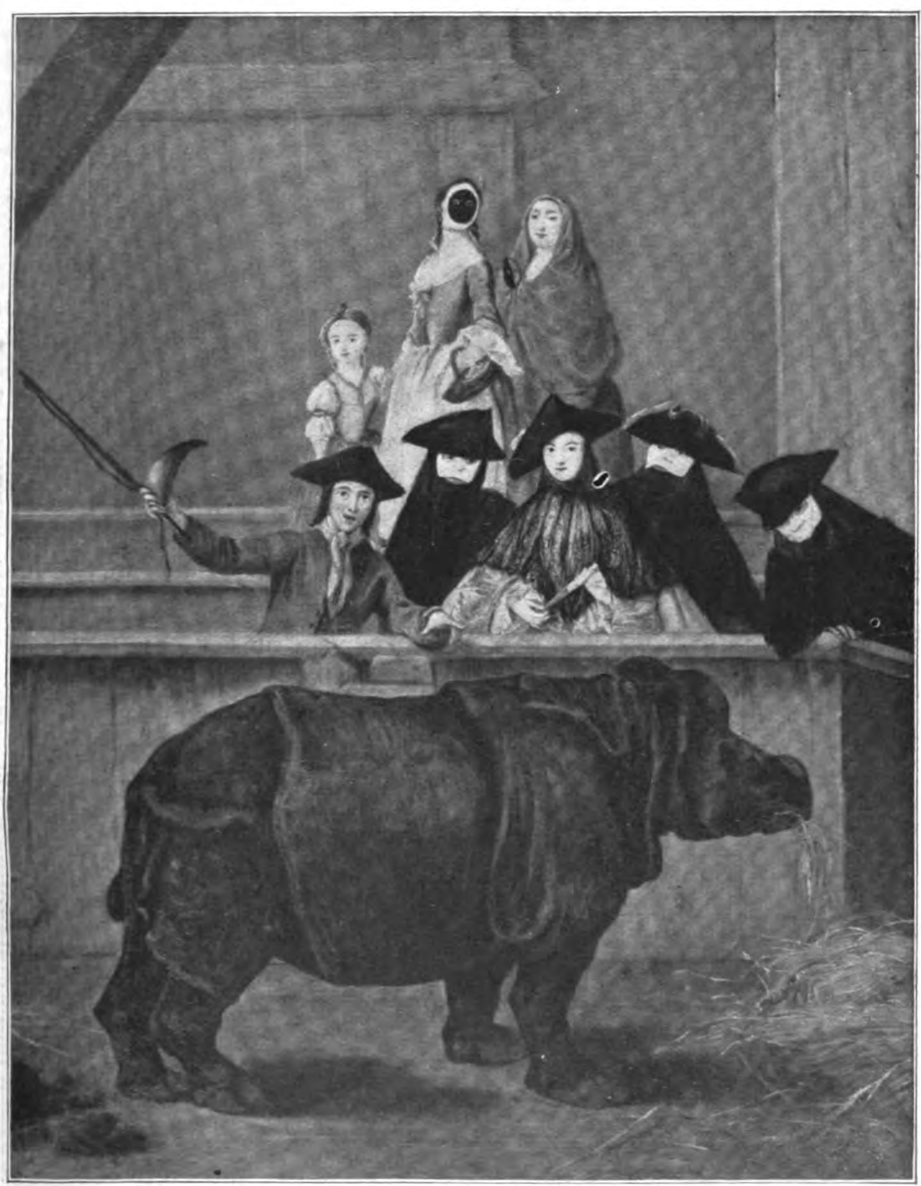
keine ausgesprochenen Farben, es wollte ja auch keine starke Leidenschaft und keine großen Emotionen.

Eigentlich drängt sich das Gegenständliche sehr stark vor, schon weil es in so hohem Grade absonderlich wirkt. Wir sind nicht mehr gewöhnt, Herren und Damen mit der Maske auf der Straße zu sehen, sie war ja sogar im Fasching so gut wie ganz abgekommen, und hier begegnen wir nicht nur der schwarzen Larve unter verschiedenen Formen, sondern auch der gemalten Gesichtsmaske. Die vielen Masken müssen einen recht wunderlichen Eindruck gemacht haben, man trug sie nicht nur im Karneval, sondern auch bei Gelegenheit der großen Jahrmärkte. Sie ermöglichten tausend Intrigen, es haben sich sogar die Nonnen ihrer bedient, wenn sie nachts ihr Kloster verließen, um Maskenbälle zu besuchen. Die gepuderten Perücken und die abenteuerlich geformten Reifröcke schlagen andere Seiten aus dem großen Bilderbuch des venetianischen Rokoko auf, Seiten, die sich lesen wie Selbstbekenntnisse der eine begnügt sich, zu zeigen, und dem anderen ist die Tendenz sehr viel wesentlicher als der Kunstzweck. Außerdem aber ist Hogarth doch der größere Künstler, in Zeichnung und Farbe dem Italiener ganz bedeutend überlegen. Jeder Vergleich hinkt, wir wollen vor Longhis Bildern an keinen andern denken, nehmen wir dankbar, was er gibt, es ist genug.

Der Maler war sehr fleißig, nicht nur die Sammlungen Venedigs sind reich an seinen Bildern, auch die Galerien diesseits der Alpen sind nicht gerade arm an seinen Schöpfungen, wie denn die Museen in London, Wien, Dresden gute Gelegenheit darbieten, ihn kennen zu lernen. Seine Palette ist zart, alle Töne bewegen sich auf der Skala der halben und gebrochenen Werte: Rosa in allen Nüancen des Welkens, Gelb wie blasses Stroh, Grün wie Meerwasser unter blauem Himmel. Das ist die milde Tonalität, wie sie das Rokoko allein duldete,



Die Spielbank. Bergamo, Galerie



In der Rhinozeros-Ausstellung. London, National-Galerie

menschlicher Narrheit. Kaum erscheinen die ersten **Perücken**, die natürlich aus Paris kamen, als sich die jungen Nobili ihr eignes Haar abschneiden ließen, um mit dem fremden Kopfschmuck zu prunken. Die Regierung verbot sie, Väter enterbten ihre Söhne, die sich einfallen ließen, Perücken zu tragen, es nützte alles nichts, sie setzte sich durch, allen Gesetzen zum Trotz. Ebenso ging es mit dem **Reifrock**, den die passive aber unwiderstehliche Resistenz der Frau zum Siege führte, ebenso mit dem Puder. Wer ihn brauchte, machte seinen Kopf zur Brutstätte des schlimmsten Ungeziefers. Nun, wenn schon, man puderte sich doch das Haar und trug mit stoischem Gleichmut die Folgen, die nicht ausblieben.

Longhi führt uns auch zu dem Nashorn, das 1751 auf der Piazzetta gezeigt wurde, das erste, das nach einer Pause von mehreren hundert Jahren wieder nach Europa kam und läßt uns in einen Spielsaal blicken, in dem ein Nobile die Bank hält. Das Spiel war ein Laster, das die Regierung

nicht gerade förderte, aber demgegenüber sie beide Augen zudrückte, hielt es doch das Volk davon ab, sich um die Politik zu kümmern. Es wurde überall gespielt und von allen Klassen, der Venetianer Casanova, ein Zeitgenosse unsres Malers, hat sein ganzes Leben lang keinen andern Beruf ausgeübt, als den des Berufsspielers. Daß es von da zum Falschspieler nur ein Schritt ist, versteht sich von selbst. König Friedrich von Dänemarck sprengte 1709 im Ridotto de' Nobili die Bank, aber als man ihm das gewonnene Gold aufzählte, stieß er den Spieltisch um und überließ es den Anwesenden, die herumrollenden Zechinen aufzuheben.

In der Dienstbotengruppe erkennen wir eine Bühnenszene, die mit größter Wahrscheinlichkeit auf ein Lustspiel Goldonis zurückgeführt werden dürfte. Der Dichter war mit dem Maler gleichen Alters und hatte sich genau wie dieser von den großen tragischen Motiven der Vergangenheit und Ferne zum Venedig von heute gewandt. Er behandelte die gleichen Vorwürfe und verdankte dieser Neuerung rauschende Erfolge beim Publikum. Gewiß hat er den Künstler beeinflußt, und es würde wohl nicht schwer sein, zu manchem der Longhischen Bilder die Parallele bei Goldoni zu entdecken. In der Menuettprobe sieht man, wie der Tanzmeister sich plagen muß, der Schönen die richtigen Pas beizubringen. Das Menuett war ein Tanz, dessen vorläufige Einübung eine Zeit von drei Monaten erforderte; um es gut auszuführen, gehörten Jahre, wie denn Ludwig XIV. zwanzig Jahre hindurch Tanzstunde genommen hat.



Bildnis des Komponisten Cimarosa. Wien, Galerie Liechtenstein

Bildnisse sind im Werke Longhis nicht häufig, das Porträt des damals hochberühmten Cimarosa, der binnen 20 Jahren siebzig Opern geschrieben hatte, ist ein Stück delikater Malerei, das einen hohen Rang behauptet, wenn es auch in der Überhäufung bezeichnender Attribute des Guten ein wenig zu viel tut und den Künstler in einer Manie befangen zeigt, die schon überwunden war, als ihm der Komponist der „Heimlichen Ehe" Modell stand.



Der Tanzmeister. Venedig, Akademie

Wigand Werkners Berggefährtin

Novelle von Rudolf Herzog

Unter den schwarzgrünen Fichten, die hoch auf der Halde aufrecht durch Sturm und Wetter wuchsen, wand sich der kleine wilde Apfelbaum in geschmeidigen Krümmungen jeder Handbreit Sonne zu. Seine rot-weißen Blüten drängten sich auf dem Gezweig, als wollten sie Früchte über Früchte bringen und nicht, wenn der Putz vorüber, ein paar armselige Holzäpflein. Und Wigand Werkner, der Maler, blickte mit aufmerkenden Augen hin, lächelte ein wenig in seinen braunen Kriegsbart und setzte mit stillen Strichen die schmiegsame Eitelkeit in das herbe Frühlingsbild.

Bis auf einen schmalen Spalt hielt Ursula die Augen geschlossen. Sie lag auf dem Rücken ausgestreckt unter dem prunkenden, unfruchtbaren Bäumchen, die Hände verschränkt unter dem knisternden Haarknoten, die Knöpfe ihres Gewandes hoch oben geöffnet, damit ihr die Frühlingssonne Hals und Brust bräune, und verfolgte durch den Augenspalt scharf die Bewegungen Wigand Werkners.

„Malst du das Bäumchen . . .?"

„Je nun — es wirkt wie ein Schmetterling."

Ihr Atem hob und senkte in regelmäßigen Zügen ihre Brust. Auf und ab. Ihr Blick ging darüber hin, blieb haften, verharrte mit einem spielerischen Lächeln an der Öffnung des Gewandes.

Wenn Wigand Werkner mit aufmerkenden Augen das Bäumchen umfaßte, gewahrte er im Blickbild ihre selbstgefällige Freude. Er schmunzelte, mischte mit der Pinselspitze einen Farbton auf der Palette und setzte schmunzelnd den Farbton in das Bild.

„Malst du auch mich mit dem Bäumchen . . .?"

Ihr Blick hob sich nicht von dem Spiel ihrer Brust.

„Als Schmetterling? O nein, mein Mädchen."

„Wigand —?"

„Ursel?"

„Was hast du — an mir — gefunden — als du dich — in mich — verliebtest?"

Dem Steigen und Sinken der Brust paßte sie die Zahl der Worte an, so versponnen war sie in ihr Spiel.

„Sei nicht so eitel, Ursel."

„Ich möcht's aber — doch so gerne — wissen? —

„Frag' mal dein Herzchen, Ursel. Du schaust es dir ja unaufhörlich an."

Sie sprang auf. Errötend. Lachend.

„Du mußt nicht immer alles sehen! Das verwirrt mich."

„Ei du liebe Güte: Nicht alles sehen? Wofür hab' ich denn meine Maleraugen? Aber verwirren kann dich das nicht. Denn ich sehe ja doch viel mehr. O ja gewiß. Viel mehr als in dem luftigen Kleidchen das hübsche Körperlein. Hindurch sehe ich, und mitten drin im Körperlein da erst find' ich mein Mädchen, meinen Sonnenschein bei Tag und meinen Sternenschein bei der Nacht — ach, zum Teufel, komm her!"

„Wigand!!"

Pinsel und Palette flogen ins Haldengras. Ihre Arme umstrickten seinen Hals, und ihre Fußspitzen berührten den Grund nicht mehr, als er sich reckte und ihr Gewand im Bergwind flattern ließ.

„Wigand — mach' Feierabend, und ich küss' dich . . ."

„Das wäre! Du sollst mich küssen, damit ich heute das Doppelte schaffen kann."

„Es ist so langweilig, das Hocken und Stilliegen . . ."

„Wer weist es dich an? Tu was, du Narr."

„Hier gibt's ja nichts zu tun, als das bißchen Abkochen zu zweien."

„Ich hab' dir den Auftrag auf die Altardecke besorgt, die ich dir entworfen hab'. Bring sie mit heraus ins Freie. Das wird ein lustig Hand in Hand!"

Sie küßte ihm die Augen zu. Er sollte ihr Gesicht nicht sehen.

„Du! Hätt'st du die Stichelei von dem Fräulein Valentin auch verlangt?"

„Sicher nicht."

„Also!"

„Weil sie sie schon längst geschafft haben würd'." Und er lachte belustigt.

„Um die paar Groschen?"

„Um die paar Groschen?..." Das Lachen verflog. „Mädchen, denk ernsthaft nach. Um die paar Groschen nicht allein. Man kann auch schaffen — nur dem anderen zulieb. Um ihm eine Freud' zu schenken. Oder einen Stolz. Oder sonst eine Gewißheit, daß man nicht nur äußerlich beieinander ist. Komm herab, Mädchen. Nun sollst du kochen!"

Er setzte sie ins Haldengras, zog aus dem Rucksack den Handspaten und warf ein Feuerloch aus. Die Flamme prasselte auf. Der Kochtopf wurde in die Glut gerückt.

„Hier, Elfenkönigin, nimm deinen Zepter."

Sie rührte das Gericht mit dem Holzlöffel.

„Wie ein Marketenderweib," murrte sie, lugte seitlich zu ihm auf, riß ihn plötzlich ins Gras und seinen Kopf in ihren Schoß. „Liegen geblieben. Die Speisung beginnt."

„Kein König speist besser ..."

„Auch keine Königin ...?"

„Darf eine Königin mit ihrem Schatz am Waldfeuer liegen und ihm den Holzlöffel durch den Mund ziehen? Darf eine Königin mit ihrem Schatz durch die Berge schweifen und in der Einsamkeit unterkriechen, wo sie nur will? Darf eine Königin ihres Geliebten Seele nehmen wie ihre eigene? Du darfst es."

Ihre Hände strichen durch sein Haar.

„Ich habe kein schöneres Jahr gehabt, Wigand —"

„Nimm mich als Dank, Mädchen ..."

„Ich tu's. Ich tu's. Aber leichter könnt's uns werden."

„Wir beide zusammen, wir werden's zwingen. Und dann ist es erst ganz die Gemeinsamkeit und jede Grenze ausgelöscht zwischen Geben und Nehmen. Einer aus dem anderen geworden und durch den anderen. Ganz eins."

„Ach, Wigand, aus dem vollen schöpfen können. Ich mein' oft, erst dann gehört' ich dir ganz."

„Das hat vielleicht einmal die Ursel Schmieder gemeint, aber die Ursel vom Wigand Werkner sicher nicht mehr."

„Du mußt das verstehen, Wigand. Wir Schmieders waren dreizehn Kinder und der Vater ein kleiner Beamter mit dem Ehrgeiz, die Knaben in die Realschul' und die Mädchen in die Töchterschul' zu bringen. Da reichte es bald nicht hinten und nicht vorn, und was wir Kinder gewannen, war der Neid. Wahrhaftig, Wigand, der Neid auf alle, bei denen es immer reichte, im Wachen und im Schlafen."

„Das versteh' ich freilich nicht. Den Ehrgeiz, emporzuwachsen in eine höhere Welt, meinetwegen über die anderen hinaus: O ja. Aber den Neid auf ein schöner Gewand am Leib, auf ein besser Gericht im Topf, auf ein größer Geld im Sack — ohne Tat, ohne Verdienst — ach geh, du narrst mich und willst ein Lob- und Preislied auf deine verborgenen Tugenden, du liebe Eitelkeit."

Er saß aufrecht, hielt ihren Kopf gegen seine Brust gedrückt und wiegte sie im Arme hin und her. Die Mittagssonne knisterte in ihrem Haar, lag ihr in warmen Goldtupfen auf Nacken und Hals, und er beugte sich nieder und küßte andächtig all die sonnenwarmen Stellen.

„Wigand — du hast nie hungern müssen —"

„Was hab' ich nicht, Urselein? Als Landsturmmann hab' ich hinausgemußt in den großen Krieg und hatte zeitlebens kein geladen Gewehr gekannt und vom Brotbeutel nur den Inhalt. Jetzt lernte ich's umgekehrt: Vom Gewehr die Ladung und vom Brotbeutel den ausgekratzten Fetzen. Aber das ist nicht der größte Hunger. Ausgehungert sein in allen Dingen Geistes und der Seele. Sich kaputt sehnen nach einem höheren Klang, der einmal deine Sprache war. Langsam, und doch sichtbar vor dir selber, abstumpfen. Ganz stumpf werden. Alle viere strecken wie der Kamerad zur Rechten und der Kamerad zur Linken. Laß gut sein, Ursel."

„Aber du hattest eine reiche Jugend ..."

„Ich könnte dir antworten: um so schlimmer. Denn was du besessen hast, das malt dir die Erinnerung in noch viel glühenderen Farben, daß dir das Vergangene unersetzlich erscheint und darum die Gegenwart nicht mehr wert, einen Finger zu krümmen. Und was du nicht besessen hast, das quält dich nicht, und du kannst dir unbekümmert dein Leben gestalten, als wär' jeder Schritt ein Gewinn. Siehst du, mein klein, nachdenklich gewordenes Urselein: so könnte ich dir antworten, aber ich kann nicht. Denn meine Jugend war wirklich reich. Reich durch die Eltern, die mich erzogen, weiß Gott in spartanischer Einfachheit und dennoch in einer Fülle ..."

Seine Gedanken gingen auf Wanderung. Ganz still hielt sie sich in seinem Arm und atmete kaum. Ihre Augen waren weit und glänzend.

„Tot," sagte er. „Beide tot. Am Pflichtgefühl gestorben im letzten Kriegsjahr. Oder an Unterernährung, was dasselbe sagt. Sie sind so vornehm gestorben, wie sie gelebt haben. Menschen einer hohen Klasse."

„Ich hab' sie ja gekannt, Wigand. Seit ich laufen konnt', Wigand, und in unserem kleinen Krautgarten am Zaun stand und durch das Heckenloch in euren stillen Blumengarten lugte. Du, da hab' ich mir gedacht: ‚So wie der Geheimrat Werkner, so vornehm muß der König ausschaun, und wie die Frau Geheimrätin die Frau Königin.' Du aber, Wigand, gefielst mir damals schon viel besser als alle Prinzen mitsamt dem Kronprinzen. Obschon du gegen mich fast ein erwachsener Junge warst."

„War ich denn ein so Braver?"

„O je — ein wildes Füllen war der Herr Wigand. Aber wenn die Frau Mutter rief, warst du bei ihr wie im Hui und küßtest ihr die Hand und führtest sie am Arm wie ein

geborener Ritter fürsorglich über den Kies. Und auch der Herr Vater henkelte sich oft bei dir ein, und dann sprach ihr im Auf- und Niederschreiten lauter hohe Dinge, bis dir die Augen glänzten und der Herr Vater dir durchs Haar wuschelte. Und es war wie Anbetung und Neid in mir."

Er strich ihr über die brennenden Augen.

„Neid — schon wieder das böse Wort. Meine Ursel hatte doch auch ihre Eltern."

Da lachte das Mädchen hell in den Wind.

„Stell's dir vor, Wigand! Meine sauberen Brüder, die Herumlungerer, und der Mutter, die über Tag in zerschlissenen Pantoffeln lief, die Hand küssen! Oder der Vater wuschelt uns durchs Haar, wenn er vom Schoppen kam. O gewiß! Aber es blieben mehr Haare in seiner Hand, als uns Zerraufsten lieb war. Siehst du, und darum lief ich so oft nach der Hecke und lugte mir die Augen aus nach euch, und darum warf ich all meine Mädchenschwärmerei auf den feinen Nachbarsjungen und seine vornehme Zärtlichkeit, und darum rannte ich aus meiner Stellung, als du wie ein ganz Armer und Einsamer aus dem Kriege kamst, weil ich dacht', jetzt kannst du's eher wagen, und fiel dir um den Hals, als dich der Lebensabscheu packte, und blieb bei dir ... Wigand, es war schön."

Er zog still und fest ihren Kopf an sich, daß er ganz in seinem Arm verschwand.

„Ist's heute minder schön, Ursel? Hab' ich's bei dir fehlen lassen an der Ritterlichkeit?"

Eine Weile rührte sie sich nicht. Als ob sie sich zu wohl fühlte zum Reden.

„Wigand ...?"

„Ursel ...?"

„Wigand, du hast mich hoffärtig gemacht mit deiner Liebe. Ich möcht' sie überall vorzeigen wie eine Prinzessin ihren Prinzen und vor aller Welt einen Stolz auf dich haben."

„Ei, Urselein, hast du vergessen, daß wir vor der Welt die Prinzen von Habenichts sind? Da wird mein Mädel, fürcht' ich fast, nicht arg beneidet werden."

Jäh warf sie den Kopf herum und die Arme um seinen Nacken.

„Schaff' mir's, Wigand! Schaff mir's ..."

Ihr Auge hing starr an dem seinen, und so suchte er zu lesen.

„Möchtest du, daß ich dich heirate, Kind? Ich tat's bislang nicht, weil ich erst wieder hineinfinden mußt' in die Malerei und der Verkauf erst langsam wieder glückt. Ich hätte dich gerne als Frau in ein auskömmlicher Nest gesetzt, aber wenn du willst — ich bin bereit."

„Nein, nein — nur keine ärmliche Ehe! Das wäre das Ende."

„Gar so ärmlich wird's schon nicht werden," sagte er ruhig, „dafür stehe ich ein, weil mich keine Arbeit schreckt."

„Schreckt dich keine?" fragte sie hastig. „Wenn's die Malerei nicht erbringt, so nimm eine andere auf. Oder doch nebenbei. Du bist klüger, schöner, vornehmer als alle die Heraufgekommenen, die das große Rennen machen. Ach, Wigand, du kannst das Geld nur so herein scheffeln, wenn du nur willst."

Jetzt lachte er, daß es wie ein Sturm über die Halde ging.

„Waren verkaufen, wie, die ich nicht besitz'? In Börsenpapieren spielen, was, die mir nicht gehören? Und nur immerzu den Gewinn einstreichen, he, ob die anderen, die Dummen, daran zugrunde gehen? O du köstliche, kleine Mädchenphantasie!"

Sie erglühte. In Beschämung und Zorn.

„Über das Fräulein Valentin hättest du nicht so gelacht."

Da brach sein lustig Gelächter ab. Verwundert wiegte er den Kopf.

„Was hast du nur heut mit der Anna Valentin? Du nennst sie schon zum zweitenmal."

„Gesteh's doch nur: sie war deine Schwärmerei ..."

„Da ist nichts zu gestehen, Ursel. Es war schon so. Aber ‚es war einmal' und damit ist das Kindermärchen aus."

„Weshalb habt ihr euch nicht geheiratet, Wigand? Ihre Erziehung war doch so fein wie die deine."

„Weil ich Kriegsknecht für ihre Feinheit fürchtete."

„Nein, ernsthaft," bat sie und rieb schmeichelnd ihre Schulter an der seinen. „Sag's offen. Sie hat nicht den Mut gehabt, mit dir Zigeunerwirtschaft zu führen."

Er schaute ins Weite. Dorthin, wo hinter der Halde die Stadt im Tale lag.

„Den Mut —? O doch — den schon. Ob auf die Dauer die nötige Abgehärtetheit — wer will das bestimmen? Das kommt auf den Grad der Liebe an."

„Und so arg hat sie dich nicht geliebt?"

„Mädchen, hör' auf! Wie soll ich das wissen? Ich habe sie nie gefragt. Als ich aus der Gefangenschaft heimkehrte, und das ist nun ein Jahr, war sie jung verlobt. Und dann hatte ich dich, dich, deine fröhliche Hingabe, deine unbekümmerte Liebe — kriech fest in meinen Arm, ganz fest, und schweig einmal so lieb wie du schwatzen kannst."

Sie kuschelte sich an ihn und rührte sich nicht mehr.

„Winkelmann heißt der Verlobte," sagte sie nach einer Weile.

„Denkst du immer noch daran? Laß die fremden Leute."

„Er war von Haus aus ein Schlosser und wurde in der Kriegszeit der große, reiche Maschinenfabrikant."

„Ich gönn' es ihm, Ursel. Bleib still..."

„Und nach dem Krieg hat er den Fabrikanten Valentin aufgekauft, der auf das falsche Pferd gewettet hatte, und nach ein paar Monaten wurde Anna Valentin seine Braut, und wieder nach ein paar Monaten schoß sich der alte Herr Valentin mausetot."

„Nicht so, Ursel..."

„Darum ist die Hochzeit noch nicht gewesen. Des Trauerjahres wegen."

„Ursel, Ursel, woher weißt du nur alle die Geschichten? Laß den anderen ihre stillen Geheimnisse. Wir haben die unseren."

„Wär' nur das Geld gerade so verteilt wie die Geheimnisse... Bei denen dort sind Millionen, ungezählte Millionen, Wigand. Nur so, um blind hineinzugreifen..."

Wigand Werkner lag auf dem Rücken gestreckt und hatte sie mit sich gezogen. Seine aufmerksamen Maleraugen blickten in den blauen Himmel. „Schau mal die Sonne, Mädel. Wie ein Goldregen strömt sie. Greif hinein! Tu ein Juchzer! Mehr als glücklich sein kann kein Mensch."

Sie gab keine Antwort. Aber sie griff auch nicht in die Sonnenflut. Und er legte den Arm um ihren Nacken und wiegte sie leise ein wie ein Kind, bis sie schlummermüde die Augen schloß.

Als sie erwachte, fielen die Sonnenstrahlen schon schräg durch das Laub. Wigand Werkner stand emsig schaffend vor seinem Bild und pfiff den Ton einer Walddrossel nach, die über ihm auf dem Zweige wippte. Das Mädchen blickte lange auf ihn hin. Und in ihrem Blick flackerte die Freude auf, übergoß heiß ihre Wangen, hob ihre Brust — die Freude des Stolzes, daß dieser Mann ihr sei. Leise pfiff sie den Drosselton —

Der Mann stutzte. War bei ihr. Zog sie mit beiden Händen aus dem Grase hoch.

„Hei, mein Walddrosselweibchen, lockst du zum Nest? Feierabend! Heim! Und den Abend hindurch wollen wir singen, musizieren, die Dichter lesen —"

„Mehr, Wigand, mehr! Uns liebhaben. Von ganzem Herzen liebhaben. So kann nur ich dich liebhaben, Wigand!"

Er hielt ihr Gesicht in beiden Händen.

„Komm," sagte er über ihren Scheitel hinweg, und seine Augen suchten die kleine Dachwohnung. — —

⌘ ⌘ ⌘

Taufrisch wie der Morgen selber stiegen sie in der nächsten Frühe wieder zu Berg. Wigand Werkner trug den prallgepackten Rucksack und über dem Rucksack sein Malgerät. Über den Gießbach setzte er im Schwung. Und als sie zögerte, sprang er zurück und tat, ihre Hand in der seinen, den Sprung zum zweitenmal.

„Du bist wie ein Junge," lachte sie atemlos, „und bist doch ein Mann wie kein anderer."

„Nicht reden beim Anstieg. Atem zusammenhalten. Der Mensch soll sich nicht verzetteln."

„Du redest ja selber. Ach du, was wir gestern miteinander gelesen haben, aus dem Nibelungenlied, Kriemhilds Rache — ich werd' die großen Menschen nicht los."

„Du hast eine Auffassungsgabe, wie sie selten ist, Urselein."

„Weil ich mich dir anpassen möcht'. Weil ich werden möcht' wie du!"

„Einer soll das Beste vom anderen haben, Ursel."

„Könntest du," fragte sie scharf ansteigend, „könntest du wohl — so heiß hassen wie die Menschen im Nibelungenlied?"

„Ich hab's noch nicht ausgeprobt. Ich weiß nur, daß ich mit aller Kraft lieben kann."

„Mich..."

„Dich. Das ist eine schrankenlose Hingabe, weil sie ein schrankenloses Vertrauen ist."

„Ist Vertrauen Liebe?"

„Nicht allein. Aber sie ist der Schoß, in dem die Liebe blindlings ruht, ohne die Scham in die Wangen zu bekommen."

„Die Scham? Welch eine Scham?"

„Die Scham vor der Schamlosigkeit. Der Schamlosigkeit, die dir dein innerstes Geheimnis, deine fessellose Liebe, herauslockt und weiter rennt zu einem Zweiten, Dritten. Die dich mit einer besudelten Seele zurückläßt. Als ob ein Tier dich angesprungen hätte und hätte dich in der Maske des Heilands um dein Heiligstes betrogen. Haß, o ja, Haß! Ich kann mir dabei schon etwas denken."

„Sprich nicht so schreckliche Worte, Wigand. Wir können uns nie belügen."

„Wir?" fragte er und staunte sie an. „Wer spricht von uns? Hast du schon einmal gehört, daß sich zwei Kampf- und Leidgenossen um ihr Stück Brot betrügen? Ach, mich hungert gerade. Reich mir das Lebensbrot, Seligmacherin, und ich reich' es dir. Deinen lieben Mund, du wilde Liebe..."

Auf schwindelhohem First standen sie und umschlangen sich mit den Armen.

„Wigand —!"

„An die Arbeit! Heut muß mir alles gelingen."

Und sie erreichten die Halde, und über dem Platz, an dem Wigand Werkner schuf, übte die Walddrossel, und das Weibchen hüpfte im Geäst.

Die Arme aufgestützt, die Wangen in die Hände geschmiegt, lag Ursula auf einer Hügelwelle und blickte ziellos ins Blaue. Zuweilen nur, daß sie mit den Augen blinzelte, als huschte ein Gedanke durch ihren Kopf, den sie festhalten möchte. Dann huschte das kleine, spielerische Lächeln um ihren Mund, als ob sie sich spiegelte.

Zuweilen auch, daß ihre Augen blitzschnell zu dem Manne hinübergingen, der so frisch an der Arbeit war, aufrecht wie die Haldenfichte und klar wie die Bergluft, und ihr vor Stunden erst, in der lautlosen Frühlingsnacht, Dank und immer wieder Dank gesagt hatte in seiner tiefen Freude. Seiner Helferin. Seinem neuen Lebensquell.

War sie es? Oder trank sie aus ihm, während er zu trinken glaubte? War sie seiner einsam gewordenen Seele Helferin, oder setzte sie die Füße in seine immer bereiten Hände, um sich hoch hinaufheben zu lassen an sein Herz und an sein Haupt, hoch hinauf in die Welt, die selbst im Armengewande im Adel des Lebens stand?

Ob Wigand Werkner ebenso wägte und verglich? — Wieder umfing ihn ihr schneller, heimlicher Blick.

‚Nein,' klang es in ihrem Kopf, und zwei Worte Wigands klangen mit: ‚Einer soll vom anderen das Beste haben' und ‚Mehr als glücklich sein kann kein Mensch.'

So liebte Wigand Werkner. So liebte er — sie!

Und wieder kam das kleine Dahinlächeln, das wie eine Bespiegelung war.

Gegen Mittag fuhr sie auf. Aufmerksam lugte sie nach der breiten Bergstraße hin, die sich in weiten Windungen nach der Halde zog. Ein Kraftwagen nahm spielend die Steigung.

„Ein Wagen, Wigand! Ein funkelneuer Kraftwagen! Herrenfahrer, Wigand."

„Hoffentlich stört er uns nicht. In einer Stunde bin ich fertig mit dem Bild."

„Hallo! Juhu!" jauchzte Ursula durch die gehöhlte Hand in die Tiefe.

„Was fällt dir denn ein, du Narr? Bist doch kein Kleinmädel mehr mit deinen sechsundzwanzig Jährchen! Der Mensch muß glauben, du rufst nach ihm!"

„Soll er auch! Tut er auch! Juhu —! Jetzt nimmt er hohe Geschwindigkeit."

Wigand Werkner lachte sein schallendes Lachen.

„Ursel! Wenn man dich hört, man müßt' glauben, das Wagensteuern wär' dein täglich Geschäft."

Sie hörte nicht hin. Der Wagen, der die Windungen hinanbrauste, und der Steurer in gelbem Leder fesselten ihre Sinne.

„Weißt du, wer es ist, Wigand?" fragte sie atemlos.

„Ja, wer mag es wohl sein? Der Prinz von Hindostan? Ein Märchenprinz auf alle Fälle."

„Der reiche Winkelmann, Wigand. Was mag der Wagen gekostet haben ...?"

„So großmächtige Zahlen machen nur Kopfschmerzen, Urselein. Schau her, das Bild. Noch wenige Striche, und es ist fertig."

„Kannst du dir einen Wagen dafür kaufen, wie der Winkelmann?"

„Nein. Aber der Winkelmann kann ja auch mein Bild nicht malen."

Sie griff nach seiner Hand. „Nicht böse sein." Und dann brauste der Wagen um die letzte Biegung und hielt mit einem Ruck vor der Halde. Wie ein Füllen sprang sie ihm entgegen.

„Ursel! Nicht doch!"

Er rief es in den leeren Wind. Wie ein Kleinmädel stand sie vor dem glanzlackierten Wagen und dem Steurer in gelbem Leder, und das verlegene Lächeln auf ihrem Gesicht trieb ihm eine Wolke des Ärgers auf die Stirn.

„Der Mann muß glauben, sie sähe ein höheres Wesen in der gelben Lederjacke."

„Winkelmann," sagte der Wagenführer und legte zum Gruß einen Finger an die lederne Kopfhaube. Verzeihung, gnädiges Fräulein, ist das da drüben nicht der Malermeister Wigand Werkner?"

„Sie haben sich versprochen," sagte sie und warf den Kopf zurück. „Das da drüben ist nicht der Malermeister sondern der Meistermaler Wigand Werkner."

„Sieh mal an, wie schneidig Sie ins Zeug gehen. Das ließ' ich mir auch gefallen."

„Wünschen Sie etwas von Herrn Werkner? Ich ruf' ihn."

„Nee — von Herrn Werkner wünsch' ich nichts. Und gerufen haben Sie doch mich."

„Sie nicht. Nur den Wagen."

„Der Fahrer gehört dazu, wie die Seele zum Leib. Aber wenn Sie sich das Gefüge von Holz und Eisen betrachten wollen — es steht nichts im Wege."

Er sprang vom Steuersitz und öffnete den Wagenschlag.

„Machen Sie's sich bequem. Schmiegsam,

was? Das ist ein Lederchen. Fragen Sie mich nur nicht, was das kostet."

Das war der Verkehrston, der ihr aus dem früheren Leben geläufig war. Bevor sich ihr Wigand Werkners Welt weit geöffnet hatte.

„Sie haben's ja dazu," lachte sie leichthin. Und nun ging das Wort zwischen ihnen her und hin, als kennten sie sich schon seit Jahren.

„Schwer erarbeitet, mein Fräulein."

„Schweres Glück gehabt, Herr Winkelmann."

„Mir auch recht. Hauptsache ist, daß ich es hab' und nicht der Gevatter Schuster, der nichts vom großzügigen Leben weiß. Nun? Hab' ich zuviel gesagt? Ist das nicht ein molliges Nestchen?"

Sie rekelte sich in den weichen Lederkissen, saß still und senkte wohlig die Augenlider.

„Ich lass' es mir gefallen."

„In Fahrt erst! Keine Bewegung spüren Sie. Keine Erdenschwere mehr. Wenn Sie den Wagen erproben wollen: auf ein Stündchen kommt's mir heute nicht an."

„Ich möchte schon ... Aber Herrn Werkner wird's mit der Zeit nicht passen."

„Ah, Verzeihung. Ich habe die Ehre, Frau Werkner vor mir zu sehen —"

„Einstweilen noch Fräulein Schmieder."

„Einstweilen? Also glückliche Braut. Und da ich einen glücklichen Bräutigam vorstelle, könnten wir ruhig eine Fahrt miteinander wagen."

„Fragen Sie Herrn Werkner," sagte sie schnell.

Gottfried Winkelmann wandte sich um und schritt auf Werkner zu. Mit der Sicherheit des Verfügenden, der keine Widerstände kennt. Nun stand er neben der Staffelei und hob die Hand zur Höhe der Lederhaube.

„Winkelmann. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Werkner. Wir kennen uns vom Hörensagen durch das Haus Valentin, durch meine Braut. Ja, ich lande da zufällig hier oben und treffe eine junge Dame an, die ein wenig spazierenzufahren wünscht. Ihre Genehmigung natürlich vorausgesetzt, Herr Werkner."

Wigand Werkner hatte die Vorstellung mit einem Kopfnicken beantwortet. Jetzt sah er an dem Redenden vorbei mit großen Augen auf Ursula.

„Wigand," rief sie bettelnd, „ein halbes Stündchen nur. Bis du fertig bist, bin ich zurück. Und ganz erfrischt, Wigand."

Er wandte den Blick ruhig ab. „Bitte," sagte er. „Es scheint Fräulein Schmieder Freude zu bereiten."

„Auf Wiedersehen dann." Die Hand hob sich in die Höhe der Lederhaube. „Zeit ist Geld."

Wigand Werkner lachte in sich hinein. ‚Platter Bursche', dachte er. ‚Und die Ursel sieht nur das gelbe Leder.'

Der Kraftwagen wendete in der Wegbiegung. Ein Zuruf klang durch die Luft, zerflatterte, war erloschen. Wigand Werkner setzte mit prüfendem Blick die letzten Striche auf die Leinwand.

Dann senkte er den Arm. „Fertig."

Regungslos stand er vor seinem Werk und horchte ...

Ach so —. Der Zuruf war ja schon verklungen. Ein bißchen anders nur, als er es sich gedacht hatte. Mehr aus der Ferne als aus der Nähe. Die Nähe war leer.

„Schade," sagte er ganz laut. „Gerade jetzt."

Er warf sich ins Gras und wartete. Die Fichtenbäume ragten. Das wilde, geschmeidige Apfelbäumchen erschöpfte sich in seinem Blütenreichtum. Nach dem Sonnenglanz drängte es, und ob es sich immer wieder krümmen mußte.

‚Es wirkt beinahe — wie ein Mensch,' dachte er. ‚Wie ein armer Eigensinn, der in Kleidern prunken muß und wenn sich ihm die Seele im Leib dabei verkrümmt.'

Einmal sah er nach der Uhr. Aus dem halben Stündchen des Wartens war eine Stunde geworden. Ob er das Mittagessen richtete und abkochte? Eine Müdigkeit kroch an ihn heran, wie aus einem Einsamkeitsgefühl heraus. Er grübelte darüber nach.

‚Sie erfrischt sich für dich, bis du ganz müde geworden bist. Auch eine Auffassung der Kräfteverteilung. Ist das nun Mangel an Denkrichtigkeit oder Mangel an Tiefe? Erfrischen kann mich nur ihre Gegenwart. Dann wird mir das Schwere leicht. Und das Urselein ...?'

Leise begann er zu lachen.

‚Gedankenlosigkeit. Sonst nichts. Frauen wissen oft nicht, wo die Güte aufhört und die Grausamkeit beginnt. Ach, Wigand, und für dich ist Gedankenlosigkeit schon Grausamkeit.'

Da stand sein Bild. Und sein Auge ging darüber hin, stutzte und kam nicht los von dem blütenschäumenden Holzapfelbäumchen.

Der Wagen aber brauste über die Fahrstraße ins Gebirge, vorüber an reichen Gehöften und rußigen Holzfällerhütten, vorüber an prunkenden Kurhäusern und schwarzen Kohlenmeilern, und die Wipfel der Fichten wölbten sich zum Dach über das große und das kleine Leben.

An jedem Aussichtspunkt minderte der

Fahrer die Geschwindigkeit, damit der Gast den traumhaften Fernblick genieße. Der Gast aber drängte zu immer rascherer Fahrt. „Aussichten genieß' ich alle Tage. Mehr als mir lieb ist. Brausen, brausen muß das Leben, und verbeugen muß sich alles rechts und links, wenn wir im Sturm daher gefegt kommen. Wir!"

Er sah sie von der Seite an. Scharf überprüfend.

„Ganz mein Fall. Vierzig Pferdekräfte sind doch zuletzt kein lahmer Droschkengaul. Das wollen die Damen nur nicht begreifen."

„Ihr Fräulein Braut aber doch?"

„Meine Braut am wenigsten. Aussichtspunkte. Rasten. Verschleierte Blicke in die Ferne tun. Verträumte Heimfahrt. Und dafür vierzig Pferdekräfte!"

„Ah, jetzt haben wir freie Bahn ... Jetzt Vollgas!"

Wieder überprüfte sie sein Blick, verharrte eine Sekunde an der Linie des entblößten Halses, der drängenden gebräunten Brust. Und heimlich gewahrend spielte um ihren Mund das Lächeln selbstgefälliger Freude.

„Sie scheinen mir der rechte Fahrtgenosse. Schade, daß wir schon umkehren müssen."

„Wir müssen gar nicht. Wir können uns ja in der Zeit verrechnet haben. Es ist köstlich."

„Oder eine Panne hat uns aufgehalten."

„Mir alles recht. Nur noch nicht umkehren. Auskosten."

„Aber der Herr Meistermaler Werkner wartet ..."

„Ich muß oft halbe Tage auf ihn warten. Jeden Pinselstrich kenne ich. Oft schlaf' ich darüber ein. Hier aber erwach' ich zum Leben."

„Weiter also. Meine Braut wird mich auch nicht auf die Minute vermissen."

Eine Weile blieb sie still. Dann fragte sie und horchte auf die Antwort: „Fräulein Valentin ist wohl die verkörperte Vornehmheit? Was bin ich dagegen?"

„Augenblicklich sind Sie mir bedeutend lieber. Was tue ich mit aller Vornehmheit, wenn ich sie nicht neben mir sitzen hab'? Ihre Anwesenheit aber spüre ich ganz dicht."

„Gleich rück' ich weg."

„Rücken Sie näher heran, oder ich lass' das Steuer los."

„Nur nicht!" rief sie und suchte Schutz an seiner Schulter.

„Hören Sie mal. Ich hab' Sie mit Fräulein Valentin gesehen. Stolz sind Sie aber sehr auf Ihre Braut."

„Der beste Namen der Stadt, Fräulein Schmieder. Älteste Überlieferung. Und eine königliche Hoheit. So ein Krönlein zu vergolden, lohnt sich schon."

Sie schwieg. Und einige Zeit darauf bat sie ihn, zu wenden.

„Sehen wir uns jetzt öfter?" fragte er, als sie sich auf der Heimfahrt der Halde näherten. „Wie wär's heute abend mit dem Theater und später mit einem gemeinsamen Abendessen?"

„Wenn Sie Fräulein Valentin mitbringen wollen, will ich's Herrn Werkner schon vorschlagen."

„Muß es unbedingt so feierlich sein?"

„Herr Werkner ist nämlich gerade so eine königliche Hoheit wie Fräulein Valentin. Und Sie und ich haben sehr stolz zu sein."

„Na, na. Zuletzt habe ich das, was die Welt regiert."

„Ich auch," sagte sie.

Wieder sah er sie überprüfend von der Seite an, und sie gewahrte es. —

„Hallo — Wigand! Wigand — juhu!"

Wigand Werkner sprang auf die Füße. Zwei Stunden hatte er im Grase gelegen und in die blaue Ferne gestarrt. So fern war die Vergangenheit und so blau war sie gewesen.

„Hallo — juhu!" Das war die Gegenwart.

Er ging dem Wagen entgegen und hob das Urselein über den Wagenschlag.

„Ausreißer."

Sie überschüttete ihn mit Worten, kuschelte sich an ihn, warf ihm das Haar durcheinander und wühlte in seinem braunen Kriegsbart.

„Das hättest du mitmachen müssen, Wigand. Wie man sich in der Zeit verrechnet, wenn in fünf Minütchen eine Meile vorüberflitzt. Und ganz ohne Panne geht's auch nimmer."

„Schwindle nicht, Unrast. Also schön war's?"

„Nicht bös sein, Wigand. Erfrischt hat's mich, wie nichts im Leben. Gib acht, du."

„Schönen Dank, Herr Winkelmann."

„Gern geschehen, Herr Werkner. Wie wär's heute abend mit einem Zusammensein im Theater und noch ein bissel nach dem Theater? Ich würde auch Fräulein Valentin bitten."

„Nochmals schönen Dank. Aber ich habe zu arbeiten."

„Das habe ich auch. Aber jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Und heute abend fangen Sie doch kein neues Bild an. Darf ich mir Ihr Meisterwerk da mal anschaun?"

„Ganz nach Belieben."

„Ah — trefflich, trefflich. Ein bißchen ernst für meine Auffassung vom Frühling. Aber der Racker von wildem Apfelbäumchen,

das ist der Witz. Wie hoch ist der Preis? Ich kauf' das Bild."

„Es ist leider unverkäuflich, Herr Winkelmann," sagte Wigand Werkner ruhig.

„Unverkäuflich — ?" Ursulas Augen staunten ihn verständnislos an.

„Ja, malen Sie denn zu Ihrem Vergnügen, Herr Werkner?"

„Zuweilen male ich zu meinem Vergnügen, Herr Winkelmann. Und nun, Urselein, wollen wir ans Abkochen gehen. Sonst wird das Mittagessen zum Abendessen."

Der Wagenführer hob die Finger in die Höhe seiner Lederhaube.

„Ich will nicht stören. Aber das mit heute abend überlegen Sie sich noch einmal."

Der Wagen glitt ins Tal. Ursula Schmieder winkte ihm nach und wandte sich langsam um.

„Ich hab' glauben müssen, Wigand, du bist nicht ganz gescheit?"

„Ich hab's selber glauben müssen, Urselein, als ich dich mit dem Gelbledernen fahren ließ."

„Ach, das mein' ich nicht." Sie nestelte zornig die obersten Knöpfe des Gewandes zu. „Mit dem kannst du mich fahren lassen bis nach Brasilien. Das ist ein großzügiger Mensch. Aber, daß du ihm dein Bild nicht verkaufen wollt'st und du braucht'st ihm nur einen Preis zu machen so hoch wie du mochtest —"

„Er war mir zu großzügig, Urselein. Dir hat er die Wagenfahrt gespendet. Mir wollt' er ein Trinkgeld spenden. Verstand'st du das wirklich nicht? Damit ich dich heute abend ins Theater führen und nachher ins Weinhaus führen könnt'. Du hast ihm gefallen."

„Bist du eifersüchtig, Wigand . . .?"

„Eifersüchtig?" schmunzelte er. „Hältst du es für sehr hochmütig, Ursel, wenn ich einen Vergleich mit dem Gelbledernen ablehne? Einen Wagen steuern hab' ich als Feldsoldat in einer Woche gelernt und die großen Worte entnimmt er nicht seinem kleinen Hirn, sondern seinem großen Geldbeutel."

„Falsch. Ganz falsch. Weshalb hätt' ihn sonst die Anna Valentin genommen?"

„Sieh mir einer die Advokatin! Ficht mit Scheingründen, wie so ein richtiges kleines Frauenzimmer. Ursel, komm her. Mach' deine lieben Kinderaugen. Die Anna Valentin hat sich ihm verlobt aus Liebe zum Vater, um den Vater zu retten und sein Werk, und der Vater hat sich nachher erschossen, weil ihm das Opfer bei näherer Betrachtung des Mannes zu — zu groß vorkam. Die Anna Valentin aber steht bei ihrem Wort."

„Woher weißt du das alles?" fragte sie erstaunt. „Hast du sie gesprochen?"

„Ich habe sie nicht gesprochen und brauche sie nicht zu sprechen. Menschen wie die Valentins handeln so und Menschen wie die Winkelmanns handeln — anders."

Ursula Schmieder starrte eine Weile in die Luft. „Wenn sie sich doch heiraten, können wir doch auch heut abend mit ihnen zusammen sein," kam sie hartnäckig auf ihren Wunsch zurück. „Oder du bist doch eifersüchtig darauf, daß er sich so gerne mit mir unterhält."

„Ursel," sagte er ruhig, „muß ich denn alles aussprechen? Du verstehst mich doch sonst auf halbem Wege. Wenn er sich gern mit dir unterhält, so liegt's daran, daß er sich mit der Anna Valentin nicht zu unterhalten vermag, weil er sich vor ihr klein vorkommt und vor dir groß. Weil er ihr zeigen möcht', was für ein Teufelskerl er ist, und wenn sie darauf eingin g', ließ er dich mit demselben Glockenschlag links liegen wie eine abgerupfte Wiesenblume."

„Und weshalb, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Weshalb? Weil diese Leute aus den Niederungen immer nach der Anerkennung von oben gieren. Weil sie ihrem neuen Reichtum und ihrer neuen Lebensstellung nicht eher trauen, als bis sie durch eine Frau höheren Grades gehoben und befestigt werden. Danach hungern und dursten sie wie nach einem Ordensschmuck, Urselein."

„Also so denkst du im Grunde auch über mich?"

„Narr, Liebste, Kleine!" Er zog sie so fest an sein Herz, daß sie einen Schrei tat. „Nicht wieder so etwas sagen. Nie wieder. Du hast dich mir gegeben und ich mich dir. Damit spielt man nicht. Oder das Heiligste erniedrigt sich uns zum Gemeinen."

„Wigand! Meiner du!"

„Du Meine . . ."

„Und nun hab' ich gerad' meine Bitte. Nur, damit du siehst, daß ich dein bin und so stolz darauf bin."

Da gab er nach. In lachender Verzweiflung.

„Eure Gedankengänge sind ein Labyrinth. Ich werde unsere Ersparnisse angreifen müssen."

„Greif sie nur an, Wigand. Es ist besser, als daß du mein Vertrauen angreifst. Vertrauen mußt du mir immer."

Sie kochten nicht ab. Sie sparten das Mahl und aßen ein Stück Brot aus dem Rucksack. Während des Abstiegs aßen sie, so drängte sie. Sie war in ihren Liebesbezeugungen so ausgelassen, wie in ihrer überseligsten Zeit.

Längst vor Beginn der heiteren Oper

saßen sie in einem Eckchen des zweiten Ranges, Ursula Schmieder in ihrer hübschesten Spitzenbluse, Wigand Werkner in einem gutgehaltenen Gehrock aus des Vaters Erbe. Ursulas Wangen glühten. Ihr Mündchen stand nicht still. Jeder Eintretende mußte Spießruten laufen. Erst als Anna Valentin eintrat, seit ihrer Trauer zum erstenmal in heller Abendgewandung, schwieg sie mitten im Wort. Denn die Schlichtheit dieser Gewandung wirkte allein durch ihre Trägerin.

Im Abendanzug neuesten Schnittes schritt Winkelmann hinter ihr den ersten Rang entlang. Jetzt nahmen sie ihre Plätze ein. Jetzt lehnte sich Anna Valentin still zurück in ihren Polsterstuhl, legte ihr Verlobter die Arme breit auf die Brüstung.

Im selben Augenblick nahm auch Ursula Haltung an und lehnte sich mit halbgeschlossenem Blick in ihren Stuhl zurück.

„Da sind sie," sagte Wigand Werkner, und als Anna Valentin die Augen hob, grüßte er heiter.

„Hat sie wirklich wiedergegrüßt?" fragte Ursula.

„Jetzt grüßt auch dein Freund. Willst du nicht erwidern? Übrigens ist das Mädchen ergreifend schön geworden."

„Du — verdirb mir den Abend nicht. Wenn ich Millionen meines Bräutigams zur Verfügung hätt', wär' ich auch ergreifend schön."

„Ach, Urselein."

„Schmal ist sie wie ein Püppchen. Alles an ihr viel zu zart. Vielleicht ist das die Feinheit. Aber wenn ich so schwarzes Haar hätt', rieb ich mir wenigstens die Backen rot."

„Freu dich doch, daß sie anders ist wie du."

„Meinst du wirklich, Wigand? Da wird's dunkel. Ah, die Musik. Still —"

In der Pause kreiste der Menschenstrom in der Wandelhalle des ersten Ranges.

„Ich kann mich dort nicht sehen lassen," sagte Ursula ärgerlich. „Ich hab' nur eine Bluse an."

„Du irrst dich, Urselein. Du hast auch einen Rock an. Rock und Bluse."

„Sprich nicht so einfältig, Wigand."

Wigand Werkner schob ihren Arm in den seinen. „Wenn du an meinem Arm gehst, gilt der Mensch, nicht das Kleid. Ich bitt's mir aus, Ursel." Und er führte sie in die Wandelhalle und traf im Menschenstrom auf Winkelmann und Fräulein Valentin.

„Grüß' Gott, Fräulein Anna. Ich freu' mich von Herzen."

„Grüß' Gott, Herr Wigand. Nach so langen Jahren." Sie hatte den Arm ihres Verlobten freigegeben und dem Jugendfreunde beide Hände hingestreckt. In ihrem ernsten Gesicht leuchteten die Augen auf.

„Bravo, Fräulein Schmieder," sagte Winkelmann und reichte ihr in gutmütiger Herablassung die Hand. „Haben Sie's doch noch fertig gebracht?"

„Eine rechte Frau bringt alles fertig."

Sein Auge glitt rasch über ihren Anzug. Zur Not ging's.

„Also ist das Abendessen zu viert auch gesichert?"

„Selbstverständlich," und sie hob überlegen das Kinn.

Das schüchterte ihn nicht ein. Er lachte ihr ein wenig in die Augen, und lustig gab sie den heimlichen Blick zurück.

„Herrschaften, die Pause ist zu Ende. Wir treffen uns nachher wohl noch ein Stündchen," und er nannte ein Weinhaus. „Anna, es ist wohl auch d e i n Wunsch?"

Anna Valentin sah auf Wigand Werkner. In ihrem offenen Blick stand die Frage: Bringst du kein Opfer? Und freundlich sagte sie: „Ich gehe auch in ein schlichteres Haus. Der Prunk tut's nicht. Wie denken Sie, Fräulein Schmieder?"

„Wenn ich die Wahl hab', wähl' ich das beste."

„Also bleibt's beim Vorschlag des Herrn Winkelmann," bestätigte Wigand Werkner. Und sie verabschiedeten sich.

„Du, Wigand. Ich glaub' fast, sie wollt' uns eine Gnade erweisen."

„Umgekehrt, Ursel. Sie wollt' sich nicht groß tun vor uns."

„Keine Sorge. Das Geld gehört ja wohl dem Herrn Winkelmann."

Und dann saßen sie in der blumengeschmückten Gartenhalle des Weinhauses, von der lauen Frühlingsnacht umwoben, ließen sich die Schüsseln reichen und hoben die Gläser gegeneinander. Der geheimrätliche Gehrock Wigand Werkners stach ein wenig unvorteilhaft ab von dem modischen Abendanzug Winkelmanns. Ursula hatte es mit dem ersten Blick festgestellt. Aber dann gewahrte sie die ruhige Sicherheit des Geliebten, der jede Umgebung nur als einen Rahmen nahm, seine natürliche Heiterkeit, der sich niemand zu entziehen vermochte. Und sie drückte ihm unter dem Tisch hastig die Hand. „Gefällt's dir, Urselein?"

Und er berichtete der Jugendfreundin, die an seiner Seite saß, weiter von den Jahren des Feldzuges und der Gefangenschaft, bis zu seiner armseligen Heimkehr.

„Aber es wird schon wieder werden. Ich zwing's schon. Die Ursel und ich, wir schau'n mehr aufs Glück als aufs Geld."

Er hielt inne. Auge in Auge.



Fischerboote. Gemälde von Theodor Hummel

„Ich schau' auch mehr aufs Glück," sagte sie, ohne daß ihre Wimper bebte.

Er atmete befreit auf. „Erzählen auch Sie mir, Fräulein Anna." Und sie erzählte.

„Hören Sie mal, schöne Fahrtgenossin, ich werde Sie von jetzt an Fräulein Ursel nennen. Weshalb soll ich's schlechter haben als andere Leute."

Sie strahlte. „Und Sie? Wie heißen Sie?"

„Gottfried Winkelmann, meine Schönste."

„Ihr Wohlsein, Herr Gottfried."

„Ihr Wohlsein, Fräulein Ursel."

Wigand Werkners Auge ging eine Blicklänge über beide hin. Ihr übermütiges Lachen hatte den versonnenen Hörer aufgeschreckt. Dann horchte er wieder auf die Stimme aus versunkener Jugend.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir den Abend geschenkt haben," sagte Anna Valentin. „Jetzt darf ich's Ihnen sagen: ich hatte, seitdem Sie zurück sind, den stillen und starken Wunsch nach dieser Stunde. Wenn wir uns wiedersehen, werden wir verheiratete Leute sein."

„Glück auf," sagte Wigand Werkner und erhob sich, wie sie sich erhoben hatte. Winkelmann widersetzte sich dem schnellen Ausbruch. Ursula schloß sich ihm lebhaft an. „Gerad' wo's so gemütlich und zutraulich wird." Und sie fügten sich nur widerstrebend.

„Dafür fahren Sie mich bald wieder mit Ihrem Wagen hinaus, Herr Gottfried."

„Wird mir stets eine besondere Freude sein, Fräulein Urselchen."

„Ursel," fragte Wigand Werkner lachend, als sie durch die laue Frühlingsnacht heimschritten zu ihrer Dachhausung, „hatte dich die Weinlaune, daß du deinen Nachbar beim Vornamen nanntest?"

„Du nanntest deine Nachbarin ja auch nicht Fräulein Valentin."

„Wir sind Kindheitsfreunde, Ursel. Wir hätten uns ‚Du' nennen können wie bisher. Ich tat's nicht, weil es mich zu vertraulich zu ihrem künftigen Gatten gestellt hätt'."

„Ich bin nicht so stolz und lehn' darum die Freundschaft eines Herrn Winkelmann nicht ab."

Er zog ihren Arm fester an sich.

„Närrchen. Was redest du nur nach ein paar Stunden des Kennens von Freundschaft? Sei vorsichtiger, mein Mädchen. Bei dir mag's eine freundliche Wallung sein. Bei ihm war's plumpe Vertraulichkeit, als er dich Fräulein Urselchen nannte. Stolzer, mein Urselein!"

„Fräulein Anna Valentin hat natürlich weit mehr Grund, stolz zu sein."

„Fräulein Anna Valentin sagte, als ich ihr von meiner Ursel sprach: ‚Wie klein bin ich gegen eine Frau, deren Hingabe immer neue Reinheit wird, weil sie den Geliebten segnet.' Verstehst du das, Urselein?"

Ursula schwieg. Grübelnd schritt sie an seinem Arm durch die Sommernacht.

„Ursel, eine andere segnen kann nur der, der in sich selber ein Segen ist. Ein solcher Segen ist Reichtum ohne Ende und weiß noch aus Elend und Krankheit einen Garten voll seligblühender Blumen zu schaffen. Darum bist du viel reicher als alle Reichen des Tages."

„Es ist für die anderen leicht, schöne Worte für die armen Seelen zu finden, wenn's ihnen selber am Leiblichen nie und nirgends mangelt."

Da schwieg auch Wigand Werkner. Und er lag in der Nacht mit weitgeöffneten Augen, die unablässig ins Dunkel starrten, als warteten sie auf ein freundliches Licht. ‚Es kann doch nicht so dunkel in ihrer Seele sein? Du sahst doch das helle Licht? Wieder und wieder, wenn sie die Arme um dich warf, wenn du sie am Herzen hieltest. Sollte das wirklich nur der Widerschein deines eigenen Lichtes gewesen sein, das in der Freude doppelt hell leuchtete?' Und er verwarf den Gedanken so hastig, wie er gekommen war.

Am anderen Morgen begann er den stillen Kampf um Ursulas Seele.

Hatte er bisher in allen Dingen des Geistes das Amt des Führers gehabt, von Stund an rückte er sie, unmerklich helfend, in die Rechte des Gleichstehenden, damit sie von sich aus um so freudiger die Pflichten aufnähme. Hatte sie bisher bei allem Tun und Lassen seine Meinung erfragt, von Stund an erfragte er bei all seinem Tun die ihre, damit sie Ernst und Tragweite aller Entschlüsse selber bemessen lernte. Und der natürliche Verstand Ursulas griff die Fäden auf, und die weibliche Klugheit, die das Körperliche insgeheim als den stärksten Einschlag ersah, versuchte ein Band daraus zu flechten, das zu einem Leitseil werden sollte.

Wigand Werkner gewahrte es wohl. Aber er sprach kein Wort darüber. Bei den kleinen Eva-Listen schmunzelte er in sich hinein, wie man über einen pfiffigen Kindskopf zu schmunzeln pflegt, in den wichtigeren Dingen der Lebensauffassung hingegen suchte er durch sein Beispiel zu wirken und, wenn es not tat, zu beschämen.

Aber Wigand Werkner gewahrte bald mehr. Er gewahrte, daß Ursula die Gewährung geistiger Gleichstellung nicht als ein ernst verpflichtendes Geschenk, sondern schnell als eine Selbstverständlichkeit, daß sie die Befragung ihrer Meinung und die Herbeiführung ihres Entschlusses nicht als eine

aus tiefer Güte entsprungene Förderung, sondern nur als ihre eigene Überlegenheit ansah, und daß ihre Beschämung zum Zornausbruch verletzter Eitelkeit wurde. Das uralte traurige Kampfspiel gewährte Wigand Werkner in der Wahl und Führung der Waffen zwischen den Rittern vom Geist und den Eroberernaturen. Aber er gab den Kampf um Ursulas Seele nicht auf.

Immer wieder kam Ursula auf die Erschließung größerer Einnahmequellen zurück.

„Kein Mensch schenkt dir einen Groschen für deine vornehme Zurückhaltung. Was ist denn heute Vornehmheit? Über der Menge stehen, meinst du? Heut kannst du das nur durch die Macht des Geldes. Wenn mit der vornehmen Handbewegung nicht auch die Tausender fliegen, lachen dich die kleinsten Lehrlinge aus. Geh zum Winkelmann in die Schule, der versteht sich auf die Zeit."

Und ein andermal: „Es ist ja gewiß rührend an dir, daß du in diesen teueren Zeiten so anspruchslos bist, Wigand. Aber ich bin zehn Jahre jünger als du und hab' noch nicht viel Schönes mitgekriegt vom Leben und daher noch meine Ansprüche zu stellen. Auf etwas verzichten, was man schon kennengelernt hat, ist nicht schwer."

Wigand Werkner ging zu den Kunsthändlern und verkaufte seine Bilder zu den billigsten Preisen. Das Geld brachte er ohne einen Abzug Ursula. „Nun wirtschafte aus dem vollen." Sie fiel ihm um den Hals. Sie hatte feuchte Augen, als er sie küßte.

‚Es ist Verlaß auf sie,' sagte er sich, ‚wenn auch nur ein Verlaß, der nicht über den Augenblick hinausgeht. Verlier' nicht die Geduld, Wigand.'

Und er verlor nicht die Geduld, als sie nach wenigen Wochen mit leeren Händen vor ihm stand.

„Ursel! Wie hast du das angefangen?"

„Weißt du denn nicht, daß schon wieder eine neue Teuerungswelle kommt? Ich habe vorgesorgt, Wigand, und eingekauft. Ich habe die Witterung für die billigen Quellen noch von der Familie Schmieder her. Da mußten wir Kinder Straßen und Gassen abrennen, bis wir, was nötig war, um ein paar Pfennige billiger ergatterten. Das kommt mir heut zugut, Wigand."

Er warf nur einen Blick über die Einkäufe. Viele Tafeln Schokolade, feine Seifen, ein halbes Dutzend Flaschen Kölnisches Wasser. Ob das alles im Hause Schmieder benötigt worden war? Er prüfte die Paketchen nicht weiter. Nicht die Geduld verlieren. Vorbildlich wirken.

Seine Kunst wie bisher auszuüben, mußte er sich zuvörderst versagen. Seine Arbeit erheischte bis auf weiteres sofortige Bezahlung. Er verließ das Haus und wanderte durch die Stadt, suchte die Gassen, in denen die Händler wohnten, die Altertümer feilhielten in Bildern, holzgeschnitzten Figuren, verblichenen Möbeln vergangener Jahrhunderte. Viel wertloses Gerümpel hatten sie zusammengetragen aus Stadt und Land, denn das Gute hatte seinen festen Markt und verirrte sich selten an die Ladenhändler. Nie aber waren Altertümer so verlangt wie in der Zeit des noch unkundigen neuen Reichtums und das Beiwort „antik" hatte in den meisten Fällen den künstlerischen Wert zu ersetzen.

Wigand Werkner stand vor den Schaufenstern und betrachtete die abgeblätterten Ölbilder, die farblos gewordenen Truhen, Holzstöcke und Schnitzereien. Er wartete, bis ein paar Käufer den Laden verlassen hatten, trat ein und erbot sich dem Händler zur farbigen Wiederauffrischung seines Krams. Der Geschäftsmann wurde hellhörig. Er ersah den gesteigerten Verkaufsvorteil. Aber er verlangte Pfänder für die Hergabe der Stücke bis zur Wiederablieferung.

„Ich heiße Wigand Werkner. Mehr als meinen guten Namen kann ich nicht anbieten."

„Der Sohn vom alten Geheimrat? Freut mich. Freut mich sehr. Also machen wir einen Versuch."

Wigand Werkner packte sich ein paar jämmerliche Heilige ein. Die Höhe des Verdienstes sollte jeweilig bei der Ablieferung geschätzt und ausgezahlt werden. Es war ihm recht. Daß der Name, den ihm sein ehrwürdiger Vater hinterlassen hatte, auch unter den heutigen Gewinnmachern mehr noch galt als ein Pfand, stimmte ihn höher als das Geld.

Den Sack auf der Schulter, der die Holzfiguren barg, schritt er durch den Abend heim zu seiner Dachhausung.

Ursulas mitleidiges Staunen störte ihn nicht, nicht ihre Verächtlichmachung seiner Arbeit. Von morgens bis abends, Woche für Woche, hockte er vor den verwaschenen Figuren, den zerknitterten Bildern, und seine feinfühlige Künstlerschaft gab ihnen die Farbentönung, die sie erst zur Ausschmückung eines Wohnraumes befähigte.

Brach die Dunkelheit herein, so packte er sorglich seinen Sack, schulterte ihn und trug das Fertiggewordene dem Händler zu, der Stück für Stück abschätzte und bezahlte. Und es gab keinen Tag mehr in Wigand Werkners Dachhausung, an dem nicht Geld vorhanden gewesen wäre für die Notdurft des

Lebens und einiges darüber hinaus zu Ursulas Erfreuung.

„Du kannst es verwenden, wie du willst, Urselein. Du bist eine gute Wirtschafterin geworden und hast eine glückliche Hand."

Dann lachte Ursula in sich hinein.

Als er aber eines Tages von seiner Fronarbeit aufschaute und sie zum Ausgehen angekleidet fand, fragte er doch: „Wie ist dir denn das neue Kleid angeflogen?"

„Erspart," lachte sie, küßte ihn auf beide Augen und huschte hinaus.

„Hast du dir das Pelztier auch erspart?" fragte er eine Woche später und deutete auf einen schmiegsamen Fuchs, den sie um die Schultern gelegt hatte. „Soviel läßt sich doch bei meiner Tagelöhnerei nicht in so kurzer Zeit erübrigen? Denn deine Küche ist auch vortrefflich."

„Ich will's dir eingestehen," sagte sie und kniff sinnend die Augen. „Ich hab' mit ein paar hundert Mark an der Börse gespielt. Was ich anfass', bringt Glück. Und nun pinsle nur ruhig weiter an dem heiligen Nepomuk. Ich sorg' schon an meinem Teil."

Wigand Werkner schob den Heiligen beiseite. Seine Augen weiteten sich und hatten eine tiefe Farbe bekommen.

„Du spielst — an der Börse? Nur um dir Kleider und Pelzwerk kaufen zu können und dir auch sonstwie einen guten Tag zu machen? In einer Reihe mit den tausend Faulenzern und Tagedieben? Ursel, es ist meine Schuld. Ich hab' mich meines Tagesverdienstes wegen dir nicht mehr genügend widmen können. Deutschland ist schon kaputt genug, als daß es durch die elende Börsenspielerei noch kaputter gemacht werden müßte. Das ist ein Geschäft für Aasgeier. Das hast du nicht gewußt."

„Ich verlier' schon nix," sagte sie und streckte das Kinn vor.

„Ja," fragte er verwundert, „hast du mich denn nicht verstanden? Ich wollte, du hättest beim ersten Male verloren und dir ein- für allemal die neugierigen Finger verbrannt."

„Ausgeschlossen. Ich arbeit' nur durch eine Hand, die sich auskennt."

„Und wem — wem gehört diese Meisterhand? O nein, du hast dich nicht verplappert. Also: Farbe bekennen."

„Ich hab' den Herrn Winkelmann um Rat gefragt," sagte sie trotzig.

„Hast du den denn getroffen?"

„Ich lauf' doch den ganzen Tag in der Stadt herum, während du bei deiner trübseligen Arbeit hockst. Ich wüßt' ja sonst gar nicht mehr anders wie die Welt ausſäh' als durch das Dachfenster. Da fährt einem der Winkelmannsche Wagen schon mal über den Weg."

„Und du bist mitgefahren?"

„Ich bin auch schon ein Stück mitgefahren, wenn ich gerad' müd' war und mir keine Droschke leisten konnte. Du brauchst mich nicht so anzusehen. Oder kann ich mir eine Droschke leisten, wenn ich müde bin?"

„Spiel' die Sache nicht auf ein anderes Gleis, Ursel. Du fühlst sehr gut, was hier jetzt zur Besprechung steht. Hinter meinem Rücken tut meine Ursel Dinge, von denen sie weiß, daß sie meinem und damit auch ihrem Stolz zuwiderlaufen. Denn Menschen, die so eins geworden sind wie wir, haben nur noch Gemeinsames."

„Ich tue nichts hinter deinem Rücken," weinte sie vor Zorn. „Wie kann ich das, wo du den ganzen Tag nicht für mich zu haben bist? Und ich bin gerade so ein freier Mensch wie du und lasse nicht jede frohe Regung von dir knechten."

„Ursula," sagte er und zog ihren Kopf an seine Brust.

„Nein, nein!" trotzte sie. „Ich bin auch wer!" Und sie entwand sich ihm, griff nach ihrem Hut und lief die Treppe hinab.

Als sie gegen Abend heimkehrte, war sie so lustig, daß sie ein Lied trällerte. Sie trieb in der Stube Schabernack, als hätte sie Champagner getrunken, und lachte unaufhörlich leise vor sich hin. Und Wigand Werkners Malerauge gewahrte, daß ihre schmalen Lackschuhe schwarz und glänzend waren und daß auf ihren Schultern und auf ihrem Haar ein feiner Staubhauch der Landstraße lag. Da wußte er, daß sie im Kraftwagen eine Ausfahrt gemacht hatte.

Ein paar Tage später überraschte sie ihn mit der Bitte, eine Schwester besuchen zu dürfen, die einige Eisenbahnstunden weit einen Landwirt geheiratet hatte. Er sah sie an, sah auf seine Arbeit und nickte.

„Wigand, Liebster: hör! Ich lasse auch das Börsenspiel, wenn's dich nicht freut. Der Herr Winkelmann heiratet sowieso gegen End' dieses Monats und berät mich dann sicher nimmer. Und ich schreib' dir in der Minut', in der ich aus dem Zug' steig', meine Ankunft, damit du dich ja nicht ängstigst um deine Ursel."

Am nächsten Nachmittag reiste sie. Er brachte sie zur Bahn, und sie winkte ihm vom Fenster des fahrenden Zuges aus so lange strahlend zu, wie sie ihn nur zu sehen vermochte. Dann kehrte er zu seiner Tagesarbeit in der luftigen Dachhausung zurück und nahm Pinsel und Palette.

Aber das Blut war ihm sonderbar unruhig. Er fühlte, daß ihn etwas überschattete. Daß eine Unreinheit seinen Ärmel streifte. Daß ein Feind lauerte.

Pinsel und Palette fielen zur Erde. Totenblaß erhob er sich und ballte die Fäuste.

Er fuhr zusammen. Die Klingel an der Tür hatte angeschlagen. Draußen stand der Briefträger, reichte ihm eine Ansichtskarte hinein und trottete die Treppe hinab.

Wigand Werkner starrte verständnislos auf die bäurisch bunte Postkarte. Er las die wenigen sorgfältig hingeschriebenen Zeilen. „Glücklich angekommen. Aber mit allen Gedanken bei Dir! Es umarmt Dich Deine Ursel.“ Und die Schwester hatte einen Gruß nebenhin gekritzelt.

„Das ist ja nicht möglich — sie kann ja kaum angelangt sein. — Er wandte die Karte um, entzifferte den Poststempel. Die Karte war am Wohnort der Schwester aufgegeben.

Und plötzlich begann Wigand Werkner zu lachen. So wild zu lachen, daß sein Gesicht flammendrot sich färbte, daß die Schläfenadern tanzten.

Die Schwester Landwirtin hatte die fertiggeschriebene Karte zugeschickt erhalten, um sie zur vorbestimmten Frist zur Post zu geben, während das Urselein, weitab, fremde Wege fuhr. Die Schwester Landwirtin war zu diensteifrig gewesen oder der Postkasten zur unrechten Zeit entleert worden. Gleichviel. Die Karte war um einen Postzug zu früh befördert worden.

Und als ob das wilde Lachen sein Hirn freigefegt hätte von jedem schönfärberischen und entschuldigenden Gedanken, stand sein Zusammenleben mit Ursula Schmieder in unbestechlicher Klarheit vor ihm, sah er, was er bisher in allzu großer Güte verschleiert hatte, in unerbittlicher Schärfe, Glied um Glied. Da war die geschmeichelte Eitelkeit, die sie zu ihm geführt hatte. Da war der befriedigte Ehrgeiz, in einer höheren Klasse zu leben. Und aufs neue die Eitelkeit, die nun erreichte Klasse auch äußerlich in die Erscheinung treten zu lassen, und aufs neue der Ehrgeiz, dem alle Mittel recht schienen. Wie in einem zweiten Gesicht sah Wigand Werkner jede Meile Wegs, die Ursula gegangen war. Das Zusammentreffen mit Winkelmann, das sie auf ihren Spaziergängen mit kühler Berechnung herbeigeführt hatte. Das Spielenlassen aller gefallsüchtigen Künste. Die heimlichen Fahrten über Tag, die der Mann mit vorgespiegeltem Börsengewinn zahlte. Bis zu dieser Fahrt, die über Nacht sich dehnen sollte, um ihr einen Börsengewinn zu bringen, so auskömmlich, daß ihr Wigand Werkners Liebe anstand wie ein prunkhaftes Kleid.

Lug und Liebe im selben Lächeln. Er schüttelte sich, als schüttelte er eine Schmeißfliege von sich ab. Weit streckte er die Arme vor. Seine geballten Fäuste öffneten sich, schlossen sich jäh wie zu einer erdrosselnden Klammer. — „Wer ist da?“

Die Tür, die sich dem Briefboten geöffnet hatte, war unverschlossen geblieben. Anna Valentin stand im Zimmer. Blaß wie er. Aber mit ganz ruhigen Augen.

„Ich brauche keinen Boten meiner Schmach mehr, Anna.“

„I h r e r Schmach? Ist es nur die Ihre?“

„Es ist wahr. Die Bedrängnis macht selbstsüchtig. Verzeihen Sie mir.“

„Ich spüre keine Bedrängnis. Ich spüre nur Befreiung. Die Schmach, Wigand, die Schmach bestand in der Kettung an die verkleidete Gewöhnlichkeit.“

„Anna! Du hast mehr ausgestanden als ich!“

„Ich hab' nur eine Zahlung geleistet. Für eine Ehrenschuld meines Vaters, Wigand. Quitt.“

„Und das letzte? Woher hast du es erfahren?“

„Er hatte den alten Diener meines Vaters übernommen. Der Mann kam vor einer Stunde bedrückt zu mir, als der Wagen fort war, zum Jagdhaus im Bayerischen. Bis zur nächstgelegenen Haltestelle der Bahn hatte er mitgemußt, um das Gepäck der Reisegefährtin zu übernehmen, und ein Schweigegeld hatte er, um bei wichtigen Vorkommnissen zu drahten. Aber diese einfachen Seelen haben ein feineres Empfinden für Würde als für Geld.“

Wigand Werkner ging rastlos hin und wieder. „Hilf mir, Anna, hilf mir.“

„Ich hätte dir vor einem Jahr helfen müssen, als du aus der Gefangenschaft in die n e u e Einsamkeit kamst.“

Er blieb stehen und griff nach ihren Händen. „Hab' Dank, daß du mir das sagst. Ich habe mir selber helfen wollen, als ich die andere nach dir zu formen suchte.“

„Nun dank' ich d i r, Wigand.“

„Aus Kupfer ließ sich kein Goldschmuck machen. Aus einem willfährigen Mädchenleib keine Frauenseele. Als ich mich gefreut hatte, habe ich gefroren, Anna.“

„Ich habe n u r gefroren, Wigand. Für eine Frau, Wigand, für eine Frau, der Hingabe ewige Vermählung bedeutet, kann es keine Freude geben als in der gleichen Seele.“

„Wir, Anna, wir hatten einmal die gleiche Seele.“

„Wir haben sie noch.“

„Anna,“ sagte Wigand Werkner, „ich wußte, daß du dein Wort gegeben hattest und bei deinem Wort stündest. Aber auch ohne dies: ich fürchtete für Anna Valentins Feinheit, ich fürchtete nicht ihren Mangel an Mut,

ich fürchtete ihren Mangel an Abgehärtetsein. In meiner Zigeunerwirtschaft."

Und sie erwiderte, als spräche sie mit seinen Worten: „Wo Liebe ist, ist eine Lehrmeisterin."

Er preßte ihre Hände. Und dann schloß er die Augen und sein Gesicht verzerrte sich.

„Kommst du nicht los von der Schmach, Wigand?"

Er riß die Augen auf. Augen, in denen der rote Zorn loderte.

„Sprichst du von Vergangenem, Anna? Es ist ausgelöscht. Durch deine Hand ausgelöscht. Aber das Kommende, Anna, das Kommende. Daß in dieser Nacht unsere Namen durch lachende Münder gehen, durch unsaubere Münder — die ich zum Schweigen bringen möchte ..."

„Ich will dir helfen, Wigand."

„Du — —?"

Sie ging an seinen Arbeitstisch, nahm ein Blatt und schrieb ein paar Zeilen darauf.

„Es ist eine dringende Drahtnachricht. Sie wird das Jagdhaus in Bayern erreichen, bevor der Wagen es erreicht haben wird. Es wird kein Lachen herrschen in der Nacht."

Er nahm das Blatt. Und über das Blatt hinweg staunte er das zarte, schlanke Mädchen an, das mit einem Federstrich ihr Leben mit seinem unlöslich verband.

„Bin diese Nacht bei Wigand Werkner und bleibe bei ihm. Anna Valentin."

„Anna!"

„Was, Wigand?"

Er nahm ihre Hände und legte sie an seine Lippen, seine Schläfen. Und in der Kirchenstille hörten sie ihre Herzen hasten. Als hätten die Herzen in Minutenkürze ein langes Jahr einzuholen.

„Nun wollen wir gehen, Wigand."

„Wir! Du, wie das klingt. Wir!"

Er raffte seinen Rucksack zusammen, Malgerät, Decken. Er vergaß die Figuren nicht, die der Händler zurückerhalten mußte. „Wenn wir wiederkommen von der Bergfahrt, tauschen wir unsere beiden Wohnungen gegen eine neue. Es ist Hochsommer, Anna, und gottlob auch der Hochsommer unseres Lebens."

Am Postschalter gaben sie die Drahtung auf. Dann versank die Stadt hinter ihnen im Dämmer. Schulter an Schulter stiegen sie in die Bergwelt, deren Gipfel glühten.

⁂ ⁂ ⁂

Der Draht aber sang und schwang die Worte: „Bin diese Nacht bei Wigand Werkner und bleibe bei ihm." Und die Worte, so süß und innig wie ein Mädchentraum, so stolz und frei wie ein Frauenbekenntnis, trafen wie Peitschenhiebe in Gottfried Winkelmanns Hirn.

In dem teppichbelegten Zimmer des Jagdhauses stand er, und alles Licht der elektrischen Lampen sammelte sich auf dem Blatt in seiner Hand, bis die Buchstaben durcheinandertanzten. Das Blut kam und verschwand in seinem Gesicht. Stoßweise kam der Atem, als ob eine Hand seine Kehle drosselte. Und dann begann der Herzschlag zu rasen in ohnmächtiger Wut.

„Friedel!" Er fuhr mit einem Zornruf herum. „Zum Teufel — wer ist Ihr Friedel?" Ursula Schmieder lachte ihn aus einer weißen Spitzenwoge an. „Bist du bei Sinnen? Deine Ursel ist's, die sich ein ganz klein wenig hübsch gemacht hat."

Er trat dicht vor sie hin. Er schüttelte das Blatt unter ihren Augen. „Können Sie lesen? Oder was können Sie sonst? Lesen Sie, so lesen Sie doch und sagen Sie, ob das ein annehmbarer Tausch für mich ist."

Im Fluge hatte sie die Zeilen entziffert. Ihre Zähne gruben sich in die Lippe, ihr Gesicht wurde wie eine Maske.

„Weg damit," sagte sie und versuchte eine Handbewegung.

„Rühren Sie mich nicht an! Weshalb stehen Sie noch hier? Sehen Sie nicht, daß ich Wichtigeres zu tun habe, als hier Dummheiten zu treiben?"

„Du hast mich zu dieser Fahrt verführt! Aus Liebe zu dir kam ich mit!"

„Aus Liebe zu mir? Wollen Sie mich zum Lachen bringen? Mit meiner gelbledernen Jacke wären Sie auch gefahren. Der Kerl darin war Nebensache. O, ich habe auch meinen Verstand. Und ich weiß einen Schwan von einem Pfau nicht nur in den Federn zu unterscheiden. Begeben Sie sich in das Dorfwirtshaus. Das Jagdhaus wird geschlossen. Ich will doch sehen, ob ich nicht noch zurechtkomme, und wenn ich den Wagen zuschanden fahre."

Ursula Schmieder warf den Kopf zurück. Ihre Glieder bebten.

„Man soll keine Stufe hinabsteigen, wenn man hinaufsteigen kann."

„Das unterstreich' ich. Leben Sie wohl."

Ursula Schmieder schritt tastend durch die Nacht. Ihr Kleid verfing sich im Gestrüpp. In der Ferne verlor sich das Brausen des Wagens, der das Ziel verloren hatte. —

Hochsommerzeit. Nur einen verschwiegenen Atemzug lang sank über die Berggipfel der Schleier der Nacht, um sich im verjüngten Lichte wieder zu heben. Wigand Werkner und Anna Valentin saßen Schulter an Schulter auf dem hohen Grat und blickten hinaus in das neuerstehende Leben.

Und einer sah es mit dem großen Blick des andern.

Aus der Kurbel- und Flimmerwelt

Von Dr. Philipp Kramer

Mit sechs Zeichnungen von Willi Hallstein



Irgendwo in der Umgebung Berlins — sagen wir, in Tempelhof oder in Neubabelsberg — fängt der märkische Sandboden plötzlich an, sonderbare Blasen zu treiben. Zwischen dürren Kiefern mit langgereckten Giraffenhälsen steigen Mauern und Bauten auf, die zunächst völlig unverständlich erscheinen.

Erde und Luft, Klima und Umgebung verlangen hier nüchterne Ordnung, trockenen Ernst. Aber was da emporwuchs, ist phantastisch buntes, malerisches Gewirr. Gedrängte Häuschen einer orientalischen Stadt. Wackelig, unsymmetrisch, zerbröckelt, mit verwaschenem Anstrich. Der Umriß nicht gleichmäßig, sondern wild gezackt. Die Gassen beklemmend eng, nach Willkür gewunden, mit schlecht behauenen, holperigen Steinen gepflastert. Ein hochgeschwungener Brückenbogen setzt über einen trüben Kanal. Dort geht es durch einen geheimnisvollen Torweg. Hier sind merkwürdige Polster und Diwans auf einem flachen Dache gruppiert.

Ein freier Platz öffnet sich. Glitzernd in der Junisonne erhebt sich eine Moschee, mit zierlichen Halbmonden geschmückt. Wie eine steinerne Nadel daneben ein Minarett, mit der Galerie oben unter der Spitze, wo gleich der Muezzin heraustreten und zum Gebet rufen wird. Aber was ist das? Es ist ja gar keine richtige Moschee. Sie hat bloß eine Seite, nur eine Vorderfront! Der Rücken ist abgebrochen. Grotesker Anblick. Wie ein Mensch, der nur ein Gesicht zeigt, vergnüglich lächelnd, mit den Augen zwinkernd, während dahinter der Schädel fehlt. Schaudervoll, höchst schaudervoll. Was sieht man dort auf der Rückseite? Gerüste, Balken, kunstvolle technische Konstruktionen, Leinwandfetzen, Klammern und Nägel. Ist diese ganze orientalische Stadt verrückt geworden?

Der wunderliche Eindruck bestätigt sich, wenn wir nähertreten. Bisher schien diese Siedelung aus Tausendundeiner Nacht verlassen, verödet, ausgestorben. Mit einem Male ergießt sich aus einem großen Tor ein riesenhafter Menschenstrom. Männer, Frauen, Kinder, Greise, Krüppel, Bettler. Alles scheint von einer wilden Erregung gepackt. Schreit, gestikuliert, winkt, schwenkt Tücher, dreht sich im Kreise wie eine Gesellschaft von verzückten Derwischen. Sie stürmen vor, sie schwärmen aus, rotten sich wieder zusammen, treiben sich gegenseitig in immer schrecklichere Aufregung.

Da — was ist das? Eine mächtige Stimme rief „Halt!" Und aus einer Nebengasse springt, wie von Furien gepeitscht, ein mitteleuropäischer Zivilist in die Türkei hinein. Tadellos gekleidet. Eng anliegender dunkelbrauner Rock, auf Taille geschnitten. Gamaschen über braunen Schuhen. Hornbrille auf der Nase. Grünes Filzhütchen in die Stirn gedrückt. Er fuchtelt mit den Armen und Händen, daß man glaubt, ein Tiger sei hinter ihm her. Sein Zauberwort „Halt!" hat magische Wirkung. Das ganze Volk von Bagdad bleibt wie angewurzelt stehen. Nicht etwa erstaunt oder verblüfft, sondern höchst gleichmütig, als sei es dergleichen längst gewöhnt. Aber nun ergibt sich ein ungeheures Geschrei. Der Zivilist brüllt die Bevölkerung von Damaskus — denn es kann natürlich auch Damaskus sein — wie ein preußischer Feldwebel an, und die Muselmanen verstehen zu meiner grenzenlosen Verwunderung ausgezeichnet Deutsch.

Des Rätsels Lösung ist bald gefunden. Kinoaufnahme! In der Ecke ist auf einer festgezimmerten Tribüne der Generalstab aufmarschiert. Drei Kurbelkästen, hinter ihnen vermummte Männer. Dazwischen, Zigaretten rauchend, mit unbeschreiblich wichtigen Gesichtern, die Maßgebenden, Mächtigen, Großkopfeten. Der Herr Direktor, mit wunderbar gewölbtem Bäuchlein, musterhaft weißem Kragen, eine dicke Perle in der Krawatte, durch Haltung, Antlitz und Gebärde dem ersten Blick als ein Wesen aus höheren Sphären erkennbar. Neben ihm, um ihn, hinter ihm die Großen seiner Krone, ein Gewimmel von Sachverständigen und Fachleuten. Der Zivilist aber, der das Volk von Smyrna anbrüllte — denn es kann natürlich auch Smyrna sein —, ist der Herr — neigt euch zur Erde, ihr Zeitgenossen — der Herr Oberregisseur.

Das Wort „Halt!", das er schrie, scheint allerdings seiner Stimme den Rest gegeben zu haben. Denn jetzt ist er heiser, total heiser. Er kann nur noch krächzen, lallen. Das Volk von Aleppo (denn es kann auch Aleppo sein) legt die Hände an die Ohren. So gut es sonst Deutsch versteht, jetzt versteht es nichts mehr. Aber es ist für Hilfe gesorgt. Mit elegantem Sprung schwingen sich von der Tribüne des Generalstabs vier weitere schlanke Jünglinge herab, auch sie noch sorgfältig und beglückend gekleidet, wenn auch nicht mehr ganz mit der hinreißenden Eleganz jenes andern. Die Herren Unterregisseure! Sie sausen heran, holen sich Order, und brüllen nun ihrerseits die Weisheit, die ihnen aus der heiseren Kehle entgegenscholl, in die Masse. Und plötzlich holen sie gar noch märchenhafte Instrumente heraus: ungeheure Sprechtrichter, durch die sie ihre Anordnungen hinaustrompeten.

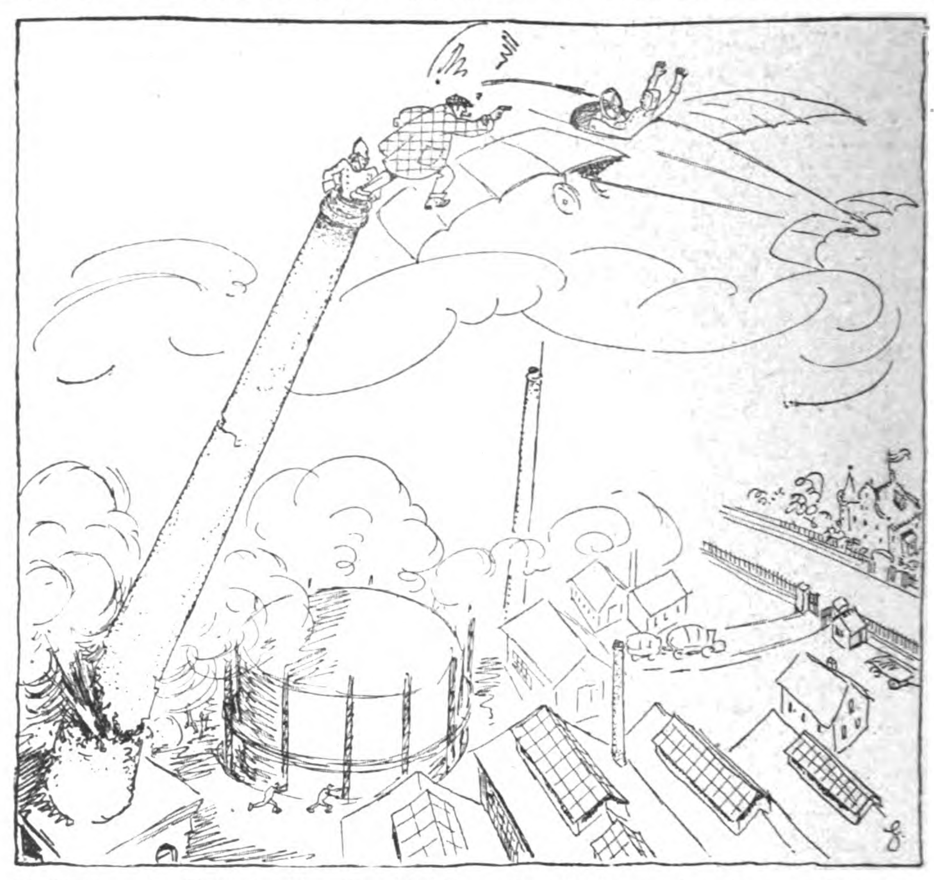
Da — eine neue Störung. Kann man denn nicht in Ruhe sein Tagewerk verrichten? Eine Wolke zieht über den Himmel und verdeckt die Sonne. Stadt und Landschaft sind mit einem Schlag in sanfte Schatten gebettet. Entsetzlich! Wenn der liebe Gott nicht aufpaßt, kann aus der ganzen Aufnahme nichts werden.

Pause! Alles blickt zum Himmel, mit sorgenvollen Gesichtern und gerunzelten Brauen. Selbst der Herr Direktor wenden höchstselbst dero Gesicht nach oben. Er berechnet: Wenn die Sonne nicht bald wieder herauskommt, verliere ich vielleicht eine halbe Stunde. 465 Mann Komparserie sind heute aufgeboten. Kostenpunkt pro Stunde soundsoviel. Man braucht die Summe bloß mit 465 zu multiplizieren und dann die Hälfte davon zu nehmen, und man hat heraus, wieviel die verdammte Wolke da oben der Film-A.-G. Schaden bringt.

Weniger sorgenvoll sind die Gesichter des Volks von Buchara (denn es kann auch Buchara sein). 465 Männer, Frauen und Kinder, Greise, Bettler und Krüppel sagen „Uff", lümmeln sich auf dem Boden hin und wispern zärtlich, während der heisere Oberregisseur immer weiter mit den Armen fuchtelt, das türkische Wort „Lausejunge". Dann wird geschwatzt und geraucht, gelacht und poussiert. So ist nun einmal das Volk von Kairo. Da kannst nix machen ...

Wer aus der Welt des verständigen Alltags in solchen Bezirk verschlagen wird, meint in der Tat, auf einen wahnsinnig gewordenen Planeten verhext zu sein. Alles, was an Gesetzen bei uns gilt, hat keinen Bestand und keine Geltung mehr, scheint auf den Kopf gestellt zu sein. Mit unermeßlichem Staunen wird man gewahr, welches Aufgebot an Energie, an Arbeit, an künstlerischen und materiellen Mitteln hier in die Wagschale geworfen wird. Auf der einen Seite imponiert diese kolossale Entfaltung einer jungen Industrie, die tausendfältig verschiedene Elemente in Bewegung setzt, Tausende und Zehntausende von Menschen ernährt, den Erfindungsgeist bis zum äußersten anspannt, eine Konzentration des Willens ohnegleichen fordert. Auf der anderen Seite schüttelt man den Kopf über die beispiellose, rasende Verschwendung mit Kräften allerart, die hier getrieben wird, um etwas zu schaffen, was dem süßen Pöbel wohlgefällt. — Alles wirbelt und torkelt in unsäglich komischem Kunterbunt durcheinander. Hinter der orientalischen Stadt steigt eine Negersiedlung auf. Dahinter, am Ufer des kleinen Sees, sind wir in Indien oder in China, oder drüben wieder, wo kein Baum und kein Strauch aus der Sandbüchse gewachsen ist, auf russischer Steppe oder in der amerikanischen Prärie. Für ein Leinwandbild von wenigen Minuten werden die schwierigsten Bauten aufgeführt. Jüngst gab es Aufnahmen zu einem großen Film aus der Napoleon-Zeit. Einer der Duodezfürsten, die der Korse einsetzte, feiert ein großes Fest, ein Bacchanal, eine Orgie. Was mußte der Architekt der Firma dazu ersinnen! Er baute nicht weniger als das Segment eines ganzen Rokokotheaters in natürlicher Größe auf. Eine Bühne mit allen Apparaten der Neuzeit, mit Souffleurkasten, Dekorationen, Soffitten, Prospekten, Schnürboden, Versenkungen, Reflektoren. Im Proszenium die Logen, in mehreren Etagen übereinander getürmt. Natürlich alles nur Teilwerk nach außen hin, hinten Gebälk, Leitern, Treppen und ein Gewimmel von Arbeitern, die herumhantieren. Aber im Ausschnitt, den die photographische Platte faßt, ergibt sich das Bild eines mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Bühnenhauses aus der Zeit des ancien régime. In den Logen eine pompöse Gesellschaft von Zuschauern. Herren in strotzenden Uniformen. Damen in tiefausgeschnittenen Empirekleidern. Auf halsbrecherischen





Die Abenteuer des Meisterdetektivs: Es gelingt ihm, noch rechtzeitig aus dem gesprengten Schornstein zu entkommen und gleichzeitig den Verbrecher im Flugzeug zu verhaften

Stiegen sind sie hinten heraufgeklettert, aber dann haben sie Platz genommen und lächeln vornehm-blasiert auf die Bühne. Im Saal unten in der Mitte die kleine Majestät, umgeben von ihren Höflingen. Und nun hebt sich der Vorhang, auf dem ein üppiges, dekoratives Gemälde sichtbar war und mit dem vergoldeten Ornamentenkram des Proszeniums zum Bilde eines berauschenden Luxusbaus zusammenstimmte. Auf der Bühne ein taumelndes Ballett. Hundert oder zweihundert halbnackte Mädchen biegen sich, neigen sich, schleudern ihre unbekleideten Beine und Füße in die Luft. Und nun der große Haupteffekt: die Najaden oder Nymphen stürmen von der Bühne herunter und laufen mit ausgebreiteten Armen auf die tafelnden, schlemmenden Höflinge zu, umhalsen sie, springen ihnen auf den Schoß. Ihre Führerin wird auf den Tisch gehoben und soll dort zwischen kostbaren Porzellanen und Sektflaschen einen Tanz ausführen. Mit wahrer Wut drehen die Kurbler. Die Regisseure schreien. Der Architekt, der das kleine Wunderwerk des Theaterchens in einer riesigen Glashalle hingezaubert hat, läuft hin und her. Die Maler, die ihm helfen, hinter ihm. Die Schneider, die die kostbaren Kostüme geliefert haben, springen dazwischen. „Heraus aus dem Bilde!" tönt es. „Das Ganze noch einmal!" „Mehr Bewegung!" „Leichter!" „Beschwingter!" „Betrunkener!" so brüllt es durcheinander. Für ein paar Minuten, vielleicht nur den Bruchteil einer Minute ist der ganze ungeheure Apparat in Bewegung gesetzt.

Oder man beruft einen Künstler von Rang und Namen. Hans Poelzig baute für den „Golem" ein ganzes phantastisches Prag auf, eine Judengasse mit verrotteter Gotik, unwirklich, märchenhaft, aber leibhaftig und in massivem Material. Da kommt der große Tag. Ein Feuer hat gefälligst auszubrechen. Und das ganze Prager Judenviertel hat, wenn ich bitten darf, in Flammen aufzugehen. Feuerwehr muß zur Stelle sein, damit kein Unglück passiert. Die Flammen züngeln hoch. Ein paar Minuten — und eine öde Brandstätte bleibt übrig, mit verkohltem Gebälk, mit rauchenden Trümmern.

„Geld spielt keine Rolle." Man macht sich auf und unternimmt weite Reisen. Der

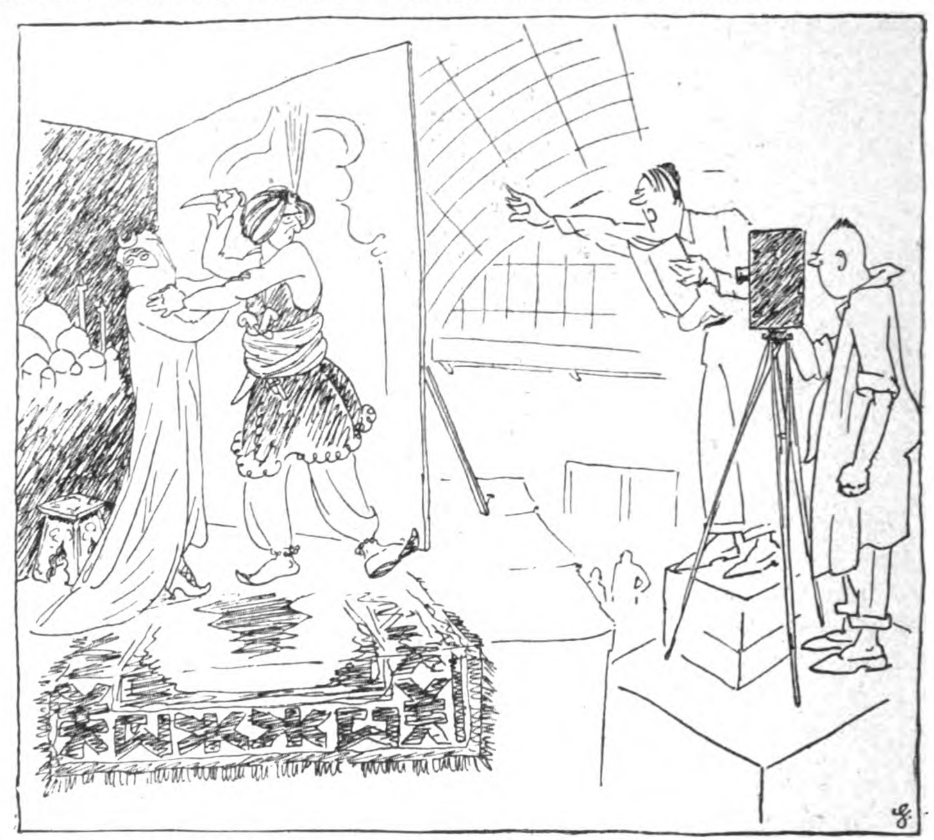
ganze Stab der leitenden Männer, die Matadore und Stars setzen sich in die Eisenbahn. Fahren nach Italien, nach Spanien, nach Norwegen. Volk ist dort zur Stelle, kann engagiert und instruiert werden. Dolmetscher müssen heran. Koste es, was es wolle. Der Augenschmaus kann nicht teuer genug serviert werden. Aber man braucht, wie oben dargetan, auch nicht immer zu reisen. Auch die Havel kann die Rolle des Ganges übernehmen. Auch bei Potsdam kann Mykene aus dem Boden steigen. Auch in Tempelhof kann man Westminster-Abbey aufbauen, mit dem ganzen wimmelnden Schmuck der gotischen Spitzen, Fialen, Baldachinfiguren und Strebebögen. Fünf Millionen — zehn Millionen — zwanzig Millionen — ist alles Wurst...

Im behaglichen Büro, um den schweren Eichentisch, sitzen in Klubsesseln die Hochmögenden. Was machen wir? tönt die große Frage. Hinrichtungen sind nicht mehr beliebt, sind „abgeklappert". Versuchen wir es einmal mit angenehmem Ausgang, sagen wir: mit glorreichem Abschluß, sagen wir: mit Erlösung! Einer wirft, zaghaft, das Wort hin: „Faust? —" Also verfilmen wir Faust! Große Möglichkeiten der Zauberei. Für die Walpurgisnacht reisen wir alle zusammen nach dem Blocksberg. Für die klassische Walpurgisnacht fahren wir eben nach Griechenland. Das hält ein bißchen auf, macht aber nichts. Eine kleine Hinrichtung ist, zwischendurch, schließlich doch noch dabei. Was meinen Sie wohl, wie wir Gretchens Ende vorführen werden! Na ja, natürlich, der Text muß auf das Notwendigste beschränkt werden. Um Gottes willen nicht etwa lange Verspartien. Wie bemerkten Sie, Herr literarischer Beirat? Man könne Goethe nicht vergewaltigen? Aber ich bitte Sie, das ist doch kein Hinzudichten, wenn wir den Inhalt von ein paar Seiten in ein paar Sätze im Telegrammstil zusammenfassen! Das ist doch nur eine Kondensierung des göttlichen Werkes. Wir machen eben dadurch Faust volkstümlich. Wer hat denn heute Zeit, ein so dickes Buch zu lesen. „In zwei Teilen!" wirft der Direktor dazwischen.

Dramaturg und Regisseur sind schon in fieberhafter „geistiger" Arbeit. „Wir beginnen natürlich mit Fausts Jugend," sagen sie.



Marga Rini, die gefeierte, schöne Filmdiva, auf der Fahrt zum Glashaus unter dem Jubel der um Butter anstehenden Bevölkerung



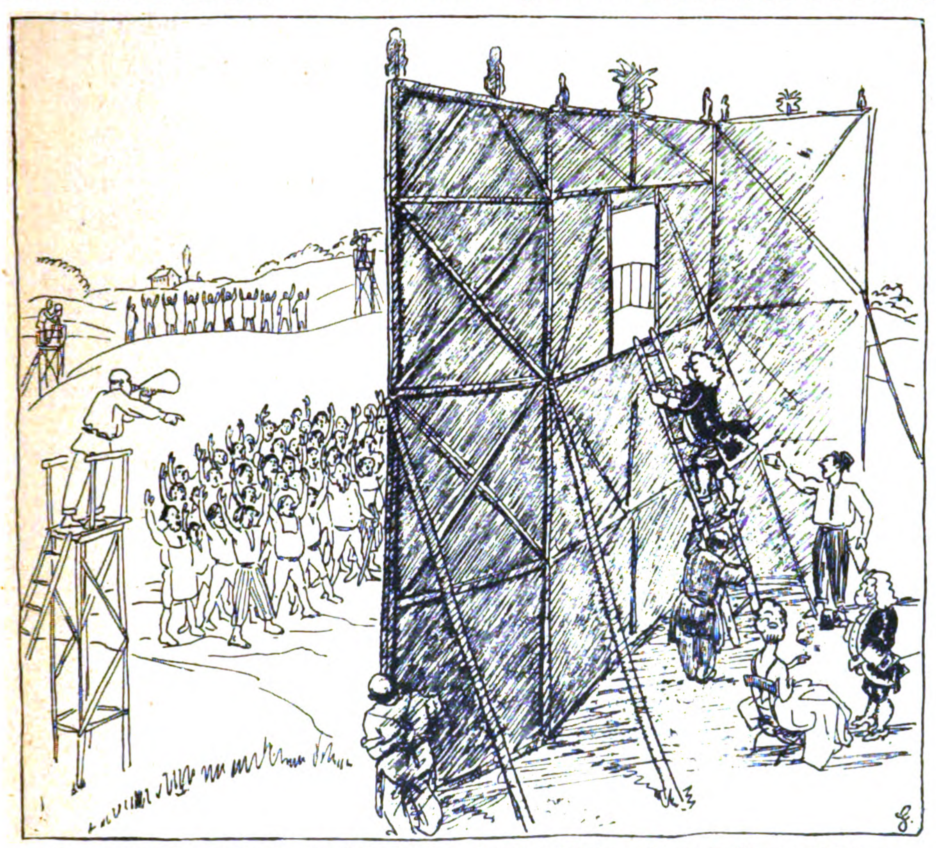
Die Kunst der Regieführung: „Achtung! Aufnahme — — — nanu — Messerstiche! — Nochmal! — Gut so — — Haaalt — Danke!"

Beifälliges Gemurmel. „Und dann, wenn wir seine Laufbahn verfolgen, reihen wir natürlich alle die Zauberkunststücke auf, die dem Erzzauberer nachgesagt werden." Sehr schön, sehr schön, nickt die Runde. „Wir können auch noch etwas von Paracelsus dazu nehmen," wirft der Regisseur ein, dessen Gehirn auf- und abwogt. Kurz, man beschließt, und Goethe kann sich nicht wehren.

Ein anderes Büro. Hinter dem Schreibtisch im Lehnstuhl sitzt der Verlagsdirektor. Ihm gegenüber, den Blick in banger Spannung auf den Gewaltigen geheftet, der junge Dichter. Er hat einen Roman geschrieben. Er entwickelt die tiefen seelischen Konflikte, die psychologischen Verästelungen, denen er in heißem Bemühen nachging. „Sehen Sie, Herr Direktor, es kam mir darauf an, die furchtbare geistige Not des Deutschen von heute zu offenbaren. Zu schildern, wie er, vom Unglück seines Volkes ringsum bedrückt, nur in der Neubegründung seiner geistigen und moralischen Existenz noch eine Lebensmöglichkeit für die Zukunft ahnt." — „Ehe Sie weiter sprechen, Herr Doktor, eine Zwischenfrage: Wir erwerben Romane nur mit dem Verfilmungsrecht. Glauben Sie, daß man Ihr Buch verfilmen kann?" Der junge Dichter ist erschüttert und ratlos. „Ich weiß nicht recht," flüstert er . . .

Der Film flimmert, rollt und rattert durch das deutsche Land, über den Erdball, über die Meere. Was wird Amerika sagen? ist die große Schicksalsfrage. Die Aufnahmen kosten eine halbe Milliarde — wird uns der Dollar retten? Geist und Kunst muß sich einspannen in Spekulation, in Valutakalkulation, in den großen Organismus des internationalen Industriegewerbes. Es ist nichts Geringes, was hier aufgetaucht ist. Man kann es lieben, man kann es hassen — aber man muß es auf alle Fälle bewundern. Und vor allem: man kann den ungeheuren Faktor des öffentlichen Lebens, der einmal geboren ward, nicht umbringen, ohne doch wieder unendlichen Schaden zu stiften. Die große Mechanisierung, die unser ganzes Leben ergriffen, hat hier den geheimen Weg gefunden, auf dem sie sich auch der Lebenskreise des Geistes bemächtigen konnte, die ihr entwischen wollten. Ein Volksunterhaltungsmittel von so unbeschreiblicher Macht, wie es nie vorher sein Haupt erhob, ist entstanden. Es verwirrt wohl auch unzählige Köpfe. Aber es lebt und verlangt sein Recht.

Schon vor Jahren begegnete es dem Rei-



Monumental-Film: Die erregte Volksmenge zwingt den König, auf dem Balkon zu erscheinen

senden etwa in einer kleinen italienischen Stadt, daß er an einem langweiligen Abend den Kellner fragte: „Gibt es hier ein Theater?" Des Kellners Augen leuchteten: „Jawohl, mein Herr, drei Theater, ja vier Theater." Er meint natürlich die „Cinematografi." Sie sind das geistige Nahrungsmittel des ganzen Stadtwesens. Hier und nur hier ist die Quelle für Spannung und Lösung des Gemüts, für die Bekanntschaft mit künstlerischen Werten, für seelische Erregungen und Erschütterungen.

Es ist leicht, dies ganze Wesen mit pathetischen Worten zu verdammen. Es ist auch leicht, seine Komik zu erkennen. Wenn auf der Leinwand ein Bote erscheint, der einen Brief bringt und — wupp — in der nächsten Sekunde der Brief selbst erscheint und, wenn er länger ist, sich vor uns aufrollt — wenn der Jüngling auf dem Lichtschirm sein Mägdelein schwärmerisch ansieht, gleich darauf die Textfrage zu lesen ist: „Liebst du mich?", wenn dann das Bild wieder auftaucht und das Mägdelein nickt, worauf ein neues Textbild erscheint mit dem aufklärenden Worte „Ja!!" — wenn ein alter Mann durchs Fenster in die Weite blickt, worauf die Schrift uns sagt: „Und er dachte an seine verlorene Jugend ..." so lächeln wir verständnisinnig. Wenn wir durch die Straßen schlendern und lesen auf großen Plakaten an den Kinotheatern die Titel der neusten Sensationen: „Das Ende der Sünderin", „Der Meisterdieb von Chicago", „Die Rache des Gondoliere", „Die Verschwörung von Üsküb" — so wissen wir, wie hier auf Nervenkitzel, auf rohes Bedürfnis nach äußerer Spannung spekuliert wird. Aber wenn wir dann die Schlangen und Polonäsen sehen, die sich zur Kasse vorschieben, so werden wir nachdenklich. Ist dieser Hunger nach reiner Stofflichkeit, dies Vergnügen an unbedenklich schweifender Fabulierlust nicht auch ein menschlicher Trieb, der Sättigung heischen darf? Begeht nicht die Literatur, die hohe und große, nur zu oft ein Versäumnis, wenn sie diese Wünsche mißachtet? Sind nicht die Möglichkeiten, die der Film der Einbildungskraft und der Fähigkeit sinnlicher Vorstellung bietet, willkommen und nutzbar? Nie darf man unterschätzen, was er für die Verdeutlichung und Vergleichung gleichzeitiger Handlungen und Vorgänge, für die Erschließung phantastischer Märchenhaftigkeit, für die Versenkung in das Geheimnis des Mimischen, des Gesichtsausdrucks tun kann, die letzten

Endes auch nur Gleichnisse für seelische Regungen, für innerliches Geschehen sind. Zu schweigen von den unausschöpfbaren Vorteilen, die das Flimmerbild belehrender Erkenntnis jedweder Art zu bringen vermag.

Gewiß, der Film ist vielfach so etwas wie eine moderne Verwandlung des goldenen Kalbes geworden. Wir sprachen oben von dem jungen Dichter, dem der Verleger die Schicksalsfrage vorhält, ob sein Roman auch verfilmbar sei. Aber größer ist die Zahl der dichtenden und schriftstellernden Handwerker, die sich dem Zelluloid-Gott bedingungslos in die Arme werfen. Am Filme hängt, zum Filme drängt doch alles, ach wir Armen. Und wir haben nicht einmal das Recht, die Riesengemeinde dieser Götzendiener zu verdammen. Wo blieben unsere Schriftsteller, unsere Maler, unsere Architekten, unsere Schauspieler vor allem, wenn der Film sie in den Nöten dieser unsagbaren Zeit nicht mitunter rettete oder auf einige Zeit über Wasser hielte! Die Zahl der Arbeiter und Hilfskräfte, die hier Brot finden, bei einer Tätigkeit, der sie mit Leidenschaft ergeben sind, ist unübersehbar. Ein Quell ist aufgesprungen, aus dem sich ganze Bäche ergießen. Kommt nur darauf an, das Wasser zu filtrieren, daß es nicht gesundheitsschädlich, sondern gesundheitsfördernd und wahrhaft erquickend wirkt.

Freilich, das ist ein großes Problem. Aber es ist wert, daß sich die zivilisierten Völker den Kopf darüber zerbrechen.



Gedichte von Eberhart v. Zelewski-Waldenburg

Thor

Unter Ygdrasils gewalt'gen Ästen
Saß und sann ich, matt und müde,
Und der Rechten ward der Hammer schwer;
Näher sah ich schon die Norne schreiten,
Näher fühlt' ich schon die Nebelriesen,
Mich aus Asgards hohem Schloß zu drängen.

Kam Idun, die lieblich-stille Göttin,
Frühlingsgrüne Zweige in den Haaren,
Hob den weißen Arm die hohe Asin,
Reichte mir den goldnen Götterapfel,
Gab mir Kraft und Haß und Jugend wieder,
Lachend hob den Mjölnir meine Hand.

Meine Blitze spalten wieder Riesenhirne.
Und die Joten lüstet's nicht nach Asgard,
Balder schreitet lenzjung durch die Lande,
Statt des Eises tau ich Glut und Leben,
Über ungeschlachter Riesen Herrschaft,
Über Tod und Alter siegt die Liebe!

Getrennt

Wie brennt ein Weh mir in der Seele!
Zusammen beiß' ich hart die Zähne,
Daß niemand merk' die bittre Träne
Und nicht den Klaglaut in der Kehle.

Wie ich dich liebe, wenn du's wüßtest,
Du ließest mich hier nicht verderben —
Ach, daß ich heut noch könnte sterben
Und du den blassen Mund mir küßtest

Und schluchzend würfst um mich die Arme
Und bärgst den blondes Haupt in Schmerzen
An meinem toten Dichterherzen —
O unnennbares Glück im Harme!

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Ich und mein Alt-Berlin

Erinnerungen an die Bismarckzeit von Robert Misch

Ja, nun ist man also glücklich bei den Erinnerungen angelangt — also wird man alt und fühlt sich noch so jung. Das Geheimste will und kann man aber doch nicht sagen. Interessiert die Leser auch nur bei Jahrhundertpersönlichkeiten. Wir anderen müssen uns begnügen, unsere Umwelt mit allem Drum und Dran im Spiegel unseres Ichs aufzufangen und auszustrahlen. Da reflektiert jeder freilich anders: die Außenwelt gesehen durch ein Temperament!

Das Alt-Berlin, das ich sah — 1860 geboren — war natürlich das Bismarckische der Vor- und der ersten Kaiserzeit. Einige kleine Steinchen in das Mosaikbild dieses Übergang-Berlins einzufügen, will ich hier versuchen. Übergang von der großen Provinzstadt, die damals Preußens Kapitale war, zur riesigen Welt-, Kaiser-, Handels- und Industrie-Metropole.

Eigentlich war es damals schöner mit seinen ein- bis dreistöckigen Häusern — vereinzelt nur höhere — das liebe Alt-Berlin. Geruhig und behäbig, verklärt von einem stillen, vornehmen Glanze, der vielleicht nur der Widerschein der seligen Kinderzeit. Vornehmer: patrizisch-aristokratisch — militärisch-bürokratisch — war es auf jeden Fall.

Und nun das Persönliche. Erst hausten wir in der Oranienburger, damals noch eine stille, vornehme Wohnstraße, des Sommers aber in einem eigenen Landhaus in Charlottenburg, Spreestraße, wo heute die Schule ist und noch Überreste und alte Bäume des parkartigen Gartens aufweist. Ein Bächlein floß hindurch und eine Brücke gab es dort, beides in meiner Erinnerung riesengroß. Ringsumher Gärten mit Fliederbüschen, breitastigen, alten Linden und Kastanien, bevölkert von schlagenden Nachtigallen und flötenden Amseln. Es waren fast lauter kleine, einstöckige Häuschen, sogar in der Haupt-, der heutigen Berliner Straße nur solche. In „Jettchen Gebert“ hat das Georg Hermann wunderhübsch beschrieben, bloß dreißig Jahre zurück. Aber es hatte sich in dieser Zeit wohl nicht viel verändert.

So um 1866 oder 67 herum legten sie die erste Pferdebahn Berlins nach Charlottenburg hinaus. Die soll damals noch öfters entgleist und wenig ergiebig gewesen sein. Aber eine kühne Pioniertat war es. Erst nach dem großen Wendejahr 1870 setzte dann auch dort das große „Reinemachen“ und Umbauen ein. Damals waren Charlottenburg und Schöneberg noch richtige Landpartien für die Berliner; und am Brandenburger Tor standen die Kremser und die „Torwagen“, etwas breitere Droschken zweiter Güte, in die sich meist (mit Bockbenutzung) sechs bis acht Menschen hineinstopften. Ich glaube, zwölf oder fünfzehn Silbergroschen kostete die Fahrt. Die Kremser gondelten erst los, wenn der letzte Platz besetzt war, und ich selbst habe die Kutscher noch rufen hören: „Jleich jeht's los, meine Herrschaften — es fehlt bloß noch eene eenzige lumpigte Person.“

Nach Charlottenburg kam aber meist nur das feinere Publikum hinaus und amüsierte sich in den kleinen Biergärten und im „Türkischen Zelt“ — man lese das in Paul Heyses „Kinder der Welt“ nach — bei dünnem Kaffee in sehr dicken Tassen (Berliner Spezialität), bei Weiß- und anderem Bier, das in der vormündchener Zeit dünn und bitter war. Wer Wein trank, galt in jenen bescheidenen Tagen für einen Millionär oder Hochstapler — heute würde man Schieber sagen. Das breitere Publikum ergoß sich Sonntags nach Schöneberg, allwo der „Schwarze Adler“ alle Soldaten und Dienstmädchen heftig anzog, und nach Moabit, das auch noch dörflich aussah. Dort gab's Tanzvergnügen mit Keilerei. Das weiß ich aber nur vom Hörensagen, gelegentlich einer Dienstmädchenaffäre, die sich die „Großen“ der Familie erschaudernd zuflüsterten. Genau wie der oberbayrische Bauer tobte damals noch der unpolitische Handwerker und Arbeiter seine unverbrauchte Kraft in solchen Faust- und Stuhlbeinkämpfen aus, die er später nützlicher in Lohnkämpfen und Volksversammlungen ausgab.

Auch Pankow, Französisch-Buchholz u. a. Orte im Norden und Osten waren noch ganz ländliche Sommerfrischen, in denen die besseren Bürgerfamilien für einige Wochen hausten, d. h. die Frauen und Kinder, während die Männer am Sonnabend und Sonntag kamen, so wie sie heute nach Swinemünde und Heringsdorf fahren. Und sie waren auch nicht viel schneller und leichter zu erreichen. Seereisen, Thüringen, Harz, der Rhein galten als höchster Luxus reicher Leute. Italien, Tirol, die Schweiz blieben nur Auserwählten vorbehalten. Und ich weiß noch, was es für ein Aufsehen bei Verwandten und Freunden erregte, als Vater und Mutter nach Kopenhagen reisten. Die Reise ist mir übrigens in schmerzhafter Erinnerung geblieben. Der Vater brachte mir eine merk-

würdig geformte Flasche mit, eine Figur darstellend, die ich lange als kostbaren Schatz hütete, und ein kleines Spazierstöckchen. Damit bekam ich, was selten vorkam, Prügel, da ich dem Kindermädchen fort- und auf eigene Faust nach dem Alexanderplatz gelaufen war, wo mich eine mitleidige Familie weinend antraf und nach Hause eskortierte.

Um 66 herum — von welchem Kriegsjahr mir nur die Erinnerung an die weißen Mäntel und Uniformen gefangener Österreicher geblieben — siedelten wir nach der Taubenstraße über, wo der Vater ein eigenes Haus erworben, an das sich meine schönsten Kindheitserinnerungen knüpfen. (Heute Kaffee Excelsior.) Damals war diese Tauben- wie eine Dorfstraße so ruhig und verkehrsarm. Wir spielten auf dem mit „Katzenköpfen" unregelmäßig gepflasterten Damm, selten von einer zuckelnden Droschke gestört, die man schon von der Markgrafenstraße bullernd heranrasseln hörte. Natürlich nur solche „Zweiter", denn die „Erste", noch lange als Luxusfuhrwerk für Millionäre angestaunt, tauchte erst anfangs der siebziger Jahre auf. Und wie schön konnte man, wenn es auch dem Schuhwerk wenig bekömmlich war, in den berühmten Berliner „Rinnsteinen" spielen! So hießen die Gossen, erfüllt mit einer trüben, braunen Flüssigkeit, im Sommer üble Düfte ausatmend, Sommer und Winter von Ratten bevölkert (gegen die man noch keine Razzias unternahm), an den Häusern als Übergang mit Bohlen belegt. Darin ließen wir unsere Papierschiffchen schwimmen und patschten vergnügt im Dreck umher. Das Weitere, besonders die nächtliche Abfuhr, verschweige ich. Kein Wunder, wenn diese, in der Hygiene ebensowenig wie Paris und London vorgeschrittene Stadt des öfteren von Typhus- und Cholerawellen überflutet wurde. (Badestuben waren noch ein seltener Luxus der vornehmsten Leute.) Dann durfte man kein Obst essen, kein unabgekochtes Wasser, kein Weißbier trinken und wurde angeräuchert.

Einige Häuser weiter lag der mit Katzenköpfen gepflasterte, noch ganz baum- und strauchlose Gendarmenmarkt, auf dem zwei- bis dreimal in der Woche Markt abgehalten wurde. (Bis auf die veränderten Kostüme sehr schön von E. T. A. Hoffmann in „Des Vetters Eckfenster" beschrieben.) Ich war als Schützling unserer alten Johanna innig befreundet mit verschiedenen dieser Marktweiber und besonders für „Raute" und „Johannesbrot" empfänglich, aß aber auch grüne Schoten und Kirschen und machte Fischstudien an den Riesenbottichen der Fischweiber, in denen es von Aalen, Hechten, Karpfen nur so wimmelte. Für das Geld, das heute die „Elektrische" beansprucht, konnte man damals ein reichliches Gericht der Flossenträger für eine große Gesellschaft erhalten. — Erst 69 setzten sie des jungen Begas Schillerdenkmal mitten zwischen die Marktweiber. Darüber, über den unbekleideten Busen einer der Musen, und daß der Sänger des Tell dem Schauspielhaus den Rücken zukehrte, machten sich die harmlosen Spreeathener von damals lustig. Helmerding, der populärste Komiker, sang bei Wallner sogar ein Couplet darüber. — Zwischen dem Gendarmenmarkt und unserem Haus — wo sich heute ein modernes Geschäftshaus mit Läden erhebt — lag damals ein kleines Überbleibsel aus der Kurfürstenzeit, ein barockes, zierliches, einstöckiges, graues Jagdhaus mit einer breitausladenden Freitreppe, prachtvollen Profilen und schönem, altem Schmiedegeländer, an dem wir Kinder herunterrutschten. Das Märkische Museum wird wissen, wer es erbaut hat (der Große Kurfürst?), und ob es irgendwo erhalten geblieben ist (wie die alte „Gerichtslaube" durch Wilhelms I. Pietät im Babelsberger Park). Kurz nach dem Kriege war man aber nicht gerade sehr pietätvoll; man wird vermutlich diese Barockperle ebenso vernichtet haben wie vieles andere Wertvolle, gleich einem Jungen, der verachtungsvoll die Kleider beiseite wirft, denen er entwachsen ist. Oder man veränderte diese Kleider nicht eben glücklich, wie gerade um diese Zeit die Um- und Anbauten an den herrlichen Domtürmen Friedrichs des Großen entstanden, die er auf dem noch halbleeren Gendarmenmarkt (frei nach dem Petersdom) hatte errichten lassen.

Wenige Schritte weiter führte mich mein Schulweg durch den „Bullenwinkel" über die kleine Holzbrücke des schwarzen Grabens nach dem Hausvogteiplatz. Das war noch ganz das alte Berlin des Großen Kurfürsten, ein Stück der alten Umwallung, die er rings um Cölln-Berlin errichtete, oder vielmehr ein Tor in dieser Stadtmauer, an der sich auch noch der alte Festungsgraben erhalten hatte. Schwarz, eng und trübe floß er von der Jägerstraße einher. Meinem Mitschüler und Weggenossen Petitpierre, einem Sprößling der bekannten Optikerfamilie, warf ich hier einst im Übermut seinen Hut hinein, was zu einem Strafgericht in der Schule führte. Dieser „Bullenwinkel" war ein gekrümmter, dumpfhallender, hochgewölbter, alter Wallgang, im Gegensatz zu den breiten, freien, nüchternen Straßen Berlins von einem unheimlichen Reiz für unsere Knabenphantasie, die hier hinein mittelalterliche Schreckensszenen dichtete. Zum Glück brauchte ich hier nur bei Tage durchzugehen, in unsere gute, alte Grützmachersche Vorschule, die damals als die feinste Berlins galt und nur für zukünftige Gymnasiasten bestimmt war. Der kürzlich verstorbene Stuttgarter Generalintendant und Präsident des Bühnenvereins, Baron von Putlitz, drückte damals diese Schulbänke mit und neben mir. Man teilte damals noch tüchtig „Tatzen" mit dem Rohrstock aus — heute gibt es Schülerräte.

Mit neun Jahren kam ich dann aufs Französische Gymnasium, in die gleiche Klasse

mit Tuaillon, dem späteren Schöpfer der „Amazone", und mit Maximilian Harden. Unser alter „Stall" lag neben dem Kronprinzenpalais in der Niederlagstraße. Später, als diese, vom Großen Kurfürsten für die Kinder der französischen Réfugiés errichtete Schule nach der Dorotheenstraße übersiedelte, zog das Konsistorium der französischen Kolonie hinein. Ein Hauptspaß war es für uns Jungens, wenn wir von den Fenstern der Sing- und Musikstube, die in den Kronprinzenhof hinausblickte, die Diener und Waschfrauen mit Spiegeln blenden konnten. Unser Gesanglehrer, der alte Professor Commer, strenger Klassizist und Kirchenkomponist, vertonte 1870 komischerweise die „Wacht am Rhein" noch einmal, und wir mußten sie in der Schule singen. Auf der Straße sangen wir natürlich die Wilhelmsche populäre Komposition, die plötzlich überall auftauchte, nachdem sie über 30 Jahre lang nur von einzelnen Männergesangvereinen hie und da vorgeführt worden. Zuerst hörte ich sie von eingezogenen Landwehrmännern im Leipziger Garten, wohin zuweilen an schönen Sommerabenden unsere ganze Familie wandelte. Heute sind die uralten Linden und Buchen dieses damaligen schönsten Biergartens der Innenstadt längst dem Wertheimpalaste der Leipziger Straße gewichen.

Am 6. August nachmittags mit Mutter und der großen Schwester auf dem Gendarmenmarkt. Plötzlich ein Auflauf — ein Herr liest etwas vor. „Lauf schnell hinüber, hör', was da los ist, Robertchen!" sagt die Mutter. Der Herr legt mir wie segnend die Hand auf den Kopf: „Sage deiner Mutter und merk's dir für dein ganzes Leben: unser Kronprinz hat in der ersten großen Schlacht seit Waterloo die Franzosen vertobakt." — Und dann Sedan! Schon am frühen Morgen kam unsere Köchin angestürzt: „Den Napolium haben sie gefangen und die ganzen Franzosen dazu." — Schnell in die Schule, wo man uns das Unglaubliche offiziell verkündigte und uns nach Hause schickte. Natürlich liefen wir um die Ecke zu „Königs" hinüber. Da standen jubelnde Menschenmassen und riefen nach der Königin. Augusta, in einem weißen Piquékleid mit schwarzen Samtschleifen (wohl die preußischen Farben), erschien auch immer wieder und wieder auf dem bekannten Balkon des kleinen Palais und verbeugte sich vor den Hoch und Hurra schreienden Menschen, die ganz und gar aus dem Häuschen waren. Und dann sah ich den Schustergesellen, der dem Alten Fritz auf den metallenen Kopf stieg, um ihm einen Lorbeerkranz aufzusetzen. Die Polizei (immer die gleiche) „verhaftete" ihn deshalb. Aber die Königin ließ ihn zu sich bringen und schenkte ihm eine schöne Tasse mit dem Brandenburger Tor, gefüllt mit Goldstücken, welch erstere er — ohne die Goldstücke — triumphierend zeigte. Natürlich wiederholte sich das „Freihaben" bei den vielen Siegen öfters, und ich versäumte oft das Mittagessen, um mich Unter den Linden herumzutreiben. Da gab's natürlich jetzt immer etwas zu sehen. Bald brachte man der Königin die ersten eroberten Fahnen mit Musik, bald die berüchtigten Kugelspritzen (Mitrailleusen), die Vorläufer der Maschinengewehre, die aber aus technischen Gründen so ziemlich versagten. Vor dem Zeughaus wurden sie dann ausgestellt, und ein Invalide erklärte den Mechanismus. Auch die ersten Zuaven und Turkos sahen wir auf dem Anhalter Bahnhofe ankommen. Man schenkte ihnen Schokolade und Zigaretten, ohne darin ein unpatriotisches Verhalten zu finden. Allerdings gab's damals noch keine hysterischen Weiber, und an Versorgungsnöte dachte man nicht im Traum. Überhaupt ging alles „gemütlicher" zu, trotz der großen Erfolge. Auf dem Gendarmenmarkt und auf anderen öffentlichen Plätzen wurden hölzerne Buden und Schuppen aufgerichtet, in denen man Liebesgaben (Wein, Zigarren, Eßwaren) und Scharpie entgegennahm und auch gleich verpackte. Wir Kinder zupften natürlich eifrig Scharpie und stürzten unsere Sparbüchsen um.

Und dann der unvergeßliche Einzugstag 71. Vom frühen Morgen an trieb ich mich schon Unter den Linden umher, und der kleine Junge konnte sich überall durchdrängeln. Ich sah die weißgekleideten Ehrenjungfrauen in altdeutscher Tracht — die Tochter des Bildhauers Bläser sprach das Gedicht an den Kaiser; ich sah den greisen Helden selbst und Bismarck, Moltke und Roon zu Roß und die jubelnden, bärtigen Landwehrmänner, die die Blumen- und Lorbeerkränze auf ihre Helme und Gewehre stülpten. Ich sah später das Denkmal Friedrich Wilhelms III. auf dem Lustgarten enthüllen und abends die unvergleichliche Illumination, wie sie so herrlich Berlin erst wieder zur Zentenarfeier des alten Wilhelm erblickte, da freilich schon mit elektrischen Effekten. Lückenlos waren damals die Häuser bis in die entferntesten Vorstädte mit brennenden Kerzen geschmückt. Der Sieg — der große Sieg! Und jetzt? Vorüber!

Dazwischen und danach spielten sich aber unsere friedlichen Knabenschlachten ab, meist auf dem Thaerplatz, der heute nach dem erst später dort aufgestellten Schinkeldenkmal benannt wird. In unserem Schuljargon hieß er der „Terpel", und unser liebstes Spiel „Räuber und Gendarm" führte uns von dort bis zum Zeughaus hinüber. Weniger friedliche Schlachten mit Knitteln und Steinen kämpften wir Lausbuben vom „Collège", dem französischen Gymnasium, als ich in Quarta saß, mit den katholischen Gemeindeschülern aus, die bei der Hedwigskirche hausten. Wie dieser „tödliche" Knabenhaß entstand, weiß ich nicht. Ein paar hundert Jungens schlugen sich da Beulen und Wunden, bis ein strenger Schulukas dem einige Male wiederholten Unfug ein Ende machte. Einem persönlichen Faustkampf auf dem „Terpel", den ich bei weg-

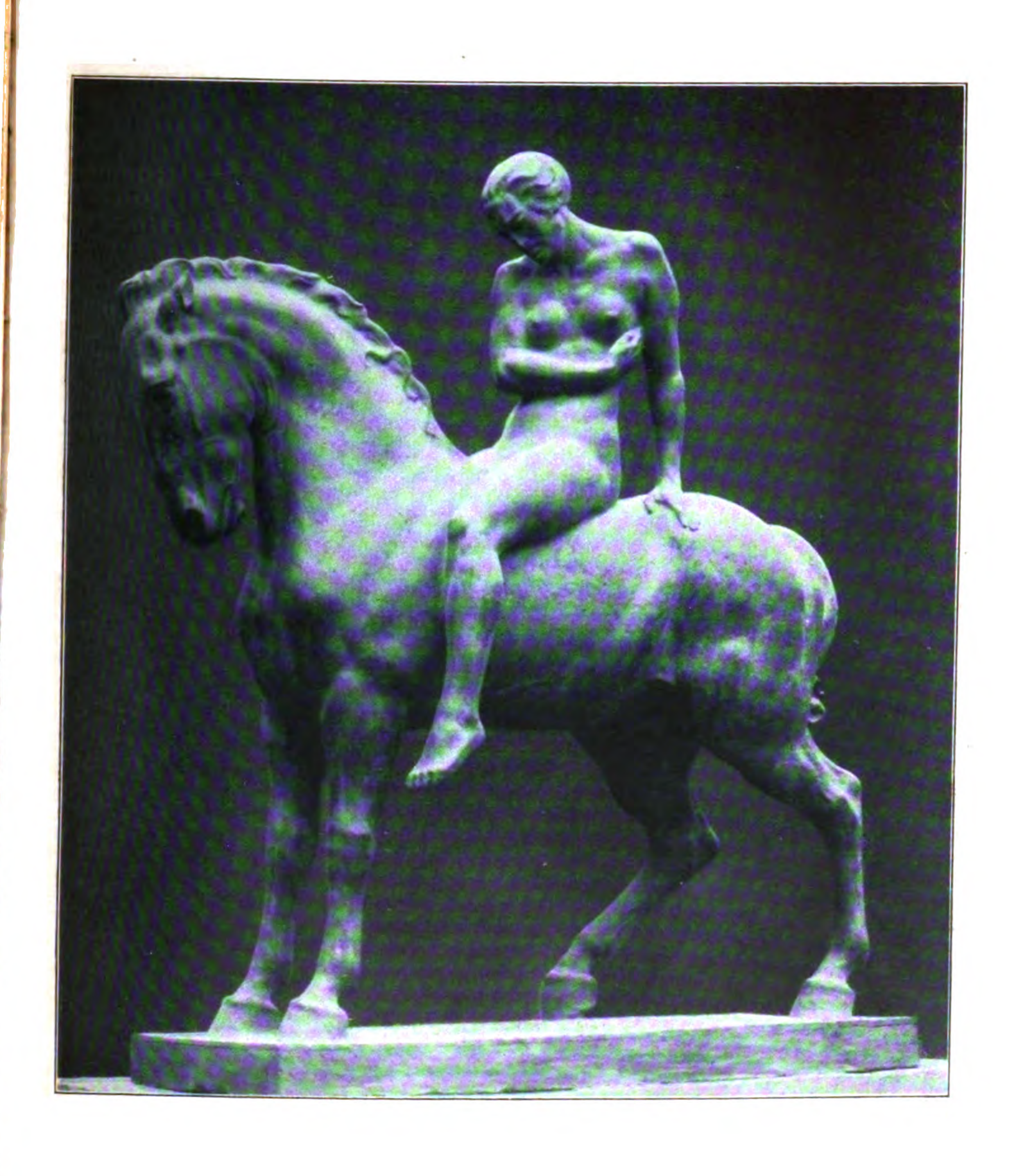
geworfenen Mappen mit einem Schulkameraden ausfocht — ringsumher der „Ring" der anderen — machte der Sieger von Wörth ein Ende. Der stand plötzlich vor uns, ließ uns durch seinen Adjutanten auseinanderreißen und meinte kopfschüttelnd: „Wollt ihr mal auseinander, Bengels — was wird Mutter dazu sagen!" Bei der Einweihungsfeier (1873) des neuen Schulgebäudes kamen wir collégiens auch in nähere Beziehung zu dem Kronprinzen. Da scherzte er mit uns Schülern, setzte dem Kleinsten seinen Helm auf und verglich seine stattliche Figur mit dem Größten und frug viele nach „Nam' und Art". Als er später auf seinem Siech- und Sterbebett lag, habe ich oft an die blühende Siegfriedgestalt des damals Zweiundvierzigjährigen denken müssen. Wer weiß, ob nicht manches anders gekommen wäre, hätte ihn der Sensenmann nicht so früh gepackt! Auch vorbei! —

Der Kaiserfamilie begegnete man damals — vor den Attentaten — viel öfters zu Wagen und zu Fuß als später. Der greise Kaiser fuhr zwischen Zwei und Drei beinahe jeden Tag in seiner offenen Viktoriachaise mit dem Leibjäger auf dem Bock, einen Adjutanten — Lehndorff oder Anton Radziwill — neben sich, durch die „Linden" nach dem Tiergarten. Auch Kronprinzens en famille sah man dort oft zu Fuß gehen, auch die Kaiserin oder die schöne Prinzeß Friedrich Karl mit ihrer ebenso schönen Hofdame, der Gräfin Seidewitz, die später Gräfin Dönhoff wurde. Unter den Linden gab es damals von eins bis halb drei so etwas wie einen wirklichen Korso der eleganten Welt, solider und vornehmer als der spätere Tauentzienbummel, dem Ringstraßenkorso des kaiserlichen Wien gleichend. Die Ministerien, Hof und Aristokratie, die Offiziere, die Bankwelt, Börse, Künstler und Patriziat beteiligten sich mit ihren Damen vor dem Diner daran. Am Sonntag schwoll dieser Korso an durch das solide, in der Woche arbeitende Geschäfts- und Kaufmannspublikum, dem dann um drei und vier Uhr die breiten Ausflüglermassen folgten. Der Sonntag wäre mir als verlorener Tag erschienen, an dem ich nicht dabeigewesen. In der Woche zeigte man sich die Berühmtheiten von damals. Niemann, der blonde Sängerheld, tauchte auf oder die liebliche, kleine Lucca, zurzeit Frau von Rhaden, oder Wachtel, der Postillon von Lonjumeau. Kunst und Hof verband der alte Generalintendant Hülsen, der Vorgänger seines Sohnes, der nun auch schon hinüber ist. Man zeigte sich den Grafen Perponcher und andere Hofgrößen; man sah den frisch geadelten, alten Bleichröder, der zuerst mit Milliarden um sich warf, und der später nur noch des Nachts mit einem Bedienten im Tiergarten spazieren ging, als er ganz oder halb erblindete. Der kleine große Menzel huschte durch die Menge oder Reinhold Begas mit dem schönen Künstlerkopf. Und zuweilen, wenn auch seltener, sah man Bismarck oder Moltke von oder zu einem Vortrag gehend.

Um die Mitte der siebziger Jahre inszenierten Aristokratie und Hofwelt im Frühling einen „richtig gehenden" südlichen Blumenkorso in der Hofjägerallee des Tiergartens, nachmittags natürlich, ein- bis zweimal in der Woche. Es ging auch einige Zeit sehr gut. Man bewarf sich mit Blumen, ganz wie in Nizza. Aber unsere wirkliche und geistige Atmosphäre eignet sich wohl nicht recht für solche Feste des Südens, oder mischten sich unliebsame Elemente hinein, war unser damals so festgefügtes Kastenwesen dem abhold: kurz, es schlief bald wieder ein und wurde nie wiederholt.

Der Tiergarten war damals noch ein richtiger Wald, noch immer das durch Wege, Rasen und Blumenanlagen kultivierte und verschönte Jagdrevier der Kurfürsten — bloß daß die jagdbaren Tiere fehlten. Bekanntlich hat erst Wilhelm II. tüchtig die Axt an die uralten Bäume legen lassen und ihn so halb und halb zu einem englischen Park umgestaltet, nachdem freilich schon sein Großvater die Friedens- und die Siegesallee hatte durchbrechen lassen. Damals streiften wir Knaben mit der „Lederstrumpf"-Phantasie noch durch ganz schmale Fußsteige, die man nur einzeln betreten konnte, auf denen Busch und Laub über unseren Köpfen zusammenschlugen. Es war wilder, romantischer, urwüchsiger und erscheint mir noch heute schöner. Aber — vielleicht war die Umgestaltung schon für die Sicherheit eine Notwendigkeit der werdenden Weltstadt. — In den sechziger Jahren gab es da noch, am Rande des Tiergartens, die hübschen Vergnügungsgärten und Restaurants „Moritzhof" und „Albrechtshof", da wo sich heute die Königin-Augusta- und ihre kleinen Querstraßen ausdehnen. Sie waren das Paradies der Kinder und der beliebte Nachmittagskaffeeausflug und Abendbierort des mittleren Bürgertums. Dort und im Hofjäger, nach dem sich noch die gleichnamige Allee benennt, gab es große Militärkonzerte. Wieprecht, der Militärmusikmeister und Reformator der preußischen Heeresmusik unter Wilhelm I., feierte im „Hofjäger" Triumphe und war, glaube ich, der Erfinder und erste Compilator der großen „Schlachtenmusiken" jener Zusammenstellung alter Militärmärsche in historischer Entwicklung, die dann Kapellmeister Saro später geschickt nachahmte. Dazu gab es Feuerwerke und Stocklaternenfeste. Wir Kinder verlebten dort, bei Kaffee und Kuchen, bei belegten Stullen und Weißbier, selige Stunden. Moritzhof und Albrechtshof gingen bis zur Spree, und es wurden da auch Gondeln und Boote vermietet, wie noch jetzt bei den „Zelten".

Feiner ging es bei Kroll zu, dem Friedrich Wilhelm IV. das königliche Terrain in Erbpacht zur Erbauung seines Wundergartens gegeben, und dessen Witwe der „alte Engel" geheiratet hatte, übrigens bis zum



Amazone. Bildwerk von Prof. Fritz Behn



Ende des Jahrhunderts eine der populärsten Persönlichkeiten des Bismarckischen Berlins. Er war von Haus aus ein ungarischer Musikant, ein guter Violinspieler, der sich aufs Geschäft verstand. Er ließ zuerst zwei Orchester abwechselnd in seinem Garten spielen, ein besseres Streichorchester und eine Militärkapelle. Er installierte eine für damals „feenhafte" Gas-Beleuchtung, große Bogen mit roten, grünen, blauen Gasglocken, unter denen die Menge des Abends lustwandelte, und die in phantastischen Trauben und Gewinden auch in entfernteren Gebüschen aufflammte. Dazu kam später eine berühmte Sommeroper mit allen damaligen Gastgrößen, von Wachtel bis zur Sembrich. Die besseren Plätze wurden extra bezahlt; aber für eine Mark „Garten-Entrée" konnte man in drangvoll-fürchterlicher Enge im Parterre stehen und zuhören. Ein Sonntagshauptvergnügen. Man aß auch gut und billig dort, und riesige Schinkenstullen kosteten ganze 25 Pfennige. (O tempora!) Wie oft habe ich auch den alten Engel mit seinem kleinen Pony-Korbwägelchen, das jedermann kannte, durch die Straßen und im Tiergarten spazieren fahren sehen! Im Winter machte er berühmte Weihnachtsausstellungen mit Chorgesang und lebenden Bildern und sonstigem Klimmbimm, die man damals wunderschön fand — so provinziell-bescheiden war noch das Berliner Publikum. Zuweilen gab er auch Gartenlaubenstücke (nach deren Romanen zusammengekleistert) mit berühmten Gästen. Er war sehr witzig, der alte Engel; und als er einmal an der Abendkasse stand — man gab „Gebannt und erlöst" nach dem letzten Moderoman der Werner —, da fragte ihn ein Fremder, ob der Besuch lohne. „Wenn Sie 'reingehen, sind Sie gebannt, wenn Sie 'rausgehen, sind Sie erlöst," schmunzelte der Alte. Berühmt und belacht wurde die Antwort, die er dem alten Kaiser gab, der ihn gerne mochte. — „Na, Engel — immer noch jung, immer noch schwarze Haare?" sagte der Monarch. — „Alles geforben, Majestät!" erwiderte Engel. — Solche Originale und stadtbekannten Persönlichkeiten gibt es heute in der riesigen und verflachenden Weltstadt nicht mehr. Durch meine Kinderträume zog sich auch die liebenswürdig-drollige Figur des alten Wrangel, der in jüngeren Jahren ein verdienstlicher General war, später ein wenig den alten Blücher kopierte. Den jungen Mädchen warf er Kußhände zu, die Kinder beschenkte er mit Bonbons. Damals kannte ihn jeder Berliner. Da sein geschichtlich-militärisches Schwergewicht nicht allzu groß ist, so kennt ihn der heutige Berliner nur noch aus seinem recht ähnlichen Erzstandbild auf dem Leipziger Platz, wo ihm und seinem ausgestreckten Marschallstab der Berliner Volkswitz bekanntlich die Worte in den Mund legt: „Immer rechts fahren!" Und seinem erzenen Gegenbild auf der anderen Seite, dem Grafen Brandenburg (Hohenzollernsprößling und unzulänglicher Minister) mit seiner merkwürdigen Handpose und den hohen Kürassierstiefeln die Worte: „Und wenn der Dreck so hoch steht, mit die Stiebel komm' ick durch!" Da wir gerade dabei sind — dieser wirklich treffsichere und famose Berliner Witz jener Tage läßt den Friedrich Wilhelm III. auf dem Lustgarten mit seiner segnend erhobenen Hand sagen: „Ich glaube, es trippelt schon," und benennt den Begasschen Neptunsbrunnen vor dem Schloß wegen seines Dreizacks (Forke), und weil ihn der Bürgermeister Forkenbeck im Namen der Stadt Berlin dem jungen Wilhelm II. schenkte: das Forkenbecken.

Heute erschöpft sich dieser Volkswitz Berlins in recht albernen Schlagworten, meist von Gassenhauern herstammend. Freilich, die Zeiten sind bitter ernst, und das Witzemachen besorgen jetzt die berufsmäßigen Witzblätter en gros. Auch die Börsenwitze von damals waren besser und kolportierten sich sehr schnell durch die viel kleinere Stadt.

Als ich älter wurde und das Taschengeld immer größer (heute würde es kaum zu einem Zwieback reichen), gingen wir Jungens natürlich auch in die Konditoreien. Wer nie sein Geld in Windbeuteln und Apfelkuchen mit Schlagsahne vernascht hat, ist kein echter Berliner Junge gewesen. Und sieh, das Gute liegt so nah! Schräg gegenüber dem väterlichen Hause, Ecke Tauben- und Charlottenstraße, vis-à-vis dem Schauspielhaus, lag die altberühmte Ziesangsche Konditorei. Daß sie auf früheste Biedermeierzeiten zurückging und von klassischem Hauche umwittert war, das erfuhr ich freilich erst später. Zu Heinrich Heines Zeiten, der hier des öfteren verkehrte, hieß sie die Meiersche, und der junge Dichter machte der schönen Tochter eifrig den Hof. Daher der bekannte Vers: „Grüß' mir auch Mamsell Meier ..." Trotz einiger Modernisierungen war sie eine richtige Altberliner Konditorei geblieben, wie sie jetzt nur als Kleingewächs hier und da noch erhalten sind. Damals vertraten ihre Hauptrepräsentanten die erst später um 1875 langsam aufkommenden „Wiener Cafés". Die Ziesangsche Konditorei war im kleinen Maßstabe, was um die Ecke einige Häuser weiter (Charlottenstraße, zwischen Jäger- und Französischer) die altberühmte Stehelysche war, in der ich in reiferen Jahren, kurz ehe sie einging, auch einige Male einkehrte. Damals hatte sie freilich ihre Bedeutung als Treffpunkt von hauptsächlich freisinnigen Journalisten und Politikern schon langsam verloren. Das berühmte „rote", das hinterste Lesezimmer galt um Achtundvierzig bis Ende der Sechziger als politischer Brandherd (was man damals so nannte) von „Demagogen" und Demokraten, die hier bei Kaffee und Schlagsahne lasen, politisierten und rauchten. Ehe später das Kaffee Bauer einen Rekord schlug, soll es die meisten deutschen und ausländischen Zeitungen im alten Berlin gehalten haben. Das konservative Gegenstück dazu war Spargnapani Unter

den Linden. Dort verkehrten die hohen Beamten, die Aristokratie und die konservativen Abgeordneten. Der „alte" Josty — auf der später niedergerissenen „Schloßfreiheit", wo sich heute das Nationaldenkmal des alten Kaisers erhebt — war hauptsächlich vom Hof und von höheren Offizieren besucht. Mit meinen Angehörigen war ich einige Male da. Ein großer, feierlicher Raum mit Stuck, roten Sammetbänken und Stühlen, still, kalt und vornehm. Die großen Hohenzollernbilder, die noch heute den „neuen" Josty schmücken, kamen da ganz anders zur Geltung. Dort durfte man nur flüstern, und es gefiel mir durchaus nicht, von der guten Schokolade mit Schlagsahne freilich abgesehen. Das war überhaupt das Charakteristische all dieser Alt-Berliner Lokale: vorn ging es feierlich-vornehm und kirchenstill zu; es durfte nicht geraucht werden und es gab dort keine Zeitungen. Hinten in den kleineren Lesezimmern, die meist um den Hof des Hauses herum lagen, wurde geraucht — und wie! Ventilation höchst mangelhaft. Und außer bei Stehely und bei Schauß wurde auch nicht viel geschwatzt; das verbaten sich die Zeitungstiger energisch. Bei „Schauß" freilich — das war nämlich die Damenkonditorei Alt-Berlins in der Jägerstraße, nahe bei Gerson und anderen Einkaufsstätten — da ging es in den kleinen, gemütlichen Zimmern recht lebhaft zu. Das Ewig-Weibliche ließ sich denn doch nicht das Mündchen verbieten. Und bei „Buchholz" in der Friedrichstraße, der sich noch bis gegen das Jahrhundertende erhielt, gab es die größten Apfelkuchen und die meiste Schlagsahne für das geringste Geld. Damit füllte er sein Lokal bei diesem sparsamen Geschlecht, das den Silbergroschen dreimal umdrehte, ehe es ihn ausgab, und mit Pfennigen rechnete. Wie staunten die Berliner, als Mitte der siebziger Jahre erst das „Kaiserhof-Café", später „Bauer" ihre Pforten auftaten mit „riesigen", prunkvollen, gold- und bildergeschmückten Räumen im Gegensatz zu den alten, einfachen Zwerglokalen, mit der „Mélange" in Gläsern, einer Unzahl neuer „Wiener" Bäckereien, die in Körben auf den Tisch gestellt wurden, mit liebenswürdigen Kellnern und der neuartigen Zahlkellner-Spezialität und einer wahren Flut von Zeitungen. Das neue Weltstadtleben brauste machtvoll herein. Wie es sonst war, dies liebe alte Berlin des alten Kaisers und Bismarcks, und wie es sich allmählich in Sitten, Bauten und Gesellschaft, in Kunst, Verkehr und sozial umwandelte, das kann ich den Lesern vielleicht ein anderes Mal erzählen.

Feldgang. Von Otto Wohlgemuth

Vom Wandern müde, ließen wir uns dann
Am Hügelhange auf dem Feldpflug nieder,
Die Morgensonne strahlte hell hernieder,
Ein herber Wind umfuhr uns dann und wann.

Die Saaten grünten kaum im zarten Halm,
Und in der Markung glänzten Wasserflächen,
Zuweilen fing die Sonne an zu stechen,
Die Furchen dampften Erdgeruch und Qualm.

Durch unsre Traumruh' sonnte Märzenduft.
Die Sonntagsglocken klangen durch das Schweigen.
Und über uns sang ihren Liederreigen
Die Lerche in der leichten, blauen Luft.

Ich sprach kein Wort, du warst versunken ganz
Im andachtsvollen Werben neuen Lebens,
Uns hielt im Bann die Stille rings des Webens,
Der frühlingsheitre, silbersonnige Glanz.

Ein Rabenvolk flog schwer an uns vorbei
Und setzte sich. Die braunen Blätter stoben.
Wir fuhren auf, als sie sich krächzend hoben,
Und lachten unsrer Wandrerträumerei.

Und streiften weiter dann durch Wald und Grund.
Das Heimatland sahn wir vom Berg im Blauen,
Wir waren trunken von dem fernen Schauen
Und liederlauschestill war Herz und Mund.

Ganz waren wir Gefühl und Melodie.
Es war, als trüg' aus Leid und dunklen Dingen
Ein Freudeschauer uns mit seligen Schwingen
Mitklingend in die Frühlingssinfonie.

England am Indischen Ozean

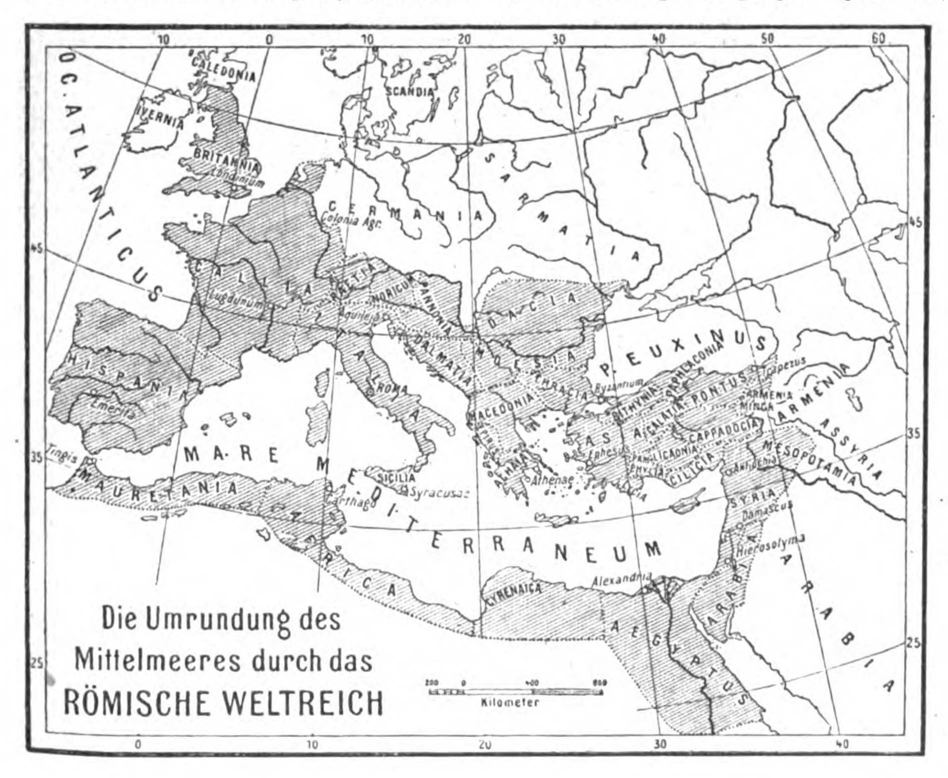
Von Arthur Dix

Die seit Kriegsende an äußerer Ausdehnung wie an innerer Kraft ständig zunehmende Freiheitsbewegung in Indien gefährdet den Bestand eines kolonialen Machtgebietes, dessen Aufbau durch Jahrhunderte an politischer Folgerichtigkeit nur verglichen werden kann mit dem Aufbau des römischen Weltreichs, an räumlicher Ausdehnung aber noch weit über dieses hinausragt. Selbst das russische Riesenreich, das sich ganz kontinental entwickelt hat, stand an Gesamtumfang und noch sehr viel mehr an Gesamtbevölkerung und wirtschaftlicher Produktion weit zurück hinter jenen zu einem großräumigen Zusammenschluß vereinigten Gebietsteilen des britischen Weltreichs und der britischen Einflußsphären, die am Ende des letzten Weltkrieges tatsächlich den ganzen Indischen Ozean umrundeten.

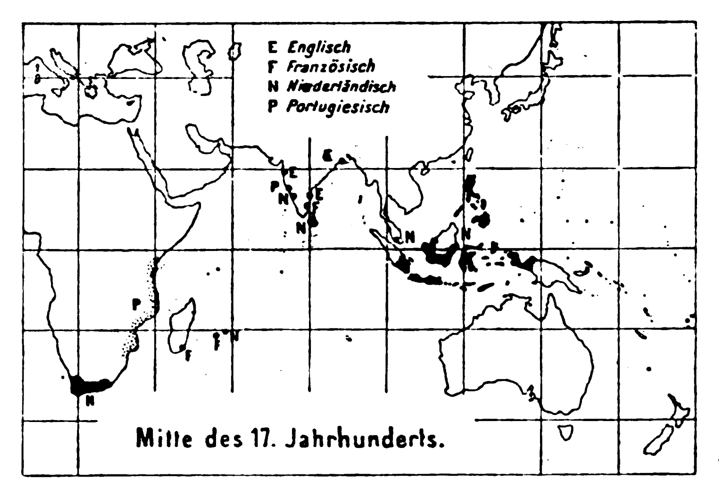
Aus seiner wundervollen Mittellage im Herzen des ganzen Mittelmeergebiets heraus hatte sich Rom (s. Karte 1) über ganz Italien, die in weitem Umkreis angrenzenden europäischen Festlandgebiete, die übrigen Mittelmeerhalbinseln: die iberische, die balkanische und die kleinasiatische, die gesamte Inselwelt des Mittelmeers und auch die nordafrikanischen und westasiatischen Küstenstreifen ausgebreitet, hatte von Nordwesteuropa auch über den Kanal hinübergegriffen nach Britannien — ein geschlossenes Kolonialreich mit für damalige Zeiten gewaltiger Ausdehnung, ausgehend von dem mediterranen Kern der apenninischen Halbinsel.

Rußland war aus kontinentalem Kern herausgewachsen an die Ostsee, das Schwarze Meer, das Nördliche Eismeer und schließlich auch bis an den Stillen Ozean — eine kompakte, festländische Masse.

Das Indiameer-Weltreich Großbritanniens aber war aus zahllosen Brocken weit abseits der heimischen Macht in einem fernen Weltmeer Zug um Zug ausgebaut und zusammengefügt worden, bis schließlich sich das gewaltige Bild einer zusammenhängenden Umrahmung des ganzen Ozeans auf



Die Umrundung des Mittelmeeres durch das RÖMISCHE WELTREICH



Mitte des 17. Jahrhunderts.

allen drei Festlandseiten durch drei Erdteile hindurch ergab.

Erst die Portugiesen, dann die Niederländer waren auf dem Wege in den Indischen Ozean vorangeschritten. Bald nachdem die Engländer begonnen hatten, ihrem Beispiel zu folgen, begannen auch die Franzosen kolonialen Ehrgeiz zu betätigen (s. Karte 2). Die schon unter der großen Königin Elisabeth geschaffene Ostindische Kompagnie hatte gegen 1700 so wichtige Punkte wie Bombay, Kalkutta und Madras in der Hand. Das während des sogenannten österreichischen Erbfolgekrieges von Frankreich eroberte Madras wurde im Frieden zu Aachen wieder an die Briten zurückgegeben. Von nun ab breitete sich der englische Besitz in Indien immer weiter aus, wenn auch nicht ohne ernste Schwierigkeiten und mancherlei Rückschläge.

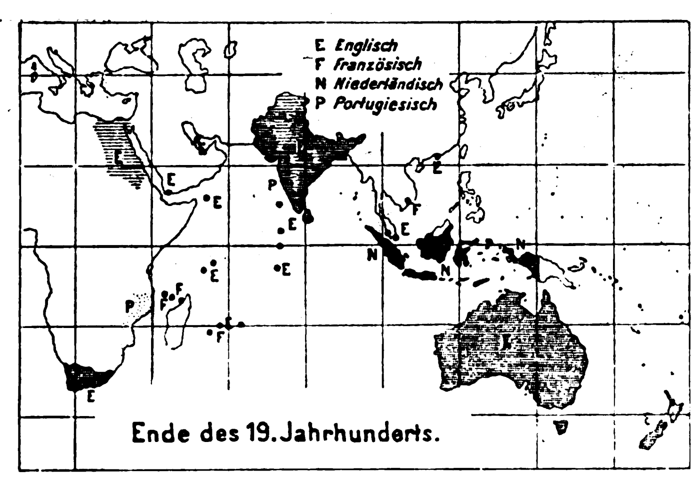
Solche Rückschläge traten zunächst ein während des großen Krieges von 1755 bis 1763. Das rücksichtslose Vorgehen von Robert Clive und besonders Warren Hastings sichert der Ostindischen Kompagnie großen Machtzuwachs, veranlaßt aber schließlich den jüngeren Pitt, die politischen Machtbefugnisse dieser Gesellschaft zu beschränken und mehr den Charakter der britischen Kolonie zum Ausdruck zu bringen. In dieser Zeit, in der auch die englische Festsetzung in der Südostecke Australiens erfolgt, ist der britische Besitz am Indischen Ozean noch zersplittert, doch zeigen die einzelnen Teile schon die Tendenz zur Annäherung aneinander (siehe Karte 3).

Der eigentliche Anstoß zu dem britischen Streben nach Umrundung des Indischen Ozeans wurde gegeben, als in den großen Kriegen zur Zeit der französischen Revolution und Napoleons Holland von den Franzosen besetzt war und die Engländer daraus den Vorwand schöpften, den verbündeten Holländern einen Teil ihrer Kolonien abzunehmen, um sie nicht in französische Hände fallen zu lassen. Am Ausgang dieser Kriegsepoche behält England vor allen Dingen, neben der Beseitigung der Franzosen aus Vorderindien, die äußerst wichtigen Etappengebiete Kapland und Ceylon in der Hand. Nun steht es am Eingang zum Indischen Ozean und im Verkehrsmittelpunkt dieses Weltmeers auf Vorposten, kann an die Zusammenfassung seiner indischen Besitztümer herangehen und sich Ersatz schaffen für das verloren gegangene Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

E Englisch
F Französisch
N Niederländisch
P Portugiesisch

Ende des 18. Jahrhunderts.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in der Arbeit an der Vereinigung Indiens unter britischem Zepter unter schweren und blutigen Kämpfen große Fortschritte gemacht, enorme Reichtümer erobert. Auch auf Hin-

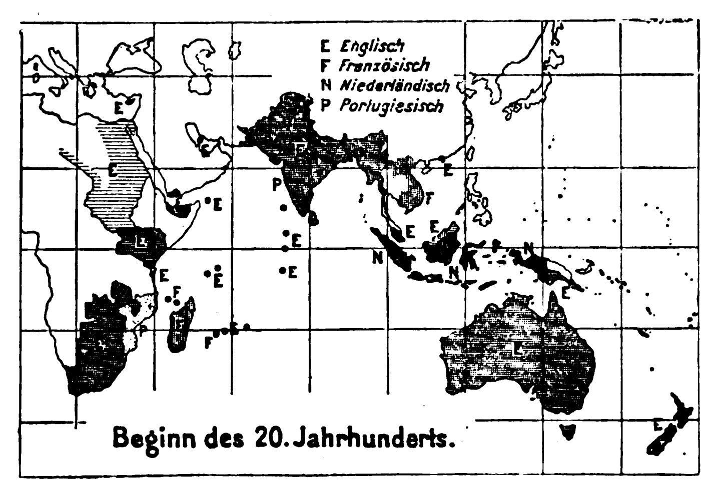


Ende des 19. Jahrhunderts.

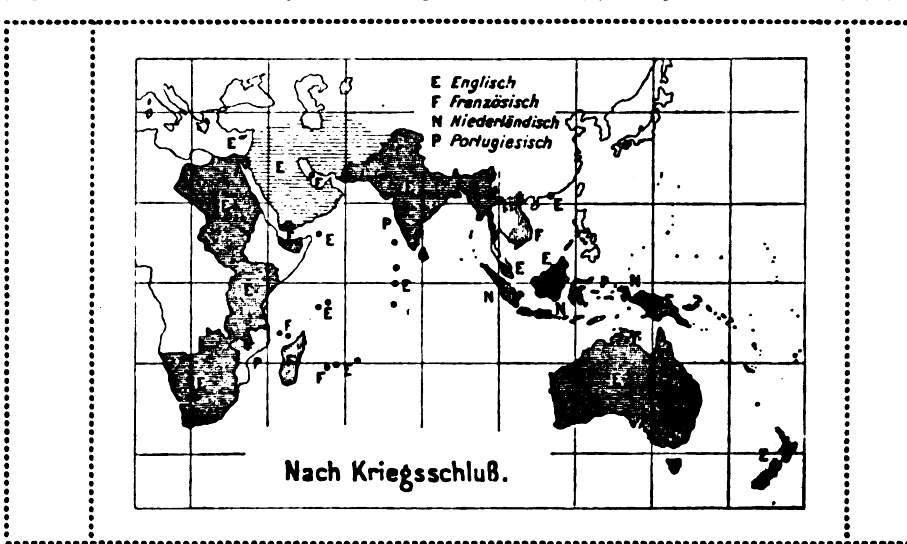
terindien begann England jetzt seine Hand zu legen. Von der Rücksichtslosigkeit seiner Politik zeugte der Opiumkrieg gegen China, der den Zweck hatte, den Chinesen das berauschende Gift aufzuzwingen, um dieses Produkt Indiens günstiger verwerten zu können. In Indien selbst wird der Aufstand von 1857 mit den grausamsten Mitteln niedergemetzelt — einer der unmenschlichsten Kriege in der Weltgeschichte. Nach getaner Arbeit verfällt die Ostindische Kompagnie dem Schicksal der Auflösung. Das Land steht nun ganz unter der Verwaltung der englischen Krone, durch einen Vizekönig ausgeübt.

Einen neuen Abschnitt der Indiameer-Politik bringt die Erbauung des Suezkanals. Daß dieser neue Verkehrsweg nach dem Indischen Ozean von französischer Seite ausgeführt wurde, war für die Engländer politisch ein harter Schlag, deutete er doch auf eine französische Bedrohung der britischen Machtstellung an jenem Weltmeer, das verstärkte Aufleben von Plänen, die schon der erste Napoleon gehegt hatte. Nur um so sicherer sucht England sich nun aber im Umkreis des Indischen Ozeans einzunisten. Doch sowohl der Versuch einer Eroberung Abessiniens, wie jener Afghanistans erwiesen sich als Fehlschläge. Auch in Südafrika hatten die Bemühungen um Angliederung des Hinterlandes der Kapländischen Besitzung zunächst nicht den gewünschten Erfolg. Dagegen gelingt im Nordosten Afrikas ein großer Schlag, der Englands Indiameer-Politik den stärksten Ansporn gibt: England weiß die Aktien des Suezkanals geschickt in seine Hand zu bringen und besetzt alsbald auch Ägypten. Nun hat es auch den neuen Zugang nach Indien in fester Hand und kann von Norden her in die Ostländer Afrikas eindringen, wie es von Süden her aus dem Kaplande an den afrikanischen Gestaden des Indischen Ozeans voranzuschreiten strebt. Die Ausbreitung der englischen Macht über Australien bringt auch die Südostküste dieses Weltmeeres in die britische Herrschaftssphäre (s. Karte 4).

Wieder kostet es blutige Kriege, das britische Banner im Hinterland Ägyptens nach dem Sudan bis an die Nilquellgebiete voranzutragen und vom Kap aus eine einheitliche britische Machtsphäre bis zu den zentralafrikanischen Seen auszubauen, wogegen die Verbindung zwischen den Nilquellen und der Küste des Ozeans durch das Ugandaland in friedlichem Abkommen mit Deutschland gewonnen werden konnte. So sehen wir schon am Anfang des 20. Jahrhunderts (s. Karte 5) die vier großen Teile des britischen Indiameer-Reiches: Südafrika, Nordostafrika, Indien, Australien merkbar zusammenstreben. Auf der Landlinie Kap—Kairo fehlt nur noch ein vergleichsweise



Beginn des 20. Jahrhunderts.



kurzes Verbindungsstück — abgeriegelt durch Deutsch-Ostafrika; auf der Linie Kairo—Kalkutta — zu Lande abgeriegelt durch die deutsch-türkische Bagdadbahn — sehen wir starke britische Etappen am Seewege, sowohl am Ausgang des Roten Meeres wie mitten im Persischen Golf.

Um den Kreis lückenlos zu schließen, d. h. gegen Deutsch-Ostafrika und gegen die Bagdadbahn, unternahm England — sofern man die Weltgeschichte unter dem Gesichtswinkel seines Indiameer-Reiches betrachten will — den Krieg gegen Deutschland. Der Erfolg bestand im Augenblick des Kriegsendes in einer Erfüllung der kühnsten britischen Träume (s. Karte 6). Über Ostafrika wehte vom Kap bis Kairo die britische Flagge, der Landweg von der Sinai-Halbinsel nach Vorderindien unterstand britischem Einfluß: Palästina, Arabien, Mesopotamien, Persien. England schien ganz am Ziel seiner Wünsche, schien fast unumschränkter Gebieter rund um den Indischen Ozean — wie es nach dem großen Weltkrieg von 1755—63 unumschränkter Gebieter in Nordamerika zu sein schien.

Aber wie damals dem höchsten Triumph der Abfall folgte, so auch heute. Persien, das letzte Bindeglied, das nach dem Zerfall Rußlands ganz zur englischen Kolonie zu werden schien, hat diesen Kolonialcharakter völlig abgestreift und seine Selbständigkeit zurückgewonnen. Die Araber haben sich von England abgewandt wegen der Auslieferung Palästinas an die Juden. Von dem sehr unsicheren Mesopotamien hört man in London nicht gern sprechen — wohl der Hauptgrund für den Nachfolger Lloyd Georges, in seiner ersten Kundgebung zu erklären, man solle von ungewissen kolonialpolitischen Abenteuern zurückstehen! Die Freiheitsbewegung der Ägypter hat große englische Zugeständnisse gefordert, so daß dieses Land heute offiziell nicht mehr dem britischen Kolonialreich zuzuzählen ist, und die Freiheitsbewegung in Indien strebt auf gleichem Wege vorwärts. Ohne Waffengewalt, nur durch Ablehnung der Verwaltungsarbeit und Ablehnung britischer Erzeugnisse, leisten die Inder der britischen Herrschaft Widerstand.

Die englischen Niederlagen unter indischen Augen während des Weltkrieges in Ostafrika, Mesopotamien, an den Dardanellen und in Nordfrankreich, der schwere Mißerfolg der antitürkischen Politik Englands in der allerjüngsten Zeit haben das Selbstbewußtsein und die Hoffnungsfreudigkeit der Inder natürlich sehr stark beeinflußt. Stand im Augenblick nach Abschluß des Weltkrieges das britische Indiameer-Weltreich Ende 1918 auf dem Höhepunkt abgerundeter, zusammenhängender Ausbreitung, so läßt sich heute gar nicht sagen, wie weit es sich von diesem Bilde der Geschlossenheit noch entfernen, in welchem Maße es etwa zusammenfallen wird. Aber schon heute sind die asiatischen Lücken in Wahrheit größer als vor dem Kriege. Der britische Einfluß in den Hauptgebieten des alten Besitzes ist stark unterwühlt, Australien ein sehr selbständiger Bundesstaat, wie mehr und mehr auch Südafrika. Das heutige Bild des Indischen Ozeans ist hinsichtlich der Machtstellung Londons ein ganz anderes, als die Verkünder des Weltreiches rund um den Indischen Ozean es sich ausgemalt haben, und die Zukunft voller dunkeln Gewölks.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hans Heinrich Ehrler: Briefe aus meinem Kloster (Stuttgart) — **Wilhelm Hegeler: Der verschüttete Mensch** (Stuttgart 1922) — **Helene Böhlau: Im Garten der Frau Maria Strom** (Stuttgart 1922) — **Wilhelm Lobsien: Wellen und Winde** (Bremen 1922) — **Börries Frhr. v. Münchhausen: Fröhliche Woche mit Freunden** (Stuttgart 1922) — Derselbe: **Bücher für Jung und Alt** (Berlin 1922)



Auch diesmal ist in den meisten Büchern unserer besseren Schriftsteller ein ernster Unterton zu spüren, wenn nicht geradezu eine Auseinandersetzung mit den Sorgen und Nöten der Gegenwart. Bücher haben nicht nur ihre Schicksale, Schicksale haben auch ihre Bücher.

Bezeichnend ist das Wie dieser seelischen Schlichtungsversuche für die einzelnen Verfasser. Nicht verwunderlich, daß ein Hans Heinrich Ehrler seine Zuflucht bei der Einsamkeit und Einkehr sucht, er wird dort schon den besten Trost finden. Bedeuten doch seine Bücher immer so etwas wie ein Feiertagsgeschenk: stille Morgenfrühe, ferner Glockenklang, Frieden im Haus und Sonnenschein draußen vereinen sich zu einer Stimmung, die über den Alltag erhebt. Aus seinen „Briefen vom Land", seiner „Reise ins Pfarrhaus", seinem „Hof des Patrizierhauses" klang es so und, vertieft durch das Leid dieser Zeit, kommt ein ernsterer aber auch vollerer Klang gleicher Art von den **Briefen aus meinem Kloster**. Ja, ins Kloster hat er sich, oder vielmehr sein Nikolaus Köstlin, der diese Briefe an einen Freund schreibt, geflüchtet, nicht um der Welt für immer zu entsagen und ein frommer Mönch zu werden, sondern um sich durch Einkehr bei sich selber zu retten. „Es ist," schreibt er in einem der ersten Briefe, „meine Zuflucht, hier will ich bleiben, bis das Zerworfene in mir wieder gesammelt ist, bis der Weiser meines Wesens mich zurückweist." Und der Friede, den er gesucht, kommt über ihn. Mag er nun in dem mächtigen Klosterhof sitzen, „dem schönsten Deutschlands", „unter den Linden", oder in der „Schmiede" wandeln, dem gewaltigen gotischen Fachwerkbau, mit seinen gedeckten Wehrgängen, oder im Klostersee baden, oder endlich bei seinen wenigen aber auserwählten Büchern besinnliche Stunden verleben —: es beginnt wieder still in ihm zu werden, und Hoffnung blüht auf. Einmal schreibt er: „Was ich in den Räumen des Klosters wieder freudig entdeckt habe? Den Sonnenstreifen, diese wunderbaren Bänder des Lichtes, welche auf ewiger Suche die Schatten durchwandern. Wenn ich ein Maler wäre, würde ich an ihnen dem Geheimnis des Lichtes und der Farben nachgehen, bis ich es hätte. (Keiner hat es noch, auch Rembrandt nicht.) So lasse ich mich von ihnen gnadenreich umleuchten und umwärmen und von ihren Staubfunken umweben. Sie sind ein Schacht des Trostes in der Dunkelheit. Ich weiß, ich werde noch im Grab von ihnen gefunden werden." Das ist bezeichnend für das ganze Buch, es findet den Sonnenstreifen in unserer trüben Gegenwart durch Betrachtungen mannigfachster Art, durch musische Stimmungen und Rückkehr zu sich selbst. Es ist unsäglich rührend, zu sehen, wie hier ein ernster, tiefer Mensch, um sich zu retten von den Drangsalen des allgemeinen Unglücks, alles um sich sammelt, um sich aufbaut, was seinem inneren Leben bisher Freude und Inhalt gegeben hat, als eine Notwehr, einen Leuchtturm in der Brandung. Und es gelingt ihm, auch den Leser, für ein paar Stunden wenigstens, auf diesem Turm zu bergen ...

Weniger persönlich gibt **Wilhelm Hegeler** den Stimmungen und Veränderungen der letzten Jahre Ausdruck; aber doch sind sie deutlich spürbar. Vor allem in dem Gesetz der Wandlung, das seine letzten Romane beherrscht.

Wie ernste Menschen einander leise entgleiten und sich mit anderen ebenso in der Stille finden, um dann ganz zueinander zu gehören — das weiß kaum einer unserer gegenwärtigen Erzähler mit so feiner Seelenkunde zu schildern, wie Wilhelm Hegeler. In seinem vorletzten Roman „Zwei Freunde" sahen wir dies Entschweben und Sich-finden als das Wesentliche, gleichsam eine Legierung geschmolzener, eine Lösung erstarrter Seelen; in seinem neuen Werk besteht wieder hierin die eigentliche Handlung, nicht in dem was man gewöhnlich so nennt: in den äußeren Vorgängen, mag auch ein blutiger Arbeiteraufstand ihr epischer Höhepunkt sein.

Der verschüttete Mensch ist ein Großindustrieller von ungewöhnlicher Tüchtigkeit und Tatkraft. Mit der Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht derartiger Tatmenschen — namentlich wenn sie, wie dieser Geheimrat Uhlenkamp, alles eigener Kraft verdanken — geht er seinen Weg: von Erfolg zu Erfolg; kein Mißgeschick kann ihm etwas anhaben. Aber die Herzen derer, die ihm nahestehen, lösen sich langsam von ihm, und in ihm selber ist das Menschliche verschüttet; nur Schmer-

zen, die in die tiefsten Schächte dringen, können ihn zum Auferstehen bringen. Uhlenkamps einziger Sohn fällt im letzten Kriegsjahr, seine Hoffnung, sein Erbe. Jetzt erst erfährt er aus hinterlassenen Briefen des stillen, tiefen Jungen, daß sein bester Freund nicht der Vater, sondern ein alter Flickschuster gewesen ist, ein seltsamer, bedeutender Mensch, einstmals Uhlenkamps Jugendfreund, dann von ihm fallen gelassen, weil er, um eine Erfindung von sich durchzusetzen, gestrauchelt, ein paar Jahre Gefängnis abgesessen hatte. Dieser Alte, der von früh bis spät über seinen Leisten gebückt sitzt, übt eine seltsame Anziehungskraft aus, nicht nur auf den jungen Uhlenkamp, auch auf dessen Stiefmutter, die zarte Ruth, des Geheimrats zweite Frau. Unmittelbar nach des Jungen Tode kommt es auch zwischen den beiden Alten zur Aussprache. Dabei stellt sich heraus, daß der Schuster Unold sich von keiner Schuld bedrückt fühlt, wohl aber der andere, der große Mann, er ist verschüttet, der andere lebt im Licht, mag es auch nur das einer Schusterkugel sein, sie bestrahlt in ihrem kleinen Kreise stille Zufriedenheit, Weltweisheit und Liebe. Ruth fühlt sich ihrem Mann mehr und mehr entfremdet. Sie wird von Liebe zu einem jungen Kommunistenführer ergriffen, einem seltsamen Kraftmenschen, der trotz seiner radikalen Ansichten, die auf dem Prinzip völliger Gleichheit ruhen, in seinen Mußestunden gern die Biographien großer Monarchen und Heerführer liest. Er fällt in einem Arbeiterkrawall, und auch der Flickschuster Unold wird, weil man ihn für einen Spion hält, erschossen, er hatte seinen alten Jugendfreund Uhlenkamp retten wollen. Über der Leiche des Alten reichen Uhlenkamp, der im Grunde ein Mensch ist — nur eben verschüttet —, und die zarte Frau, sich in ihrer Verlassenheit verstehend, einander die Hände.

Was ist eine „Inhaltsangabe“? Ein aufgespießter Schmetterling, dem — sofern es sich um eine dichterische Erzählung, wie hier, handelt — der Goldstaub auf den Flügeln fehlt. Alles Wesentliche in diesem Roman ist mit dem ethischen Ernst, der Tiefe und Feinheit, die Hegeler in seinen besten Arbeiten auszeichnen, poetisch gestaltet, das läßt sich nicht nacherzählen. Nur etwa in der Mitte des Romans finden sich ein paar unfruchtbare Strecken, sonst blüht alles von warmem, innerem Leben, die einzelnen Gestalten sind absonderlich, aber echt und lebenswahr gezeichnet. Ein leichter Schatten der Schwermut liegt in reiner Luft über dieser schönen Erzählung, einer Schwermut, die aber nie ganz düster wird, weil ein Sonnenstrahl der Erhebung hinter dem Schleiergewölk webt, das warme Licht dichterischer Innerlichkeit. „Wenn er mich angefahren und getobt hat,“ sagt der alte Flickschuster von dem gewaltigen Großindustriellen, „dann habe ich nur gedacht: Menschenskind, hast du leiden müssen! Dann fühlte ich, wie die stumme Kreatur in ihm aufschrie. Der verschüttete Mensch! Und wenn Sie mich fragen, ob Sie einen solchen Menschen lieben können, dann sage ich Ihnen: suchen Sie in ihm den Menschen, den Sie lieben können. Suchen Sie ihn, als wären Sie selbst verschüttet und sähen in der Ferne ein Licht, und wühlten sich dorthin ... zum Licht in ihm.“

Die Menschen, die sie lieben konnte, hat auch Helene Böhlau immer gesucht, freilich die „verschütteten“ weniger, oder doch weniger glücklich (denn ihre Tendenzromane sind nicht ihre besten), als die sonnigen, kernfröhlichen und herzensfrischen. Die stehen ihr näher, und zu ihnen ist sie auch in ihrem neuen Roman „Im Garten der Frau Maria Strom“ wieder zurückgekehrt. Ein liebenswertes Buch, das an die köstlichen Ratsmädelgeschichten der Verfasserin erinnert, wenn es sie auch nicht an Ursprünglichkeit erreicht. Frau Maria Strom ist eine prächtige Frau, ganz nach dem Herzen ihrer Dichterin; ihren Mann hat sie verloren, aber dafür wird sie ihren beiden Jungen nicht nur eine gute Mutter, sondern auch eine getreue Kameradin, die sie versteht und, da sie sich selbst noch jung fühlt, an allen ihren Jugenderlebnissen teilnimmt. Aus der kalten Stadt siedelt sie in ein Gartenhaus am Starnberger See über und dies schöne Erdenfleckchen wird bald der Mittelpunkt eines sich um die kleine Familie scharenden Freundeskreises, der sich einen stillen Platz unter alten Bäumen zum natürlichen Tempel seiner Feierstunden wählt. Wir lachen, spielen und wandern mit diesen jungen Leutchen, wir feiern ihr Sonnenwendfest mit und erkennen, daß eine Jugend heranwächst, die neu und stark, zu neuen und starken Hoffnungen berechtigt. Da kommt der Krieg und lichtet furchtbar ihre Reihen. Aber er vernichtet sie nicht. Auch Frau Maria verliert einen ihrer Söhne, aber dafür kehrt der andere, der jüngste, unversehrt zurück, seine stille Art hat sich erst im Kriege ganz entfaltet, jetzt findet er seine geliebte Jugendgespielin wieder und wird ihr für's Leben angehören, vorerst will er aber ein tüchtiger Mensch werden und mithelfen am Wiederaufbau des geschändeten Vaterlandes. So klingt der Roman in unbeirrbarer Hoffnung auf die Jugend als die starke Trägerin der deutschen Zukunft aus. Das Buch weist alle Vorzüge der Erzählerin Böhlau auf: es ist warm, lebensvoll, plastisch-anschaulich, voll Lebensfrohsinn und Humor. Mitunter geht die Naivität der Empfindung und des Ausdrucks etwas weit, auch der Satzbau ist nicht immer einwandfrei. So erschrickt man gleich im Anfang über ein Schachtelungetüm von Relativsätzen wie dieses: „Maria trat mit einem guten Freund aus einer hohen Haustür, aus der ein Gewimmel dunkler Gestalten strömte, denen allen beim Hinaustreten in das Wetter von der Gewalt des Sturmes und des Regens der Atem stockte und die in Nebel und Dunkelheit geschoben



Fasching auf dem Eise im Spreewald. Gemälde von Franz Martin Lünstroth
(Berlin, Künstlerhaus-Ausstellung)

und geweht wurden, sich zerstreuten im Gewirr von Straßen und Plätzen, über die die Bogenlampen ihren unbewegten Schein gossen, der durch Regenwasserschleier gespenstisch leblos leuchtete, ein gefangenes Licht, das die Menschen sich erlistet hatten." Uff! das ist übertriebene Relativitätstheorie, verehrte Frau Helene Böhlau. Auch ein Punkt hat hin und wieder seine Vorzüge.

Herber aber nicht minder herzerfrischend weht es aus den Büchern von **Wilhelm Lobsien**. Dieser Kieler Dichter ist unermüdlich, seine nordische Heimat mit liebevoll spähendem Blick zu durchwandern und in Romanen, Erzählungen und Märchen von ihrer Kultur und ihrem kräftigen Volkstum zu künden. In seinem Halligroman „Land unter" hatte er sich letzthin durch liebevolle Beseelung der kleinen und doch, angesichts des Meeres, so großen Welt der nordfriesischen Inseln vor den meisten, die ähnliche Stoffe behandeln, bedeutend hervorgetan. Jetzt legt er einen Band Nordseegeschichten unter der Aufschrift **Wellen und Winde** vor, die auch größtenteils auf den Halligen spielen. Lobsien hat hier, obwohl die einzelnen Erzählungen auf verschiedene Entstehungsart deuten, doch eine gemeinsame, knappe und plastische Form gefunden, die dem Charakter dieser Natur und dieser Menschen gut angepaßt ist. Aber wie Wellen und Winde immer mit ihrer Ewigkeitsmelodie diese Hütten und Dünen umrauschen, so spielen auch übersinnliche, dem Tag entrückte Momente in diese Schicksale des Halligmenschen. Hinter herber und verschlossener Art verbirgt sich eine weiche Gefühlswelt und eine Vorstellungsweise, die dem Gespenstischen und der symbolischen Naturbetrachtung zuneigt. Jede der Erzählungen umschreibt ein Einzelschicksal und doch sind alle durch In- und Umwelt, durch Anschauungsart und Lebensgewohnheit miteinander verbunden, doch atmen sie alle den herben Ernst des Meeres, wenn auch freundliche Eindrücke nicht fehlen. Aber selbst den Härten und dem tragischen Einschlag der Erzählungen fehlt nicht jene Harmonie, die angesichts großer Natur den Menschen erhebt und mit dem Dasein versöhnt. Diese spannenden Nordseegeschichten erscheinen in einem besonders schmucken Gewande, sie kommen nämlich, ihrem Verfasser zum fünfzigsten Geburtstag zu gratulieren, sie wissen, was sich schickt. Und der Leser wird seine Glückwünsche gern damit vereinen.

Fröhliche Woche mit Freunden nennt **Börries Frhr. v. Münchhausen** eine kleine Selbstbiographie im Plauderton, die auch als Zeitdokument (und sonst noch einige) Werte hat. In seinem Wiesenschlosse Windischleuba plaudert er an sieben Abenden mit Freunden, und eine Woche lang soll jeder etwas von sich berichten. Hier nimmt der liebenswürdige Gastgeber selber das Wort und „während das letzte Rot hinterm Turm des Dorfkirchleins sachte verglüht und in den Zinndeckeln der Bierkrüge fast länger und zärtlicher verweilt, als drüben in den blühenden Kirschbäumen", beginnt Münchhausen, nicht wie sein Ahnherr mit lustigen Jagdlügen, sondern mit der Wahrheit über sich und sein Leben. Er erzählt von seinem Werden und Schaffen; drei „Abende" sind als Aufsätze über Briefe, Vorträge und Gäste den Lesern unserer Monatshefte bekannt (1921). Besonders aufschlußreich für den Menschen Münchhausen und seine Zeit sind die Berliner Erinnerungen. Münchhausen ging nach Berlin mit dem festen Vorsatz, ein Bohémien zu werden, aber es gelang ihm nicht ganz. Er hatte damals den Glauben an die Losgelöstheit des Künstlers von Gesellschaft und Staat, Vaterland und Scholle. Aber im Café Größenwahn wurde ihm der Wert seines Elternhauses, auf der Friedrichstraße die Überlegenheit seines heimatlichen Dorfweges klar. Und mit der Vorurteilslosigkeit und dem Weltbürgertum der Großstädter machte er nicht die besten Erfahrungen. Seine Erlebnisse mit den Brüdern Busse machen ein besonderes, etwas getrübtes Kapitel der Erinnerungen aus, eine Freundschaft ging hier in die Brüche und wurde nach vielen Jahren nur äußerlich wieder gekittet. Aber auch mit dem Familiendünkel hatte unser Poet zu kämpfen. Ähnlich wie einst Heinrich v. Kleist wurde auch ihm gesagt, ein Träger seines Namens dichte nicht oder lasse doch keine Verse drucken. Heute wird das freilich wohl keiner von ihnen sagen. Mit behaglichem Humor weiß Börries von den kleinen Quälgeistern seines Berufs zu plaudern, von Autographenjägern, Dichterlingen und Neugierigen. Manch ernstes Wort fällt dazwischen aus seinen Kriegserlebnissen, manch feine Bemerkung über das Wesen der Balladen. Ein wenig Selbstgefälligkeit lugt freilich zwischen den Zeilen hervor, aber sie ist ehrlich, wie alles von diesem Dichters- und Reitersmann, sie sieht einem offen lachend ins Gesicht, statt jener augenverdrehenden Eitelkeit, die sich hinter gespielter Bescheidenheit verbirgt. Und schließlich ist es gerade die Persönlichkeit, die diesem erfrischenden Buch seinen Wert gibt.

Daß Börries v. Münchhausen aber nicht, wie es nach diesem Buch scheinen könnte, ein epikureischer Gartenphilosoph ist, sondern auch gemeinnützigen Werken mit viel Hingebung seine Kraft widmet, bezeugt ein gerade jetzt von ihm ins Leben gerufenes Unternehmen, der deutschen Jugend gute Bücher zu erschaffen. Er gibt eine stattliche Reihe von Jugendbüchern heraus, die er „Flemmings Bücher für Jung und Alt" nennt. In dem Titel zeigt sich schon die Eigenart seines Ziels. Er ist nämlich der Meinung, es gebe nur eine Kunst, für jung und alt. Es habe keinen Zweck, den Lesestoff der Jugend allzu ängstlich zu beschränken. Der Alltag im Hause, das öffentliche Leben,

die Schule, die Zeitung, die Straße — das alles nimmt nicht die geringste Rücksicht auf junge Seelen, es „geht seinen Gang" und die Jugend muß sich eben an die Welt, wie sie ist, gewöhnen. Ihr in Büchern ein allzu ideales und reines Leben vorzutäuschen, ist auf die Dauer unzweckmäßig, um so verletzender wird dann die Erkenntnis, die doch kommen muß, auf sie wirken und sie obendrein gegen ihre Erzieher mißtrauisch machen. Anderseits: als Grimm und Andersen ihre Märchen schrieben, als Cooper den Lederstrumpf, Defoe den Robinson verfaßten, waren sie keineswegs Kinderschriftsteller, vielleicht hat mancher Greis noch mehr Genuß hiervon als das Kind. Ebensogut könnte man auch einem Wildenbruch für Das edle Blut, einem Frenssen für den Peter Moor, einem Dahn für den Kampf um Rom, ja schließlich auch Schiller für den Tell, Goethe für den Reineke Fuchs den Titel Jugendschriftsteller verleihen.

Der Erwachsene, meint Münchhausen, greift nach dem Buch, das seinem Geschmack, seinem Charakter, seiner Bildung entspricht. Die Jugend nicht so, sie ist in dieser Beziehung weder gut noch schlecht, sondern unwissend. Sie greift zum Nächstbesten und Spannenden. Was sie nicht versteht, das lehnt sie schnell genug ab. Also gilt es, dafür zu sorgen, daß sie ein Gutes als Nächstes im Hause und im Buchladen finde, daß dies Gute spannend und von durchsichtiger Klarheit sei.

Unter solchen und ähnlichen Gesichtspunkten hat Münchhausen nun eine Anzahl guter Bücher in einfacher aber hübscher Ausstattung, mit eigenartigen Bildern geschmückt, herausgegeben: ohne Einseitigkeit. Neben neuen Werken steht eine Auswahl bester älterer Erzählungskunst. Von dem romantischen Realisten Heinrich Riehl, dem tiefen Schilderer vergangener Gesittungszustände und -zeiten, sind einige seiner besten Novellen ausgewählt, Schückings spannende Abenteuer eines Kriegsknechtes, Erzählungen von Paul Ernst (seine köstlichen Spitzbubengeschichten), Walter v. Molo, Marie Diers, G. Ferdinands, Asmussen u. a. Man darf diese Bücher, deren Bildschmuck großenteils der originelle Künstler Wilhelm Repsold entworfen hat, in jedes deutsche Haus, wo Kinder sind, als gesunde und nahrhafte Geisteskost warm empfehlen.

Es ist ja verkehrt, und heute mehr als je, den Kindern vorwiegend einfältige oder tendenziös abgestimmte Geschichten in die Hand zu geben. Die Langeweile, die dadurch namentlich bei frischen Knaben hervorgerufen wird, läßt sie dann nur um so begieriger Lausbub-, Detektivgeschichten oder gar Schlimmeres verschlingen, sobald sie ihnen in die Hände fallen (was nicht zu vermeiden ist). Jugendbücher müssen die Phantasie reizen, dem Unterhaltungstrieb Genüge tun, und wenn zugleich Erziehung darin wirken soll, so doch nicht aufdringlich und vor allem nicht als eine Erziehung zum Duckmäuser, sondern zur Freude, zur Tapferkeit im Leben, zum Glauben an das Gute und an die Früchte der Tüchtigkeit. Auch ein wenig Abenteurerlust gehört zum Reiz des Jugendbuchs, und vor allem darf Humor nicht fehlen. In dieser Hinsicht ist ein wirklich gutes Werk angebahnt, dem man weitere Entwicklung wünschen darf.

Einer Toten. Von Kurt Lange

Bin an der Straße vorübergekommen,
Die deinen zögernden Schritt nicht mehr kennt.
Hab' einen Namen nach Hause genommen,
Den keiner mehr nennt.

Wagen sind ungerührt weiter gefahren,
Ladenscheiben erklirrten im Wind,
Und deine zwei heiligen Fenster waren
Entgöttert und blind.

Bist du schon auf in den Flieder gestiegen?
Schaukelt dein sorgloser Flügel im Raum?
Darfst du auf brausenden Wolken liegen,
Goldglanz und Schaum?

Wo du auch webst in der Welt ohne Grenzen,
Falter du, Blatt oder Wolkenstrich —
Siehst du die ewigen Himmel erglänzen,
Bitt' auch für mich!

Illustrierte Rundschau

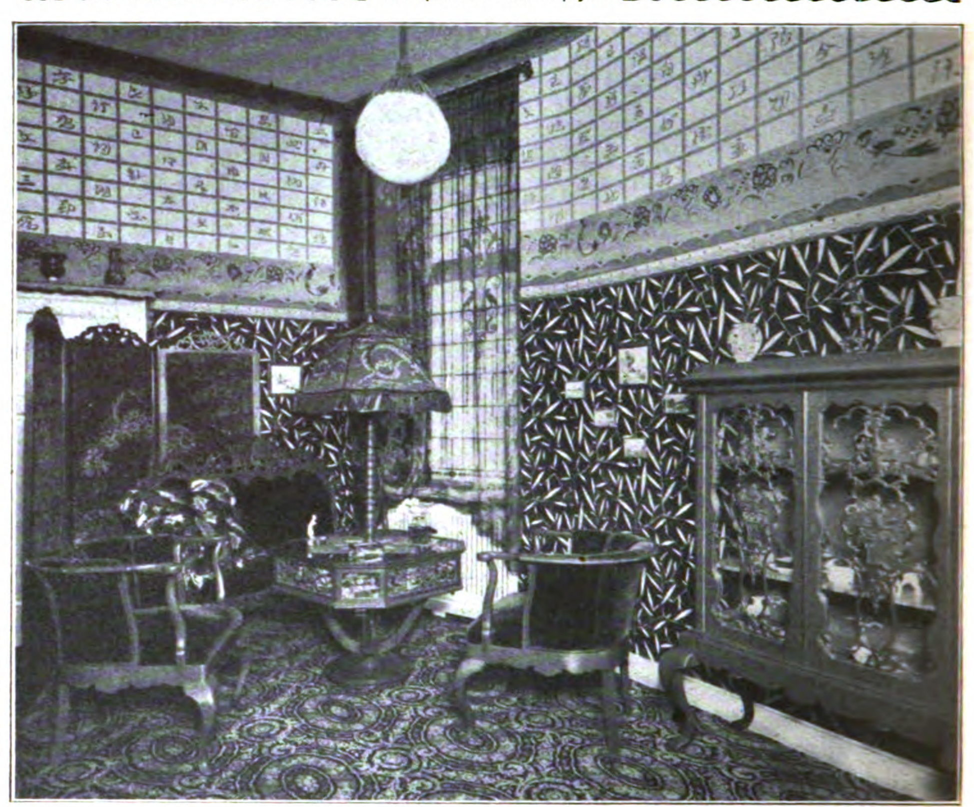
Satirische Liebesszene — Innenkunst von Werry Roth — Elfenbeinplaketten von Emil Kellermann — Rhythmische Gymnastik — Radierungen von Sascha Kronburg

Am Ostersamstag 1523 — kommenden 4. April werden es seither 400 Jahre sein — ward aus dem Kloster Nimptschen mit acht andern Nonnen auch Jungfrau Katharina von Bora nach Wittenberg gebracht; zwei Jahre darauf, am 1 . Brachmonat 1525, ward sie Frau Käthe, Dr. Luthers Frau. Die Verlobung fand an diesem Tage im Lutherhause statt; vier Zeugen, zum Nachtmahl geladen, waren dabei, darunter der Rechtsgelehrte Apel und der Maler Lukas Cranach; tags darauf fand ein ‚ehrlich öffentlich Verlobnismahl' statt, wozu der Rat der Stadt vierzehn Maß Wein sandte.

Der Luthermaler und Lutherfreund Lukas Cranach (der ältere genannt) hat in dieser Zeit für seine vielumworbene Werkstatt ein neues Thema entdeckt, gemalt und malen lassen: Die Liebelei eines alten Mannes und eines jungen Weibes. Die Bilder vom buhlenden Greise fanden Anklang und Absatz; wohl ein Dutzend verschiedene Behandlungen des Themas von seiner Hand und aus seiner Werkstatt sind heute noch vorhanden. Eine davon ist ganz neuerdings erst aufgetaucht und befindet sich heute in dem auch durch seine tadellose Erhaltung und künstlerische Innenausstattung berühmten, ehemaligen Benediktinerkloster Stein am Rhein. Wir bilden das Gemälde hier mit freundwilliger Erlaubnis der Züricher Zentralbibliothek und des Verlags Berichthaus ab. In dem im gleichen Verlag erscheinenden „Zwinglianer" hat Prof. Ferd. Vetter ausführlich über den Fund geschrieben; ihm verdanken die Leser auch die hier abgedruckten Erläuterungen. Das Merkwürdigste jedoch an dem kleinen Bild sind die Inschriften, die von einer oder zwei zeitgenössischen Händen auf der Rückseite der



Satirische Liebesszene. Gemälde von Lukas Cranach (?)
Kloster St. Georgen zu Stein am Rhein



20½ zu 15 Zentimeter großen Holztafel in meist noch ordentlich lesbarer Tinte angebracht worden sind. Da stehen einmal rechts oben in Steilschrift untereinander die Namen lucas granach und lutherus; dann folgt eine Überschrift, worin die zwischen die Minuskeln eingestreuten großen Buchstaben die Jahrzahl 1525 ergeben und worin der Inhalt einer weitern von anderer alter Hand stammenden Inschrift angegeben wird als handelnd von der „Kirchenschänderischen Vermählung Luthers und Katharinens als Eheleute". Diese längere Inschrift ist nichts anderes als ein eifernder und lästernder Bericht über Luthers Heirat, in dem der Schreiber dem verbuhlten Alten des Bildes, das er sich kurz vorher von dem offenbar früher geschätzten Maler Cranach mochte erworben haben, den Namen Luther und dem verliebten jungen Weibe neben ihm den der Katharina von Born (so!) unterschiebt! Die Inschrift lautet auf Deutsch:

„1525. Am 13. Juni feiert Luther, während der Rechtsgelehrte Apel und der Maler Lukas Granicher (=en?) aus Leyden zum Nachtmahl bei ihm sind, seine Verlobung mit Katharina von Born und vollzieht am 27. Juni die Heirat, nachdem sie, die Nonne, mit acht adeligen Jungfrauen ein verruchter Mann zur Zeit der Neubegehung der göttlichen





Oben: Neuzeitliche Zimmereinrichtung von Architekt Werry Roth B. D. A. in Berlin-Friedenau
Unten: Elfenbein-Plaketten von Bildhauer Emil Kellermann, Nürnberg



Passion, während Luther diesem Frevel Beifall gibt, geraubt und nach Wittenberg entführt hat, damit sie dort der Wollust der Studenten dienen sollten. Sie hat, sechsundzwanzigjährig dem Luther vermählt, wenige Tage nach der Hochzeit ein Kind geboren.‘

Dieser zweite Schreiber gibt also das große Ereignis wie etwas Selbsterlebtes genau und im ganzen getreu, wenn auch parteiisch, wieder. Neu ist darin die Angabe einer Hochzeitsfeier (nuptiae), die am 27. Juni auf die Verlobung vom 13. — wahrscheinlich durch gemeinsamen Kirchgang — folgt, sonst nicht belegt die Beziehung Cranachs als Leidensis Boshafte Unterstellungen sind die Behauptung, daß die Nonnen der Wollust hätten dienen sollen, und die Angabe von einer bald auf die Hochzeit folgenden Geburt.



Unsere kleine Reliquie aus der Lutherzeit wird heute im Kloster St. Georgen zu Stein am Rhein, wohin sie aus Deutschland während des Krieges gelangt ist, aufbewahrt. Einem deutschen Luthermuseum könnte sie zur Ergänzung unsrer Kenntnisse der Reformations- und der Kunstgeschichte abgetreten werden.

❦ ❦ ❦

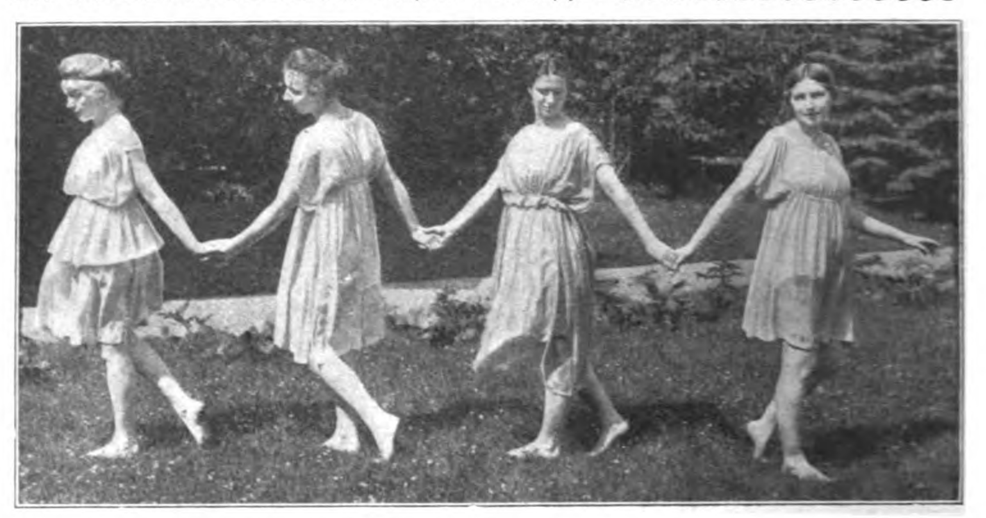
Zu den Architekten, die das Erlebnis unsrer Zeit in einem neuen Stil ausprägen möchten, gehört Werry Roth. Selbstverständlich ist er nicht der trügerischen Meinung, etwas noch nie Dagewesenes schaffen zu können. Wer stilgeschichtlich geschult ist, wird in den Möbeln unsers Zimmers (S. 664) allerlei Anklänge an Barock und Rokoko, auch an ferne östliche Motive finden. Aber die Zusammenfassung des Ganzen ist doch höchst eigentümlich, und die starke Unruhe der Wandbekleidung, die erst nach oben abebbt, steht in einem geschmackvoll abgemessenen Verhältnis zu der Bewegtheit der Möbel. So ein Zimmer ist vielleicht nicht für jedermann, und man weiß nicht, ob man den beglückwünschen darf, für dessen Gemütsverfassung es paßt. Denn es spiegelt die Zerrissenheit und Unruhe unserer herumgeworfenen Zeit.

❦ ❦ ❦

Da ist der Bildhauer Emil Kellermann, dem wir die reizenden Elfenbeinplaketten verdanken, ein Bruder vom beschaulichen Leben. Er selber schreibt uns, sein Meister sei irgendein alter Mönch gewesen, der unbekümmert um Dogmen- und Kirchenstreit in seiner Zelle Handschriften ausmalte und in Elfenbein schnitzte, in seiner Arbeit glücklich und, seiner Sendung unbewußt, ein Kulturträger so gut wie der Ritter oder der Glaubensbote. Kellermann, 1870 in Berlin geboren, hat von den Toten mehr gelernt als von den Lebenden. Denn als er die Kunstschule in Berlin besuchte, steckte man dort in einer übeln Geschmacksver-



Elfenbein-Plaketten und Schmuckschale von Bildhauer Emil Kellermann, Nürnberg (Silber vergoldet, Elfenbein-Platten mit Gold aufgelegt; Blumenkranz auf dem Deckel mit Gold u. Steinen) 18 cm Höhe



wilderung. Aber zum Glück für unsern Künstler gab es Bibliotheken und vor allem das Germanische Museum in Nürnberg. Die Elfenbeinkunst, die von der vorkarolingischen Zeit bis zum Barock immer neu geblüht hat, nahm ihn gefangen. Er studierte sie theoretisch und übte sie praktisch für ein Geschäft, das ihn klassische Bildwerke in Elfenbein nachschnitzen ließ. Aber sobald er aus Eigenem zu schaffen begann, wurde er des „alleinseligmachenden Akanthusblattes", wie er sich humoristisch ausdrückt, müde. Er begann, die ihn umgebenden Naturformen in Kunstformen umzuwerten und in die Elfenbeinsprache nach unserm zeitgemäßen Empfinden zu übertragen. So einleuchtend das klingt, so schwer hatte und hat es Kellermann, sich durchzusetzen. Wohl hat er Erfolge geerntet und ist in den Kreisen der wahrhaften Kunstfreunde hochgeschätzt. Aber das große Publikum liebt immer noch wie vor 40 Jahren die geschnitzte Rose und ähnliche sinnige Sachen. Möchten die hier abgebildeten Arbeiten dem Künstler neue Freunde werben!

⌘ ⌘ ⌘

Wir Deutschen machen alles furchtbar gelehrt. Es ist gottlob jedermann klar, daß gymnastische Übungen eine nützliche und schöne Sache sind. Aber schon macht man daraus eine Welfanschauung. Da hält es Dalcroze mit der rhythmischen Schulung der Muskulatur, Bode dagegen mit der Schwerpunktsorientierung der Körperbewegung, während Mensendieck den Atem ökonomisiert, Loheland in der Atmung die Wurzel des Bewegungsablaufs erblickt und Laban auf seine Lehre von der raumbedingten Bewegung schwört. Auf einer in Berlin abgehaltenen Tagung für künstlerische Körperschulung konnten sich auch Vertreter des Kultusministeriums über die Vorzüge der genannten fünf wichtigsten Systeme unterrichten. Das Entscheidende ist, was auch



Rhythmische Gymnastik. Aufnahmen von G. Riebicke

unsre Bilder zeigen und was Bode in die Worte faßt: „Das Stück Natur, das in uns geopfert werden soll, lassen wir uns nicht mehr nehmen," d. h. alle diese mannigfachen Systeme wollen ihren schwierigen Theorien zum Trotz etwas sehr Einfaches: sie wollen den Sitzmenschen wieder zum Bewegungsmenschen machen.



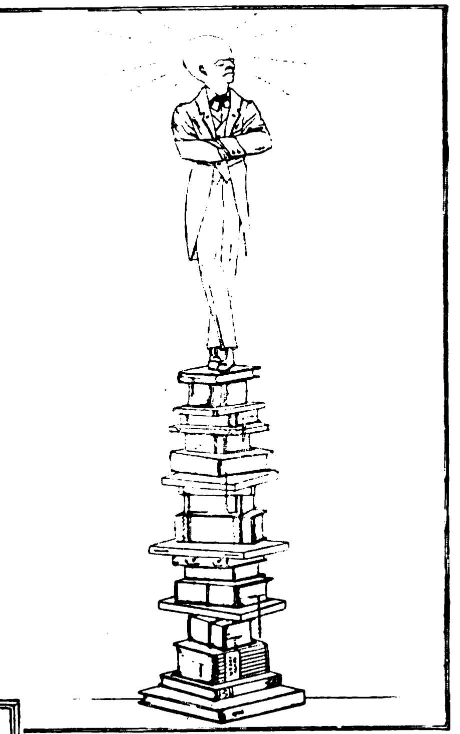
Den Schluß unsrer Rundschau bilden ein paar humorvolle Radierungen von Sascha Kronburg, spitze, auch in der Technik spitze Sächelchen, das Bäumchen des Lebens, das von einem Engel und einem Teufel gepflegt wird und sich demnach einigermaßen stachlig und unangenehm entwickelt, und den Autor, der auf der wackligen Pyramide seines Bücherruhms in selbstzufriedener Glorie steht. — Unser Heft eröffnet ein fröhliches Bild von Hugo Kunz. In diesem gewiß unproblematischen Gemälde steckt die mimische Heiterkeit der commedia dell' arte, wie sie aus uralten, vorgeschichtlichen Zeiten sich erhalten hat, nur äußerlich verwandelt, bis auf unsre Tage, auch im deutschen Lustspiel. Kunz hat sein Bild geschickt aufgebaut und in den Farben wohltuend abgestimmt. Trotz modernen Anklängen, namentlich in der Figur des Mannes, denkt man auch malerisch an die Zeiten Goldonis und Gozzis, ans achtzehnte Jahrhundert. — Zu den vielen Versuchen, die moderne Industrie künstlerisch zu erfassen, gibt Erich Mercker (zw. S. 564/565) einen gelungenen und eindrucksstarken Beitrag. — Mit dem nächsten Bilde (zw. S. 572/573) lassen wir erneut einen unsrer jungen und erlebenstiefsten Künstler zu Worte kommen: Erich Waske. Der Maler hatte die Freundlich-



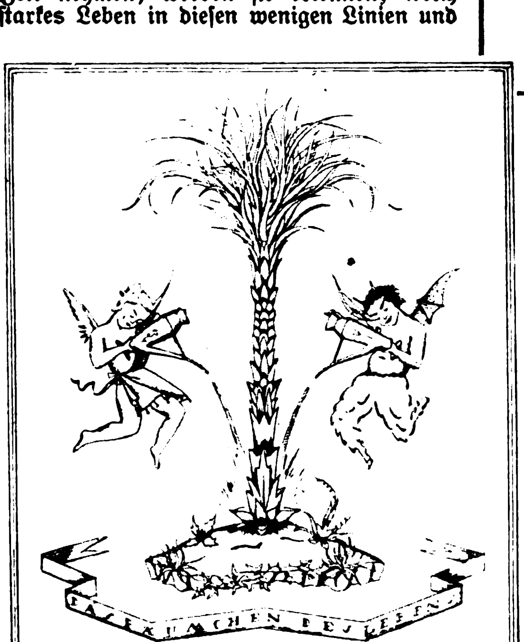


Rhythmische Gymnastik. Aufnahmen von G. Riebicke

keit, uns auf unsre Bitte zu seinem Bilde einiges zu sagen. Er schreibt. „Das Meer ist ein Thema, das mich immer von neuem anregt. Der weite Horizont als Ausdruck des Unendlichen, der unerforschliche Rhythmus der Brandung sind Dinge, die mich oft zur Gestaltung drängen. Ich versuche, etwas von diesem ewigen Geschehen fühlbar zu machen durch Reduzierung der Fülle zufälliger Einzelheiten der Naturerscheinung auf ein abgestimmtes Maß von Formen und Farben, das es dem Auge ermöglicht, die gesamte Bildfläche als ein einheitliches Wesen zu erleben. Je reinere Klangwirkung durch Ausschaltung oder Unterordnung der sich zudrängenden Einzelformen erreicht wird, desto mehr verdichtet sich auf dem Bilde von dem Seelischen des vorangegangenen Naturerlebnisses. Mit dem Gemälde ‚Auf der Seebrücke' wollte ich die Freude des Daseins und Schauens zum Ausdruck bringen." Wir zweifeln nicht daran, daß es unter unsern Lesern, namentlich den älteren, manche geben wird, die sich nur schwer in das Waskesche Bild hineinsehen können. Die Worte des Künstlers werden ihnen zeigen, wohin er will, und wenn sie sich mit gutem Willen Zeit nehmen, werden sie erkennen, welch starkes Leben in diesen wenigen Linien und Farben pulst. — Da hat es der „Lautenspieler" von A. Tilio-Jensen leichter (zw. S. 580/581), was natürlich nichts gegen den Maler sagt, sondern nur bedeutet, daß er sich gewohnter Mittel zu einer sicheren und allem Metaphysischen abgewandten Wirkung bedient. — Dem geschmackvollen Landschafter Alfred Helberger sind die Leser in diesen Heften schon oft begegnet. In seinem nordischen Bild (zw. S. 588/589) zeigt er sich auch hohem Pathos gewachsen. — Mit ausgelassener Lustigkeit und ganz echt in seinen Farben ist Franz Martin Lünstroth in seinem Spreewaldfasching vertreten (zw. S. 660/661). — Feierlich wie ein Heldensang aus Wikingerzeiten muten die Fischerboote Theodor Hummels an (zw. S. 636 u. 637). — Als letztes Einschaltbild bringen wir die „Amazone" von Fritz Behn, ein Werk, das seinen Schöpfer erneut als Meister auf seinem eigensten Gebiet zeigt: Mensch und Tier zu einheitlicher plastischer Wirkung vereinigt. P. W.



Der Autor. Radierung von Sascha Kronburg



Das Bäumchen des Lebens. Radierung von Sascha Kronburg

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Fischer & Wittig in Leipzig.



